

NAZIONALE
B. Prov.
XXIII
321
NAPOLI

VITT. EM. III

BIBLIOTECA PROVINCIALE

Armad. XXXVII



Palchetto

Num. d'ordine /

129 7 168

P. 611.

XXIII

321

A l l g e m e i n e

Encyclopädie der Wissenschaften und Künste.

6497.09

Allgemeine
Encyclopädie

der

Wissenschaften und Künste

in alphabetischer Folge

von genannten Schriftstellern bearbeitet

und herausgegeben von

J. E. Ersch und J. G. Gruber.

Mit Kupfern und Charten.

Dritte Section

O — Z.

Herausgegeben von

M. H. C. Meier und L. F. Kämpf.

Sechster Theil.

ORPHANITEN — OSTEOLOGIE.

Leipzig:

H. A. Brodhau s.

1835.





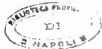
Allgemeine
Encyclopädie der Wissenschaften und Künste.
Dritte Section
O — Z

Sechster Theil.
ORPHANITEN — OSTEOLOGIE.

Verzeichniss der Tafeln,

welche mit dem Sechsten Theile der Dritten Section der Allgemeinen Encyclopädie,
zu den nachfolgenden Artikeln gehörig, ausgegeben worden sind:

ORT, ORTSBESTIMMUNG, ORTSLEHRE, ORTSLEHRE UND ORTSLEHRE	Bergbau.
ORTSPROFIL	Bergbau.
ORT	Geometrie.



ORPHANITEN.

ORPHANTEN, eine Partei, zum Theil auch Secte der Hussiten, waren bis zu ihres Feldherrn Jiskra's *) Lode im J. 1424 eins mit den Laboriten, trennten sich aber nun, als ein Theil derselben zu Jiskra's Nachfolger Procop Holsy (Procopius Rarus) wählten, versicherten, es sei Niemand in der Welt würdig, dem verstorbenen Vater Jiskra zu folgen, nannten sich Waisen, und ließen alles durch mehre Hauptleute verrichten, unter welchen Procop der Kleinere der vorzüglichste. Die vier Parteien der Hussiten (Laboriten, Orphaniten, Drebiten und Prager) vereinigten sich nur dann und handelten gemeinschaftlich, wenn sie von einem auswärtigen Feind angegriffen wurden, oder ein, zwei, drei Parteien schlossen sich aneinander, wenn sie einen Raubzug in das Ausland thaten, oder nach dem Ausbruche der Hussiten das Land der Philister, der Däumer und Moabiter heimzuziehen wollten. Zwischen den Laboriten und den sich von ihnen trennenden Orphaniten blieb noch immer eine enge Verbindung, als zwischen ihnen und den andern Parteien. Die Orphaniten, sich mit den Laboriten vereineud, eroberten im J. 1424 die Stadt Weinmancyk und viele Schloßer in Mähren. Während hierauf die Laboriten mit den Pragern in Baiern und Österreich einfielen, erfüllten die Waisen mit den Drebiten den ganzen Hecht hindurch Schloßen und die Kauff mit Raub, Brand und Mord. Bei den Orphaniten erschienen im J. 1425 die Kaiserliche Priester, Christian Medicus und Peter von Wladonowicz, welche von den Pragern, weil sie sich mit Petrus Anglicus nicht vergleichen konnten, waren auf das Rathhaus gefangen gesetzt und dann auf Verbiten des Regierers Johann Koryanus freigelassen worden, und klagten über die Prager. Die Waisen hörten dieses gern, da sie eine Ursache erhielten, ihrem heimlichen Grolle gegen die Prager Luft machen zu können. Sie zogen 4000 Mann stark vor Eytomitz, welche Stadt die Prager besetzt hatten, weil sie vordem zum prager Bisthum gehört, nahmen sie durch Sturm und schloßen sie. Von hier zogen sie ihren Brüdern, den Laboriten, zu Hülfe, welche die Stadt Swietla belagerten, erkürmten und verbrannten sie. Herzog Albrecht, welcher die Stadt entsetzen wollte, kam mit seinem Heere zu spät, und verlor in der Schlacht vom 5.

Nov. 1425 den Sieg. Die Sieger verbrannten hierauf Wrepto, welches die Prager inne hatten, und machten dann den 6. Dec. einen nächtlichen Angriff auf Prag selbst, wurden jedoch von den Mauern wieder herabgetrieben. Die Prager klagten des Morgens darauf durch eine Gesandtschaft über diesen Angriff ohne Ursache auf die Hauptstadt des Landes, und der den Pragern todt Procop Holsy brachte es bei den Waisen und Laboriten dahin, daß sie einen Frieden mit den Pragern ausrichteten. Im Oßern des J. 1426 wollten die Laboriten und Waisen, welche in Klatten überwintert, in das Baiernland einfallen. Da aber überall das Gerücht erscholl, wie sich die teutschen Fürsten zur Ausrottung der aufrührerischen Böhmen verbunden, unterließen sie den Einfall ins Baiernland und verglichen sich mit den Pragern, um dem gemeinsamen Feinde beizugehen zu können *). Der gefährlichste Gegner der Hussiten unter den teutschen Fürsten, welche außer dem Herzog Albrecht von Österreich ziemlich unthätig blieben, war der Kurfürst Friedrich der Streicbare, dessen Heer im J. 1425 den Hussiten, als sie nach Zerstörung der Stadt Tachau im Heimgange begriffen, einen Verlust von über 3000 beibrachte *), jedoch selbst gegen 4000, worunter acht Grafen, in der unglücklichen Schlacht bei Briz verlor *). Im J. 1426 vereinigten sich die Waisen, Laboriten, Prager und andere Hussiten, und beschloßen, die Teutschen völlig aus Böhmen zu vertreiben. Nach Eroberung und Zerstörung von Reipe, Birta, Trebmia, Adolp und Krapen *) ward den 6. Jun. zur Belagerung von Ausig geschritten. Zur Entsehung sandte die Kurfürstin Katharina, welche im Abwesenheit ihres Gemahls auf dem Reichstage zu Rürnberg die Regierung führte, ein Heer der Reizner und Thüringer von ungefähr 20,000 Mann. Dieses griff,

2) Theobald, Hussitenkrieg. S. 314—320. 3) Hermann. Corner. Chron. del Secord. Corp. Hist. Med. Aet. T. II. p. 1297. 4) Gerhard Winder. Gesch. des Kaiserth. Siegmund, Cap. 143, del Moneta. Script. T. III. Winder (vgl. Prager Brief) nach Waisen selbst, wo es doch an den Waisengrafen von Waisen nur verstanden war, und im böhmischen Gedichte lag. Seine Angabe der Zahl des Verlustes der Waisener in der Schlacht bei Briz wird von Engelhus Chron. bei Lebnitz, Script. T. II. p. 1142, und der Geschichte desselben bei demselb. S. 85 bestätigt. 5) Balbinus, Epitome Hist. Boh. Lib. IV. p. 467.

1) Aeneas Sylvius, Histor. Bohemica. Cap. 47. Opera Geographica et Historica. p. 72, 73.

noch von dem Tag und Nacht fortgelegten Marſch er-
müdet, ſoglich die hinter ihrer Bogenburg verſchanzten
Juſſiten den 15. Jun. müßig an, ſoſt den ganzen Tag
auf das Hartnäckigſte, verlor jedoch den Sieg und ge-
gen 12,000 Mann, unter ihnen viele Frauen und Edel-
leute auf der Waſſerſtraße, während der Verluſt der Böh-
men nur 3000 betrug. Die Sieger eroberten die Nacht
darauf Kuſtig und machten es zu einer Fefte. Durch
den Sieg bei Kuſtig gewannen die Juſſiten, wie die
deutſchſchreibenden Zeitgenoſſen ſie nennen, ſowie auch ſpe-
ziell die Orphaniten¹⁾, einen den Teutſchen Schrecken ein-
flößenden Namen und hierdurch viel an Gefährlichkeit.
Als die Waſſen und Laboriten von Kuſtig gekommen,
gedachten ſie ihrer alten Feindſchaft gegen Bojſto von
Podiebrad, weil er ſeinen Vetter Kiriſchko heimlich auf
den Schloſſe Koſtomitz gefangen genommen, belager-
ten den 6. Aug. das Schloß Podiebrad, erlitten bei Be-
ſtürmung großen Verluſt, da Bojſto's Wäſſenweiſer die
berüchſteſten in ganz Böhmen waren, ſahen die Bela-
gerung bis den 3. Nov. fort, wo ſie wegen der naheben-
den Kälte, des Mangels an Lebensmitteln und der Feſtig-
keit des Schloſſes abzogen. Bojſto that darauf auf das von
ihnen eingenommene Nimburg, wo ſie überwinterten, ein-
nen unglücklichen Angriff den 25. Nov., wobei er das
Leben verlor. Die auf Prag vertriebenen Magiſter Pe-
ter von Madonowicz, Huſſen's getreuer Weiſe auf dem
koſtbarſten Concil, Johann Przibram und Chriſtianus Ne-
dicus waren, weil ſich die Orphaniten ihrer angenom-
men, wieder in ihre vorigen Stellen eingefeßt worden.
Während ihrer Verbannung hatte Petrus Angluſus (Peyne)
ſich ungeſteht vernemen laſſen, daß das Brod des hoch-
würdigen Sacraments des Altars ſchlechtes Brod, der
Wein ein ſchlechter ſei, alſo daß man den Leib und das
Blut Chriſti allein durch den Glauben empfangen müſſe.
Zuſt ſuchten die zurückgekehrten Lehrer ihn von ſeiner
Meinung zurückzuführen, und den 3. Jan. 1427 bis-
panierte Przibram öffentlich wider ihn, woraus die Flamme
von Neuem emporſchlug. Wegen des Fahrens und Kir-
mens, beſonders in der Faſten, nahmen die Prager, die
es mit Petrus Angluſus hielten, die genannten Lehrer,

denen die Waſſen und Laboriten Beifall gaben, und
Magiſter Laurentius, Pfarrherrn bei St. Heinrich, den
Pfarrherrn in der Kirche zum heiligen Kreuz und andere
mehr gefangen, und ſchafften auch die Laboriten aus
dem Prager-Städtelein. Deshalb lagerten ſie ſich den
24. März vor Prag, erſt bei Rodzan, dann bei Zabie-
liſ, und verlangten in Prag einlaſſen zu werden. Die-
ſes geſchah nur mit Procop Holý, Jan Kobacz, Jan
Waltam vom ſchwarzen Adler, und Procopius dem Klei-
nen, dem Hauptmann der Waſſen, der Frieſennume-
rentungen wegen. Zu dieſem Beſuche ſchickten auch die
Saager, Launer und Schiener ihren Gefandten nach Prag.
Aber die Unterhandlung führte zu nichts, da die Labo-
riten mit Liſt umgingen, denn Jan Kobacz betrüch-
tigte nur ſeinen Vortheil, und ſuchte eine Gelegenheit,
die Stadt zu übermächtigen. Da dieſes den Pragern ver-
rathen ward, mußten alle Laboriten (und Waſſen, wie
der Zuſammenhang lehrt) gleichſam Prag verlaſſen. Wä-
rend die Waſſen und Laboriten mit den genannten Haupt-
leuten wegen ihrer eignen Streitigkeiten mit den Pragern
vor Prag lagen, und außerdem von den böhmischen
Herren angetrieben wurden, den von den Pragern ge-
fangen gehaltenen Siegiſmund Koribut durch Gewalt den
freien zu helfen, jedoch in dieſes aus Mißtrauen gegen
Koribut nicht eingehen wollten, ſammelten ſich dieſen-
igen Laboriten und Waſſen, welche aus Jaromir, Ra-
bod, Königsmärk, Trautenau, Politz und Ratibitz über-
wintert, wählten zum Hauptmannen Weſel Kaudelink, thei-
len einen Einſatz nach Schleſien, und vertrieben die Gold-
berg, Rauban, Brieg und andere kleinere Städte, Dör-
fer und nicht wohl vermauerte Schloſſer, und brachten ſo
viel Raub, namentlich geraubtes Vieh, heim, daß ſie 16
Ochſen oder Kühe um zwei böhmische Schock oder zwei
Thaler verkauften. Auf ihrer Heimkehr ritten ſie denen
von Königgrätz und Königshoff, welche das Schloß
Rottenburg lagerten, zu Hülf, und erſtürmten und
ſchleiften es. Da jene Waſſen und Laboriten vor Prag
geſehen, daß ſie nichts ausrichten, hatten ſie ſich gegen
das mit den Pragern verbundene Schloß gewandt, und
es nach beſtiger Belagerung den 25. April übermächtig,
und darin alle ohne Unterſchied erſchlagen. Von Schloß
gegen ſie nach Leitmeritz und nahmen es durch Übergabe
ein. Die Waſſen, die unlängſt mit ihrem Hauptmannen
Weſel Kaudelink in Schleſien gewüthet, ſtießen zu ihren
Brüdern, raubten und brannten um Laurzim und Böhm-
ſches Brod, und erſtürmten Kwieznitz, den Sitz des
Protopſcop's Tycza, den ſie darin mit all den Seinen ver-
brannten, ſuchten dann den pflücker Kreis mit Raub,
Brand und Mord heim, eroberten die Schloſſer Schwib-
bow und Dobruſchitz, ſtießen wieder zu ihren Brüdern,
belagerten und nahmen das Schloß Liebo, und lagerten
ſich dann vor Prag bei Wridomow. Da ſchickten die
Saager Gefandten zu den Waſſen und Laboriten und
den Pragern, und ließen ſie ermahnen, daß ſie ſich ver-
gleichen ſollten, weil der Kaiſer das ganze römische Reich
ausgehoben und ſie bezwingen wolle. Die Gefandten
brachten auch einen Frieſen zu Stande, vermöge deſſen
die gefangenen Magiſter freigeſſen wurden. Doch weil

1) Annal. Viterbo-Caiſiana. bei Mencke. T. II. p. 416. Fort-
ſetzung ſchreiben bei demſ. S. 417, 418. Roſitz, Thüring. Cyr.
bei demſ. S. 1818, 1819. Andreæ, Presbyter Ratisbonenſis,
Diarium Sexennale dei Geſelle. Script. T. I. p. 27, 28. Chron.
Terrae Miſſionis bei Mencke T. II. p. 336. Hermann. Cor-
nar. p. 1263, 1269. Bergl. Hertz, Lebensgeſch. Friedrichs des
Streitbaren S. 514—520. Dehmann, Hiſtor. Boeb. Lib.
XXVII. p. 704. Hagecius, Boebm. Chron. p. 752. 7) So
erwähnt bei dem ſuchtbarſten aller Einſätze in das beſchriebene
Land im T. 1480 Hermann. Gerner. that die Waſſen, obſchon auch
die Laboriten Theil nahmen, indem er ſagt: *Haereticis Hussi-
tæ de recta Orphanorum intrantes Miamm cum grandi exer-
citu etc.* und zum T. 1482 S. 1514 ſagt er: *Magdeburgenses
quia alias Hussitarum et Orphanorum haereticorum voracissi-
mæ formidantes etc.* Huſſiten in enger Bedeutung hießen die
Prager, ſo J. H. ſagt Wittenb. S. 215. S. 1274: *etiam dieſen
ſich Huſſen, etiam die Waſſen, die andern die von Labor, ſo
ſagt Kreny, der Kriſten bei Schloßes Katiſin, in einem Briefe
an den Kaiſer (bei Hermann. Gerner S. 1355): Exercitus au-
tem Hussitum et Orphanorum ac Laboritarum etc.*

die Prager fürchteten, daß die Laboriten (und Waisen) etwas im Schilde führten, wollten sie sie nicht in die Stadt lassen, setzten auch einige Rathsherren, welche es mit ihnen hielten, ab⁸⁾. Der von dem Papste nach Teutschland gesandte Cardinal Heinrich von Winchester betrieb den von den Kurfürsten beschlossenen Zug gegen die Böhmen mit großem Eifer. Drei Heere drangen in Böhmen von verschiedenen Seiten ein. Das eine, wie man vermuthet, das meiste⁹⁾, lagerte sich den 23. Jun. vor Mies¹⁰⁾. Die Prager hielten sich unterdessen geruht, zu den Waisen und Laboriten sendeten, und sie ermahnt, das Vaterland in dieser Gefahr nicht im Stiche zu lassen. Die Waisen und Laboriten zogen nach Prag, wo sie die Nachricht von der Belagerung von Mies hörten. Die Prager waren so in Schrecken, daß ihr Mißtrauen gegen die Waisen und Laboriten überwogen ward, und sie dieselben durch die Stadt ziehen ließen. So gingen durch Prag den 12. Jul. Waisen und Laboriten mit 300 Wagen, den 13. Jul. andere Drapaniten mit 200 Wagen und den 15. Jul. Procop Holz mit 1000 Mann und 200 Wagen¹¹⁾. Sobald das Heer vor Mies den 21. Jul. die Hussen anrücken sah, veranlaßte es, von allgemeinem Schrecken ergriffen, die Belagerung mit der Flucht, und brachte in die erst heranrückende Heere ebenfalls Unordnung. Gegen 10,000 wurde von den nachfolgenden Böhmen getödtet und sehr viele Kriegsgeräthe erbeutet, worauf die Sieger Tachau belagerten, den 11. Aug. erstickten, ein fürchterliches Blutbad anrichteten¹²⁾ und mit Laboriten die Stadt als Grenzmauer besetzten. Die Waisen nahmen als Denkmal ihres Elirges ein übergroßes Stück Wache, genannt Chemel, mit nach ihrer Stadt Labor. Unterwegs wollten sie ihr Glück an Hülfs versuchen, erlitten aber von der Wütherschaft so tapfern Widerstand, daß sie nur die Vorstadt anzünden konnten. Während die Böhmen sämmtlich gegen die Teutschen ziehen mußten, machten die Schlesier einen Einfall in Böhmen, um sich wegen des Schadens zu rächen, den ihnen die Waisen im Frühlinge dieses Jahres (1427) zugefügt, belagerten Nachod, zogen ab, als sie die Niederlage der Teutschen erfuhren, brachten den nachfolgenden Nachod und Gersheim eine große Niederlage bei, belagerten Nachod von Neuem, zogen aber ab, als die Kriegsmacht der Prager, welche den ihrren Hresfahrt gegen die Teutschen bringt, heranget, derauf. Da Divilsch Borzel, der Hauptmann der Stadt Kolin, sich den Waisen und Laboriten und Pragern widersetzte, beschloß Procop Holz diese Stadt in Verbindung mit den Pragern zu belagern. Um auf die Prager desto größern Einfluß üben zu können, bewilligte Procop Holz durch Einkünfte, daß die Neustadt sich von der Altstadt trennte,

und sich selbst einen Rath setzte, erhielt auch von den Pragern eine ziemlich starke Hülfe, und rückte mit ihr und den Laboriten und Waisen vor Kolin, welches an drei Orten belagert ward, wobei die Waisen unten gegen das Wasser lagen. Den 15. Oct. thaten die Kolliner einen Ausfall in das Lager der Prager, und brachten diese in große Noth, bis die Laboriten ihnen zu Hülfe eilten. Den 17. Nov. versuchten die Waisen ihr Glück an der Stadt, und nahmen zuerst die Wälle und zündeten sie an, und dann die Radestuben. Als sie aber die Stadt erkriegen wollten, erschlugen ihnen die Kolliner, die einen Ausfall machten, 150 Mann. Die Laboriten, welche oben gegen das Wasser lagen, sahen der Waisen tollkühnen Unternehmen und große Gefahr, wollten ihnen keine Hülfe leisten, sondern spotteten ihrer und fragten sie, wie die Kobazen oder Martinshörlein geschmeckt. Den 25. Nov. unternahmen die Laboriten, Waisen und Prager einen Gesammtzug, aber da das Eis brach, mit soichem Verluste, daß sie den Entschluß faßten, die Stadt bloß durch Hunger zu erzwingen. Den 3. Dec. mußte sich dann auch die Stadt übergeben, und ward mit Laboriten, Waisen und Pragern besetzt. Auch verglichen sich jetzt die drei Parteien dahin, daß sie auf einer Zusammenkunft zum neuen Jahr in Verain sich in der Residenz vereinigen wollten. Bei dieser Zusammenkunft der Laboriten, Waisen und Prager den 1. Jan. 1428 gerieten sie wegen der Kirchengeldbrüche bald in Uneinigkeit, denn Procop Holz, der Laboritenanführer, der Rubitz hatte und der Sachen künftige war, und mit ihm die Laboriten sagten, man könne wol ohne die Kuten die Messe halten und den Gottesdienst verrichten; man sollte auch die Elevation nicht gebrauchen, vielmehr das gesegnete Brod anbieten oder ihm göttliche Gabe erweisen. Die sieben Sacramente wollten sie nicht ganz, und von dem freien Willen des Menschen, von der Rechtfertigung, von der ewigen Gnadenwahl zu dem ewigen Leben, die Lehre der Prager nicht annehmen, sondern begaben sich hinweg, und wurden, als sie nach Prag kamen, nicht eingelassen, und Procop Holz ging ergrüt nach Raubitz, Waisen dagegen durften in Prag eintreten. Die drei Parteien schickten Gesandte mit Vollmachten nach Kolin, um sich wegen dieser Stadt zu vergleichen. Sie stellten die Entscheidung dem Loos anheim. Dieses fiel den Waisen zu, welche nun ihre Hauptleute dahin schickten und die Stadt regieren ließen. In Kuttenberg hielten die Waisen eine Zusammenkunft und verhandelten über die Kirchengeliegenden, besonders zogen sie die Belagerung des Schloßes Lichtberg in Betrachtung, weil ihnen von demselben mächtiger Schade geschah. Ungeduldet der Heimlichkeit dieser Verhandlung erlangten doch die auf dem Schloße Kennniss davon, nahmen zur Eist ihre Zuflucht, und verlangten auf 14 Tage einen Stillstand, damit sie sich mit ihnen vergleichen möchten. Die Waisen versahen sich keiner Eist, willigten ein und unterhandelten so lange in guter Fassung, bis die Versammlung in Kuttenberg ein Ende nahm. Da schrieben die vom Schloße an den erbsächsischen Hauptmann, Welfo Rudzish, dem die ganze Sache verboten worden:

8) Theobald S. 321—334. 9) Nach Theobald S. 334 vereinigten sich die drei Heere den 13. Jun. bei Teus, und schlugen vereint am 23. Jun. bei Reger bei Mies auf. Die von den übrigen Anführern dieses Zuges sich widersprechenden Nachrichten vermehrt Born S. 530—534. 10) Theobald S. 334. 11) *Annales Sylvius* Cap. 63. p. 74. 75. *Chronicon Novum* Mellicanus del Perz. Script. Hist. T. I. p. 255. *Einbebed* Cap. 151, 152. C. 1201, 1202. *Rathhaus* Liv. p. 469.

war, sie könnten sich mit einem solchen Räubervolk in keine Verbindung einlassen. Obwohl diese Antwort die Wälfen sehr verdross, konnten sie sich doch sobald nicht rächen, sondern zogen in der Fastenzeit (1428) nach Schlesien, und übten, wie sie gewohnt waren, Raub und Brand. Als ihr Hauptmann, Welfo Rudenitz, den 11. März durch einen Sturz vom Pferde das Bein brach, und in Daczyg der Heilung wegen verbleiben mußte, wollten die Wälfen wieder nach Hause, doch einige waren dagegen und drachten es dahin, daß sie Blasius von Kralup zum Herrführer wählten, der dann um Jauer, Pordowitz, Neumark und Lissa alles mit Raub, Brand und Mord erfüllte. Da aber die Breslauer sich ihnen entgegenstellen wollten, wandten sie sich nach Währen, machten unterwegs einen Anfall auf die Stadt Reife, die aber in zu gutem Vertheidigungszustande war, als daß sie sie hätten nehmen können. In Währen knüpften sie mit einigen Bürgern jener Stadt eine Verbindung des Verrathes gegen dieselbe an. Da sie sich jedoch zu schwach fühlten, schickten sie an den Procop Holý, der ihnen auch zu Hülfe eilte. Da sie aber die Sache jener eingeleiteten Verbindung nicht schnell genug verfolgen, erhielt die Stadt Brünn Kunde davon, ging damit so verückt um, daß weder die Verräther, noch die Wälfen zu erlahmen vermochten, daß ihr Vorhaben entdeckt sei, ermahnte ihre Bürger wegen der streifenden Feinde bis auf den 14. Mai in der Wälfung zu sein, ließ an diesem Tage die Stadt schließen, die Bürgerschaft versammeln und die aufgefangenen Briefe öffentlich verlesen, die Verräther gefangen nehmen und keinen Menschen aus der Stadt sich entfernen. Am 17. Mai, dem festgesetzten Tage, wo die Stadt übergeben werden sollte, zogen die Wälfen früh vor Tages Anbruch in aller Stille vor die Stadt, wählten, da sie Niemanden auf den Mauern oder sonst Anhalten zum Widerstande bemerkten, alles sei der Verabredung gemäß angeordnet, und ließen sich in die Straßen hinab, um die Stadt zu ersteigen. Als eine gute Anzahl sich in den Straßen befand, fiel die Bürgerschaft auf den Thoren mit gewaltigem Getöse unter die erschrockenen, nicht geordneten Feinde. Die in den Straßen sich befindenden wurden sämtlich mit Steinen zu Tode geworfen. Vor der Stadt wüthete das Gemetzel drei Stunden, bis beide Theile sich blüfften und darauf mit erneuerter Wuth einander anstießen. Das Geschütz auf den Mauern brachte die Feinde zum Weichen. Procop Holý, welcher sich in dem Wälfung verzögert hatte, erhielt Nachricht, wie es den Wälfen erging, eilte zu Hülfe, und kam eben noch zur rechten Zeit, da die Wälfen sich bereits zerstreut auf der Flucht und die Brünnner in frischem Nidermetzen derselben befanden. Nun nahm die Schlacht einen neuen Schwung und wüthete bis vier Uhr, wo die Brünnner, da die Feinde auch abgemattet waren, unbefähigt in die Stadt zurückzogen. Den Böhmen hatte der tapfere Widerstand der Bürger die Hoffnung zur Einnahme der Stadt abgelenkt, und sie zogen in der Nacht davon, die Wälfen nach Böhmen, die Laboriten nach Österreich. Die Wälfen kamen eben zu gelegener Zeit in Böhmen an. Während Pro-

cop Holý außer Landes war, hatten die auf dem Schlosse Bechine das Schloß Radsticht unterhalb Zabor eingenommen und angezündet, die von den Laboriten erbaute Festung Dikrometz erobert und geschleift, die Stadt Pribemitz an einer Brandstätte gemacht, und waren vor Zabor, den Hauptstich der Wälfen, gezogen, welchen sie erobert hätten, wenn sie von den aus Währen heimkehrenden Wälfen nichts hätten befürchten müssen. Als Procop Holý von seinem Raubzug aus Österreich zurückkam, sammelte er alle Laboriten und belagerte seit dem 16. Jul. das Schloß Bechine. Procop der Kleine nahm die Wälfen zu sich und belagerte das Schloß Richtenberg, da die Richtenberger im Frühlinge die Wälfen so meisterlich zum Besten gehabt. Im September sandte Kaiser Sigismund eine Hofschatz an die Prager, Wälfen und Laboriten. Sie ward von den Pragern und Wälfen zu Kuttendberg angehört, und suchte den rechtlichen Anspruch des Kaisers auf die böhmische Krone geltend zu machen. Die Prager und Wälfen antworteten: er habe sich selbst der Krone beraubt, und nichts Freundliches wäre von dem zu erwarten, der so viele feindliche Herren in ihr Land geschickt. Procop Holý hingegen schöpfte aus der Falsche, welche Sigismund Jisl'a'n gethan, Hoffnung, dergleichen Ehre und Hobeit zu bekommen, ließ sich in Unterhandlung mit der kaiserlichen Hofschatz, die sich befug über die Prager und Wälfen befugte, ein. Während Procop Holý das Schloß Bechine zur Übergabe, welche den 14. Oct. stattfand, zwang, lagen auch die Wälfen noch vor dem Schlosse Richtenberg, in fester Überzeugung, es zu erobern. Da es ihnen aber an Proviant zu mangeln anfang, gedachten sie an die reiche Beute, die sie in Schlesien gemacht, befehlten alle von ihnen vor dem Schloß ausgeworfenen Schanzen, machten darüber zu Hauptleuten Kralowecz und Welfo, und zogen den 1. Nov. nach dem schlesischen Lande. Nun machte der Richtenberger Schloßhauptmann einen nöthigen Ausfall, bei welchem er gegen 100 Mann Wälfen erlegte, und die Mäune, mit welchen die Belagerten das Schloß umgeben zerriß und verbrannte, und führte ohne Verlust seine Schatz auf die Feste zurück. Als die Wälfen die Niederlage der Brünnner sahen, schickten sie eilig Verstärkung, um den Belagerten das Ausfallen zu verwehren. Kralowecz, der mit seinen Brüdern in Schlesien¹²⁾, nämlich nach dem ältern unbestimmten Sprachgebrauche, nach welchem auch die Lausitz mit unter Schlesien begriffen wird¹³⁾, eingefallen, brachte um Zittau raubend, so viel Vieh und Getreide zusammen, daß er hindlänglichen Proviant für den Winter zu haben glaubte. Während er aber sorglos nach Hause zog, wurde er von den Schlesiern (wie aus dem Zusammenhange zu schließen, zum Theil auch Lausitzern) bei dem Städtchen Grosskuma (Kradau an der Neiße) angegriffen. Bevor sich die Wälf-

12) So Theobald C. 251. 13) So nennen sich z. B. Michael Kemmer von Sorau in der Lausitz und Adam Schütz von Jitzsch Schütz, I. Monitus, Comment. Rer. Lausac. Lib. I. Cap. 40. de Lusacia, quod non sit pars Silesiae bei Hoffmann, Script. Rer. Lausac. T. I. p. 146.

fen gehörig aufstellen konnten, wurden sie getrennt, niedergeraubt, in die Flucht geschlagen und bis gegen Reichenbach verfolgt, so daß 600 Orphaniten auf dem Bahiplatz blieben, und aller Raub wieder verloren ging. Die Waisen, zu Hause angekommen, benachrichtigten Procop Holz von der durch die Schiefer erlittenen Schmach, sammelten auch selbst eine Anzahl Volk, griffen zuerst die Umgegend um Glas an, und raubten dann die Reise bis nach Möglichkeit. Die Schiefer, die neulich den Sieg über sie erlitten, sammelten sich, namentlich Fürst Johann von Münsterberg und Fürst Wenceslaus von Troppau, und warteten, wenn die Räuber heimkehren würden. Da fiel im scharfen Treffen auf Seite der Waisen Byssio von Gira, jüngst Hauptmann zum Bunde, und auf Seite der Schiefer Johann von Münsterberg. Da aber kein Theil weichen wollte, und die Orphaniten sich auf den nachfolgenden Procop Holz verließen, lagerten sich beide Theile gegen einander, bis die Schiefer, von Procop's Anzuge benachrichtigt, sich über den Fluß begaben und alle ihre Wagen verlassen mußten, welche die Böhmen in ihr Land führten. Als im J. 1429 der Winter so hart war, daß man nicht wohl zu Felde liegen konnte, suchten die Hauptleute der Taboriten und Waisen die beiden prager Städte zu vereinigen, die aus geringen Ursachen sich so entzweit hatten, daß ein Theil den andern auszuwurtten trachtete, und erbieten hierzu Wlasko Kaudelmit und Wazlo Bobkowsky ab, die zwar alle Mittel, die Prager zu vergleichen, anwandten, aber vergebens, weil ein Theil auf den andern so erbittert war, daß sie die Entscheidung der Sache nur dem Schwert anheim geben wollten. Die Altkrieger, welche der Neustädter Vorkaben merkten, erwiderten sich zum Hauptmannne Garbana, setzten ihn als Burggrafen auf das Schloß, und ließen gegen die Neustadt auf den Gräben hölzerne Schranken bauen. Die Neustädter beriefen Wlasko Kaudelmit mit den Waisen, welcher auch den 20. Jan. erschien. Die Neustädter schossen mit ihren Feilschlangen in die Altkrieger, und die Altkrieger antworteten mit Feuerseilen, bis Garbana mit Kaudelmit zusammenkam und einen Friedensstand bis auf Pauli Bekehrung machte. Dieser ward den Tag vor Lichtmess bis Jacobi erneuert. Den Sonntag vor Fastnacht verhandelten alle Stände der Krone Böhmen im großen Collegiengebäude zu Prag, wie man den Frieden herstellen und den Kaiser Siegismond annehmen konnte. Procop Holz ließ die Frage herumgehen, ob sie Siegismond, wenn er sich zu ihrem Glauben bekennen wollte, annehmen wollten. Einmüthig ward dieses bejaht. Nur die Neustädter und die Waisen bedachten sich, und gaben zur Antwort, sie wollten ihn als König und Herrn anerkennen, wenn er nebst den Ungern das göttliche Gesez annähme, das Abendmahl in beiderlei Gestalt empfangen und ihnen in allen Dingen zu Willen wäre. Procopius schloß eine Gesandtschaft an den Kaiser, aber ohne Erfolg, da Siegismond die katholische Religion nicht aufgeben wollte. Nun schlug nicht nur die Flamme des Bürgerkrieges in Böhmen zwischen den Katholischen und Hussiten wieder verderblich auf, sondern die Kasa wüthte

sich auch wieder über die böhmischen Gebirge herab. Die Waisen und die andern Hussiten beschloßen, die Weigner auf den Herbst heimzuziehen, welche nicht mehr der kriegserfahrene Friedrich der Streithare, sondern sein noch junger Sohn und Nachfolger, Friedrich der Sanftmüthige, regierte. Als die Waisen und ihre Glaubensgenossen sich zum Einmarsch nach Weissen versammelt, nahmen sie zuvor die Sache der Prager vor, und stellten zwischen ihnen einen mit 4000 Schoß verbürgten Frieden auf, und wählten dann Procop Holz zum allgemeinen Oberführer. Die Waisen und ihre Verbündeten fielen nun in Weissen ein, ließen zuerst die Gegend zwischen Dipoldswalde und Pirna ihre Noth empfinden, besagerten Pirna und den Sonnenstein vergebens, nahmen Altkrieger ein und verbrannten das Kloster der Eremiten; Friedrich war nach Dresden geritten, und ließ den Thurm auf der Brücke aufbauen, damit ihn der Feind nicht eroberte. Da die Wätheride nicht fleißig Waide hielten, that der Hauptmann der Stadt einen nachtheiligen Ausfall, zündete die Badstuben an, schlug den Feind in die Flucht und warf die Gefangenen in die Elbe. Die Waisen und ihre Verbündeten verbrannten hierauf die Weinsperren zu Ketschwar, verführten die Weinberge, beraubten die Dörfer bis an die Stadt Reichen, fielen diese an, nahmen den Bischof Johann IV., der aus dem Concil zu Konstanz flüchten wollte, verbrannten dessen, gefangen, besraubten die Kirchen, unterkriegen aus Furcht vor dem Adel und der Bürgerchaft die Belagerung der Stadt selbst, verschütteten hierauf die Bergwerke zu Scharfenberg, versuchten sich vergebens an der wohlbesetzten Stadt Hain, verheerten weit und breit das Land, verbrannten das Kloster Rissa, die Stadt Strebla, Belgern, die Vossstadt zu Torgau, und raubten bis an das Stist Magdeburg, da Niemand sich ihnen entgegenzustellen mochte. Auch der Erzbischof Günther von Magdeburg wollte ihnen keine Schlacht anbieten, obwohl er ein wohlgerüstetes Heer versammelt hatte. Sie ließen deshalb Magdeburg in Frieden, schlugen eine Schiffbrücke über die Elbe, durchstießen die Mark und die Lausitz, ohne jedoch feste Städte anzugreifen, verbrannten und zerstörten nur die unbefestigten Orte, schickten das Kloster der Stadt Guben ein, machten die Stadt zu einem Grab und Steinhaufen, ließen den Mönchen des Klosters Altenzele Arm und Bein ab, soßerten Börsig auf, sich loszukaufen, welches aber ihre Gesandten ersauften, und von dem Grimm und der Rache der Feinde nicht litt, da diesen das Belagerungsgeheiß abging, und hielten Waizen einjuchemen, da sie ein heimliches Verständniß mit dem besagten Stadtschreiber hatten, der Wasser in das Pulver goß. Doch der Rath wurde noch zeitig genug entdeckt und der Stadtschreiber büßte durch Verrathung. Durch Unterhandlung eines Herrn von Gorbuz, der auch den Verrath entdeckte, kauften Waizen sich für 300 böhmische Schock los. Um Weihnachten kehrten die Wä-

14) Gregorab. S. 336. 15) Metze, Thür. G. S. 1819, 1820. Math. Döring, Continuat. Chron. Engelsh. bei Mencke T. III. p. 6.

therische mit großem Raube heim¹⁶⁾), der aber ihre Raub-
gierde nicht sättigte, sondern nur noch mehr erstickte,
indem sie zugleich durch Raubgier gesteigert ward. Durch
einen Unfall, zwei Lagerzeiten von Görlitz, hatte ihnen
der schlesische Landesheuptmann wol 120 Wagen abge-
nommen, und 500 der Besten gefangen, und mehr als
500 Mann erschlagen¹⁷⁾). Mit den Waisen vereinigten
sich nach dem neuen Jahre 1430 nicht nur die übrigen
hussitischen Böhmen, sondern auch die Währer. Ganzer
acht Tage rathschlugen sie, was sie thun wollten, einige
wollten nach Österreich, andre nach Baiern, andre nach
Schlesien, andre nach Polen. Endlich wählten sie wie-
der Krüsen zum Schampfing ihrer Gruel, und zu Haupt-
leuten Procop Holz und Janzky¹⁸⁾), kamen wieder vor
das zu feste Viena, zogen vor Dresten vorüber, vor
Lommachsch, verbrannten Kolib, Wügel, Döbeln, Dah-
len und Dschag und die Dörfer, erschlugen die Bauern etc.
Zus Dschag hatte vor ihnen der Markgraf von Brand-
enburg nach Krüsig weichen müssen, wo der Erzbischof
Günther von Magdeburg, der Kurfürst von Sachsen,
seine Brüder und andre Fürsten, Grafen und Herren
mit einem Heere gegen 100,000 Mann stark lagen, wä-
rend das Heer der Waisen und ihrer Verbündeten gegen
70,000 oder nach Wäbrer und andern, u. z. dem Ver-
fasser des Silberzeibuchs (bei Leibnitz T. III. S. 405)
auch gegen 100,000 betrug. Ein Theil des teutschen
Heeres (800 Krüsig) unter Johann von Pölsz griff die
Böhmen vor Grimma in ihrer Wagenburg an. Diese
fielen heraus, zogen gegen 150, unter ihnen den stand-
haften Bannerführer, Georg von Wäbelen und Berka,
erlegten gegen 400, unter denen viele vom Adel, na-
mentlich Dietrich von Wäbelen, der Landgraf von
Thüringen Rath, Georg von Wangenheim, Friedrich
Bischoff. Am Krüsig wagten sich die Sieger nicht, da
ein starkes Heer sich darin besand, plünderten Altdenburg
aus, wätheten gegen die Einwohner und Klöster, und
verbrannten, um, wie sie sagten, Jüssen einen Grab-
stein aufzurichten, die Stadt, sowie auch Schmolln, Grim-
mischau, Werdau und Reichardt. erkürmten das Schloss
zu Plauen, machten Alles darin bis auf die Frauen nie-
der, verwüsteten die Stadt¹⁹⁾), sowie auch Hof, Hain-
reuth, Kumbach²⁰⁾), ließen Bamberg sich für 12,000
und Nürnberg für 13,000 Gulden loskaufen. Über 100
Erdbe und Schloßer und gegen 1400 Dörfer hatten sie
auf diesem Zuge verwüstet, und so viel Brute gemacht,
daß sie kaum auf ihren 3000 Wagen, von denen einige
mit 12 bis 14 Pferden bespannt waren, fortgebracht wer-
den konnte²¹⁾). Doch noch waren die Klüder nicht ge-
sättigt, sondern fielen in drei Häufen getheilt noch im

nämlichen Jahre mit dem einen in Polen, mit dem an-
dern in Österreich und mit dem dritten (10,000 Mann)
in Ungern ein²²⁾), wo sie die Schlacht bei Tirnau ge-
wannen²³⁾). Als sie hörten, wie der über ihre Siege
erschrockene Kaiser einen Reichstag auf das künftige Jahr
(1431) zu Nürnberg ausgeschrieben, kamen sie auf Wä-
bel, wie sie der drohenden Gefahr begnügen konnten, und
ließen auf den Frühling (1431) eine Versammlung der
Krüsig ausgeschrieben, um in der Religion, in der sie
keineswegs einig waren, sich zu vereinigen. Den 1. Mai
1431 hatte die Versammlung der Krüsig, der unter
hiesiger Beistand communicirenden Böhmen statt, und wa-
ren in drei Theile getheilt, nämlich in Prager, vorzugs-
weise die Hussiten genannt, in Zaboriten, welche später
die Brüder hießen, und in Wäisen, welche später mit
dem Namen Wätschawianer (von Wätschawia, Alt-Bunz-
lau) bezeichnet wurden. Diese tritten sie mit einander,
und die Nachrit, wie sich die Reichsfürsten zu einer
Heersahrt anstundten, Herzog Albrecht von Österreich
schon mit Heersmacht gegen Böhmen anrückte, und daß
auch schon ein Einfall bei Wäla geschehen, bewirkte, daß
sie unrichtiger Sache nach Hause zogen, und statt der
Betheiligung des Wätschawien sich zum Schwertkampf
rüsteten. Im Frühling 1431 zog Albrecht mit seinem
Heere gegen Böhmen bis Gremau (Krumau), hob aber
dessen Belagerung auf, als die Zaboriten, Prager und
Wäisen im Anzuge waren, und wänte sich nach Wä-
ren, und von da nach Hause. Im August 1431 rückte
das große vom Kaiser durch Anführung des päpstlichen
Legaten Julianus Gafarinus zusammengebrachte Heer der
Reichstruppen, das von einigen auf 80,000, von andern
auf 130,000 Mann angegeben wird, unter dem Kurfür-
sten Friedrich von Brandenburg als obersten Befehlshä-
ber in Böhmen ein, während Herzog Albrecht von Öster-
reich auf der Seite von Währen das Unternehmen un-
terstützte, richtete hussitengleiche Verheerungen an, und
belagerte das mit Zaboriten besetzte Tachau. Da eilte
von den Prager gerufen eilig Procop Holz, der mit sei-
nen Zaboriten und den Wäisen im piltsner Kreise bei Gots-
tischow lag, um die Grenze zu beschützen, zu den Pra-
gern bei Wäts, und zog so heimlich als möglich den ver-
lagerten Tachauern zu Hilfe; doch ward sein Anrücken
den Feinden bekannt, und diese verließen Tachau und
setzten sich bei Paus. Da schloffen die Wäisen und ihre
Verbündeten, als sie sahen, wie das große Heer ihnen
auswich, Muth, eilten ihnen nach, und als die Nachrit
von ihrem Anrücken sich im Lager der Reichstruppen ver-
breitete, brachen die Herzoge von Baiern mit ihren Völs-
kern noch in der Nacht auf, und eilten in größter Un-
ordnung nach Regensburg. Der oberste Befehlshäber
selbst, der Kurfürst von Brandenburg, zog stehend sich
in den frauenburg Wald. Nun ward die Unordnung
unter dem gemeinen Volke so groß, daß es zum Theil
seine Fahnen selbst zerriß und davon lief. Der erlauchte
Cardinal Julian sammelte wieder einen Theil der Krüsig

16) Theobald S. 357, 358. 17) Wäbrer Cap. 44.
S. 1804, 1809. 18) Theobald S. 359. 19) Morze S.
1820, 1821. Constantine Chron. Engelbüll, bei Leibnitz p. 88.
Beschreibung der schlesischen Feldzüge S. 418. Chron. Tor-
no Minimus p. 357. Theobald S. 360. 20) Albrecht Dor-
ring p. 6. 21) Wäbrer Cap. 163. S. 1219. Bericht über
die Wäisen und ihrer Verbündeten große Wäubzüge Albrecht,
Reichsfürst S. 12. S. 460. Rot. a. j. 475. Rot. d. und
die von ihm angeführten böhmischen Schriftsteller.

22) Hermann Struer S. 1295.

23) Wäbrer Cap. 170. S. 1821.

tigen bei Miesenburg. Als jedoch die Waisen und ihre Verbündeten anrückten, erneuerte sich das Schrecken unter den Reichstruppen, und die Böhmen hatten nichts zu thun, als die Kriechenden niederzujucheln, und mehr als 6000 Wagen mit Büchern, Pfeilen und Pulver und Spielzeug in Empfang zu nehmen²⁴⁾. Im November 1432 traten die Waisen²⁵⁾ einen Einfall in Österreich, während die Laboriten Ungarn, und auf ihrer Rückkehr Mähren heimführten. Auf dem böhmischen Landtage 1432, auf welchem verhandelt ward, ob man Gesandte auf das Concil zu Basel, das die Böhmen hierzu eingeladen, und die von den Böhmen den 27. April beschlossene Form, nach welcher man sich auf dem Concil verhalten wollte, beschließt hatte, schicken sollte, wollten dieses die Herren nebst den Hussiten in engerer Bedeutung, die Waisen, Laboriten und Drebizern, nebst dem gemeinen Manne das Gegentheil, indem sie darauf hinwiesen, wie es Hussiten und Hieronymus auf dem Concil zu Konstanz ergangen. Doch siegte die Ueberredung Rainbards von Neubaus. An die Spitze der Gesandtschaft stellte sich Procop Holz, der Einsichtiger so vieler Städte, der Bisinger so vieler Menschen, vortrefflich der Münde aus Nommen, und zeigte dadurch, daß er das Concil trotz Hussiten Feuertod zu beschützen wagte, noch größeren Muth, als er in der Schlacht gezeigt. Dem Concil wurden die vier sogenannten prager Artikel (i. d. vorgelegt. Vom 16. Jan. bis 6. März 1433 ward auch über die vier Artikel hinaus disputirt, ohne daß man sich vereinigen konnte. Vortrefflich hinderte dieses der Haß der Waisen und Laboriten gegen das Mönchswesen, welcher noch dadurch gesteigert ward, daß die beiden Procop, der Geschorener, Anführer der Laboriten, und der Kleine, vornehmer Hauptmann der Waisen, abgefallene Mönche waren. Um die Unterhandlungen wieder anzuknüpfen, schickte das Concil eine Gesandtschaft nach Prag. Die gemäßigten Hussiten oder die Galstriner, die hauptsächlich nur auf den Gebrauch des Kelches im Abendmahl bestanden, waren zum Vergleiche bereitwillig; aber die Waisen und Laboriten widersetzten. Diese Spaltung wußte die böhmer Gesandtschaft so geschickt zu benutzen, daß sie mit den Galstrinern zu Prag den unter dem Namen der Compacien bekannten Vergleich den 30. Nov. 1433 zu Stande brachten, durch welchen die Communion unter beiden We-

issen bewilligt und die übrigen Forderungen durch weite Einschränkungen gemildert wurden²⁶⁾. Die Waisen und Laboriten schalteten auf die Herren und den Adel, daß sie dem Concil zu viel nachgegeben. Daher wurden die Herren gezwungen, daß sie rathschlagten und stigten, daß sie ohne königlichen Herrn lebten und einem besondern Pfaffen (dem Procop) dienten, und brachten es dahin, daß in dem folgenden J. 1434 den 2. Jan. zu Prag ein allgemeiner Landtag gehalten werden sollte²⁷⁾. Noch im J. 1433 kam Gyazo (Gyazek), der Herrscher der Waisen, aus Preußen zurück, wo er dem polnischen Könige wider die Kreuzherren beigefallen²⁸⁾, und den Preußen schrecklichen Schaden zugefügt²⁹⁾, und zog nebst Wlodek Gostka und dem Priester Bedrzig, welche in Mähren und Böhmen viel Kriegsvolk zusammengebracht, den Laboriten vor Pilsen zu Hülfe, welche Stadt als Hauptstadt der Rathvolken, die sich mit den Hussischen Böhmen nicht vereinigen wollten, Procop Holz vom 15. Jul. 1433 belagerte. Da die große vor Pilsen versammelte Macht das Belagern vernachlässigte, erlitten durch einen Ausfall der Pilsener die Waisen großen Verlust an Menschen und Habe, und unter dieser ihr Kameel, welches sie so verlor, daß sie nicht abziehen wollten, als bis sie ihr Kameel wieder hätten. Aber es ging ihnen so wenig nach Wunsch, daß die Pilsener das Kameel beschieden, und zum ewigen Zeugnis ihrer Ausdauer im Widerstande vom Kaiser Siegenius und ein Kameel in ihr Wapen bekamen. Auf dem Landtag im Februar 1434 stellte Rainbard vor, wie Böhmen durch die bisherigen Verhältnisse zerrüttert und dem Untergange nahe gebracht worden, und Niemand dadurch Nutzen gesehen, als dem Procop, dessen Hock die Böhmen trügen, und schlug als Heilmittel vor, einen aus der Ritterschaft zu wählen, welcher nebst anern die Regierung führe. Die Stände nahmen dieses an, und wählten zum Subernator Alex Bratshiewsky (Also de Rezenburg (Riesenburg), alias de Wizenstow, Gubernator Regni Bohemina, wie er sich selbst in einer Urkunde³⁰⁾ von 1335, Alsio de Riesenburg, wie ihn Anas Eptibus nennt), und gaben ihm den Fürsten Mainard von Neubaus, nebst den Herren Plazek und Gensle von Wlitz bei Mainbarden, schickten die zu Basel versammelten Räte, welche das von den Waisen und Laboriten auf das Äußerste bedrängte Pilsen um Hülfe gebeten, 8000 Dukaten, damit er Kriegsvolk anwerbe und Pilsen ersehe. Zu dieser Zeit waren die Streitigkeiten zwischen den Prager oder den Hussiten in engerer Bedeutung auf der einen und den Waisen und Laboriten auf der andern Seite dahingekommen, daß die Reusländer sich mit den Waisen und Laboriten vereinigt hatten, und die Waisen die Reusländer besetzt hielten. Befehlshaber dieser Besatzung war der

24) Theobald S. 365, 367, 368. Blindes Cap. 179. S. 1238, 1239. Aeneas Sylvius, Cap. 48, p. 75, 76. Matth. Döring, p. 6. Andreas Ratisbonensis. Chron. bei Schiller, Berp. p. 48, 50. Balbinius p. 476. 25) Waise auch waren vermuthlich bei Procopius, als dieser mit seinen Laboriten im J. 1431 das Geland, nach hierauf schickten und im J. 1432 das Geland und Pilsenland heimführten. Da jedoch die Waisen nicht ausdrücklich bei diesen Kaufahrten genannt werden, so deuten wir sie nur an, und verweisen in Beziehung auf die Regierung von Reusburg im J. 1431 und die Ueberwindung der Hussiten aus Schiller auf S. 1321 (vergl. Wlitz, Gesch. der Fürstl. Staaten. I. Bd. S. 299, und in Beziehung auf die übrigen Umstände der Herrschaften von 1431 und 1432, und namentlich der Eroberung Landau's auf Theobald S. 366 und 393. (Vergl. Heinzrich, Handbuch der schilf. Gesch. I. Th. S. 385, 386.)

26) Compacta Pragensis inter legatos Concilii Basilensis et Bohemos dei Lubitus, Mantion. Cod. Jur. Gensium. P. II. N. 18, p. 138—140 enthalten zugleich auch die vier prager Artikel. 27) Aeneas Sylvius Cap. 51, p. 80, 81. 28) Theobald S. 396—405. 29) Matth. Döring, p. 7. Aeneas Sylvius p. 83. 30) Urk. bei Leibnitz, Mont. C. J. G. P. II. N. 19, p. 141.

dem Kothjan seinliche Presbyter Lupus, welcher gegen ihn das Volk durch Predigten aufreiste, während Kothjan in der Altstadt wohnte und auf Lupus schmähte. Da so die Erbitterung wuchs, verschlossen die Waisen den Zugang der Altstadt in die Neustadt, errichteten hohe hölzerne Thürme und beschossen die Altstadt. Diese Gelegenheit benutzte Kles, stellte den Ständen vor, wie seine Regierung nichtig sei, da sie von den Waisen und Laboriten verachtet werde. Da ward beschloffen, mit der durch Rainhard zum Einsatz Pilsens zusammengebrachten Mannschaft erst nach Prag zu gehen. Als man in die Altstadt gelangte, ward der Befehl an die Waisen erlassen, die hölzernen Thürme hinwegzuschaffen und dem Kles zu gehorchen. Die Waisen sagten, daß Kles nicht als Gubernator gelten könne, da weder sie selbst, noch die Laboriten ihn als solchen annehmen. Nun ein Einfall der Kisküder in die Neustadt bei einem Rostmarkt, dann gegenseitige Beschießung der Altstadt durch die Neustadt, und dieser durch jene, den Tag darauf Untergrabung der Palisaden der Waisen durch die Altstadt und Einnahme der Neustadt. Als viele der Waisen gefallen, rettete sich ihr Befehlshaber, Lupus, durch die Flucht⁵¹⁾. Großer Schach der Waisen und Laboriten, welchen sie auf ihren Raubzügen zusammengebracht, fiel in die Hände der Sieger⁵²⁾. Diese verfielen noch ihre Streitmacht, indem sie alles Volk in Prag unter ihre Fahnen versammelten. Die Waisen und Laboriten unter Procop Holp, welche Pilsen bedrängten, hoben von den Pilsenern verhöbnt, als sie gewisse Nachrichten von der Niederlage ihrer Brüder erhielten, die Belagerung auf, eilten grimmig gegen Prag und verwarfen den ihnen von gemeinsamen Freunden angetragenen Friedensvertrag, in welchen sie nur willigen wollten, wenn ihnen die Prager Neustadt zurückgegeben und Pilsen in den Stand zurückgebracht würde, in welchem es vor Aufhebung der Belagerung gewesen. Die streng katholischen Pilsener dagegen waren so klug, sich durch Annahme der vier Artikel mit den Pragern zu vergleichen und Rainhards Kriegsmacht zu verhärteten. Da von dem alles mit Feuer und Schwert verheerenden Laboriten und Waisen kein Friede zu hoffen, schlug Rainhard mit seiner Kriegsmacht gegen sie die Schlacht bei Hřibyz auf einer großen Ebene unter Reizem zwischen Prag und Kaurzim den 28. Mai 1434. Durch verstellte Flucht ließen sich die Waisen und Laboriten aus ihrer Wagnburg, welche sie schon vor mancher Niederlage geschloß, herauslocken, und fanden größtentheils (nach gleichzeitiger Sage einiger, welche Anbrach von Regensburg aufbewahrt, über 10,000) ihren Tod, und unter ihnen nach heftigstem Kampfe die beiden Procop und andre Hauptleute. Nur wenige entkamen mit Gajpel, der die Reiterei befehligte. Alle ihre Wagen, Geschütze u. s. fielen in die Hände der Sieger⁵³⁾.

Viele Tausende Waisen und Laboriten wurden zu Gefangenen gemacht. Ihnen, denen Krieg und Raub zur Gewohnheit geworden, die Freiheit wieder zu geben, schien mit solcher Gefahr für die Ruhe des Landes verbunden, daß man, um die gefährlichsten aus den minder gefährlichen, nämlich von den Bauern, welche zum Kriegsdienste gezwungen worden waren, auszuheben und zu verbannen, auf Rainhards Rath zu solander Ärgstis und Grausamkeit seine Zuflucht nahm. Man ließ durch Herolde ausrufen, wie da Gajpel entkommen, der Krieg noch nicht zu Ende sei, sondern man könn, in welches er sich geworfen, erobern müsse, und wie man auch die Böhmen benachbarten Völker, welche Böhmen verheerten, bedrängen müsse; man brauche hierzu tapfere, kampfgewohnte Leute, die unter den beiden Procopen gebient, und wolle solche besolden; es möchten daher alle, welche Kriegsdienste nehmen wollten, sich in die nächsten Schreuen begeben, aber keine in dem Kriegsbauwerk Unterfahnen mit hineinfallen, diese sollten vielmehr die Felder bebauen. Mehrere Tausende abgehärtete Waisen und Laboriten begeben sich in die Schreuen, wurden darin verschlossen und verbrannt⁵⁴⁾. So ward die Macht der Waisen und Laboriten nur durch die Böhmen selbst, welche der zwanzigjährigen Unruhen müde geworden, nicht durch aufwärtige Macht⁵⁵⁾ gebrochen. Nach langen Unterhandlungen wurde auch Gajpel dabin gebracht, daß er sich mit den Waisen und der Stadt Labor dem Gubernator unterwarf. Bei der Gefandtschaft der Böhmen, welche den 26. Jun. 1434 von Laus nach Regensburg zum Kaiser sich begab, war von Seiten der Waisen Gajpel. Böhmen war noch nicht ganz beruhigt, weil sich die Geistlichen, vorzüglich die Laboriten, nicht vertragen konnten. Während daher im J. 1435 die böhmischen Herren durch Waffengewalt die Laboriten zur Ruhe zwangen, indem sie das von den Laboriten erbaute Schloß Litrowez schloßen, Prábohnic, das auch den Laboriten gehörte, eroberten und die Stadt Kompiac zur Übergabe zwangen, hatten die Waisen ihre Ansprüche auf Kolin erneuert, es belagert und eingenommen. Doch der Priester Bedřich zog mit seinem Volke vor Kolin, und entriß es den Waisen wieder. Darum wollten sie ihn überfallen und zum Friedenbaten zwingen, aber die Laboriten legten sich ins Mittel, so daß die Stadt Kolin unter Rainhard so lange sequestrirt ward, bis sich die Waisen und Laboriten darum vergleichen würden. Aus den 14 Artikeln, welche die Böhmen dem Kaiser Siegenau, als sie ihn wieder zu ihrem Herrn annahmen, vorschrieben, und der Kaiser annahm, heben wir den neunten aus, welcher die Waisen allein betrifft, nämlich, daß sich die Waisen ohne Bewilligung ihrer Freunde nicht verhandeln dürfen. Auf der Ver-

nomine Orphani vocantur etc. Er nennt bei der Belagerung von Pilsen und der Schlacht bei Hřibyz das die Waisen, wegen ihrer bedeutenden Zahl geistlichen Rölle.

54) Amos Sylvius p. 84, 85. 55) Siehe die Betrachtungen Winklers (Cap. 194. S. 1250, 1251) welche er an die Erhaltung der Laboriten (Laboriten) und Waisen zu Wilschrad und in der neuen Stadt zu Prag und an die darauf folgende anverleibte Ausrottung derselben anknüpft.

51) Amos Sylvius Cap. 51. p. 81, 82. Theobald S. 367—409. 52) Hermann. Corner. p. 1333. 53) Bericht Kump's des Kassianus von Ruzititz, welcher der Schlacht beizuohnte, bei Hermann Körner S. 1336, 1339. Andreas Ratisbon, sagt p. 54: Ex hinc quom prodeciit Hantite, qui singulari

sammlung der Geistlichen zu Beraun ward den 18. Jul. 1436 die Vereinigung völlig getroffen, nach Art und Form, wie sie in den Compacten enthalten ist, indem diese die Waisen nebst den Zaboriten, den Husiten und den Lehrern der prager Universität annahmen. Im J. 1436 besdwor auch der Kaiser, der sie noch ergänzte ³⁾, und Herzog Albrecht die Compacten. Sigismund ward den 23. Sept. 1436 von den Böhmen herzlich empfangen, und begabte besonders Zabor, die Stadt der Zaboriten und Waisen, mit Freisitzen ⁴⁾. Da die Waisen und Zaboriten vermittle der von ihnen eigenen Landesleuten erlittenen Niederlagen so geschwächt waren, so schrieb man ihr Fortbestehen, welches den Zeitgenossen ein Grauel war, nicht mit Unrecht der weisen Gültigkeit des Kaisers zu ⁵⁾. Die Überbleibsel der Drapeniten erhielten von ihrem nachmaligen Hauptf. Al. Bunsiau (Boleslawia) den besondern Namen Boleslawianer, besser Boleslawienier (Boleslawianen), und werden mit ihren andern Glaubensverwandten unter dem allgemeinen Namen der böhmischen und mährischen Brüder begriffen.

(Ferdinand Wächter.)

Orphanotropheum, f. Waisenhaus.

ORPHEIDES *Hübner* (Insecta), Tagfaltermetzlingsart, deren Arten sich durch die an beiden Seiten mit einem Augenfleck bezeichneten Hinterflügel auszeichnen. Es gehört hieher *Papilio Demoleus* Linné und *Erithonius* Cramer u. Kupell. 231. A. B. (D. Thon.)

ORPHEUS, ein mythischer Sänger der griechischen Uzeit, dessen mit der Finsterniß verwandter Name sehr sprechend das Dunkel vordrückt, das durch Nyktal und neuer Zeit über seine Gestalt gehaust ist. Es ist ihm eben gegangen wie den Dilettanten: beiden schreibt eine spätere Zeit, die nicht viel Einzelnes mehr von ihnen zu sagen weiß, eine hohe Bedeutsamkeit in ihrer verschwundenen Vorwelt zu, zwischen welcher und der beginnenden Zeit selbst Jahrhunderte liegen, die kaum eine Spur vom Dasein Weider andeuten. Könnte man nun wegen dieser Ähnlichkeit der Schicksale zu dem Vorurtheil veranlaßt werden, als seien das verlorne Volk und der verlorne Sänger in ihrem Dasein zusammenzubringen, so muß die historische Kritik gegen alle Vorurtheile dieser Art von vorn herein protestiren, nicht minder aber protestirt dieselbe gegen jede willkürliche Behauptung, die

den Orpheus aus dem uralten Kreise, den ihm die Freiheit für seine Zeit spätern ältesten Nachrichten anweisen, zu verbannen sucht, mit eben der Entschiedenheit, mit welcher jeder Versuch, die Dilettanten aus Griechenland wegzuküßeln, weil die ältesten uns aufbewahrten Gedichte ihrer dort nicht mehr erwähnen, abgewiesen werden muß. Denn indem es bei jeder Untersuchung höchst wesentlich, daß wir uns die Beschaffenheit unserer Quellen beständig klar vor Augen halten, so ist hier vor Allem darauf aufmerksam zu machen, wie die Unwiderprechliche Thatsache vorliegt, daß wir über die Zustände des europäischen Griechenlands durchaus keine gleichzeitige einheimische, auf Localität gegründete Zeugnisse haben vor den Griechen, die man mit dem weit ausgedehnten Namen des Hesiodos bezeichnet. Denn glaube man immer noch, nicht die vollendete Kunst eines Dichters, sondern der abrundende Sinn eines glücklichen, fäher und richtig auffassenden Volks habe die künstlerisch befriedigende Einheit zu Stande gebracht, die jeder, der den Homer oft genug und besonnen genug gelesen hat und sich nicht verblenden will, darin erkennt, so kann sich doch nicht leicht ein neuerer Untersucher zu der Absicht verleiten lassen, als sei eine Commission in Jonien aus allen Theilen Griechenlands, etwa von allen Völkern, die der Schiffsatlas aufzählt, zusammengekommen, um in diesen Gebieten wenigstens von allem Vaterländischen etwas repräsentiren zu lassen; sondern die Homerischen Gedichte sind durchaus auch mit Leib und Seele ionisch, sie enthalten ohne Zweifel Sagen, die wirklich im Norden und Süden des europäischen Griechenlands geboren sind, aber keine anders vorgetragen, keine Zustände anders dargelegt, als wie dieselben aus den Sinn des rüstigen, unbefangenen, heitern, aber auch zu rechter Zeit ernsten Ioniers zu der Zeit, von welcher der Spruch galt: „Der Alters waren kräftig die Dilettanten.“ poetisch ergreifend und erfreuend einwirken konnten. Was diesen gleichgültig war, und galt es bei Vätern oder Delphi oder Sparta auch noch so heilig, darum kümmerte der ionische Dichter, einer oder hundert, sich nicht, und wenn er etwas davon erwähnte, so geschah es beiläufig, es geschah mit dem Vorurtheil ionischer Auffassung. Dabei wissen wir so sehr wenig von den Götterdiensten und heiligen Gebräuchen des eigentlichen Griechenlands, finden nur oberhin den typischen Apoll, die Athene von Alalomena, die Herr von Argos berührt, und ebenso andere Götter, ohne alle nähere Andeutung der eigenthümlichen Weise ihrer Verehrung. Die Mannichfaltigkeit dieser Weise darum wegzuleugnen, weil man sich auf den Inseln Joniens darum nicht bekümmerte, ist nichts mehr und nichts minder, als völlig unkritisch. Dagegen gebieten die kritischen Befunde gesunder und einfacher historischer Combination, da das einheimische Griechenland nach den Homerischen Nachrichten in Hinsicht der Stammeigenthümlichkeiten in allen Dingen, namentlich in allen auf den Götterdienst bezüglichen, ein mit wenigen zerstreuten Schiffen hier und da bezeichnetes leeres Feld darbietet, aus spätern Nachrichten, sobald diese hervor treten, namentlich aus dem zum Theil ebenso alten Hesiodischen, diese wenigen Bruchstücke theils

36) Littera Imperatoris Sigismundi data regno Bohemiae et Marchionati Moraviae super quibusdam articulis in Compactis non sufficienter provisio, quos ipse Dominus Imperator adimplere et adimpleri facere, Episcopus Regius et Marchionatus adversus talium articulorum turbatores effectualiter resistere promittit. Dat. Aliae Regali 6. Jan. 1436 bei Leinhardt l. c. N. 20. p. 141. 37) Ziegelschall S. 405-424. 38) Einde d. Cap. 215. S. 1274: Also lag der Kaiser lange Zeit zu Prag, bis er das Volk eines guten Theils bewandte von ihrem Glauben und bösen Willen, wera (da) sie doch in zwanzig Jahren auf waren gewachsen in Kriege und in bösem Vornehmen, und hielten ihre Freiheit fest und der Kaiser kam also darmit mit seiner weihen Gültigkeit, daß ihrer dennoch waren ein Theil Waisen und die von dem Zabor, also waren doch zu Weidem vierzehn Volks die frommen Böhmen und Kusschen, und etliche hielten sich Husiten und etliche die Waisen, die andern die von Zabor.

X. Gies. H. d. H. n. R. Delitz Gießen. VI.

zu erklären, theils zu ver vollständigen, und nur das mit Bestimmtheit für jünger zu erklären, was das Kennzeichen späterer Entstehung trägt; aber nicht sofern es gegen den ionischen Homer, sondern sofern es gegen den europäisch einflussreichen Hesiodos und dessen Zeitgenossen gehalten wird. Diese deutliche Erklärung unserer historischen Glaubensbekenntnisses war der nachfolgenden Darstellung vorauszuschicken, um die Grundzüge der darin besetzten Kritik klar zu machen und zu befestigen als notwendig; namentlich da neuerdings eben in diesen Untersuchungen von sehr achtbarer Stimme die für den, der die eben ausgesprochenen Gedanken umfassen erwidert, ungreifliche Meinung ausgesprochen ist, als müsse die im Homer dargelegte Ansicht der Lebensverhältnisse uns in seiner Zeit als für ganz Griechenland gemeingültig erscheinen, gemeingültig etwa um 900 v. Chr. dem durch die mannichfachen Verwirrungen und Eroberungen zerrissenen Peloponnes; Euböien, Thessalien mit dem wohlhabenden, ungehebt thätigen, blühenden Jonien. Der Gegenstand selbst aber, der uns vorliegt, wird sich am anschaulichsten so behandeln lassen, dass wir zuerst das vom Orpheus selbst unter den Griechen herrschende Bild darlegen nach den in den Schriftstellern von ihm überlieferten Sagen, nebst der Bestimmung der Orphisch genannten Vorstellungswelt über Götter und Welt, worin dieselbe zu wurzeln scheint und wie sie von der Verbrüderung fortgebildet wurde, die man mit dem Namen der Orphiker bezeichnen; ferner wie die Vorstellungen von Orpheus in Uebersetzungen mussten durch das häufiger werdende Auftreten hellenischer Sautler, die mit Beförderung, die sie vom Orpheus beschrieben, zauberische Künste ausübten, des Gesinns der sogenannten Orphikereisen, endlich aber eine Uebersicht der vorzüglichsten Orphischen Göttersagen und Lehren. Die Behandlung der Orphischen Schriften gehört jedoch hienur nur in Bezug auf ihren Inhalt, die der Orphikereisen nur in Hinsicht auf ihren Einfluss auf die Vorstellungen vom Orpheus, da dieser Artikel sich in den Grenzen des Mythologischen hält. Was aber die Sagen vom Orpheus betrifft, ist zu bemerken, dass unter allen sogenannten Orphischen Schriften, deren Verzeichnisse Clemens¹⁾ und Suidas²⁾ geben, und Lobock³⁾ Aglaophamus⁴⁾ vervollständigt, keiner einzigen mit irgend einiger Wahrscheinlichkeit die Darstellung von eigenen Anschauungen des Orpheus als Gegenstand zugeschrieben werden kann außer der Hinasfahrt in den Hades, Karagane⁵⁾ als Adon, die Giermen dem Samier Proditos, Suidas dem Perinthier Herodios zuschreibt, welche Namen durch eine nicht unwahrscheinliche Vermuthung für Eins unter sich und mit dem des Phokiden Proditos erklärt sind⁶⁾, wonach das Gedicht für Eins zu halten wäre mit der Mi-

nyas dieses Verfassers, aus der mehr Schilderungen von Götterschreibern, die im Hades gestraft werden, angeführt sind, Amphion wegen des Frevels gegen die Mufen⁷⁾, Amphion wegen des gegen Leto⁸⁾, Admetos und Perithios wegen der gegen den Hades⁹⁾, denen sehr glückselig diejenige durch Vermuthung beigelegt sind, auf die sich der Name des Gedichts zu beziehen scheint, die Tochter des Minyas, die das Fest des Bakchos zu feiern versagte¹⁰⁾. Diese Schilderungen stehen so wenig gleichartig neben einander, dass die Hinasfahrt des Orpheus sehr wahrscheinlich wird als Inhalt des Ganzen, das Gedicht war auf jeden Fall alt, stimmte in Manchem mit der Nekyia der Odyssee und den Kollen¹¹⁾, im Tode des Meleagros durch Apollon mit dem Eöden überein¹²⁾, enthielt also einfache Darstellungen ohne mystische Verwickelung und Ueberspannung, und Pelagios, Kimons Freund, hatte Manches daraus in der delphischen Halle dargestellt¹³⁾. Die Karagane ward nun vom Kholer Eriogenes¹⁴⁾ in der Alexanderischen Zeit dem Pythagoreer Kerkops zugeschrieben¹⁵⁾, vom Suidas weiterhin dem Kamarinier Orpheus. Dies deutet wahrscheinlich auf Uebersetzungen, wie so viele Orphische Gedichte sie erfahren haben in der Zeit der Orphikereisen, das Alter der ursprünglichen Minyas aber steht sicher genau wenigstens neben dem der späteren Hesiodischen Gedichte. Dass Orpheus Hinasfahrt der Gegenstand war, bleibt nun freilich bloß Vermuthung, und bleibt aber keine Spur irgend eines andern Gedichts, das den Namen des Orpheus in Griechenland berühmt gemacht hätte. Denn die dem alten Sänger zugeschriebene Argonautik erweist sich nicht bloß durch Sprache, Versbau und Geographie als ein Nachwerk der eödischen Zeit¹⁶⁾, sondern ihre Unechtheit, wenn man mit Ross nachhomerische Verfasser annehmen wollte, ist schon daraus klar, dass Herakleides sie nicht kannte, der agas, nicht Orpheus, sondern Pylammon sei als Seher mit den Argonauten gezogen¹⁷⁾. Dass die einzelnen von Orpheus erzählten Sagen in der Zeit der Orphiker erkunden sind, ist auch bei denen, für die kein älteres Zeugnis aufzuweisen ist, nicht wahrscheinlich, da sie den Charakter der Sage, nicht der Fabeln tragen, und da die Schriftsteller, die sie erzählen, meistens aus alten epischen Quellen geschöpft haben. Wir haben also volles Recht anzunehmen, dass wenigstens zur Zeit der Vorleser Sagen vom Orpheus in Griechenland nicht bloß sehr verbreitet, denn das erweist ihr ausdrückliches Zeugnis, sondern auch zum Theil in einem Epos bearbeitet waren; wir haben freier noch später als dies Letzte anzuerkennen, dass viele Sagen vom Orpheus, die entweder die Minyas oder ein anderes Epos in die Poesie einführte, in Griechenland selbst gebildet sind, weil alle Namen

1) Clem. Strom. I, 397. 2) Suid. Oppoet. 3) Aglaoph. L. II. P. I. c. 6. p. 352 sq. Den vorzüglichsten Untersuchungen dieses Werkes ist gleich hier unser Dank auszusprechen, wenn wir gleich manches Resultat anerkennen zu lassen, weiter zu führen oder zu entwickeln genöthigt waren. 4) Kritiker Orphom. S. 18. Not. 3. 5) Pauz. IV, 33, 7. 6) Ib. IX, 6, 9. 7) Ib. X, 28, 2. 8) Ib. X, 11, 3. 9) Ib. X, 23, 2. 10) Clem. Strom. I. c. 13) Hermann. Dissert. de nouis script. Argon. in edit. Orphicor. p. 675 sq. und Opusc. II. de argumentis est. 14) Schol. Apollon. I, 23. Bergl. Kritiker Orphom. 260.

15) Pauz. IV, 33, 7. 16) Ib. IX, 6, 9. 17) Ib. X, 28, 2. 18) Lobock Aet. I. p. 368. 19) Pauz. X, 23, 7. 20) Ib. X, 11, 3. 21) Ib. X, 23, 2. 22) Clem. Strom. I. c. 13) Hermann. Dissert. de nouis script. Argon. in edit. Orphicor. p. 675 sq. und Opusc. II. de argumentis est. 14) Schol. Apollon. I, 23. Bergl. Kritiker Orphom. 260.

durchaus griechischen Stammes sind (wobei nicht geleugnet werden soll, daß Erzählungen eines nicht-hellenischen Volks die Anlässe, ja sehr wesentliche Umstände und Einzelheiten dafür dargeboten haben); ferner, daß diese Sagenbildung nicht später fällt, als in die Zeit, wo man überhaupt in Griechenland hinein am thätigsten war, bis in den Zeiten der Tragiker die Erstlingskraft des Volks sich neben den politischen, poetischen und gymnastischen Interessen von dieser Production abzieht, hinein nur das Überlieferte, allerdings nicht ganz ohne Umwidmung, weiter Erzählte, übrigens aber sich auf Anketoden warf, da man jetzt Selben des Augenblicks hatte, von denen so viel zu reden war, daß man an den Fiktionen der Vorzeit nicht viel mehr auszuschnüden brauchte, und wo man noch Neues von ihnen vortrug, diesen Erstlingen selbst anerkennenden Charakter gab. Das hier Aufgezeigte, was von aller Sagenbildung gilt, befristet (eine solche Befristung ist vollkommen, weil solche Grenzen in der Geschichte nie absolut sind) und bestimmt sich für die vom Dyrheus besonders dadurch, daß die Herrschaft über diesen Gedankenkreis sich die Dyrpiter und nachher die Dyrpoteisten in diesem Zeitraum der höchsten Blüte Griechenlands völlig und ausschließlich zuerzogen, sodas, wenn eine Sage in dieser Zeit entstanden wäre, die Einwirkung jener oder dieser, über deren Verfahren wir uns sehr genau unterrichten können, sich in ihrer Gestaltung und in ihrem Inhalt aus Deutlichkeit müßte nachweisen lassen. Die Sagen von Dyrheus haben aber, keineswegs einen der Gedankenweise der Dyrpiter oder Dyrpoteisten homogenen Charakter, sie sind also älter, als die allgemeine Geltung der ersten. Aber auch die von diesen verarbeiteten Dyrpischen Ideen sind theilweis älter, so zum Theil wol sehr alt, wirkliche Göttersagen so gut wie die Hesiodeischen, eine Chronologie aber im Einzelnen anzustellen, wie alt, wie alt namentlich in Griechenland und ob dort einheimisch oder nicht, wäre ein durchaus nichts des Unternehmers. Was sich hierbei thun läßt, ohne diesem Vorwurfe sich auszuweichen, durch Verfolgung deutlicher Spuren bei besonders hervorleuchtenden Merkmalen einiger wenigen unter diesen Gedanken, namentlich aber die Heraushebung dessen, was in dem ganzen Gedankenkreise bedeutend und auch auf die edlere griechische Bildung einflussreich genannt werden kann, wird seines Orts geschehen. Worin jene alten Ideen ausgesprochen waren, ist eine Frage, die ebenfalls dorthin gehört und hier nur zu erwähnen ist, um dem möglichen Vorurtheile zu begegnen, als könnte man dergleichen in der Katabasis oder Rhapsoden annehmen, wovon sich durchaus keine Spur zeigt.

Sagen von Dyrheus. Als den Vater von Dyrheus nannte schon Pindar den Dyrgeos ¹⁵⁾, derselbe Dichter aber bezeichnet ihn als Sohn des Apollon, indem er die Götterlehre zusammenstellt, die sich mit Iason zum Argonautenzuge vereinigen, Zeus' Söhne Herakles, Ka-

lor, Polydeutes, Poseidon, Euphemos und Perikles; nos, Hermes' Söhne Chion und Erpios, Dyrgeas' Söhne Jotes und Kalais. Mitten unter diesen steht Dyrheus, der Harpater, der Vater der Gefänge, vom Apollon gesendet ¹⁶⁾, nicht ausdrücklich als sein Sohn genannt, aber schwerlich anders zu verstehen, da bei allen jenen andern eben die Väter die Aufseher sind. Doch ist es nicht unwahrscheinlich, daß der Dichter, eben weil er die Sage vom Dyrgeos anerkannte, darum hier den Apollon nicht ausdrücklich als Vater bezeichnete, sondern nur die enge Verbindung des Gottes, den er gewiß auf jeden Fall als Ahnherrn dachte, mit dem Sanger andeuten wollte. Schon die Meinung der alten Ausleger war getheilt, Ammonius verstand die Erwähnung des Apollon nur von seiner Herrschaft über die Sänger, Chiris erkannte den Dyrheus als Sohn des Apollon an mit Berufung auf einen Orakelspruch, den Menachmus, wahrscheinlich der Eithonier aus der Zeit des ersten Ptolemaeus, in Delphi aufgeschrieben haben sollte, und worin Dyrheus ausdrücklich Sohn des Apollon hieß ¹⁷⁾. Auf jeden Fall können wir hiermit beide Sagen, die vom Dyrgeos, wie die vom Apollon, als dem Vindar bekannt annehmen. Dies befristet sich durch die aus dem höchsten Buche der Tragodumenas des Aeschylades aufbehaltene Angabe, nach der Apollon und die Muse Kalliope den Dyrgeos, den Dyrgeos und den Dyrheus erzählten, welche offenbar auf einem Tragiker geschöpft ist ¹⁸⁾. Statt der Kalliope gaben ihm Andere die Polymnia oder die Klio zur Mutter, die ihn dem Dyrgeos geboren habe ¹⁹⁾. Auch Apollodor, der alte Epiker oder doch Epigraphen zu Eutellen hat, nennt den Dyrheus Sohn der Kalliope und des Dyrgeos oder Apollon und gibt ihm den Kinos zum Bruder von demselben Doppelvater und derselben Mutter her ²⁰⁾. Das Alterspaar Dyrgeos und Kalliope ist nachher in der allgemeinen Meinung hervorgehoben worden, und wenn die Spätklassiker aus der Muse Kalliope eine Tochter des Kinos Piereos machen ²¹⁾, so ist das eine Spur der auch in die Dyrpischen Sagen eingebrungenen Eubomerischen Behandlung, worüber nicht weiter zu erben ist, als um nachzuweisen, daß wie es bei so späten Umwidmungen meistens nicht anders erwartet werden kann, sich auch hinein keine Spur einer nähere Bestimmung des Gedanken vom Dyrheus findet, als der seines Zusammenhangs mit den Mufen und deren pflerischem Dienst. Dyrheus erscheint in allen Sagen als Trakter, aber schlechtlich als solcher, ohne bestimmte Heimath, daher denn die Erinnerung an ihn an die ganze Ausdehnung des theokratischen Landes gebunden wurde. Erscheint er daher einerseits handelnd und leidend an Dyrgeos in der Stadt Pireia, was Eubethra oder Pimpeis mag bedeuten sollen, am Fluss

15) Pind. Pyth. IV, 176. 17) Alle diese Angaben Schol. Pind. Pyth. IV. Das Orakel lautet: Heliobische Schwach soll ihr, schwerwiegende Piere, beßen, weil ihr den Dyrgeos schenkt, den geliebten Sohn des Apollon. 18) Schol. Pind. I, c. und Schol. Apollon. I, 23 aus Herodot. 19) Strabon. I, c. 2, wo er: zwei Kalliope's Erinnerung, was auch die oberrheinischen Angaben: er angibt. Eur. II, X, 441. 20) Apollod. I, 3, 2. Vergl. I, 9, 16. II, 4, 9. 21) Paus. IX, 50, 4.

15) Pind. fr. 86 aus Schol. Pind. Pyth. IV, 176; und ein andres Schol. Kur. Rhes. 695. Vergl. Plot. Symp. 7 und Reitz 12.

Enipeus²¹⁾, als König der Makedonen und Thracier²²⁾, so wird er ebenso wol König des hirschnigen Pieriens²³⁾ also am Hebros genannt, in den der Fluß Dagros fällt, und Kilon²⁴⁾, am Vorgebirge Serbion, wo er seine Weiden gehalten habe²⁵⁾, bei den Städten Bote und Dros, wohin er die Eiden aus Pierien durch die Rauberkrast seines Gefanges sich nachgeführt habe²⁶⁾, dann wieder im Bimnerlande, namentlich am Pangdon²⁷⁾. Sittionier heißt sein Vater Dagros²⁸⁾, also bei Pollene zu Hause, dann wieder am Pangdon einheimisch in Eurygros Reich, also Eone²⁹⁾, oder auch Fluggott, aus dem der Hebros herfließt, daher dieser selbst Dagros³⁰⁾, ja mit den Sittionern selbst an den Pontus verlaggen³¹⁾. Am Hämös bewahrte man bei einem Orakel des Dionysos Tafeln von Orpheus auf³²⁾, und überhaupt erzählt die Griechen von den Thraciern, daß sie ihre Weiber zur beständigen Strafe und Erinnerung an die Ermordung des Orpheus taufwirteten³³⁾. Wie aber in Pierien um den Dionysos und um Libethra die meisten Sagen den Orpheus selbstalten, so war das berühmteste Grab desselben, das man aufzeigte, zu Dien in Makedonien, nahe bei Pödna, wo sein Haupt beerdigt sein sollte unter einem Denkmale, das die Inschrift trug: hier ruhten die Mäusen den Thracier Orpheus beflattet, der von Zeus' Bliz erschlagen³⁴⁾ sei. Hierbei zieht ihn offenbar ein alter Aulendienst jener piriischen Gegenden, sonst schwärzt er völlig unbestimmt in Thracien umher. Auch von seinem Vater Dagros verlauteit Nichts, als in spätern Nachrichten, entweder daß er Fluggott gemeinet sei³⁵⁾, was vielleicht nur färrische Erfindung von Grammatikern ist, oder daß er Sohn des Choroeps war, dieser aber ein Thracier am Pangdon, der den Dionysos warnte vor den Nachstellungen des Eurygros, worauf ihn der Gott nach dessen Vernichtung durch die Königswürde und die Mittheilung seiner Mythenlehre beehrte, welche Güter beide festerbden auf den Dagros und von diesem auf den Orpheus³⁶⁾. Diese ängstliche Verleitung der Weiden durch Sohn, Vater, Großvater, von der Mittheilung des Gottes verächt den pisen rectorischen Aulung, und auf diese Erhaltung ist gar Nichts zu geben; aber auch sie zeigt an, wie beziehungsweise Orpheus dasand; denn der Name des Choroeps bezeichnet den fchlich Biedenden, ein

gewöhnliches Beiwort reisender Thiere, namentlich derer, welche die Große Mütter und den Dionysos umschwärmten, also nur daraus hergeleitet. Als alte Sage bleibt für das Geschlecht des Orpheus also nur Apollon oder Dagros und Kalliope, als Heimath das Pangdon mit der ebenischen oder der Dionysos vor der piriischen Umgegend, namentlich Libethra. Die mythische Bedeutung des Apollon als Vater und der Kalliope als Mutter leuchtet ein, was die Heldeninsamkeit des Vaters Dagros will, wird dagegen weder aus der Natur des Gottes, statt dessen er tritt, noch des Kindes oder seiner Umgebung klar. Der Gesanke an Balchische Umfchwärzen, wozu die Zusammenstellung mit Choroeps in der einen Erzählung führen könnte, ist bestimmt abzuweisen, weil der Balchische Raum weiter verzinelt schwärmt, sondern durchaus in großem Festzuge, noch auch auf den Hebrern, sondern in Wäste und Gebirg. Die einzige nicht unwahrscheinliche, aber wegen ihrer Beziehungslosigkeit durch aus unsichere Rnthmng, die sich und ergeben könnte, wäre die, den Orpheus, in Stammverbindung mit Eurygros gedacht, zu fassen dem Findling unbekannter Ursprungs, von der einsam im Felde gefundenen Waise, die dann ebenso gut Sohn des einsamen Heides, als des Gottes, von dem ihr Leben vorzüglich abhängig ist, genannt werden kann. Um diese Annahme zu rechtfertigen, wären aber ferner Beziehungen darauf aus den Sagen vom Leben des Orpheus nachzuweisen.

Orpheus' Leben wird dadurch bestimmt, daß er vom Apollon in des Hermes erkundete Laute erblit³⁷⁾. Diese Sage ist alt, so gut wie die Homersche von der Wanderung des Scepters von Hand zu Hand. Was hinzugefügt wird, daß Hermes derselben sieben Seiten nach der Zahl der Atlantiden, Orpheus neun nach der der Mäusen gegeben habe, erweist sich als später, theils durch die künstliche Genauigkeit, theils darauf, daß wir wissen, daß die Instrumente der alten Lyrik einfach waren bis auf die Zeiten des Timotheos von Milet. Mit dieser Laute nun führt Orpheus nicht blos die Ohren der Menschen, sondern auch die der Thiere; während seines lieblichen Gesanges umflattern sein Haupt umhüllte Vogel, und die Fische springen aufsteigend empor aus dunkler Fluth³⁸⁾, ja auch Raubthiere versammelt sein Githerspiel am Dionysos, und selbst Bäume kommen um ihn zusammen³⁹⁾, selbst Felsen folgen ihm nach, und wenn er will, gebauert sein Wort⁴⁰⁾. Seine Stimme führt aber Alles zu Zeus' de⁴¹⁾, daher die schönste, die das Ohr hören kann⁴²⁾, daher Orpheus der berühmte⁴³⁾, der goldbarste⁴⁴⁾, der darfspielende Vater der Gesänge, der wohlgelebte⁴⁵⁾.

21) Hygin. l. 14. Auf dem Stump löst Euripides ihn ausgen Boech. 560. An der pimplischen Warte soll Kalliope ihn geboren haben, Apollon. l. 25. Libethra, Orpheus' gewöhnlicher Wohnort, Conon. 45. 22) Conon. 45. 23) Apollon. l. 34. 24) Apollon. l. 34. 25) Virg. Georg. IV. 524. 26) Suid. Am Rhodope, Virg. Georg. IV. 461. Ovid. Met. X. 11, 60. 27) Solin. 15. 28) Apollon. l. 28. Nicand. Theriac. 462. 29) Aeschylus, bei Eratosth. 24. Max. Tyr. XXXVII. 6, 210. 30) Jamblich. V. Pyth. 28, 306. 31) Virg. Georg. IV. 524 mit Serv. 32) Lebeck. Aglaoph. p. 294. 33) Schol. Eur. Hes. 130r. Orpheus' Gesang am Hebros Hor. Od. 1, 6. 34) Phaedrus bei Stobaeus 54. p. 402 und Plutarch. Mor. Num. Viad. p. 457. 35) Virg. Georg. IV. 461. 36) Virg. Georg. IV. 461. 37) Virg. Georg. IV. 461. 38) Virg. Georg. IV. 461. 39) Virg. Georg. IV. 461. 40) Virg. Georg. IV. 461. 41) Virg. Georg. IV. 461. 42) Virg. Georg. IV. 461. 43) Virg. Georg. IV. 461. 44) Virg. Georg. IV. 461. 45) Virg. Georg. IV. 461.

38) Eratosth. Cat. 24. Hyg. Astr. II, 7. 39) So schilbert ihn schon Simonides fr. 9. (Anat. I, 122.) 40) Virg. Georg. IV, 461. 41) Eurip. Bacch. 562. Hor. Od. I, 24. 42) Lucian. Arab. 10. 43) Eratosth. Cat. 24. 44) Virg. Georg. IV, 461. 45) Virg. Georg. IV, 461. 46) Virg. Georg. IV, 461. 47) Virg. Georg. IV, 461. 48) Virg. Georg. IV, 461. 49) Virg. Georg. IV, 461. 50) Virg. Georg. IV, 461. 51) Virg. Georg. IV, 461. 52) Virg. Georg. IV, 461. 53) Virg. Georg. IV, 461. 54) Virg. Georg. IV, 461. 55) Virg. Georg. IV, 461. 56) Virg. Georg. IV, 461. 57) Virg. Georg. IV, 461. 58) Virg. Georg. IV, 461. 59) Virg. Georg. IV, 461. 60) Virg. Georg. IV, 461. 61) Virg. Georg. IV, 461. 62) Virg. Georg. IV, 461. 63) Virg. Georg. IV, 461. 64) Virg. Georg. IV, 461. 65) Virg. Georg. IV, 461. 66) Virg. Georg. IV, 461. 67) Virg. Georg. IV, 461. 68) Virg. Georg. IV, 461. 69) Virg. Georg. IV, 461. 70) Virg. Georg. IV, 461. 71) Virg. Georg. IV, 461. 72) Virg. Georg. IV, 461. 73) Virg. Georg. IV, 461. 74) Virg. Georg. IV, 461. 75) Virg. Georg. IV, 461. 76) Virg. Georg. IV, 461. 77) Virg. Georg. IV, 461. 78) Virg. Georg. IV, 461. 79) Virg. Georg. IV, 461. 80) Virg. Georg. IV, 461. 81) Virg. Georg. IV, 461. 82) Virg. Georg. IV, 461. 83) Virg. Georg. IV, 461. 84) Virg. Georg. IV, 461. 85) Virg. Georg. IV, 461. 86) Virg. Georg. IV, 461. 87) Virg. Georg. IV, 461. 88) Virg. Georg. IV, 461. 89) Virg. Georg. IV, 461. 90) Virg. Georg. IV, 461. 91) Virg. Georg. IV, 461. 92) Virg. Georg. IV, 461. 93) Virg. Georg. IV, 461. 94) Virg. Georg. IV, 461. 95) Virg. Georg. IV, 461. 96) Virg. Georg. IV, 461. 97) Virg. Georg. IV, 461. 98) Virg. Georg. IV, 461. 99) Virg. Georg. IV, 461. 100) Virg. Georg. IV, 461.

Vom Ruhme seines Gesanges nehmen die Sagen Anlaß, den Orpheus unter die Argonauten einzureihen. Dem widersprach Pheredides, ein Zeugniß, daß die Sage bestand⁴⁷⁾. Pindar aber erkennt sie an und führt den Orpheus auf unter den sich um Iason versammelnden Götterkühnen⁴⁸⁾. Nach Herodot rief Göttern dem Iason, den Orpheus aufzufordern zu: Mißgibt, weil die Argonauten ohne ihn bei den Sirenen nicht würden ohne Unheil vorbeisafahren können; denn Orpheus war keineswegs durch Körperstärke berühmte, sondern an seinem Arme den Unterarmen hätte gelegen sein können⁴⁹⁾. Sein Gesang übertraf überdies wirklich den der Sirenen und mit Verlust eines Gefährten kamen die Argonauten glücklich vorüber⁵⁰⁾. Orpheus' Verdienste um die Fahrt wurden in andern Sagen gekauft, erst der Zauber seines Gesanges rief die Argonauten, wo sie hartnäckig hielten, ins Meer⁵¹⁾. Er beführte Iasons Wahl zum Anführer, rief die Argonauten von Lemnos weg, stiftete die Symplegaden und schlafte den löschischen Droschen ein⁵²⁾. Geschichten, deren Entstehung vielleicht erst dem Verfasser der Argonautik zukam, wo noch mehr der Art zu lesen ist, die aber, namentlich die Abwehr der Symplegaden, den Charakter der Orphischen Sagen nicht verlassen, dagegen die Sühnung des Schattens des Kypselos und der Hekate, die Empörung der Hekate, um die Thore zum heiligen Haine zu öffnen, und das Höllenleben des Orpheus nach der Rückkehr, die Einwirkung der Orphischen Bekehrter zeigen⁵³⁾. Dahin ist vielleicht auch schon zu rechnen, daß auf seinen Rath die Argonauten zu Samothrake anlegten, um die Weihen zu empfangen⁵⁴⁾. Sonst halten sich die Schilderungen des Apollonius darin genau an den Charakter der alten Sagen, daß sie vorzugsweise den Apollon von Orpheus verehrt werden lassen⁵⁵⁾; diesem heist Orpheus zweimal einen Altar errichten, das eine Mal mit der Weidung seiner Lyra in Bezug auf den kleinasiatischen Ort an der Nordküste, Lyra⁵⁶⁾, einmal einen Dreifuß weihen am tritonischen See⁵⁷⁾, wie er auch zu Zollos die einheimische Göttin Artemis besingt⁵⁸⁾. Es ist charakteristisch, daß in der Orphischen Argonautik eine solche Rücksicht auf den Apollon gar nicht mehr vorkommt, daß da vielmehr Orpheus von Bakchos redet und nur in den ersten Versen den Apollon anruft, wie sonst die Mufen angestufen werden.

Wenn in den Sagen über die Argonautenfahrt Orpheus nur als untergeordneter Theilnehmer, als durch didaktische Verknüpfung hereingezogen erscheint, so ist er dagegen allein thätig in der berühmtesten Sage von seinem Leben, in der Hinabfahrt in den Hades. Die älteste Erwähnung findet sich bei Platon in der Rede des Phaedrus im Symposion, die mit mehreren Mythen spielt⁵⁹⁾.

Orpheus, dem Sohne des Okeanos, sei sein Weib gestorben, und er habe, um sie wieder zu erlangen, lebend sich in den Hades gewagt; die Götter aber hätten ihm nicht sie selbst gegeben, sondern ihm ein Scheinbild gezeigt, weil er nicht den Muth gehabt, für die Vereinigung mit ihr zu sterben; ja sie hätten ihm, nachdem er unvernünftiger Sache aus dem Hades entlassen sei, noch dazu Tod von Weidernand zur Strafe für seine Weichlichkeit, die der Natur eines Hühnerspielers freilich angemessen sei, bestraft. Es ist bekannt, daß Platon überhaupt die von ihm lebend eingeführten Personen mit den Mythen und deren Charakteren ein wichtiges Spiel treiben läßt, namentlich im Symposion. Der angeführte Grund der Verweigerung der wirtlichen Gattin ist durchaus nicht alterschmeichlich, in der ganzen heroischen Zeit gilt das Leben für das höchste Gut und das Dasein im Hades für einen lächerlichen, schattenähnlichen Traum. Es kann also keine Frage sein, daß die alte Darstellung in dem Versuche des Orpheus, seiner Gattin das Leben von den Todesmächten zurückzugewinnen, eine kühne und große That erkannte. Die von Platon angegebenen Motive fallen also fast ins weg, und es bleiben nur die Thatsachen, daß Orpheus lebend in den Hades hinabstieg, um sein gestorbenes Weib wieder zu gewinnen, daß ihm die Götter aber nicht sie selbst gaben, sondern ein Scheinbild von ihr zeigten. Die nächsten Nachrichten der Zeit nach, abgerechnet, daß schon Euripides eine Spur von dieser Sage zu zeigen scheint⁶⁰⁾, finden wir beim Hermias⁶¹⁾, Orpheus habe, als sein Weib Kariopie gestorben sei, es gewagt, allein über den Koptos zu schiffen und den Höllenhund zu scheuen, sein Hühnerspiel habe die dortigen Mächte alle gewonnen und Kariopie den Hauch des Lebens zurückgeholt. Zunächst stehen Apollodors Nachrichten, die uns wol für die älteste, selbst älter als die Platonischen, gelten können⁶²⁾: Orpheus habe es gewagt, als sein Weib Eurydice an einem Schlangengift gestorben sei, in den Hades hinabzusteigen und den Pluton durch die Macht seines Gesanges bewegen, sie ihm zurückzugeben, aber unter der Bedingung, daß Eurydice hinter ihm wandle und er nicht nach ihr umblide, bis beide in seiner Wohnung angelangt seien; ihn aber habe unterwegs die Unversicht verlassen, so wie er sich umgesehen habe, sei sie genöthigt gewesen vom Hades zurückzukehren. Diese Sage scheint auch Platons kurze Darstellung anzuregen, denn so lange Eurydice ihm nicht auch für den Anblick sicher war, hatte er allerdings nur ein Scheinbild an ihr; auch stimmen die übrigen spätem Erzähler, Konon⁶³⁾, Virgil und Ovid⁶⁴⁾, völlig damit

60) Eurip. Ale. 968. Hier werden zwar mehr der Hades noch Eurydice erwähnt, aber die von der Orphischen Fahrt ausgehenden Heliasten, mit denen die Phibos den Koptoplen gegen den, zusammengeführt. Beide, heißt es, seien nicht fürder als die Nothwendigkeit. Dies scheint auf den verunglückten Versuch zu wol des Orpheus wie des Koptoplen zu gehen, Tod zu erlangen und die Geworden lebendig zu erhalten. 61) Aus dem dritten Buche seiner Irenien, wo er ein Verpöndnis der Jovon gab, bei Athen. XIII, 597. 62) Apollod. I, 9, 2. 63) Konon. 45. 64) Verg. Georg. 455. Ovid. Met. X, 141. Die

47) Schol. Apollon. I, 25. 48) Pind. Pyth. IV, 176. Apollod. I, 9, 16. 49) Schol. Apollod. I, 23, 81. 50) Apollod. I, 905. Apollod. I, 9, 25. Orph. Argon. 1272. 51) Eryth. Arg. 264. 52) Ib. 306, 478, 702, 899. 53) Ib. 570, 614, 940, 1370. 54) Apollod. I, 915. Diod. IV, 43 und 48. Orph. Arg. 464. 55) Hyg. Astr. II, 7. 56) Apollon. II, 685, 988. 57) Ib. IV, 1547. 58) Ib. I, 570. 59) Plat. Sympos.

überein, nur daß die letzten poetischer das Umschauen in den Augenbild setzen, da Orpheus über die letzte Grenze des Hades schreitet, und daß Virgil den Schlängeln bis geschrieben läßt auf der Flucht der Eurydice vor den Nachstellungen des Achilleus, bei welcher Verknüpfung es ungewiß ist, ob sie der Entstehung des Virgil oder früherer Bearbeiter zuzuschreiben ist. Da alle diese Schriftsteller, die meistens aus epischen oder logographischen Quellen schöpfen, die Gestaltene Eurydice nennen, kann die Agriopie des Hermesianor höchstens auf einer vereinigten Sage, wahrscheinlich nur auf einer Verwechselung mit der Agriopie, die sonst Chamyris' Geliebte heißt, dem Hermesianor eine andere gibt, beruhen; denn Chamyris steht auch in andern Dingen neben Orpheus. Der Sinn übrigens, in dem die Sage gebildet ist, wird leicht aufgezeigt. Der Sänger wagt sich im Vertrauen auf seine Apollinische Kunst in das für dieselbe sonst unzugängliche Totenreich und bewegt durch seine Gesänge wirklich dessen Mächte zur Willkürigkeit, aber sie fordern nun auch dafür das dem Schutze des Apollon bewiesene rückwärtslose Vertrauen von ihm, und entziehen, da er dies nicht leistet, sogleich wieder ihre Bewilligung.

An die Erzählungen von der Eurydice schließen sich die von Orpheus' Tode, die fast allgemein mit jenen in nähere oder entferntere Beziehung gesetzt werden. Zeugnis für die Verbindung gibt schon Platon in der angeführten Rede im Symposion, wo die Götter dem Orpheus den Tod durch Weibhand senden, weil er nicht stark gewesen sei, den Tod für Eurydice zu ertragen⁶³). Wir haben nachgewiesen, daß dies Motiv nur jener Darstellung des Phädrus angemessen ist, aber mit der Aufhebung desselben fällt die Beziehung zwischen beiden Begebenheiten nicht weg. Das älteste Zeugnis indeß für den Tod des Orpheus spricht diese Beziehung nicht aus, Achylos läßt den Dionysos, erzählt darüber, daß Orpheus ihm die Verehrung verweigert, die Bassariden gegen denselben ausfinden und ihn von diesen zerreißen⁶⁴). Im Gegentheil gegen den Dionysos wird zugleich angeführt, daß Orpheus den Heilos für den größten der Götter gehalten und denselben auch Apollon genannt habe, daß er daher Nachts in der Frühstunde aufgestanden und auf das Gebirge Pangäon hinaufgestiegen sei, um die Sonne zu sehen; ferner daß die Mufen seine von den Bassariden zerrißnen Glieder gesammelt und zu Euboea begraben hätten. Ob dies Alles auch, wie von jenem zuerst Erwähnten ausdrücklich gesagt wird, aus Achylos her, ist nicht ganz sicher, es widerspricht aber keine der Vorstellungen der Darstellungsweise des Achylos. Denn obgleich dieser sonst nicht, wie Euripides ausdrücklich, und zwar mit Begründung auf die Kenntniß der geheimen Namen der Götter⁶⁵), wodurch unstreitig Mit-

theilung Orphischer Lehren bezeichnet wird, den Apollon und Heilos identifiziert, so parallelisiert er doch beide so gern und nah, daß die Vereinigung unmittelbar daran liegt⁶⁶), den Gedanken aber, daß Heilos der größte der Götter sei, finden wir wenigstens bei Sophokles, und zwar, wie es scheint, ebenfalls mit ausdrücklicher Beziehung auf Orphische Lehre, indem es heißt, daß den Heilos die Weisen den Erzeuger der Götter und den Vater Aller nennen⁶⁷). Daß die ganze Erzählung aus Achylos ist, scheint die Vergleichung mit Ogin, der den Eratosthenes erzwang zu bekräftigen; denn dieser verlißt den einfachen Gang, schied jeder einzelnen Thatfache neue künstliche Motive unter, wovon Eratosthenes nichts weiß, und für das Gebirg Pangäon den Dionysos ein⁶⁸). Die Zerreißung des Orpheus durch die Mänaden wird vielsach bekräftigt und meistens die natürliche Angabe beibehalten, daß die Ursache im Jorne des Dionysos wegen der Vernachlässigung seines Dienstes liegt, wie in den Sagen von Pentheus und Eurytos. Aber als Orpheus in die Wahlschicksale Drogen hineingezogen war und für deren Eulster galt, mußten diese Motive verändert werden. Nun erzählte man entweder, die theokratischen Weiber seien auf ihn erzürnt gewesen, weil er die Männer so an sich fesselte, daß sie von seiner Nähe nicht lassen wollten und jene vernachlässigten⁶⁹), oder weil er die Anakenliebe bei den Trotern einführte⁷⁰), oder weil er ihnen die Drogen nicht mittheilen wollte und alle Weiber miß wegen seines unglücklichen Verlustes⁷¹), oder endlich weil er ihnen die Drogen abhaupte⁷²). Andre ließen den Dionysos aus dem Spiel und leiteten die Rache der Weiber von der Aphrodite her, die sich mit der Persephone um den Besitz des Adonis gekriegt und von Zeus auf die Entscheidung der Kalliope verwiesen sei, diese habe den Besitz zwischen beide zu halbjährigem Wechsel getheilt, Aphrodite aber, damit nicht zufrieden, habe, um sich an der Kalliope zu rächen, den theokratischen Weibern eine solche Lebensmuth gegen deren Sohn Orpheus eingebläht, daß sie sich durch Zerreißung in seine Glieder getheilt hätten⁷³). Wieder Andere, und zwar die Sage des macedonischen Dion mit der Inschrift an Orpheus' Grabe, nannten den Orpheus von Zeus' Elige getödtet, und als Anlaß gaben die Einwohner (nicht die Inschrift) an, daß er den Menschen gegen den Willen der Götter die heiligen Geheimnaden mitgetheilt habe⁷⁴). Endlich sollte er sich selbst umgebracht haben aus Gram über den zweiten Verlust der Eurydice⁷⁵). Bei allen diesen Geschichten ist, abgerechnet die Sage von Dion, in den Uebertreibungen und

Hauptzüge auch Diod. IV, 25. Hyg. I, 164. Paus. IX, 50, 4. Eine Anspielung Plat. Ser. Num. Vind. p. 556.

63) Met. 58. 64) Eratosth. Cat. 44. Die Zerstückung schließlich bekräftigen Plat. Rep. X, 6.0. Isocr. Paneg. 16. Apollod. I, 3, 2. 67) Eurip. Phaeth. fr. II, v. 11: εὐνοογενεῖς ἴλι, ἃς π' ἀναιδέως καὶ τὸν δ' Ἄχιλλος δ' ἱρροτοῖς α' ἀποδῶς μάλτι, ὅτις τὰ αὐτοῦ ὄντως εἰς δαίμων.

68) Aesch. Suppl. 218—215. 73) Soph. inc. fr. 772. Cf. Oed. Tyr. 650. 70) Hyg. Astr. II, 7. 71) Paus. IX, 50, 5. 72) Phanokles bei Stob. 64. 399. Ovid. Met. X, 53. 73) I. c. Die Bestrafung der Weiber übernahm bei Ovid Bolchos, indem er sie in Räume verbannt hat und dem Lande, das der Weib ihm verstoß gemacht hat, auch Virginität gebt. Met. XI, 67 sq. 86 sq. wahrscheinlich des Dichters reine Erfindungen. 74) Conon. 45. Parg. Georg. IV, 520. Ovid. Met. X, 79. 75) Hyg. I, c. 75. Hyg. I, c. 76) Paus. IX, 50, 6. Die Inschrift Nr. 85. Eine andere zu Dion erzählt Isok. gab an, er sei von den Weibern gekriegt. Paus. I, c. 7. 77) Paus. I, c. 6.

den Gesängen der Motide der armetliche, anekdotenartige Ursprung unerkennbar, und nicht daran zu denken, als könnten diese für alle im Volke lebende Sagen gelten, die nie ohne gemüthliche Bedeutsamkeit und Poesie sind, weil ohne diese Eigenschaften eine solche Erzählung zwischen dem dritten und vierten Orte verliert. Ein Beispiel anekdotenartiger Ausföhrung jener ersten Sagenform, die den Born des Dionysos als Grund annimmt, gibt die Angabe, Orpheus habe im Hades, als er Eurydice zurückzugewinnen suchte, das ganze Göttergeschlecht gesprochen, nur den Dionysos nicht, und dies habe dessen Born erregt⁷⁸⁾. Die Vorstellung, als habe Orpheus, der um seiner Gattin willen in den Hades hinabgestiegen war, statt eindringlicher Bitten um diese den dortigen Mächten eine Theogonie vorgesungen, hätte weder in alter mythischer Poesie, noch in wirklicher Volkssage Anklang finden können. Um nichts besser sind die Einzelheiten, die von den verschiedenen Erzählern als Umstände seines Todes berichtet werden. Bei Konon sei er mit den thrakischen Männern zu Euboea die Erylen in einem daum eingerichteten Gebüde (also zwischen Bäumen, wie die Dichterstellen, ohne Erinnerung an freies Waldschäfers Schwärmen), vor dessen Thür jene die Wachen ablegten; die Weiber saubten die, gerade den Orpheus, da er heraustritt, und werfen die Glieder ins Meer. Eine Seuche plagt darauf das Land, das Desakel gebietet Orpheus' Haupt zu bestatten. Dies wird durch einen Fischer an der Mündung des Melas gesungen, singend und wieder vom Meere noch von der Berührung versetzt. Die Thraker errichteten ein Denkmal darüber, schlossen es mit einem heiligen Geiste ein, und hielten es erst als Orpheus, nachher aber in göttlichen Ehren⁷⁹⁾. Die Astronomen versetzten die Iyra, diese Ueberwinderin der Taubheit des Hades, unter die Sterne, auf Fürbitte der Mufen oder auf Vertrieß des Apollon und Zeus, wobei es merkwürdig ist, daß Balchos wieder nicht genannt wird⁸⁰⁾. Die Epikure fanden in ihren Sagen die Darstellung der Sphärenharmonie⁸¹⁾. Die sinnreiche Dichtung des Phanokles unter Ptolemaus Philadelphus ließ sie klingend vom Meere nach Lesbos getragen und dort feierlich beigesetzt werden, und daher sei die Insel die gesangreichste unter allen⁸²⁾. Philostratos erwähnt daselbst ein wahrscheinlich von ihm nur fingirtes Orpheus' Drafel, das die Achver von Troja aus befragt hätten⁸³⁾; denn die ganze Dichtung will offenbar Nichts weiter sagen, als was Andere damit ausdrücken, daß sie den Terpander, der wiederum auch Erfinder der sieben-saitigen Iyra heißt, Nachahmer des Orpheus nennen⁸⁴⁾. Doch mag die Sage in Lesbos einheimisch sein, wenigstens erzählt Lucian, die Iyra des Orpheus sei zu Pittakos' Zeit daselbst aufbewahrt⁸⁵⁾. Vom heroischen Wir-

kungskraft des Orpheus nach seinem Tode wurden in Makedonien mancherlei Legenden erzählt: die an seinem Grabe nistenden Nachtigallen sangen lieblicher und lauter⁸⁶⁾; der Fluß Helikon hatte die Mörderinnen des Orpheus, als sie das Blut abwaschen, erstickt⁸⁷⁾; auf Orpheus' Grabe zu Euboea habe ein Hirt im Schlafe gesungen, dadurch sei eine Menge von Menschen herbeigekommen, und im Gebirge das Denkmal umgestoßen worden, so daß die Sonne Orpheus' Gebeine beschien, worauf in der Nacht der Bach Sys aufschwoll und die Stadt zerstörte, gemäß einer Warnung vom Drafel des Dionysos, und darauf seien die Gebeine nach Dion gebracht⁸⁸⁾. Ähnlicher Art ist, was Diod von der durch Apollon versenkten Schlange erzählt, die in den in Lesbos antretenden Kopf einstecken wollte⁸⁹⁾. Denn in Lesbos zeigte man auch die Stätte, wo dieser Kopf bestattet sei, und erzählte Legenden von ihm und von der im Tempel aufbewahrten Iyra, auf der Pittakos' Sohn, Keanthos, der sie durch Bestechung von den Priestern zu erhalten wußte, spielte, um die Thiere um sich zu versammeln. Es kamen aber nur Hunde, die wüthend wurden und ihn zerrißen⁹⁰⁾. Noch als Alexander den Festkreis unternahm, gab das schwärzende Holzbild des Orpheus bei Euboea ihm daselbst ein Wahrzeichen⁹¹⁾.

Bliden wir nun zurück, so erscheint uns ein dreifacher selbständiger Sagenkreis von Orpheus. Die Gewalte seines Gesanges über Thiere, Bäume und Felsen, die Wirkung desselben über die süßlosen Dergen der Mächte der Unterwelt und sein Tod durch den Born des Dionysos. Alle drei sind uns als alt verbürgt und alle drei stehen auch in bedeutungsvoller Beziehung. Gemeinsam ist nach griechischer Auffassung allen die dem Orpheus gegebene Apollinische Kraft, die sowohl die Taubheit des Steins als des Hades beseigt und der schwärmenden Trunkenheit des Dionysos sich widersetzt. Es ist nun zu erwägen, wie die griechische Lebensansicht alter Zeit diese Thätigkeiten des Orpheus deutlicht haben mag, da uns alle Darstellungen desselben im echten Geiste alter epischer Poesie, ja selbst alle lyrische und dramatische, aus denen man das poetische Urtheil dieser Zeiten kennen lernen könnte, verloren sind.

Erinnern wir uns der festgezogenen Grenzen, die jeder Einzelne, wie in der Welt da ist, von dem Andern scheiden, die nicht überschritten werden dürfen ohne Eingriff in fremdes Gebiet, weil die ewige Vertheilung ein-

78) Hyg. Astr. II, 7. 79) Conon. 45. 80) Eratosth. 24. Hyg. I. c. Manil. I, 824. 81) Lucian. de Asynol. 10. Serv. Hyg. Avn. VI, 645. 82) Rhet. 72. 83) Philostr. Heracle. 704 unter Philokles. 84) Plutarch. de Musis. 8. Plutarch. Nicom. Harp. Glossic. I. II, p. 25. (Müll.) 85) Luc. Adv. Iocost. 12.

86) Paus. IX, 30, 6. 87) Ib. 8. 88) Ib. 9—11. Das Drafel hatte verfallen, wenn die Sonne Orpheus' Gebeine sah, wurde ein Schwein in Euboea zerfahren. Orpheus' Grab ist hier also, wie manche Herosengräber, unmittelbar das des Dionysos bei Epiphilet, als Unterpfand der Sicherheit des Sineses gefest, so lange es ungräbt bleibt, und wie das Grab des Eubios schrein gehalten wird, so selten auch Orpheus' Gebeine wohl verborgen liegen. Dieser Schwank scheint aber hier noch besonders hervorzuheben zu sein durch den Gegensatz des Hinfertigen, des Orpheus, gegen das Genüthliche. Ein Schwein vollzieht die Nacht als gewöhnliches Schwärmer. 89) Ovid. Met. XI, 56. 90) Die Grabstätte der Köpfe Serv. Virg. Georg. IV, 523. Verg. Hyg. Anr. II, 7. Die Erylene bei Lucian, Not. 85. 91) Plutarch. Alex. 14.

kannt werden, als das Zeugniß, daß sie dem übrigen Wilde von Drakten nicht widerspricht.

Im Verhältnisse des Drpheus zum Dionysos nun endlich, das nach den meisten und als alt am besten bestätigten Sagen ihm den Tod bringt, trifft die ähnliche Wirkungsweise zweier verschiedener Mächte zusammen. Drpheus bezwingt alles, was ihm nahe kommt, mit Apollinischer Gewalt, Dionysos mit seiner eigenen: ein Gottlicher kann kaum ausbleiben. Apollon ist der starke Gott, dessen Macht sich in Allem, wodurch Seele und Leid gestärkt oder übermächtig werden, am allgemeinsten offenbart, die Mittel aber, die er wählt, sind nach dem persönlichen Wille von ihm einfach, rein und scharf bestimmt, zur Überwindung Schlagfluß, augenblicklich vernichtende Seuche, zur Stärkung unmittelbare Mittheilung höherer Kraft und Vervollständigung der bisherigen in den Göttern zur Reife, wie im Geiste zu Erlebung und Dichtkunst. Dionysos steht dicht neben ihm, er kann ihm zugeordnet genannt werden, er ist ebenfalls der starke, härteste und übermächtigste Gott, aber durch physikalische Vermittelung, durch die Anwendung der Naturen Kräfte, daher der Gott des treibenden Lebens, wie in den Raubthieren, besonders aber in der Pflanzenwelt, namentlich in der Rebe; und der übermächtigste Gott durch den Wein⁹⁵⁾. Wer in Apollons Weise wirkt, kann nicht in der des Dionysos wirken, also kann Drpheus den Dionysos nicht verehren, er kann aber als Mensch auf die Länge sich mit dem Gotte nicht messen, und dessen Zorn bringt ihm den Tod. In ähnlicher Art werden von demselben Gotte Pentheus und Eurygos vernichtet; die Weise der Rache steht dem Pentheus näher, aber dasselbe ist wenig gelegen; im Widersande dagegen steht der Verrathe Drpheus dem Thyrater Eurygos näher, als dem Kadmeer Pentheus; denn dieser widerseht sich nur der Verehrung und hindert das Fest, worauf im eigenen und fremden Wahnsinn Dionysos' Gewalt über ihn kommt; Eurygos aber tritt gegen den Gott thätig auf, verjaagt seine Ammen, müthet gegen sie und den Weinstock mit der Gabel; ja versucht den Gott selbst in die Arme des Meers⁹⁶⁾. Von Drpheus wird kein Angriff berichtet, auf keinen Fall hat er die Wildheit des Eurygos, aber sein ganzer Charakter macht ihn nicht bloß zu passivem Widersande, sondern zu thätigem Gegenseigigen; es scheint daher kaum zweifelhaft, daß die Sagen den eigentlichen Anlaß von Dionysos' Zorn in eine Schwärzung seiner Macht entweder über die Raubthiere oder über die Mäanden durch den gewaltigen Gesangszauber des Drpheus gelegt haben. Aus diesen Betrachtungen ergibt sich, um dies bildhaft zu bemerken, inwiefern Horazins Darstellung des Drpheus als Entwöhnter der Menschen von Mord und schändlicher Nahrung⁹⁷⁾, in als

ter Ansicht begründet ist. Dionysos ist Robbeier, *ovovivog*; im Gegensatz gegen ihn und gegen die rohen Naturmächte leidet Drpheus die Gemüther an die Apollinische Geselligkeit durch die Gewalt des Apollinischen Gesangs. Und so haben wir hier, wiewol indirekt, das Zeugniß, wie er der Macht des Dionysos Eintrag that; ein zweites, wiewol auch nicht unbedingt sicheres, werden wir nachher aufzeigen.

Indem wir nach all diesen Angaben den Charakter des Drpheus durchaus als vom Apollon abhängig erkennen, wie namentlich auch sein Werkzeug durchaus nur die Cithre ist, und seine Kunst mit dem Höltenpietie durchaus nichts zu schaffen hat⁹⁸⁾, wie ihm denn auch alle Dichter und Künstler nur die Cithre geben, die Dienerin und das Eigenthum des Apollon, während Dionysos die Flöte liebt, wie seine ganze Handlungsweise so sehr aus der Apollinischen Ähnlichkeit hervorgeht, wie sie der Wahrscheinlichkeit fremd ist, tritt uns nun das bestreumende Räthsel entgegen, daß Drpheus in vielen Darstellungen, namentlich der spätem Mythologen, als Diener und stehender Betreuer des Bakchos und der Bakchischen Orgien erscheint; wovon einzelne Beispiele bereits im Vorigen bei anderweitigen Geirgenheiten angeführt sind. Hiermit wäre leicht fertig zu werden, wenn es sich als Wiederfinden der Mythologen nachweisen ließe, aber theils wäre auch hierbei noch aufzuzeigen, woraus dann ein solches Wiederfinden, den einschüderlichen Gegner des Gottes für seinen eifrigen Betreuer zu nehmen, zu erklären wäre, theils steht auch ein altes Zeugniß auf einem Kunstdenkmal aus Cl. 77 entgegen, so daß wir auch mit der Annahme, als sei diese Verbindung aus einer durch die Drpheistelesten herbeigeführten Vermischung der Drphischen und Bakchischen Weiben entstanden, nicht durchkommen. Da aber dies Zeugniß ein Kunstdenkmal ist, wird es zweckmäßig sein, erst durch Aufführung sämtlicher wichtigsten künstlerischen Darstellungen von Drpheus, so viel und deren bekannt geworden sind, die bisherige Schilderung des alten dichterischen Bildes von Drpheus, woran die meisten sich anschließen, zu vervollständigen. Am häufigsten ist die Darstellung der ersten Sage, der von der Überwindung der Natur durch Drpheus. Da die Bewegung von Felsen und Bäumen bildlich nicht darstellbar ist, waren die Künstler hier meist auf Versammlung verschiedenartiger Thiere an dem Drpheus bedacht. So sieht Drpheus auf einem Felsen, selbst in leichter griechischer Kleidung, mit dem Apollinischen Lorbeer bekränzt und mit Apollinischer Bekleidung der Gesichtsüge, in der linken Hand die Cithre, in der rechten das Plektron, hinter ihm ein Baum mit Vögeln auf einem Basteis, um dessen Mittelstiel vier Vögel, einer an jeder Ecke, flattern, und rund umher in acht Feldern verschiedenartige Thiere, Hirsch, Pferd, Bock, Tiger, Reh, Hund, Steinbock, Luchs⁹⁹⁾. Die Darstellung ist sehr zu loben, so

95) Vergl. den 10. Orakel. Wel kann Apollon, wenn er durch Naturkräfte die Verdringung des Geistes hervorruft. Dionysisch wirken, aber dann gefüllt er sich eben, wie dort, den Dionysos zu, und Apollinische und Dionysische Wirkungsweise bleiben an sich geschehen, so daß nie ein Mensch in einfachem Lebensgefühl die Weise, wie sie sich vereinigen kann. 96) Il. VI, 181. 97) Hor.

z. Cyprii s. B. u. R. Triton Section. VI.

Epist. II, 3, 392: caedibus et victis fœdo deterrat. Das deterrat drückt auf den mächtigen Gesang.

98) Plut. de Mus. 5. 99) Millin, Myth. Vol. CVII, 423.

mentlich die des Orpheus selbst, so viel die Zeichnung erkennen läßt. Auf dem vom jüngern Philostratus ¹⁾ beschriebenen Gemälde sitzt er, umgeben von Löwen, Ebern, Hirschen und Hasen, die vor seinen Füßen stehen, Schafen und Böcken, Vögeln, namentlich einem Adler, und Bäumen, den linken Fuß auf die Erde gestützt, zum Halm für die auf der Hüfte ruhende Cithre, mit dem rechten tritt er den Taft, die rechte Hand hält das Plektron, die linke schlägt mit gebogenen Fingern die Saiten. Auf dem Felsen was er darsiehet steht an der Gruppe der Mufen zusammen mit Thamyris, der gebietet die zerbrochene Lyra, Hippias, Arion auf dem Delphin, Salobas mit Fischen, Hesiod mit der Cithre auf den Knien. Um den Orpheus standen hordende Thiere von Erz und Stein ²⁾. Er selbst war bekleidet mit griechischem Gewand, aber mit persischer (vielmehr thrakischer) Mäntel. Als einzelne Thiere werden genannt Vögel, Kauhthiere, Pferd, Kind, Fische ³⁾. Als Charakterzeichen stand neben ihm die Telete, die Weibe, wie Pausanias angibt. Alt waren diese Weibsbilder überhaupt nicht, auch die Symbole nach Pausanias' Urtheil nicht bei Allen sehr wohl gerathet, bei Orpheus für die spätere Ansicht durchaus passend; aber sie bezogen auch eben die spätere Bildung, die ältere benutzte weder Lyre noch Telete, wenn sie den Orpheus überhaupt Apollinisch, nicht etwa in hieratischer Beziehung, wovon nachher Beispiele folgen, darstellte. Im langen byzischen Gewand erscheint Orpheus ebenfalls, von Thieren umgeben, soweit griechisch, aber mit byzischer thrakischer Mäntel und mit Felleinfaßen ⁴⁾. Ferner manche Gemmen: Orpheus mit leichtem griechischem Gewand und byzischer Mäntel, die Cithre schlagend, von Bäumen, Vögeln, Thieren umgeben ⁵⁾; ebenso in Mäntel und langem Gewand mit Kameelen, Löwen, Vögeln, Bäumen, vor ihm ein Sarkophag ⁶⁾, und auf einer Mäntel von sehr schlechter Arbeit, das Gewand um die Hüften geschlagen, die Cithre spielend, neben der ein A steht, was Gronovius auf Delos bezieht ⁷⁾. Noch eine Gemme zeigt Orpheus unter einem Baume stehend, vor ihm einen hordenden Vogel ⁸⁾. Dann ein Basrelief schlechterer Art, Orpheus auf einem Felsen sitzend in griechischem Gewand, von Thieren umgeben ⁹⁾. Ferner sind zwei Darstellungen zu erwähnen ¹⁰⁾, die noch nicht herausgegeben sind, eine auf einem Sarkophage von gewöhnlicher Größe, in einem Viereck Orpheus von der Brust ab zu sehen mit einer Wundung links, den rechten Fuß auf dem Boden, den linken auf einen Felsen gestützt, um auf dem gebogenen Knie die Lyre zu hal-

ten, die er mit der Linken bei den Saiten ansaßt, während er in der Rechten, nahe an der Brust, das Plektron trägt. Orpheus ist unbartig, wie immer, langhaarig, mit thrakischem Gürtel (nicht Mäntel), thrakischem Kleide mit langen Ärmeln und Hosen, dabei weiler Glanz mit einem Halm auf der rechten Schulter, die vom Rücken über die Schulter zieht und längs des rechten Beins fast bis auf die Erde hängt, an den Füßen Äulen. An dem Halse, worauf er den Fuß setzt, liegen zwei Schafe, das eine den Kopf nach ihm gemandt. Hinten zwei große bleaube Bäume, vielleicht Korbeern; zur Seite zwei fotsphale Kinder, einen Hasen emporhaltend, wosach ein Hund springt. Die weite ist auf einer Platte mit runder Vertiefung, worin ein hölzern gearbeitetes Relief. Orpheus mit langem Haare, halbnackt, den falgigen Mantel um die Hüften, Sandalen um die Füße, aus einem Helsen, mit der Lyre, in der rechten Hand das Plektron und damit die Saiten rühend, dazu singend mit etwas peimlicher Begeisterung. Hinter ihm unten auf dem Helsen liegen Löwe, Wolf, Stier, dahinter ein weidendes Pferd und ein Hirsch. In der drissigen Zeit stellte man Christus, der sich den Glauben gewinnt, oft unter dem Bilde des Adier und Bäume bezaubernden Orpheus auf Sarkophagen vor, zuweilen mit byzischer Mäntel ¹¹⁾.

In diese Darstellungen der ersten Sage schließt sich ein sehr gut gearbeitetes Basrelief an, in welchem ein Lautenpieler halbnackt, das Gewand um Hüfte und Schulter geschlagen, links auf einem Felsen sitzt, vor ihm eine Löwin, (denn für nichts anderes ist es möglich zu erkennen; zum Gerbener, den Winkelmann darin fand, fehlen ihm alle Kennzeichen, den Löwen aber hat Orpheus auf den meisten Denkmälern sich zunchst, ja in dem ersten von uns angeführten sitzt er auf einem Löwen). Neben dem Orpheus, wenn dieser wirklich gemeint ist, stehen zwei weibliche Gestalten, nach ihm hingewandt, von denen die erste einen bedeckten Eimer am Hentel, die zweite eine Schale hält ¹²⁾. Was diese weiten, ist nicht völlig klar; Winkelmann hielt sie für Danaiden, danach sehen sie weder selbst noch ihre Geschirre aus, noch paßt dazu die Umgebung; vielmehr bezeichnet der Eimer die Wasserträgerin, die Schale die Weinschenklerin und das ganze Bild Orpheus' Gewalt über Menschen und Thiere, namentlich über die Frauen. Denn wenn diese ihn zerschneiden, so ist dagegen zu erinnern theils die natürliche Neigung der Frauen zur Tonkunst und Gesang, aus mythischen Zeugnissen aber sowohl die Erzählung von der Leidenschaft der Weiber für Orpheus, als auch die Schilderungen von der Trauer der byzischen Weiber um denselben ¹³⁾, was wol nur auf den Schmerz über ihre eigene That nach zurückgeführter Bekehrung gehen kann. Denn wenn wir vorher jene Erzählung von der

1) Philostr. jun. Imag. 6. 2) Paus. IX, 30, 2-4. 3) Callistr. Sim. 7. 4) Anders Vermuthung (Philostr. p. 611), daß Pausanias von Kallistrates, welche Beide den Saiten aus drücklich nennen, daselbe Bild beschreiben, ist einleuchtend richtig. Das Kallistrates dabei neun Saiten an der Lyra erwähnt, ist ein feinerer Reiz der spätern Arbeit. 5) Caylus Racenel III, 13, 1. 6) Gronov. Thesaur. Vol. I. Orpheus. 6) Ibid. Offenbar christliche Darstellung, s. Rot. II, auf (vgl. Ep. 7) Ibid. 8) Winkelmann, Pierres de Steuch. II, 1, 43. 9) Caylus IV, 48, 1. 10) Aus Borge's Papieren, mit den Bilden mitgetheilt.

11) Nachweisungen Millin, Tombeau de Canosa. p. 21. Ds fenbar ist der Steinbühner und hieratische Robenbüher Orpheus gemalt zu der Darstellung, die hier zum Grunde liegt. 12) Winkelmann, Monum. ined. 50. 13) Anth. Epigr. lat. 552. Von der Eidechse s. Rot. 75. S. 14.

Lebenswuth als eine schlechte Anekdote verwerfen mußten, so klingen selbst in diesen in ihrer wunderlichen Verbindung sehr oft Anspielungen auf alte bedeutende Sagen hervor. Alles bekräftigt uns also den einfachen Grundgedanken, daß, wo der Wahnsinn der Weiber nur ein vorübergehendes ist, von der Wuth der Drogenlust durch Dionysos' Zorn angeregt und auf Drpheus gewandt, Drpheus vorher dem Dionysos Eintrag gelohnt, und namentlich der Bassariden manche sich gemonnen hätte; und für diesen Eingriff in Dionysos' Gebiet kann vielleicht das Denkmal ein indirectes Zeugnis sein. Auch die Mörderinnen des Pentheus, welche im Wahnsinne den Göttertesten, es ist völlig der Ausdruck der furchtbaren Gewalt des Gottes, daß er das Herz so ganz zu verkehren vermag. Für thralische Matronen erklärte die beiden Frauen mit Bestimmtheit auch Zoega, nur daß er den Drpheus als Lehrer der Balthischen Weisen nimmt. Dann aber müßte die Darstellung der durch seinen Gesang Eingekommenen wol nicht die ruhige, würdig gebaltene, sondern eine ekstatische sein. Ein ganz ähnliches Henkeleigäß und eine solche Schale tragen auch sonst Diener des Bakchos und Balthantinnen. Galtien wie hiermit die Eöwne zusammen, so finden wir Bakchos' Reich in der Menschheit und Abiervoll vom Apollinischen Drpheus überwunden. Die Stellung der beiden Frauen, die beide den Drpheus fest anblicken, indem die eine beide Arme schlaff herunterhängen läßt, die andere die Schale gerade vor sich hinhält, paßt für den Ausdruck der von unerwarteten und ungewohnten Tönen mit Überraschung Ergriffenen.

Drpheus' zweite große That ist die Überwindung der Starcheit des Hades. Dessen Schreden haben zum bezeichnendsten Symbol den Cerberus. Auf einer Gemme tritt Drpheus nackt, das lockige Haar zusammengehalten mit einem Band, auf eines Stein mit dem einen Fuß, den andern am Boden, und rührt die in der linken Hand getragene, auf das ihr sich entgegenhebende Knie gestützte Cithre. Hinter ihm sieht man einen Baum: vor ihm liegt in seiner Hellenhöhle der dreiköpfige Höllehund¹⁵⁾. Auf einem ganz neulich bekannt gewordenen Vasengemälde¹⁶⁾, das sich auf Balthische Weisen bezieht, reicht Drpheus dem vor dem unterirdischen Gotte mit ihm zusammentreffenden Jünglinge, der die Weibe empfangen soll, als Symbol derselben die Kante dar, die er in der rechten Hand hält, während unter derselben der dreiköpfige Cerberus greifend vor der linken herkringt, die ihn an der Kette hält. Ohne hier einzugehen auf die Bedeutung des ganzen Bildes, erkennen wir in dieser guten Arbeit den Gedanken der Befreiung aller unterirdischen Schrecken und Gefahren durch die Kante wieder, und nicht unpassend erscheint bei diesem Anlaß Curydile, welche in der Frau angedeutet scheint, die hinter Drpheus' Rücken nach der Erde zu ihm den Rücken zurendend, aber nach ihm umblühend, in Gewänder gehüllt ist. Drpheus selbst trägt einen Weispappelfram, wie auch in der Mitte des Bildes hinter ihm und dem Gott ein hoher Weispappel-

baum, Andeutung der Unterwelt, der Haine der Persephone steht; ein kaltenreches Übergewand um die Hüften und die eine Schulter geschlungen, und Sohlen; mit der Brust lehnt er sich, da seine Hand frei ist, auf seinen Stab. Neben Curydile sieht man eine Weibe als ihr Symbol in Beziehung auf den Gatten. Eine zweite hieratische Vorstellung dieser Art führt den Drpheus in reichem Gewande mit phrygischer Tiara in die Unterwelt ein, in der Gemeinschaft des Hades, der Demeter und des aithonischen Dionysos¹⁷⁾.

Aber auch den Schmerz der Trennung beim zweiten Verluste der Curydile stellen uns Denkmale dar. Auf einem schönen Basrelief¹⁸⁾, das in dreifacher Wiederholung erhalten ist, steht rechts Drpheus mit der Sturmhaube, in Ehlton und Mantel, ganz gleichlich, hält in der linken Hand die Fira deraab, mit der rechten umfaßt er die Hand, die ihm Curydile auf die rechte Schulter legt. Diese steht in der Mitte in Gewänder gehüllt, ihn schmerzvoll anblickend, links hinter ihrem Rücken Hermes, der sie bei der herabhängenden rechten Hand faßt, um sie fortzuführen. Die Namen sind im albanischen und im neopaltinischen Denkmale richtig in griechischer Schrift beigezeichnet, im Vorgedessenen steht aus Verwechselung in lateinischen Buchstaben statt derselben Amphion, Antiope und Berthos; über die Bedeutung kann kein Zweifel sein. Im Vorgedessenen Ceryplar ist Drpheus' Rechte nicht fassend, sondern eindringlich gestülpt, doch in ähnlicher Haltung dargestellt.

Drpheus' Tod durch die Hand der Mänaden finden wir ebenfalls dargestellt, einen Gegenstand, der sich freilich nur für Andeutung und für die Auffassung des ersten Moments des Todes, nicht für Ausführung eignet. So stellt eine Vase¹⁹⁾ ihn dar, wie er mit langem Haare, den Mantel um Hüfte und Schulter, die Cithre über dem Haupte haltend, stehend vor einer Mänade zusammensteht, indem er mit der linken Hand rückwärts sich auf den Boden stützen will. Die Mänade verfolgt ihn mit düsterm Blicke, mit der linken Hand nach ihm greifend, in der rechten das Schwert. Auf einem Topas wirkt eine Frau mit flatterndem Schleier am Ufer des wogenden Meeres ein herberberühmtes Haupt vor einer Herme des Priapos hin, wahrscheinlich eine Mänade mit Drpheus' Kopf²⁰⁾. Auch den gestorbenen Drpheus haben die Griechen dargestellt; in Polygnots Gemälde von der Dinabahrt des Drpheus in der bethischen Redde²¹⁾ sah Drpheus, in völlig gleichlicher Kleidung an einer Anhöhe an eine Weide gelehnt, die zu den Hainen der Persephone gehört, mit der rechten Hand deren Zweige berührend, mit der linken die Cithre, während von der

15) Ein schönes Vasengemälde *Milano*, Tomb. de Canova. I. 2. 17) Zoega Basrel. I. 42. Albanisch. *Winckelmann Mon.*

18) 65. Vorgedess. Gerhard und Panofka, *Kapitel antike Bildn.* S. 67. Neopaltinisch. 19) Mon. ined. dall. inst. corr. arch. V. 2. 20) *Winckelmann Staat.* III. 1. 52. Der Priapos stellt offenbar die Dionysischen Mänaden dar, deren Überwindung nun durch Drpheus' Tod gescheit ist. 20) *Paus.* X. 20.

6. Die Weide, wie in dem Rot. 15. b. C. angeführten Vasengemälde die Weispappel.

14) *Agostini II.* 3. Schlichter. *Grav. Theol.* I. 2. *Diebstahl* *Maffei II.* 49. 15) *Museo Blacas.* Vol. I. pl. 7.

ein Ahrar ist, nach einstimmigem Bericht aller Sagen, und nach der herrschenden Sage freilich Poseidons Sohn, aber dies gewiß nur wegen lokaler Beziehung in Eleusis, weil dort Poseidon hochverehrt ward. Eine andere Sage nennt ihn Sohn des Apollon³⁷⁾, und Apollons Sohn, der thrakische Schönfänger ist wahrlich nichts als Drpheus selbst. Ich behaupte nicht, daß Cumolus bloß eine Nebenfigur des Drpheus ist, die sich aus ihm abgeleitet hat; Cumolus' Name und Gestalt mag so alt sein, wie die des Drpheus, aber der Brantgedanke, aus dem Weibe hervorgehen, ist derselbe; es lag also auch der Sage nah, sie einander zu nähern, ja zu vertauschen, namentlich da Cumolus nie eine solche Bedenklichkeit erlangte wie Drpheus.

Hiermit haben wir den Drpheus anerkannt als den alten Sänger, auf den sich mehr oder weniger die Beschränkung aller auf unterirdische Dinge bezüglichen Weisheit zurückführen ließ. Inwiefern er dabei nöthig sein kann, da die Götter doch diese Weisheit Jedem mittheilen können, ist leicht aufzuzeigen. Die Zeichen der Weisheit und die Festgebäude werden den Stammältern der Geschlechter, deren Nachkommen sie auszubilden das Vorrecht haben, von den Göttern gezeigt, aber die Götter wollen auch bei diesen Weisheit auf eine angemessene Weise angetroffen und angestanden werden, dazu bedarf es der Hymnen und für diese eines Drpheus oder Cumolus. So waren im Besitze der Lykiden alte Lieder, dem Drpheus zugeschriebene Hymnen, die sie bei der Vorbereitung der heiligen Gebräuche absangen, die Pausanias³⁸⁾ gelesen hatte, weil er mit einem Daduchen aus diesem Geschlechte sich befreundete, von deren Inhalt er aber außer einer kurzen, absichtlich undeutlichen Bemerkung über den Tod nichts sagen will, offenbar weil nur die Gemeinden ihn kennen sollten. Ein neuer sicherer Beweis für die Geltung von Drpheus' Namen in den Eleusinen.

In den Sagen über das Leben des Drpheus, die wir erzählt und als alt und echt mit Sicherheit ausgeschieden haben, findet sich kein Anlaß für diese Verbindung mit den unterirdischen Göttern, vielmehr steht es, der alle seine Kraft vom Apollon hat, mit denselben in entschiedenem Gegensatz. Dagegen finden wir einzelne hieratische Sagen, die ihn mit der Demeter und Kore und deren Weisheit verbinden, gegen deren Alter auch nichts einzuwenden ist. Offenbar tritt nun Drpheus, indem ihm von diesen Mächten Begünstigung widerfährt, aus dem Apollinischen Kreise, dem er so eigenthümlich angehört, heraus, was gewissermaßen in der delphischen Sage ausgesprochen ist, Drpheus habe wegen seiner Gebahrenheit in den auf die Weisheit bezüglichen Reden und aus Stolz darauf an der Pythia keinen musikalischen Wettkampf mitmachen wollen³⁹⁾. Das wäre auch in rein Apollinischer Haltung nicht seine Sache gewesen, weil in seinem Gesange die göttliche jauchzende Gewalt lag, die jeden Widerstreit besiegte und keinen Streit möglich ließ,

so aber saßen die Delpher es nicht auf, sondern sie erkannten den Grund in dem Stolz auf seine Weisheit, die nicht Apollinisch sind. So erscheint und in Wahrheit ein doppelter Drpheus, einer wie die Porsie und die meisten Künstler ihn bewahrt haben, der rein Apollinische; ein anderer der von Demeter, Kore und Hekate durch Mittheilung ihrer Weisheit begünstigte. Dieser andere Drpheus, der hieratische, scheint früh in die Sagen der Dile eingedrungen zu haben, wo eine besondere Weisheit sich passend von ihm bereiten ließ; übergangs blieb das Bild des poetischen allgemein herrschend. Wir müssen also wol unteulbar dem Dredor einen sehr richtigen Bild zugesellen, wenn er behauptete, es gebe einen zwiesachen Drpheus⁴⁰⁾. Zwischen den Sagen von jenem und denen von diesem ist kein Band; keineswegs kann es, darum weil er die Todtengötter zu rühren wußte, daß sie ihm Gurbile zurückgaben, als der unsehbare Überwinder des Todes und insofern als Inhaber der Weisheit angesehen werden, die ein Leben, ein künftiges und schöneres, als das Homerische Schattendasein, nach dem Tode zu führen; er kann das nicht, weil er sein Unsterblichkeit nicht zu Gabe geführt hat, weil er Gurbile wieder verlor. Es sind also keineswegs Apollinische Wesen, womit die Weisheit die Schreden des Todes besiegen; die Weisheit sind nur gegeben durch die Gnade der Demeter und Kore, nicht weil das Herz dieser von Drpheus gerührt ist, sondern aus freier Einwilligung; ja man kann sagen, es werde in diesem Kreise des Todtengötter rührenden Drpheus gar nicht gedacht. Aber warum ist denn Drpheus dieser Vermittler? Weil, abgesehen in den Sagen durchaus kein Band zwischen dem Apollinischen und hieratischen Drpheus ist, obgleich man in dieser Beziehung sie völlig richtig trennt, doch die Natur, der Begriff beider durchaus derselbe ist, und sie insofern wieder durchaus als Eins gefaßt werden müssen. Man kann sagen, daß Kalliphanes die beiden Formen des Drpheus verwechselt, indem er ihn als ältesten Dichter sagt und doch nicht seiner dichterischen Gewalt gedenkt, sondern nur der Weisheit und Leben, offenbar weil er, hiezu uneigentlich, ihm vorliegende orphische Gedichte für echt hielt; diese Verwechslung rechtfertigt sich aber einigermaßen eben aus der Einheit der Natur; denn als den Begriff des Drpheus haben wir gesehen die Macht, die gleichmäßigen Brennen der Dinge zu verdrängen durch die Kraft des Wortes. Beim poetischen Drpheus ist der Anstalt Apollinisch gedacht, wie bei Homer und allen echten Dichtern, beim hieratischen ist der Inhalt der auf den besondern Gottesdienst, auf den besondern Willen der Demeter oder der Kore, oder der Hekate bezügliche. Aber das Wort, der Vers, in dem aus der hieratischen Drpheus redet, gehört Apollon an, die Form bleibt also immer Apollinisch, und dadurch wird die Beziehung zwischen Drpheus und Apollon eine nie ganz aufhebende, Drpheus bleibt immer so gut Apollon wie Dagros Sohn. Hier nun tritt uns demetris:

37) Phoinix Ep. 18) Paus. IX, 27, 2; 30, 12.

1b X, 7, 2.

40) Schol. Apollon. I, 25.

werth die Angabe des Asklepiades⁴¹⁾ entgegen: „Apollon und der Kalliope älteste Sohn bei Einos, die des jüngern Hymenaios, Iakchos und Drpheus; von den jüngern sei einem die Lust zu Andem gekommen (der Dichter ist verkommen, wahrscheinlich Hymenaios); Müßel hätten sie alle geübt“, namentlich wenn sie verglichen wird mit der Angabe Apollodors⁴²⁾, der denselben Eltern den Einos und Drpheus zu Söhnen gibt und wiederholt dieselben Brüder nennt. Diese alle sind nicht als Sänger, eigentlich nur Gesangsweisen, und insofern werden sie Söhne dieser Eltern genannt; denn was hätte der Hegogott Hymenaios mit denselben zu schaffen, wenn er nicht das Hochzeitlied bedeutete? Iakchos vollends ist ein Klaggesang, angestimmt zur Todtenklage, ein *yoos*, nur bei Gelegenheiten erscheinend, mit denen Apollon durchaus nichts zu schaffen hat, noch auch haben will und kann⁴³⁾. Der Einos oder Eteinos ist, wie Welcker erwiesen hat⁴⁴⁾, nichts Anderes. Der Inhalt aller dieser drei, sowohl der von Pindar als auch der von Apollodor mit Drpheus gepaarten Gesangsformen, die sehr leicht in personificirt sind, ist dem Apollo fremd, ja widerstrebend; wer mit ihnen zusammen in abschätziger Parallele den Drpheus nennt, namentlich so ausdrücklich wie Asklepiades, muß erkannt haben, daß dessen Bedeutung eine ähnliche ist. Jene heißen ungetrachtet jenes Inhalts doch Söhne des Apollon, auch der hieratische Drpheus singt einen dem Apollo völlig fremden Inhalt, aber er singt ihn, er stellt mit seiner Poesie eine Gesangsweise dar, und daher ist er Apollons Sohn so gut wie jene Gesangsweisen. Wie nun Hymenaios nicht ist, als die Gesangsweise des Brautlieds, Iakchos und Einos nichts als Gesangsweisen der Todtenklage, so ist der mit ihnen zusammengestellte Drpheus nicht als die Gesangsweise der Weiben, die telestische. Reicht also auf jenem Bildwerk⁴⁵⁾ Drpheus dem Einzuleitenden die Laute dar, so bezeichnet das Nichts als die Übertragung der Laute auf denselben in ihrer eigenthümlichen Gesangsform; trägt auf andern ähnlichen Gemälden der eingeweihte Jüngling die Laute als Schutz in Gestalt, so bedeutet das eben nur, daß er durch die Kraft der ihm so überlieferten Laute gesichert und gerettet wird; wird aber an jenem ersten steht die Laute über den gesessenen Ererben hingestallt, als Zeichen, daß er durch sie geseselt ist, so wird dadurch angedeutet, daß die Gesangsweise, worin die Laute überliefert ist, nicht etwa äußere Form, sondern die mächtige innere Form ist, in der der Zauber des Wortes liegt, durch den einfließt die Schrecken des Todes befähigt sind und für jeden Gemeinden von Neuem befähigt werden. Der hieratische Drpheus ist demnach wenig mehr als eine bloß allegorische Personification, ja wir können hier die zuerst angedeutete Erklärung des Namens aus dem Dunkel wieder aufnehmen, weil alle Weibe im Dunkel des Geheimnisses vorgeht und meist auch an dässern Ort, und weil sie sich auf den allerhöchsten bezieht, nicht als ob wir uns für eine dieser Erklärungen entscheiden möchten, denn dazu schwächen ihre Beziehungen zu Iose; aber der Erwähnung sind diese Beziehungen werth, weil sie gewiß vielen Griechen bald so, bald so eingeleuchtet haben. In diesen mehr allegorischen hieratischen Drpheus, der eigentlich nur eine bestimmte Art und Weise anzeigt, wie das Wort, und durch dasselbe der Gedanke mit Gedanken verfährt, spielen nun die Erinnerungen an den poetischen herein, und seine Persönlichkeit hat er eigentlich nur von diesem. Wie Krisposphanes die beiden in Eins schmilzt, so auch in manchen Erwähnungen Euripides. Jene Gewalt des Gesanges oder des Wortes, die Naturgrenzen zu überschreiten, wird bald und leicht zur Gewalt der Zauberformel, der *incantatio*, *enchanté*, *Zauberformel*. Wie Drpheus Säume durch Apollinischen Gesang bewege, so hat man nun vom hieratischen Drpheus Gesangsformeln, Zauberlieder, mit denen man einzelne Balken zum Wandern bringt⁴⁶⁾. Wie Drpheus Apollinischer Gesang die Mächte des Todes rührt, so zeichnet der hieratische Drpheus die Formeln, die er zur Laute gesungen, auf, um damit Todte ins Leben zu rufen und Kranke zu heilen, auf thralische Laute, und läßt diese für die Nachwelt aufbewahren⁴⁷⁾. Denn auf solche Heilformeln, solche heilige Sprüche bezieht sich Drpheus' ärztlicher Ruhm allein. Daraus entwickelt sich denn auch sehr natürlich die Erklärung der Gewalt über die Thiere aus Zauberformeln; wie der Ägypter bei Pausanias meint, Drpheus und Amphion seien in der Regale stark gewesen⁴⁸⁾. Bellerophon hänet hiermit die Einführung der Weiden der Hekate in Ägina durch ihn zusammen, hier scheinen Sühnungen und Heilungen, beides natürlich durch Drphische Formeln, ertheilt zu sein; schon bei Krisposphanes wird Philokleon, um von der Richterbank geteilt zu werden, erst korymbantisch gemacht, dann auf Ägina, dann befragt er das Neumeosel des Asklepiod, oder nicht von Ätem will helfen⁴⁹⁾.

Dieser hieratische Drpheus also bezeichnet die telestische Gesangsweise, die Art und Weise der Zusammenstellung und Darstellung der Gedanken in den Weibformeln und in den auf diese Weiben und ihre Söhne bezüglichen Hymnen. Wir haben schon erwidert, daß diese telestische Gesangsweise keine äußere ist, sondern eine innere, die vortragenden Gedanken beherrschende. Und hier erbliden wir nun auf das Bestimmteste den Drphischen Namen in seiner eigenthümlichen Bedeutung: gebraucht, die die Verdrückung der vom Schicksale gegebenen Grenzen durch die Gewalt des Wortes anzeigt. Diese Grenzen beschränken den Menschen in aller Art, sie ordnen den einen an bürgerlichem Rang, an Recht, an Kraft dem andern unter, sie ordnen alle Menschen un-

41) Schol. Vatic. in Eur. Rhes. 895. Schol. Pind. Pyth. IV, 176. 42) Apollod. 4, 5, 21 ff. 4, 9. 43) Bergk. *anurion*, *Agam.* 1075 und 1078. Den Apoll mit *anurion* anzuordnen, galt für ein *θωπνισμὸν*, er läßt nur da, wo noch Hoffnung ist. 44) Klgem. Schol. 1830. II, 2. 45) Rhet. 15, 8. 19.

46) Eur. Cycl. 646. 47) Eur. Alc. 968. Sie meinte Dyras diesen ganz richtig, Drpheus habe die von der Schlang geheilten Gurrelieder durch *enchanté* ins Leben zu überführen. *Chil.* I, 64. 48) Paus. VI, 20, 18. 49) Arist. Vesp. 122.

belängt den Sittern unter. Namentlich aber setzen sie jedem Leben das Ziel des Todes; mit dem verhauchten Lebensathem, mit dem stösenden Wustlaufe, mit den verdrängten Gebirgen verschwindet rettungslos und unwiederbringlich alle Stärke und Schönheit in das Nichts, und nur ein geistig und körperlich kraftloser Schatten schweift als zweideutiges Ueberbleibsel umher in den traurigen Wohnungen des Todes. Dies ist aller Menschen ewiges gemeinames Schicksal. Aber über diese vom Schicksal gezogenen Grenzen haben die Götter in menschlichen Dingen Macht, während sie in den Grenzen ihrer eignen Gebiete einander ehen müssen und insofern der Schicksalsvertheilung nicht überlegen sind. Einer ist Allen überlegen, Zeus, der die Schicksalsgrenzen nur anerkennt, wo er will; von diesem erzählen schon die ältesten griechischen Gesänge, daß er diese Grenze des Todes bei einigen Menschen aufhebt, sie der Macht des Todes, dem sonst Alle verfallen müssen, entzogen habe aus freier willkürlicher Gnuß, doch gewiß nicht ohne Hades' Zustimmung; Homer läßt den Menelaos und Rhodamanthus ein ewiges wirliches Leben führen in Elysion. Die Mächte nun, denen die Todten verfallen, können in ihrem Gebiete frei mit ihnen schalten. Der Herrscher ist Hades, mit ihm Persephone, beide unerbittlich streng den Todten festhaltend. Aber nur Hades bezeichnet das Festhalten im Nichts, im Schattendasein. Persephone ist die Tochter der Demeter, der freundlichen, das Menschengeschlecht durch das Getreide nährenden Erde. Wie der Same in der Erde verschwindet und in ihr geschwängert wird, so nimmt die Erde auch alle Ueberreste der Lebendigen, die Schatten, wie die Asche und die Gebeine auf. Aus der Erde aber sind nach allgemeinem Glauben die Menschen wie die Götter geboren; was die Erde einmal gethan hat, das Hervorbringen der menschlichen Keime, das kann sie wiederholen, so oft sie will. Wie sie jährlich das Samenvorn in ihrem Schooße schwängert mit Lebenskraft, so kann sie auch das Schattensbild des Menschen, das in ihrem Schooße, in ihrem Innern haust, mit neuer Lebenskraft erfüllen, und daher steht ihr die Todeskönigin, Persephone, nicht entgegen, weil diese selbst durch ein Band, das der halbjährigen Rückkehr, an das Leben gebunden ist; obgleich sie also streng in den Grenzen ihres Reichs alles darin einmal Eingetretene gebannt hält, so scheitert sie doch den Aufstand ihrer Unterthanen von einander, indem sie den Geweihten ihrer Weiden eine neue feige Lebenskraft nach dem Tod ertheilt, die übrigen aber in dem bisherigen Zustande der Nichtigkeit verkommen läßt. Nur Hades' vernichtende Gewalt würde entgegenstehen, aber Persephone hat, freilich nicht aus seinen ewig unfruchtbaren Umarmungen, sondern aus denen ihres allverbringenden Vaters, des lebendigen Gottes Zeus, den Iakchos geboren, in dem auch in der Unterwelt die volle göttliche Lebenskraft wirkt; wie die Mutter Todeskönigin ist, so genießt auch der Sohn unverwundlicher Macht und Ehre im Todtenreich, und so wird Iakchos der lehrertheilende Todeskönig der mit der erdfruchtigen Weide Begnadigten.

Dies sind für die scharfschauende, vorurtheilslose Un-

tersuchung unvorbereitlich die Grundgedanken der Eleusinien, und darum war die Mittheilung dieser Weiden ein so großes Heil, denn sie löste die Grenzen des Todes auf und gab ihrem Inhaber ein neues Lebensloos. Indem nun aber diese Weide in den Worten Drphischer Weisformeln mitgetheilt wird, indem die jeder einzelnen Feier die Gnade dieser Götter, Demeter, Kora und Iakchos, von Neuem gewonnen wird durch deren Anbetung in Drphischen Gesängen, und wenn die Feier unterbriche und die Gesänge verstummen, verschertzt würde, sehen wir hier das Drphische Wort in seiner eigentlichen Macht der Aufhebung der Schicksalsgrenzen geltend. Zu Eleusis nannte man nun zwar, wie es scheint, die meisten Gesänge nicht Drphisch, sondern Eumolpisch; wir haben aber nachgewiesen, daß Eumolpisch hier im einzelnen Falle dasselbe bedeutet, was Drphisch im Allgemeinen; so oft aber Drphisches von den Eleusinern genannt wird, ist jener einzelne Fall mit dem allgemeinen Begegnungen bezeichnet.

Nachdem wir diese Umfassung des Drpheus auf einer weltlichen mythischen Person in einen Begriff erkannt haben, kann es nicht mehr so durchaus überraschend erscheinen, wenn derselbe mit dem Dionysos gepaart ist, denn ebenso sehr wie mit diesem stand er mit den Todesgöttern im Gegensatz; den Sieg, den er über jenen, wie über diese gewonnen zu haben scheint, ruhte er bei Beiden gleich wenig zu behaupten, und durch seine Gebrechlichkeit schlug ihm der erste Sieg in den Verlust der Gattin, der zweite in den eignen Tod um. Dem Dionysos also freilich so wenig, wie den Todesgöttern, kann er Geheimnisse abgezwungen haben; wenn er deren weiß, muß ihm Dionysos sie aus eigener Neigung offenbart haben, zu welcher Neigung die Sagen durchaus kein Motiv geben. Wir werden hierdurch auch in dieser Hinsicht auf das Bestimmteste vom poetischen Drpheus weg auf den hieratischen hingewiesen, auf den allegorischen. Wie dieser nun aber, den wir mit den Todesgöttern in Verbindung gesehen haben, mit dem lebensfröhlichen Dionysos gepaart werden soll, dies Problem ist nach allen seinen Schwierigkeiten hervorzuheben, um die Lösung sicher zu finden, zuerst aber die historische Begründung aufzusuchen.

Zu Olympia, zur linken Seite des großen Tempels, stand unter den einem Gelübde zufolge nach der Bräutigam seines Kindes dargebrachten Weihgeschenken des Smyrthos, des Schatzmeisters des Tyrannen Anaxilas von Rhodien, nach dessen Tod er in Tegea wohnte, ein Erzbild des Bräuters Drpheus mit dem Dionysos und einem bartlosen Zeus zusammen. Daneben stand eine Bildsäule des Wettkampfs mit Springkorea, ferner Asklepios und Hygieia, Homer und Hesiod, Kora, Aphrodite, Ganymedes, Artemis u.). Diese waren sämtlich gearbeitet vom Dionysos von Argos, und als die Zeit ihrer Entstehung läßt sich Pl. 77 annehmen, da Anaxilas Pl. 76, 1 gestorben war. Betrachten wir die über-

ein vermittelnder Gesichtspunkt bereiten läßt. Und hier-
nach kann auch nicht länger zweifelhaft sein, daß Hero-
dot die Orphischen und Bakchischen Gebräuche für Eins
erklärt, wenn er vom ägyptischen Weib der Befestigung
in molkenen Gewändern sagt: ὁμοιωμένοι δὲ ταῖς
ταῖς Ὀρφεῖος καὶ βακχυλῶναι καὶ βακχυλῶναι, ὡς αὖτε
Ἀθηναῖοι καὶ Ἰνδὸν Ὀρφεῖοι (63).

Eine Lösung des Räthfels scheint nahe zu liegen in
der Betrachtung, daß Orpheus Thraker und auch Dionysos
bei den Thraken vorzüglich verehrt ist. Aber bei
näherer Erwägung scheint die Aufgabe dadurch nur schwie-
riger zu werden; denn warum erscheint Orpheus in den
Sagen und in der Poesie in so entschiedenem Gegensatz
gegen den Dionysos, wenn ihr Ursprung gemeinschaftlich
ist? und war der Gegensatz in der thrakischen Sage selbst
schon gegeben, ist also Orpheus schon in Thralien ein
dem Dionysos durchaus entgegengesetzter Begriff, woher
kam die Vereinigung? Hier ist keine Rettung als in
der Verhütung dessen, was wir vom thrakischen Dionysos-
dienst wissen. Die Thraker verehren nach Herodot
nur drei Götter, Aris, Dionysos und Artemis; die Kö-
nige außerdem den Haimos, ihren Ahnherrn, bei dem sie
schwören (64). In den Gebirgen des Pangäon ist ein
Orakel des Dionysos, verworlet von den Besten; eine
Prophezie verkündigt (sowie in Delphi. Es steht unter der
Herrschaft der unbeweglichen Sacerd, aus denen die
Besser sind (65). Daher nennt Euripides den Dionysos bei
den Thraken den Weisfeger (66). Bei den Kikonen (67)
und Ebonen (68) führen den schwärmenden Bakchusdienst
verschiedene Zeugnisse an, bei den Pionern hieß der Gott
Dyralos (69), im freisüdlichen Gebiete findet sich ziemlich
früh ein Hain und Tempel des Dionysos erwähnt (70).
Zu Aphytis war ein Seligtum des Dionysos mit schö-
nen klaren Gewässern und schattigen Behausungen (71);
zu Gison, einem Vorgebirge zwischen Makedonien und
Pelagone, ebenfalls (72). Die Makedonier feierten jährlich
Bakchische Feste (73); die Bakchen nannten sie Kikonen
oder Mimalonen, auch Maketen und Bassaren, gefeiert
in hunte Gebänder (74). Die Eliene nannten sie Sausa-
den (75). Ebenso durch ganz Thralien verbreitet und na-
mentlich in Pierien und Makedonien zusammengedrängt,
wie hier die Angaben vom Dionysosdienste, haben wir
die Erinnerungen an Orpheus gefunden, die ihn dort
sämmtlich, wenigstens die als alt bezugten, im Gegen-
satz gegen den Dionysos stellen.

Die thrakische Religion erscheint hiernach ziemlich in
der größten Rohheit, die sich bei einem wirklichen Poly-

theismus denken läßt. Sie fühlten sich von ihren Göttern
gar nicht anders berührt, als gewaltiam, ihre drei Göt-
ter sind Nichts als Götter der Gewalt, nach verschiedenen
Gesichtspunkten aufgeführt, Alles auf die Kriegsgewalt, Dio-
nyfos und Kotys auf die Naturgewalt bezüglich, wahr-
scheinlich einander so entsprechend wie Apollon und Artemis.
Welche Beziehung der Heros ihrer Könige hat, ist dunkel.
Wir haben schon angedeutet, daß bei den Griechen Apol-
lon und Dionysos auch Götter der Gewalt sind, Apollon
der mehr geistigen, Dionysos der mehr physischen. Da
die Thraker bloß den letzten oder einen dem letzten ana-
logen Gott haben, der in den Eichenwäldern haust
(Aiolos), wie denn Apollon durchaus heiligt national
gedacht ist und als Gott so wenig anderswo wiederzu-
finden, wie die Griechen selbst, muß dieser thrakische
Dionysos ihnen Alles leisten, was den Griechen Apollon,
er muß also auch Götter der geistigen Gewalt werden, so
viel ihnen davon ins Bewußtsein klingt, daher weißagen-
der Gott und Gott der Sänger und Dichter. Wenn da-
her Orpheus in Thralien selbst schon, ehe noch griechi-
sche Bildung dort einwirkte und, wie sie es überall ge-
than hat, den Thraken ihre eigenen Sagen auf den Lip-
pen umschuf, schon Sänger, gewaltig ergreifender und
bezaubernder Sänger war, was zu bemerken kein Grund
ist; ja selbst wenn er damals schon Eitharode war, was
vielleicht zweifelhafter, doch nicht unbenkbar ist; denn ein
anderes Instrument, als die Eithar, eignet sich nicht wohl
zum Gesang, und die Thraker werden doch auch Dicht-
ung gehabt haben, nicht bloß Trommeln und Pfeifen,
so kann er diese Kunst und die Gewalt dieser Kunst
Niemandem zu danken haben, als dem thrakischen Dionysos.
Wie nun die echt thrakische Sage weiter von ihm
berichtet, worum sie ihn hat gereizt lassen, ob sie
seiner Fahrt in den Hades gewußt hat, ob er sich gegen
seinen Gott empört hat, wie der Thraker Thamyris, wer
wollte die Antwort auf diese Fragen sicher ermitteln?

Aber doch scheint die thrakische Sage ebenfalls den
Griechen gegeben zu haben: den Gedanken von der ei-
genen Sänger inwohnenden Kraft des Wortes, das im Ge-
sang alles, was er will, erzeugt und bezaubert, Alles
ihm gewinnt, selbst die härteste und spödeste Natur mildert.
Wie die Griechen das so Empfangene fortbildeten
mußten, ist nun leicht nachzuweisen. Seine Macht lag
im Wort, im Gesang, nicht im musikalischen Töne; sie
konnten ihn also in poetischer Sage an Nichts anlehnen,
ihm diese Gewalt von Niemandem geben lassen, als von
ihrem Apollon; denn sie begriffen ja jede fremde Sage,
die sie sich aneigneten, nur nach griechischer Weise; und
es war ihnen völlig gleichgültig, wie der thrakische Gott
hieß und mit welchem der übrigen er Ähnlichkeit hatte,
von dem der thrakische Orpheus im Glauben seines
Volkes seine Kunst empfing. Ein oblig analoges Bei-
spiel ist folgendes: Im Kikonenlande zu Ismaros haben
wir den Dionysos namentlich als verehrt erwähnt ge-
funden. Homer erwähnt dies Ismaros mit den Kikonen
und dessen köstlichen Wein. Der Befitzer dieses
Weins ist ein Priester, wohnend in heiligem Haine; er
sollte seinen Gott nicht für den Dionysos halten? Homer

63) Her. II, 81. 64) Her. V, 7. Die übrige der Quä-
ten für daselbst. Aglaoph. p. 289 m. 65) Her. VII,
111. 66) Eur. Hec. 1667. Eurip. Agla. IX, 30. 67) Daher
soll Aisthos Hiezoov ποσειδῶνι μάχην Bar. Rhoe. 972. 67)
Parg. Cir. 168. Sidor. V, 489. Ovid. Met. IV, 641. 68)
Aisthos beschreibt die dortige Einführung in seinen Ebonen, ver-
der wird dort nur die Kotys (Artemis), auch mit vielstimmig Ge-
dächte verehrt. Const. Philostr. Vit. Apoll. VII, 11. Sil. IV,
775. Über Amphipolis Diostichos Epigr. 38. 69) Hezych.
Aiolos. 70) Arist. Mir. Ausc. 182. Suet. Oct. 34. 71)
Nemph. Hell. V, 3, 19. 72) Rytm. m. s. v. 73) Athen.
XIV, 659. F. 74) Agl. 298 sq. 75) Hezych. s. v.

nennt ihn aber Apollon, unberührt durch das, daß die Thraier den Apollon nicht kennen⁷⁶⁾. Warum er den Apoll hier einführt, wissen wir nicht; gewiß aber hatte der Dionysos von Demaros ein Apollinisches Geschlecht, und nur dies brachte Homer, nicht seine thrakische Natur. Die empfangene Gestalt des Deprus bildet nun die griechische poetische Sage nach der festen Lebensansicht des Volkes aus; völlig Apollinisch und mit der Apollinischen Waffe setzt sie ihn sogleich in Handlung, erstlich gegen die Naturgeschöpfe, dann gegen die Todesmächte, endlich gegen die lebendigen Naturmächte. Alle drei besiegt er, aber nicht dauernd, vor dem Borne der letzten geht er unter. Daß diese ihm vernichtende Naturmacht in der thrakischen Sage sein eigentlicher Gott ist, hat die griechische längst vergessen.

Aber nur die poetische Sage; denn dies interessante Bild des mächtigen Helden des Wortes wurde in ganz Griechenland mit lebhafter Theilnahme aufgefaßt; auch von priesterlichen und hieratischen Kreisen, und diese benutzten es auf ihre Weise. Wie Dionysos in der thrakischen Auffassung mit Orpheus in freundschaftlichen Verhältnissen gestanden haben muß, so ist es nicht unmöglich, daß ein solches auch zwischen ihm und den Mächten der Unterwelt in jenem Glauben stattand. Um diese Stelle zu versehen, ergibt sich — doch was wir hier aussprechen, soll für Nichts gelten als für eine Vermuthung — Niemand als Hermes. Bei diesem schwören die Könige, er ist ihr Ahnherr, der Gott ihrer Ahnen, der Gott des Todes, der ihre Ahnen bedauert, erscheint in den Vorstellungen eines solchen Volks nicht unpassend als Ahnherr der Könige. Hermes ist aber nicht Schicksalstodesgott, sondern der Vermittler zwischen Tod und Leben, er führt das Leblose ins Leben, das Leben in den Tod. Orpheus nun soll thrakischer König gewesen sein, demnach kommt er von Hermes, wenn anders die Thraier ihn selbst als König betrachteten, was nicht unwahrscheinlich ist. Vielleicht bezeugt das Dargestellte als den Hermes, und das Dunkel im Namen des Orpheus weist für diesen Ahnherrn wohl. Da nun Hermes der Vermittler zwischen Leben und Tod ist, muß er, wo er als einziger Todesgott gilt, auch das Leben erneuen können. Es ist daher eine nicht zu fern liegende Möglichkeit, daß die thrakische Sage selbst dem Orpheus mit dem Befieger der tauben Natur, als befreundet mit dem Gotte der Naturgewalt und dem der Todesmacht den Griechen darbot. Die hieratische Auffassung hielt sich blos hieran, faßte den Orpheus nicht scharfer in einer Persönlichkeit, sondern löste dieselbe vielmehr immer mehr auf und behielt ihn nur bei als Bezeichnung ihres Verhältnisses zum Gott durch die Vermittlung des Gesanges. Die poetische dagegen konnte, da seine Waffe Apollinisch war, ihn nur ganz Apollinisch fassen, also gegen Jades und Dionysos im Gegensatz, ja in Feindschaft, was von einem andern Verhältniss aus den thrakischen Sagen herüberkling, war leicht den fest anerkannten Charakterverhältnissen assimilit.

Aber auch die hieratische Sage faßte den Begriff des Orpheus fest und schärf auf, wenn gleich mehr und mehr nur als Begriff, nicht als Persönlichkeit. Wie sie in seiner Verbindung mit den Todesgöttern (wo nun natürlich die eigenthümlich griechischen eintreten, die das Leben neu ausstricken könnten im Tode, worauf Hermes hier sich nicht einläßt) nicht ein allgemeines Verhältniss der Vertraulichkeit annahm, sondern Deprus hier nur die trübselige Orphangebirge bezeichnet, womit man sich diese Götter genügt macht, so ist auch nur dies seine Bedeutung in der Erzählung auf Dionysos; er bezeichnet die Gesangsweise der Hymnen, womit der Gott gewonnen wird und der Weisen, die er den Menschen mittheilen läßt. Diese Orphische Orphange Weise dat, wie wir gesehen, immer Wacht über den Inhalt, dieser muß darlegen, daß etwas bewirkt wird durch die Macht des Wortes, daß durch dasselbe irgendwas bestehende Verhältniss verändert werden. Wie es sonst Grenzen verläßt, ein neues Leben nach dem Tode gibt, so gibt das Orphische Wort hier ein neues Leben im Leben; es reinigt den Geist. Dionysos ist, wie wir gesehen haben, in den Dämonischen Weisen vereint als Reiner der Geistes von Wahnsinn und aller Verwirrung, von aller Verwirrung, die immer für eine Verbunkelung durch feindliche Mächte, durch lauernde Erinnyen gilt. Auch Apollon selbst reinigt den Geist, aber unmittelbar durch seinen mächtigen Willen, indem die Sühnung vollbracht wird; Dionysos reinigt ihn durch die physikalische Vermittlung der durch Weintunkenheit angeregten Ekstase. Apollons Reinigung geht zwar mehr auf die Lebensverhältnisse, der Gesühnte befreit Niemanden mehr, mit dem er umgeht, seine Reinigung bezieht sich nur insofern auf die Seele, als er die durch die lauernden feindlichen Mächte verursachte Verwirrung (*ματαιότης*) derselben durch seinen Willen auflöst. Dionysos dagegen bewirkt eine Umkehr im Innern der Seele, der Mensch erhält ein neues inneres geistiges Leben, einen neuen Charakter und dem zufolge auch die Erwartung auf andere äußere Lebensverhältnisse. Diese innere Umkehr, diese Veränderung des geistigen Lebenslebens ist die Orphische Wirkung der Weisheit und der Hymnen, mit denen der Gott angefaßt wird.

Diese Vorstellungen von Orpheus und dem Orphischen, diese poetischen Sagen und hieratischen Berichte waren durch Griechenland zerstreut, als in einer bestimmten Zeit sich eine Gemeinschaft von Männern bildete, die diesen Ideenkreis mit Ernst und Zusammenfassung und regeln. In die Institute der Demeter und Kora konnten diese sich nicht anschließen, weil diese und alles Orphische in ihnen in den Händen geschlossener Geschlechter und deren Geist das Geheimnis für jeden Ungeweihten war; und wenn sie sich auch weihen ließen, um das Orphische kennen zu lernen, doch sie dann selbst durch ihre Gelübde an dem freien Gebrauche gehindert waren, namentlich aber an aller Ausübung. Sie schlossen sich daher enger an den nicht so strengen Dämonischen Gedankenkreis und haben namentlich dessen Lehre von der Reinigung hervor, als der Erneuerung des Menschen in seinem Innern. Daran schlossen sie nun sachgemäß die gleich-

76) Od. IX, 39, 196 sq.

falls Orphischen Verkörperungen der Seligkeit, des Lebens nach dem Tode, von den Eleusinien her, und die Verwandtschaft des eleusinischen Mythenkönigs Iakchos mit ihrem Bakchos bekräftigte dies Versahren. Bald aber ergaben sich daraus durch einschleichenden Mißbrauch Veränderungen, daß die reinigenden, das innere Lebensloos verändernden Weiben auch die Erreichung vorliegender Zwecke in den Lebensverhältnissen bewirken könne. Dies ist das allgemeine Verhältniß der Orphiker und der Orphotelesten zu den alten Sagen und Ideen von Orpheus; im Einzelnen ist dies nun in seiner historischen Ausbildung näher ins Auge zu fassen.

Orphiker, Orphische Lehre, Orphisches Leben. Wie die Sagen von Orpheus durch das Volk verbreitet und ausgebildet und durch die Poesie abgeschlossen wurden, so haben wir die Orphische Vorstellungswelt in mehreren Götterdiensten aufgenommen und ausgebildet gesehen, die eine Veränderung der natürlichen Grenzen, die das Schicksal jedem Einzelnen gezogen hat, vorstellten oder verheißten. Wenn dies vorzüglich bei zwei Formen von Götterdienst der Fall war, wenn die dort verehrten Götter selbst, wie sie das Lebensloos der Geweihten erneuerten oder veränderten, auch in ihrer eignen Natur eine doppelte Beziehung vereinigen mußten, wie Demeter die des Todes und Lebens, Dionysos die des Verwirrens und gereinigten Geistes, so beschränkte nun diese Orphische Vorstellungswelt, die sich vorzüglich an diese beiden Götterheiten anschloß, sich doch keineswegs auf sie allein. Die homerische Demeter, die bloß das Korn gebrühen läßt, der homerische Dionysos, der bloß den Wein gibt, sind offenbar einseitiger, enger begrenzt aufgeföhrt, als diese beiden Gottheiten in der Vorstellung, die wir zu allgemeiner Bezeichnung die Orphischen nennen können, in welcher die Schwängerung des Samentorns mit Pflanzenleben auf die der Seele mit neuem menschlichem Leben übertragen, in welcher die Macht, die aus der dünnen Rede den mächtigen Wein hervorruft, nun geschildert wird als ebenso eine bisher unbekannte Kraft in der Seele zu einer Reife treibend, in deren Zustande sie eine Zaubergewalt über jeden Widerstand ihrer Umgebung ausübt, wie der Wein jetzt überwältigt, der ihn gereist. Demeter wie Dionysos sind also in Orphischer Ansicht in doppelt wirkender Macht geföhrt, in physischer und in geistiger Beziehung, während bei Homer nur einsach in der physischen. Wie alt eine solche Vorstellungswelt in Griechenland ist, das aus Zeugnissen zu bestimmen, ist unmöglich; es gibt aber schlechterdings keinen Grund, ihnen in Hinsicht auf solche das höchste Alter abzusprechen. Denn Homer, wie wir in der Einleitung bemerkt haben, stellt nicht europäisch-griechische Vorstellungen dar, sondern ionische; daß die alten Acker den Ionern gleich gewesen sind, ist höchst unwahrscheinlich; die ältesten europäisch-griechischen Zeugnisse aber, die uns vorliegen, nennen sowohl Dionysische Weiben⁷⁷⁾ als das eleusinische Heiligtum mit dem dienenden Dra-

chen⁷⁸⁾. Ja bei vorurtheilsfreier Betrachtung können wir nicht bezweifeln, daß Hesiod auch den Inhalt der Dionysischen Weiben konnte und angab und keinen andern, als den aus Platon aufgezeigten. Apollodor nämlich erwähnt jene Weiben des Dionysos in der Geschichte der Prätiden, die dieselben nicht empfangen wollen und daher wahnfinnig werden, natürlich durch den Willen des jonnigen Dionysos. Dann erzählt er weiter, wie Melampus, der zuerst die Heilung durch Reinigungsriten gefunden hatte, sich erboten habe, sie zu heilen für ein Drittel des Königsreids als Preis. Prätos schlägt dies ab, da werden die Töchter noch wahnfinniger und alle Weiber mit ihnen, bis er endlich alle Forderungen zugeföhrt und die durch die Weite Gereinigten genesen⁷⁹⁾. Der den Bahnhinn erregte, kann füglich der einzige sein, der ihn reizert, also ist Dionysos der Schwäger des Melampus, und dessen Weiben sind jene Bakchischen, wie wir den Gott ja kennen gelernt haben als Reiner der Seele von Wahnfinn und Verwirrung durch seine Ekstase. Dies würde nur Mutmaßung bleiben, wenn nicht ein sicheres Zeugnis die Verbindung des Dionysos und Melampus in alter Vorstellung bekräftigte⁸⁰⁾. Da nun unter den Hesiodischen Gedichten die Melampodie eine bedeutende Stelle einnimmt, kann Melampus als Dionysische Weiben ertheilend diesem nicht unbekannt sein; denn daß Apollodor die Erzählung aus diesem Gedichte genommen hat, erhebt daraus, daß in den Katalogen, wo die Prätiden auch vorkamen, dieselben andere Namen führten und Anderes erlitten durch Aphrodite's Jorn⁸¹⁾. Eine Trennung zwischen Dionysischem und Bakchischem führt zu Nichts, denn Herodot leitete alle Verehrungsweise des Gottes aus Ägypten her, wie er ja auch die Bakchischen und Orphischen Weiben ausdrücklich auf ägyptische Gebräuche gründet. Wir haben übrigens hier ein deutliches Kennzeichen, wie die hieratische und poetische Auffassung eines Gegenstandes aus einander gehen. Wir sehen hier in uralter Sage den Griechen Melampus als den Mittelpunkt dieses Gottesdienstes, und ohne Zweifel gebört er eigentlich in denselben. Die hieratische Auffassung aber hat seiner ganz vergessen, weil sein Name ihm nicht bedeutend genug bleibt, und den allgemeinen allegorisch bedeutsameren des Orpheus dafür aufgenommen.

Wie Demeter und Dionysos in Bezug auf Weiben in Griechenland in so frühen Zeugnissen erscheinen, daß wir kein älteres haben, noch haben können, wie also eine Ausdehnung ihres Begriffs über den engen Homerischen hinaus in älterer Zeit ebenso fest steht, als in späterer, so ist dasselbe von andern Göttern ebenso wenig mit Wahrscheinlichkeit zu leugnen. Wir haben keinen Grund, Herodot einer ungereimten Erfindung zu beschuldigen, wenn er den ältesten Bewohnern Griechenlands, den Pelasgern, namenlose Götter gibt, was Nichts heißen kann, als die Verehrung der Naturmächte, die in Himmel, Erde, Meer, Sonne, Mond, Wind und Feuer

77) Hesiodus bei Apollod. II, 2, 2.

78) Hesiod bei Strab. IX, 398. 79) Apollod. II, 2, 2.
80) Her. II, 49. 81) Hesiod. fr. 5.

erscheinen, mit unbestimmtem Gefühl aufgelöst; und daß dann eine Zeit eingetreten sei, da die Dichter aus diesen unbestimmten unbegrenzten Mächten göttliche Personen geschaffen hätten. Das war die Zeit der erwachenden Poesie, die immer bestimmte Mächte sehen will, kein wüßtes Gewühl, die Zeit, da Griechenland hellenisch ward, indem statt des phlegmatischen Ackerbaues nun reißige Kämpfe und Kämpfe mit ihrer Kriegslust als die bedeutendste Erscheinung des Lebens galten. Diese Vorstellungen beherrschten Alles, formten Alles um durch ganz Griechenland hin; in Jonien gingen daraus nach Vorberreitungen von mehreren Jahrhunderten, die Sage auf Sage erfunden, verbunden, faßt in Gedichten zusammengeordnet hatten, als vollendete Frucht die Homerischen Werke hervor. Aber die Köpfe vieler Menschen sind härter, als die der Menge, manchem stumpfen Auge mochte der Homerische glänzende Dymos mit seinen scharf ausgebildeten Charakteren schlecht behagen; manche matte Phantasie schloß sich wohl in einem Brüten über unbestimmten Vorstellungen von den göttlichen Mächten und im Schwelgen darin. Dazu kam, daß die Homerische Stammeseigenthümlichkeit die Gebiete mancher Götter enger begrenzte, als dies in andern Gegenden Griechenlands im Cultus geschah, enger, als es das Gemüth des von politischen Bedrängnissen erschütterten europäischen Griechen befehligen konnte. Es konnte nicht fehlen, daß Dilettantismen sowohl als Einzelne in manchen Gegenden Griechenlands sich der dichterischen Begrenzung und Bestimmung ihrer Götter vielfach widersetzen. Aber die Hellenen waren ein dichterisches Volk, ihre natürliche Liebe und Empfänglichkeit für dichterische Formung mußte sich in den ersten Jahrhunderten heroischer Sagenbildung schnell entwickelt haben; die wahre Poesie ist allmächtig und überwindet im Verlaufe der Zeit unmerklich auch das dümmste Herz. So mußte die ganze griechische Religion und all ihr Gottesdienst mit all seinen Formen poetisch werden, mehr und mehr wuchs in Allen die Freude daran, auch selbst in solcher Formung sich thätig zu zeigen. Aber dessenungeachtet konnten die Heiligthümer unmöglich die Macht ihres Gottes beschränken lassen; und wo aus unbestimmter Form der Verehrung einem nun begrenzten Gott eine Wirkungskraft gegeben war, die in seinem Charakter nach allgemeiner Auffassung nicht gebot, da hätte der einzelne Dienst sich wohl, seinen Glauben aufzugeben, sondern das Bild des Gottes blieb ihm ein wenig scharf begrenzt, und mit der Zeit gleich man solche Unregelmäßigkeiten durch Erfindung von Götterlagen aus, die eine solche verschiedene Begrenzung der Gebiete für diesen einzelnen Fall motivierten. Nun waren aber solche Fälle unzählig und nicht bloß in öffentlichen Götterdiensten, sondern namentlich in denen der Geschlechter. Ward nun auch noch soviel ausgeglichen mit der poetischen Ansicht der Zeit, unendlich viel mußte an unzähligen Orten übrig bleiben, was die zwischen den Göttern gezogenen Grenzen verlor, sodaß der Gedanke von dem einen sich in den vom Andern hinein verlor. Sobald eine solche Vermirung und Vermischung in der Anbetung durch das rhytmische oder

auch durch das unmetrische Wort aufgefaßt wurde, war für diese Auffassungsweise der rechte Name der Dämonen. So mögen durch ganz Griechenland Orphische Götterlagen gegründet auf eine solche verwickelnde Form der Verehrung verbreitet gewesen sein und sich selbst schon sehr früh zu Gedichten ausgebildet haben, die von der Geschichte dieser Götter, die ineinander gehen, erzählt. Das Nähere hierüber ist später aus einander zu setzen.

Im Zeitalter der Plistokratiden, da der volle Strom der epischen Schöpfung endlich verflaßt war, da die lebendige Sagenbildung schon anfang, auf die Reize zu gehen, gab man sich daran, die Sagen von der Geschichte der Götter und Menschen aus dem Munde des Volkes und aus den Heldengedichten und Theogonien zu sammeln und zu ordnen. So wurde der Homer revidiert, die Drafel des Musäus gesammelt, und so finden wir auch die Orphischen Götterlagen zusammengestellt und ohne Zweifel bearbeitet, da sie wegen ihres Ursprungs aus der Unbestimmtheit Verworrenheit genug mögen enthalten haben, in die nun wenigstens eine Ordnung zu bringen war. Dies geschah namentlich durch den Demokritos, dem Aristoteles und mehrere Spätere die epische Darstellung der Orphischen Dogmen, oder wie Andere sich ausdrücken, die Anordnung derselben zuschreiben⁸²⁾, daher Aristoteles und Andere die Orphischen Gedichte als die sogenannten zu bezeichnen pflegen. Ausdrücklich als Orphisches Werk des Demokritos erwähnt werden jedoch nur die Weihen *Thiasal* von Suibas; denn die Drafel, die derselbe so anführt, sind offenbar nur Verewischung mit denen des Musäus, was die Stelle des Clemens, die Musäus von Demokritos gesammelte Drafel unter den Orphischen Schriftten nennt, unübersehblich darthut. Diese Zusammenstellung bei Clemens aber ist durchaus Nichts als Confusion, entstammen daraus, daß Aristophanes und Platon und Andere Musäus' und Orpheus' Werke als die der ältesten Dichter öfters zusammen anführen; eine klare Kritik muß sie durchaus sondern, und es ist nicht abzusehen, was für Drafel Orpheus seinem hieratischen Charakter nach hätte geben sollen. Drafel bestimmen, das Orphische Nachlaß die Grenzen auf, es ist für Beide doch wichtig, diesen Unterschied nicht aus den Augen zu verlieren. Außerdem haben wir als ein Zeugnis von Demokritos

82) Philopon. ad Arist. de Anim. I, 51. *Απορροφον ειναι, επι μη δαμιζ Ορφεας ειναι τα Ιντα, οι μεν αλλοις εν τοις ποιεσι φιλοσοφουσι λεγειν: αλλοις πιν γαρ ελα, τα διγγραμματα: εντα δε ησαν Ορφικα ποταμια εν Ιντα κταταται.* Aus dieser Stelle geht keineswegs hervor, daß Aristoteles den Orpheus für eine Person gehalten, sondern nur daß er Dogmen des Orpheus der Demokritos anmahnt, und so streitet dies keineswegs gegen Cic. Nat. Deor. I, 33: *Orpheum poetam docet Aristoteles nunquam fuisse et hoc Orphicum carmen (de Theogoni) Pythagorae ferunt ejusdem fuisse Cereopis.* Er erkennt den hieratischen Orpheus für das, was er war, allegorische Form eines Begriffs. Die wichtigsten öbrigen Zeugnisse sind Platon, adv. Cr. XII, 171: *Τις εστι Ορφικη αναγωγη των ενθ' Ορφικων ποταμια τον Αδανταλον ανθρωπων.* Clem. Strom. I, 332. Ganz so, wie Aristoteles, sein Scholiast p. 206.

Orphischer Thätigkeit die Angabe des Pausanias zu betrachten: Dnomafritos habe den Namen der Titanen vom Homer, der ihn zuerst gebraucht, überkommen und bei der Abfassung Orphischer Drgien die Titanen als die Urheber von Dionysos' Leiden dargestellt⁸⁴⁾. Hiermit ist offenbar die in den Orphischen Büchern weitläufig dargestellte Zerreißung des Zagreus durch die Titanen gemeint, über die ihres Orts zu reden ist. Man hat aber viel zu viel aus dieser Stelle gefolgert. Sie sagt keineswegs aus, daß Dnomafritos die Zerreißung des Dionysos in die Poesie oder auch nur in den Orphischen Gedankkreis oder gar zuerst in Griechenland eingeführt habe. Wenn Pausanias das hätte irgend bezeichnen wollen, so mußte er ganz anders reden, und namentlich bezeichnen, daß Dnomafritos zuerst dem Dionysos den Namen Zagreus gegeben habe, was dann offenbar hätte stattfinden müssen. Von einer Neuerung in Bezug auf den Zerreißenden ist aber gar nicht die Rede, Pausanias fiel es gar nicht ein, zu bemerken, daß diese Sage älter ist, sondern nur in Bezug auf die Zerreißer; diese nannte Dnomafritos zuerst Titanen; Frühere hatten ihnen vielleicht andere Namen gegeben, Einzelnamen, die als Localsage bezüglich waren und sonst nicht zu den Titanen gehörten, wie denn Pausanias selbst an jener Stelle einen Titanen Anytos aus arkadischer Sage nennt. Dnomafritos erscheint also gar nicht als Erfinder, das verwehrt die Heiligkeit des Gegenstandes und des Orphischen Namens, eben wie die Drafel des Mufus, hat er auch die Orphischen Weiben nur geordnet und rethigirt, aber auch, wie er bei jenen Drafeln sich Einschwürzungen erlaubte, Nebenbinge geändert, gewiß nicht die Hauptsage neu erfunden. Was aber jenes Gedicht betrifft, so läßt sich darüber noch Einiges näher bestimmen. Wenn Pausanias angibt, Dnomafritos habe dies bei der Abfassung oder Zusammenstellung von Drgien für den Dionysos gethan, so kann nicht gemeint werden, daß hiermit die *telexes*, die Weiben gemeint sind, die Suidas anführt; denn die Drafelischen Drgien haben ja ihren Mittelpunkt in den Orphischen Weibformen. Dies wird bestätigt, wenn wir uns erinnern, daß Aristophanes dem Orpheus Darlegung von Weiben und die Lehre der Enthaltung vom Morde beilegt, indem er ihn zusammen nennt mit dem Mufus, von dem Drafel und Heilungen seien. Offenbar bezieht sich Aristophanes auf den Dnomafritos, er hebt nur das hervor, was dieser von Orpheus und Mufus redirt hat, um die andern Orphisch genannten Gedichte bestimmet er sich hier nicht. Daraus folgt nun wieder, daß dem Dnomafritos nur dies eine Orphische Gedicht bezeugen ist, keineswegs Bearbeitung des ganzen Orphischen Gedankkreises; auch schreibt ihm Niemand ein anderes zu. Wir wollen nicht zu viel folgern, denn wir wissen nicht mit Sicherheit, wie die Weiben mögen abgefaßt gewesen sein; inessen möchte

man behaupten können, daß dies wieder ein Beweis ist, daß die Sage von Zagreus' Zerreißung im Orphischen Kreise schon einheimisch war, für die erste Einführung desselben eignete ein Werk, wie die *Telexes*, sich schwerlich, wol aber mochte er dort statt der in den Sagen motivierten Localnamen der Mörder vielleicht nur, um den Athenern dieselbe verständlicher zu machen (denn diese konnten sie hier immer zuerst erfahren, weil sie überhaupt im Allgemeinen, so lange sie ungeweiht waren, vom Orphischen nichts recht wußten) sie mit dem bekanntern der Titanen bezeichnen. Auch kann die Kunde von Zagreus in Griechenland vor Dnomafritos schwierig gezeuget werden, denn diesen Namen wenigstens kennt die Poesie schon früher, wie auch den Sohn des Zeus und der Persephone, welchen unter dem allgemeinen Namen Dionysos mit diesen seinen Ältern Terpanter erwähnte⁸⁵⁾. Es ist auf das Bestimmteste zu behaupten, daß in den Worten des Pausanias durchaus nicht mehr liegt und daß die Annahme einer Einführung der Sage in Griechenland, gar aus Ägypten durch die Ähnlichkeit zwischen Dionysos und dem von Apollon gebliebenen Christ durch willkürliche Erfindung des Dnomafritos nicht zu rethfertigen ist. Sichere Zeugnisse für den zerrissenen Zagreus in Griechenland vor Dnomafritos finden sich nicht; daraus ist aber Nichts zu schließen. Der Dionysos des Terpanter ist wahrscheinlich auch zerrissen, wenigstens nicht durch die Titanen; dies also wäre ein älteres Zeugnis, nur sein unbedingt sicheres. Der Name Zagreus aber ist altgriechisch, in der Alkmaonis⁸⁶⁾ hieß er Oberster der Götter, bei Äskulos war er mit Hades zusammengefaßt. Es würde eine willkürliche Annahme sein, unter diesen Angaben Widerspruch zu finden, wo die Vereingung so nahe liegt. Zagreus erscheint bei den Orphikern als bestimmter Weltzerstörer; ist die Übereinstimmung mit der Alkmaonis noch zweifelhaft? Namentlich wenn Äskulos ihn zugleich als Sohn des Hades, d. h. des unterirdischen Zeus nannte⁸⁷⁾. Es scheint einleuchtend, daß an einigen Orten der getödtete Zagreus in Orphischer Sage schon zur Zeit der Alkmaonis Fürst im Todtenreich war, wie der eluflinische Jafchos. Euripides verlegt ihn nach Krete, wir sehen keinen Grund, ihn da wegzulegen aus dem wilden Götterdienst; in Delphi waren die Reste des Dionysos befaßt dicht am Drafelsteig⁸⁸⁾. Der Zeuge hierfür ist erst Plutarch, das spricht aber so wenig gegen das Alter der Vorstellung, als dafür. Da nun Niemand bezeugt, daß Dnomafritos die Sage erfunden hat, da er sie nicht füglich erfunden haben kann, da ein Zusammenhang zwischen Delphi und Krete vielfach nachgewiesen ist, da Terpanter diesen Dionysos kennt, da der Name Zagreus echt griechisch ist, da die Alkmaonis und Äskulos seine Todten-

84) Bei Lyd. de mens. p. 82. Daß diese Erklärung die richtige ist, hat Pösch (Kreta III, 184) mit Sicherheit erwiesen.

85) Hürne *Die Zagreus* ist *der verwandelte Natur*, Klym. Ged. Zög. 65. *Id. Aesch. fr. 215.* 87) Plutarch, de Is. 35. Weitere Gründe für das delphische Local s. bei Müller Proleg. 393, der aber auch dem Dnomafritos zu viel zuschreibt.

88) Paus. VIII, 57, 5: *Ἰαφὸς δὲ Ὀρχοῦς Ὀνομάκροτος πελαγίστην τῶν Τίτανων τὸ βρομαῖον ἱερὸν τὸ συνδραμεν ὅρην καὶ εἶναι τοῖς Τίτανος τῇ δυνάμει τῶν ποταμῶν αὐτοῦ.*

herrschaft zu erkennen scheinen, was für Gründe bleiben und da, die Sage von der Zerreißung für ungründlich, für nicht attorophisch, in Delphi und Kreta einheimisch zu erklären? Dnomakritos also stellte nur alle Weibformen zusammen und ordnete sie, worin des zerrissenen Zagrus gedacht war, und änderte nur den Namen der Mütter. Inwiefern seiner gedacht war, ist auszumitteln. Der sterbende Gott, der nachher als Totenkönig erscheint, der in der Erde begraben liegt, waltet durch das Innere der Erde hin, sorgt dort für seine Geweihten nach ihrem Tode. Das Innere der Erde ist aber nicht bloß Totenreich, sondern auch Weltstätte der Wurzeln des Lebens, namentlich des Pflanzenlebens. Daher kann er den Seinen dort neues Leben geben, weil die Kräfte der Erde sein sind, ganz wie die Götter von Eleusis. Wäre Dionysos nicht gestorben, so könnte er den Geweihten keine Sicheiheit im Tode geben, nur ein neues Lebensloos im Leben, weil er nicht vorhanden wäre im Totenreiche. Der gestorbene Zagrus ist aber Eins mit dem lebendigen Dionysos, nach Orphischer Verschmelzung von Leben und Tod, daher sind seine Geweihten im Leben und Tode gesichert. Dadurch nun aber, daß seine Glieder zerrissen begraben sind, scheint eine Verbreitung ihrer Kraft durch die ganze Erde hin angedeutet zu sein. Diese Kraft kommt in den Pflanzen zum Vorschein; wie Dionysos' Macht überhaupt im Pflanzenreich erscheint, so sind nun die Pflanzen selbst geheiligt durch die in ihnen wirkende Kraft der zerrissenen Glieder des gestorbenen Gottes. Dadurch erhalten auch sie eine neue Natur und scheinen insofern als die einzig würdige Spitze der Geweihten dargestellt zu sein. Die Unthat selbst scheint zugleich aufgelöst zu sein als concentrirtes Symbol der Wurzel des Todes, und daher dem Geweihten jeder Mord, jede Tödtung von Menschen wie von Thieren untersagt, um sie im entscheidenden Gegenfalle gegen die titanische Natur zu halten. Dies scheint dem Gedichte *Teleros*, dessen mythischen Inhalt wir unten darlegen werden, eine Einheit zu geben und danach hätte das Gebot der Enthaltung vom Mord bei Aristophanes auch nur diese Begründung, nicht eine in einem andern Gedichte. Will man dies nicht zugeben, so ist höchstens anzunehmen, daß Dnomakritos das zweite Gebot, das dies Gebot als Inhalt hatte, auch revidirt hätte; man sieht hier aber keine sonstige Beziehung. Zagrus' Zerreißung durch drei alte grimasse Titanen stellt ein halbzerrissenes Vaselstief dar").

Wenn wir nun dem Dnomakritos nur die Redaction eines Orphischen Gedichts, allerdings von bedeutendem Inhalte, zuschreiben und anerkennen, daß dies das berühmteste ward, so sind doch auch ähnliche gleichzeitige Sammlungen anzunehmen, und es zeigt sich kein Grund, die Angabe zu bezweifeln, daß Pseerkydes Orphisches sammelte, und zwar kein späteres"). Näheres erhebt hier gar nicht, nur ist wol anzunehmen, daß Pseerkydes die Sagen ordnete, die sich auf die Theogonie bezogen; denn diese sind neben denen von Zagrus die bedeutend-

sten. Es gab später mehr Orphische Theogonien, aber sehr ungearbeitet, die Sagen, worauf sie beruhen, scheinen größtentheils alt, welches Verdienst Pseerkydes darum hatte, ob er eine sammelte oder mehr, ist nicht auszumitteln. Es ist übrigens wahrscheinlich, daß nicht der Kosmograph, sondern der Philosoph Pseerkydes gemeint ist, der auch selbst mythisch philosophirte und, wenigstens mit Veränderungen, auf der Grundlage Orphischer Theogonien.

Am bedeutendsten scheint die Sammlung des Dnomakritos dadurch gewirkt zu haben, daß sie durch ein grobnetzes Weibsgedicht den Weibern eine festere Grundlage gab. Orphische Weibern scheinen so alt, daß sich keine Grenze bestimmen läßt, aber nicht als ein Gemeinsames, sondern hier und da in verschiedenen Formen, an verschiedene Götterkriese, namentlich Dionysos und Demeter, sich anschließend. Dnomakritos wird das Einige erlangt haben durch Theilnahme an diesen Weibern, vielsch leicht mehrfache. Indem seine Weibern nun ein großes Grundgedicht dargeboten, auf die sich die Gebrauche bezogen, worin sie ihre Erklärung fanden, ist es glaublich, daß die Bedeutung der Weibern selbst jenseits, daß sie entschiedener und allgemeiner unter dem eigenenthümlichen Orphischen Namen in Griechenland hervortraten. Da zugleich durch Pseerkydes' Sammlung und andere derselben Art das Interesse an Orphischer Götterlage allgemeiner geworden war, da die Philosophie schon hier und da ausgesprochen, die Götter seien nur Symbole von Naturmächten, da die Zeit sich überhaupt gesammelt in philosophirender Poesie, die in Orphischer Weise die Persönlichkeit der Götter gegen einander auszugleichen, die Eigenthümlichkeiten des einen in dem andern weiteraufzusuchen, da geschah es leicht, daß diejenigen, die sich zu dieser Auffassungsweise bekannten, zusammenkamen zu einer Verbrüderung und durch den gemeinsamen Empfang der Weibern eng zusammengeschlossen, worauf bedacht waren, was irgend von Orphischer Götterlage an arischen Orten aufzuweisen war, theils in Verse und Schrift gefaßt, theils mündlich überliefert, dem Unter gange zu entziehen, zu ordnen, in rhythmischer Form darzustellen und darin die nach ihrer Meinung einzig echte Theologie zu geben, welche sich rechtstetig durch symbolisch nachgewiesene Übereinstimmung mit den Erfahrungen der neuen Naturforschung und Philosophie. Eine vorläufige Bestimmung und Förderung erhielt diese Verbrüderung und ihre Denkwürdigkeit durch den Eintritt von Pythagoras in Philo sophen in ihren Kreis. Pythagoras, vom Apollinischen Kult ausgehend, hatte die Ethik begründet durch philosophische Aufklärung der mit diesem Dienste verbundenen Reigungen; er hatte ferner eine Verbrüderung auf die Grundzüge der Reinheit und Heiligkeit gebaut mit politischem aristokratischem Jorde. Gegen Bl. 69 wurde dieser Bund aufgelöst; die Pythagoreer, aus vielen Städten Großgriechenlands vertrieben, kamen nach Griechenland hinüber. Hier fanden sie eine ebenfals auf Weibern, auf Enthaltensamkeit gegründete Verbrüderung mit keiner politischen Richtung, aber mit theologisch philosophirender, der jede Erkenntnis aus neuerer Philosophie willkommen war, und an

Dieses neue Lebensloos aber forderte nun auch eine entsprechende Lebensweise. Das Hauptgesetz war die Enthaltung von aller defekti gewordenen Speise, theils wie wir oben nachwiesen, weil die durch Zagrus' Blut befruchtete Pflanze die allein geheiligte und des Geweihten würdige Nahrung ist, theils um alle Abtödtung von Thieren zu vermeiden, weil jedes Blutvergießen der titanischen Natur nöthig brachte. Der Genuß des Weines ist vorzüglich reinigend und heiligend als dessen, wozin der Gott am mächtigsten wirkt. Ekstase durch Wein scheint bei den Weibern nicht gescheit zu haben. Die Enthaltung von Fleischspeisen wird vielfach bezeugt, wie die von aller Nahrung, die von Thieren kommt, die darüber haben sterben müssen, schon von Euripides und Platon⁹⁵⁾; der Abscheu gegen Fleischspeisen wird ausdrücklich als im Drpischen Gedicht, offenbar den Weibern von Enomaitros, ausgesprochen erwähnt⁹⁶⁾, wie denn aus demselben die Verse entziet scheinen, die Ertus⁹⁷⁾ aus Drpeus anführt, die eine Zeit schildern, da die Menschen einander erwürgt und verzehrt hätten. Thierische Nahrung, durch deren Gewinn das Thier nicht getödtet ward, wie namentlich Milch, war schwerlich vom Verbot ausgeschlossen, die empfindliche Nahrung war die Gabe der Demeter. Ebenso streng, wie thierische Nahrung, war der Genuß von Bohnen verboten, man könne ebenso gut die Köpfe seiner Ältern verzehren. Dies Verbot geben als Drpisch ausdrücklich Plutarch⁹⁸⁾, Diodorus⁹⁹⁾ u. A. an. Schon Hesiodos¹⁾ bezeichnet es, ohne den Drpischen Namen zu nennen, indem er den berühmten Drpischen Vers anführt und als Grund, warum der Dichter so rede, angibt, daß Bohnen in Rath vergraben zu menschlicher Gestalt übergingen. Danach wäre in den Bohnen also nicht vegetabilische, sondern thierische Lebenskraft, und sie fielen in die Kategorie thierischer Speisen, daher sie nach Pausanias auch nicht von der Demeter bezugleitet sind, dessen Stelle es bestätigt, daß dieser wunderliche Glaube in den Drpischen Gedichten vorgetragen und in den eleusinischen Weibern angedeutet war²⁾. Plutarch dagegen verstand den Ausdruck, mit dem Drpeus auf gewöhnliche geistliche Weise die Bohnen, *κνιστας*, bezeichnet, von Eiern³⁾. Aber nicht bloß in der Nahrung, überhaupt in der ganzen Lebensweise, wurde Enthaltung, Reinheit, Heiligkeit geboten; namentlich sollte man von allen Besessungen, wie durch Todtenträuer und Wellager, sich reinigen durch Sehnungen, Bäder und Weihwasser. Dies berichtet Diogenes zunächst von den Pythagoreern, dehnt es aber auf die aus, die die Weiben in den Heiligtümern vollbringen⁴⁾, also auf die Drpiker. Namentlich durfte Keiner, der diese Weiben empfangen hatte, in wollenen Gewändern bestrafet werden⁵⁾, offenbar weil derselbe ganz rein der Erde

und dem Todtenreich übergeben werden sollte, ganz rein an Körper und Seele und nur in einem aus Pflanzen, nicht aus thierischem Erzeugnisse, bereiteten Gewande.

Drpisteleien. Der nicht durch Eidschwüre und strenge geistige Fesseln, nur durch gemeinsame Weiben und gemeinsame Richtung der Thätigkeit und der Denkreise zusammengehaltene Drpische Bund, der als solcher keineswegs in einer abgeschlossenen Form zu denken ist, scheint auch so nur ein, höchstens zwei, Menschenalter in enger Beziehung sich gehalten zu haben. Drpische Scheissstelle mochte es noch immer geben, es erwidert noch der Platonische Ion, wie einige Dichter in Drpischer, andere in Homerischer Weise begriffen seien⁶⁾. Aber wenn auch vereinzelte Drpisch denkende, lebende, philosophirende, schreibende Männer vielleicht bis in die spätere alexandrinische Zeit hinein sich fanden, so hatte die eigentliche Drpische Thätigkeit doch, nachdem die Sagen gesammelt und in Gedichten wiederholt verarbeitet waren, ihre Bedeutung erschöpft, und der Späteren blieb nur mattere Umarbeitung mit den Ausbaten neuerer Kenntnisse und Philosophie übrig. Für die allgemeine Vorstellung aber hatte die Thätigkeit der Drpiker den Erfolg gehabt, daß während man im Alterthum der Heister sich das poetische Bild von Drpeus durch aus Apollinisch vorstellte und seine Gesänge, wie die des Thamyris schmerzlich vom Epös wesentlich verschieden dachte, man zum Anseher der Tragiker, namentlich des Euripides, von der Dichtungsweise des Drpeus eine bestimmtere Meinung sich bildete und ihn namentlich von der Homerischen Dichtungsweise durchaus trennte, daß man also den hieratischen und poetischen Drpeus vermischte, und wenn man des letzten erwähnte, sich bei ihm vorstellte, er habe in derselben Weise gedichtet, wie jetzt die Drpiker ihre Schriften verfaßten. Daher bei Euripides Drpeus als Verfasser von Beschwörungsformeln für Kranke und Zauber, Führer der Drpisch Lebenden, bei Aristophanes und Platon Verfasser von Weiben und von Hymnen. Während nun die Drpiker hiermit den Ruhm des Drpischen Namens allgemeiner vertheilte, das Bild umgeformt und die Doppelheit ausgeglichen hatten, während aber zugleich ihre Thätigkeit ermattete, weil alles aus Poesie und Philosophie gemischte Gedankengewebe, je lebhafter es das menschliche Gemüth für eine Zeit lang erregt, bald in demselben überdauert und Überdätigung erregt, weil weiter die poetische Form noch die philosophische Schärfe rein darin erhalten, sondern vielmehr beide aufgegeben sind, um jenes oerführerische Almagam hervorzuweisen, inreß das für immer Genügende bei Poesie wie bei Philosophie eben nur in jenem Aufgegebenen liegt, lagen in den Formen der Lehre selbst, so heilig sie von Vielen gemeint gewesen sein mögen, genug Keime des Verderbens. Das asthetische Leben selbst, sowie die Drpiker es trieben, war keineswegs auf Abtödtung der Sinnlichkeit gerichtet, man wollte die Seele vielmehr reinigen durch die höchste Steigerung der Sinnlichkeit. Daß das nur bei Einzel-

95) Eur. Hipp. 952. Cret. fr. II. Plat. Legg. VI. 782 D. Plutarch. Conv. Sept. 15, 83. 96) *Hyeronim* adv. Jo. v. II. p. 206. 97) *Scot.* c. Math. II. 51. 98) *Plat. Symp.* II. 3. 99) *Geopon.* II. 35.

1) *Lyd. de Mens.* p. 76. 2) *Paus.* I. 37, 4. 3) *Plat. Symp.* II. 3. 4) *Drog. I.* VIII. 58. 5) *Her.* II. 81.

6) *Plat. Ion.* 536.

nen zum Guten, bei Vielen zu innerer Erkrankung und Verderbniß auszufolgen mußte, ist einleuchtend. Das ganze Bestreben, die Naturen der Dinge, namentlich der Götter, gegen einander aufzulösen, machte seiner in der Behandlung der Orphischen Sagen einen beständigen Hinderniß auf die vereinenden, verschmelzenden Geheimnisse der Liebe und Bezeugung notwendig, der Liebe zwischen Mann und Weib sowohl, als auch der einseitigen innerhalb der Geschlechter. Die Pantomie mußte sich ganz und gar hinein verlieren, Alles, was darauf in näherer oder fernerer Beziehung stand, ward Orphisches Symbol, selbst unnatürliche Geseze durften zur Bezeichnung gewisser Bedeutnisse nicht verschmäht werden, und manche widerwärtige Erzählungen dieser Art enthalten die Orphischen Gebährte, wie noch anzugeben ist, schon in Platons und Sokrates Zeit. Unmöglich konnte hier bei der Mehrzahl der Orphisch Geweihten, sobald der heilige religiöse Ernst, der auch in der gesteigerten Sinnlichkeit und im Verlethe mit diesen irdischen Symbolen die Gesundheit der Seele bedrohen konnte, irgend erschloffe, wie er denn auf so unnatürlichen Boden gewöhnlich bald erschloffe, eine völlige Fäulniß der Pantomie und der ganzen Seele ausblieben, und wenn schon in ältester Zeit, wo Orphisches angenehmer ist, diese Gefahr und auch dies Unheil oft eintraten mußte, so mußte eben die Vereinigung zu einem Bunde, die Sammlung und Ausführung der Orphischen Sagen, das beständige Wähten in diesem Gedankenkreise, das beständige Drüben über diesen Formeln, welches Alles jetzt erst eintritt, mit den Zuthaten des durch wachsendes Ansehen des Orphischen Namens gesteigerten hieratischen Stohes und der Heuchelei, das Verderben zur Reife bringen. Dazu kam das Elend des peloponnesischen Krieges und die Schledhtigkeit, die dessen Hoffnungslosigkeit in den Menschen beförderte.

So konnte es nicht anders sein, als daß, wenn auch noch einzelne anständig gehobene Orphiker blieben, über deren innere Persönlichkeit wir Nichts wissen, die fernere praktische Anwendung der Orphischen Ideen dem Gefindel anheim fiel. Armseelige Geelen hatten sich Bücher der Orphiker, namentlich die von Demosthenes gesammelten Weiden, verschafft (die ersten dieser Art mögen heruntergekommene Orphiker selbst, die theils durch den Krieg, theils durch innere Verderbniß ins Unheil gerathen waren, gewesen sein); gingen damit in die Häuser der Reichen, zeigten Bücher des Orphens und des Musaios, der Söhne der Mufen und der Mondgöttin, haufenweise vor, verrichteten nach diesen ihre Opfer, und versicherten, daß sie durch diese Opfer und durch kindische Lustbarkeiten in ihren Gebräuchen Reinigung und Lösung von aller Schuld und Sicherstellung für Tod und Leben durch die Hirtstellung dieser Weiden verdienen könnten; daß die, welche diese empfangen hätten, in jedem Leben nicht Unheil, die Andern nur Schlimmes erwarten könnten. So sie schrieben sich die Macht zu, daß dann Formen die Götter zu ihrem Dienste zu zwingen, so daß man für geringe Unkosten seinem Feinde Schaden zufügen könne, und wenn ein Fremder eine Schuld hatte, von ihm selbst oder von den Vorfahren

her, daß er dann sich davon reinigen könne durch Vergänzungen und seßliche Lustbarkeiten. Vergleichend werden sie nicht bloß Einzelnen, sondern ganzen Städten ein. So beschreibt Platon⁷⁾ dies Unwesen ausführlich, und an einem andern Orte gibt er an, daß diese Weiden und Reinigungs so vollbracht wurden, daß man Nymphen, Panen, Silenen nachschabte und sich berauscht stellte⁸⁾. Alle Kronskriten, namentlich der Wahnsinn, selbst alle Gefährdungen wurden von allen, zum Theil uralten, an den Geschlechtern habenden Verschuldungen und vom Borne der heiligen Mächte bergeleitet, die Weiden aber befreiten davon, indem sie eine neue Natur ertheilten⁹⁾. Den Geweihten wurden Ehren und Lohn in der Unterwelt verheißen¹⁰⁾. Offenbar schlossen diese Orphikereffen sich an die alten Orphischen Gebräuche an, wie sie in den Orphischen Büchern begründet waren; die drittelhaft wandernden mochten die Soche so vorstellen, als genüge es an einmaliger Weide, um sich zu reinigen, andere, die sich mehr Ansehen gaben, schärften Wiederholung der Gebräuche als notwendig ein, gingen auch nicht in die Häuser, sondern trugen die zu sich kommen, die ihrer bedurften. So wandert der Abglaubliche bei Theophrast¹¹⁾ monatlich mit seiner Frau und, wenn diese nicht Zeit hat, mit der Amme und den Kindern zu den Orphikereffen, um die Weiden zu empfangen, von welcher monatlichen Wiederholung diese Eingeweihten Menagorien genannt wurden¹²⁾. Schon von den Orphikern waren pythagorische heilige Sagen in den Kreis ihrer Gebanten und Bearbeitungen eingeführt, Sagen von der Muttergöttin, vom Demosaios und Ares (oder Atys), welche beide mit dem Dionysos Bogen, dem Sohne des Zeus und der Persephone, identificirt wurden. Diese fremden selbst und dadurch für das dumpe Ohr der Einfältigen bedeutsam klingenden Namen ließ man nun auch in diesen Cerimonien ihre Rolle spielen. Es traten eigene Menagorien auf, die die Weiden der pythagorischen Göttin ertheilten, die Korbanten galten als Vorträge im Wahnsinne, Ares, wie Dionysos, für die den Wahnsinn ändernde Göttin. Schon bei Aristophanes finden wir den korbanatischen Tanz mit dem Symphonon, durch den sich Philosophen von der Richterwahl heilen will¹³⁾. Die Orphikereffen, Menagorien und wie dies Gefindel sonst hieß, beförderten einander gegenseitig, entlehnten Götternamen und Gebräuche von einander, mögen sich auch aus Erodien angeleitet haben. Die theologischen Verhältnisse dieser Menschen zu entwirren ist weder möglich noch der Mühe werth, was sich legend lobnte, ist von Lobes vortrefflich geleistet, namentlich die Aufzeichnung der Verschmelzung des Orphischen und Pythagorischen¹⁴⁾, nur

7) Plat. Rep. II, 364. 8) Plat. Legg. VII, 815. Das Umherwandern, die Lustbarkeiten und Gänge in diesen Weiden des Baldes auch Max. Tyr. III, 39. 9) Plat. Phaedr. 244. 10) Rost 94. S. 81. 11) Theophrast, Char. 16. 12) Schol. Soph. Oed. Tyr. 557. Suid. p. 997. 13) Arist. Vesp. 119. Den Wänschen Zeus, die Muttergöttin und die Kureten trit schon Euripides mit dem Bogen zusammen in mythischen Weiden, deren Schilderung im Wesentlichen übereinstimmt mit den Orphischen jenseitsweltl. Orak. fr. II, 14. Aglaoph. 639—670.

daß nicht zu erweisen steht, daß das Vorkaische nicht einheitlich griechisch war und das Onomastikos irgend Antheil gehabt habe an der Einführung des Pörygischen. Naturgemäß fanden sich zur Handhabung dieser Orgien baldmöglichst die alten Weiber ein, nach nicht langer Frist auch jüngere. Den Athenern mißfielen diese Weiben anfangs als eine Art von Verhöhnung der wirklichen Weisheiten von Eleusis; sie bestraften sogar die Priesterin Kallisto, die dergleichen verrichtete, mit dem Tod aus die Aengeis des Menelles, daß sie Liebesstrände bereite¹⁵⁾, eben wie die Zauberischen Theoris¹⁶⁾, aber dem Aberglauben war nicht zu steuern in der unglücklichen Zeit, da die Religion gewichen war, und das Orakel selbst, wahrscheinlich aus Achtung vor dem Heraldischen Ursprunge dieser Künste, vielleicht auch vor dem halbpolylinischen Namen des Orpheus, erklärte, man solle sie gemähren lassen. Nun wurden diese Weiben fast allgemein, Beschwärze, wie Demosthenes, versuchten sie, aber er war selbst als Ephebe aus geworht, und zwar von Achines' Mutter Glaucobea, welche Telestria oder Tompanistria¹⁷⁾ genannt wurde, und bei deren Weiben der eben erwachsene Achines selbst als Weiragete der Mutter die Blüthe las und den Gewirthen vorzuzog und sie reinigte und dann sprechen ließ: Ich wenig dem Schlimmen, ich erlangte das Bessere (Bekanntnis des empfangenen neuen Lebenslooses), und dergleichen Gebrauche mehr, die man an Ort und Stelle nachlesen mag¹⁸⁾, die durch Bereizung von Thieren, Schwingen von Schlangen, entzückliche Tänze und Befrangungen mit Ebdru die Volksfähnigen Beizungen darstellten. Die Bereizung des Reihfahes deutete symbolisch die des Dionysos durch die Titanen an¹⁹⁾, und der Gott wurde dabei unter dem Namen Attes angerufen, was wenigstens spätere Erisdres auf das Verderben (erz), das er durch die Titanen erzielte, beziehen²⁰⁾. Mit Attes nannten sie den Dionysos zugleich Hyes, im Auftrusse Hyes Attes, welchen Beinamen des Gottes auch Euphorion kannte²¹⁾. Wenn Plutarch einen Orphischen Philippus als Zeitgenossen des Krotychides von Sparta, der dem Demosot folgte, nennt, so hat er entweder den Charakter dieses Philippus mißverstanden, oder es ist ein späterer Krotychides zu verstehen, den Plutarch verkannte²²⁾. Durch die Betrachtung des Zerfalls dieser Menschen bildete sich mit der Zeit über Orpheus selbst die Erzählung, er sei ursprünglich selbst bettend als Echer und Zaubrer untergegangen, habe sich einen Anhang gebildet, sei mächtig geworden, aber in einem Aufstand erschlagen²³⁾.

Orphische Götterfagen und Meinungen. Alle Orphischen Sagen und Lehren über Theogonie und Kosmogonie auch nur anzudeuten, würde theils alle Grenzen dieser Aufgabe überschreiten, theils das Interesse er-

müden. Wir heben daher nur die wichtigsten aus und geben eine allgemeine Uebersicht des Verfahrens und eine Begliederung der Auffassungsweise, welche diese Vorstellungen hervorrief. Wir haben nachgewiesen, daß der Orphische Charakter der der Auflösung festgelegener Grenzen, der der Verschmelzung verschiedenartiger Gegenstände durch die Kraft des Gedankens und des Wortes ist. Diese Behandlungsweise erscheint nun vor allem deutlich in der Auflösung der Götterfagen. Die hellenischen Götter sind aus unbestimmtem Dunkel begrenzten Naturmächten umgeben durch die Poesie zu scharf gegrenzten Personen, die Orphischen Sagen erkennen diese dadurch gebildeten göttlichen Personen, und was man von ihnen erzählt, an, aber nicht als feste Wesen, die für sich selbständig blieben, sondern als verschiedene Offenbarungen einer Naturkraft. Diese eine Naturmacht aber wählten sie nun auch wieder in einer Person darstellend, weil sie nach dem zwingenden Charakter hellenischer Behandlungswiese auch für ihre Vorstellungen immer eine bestimmte Gestalt bedürfen. Daher danken sie in einen Gott die Mannichfaltigkeiten der göttlichen Wesen zusammen, lassen Alles in ihm sein und leben. Die Art der Verbindung dieser Wesen zu Einem ist nämlich noch, die der Verschlingung der Urnacht, aus der Alles hervorgegangen ist, durch Zeus. Diese Urnacht selbst aber stellen sie von der gewöhnlichen Vorstellung verschieden dar, offenbar weil in dieser sich keine findet, welche die in der entwickelten Welt überall wirkende Naturmacht als eine Einheit darstellte, und wahrscheinlich nahmen sie diese Macht, die sie Phanes zu nennen pflegten, auf die sie aber auch andere Namen hielten, auf einen besondern Cultus, der eine solche unbestimmte Uebersetzung erhalten hatte. Ausser der rohen Weise der Vereinigung durch Verschlingung nun bringen die Orphiker, der Weise aller alten Sagen gemäß, ihre göttlichen Mächte durch Zeugung hervor; sie nähern sie einander durch Liebe und Liebesgenuss aller Art, selbst in widerwärtigen Formen. In die allgemeinen anerkannten Sagen, namentlich die Hesiodischen, schlossen sie sich möglichst an, mit dem Anspruche, Eiden derselben auszufüllen und Alles in das richtige Verhältniß zu legen.

Wir geben nun Darstellungen Orphischer Theogonie, zuerst namentlich aus den heiligen Sagen in 24 Rhaphodien, die dem Kerkops zugeschrieben werden und von Theogenetus überarbeitet scheinen, gewiss also schon mit vielfacher Einmischung Pythagorischer Ideen. Was zuerst den Urgund betrifft, aus dem Alles, was da ist, sich entwickelt, so ergaben sich in dieser Zeit den Weisen, die darüber nachdachten, mannichfache Meinungen. Die Erde, woraus man fand, war eine nicht wegzuleugnende Thatfache; aus ihr sah man Alles hervorkommen, von ihr genährt werden und in sie zurückkehren, ohne daß sie selbst im Gange sich veränderte, vielmehr ruhig wie für die Ewigkeit, da; es gab keinen Grund zu glauben, daß das einmal nicht so gewesen sei, daher erscheint nach der einfachsten natürlichen Theologie, die Hesiodos gibt, die Erde als Urgund, alles, was sich bewegt und in seiner Erscheinung wechselt, als Entstandenes. Neben

15) Dem. Pal. Leg. 431 mit den Erklärungen von Ulpian und dem Schol. August. Tom. II. p. 167. 16) Dem. a. Aristog. I. 795. 17) Suid. allegor. Dem. pro Cor. 515. 18) Dem. de. Berol. Wort 66-62. S. 89. 19) Phot. Neptol. 20) Elym. M. Arph. 21) Euphor. fr. 14. 22) Schiller Prey. S. 581. 23) Rust. II. II. 596.

der Erde sind aus Wasser (Chaos) und Luft (Aëther) von Weltweit her dort, wohin kein herliches Auge dringt, in allen oder waltet das Verlangen, das Schalle an Scholle, Tropfen an Tropfen, Seele an Seele bindet, die einzige ewige Bedingung des Zusammenhanges, Geos genannt. Die Erde aber gebiert die einzelnen Theile der Welt, Himmel, Erdoberfläche (Berge des Hesiados genannt) und Meer; diese erzeugen wieder, was in ihnen einzeln erscheint, eine in Allem höchst natürlich und consequent gedachte Entwicklung.

Von diesem durch naturgemäße poetische Reflexion erkannten handgreiflichen Uegrund abstrahiren die Dyrphischen Theogonien völlig. Eine nannte als Uegrund die Nacht, die aber, die uns hier vorliegt, die ungeborene unallernde Zeit, sie stellt eine Abstraction an die Spitze ihres Gebäudes, durchaus unpoetisch, dem sinnlich betrachtenden Menschen schwer faßlich. Diese Sage scheint nicht alt, denn wenn die Pelasger aus die sinnlich bildliche Form persönlicher Götter nicht bedurften, so lag der Grund dazu in der Robheit ihrer Vorstellungen, in dem ganz unerschöpflichen Hasen an der Naturerscheinung, welche Vorstellungskraft jede, die abstracte Begriffe zusammenreißt, diametral entgegensteht. Im Zeitalter des Völkergewaltens Einflusses aber lag eine solche Abstraction nicht sehr aus dem Wege, der Beweise ist dem Heraclitischen vom ewigen Werden verwandt, näher noch, ja identisch mit dem persischen Urprincip Zervan Akreana. Bezeugt wird dieses Dyrphische Uegrund durch Proclus, Spuren finden sich bei Aristoteles und Aëtius, dem Eusebius²⁴). Die Zeit zeugt das Chaos ohne Ende, Grund und Eie, und den Aëther²⁵). Im Aëther bildet die Zeit durch innere Kreisläufe das Chaos zum silbernen Ei, aus dem Eie geht Phanes, der Erscheinende, hervor, dessen Geburt im Eie nur die Nacht gewesen hatte, aus dem Eie bilden sich Himmel und Erde. Phanes' Erscheinung erfüllt Alles mit Licht, er vereinigt in sich alle Göttlichkeit, die Naturen des Bromios, Zeus, Metis, Erös, Erilapados; namentlich heißt er außer Phanes auch Metis und Erilapados; er bildet die Welt, theilt die Wohnungen der Götter und der Menschen, die der letzten in der Mitte, besetzt die Sonne zum Wächter, der der ersten wird diese Phanes, Dionysos, Eubuleus, Anaxagoras genannt, baut eine neue Erde mit Bergen, Städten und Gewässern, den Konten. Wir sehen hier das Dyrphische Zusammenfließen verschiedener Naturen und Namen. Phanes scheint eine Potenzierung des Dionysos zu sein, den die Dyrphiler vorzüglich ehren, daher ist Bromios in ihm, Zeus' Natur muß auch in ihm sein, weil Zeus gegenwärtig Welt Herrscher ist, Erös ebenfalls, weil dieser bei Hesiod, der allein ursprünglich thätige, der Bildner von Allem ist und ebenso mehrfach in Dyrphischen Sa-

gen, Metis, weil Zeus dieselbe bei Hesiod verschlingt und aus ihr seine herrliche Tochter gebiert, wie Phanes' Verschlingung dem Dyrphischen Zeus die Welt zu eigen macht. Erilapados ist dunkel, wahrscheinlich ein von der Sonne entlehnter Name²⁶); denn wir sehen ausdrücklich, daß die Sonne Phanes' Namen erhält, also sein Symbol wird. Hier also haben wir einen Weltbildner, der alle Naturen in sich vereinigt, daher auch Mannweib, daher gesellig und mit vier Köpfen, dem des Widders, Stieres, Löwen, Drachen. Phanes gebiert die Nacht, eine dreifache Tochter, mit der mittelsten wiederum vermählt er sich, übergibt ihr sein Scepter und die Welt-schöpfungskraft. Sie gebiert Himmel und Erde, und somit sind wir nun wieder auf Hesiodischem Boden; denn diese beiden zeugen nun Aëthen, Selatonschneien und Letatonschneien (Kyllanen), die der Vater, weil er erfährt, daß sie ihn der Herrschaft berauben werden (er erfährt es wahrscheinlich von der weissagenden Nacht, die als Mutter der Hesiodischen Götter vorgeschoben, oder für die Götter, ehe diese den Aënos gebiert, eingeschoben ist), in den Tartaros stößt, worauf die Erde die Titanen gebiert, sieben Töchter und sieben Söhne. Unter diesen pflegt und erzieht den Kronos die alte Nacht. Die Titanen stürzen den Kronos, indem Kronos ihn entmannt, zur Rache der Verlorenen, Aënos nimmt nicht Abtheil aus dem Blute gehen die Giganten hervor, aus dem Gliede, das im Meer umherstreift, Apollon. Aënos und Lethos vermählen sich zuerst nach Platons Zeugnisse²⁷). Kronos herrscht über das silberne Geschlecht der Menschen, die sich immer verlängern. Ihm gebiert Rheos den Zeus, den die Schwestern Erde und Aënosia ernähren, die Kureten bewachen. Auf den Rath der Nacht beraubt Zeus den Kronos mit Honig, Feisel und entmannt ihn, welche That der Geschichtsschreiber Aëtius kannte²⁸). Platon im Gutyphron anzudeuten scheint²⁹). Dann richtet Zeus nach dem Rathe der Nacht seine Herrschaft ein und sucht den Kronos zu verschlingen, namentlich aber verschlingt er auf den Rath der Nacht den Phanes, und nun ist in Zeus' Leibe die ganze Welt, Aëther, Meer, Aënos, Abgrund, Götter und Göttinnen; er verbindet aber das aus ihm neu erscheinende Weltall mit einer goldenen Kette, so daß jetzt die Welt des Phanes durch den König Zeus ein organischer Leib geworden ist. Diese Einheit der Welt in Zeus sprechen Verse aus, die schon das dem Aristoteles zugeschriebene Buch von der Welt gibt, die neue Geburt der Welt aus Zeus schildern Dyrphische Verse in Aristoteles Fragmenten; auch Platon nennt den drei vorgerückten Gedanken, daß Zeus von Anfang, Mitte und Ende habe, einen alten, und gibt dem Zeus die Dile zu, offenbar in Bezug auf einen Dyrphischen Vers, worin der Kronos, den auch Platon den König Aëther nennt, Zeus' Feigster ist³⁰). Ja schon von Aënos werden Verse angeführt, Zeus sei der Aëther, Zeus die Erde, Zeus der Himmel, Zeus

²⁴) Proclus ad Arist. Aglaoph. 470 sq. Timae. Loc. p. 57.
²⁵) Arist. de Cost. III. 1. Wo es bei diesen Untersuchungen nicht auf einzelne Stellen besonders ankommt, citire ich die Kürze wegen die Eusebischen *Preparationes*, der die Dyrphischen *Corpora prima* hat, und wo stimmende sonst nicht allgemein trübe jugendliche Stellen aus den Neuplatonikern und Kirchenschriftstellern ausführlich excerptirt sind. ²⁶) Aglaoph. 472 sq.

²⁷) *Hymnoides* oder *Hymnographi* von Hesiod auf die Erde zu setzen. ²⁸) Plat. Cratyl. 402. ²⁹) Schol. Apoll. IV. 355. ³⁰) Plat. Euthyphr. p. 6. 30) Plat. Legg. IV. 716.

sei Alles und sei noch ein Höheres als das³¹⁾, offenbar Drphische Gedanken. Ich halte diese Verse für nicht wirklich Aeschyleisch, weil Aischylos Himmel und Äther nicht getrennt haben würde, sondern höchstens einen dreifachen Zeus in Himmel, Erde und Meer erkannt hätte, aber auch diesen dreifach, nicht dreieinig; denn dem Aischylos steht die gesonderte Persönlichkeit der Götter fest. Wohl aber ist es wahrscheinlich, daß die deutlich wahrzunehmende Vereinigung der verschiedenen Naturen und Charaktere der Götter im Charakter des Zeus, der gnädig sowohl als gewaltthätig verschäuft, wo es nöthig ist, bei Aischylos³²⁾ durch Drphische Vorstellungen, die er kennen lernte, veranlaßt ist, nur ging bei ihm, wenn er auch die Einheit von Allem in Zeus erkannte, darum die Persönlichkeit der Einzelnen nicht verloren. Wo nur in dieser Beziehung haben Einige Einfluß der Drphiker auf Aischylos an. Denn diese aus ihrer Ideokratie durch Steigerung hervorgegangene Tendenz zum Monothismus ist offenbar das Bedeutendste in diesen Drphischen Lehren, und wir dürfen wol Platon nicht unsern Glauben versagen, wenn er den Gedanken, daß Zeus Anfang, Mitte und Ende von Allem habe, einen alten nennt; wir sehen aber auch in seinem Ausdruck noch poetische Mäßigkeit, indem er bei ihm Alles hat, in der vorliegenden Theogonie Alles ist. Hier ist wol wieder eine Spur theorettischer Steigerung und Uebertreibung durch die Pythagoreischen Drphiker, Platon scheint eine ältere Form des Gedichts gekannt zu haben, vielleicht nach der Sammlung des Pherkydes. Denn von Pherkydes wird berichtet, nach ihm habe Zeus sich, als er die Welt ordnen wollte, in den Zeus verwandelt³³⁾; Zeus selbst heißt aber auch in jenen Versen unserer Theogonie Weis und Erös³⁴⁾, und in ähnlicher Bedeutung kam Erös in den Drphischen Hymnen der Pschomiden vor³⁵⁾. Außer diesem Alles vereinigenden Gott ist das Berufsamt, was diese vorgelegte Theogonie bis jetzt gezeigt hat, die Wirksamkeit der Nacht als Ahnmutter und als Weisaglerin durch mehr Göttergeschlechter hindurch, in derselben Rolle, die sonst Eos spielt, namentlich bei Hesiod. Dies ist gewiß alt Drphisch. Die Finsterniß war das Räthsel, was man als Urgrund nehmen konnte, wenn man einmal die Erde verworfen und den hangbreitlichen Urgrund sublimiren wollte. Auch hatte Diodorus gesagt, das delphische Räthsel sei dem Apollon und der Nacht gemeinschaftlich³⁶⁾, und jene Drphische Theo-

logie (so), deren Inhalt der Peripatetiker Eudemos angab, sette geradezu die Nacht als ersten Urgrund³⁷⁾, übereinstimmend mit Epimenides und Anaxilas. Diese Theogonie scheint Aristoteles zu bezeichnen, indem er von der Nacht als Urgrund bei den alten Dichtern spricht³⁸⁾. Dieselbe schwört offenbar dem Anisophanes vor, wenn er in den Vögeln, nachdem er mit echi Drphischem Patros die trübselig lebenden, dem sprossenden Laube vergleichbaren, kurzatmenden, aus Thone gebildeten, schaumähnlichen, nichtigen, taggeborenen, armliegenden, traumgleichen Menschen ausgehohlet und sie gezeihen hat (so hören auf die unsterblichen, ewigen, unalternden, Unvergänglichsten wissenden Lehrer, welche dort die Vögel, gewiß aber die Drphiker sind, folgende Kosmogonie vorträgt: Ruß und Nacht und Finsterniß und Luft sei zuerst gewesen, noch nicht Erde, noch Lust, noch Himmel, da habe im endlosen Schooße der Finsterniß die schwarzgeflügelte Nacht zuerst ein Ei (zum ein Binden) geboren, aus dem im Verlaufe der Stunden der liebliche Erös erwachsen sei mit goldenen Flügeln, vergleichbar winzschneilen Kräutlingen. Er nun habe Alles verbunden und vereint, und durch diese Vereinigen seien Himmel und Okeanos, und Erde erzeugt, und das unvergängliche Geschlecht aller seligen Götter³⁹⁾. Da nun auch Pherkydes, der mythisch philosophirte, das Zeugende, was nichts Anderes sein kann, als Erös, als das Erste und ewig Beste hinstellte⁴⁰⁾, eine Bestätigung jenes Zeugnisses, daß bei Pherkydes Zeus zum Erös oder Erös zum Zeus ward, liegt der ganze Zusammenhang klar vor. Uralt Drphisch steht die Nacht voran, wie bei Hesiod die Erde, um jene, wie um diese, Ruß und Urgrund, sie gebiert den Erös, den Weltbildner. Pherkydes als Philosoph stülte diesen voran. Die Pythagoreischen Drphiker, namentlich Kerkops, pflanzten vor die Nacht die unendliche Zeit und stellten auch als Zweites noch nicht sie hin, sondern das Chaos, aber gepaart mit dem Äther, um gleich die zwei Hauptgegenstände der Welt zu haben. Dann ließen sie das Ei entstehen, aus dem Ei aber den Phanes hervorgehen, gemischt aus Ideen von Dionysos und Helios, der ihnen die Dienste that, wie Erös der alten Theogonie. Dann erst lassen sie die Nacht folgen, die ihnen aber doch auch wiederum schon beim Phanes im Cie war, womit sie die Herabsetzung wieder gut machen; denn es scheint ihnen nicht sehr darauf anzukommen, etwas schon dasen zu lassen, ehe es erzeugt wird, und das Beugen überhaupt ihnen die Einreihung in ihren organischen Zusammenhang zu bedeuten. Ferner erkennen sie nun in den folgenden Generationen die Erde der Ahnmutter Nacht an, die, weil sie die Keime zu Allem genährt und geboren hat, auch von Allem weiß und weißagt, bei ihnen freilich durch Gabe ihres Phanes. Es ist durchaus glaublich, daß dieser Phanes und seine hohe Stellung aus einem Culte entspringt und ein alter Drphisch verehrter Gott, eine Form des Dionysos ist, vielleicht auch der Erös von Aethiopien, den die sammelnden Drphiker in die Theogonie eingereicht haben.

Die ganze Darstellung nach Aeschyl. 474—482, 493—534 mit wenigen aufmerkenden Ausstellungen einzelner Sagen, die wir in die andere Theogonie versetzen. Anmerkungen: 31) *Arch. Inc. fr. 295* (304). Wie leicht die Uebersetzung wahrscheinlich, daß Zeus der hangbreitlichen „*to Euphrosion*“, *fr. 295* nicht zu lesen ist, so ist *to Euphrosion* *Alcibiades*, sondern *to Euphrosion* *to Euphrosion*. Oben wenn Aischylos Drphische Vorstellungen benutzte, ist es wahrscheinlich, daß sein in seiner Weise, aber ohne seine poetische Kraft und Klarheit arbeitender Sagen sich ganz darin verlor. Nach von Sophocles werden einzelne Fragmente angeführt. 32) Nachgewiesen von *Thol. Amer. J. 14*. 33) *Met. Procl. in Tim. III, 156, 24* Ibid. *Aeschyl. p. 525* und *534*. 34) *Paus. IX, 27, 2* 35) *Plutarch. Ser. Num. Viad. 5*. 36) *Paus. IX, 27, 2*

37) *Aeschyl. 488*. 38) *Arist. Met. XII, 301*. 39) *Aristoph. Av. 685 sq.* 40) *Arist. Met. I, 2*.

Erkennen wir nun diese Theogonie, von der Eudemus berichtete, als die älteste, so ist ferner zu bemerken, daß noch in einer dritten Orphischen Theogonie Spuren unalter Ideen enthalten sind. Diese wird bezeichnet nach dem Namen der Grammatiker Hieronymus und Hellenios. Sie stellt weder die Zeit noch die Nacht als Urgrund, sondern viel einfacher und natürlicher Wasser und Erde. Daß die Erde der sinnlich natürlichste Urgrund ist, haben wir gezeigt, neben diesem das Wasser anzuerkennen als ebenso alt und ewig, namentlich das in seiner Fülle nimmer veränderte Meer, liegt ganz nahe. Gewiß also ist diese Orphische Idee uralt, so alt, wie die Hesiodische, ja es ist die Homerische selbst, wie Eudemus eingesehen hat, worüber ich anderweitig geredet habe⁴¹⁾; bei Homer kommt nämlich noch als dritter Urgrund der Himmel hinzu, denn der sinnliche Jöner erkennt sowohl Wasser und Ewiges an als möglich. Offenbar nannte die Orphische Sage, wie Homer, dies Urpaar Oceanos und Tethys, Uferstrom und Nährmutter. Nun aber liegt uns, so fest das Alter dieser Gedanken liegt, von alter Bearbeitung keine Spur mehr vor; denn jene Theogonie ist gewiß sehr spät. Das Urpaar Wasser und Erde zeugt nämlich einen Drachen mit drei Köpfen, dem eines Stieres, eines Bösen und in der Mitte dem eines Gottes, und diesen nannte das Gedicht die unalterte Zeit oder Herakles, und gab ihm die Notwendigkeit und die Vergeltung (*Adparcia*) bei. Herakles that hier nichts zu thun, wenn nicht als Sonnengott, der ist er aber erst in der allerältesten Zeit geworden, als man seine zwölf Arbeiten fertig hatte und diese mit den Bildern des Himmels verglich, wovon die guten Dichter nichts wissen. Das Ungeheuer scheint also auch durch die Sonne symbolisiert zu sein, wie der Phänos. Der Bearbeiter, der nicht älter sein kann, als die Alexanderinische Zeit, scheint auch jenen beiden Urmachern nicht mehr ihr volles Recht haben widerfahren zu lassen, sondern das Wasser als das bedeutendere hervorgehoben zu haben. In diesem ist Schlamm (*lâs*), aus ihm bildet sich die Erde⁴²⁾, und so flüßte Oceanos gewissermaßen vor der Tethys, doch ist sie als Schlamm wiederum auch in ihm von Ewigkeit her vorhanden. Dies möchte, wenn etwas davon alt ist, eine Muthmaßung über den Ursprung jenes Gedankens von der ewigen Zeit als Urgrund befestigen. Diese nämlich von Manchen Chronos geschrieben, (schrieben in der Anführung dieser Verse die Weissen Kronos, Kronos steht, wie ich anderweitig erweisen werde, in der ständigen einleitenden Beziehung mit dem Wasser. Demnach wäre Kronos als Urquell in Orphischer Sage als Urgrund genommen, von Kerkops aber aufgelegt als die ewige Zeit, die ebenso wenig altert, als der Urquell. Als ein Beugnis der Ehre, in der das Urpaar Oceanos und Tethys bei den Orphikern stand, dienen die Orphischen Verse bei Platon, zuerst habe Oceanos die Vermählung begonnen und die ihm von derselben Mutter geborene Schwester Tethys geehrt⁴³⁾. Wahrscheinlich standen

diese Verse in der Theogonie des Eudemus, die ich der Redaction des Pheredros beilege, denn in der des Kerkops hätte dem Platon gewiß die interpolirende Umarbeitung der deutlich gemacht, Kerkops wird aber seine ganze Theogonie, so viel er nicht aus Sagen und Philosophemen einsah, auf jene ältere gebaut haben, die jedoch von Platon und dem Peripatetikern wird vorgezogen sein. Aristoteles erkennt die Herleitung von Oceanos und Tethys als uralt, als Meinung der ältesten Theologen an, wol mit Beziehung auf Homer⁴⁴⁾. Jenes thörichte Ungeheuer Herakles nun gebiert ein ungeheures Ei, er zerbricht dies und daraus werden der Himmel und Erde⁴⁵⁾; auch geht Phänos daraus hervor, der mehre Kinder gebiert, selbst in Schlangengestalt und so auch seine Tochter, eine furchtbare Schlange vom Nacken ab, der Kopf ein schönes, lediges Mädchenhaupt. Dieser Phänos wird nachher vom Zeus verschlungen⁴⁶⁾. Sonst wissen wir aus dieser Theogonie nur noch, daß auch sie die Hunderthändigen anspricht, also mit der andern des Kerkops und der ältern ziemlich übereinstimmt, und daß Zeus mit der Rheia oder Demeter, die den Orphikern Eins sind, also mit seiner Mutter, eine Tochter zeugte mit vier Augen, das Gesicht im Nacken und gehört. Entsteht vor dem Scheusal gab Rheia ihm nicht an die Brust (*σπλν*), daher man es Athelos mit mythischen Namen, gewöhnlich aber Persephone oder Kora nannte. Kronos hatte seinen Vater entmannt, verschlang seine Söhne, Zeus stürzte ihn in den Tartaros, besiegte die Titanen und that sowohl der Rheia als auch der aus dieser Bluthande entsprossenen Persephone Gewalt an, Beides wieder in der beliebigen Schlangengestalt⁴⁷⁾.

Wir lehren zur Theogonie des Kerkops zurück, die unser Leisefaden bleiben muß, weil aus ihr am meisten erhalten ist. Es kommt nun die Erde, die von ihrem hohen Standpunkte von der Nacht verdrängt ist, in den Orphischen Sagen zu Ehren; Orpheus erklärte Rheia und Demeter für Eins unter sich und mit der Gaea, der Mutter Erde⁴⁸⁾. Zeus vermaßt sich mit ihr, auf Gewalt deutet hier Nichts, dann mit der Themis, die ihm durch Weissagungen der Nacht beschieden war und die Horen gebiert, endlich mit Hera, die ihm an Ehre gleich steht. Die Verbindung zwischen ihnen ward aber auf eldasthafte Weise geschildert, in dem Gedichte, das schon Iktatos kannte, der von dem Borne der Götter über solche Dichtungen die Zerkleinerung des Orpheus herleitete⁴⁹⁾. Wahrscheinlich gründete es sich auf ähnliche Erzählungen und Darstellungen im argivischen und samischen Cult der Hera, wobei Orpheus dergleichen erwähnte⁵⁰⁾. Zeus gebiert

41) Rec. von Böcker Hom. Welt. Hall. Lit. Zeit. 1830. Augst. 168. 42) Aginoph. 494, 487. 43) Nol. 27. C. 35.

44) Arist. Met. I. p. 10. 45) Aginoph. 487. 46) Athenog. XX. Lobek. Aginoph. 495 (dieses die Stelle der Theogonie bei Kerkops zu, aber Athenogoras hält sich offenbar durchgehend an die des Hieronymus, die überall die Schlangengestalt einführt. Athenogoras XVIII und XV, und Demosthenes hat die einsige, auch die wie von dieser Theogonie wissen. 47) Athenog. XX und XXXII. Lobek. S. 548 weiß auch dies der des Kerkops zu, obgleich im Anfang dieser Stelle der Schlangenhäuter ausdrücklich erwähnt wird, der dem Hieronymus eigens angehört. 48) Procl. in Cratyl. p. 96. Diog. I. 12. 49) Isocr. Paneg. 16. Dicitur Diog. L. Proem. 5. 50) Chryseip bei Clem. Homil. V. 18. Aginoph. p. 602–607. Brgl. Diog. L. VII. 185.

die Athene aus dem Harnie, die in Waffen glänzt, die Kureten auflöst, als Weberin berührt wird. Auch zeugt Zeus eine zweite Aphrodite, während eine erste schon oben ersehen, im Verlangen nach Dione ebenfalls aus dem Meere, wieder eine garstige Geschichte. Sie wird mit Herakles vermählt. Leto wird mit Demeter vermählt, diese gebiert dem Zeus die Kora, Demeter, Artemis, die bald verheiratet, bald gesondert zu sein scheinen. Der Kora wird Vermählung mit Apollon und Löcher mit brennendem Antike zugesagt, wenn an der Zahl, es können wohl nur die Auser gemeint sein. Pluto aber raubt sie am Oceanos, ungeachtet der Hüt der Korbanten, und zeugt mit ihr die Kureten, vorher aber von ihrem Vater Zeus geschwängert, gebiert sie den Dionysos Zagreus, den unterirdischen Dionysos. Hierin stimmen die Dichter überein mit der Sage von Eleusis, die sie auch von ihrem Vater empfangen ließ. Die Kora weht nun das Gewebe der Saaten und des Lebens, den Zagreus aber macht Zeus zum Weltregierer, heißt die Götter ihm gehorchen und setzt ihn auf seinen Thron, so jugendlich er auch noch ist; denn Apollon gibt er ihm bei als Hüter⁵¹). Um Rhea zu versöhnen tritt Zeus bei ihr in Trochilos (Sphragis).

Hiermit scheint die Theogonie genügt zu haben, wenigstens die alte, die Eubemos beschränkt, denn die Götterzeugung ist nun vollendet, wenn und gleich zum Zufall nicht über alle berichtet ist. Die merkwürdige Orphische Sage vom Tode des Zagreus dagegen war in den Werken berichtet, die Demokritos ordnete, weil auf diesen Tod sich der Erfolg der Weisen für jenes Leben begründete. Daß dies auch in der Theogonie erzählt sei, berichtet Niemand, und ist nicht wahrscheinlich, weil Proclus, der die des Kerkops vor sich hatte, wenig davon sagt, und dies Wenige ebenso gut aus den Weisen wissen konnte; namentlich aber ist ein Beweis dafür, daß Kerkops sich hietern nicht mißfiel, der Umstand, daß in den Ansprüngen dieser Erzählung keine Philosophie sich hervorzuheben, wie in denen der Theogonie überall. Zu bemerken ist nur noch, daß die Theogonie vielfach die Einheit des Apollon und der Sonne angedeutet hat, die wir als Orphische Lehre bei Euripides, vielleicht auch bei Aischylos, kennen gelernt haben⁵²) und die in den ersten Versen der Theogonie ausdrücklich ausgesprochen wird⁵³). Diese Verschmelzung war eine der am nächsten liegenden und wohl in mancher Cultusform begründet. Ebenso echt Orphisch ist die Beheimatung des Lichtes bei der Weltbildung, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß auch schon in der alten Theogonie der aus dem Eie der Nacht hervorgehende Eros den Beinamen des Erscheiners, Phanes, geführt hat und in der Sonne symbolisirt ist, da wir die Orphische Anspielung des Sophokles kennen gelernt haben, nach der der Sonnengott Erzeuger der Götter und Vater Aller heißt, ganz wie Eros selbst⁵⁴). Ungewiß ist, ob die Erzeugung des zweiten Dionysos und seine Ge-

burt aus Zeus' Hüfte, die die Dichter kannten, noch seiner Hütung im Korb auf Hippas' Haupt⁵⁵), aus der Theogonie war.

Die Geschichte des Zagreus berichten erst Nonnos und Clemens, der letzte ausdrücklich aus dem Orpheus, der die Letzte gebietet⁵⁶), daß in der Verborgenheit erzogene gehörnte Kind Zagreus, der auf Zeus Thron gesessen und den Blick mit kleiner Hand geschrungen, welche Häufung von Ehren auf das Kind der zweite Dionysos (indem er den Zagreus den früheren Dionysos nennt), den Rhea genährt, an Zeus todtet, erhält einen Spiegel von Herakles und beschaut sich darin, die Kureten umarmen ihn im Boffentanz, aber die Titanen, durch Härzung der Gesichter mit Gyps unkenntlich, aufgereizt von der feindlichen Here, verlocken ihn durch schimmerndes Spielwerk, Regel, Kessel und goldene Herberndäpfel, dann überfallen und zerschneiden sie ihn, er belacht sich durch menschliche Verwandlungen in einen Löwen, Stier, Tiger, ein Pferd, eine Schlange, dennoch übermächtigen sie ihn, schneiden das Herz aus und fochen die zerhackten Stücker in dreiflüßigen Kessel, Athene rettet das schlagende (αἰχμητικόν) Herz, davon Pallas genannt, und bringt es dem Vater, der dasselbe einflüßigt und dann den zweiten Dionysos von der Emele zeugt; dem Zeus hat Helate zuerst von der Zerhackung des Kindes Nachricht gegeben, Apollon sammelt und verbindet die Glieder und bestattet sie zu Delphi bei seinem Kreios auf Zeus' Geheiß. Nach Androm verbindet Rhea die Glieder. Unter den Titanen, die die Unthat vollbracht, waren namentlich Atlas und Zephros genannt, Atlas wurde bestraft durch Auslassung des Himmels, die übrigen verbrannte der Blick des Zeus; aus ihrer Asche gehen die Menschen hervor, deren Richtigkeit mehrere Verse beschreiben, ungefähr wie bei Aristophanes⁵⁷).

Das ganze Gedicht, Weiben genannt, stand offenbar in steter Beziehung auf die Gebräuche der Orphischen Weiben. Als Symbole dieser Weiben gibt Clemens selbst⁵⁸) Mäusel, Kreisel, Kugel, Äpfel, Spiegel, weisse Gloden an, auch Platon erwähnt, daß bei den Orphischen Weiben kindische Fußstapfen vorkommen⁵⁹), das Spiel des Zagreus und die das Spielwerk darbietenden Titanen wurde also in denselben dargestellt. Fragen wir, von

55) Aglaoph. p. 582. 56) Clem. Protrept. p. 11. Dofte ausdrücklich Diog. V. 78. Denn ringtne Erzeugungen der Zerhackung des Dionysos fanden sich allerdings (oben) schon, nicht nur bei Diodor, sondern schon bei Kallimachos, wo die Mutter Persephone, die Zerhackung durch die Titanen, der Kessel, in den sie die Glieder thun, aufgeführt werden dem Orphischen Dreifach, erwähnt waren: Kryn. Gud. Zeyreth und Kryn. M. Aglaoph. Taz. Lye. 308. Her's Born gegen den Hirschgott Dionysos, die Titanen und die Fochung der Stücker kamen auch bei Euripides (fr. 13, 15) vor. 57) Die Zeugnisse im Aglaoph. p. 553—592. Eberhard legt die Erzählung der Theogonie bei, obgleich nur der Zagreus erster Eingung bei Herakles dort vorgekommen sein wird, der der Asche gebrachte wird, und Diodor und Clemens ausdrücklich angeben, daß die Zerhackung in der Taz. Lye. 308. 58) Rott 66. biefer 6. Die hingeführte Diodor, woran, scheint dem Abwaschen mit Wein gebracht zu sein. 59) Rott 7. S. 38.

51) Orphische nach Aglaoph. p. 537—552, 567 sq. 52) Rott 67 und 68. S. 14. Bergl. Aglaoph. p. 614. 53) Aglaoph. p. 469. 54) Rott 69. S. 14.

mäthe geht⁷⁴⁾. Die erwähnten Jervultträger sind offenbar die ungeweihten Menschen titanischen Uoofes, die in den Schlamm gehören, wie die Titanen in den Tartarus, die Gemeinten leben in ewigem Raufche, d. h. immer auf dem Gipfel der Seligkeit ihres durch den Wein, in dem die Kraft des Jageus wirth, gewordenen neuen Lebenslooses. In dasselbe Gebiet scheint die aus Orpheus angeführte Erwähnung der vier Todtenflüsse: Pyriphlegeton, Acheron, Kokytos, Kleanos, zu gehören, welche die Vorhogereichen Drpfilen nach den vier Weltgegenden vertheilen⁷⁵⁾.

Titanischer Natur also und mit jener titanischen Schuld des Frevels gegen den Jageus beladen, weil die Schuld der Väter an den Kindern haftet, sind alle menschliche Seelen, weil alle aus der Asche der Titanen entstammen, die Gemeinten aber löst der Gott von dieser Schuld. Daraus erklärt sich, wie nach dem Glauben der Drpfilen alle Mühlseligkeiten der Menschen in der Schuld ihrer Vorfahren, worunter eben die Titanen zu verstehen sind, ihren Ursprung finden, wie ferner auch die Stellen zu deuten sind, in denen es heißt, die Seele löse hier frühere Schuld und sei wegen derselben im Körper begeben, der Körper sei ihr Grab und Kerker, schon nach Platons und Philolaos' Zeugniß, deren erster ausdrücklich die Geheimweihen, der andere die alten Theologen und Seher nennt⁷⁶⁾. Denn wie das Drpfilische Weltgebieth überhaupt die Menschen lehrte sich vom Morde zu enthalten (Ar. Ran. 1032), so mag auch nach allem frommen Gefühle der Nothwendigkeit der Ergebung in die von den Göttern auferlegte Buße in denselben den Ausdruck veranlaßt haben: Niemand, der zur seligen Fröhlichkeit, die Jageus verleihe, nach dem Tode gelangen wolle, dürfe die Zeit, in der ihm beschieden sei, die Titanenschild durch das Elend des irdischen Lebens zu büßen, verkürzen: Sind diese Gedanken aus dem Gebiete des Dnomatros, wie denn Jamblich sie ausdrücklich auf die Drpfilen Weihen bezieht⁷⁷⁾, so kann die Schuld nur bis zum Empfang der Weihen reichen; mit dieser fängt schon in diesem Leben die Seligkeit an, aber nicht ungekört durch irdische Trübsal, daher die volle Seligkeit erst der Tod gibt.

Aber nach andern Drpfilischen Vorstellungen, die schon Platon als alte Sage erwähnt, lehren die Seelen der Todten ins Leben zurück⁷⁸⁾, und Drpfilische Verse sagten aus: dieselben seien Väter und Söhne, Mütter und Töchter. Die Vorstellung von einer solchen Erneuerung, Verdoppelung, Verewelschung des Lebenslooses ist echt Drpfilisch, auch ist sie unweifelhaft alt, denn schon Pindar kennt sie. Auch dieser spricht vom Leiden Schuld, aber nicht von Batschlicher Lösung, sondern ihm nimmt Persephone für dasselbe die Buße an, ob durch Weihen, ist unklar. Wenn sie solche Gunst widerfahren läßt, der muß acht Jahre bei ihr verharren (so

lange wie nach demphischem Gesehe der Mörder im Glende) dann gibt sie die Seelen der obern Sonne wieder, und aus ihnen werden Könige und Weise, die die Menschen als Helden verehren⁷⁹⁾. Damit scheint wohlvereinbar, wenn es bei demselben Dichter heißt: Wer dreimal in der Ebers- und Unterwelt seine Seele von Ungeheuren gänzlich freigehalten habe, der wandle den Weg des Zeus zu Kronos' Burg⁸⁰⁾, wahrscheinlich eine Darstellung seligen Vereins der alten und neuen Götter, in den diese Vergnügten, die durch Gerechtigkeite die Gnade verdienen, Zugang erhalten. Dies scheint wieder zusammenhängen mit dem hohen Ursprunge, den Pindar sonst der Seele beilegt, indem er sagt, jeder Körper folge dem allmächtigen Tode, lebendig aber bleibe ein Bild des Lebens, denn das allein sei von den Göttern⁸¹⁾. Auch heißt er sonst die Kuchlosen dar als immer unter dem Himmel aus Erden wandelnd in blutigen Leiden, in ewiger Fessel des Unheils: die der Frommen aber im Himmel wohnend besingen mit Liedern den großen Seligen in Gebeten⁸²⁾. Diese Gedanken, die für den Aufenthalt der Seligen die Scheidewände von Himmel und Unterwelt und deren Abhand lösen, wurzeln ohne Zweifel in echt Drpfilischen Ideen, doch scheinen sie sich zu weit von den Vorstellungen der Zeit zu entfernen, als daß wir dem Zeugnisse des Elements ganz vertrauen könnten. Doch ist uns fowol, daß die Kuchlosen immer wieder geboren, immer in unseligem Kreislaufe mühevollen Looses leben, als Drpfilisch bezogen (wobei freilich die Weibe des Demopos und der Kora als sicheres Mittel zur Beendigung angegeben wird⁸³⁾, als auch der göttliche Ursprung der Seele. In dem Drpfilischen Gebiete Pysillo, das dem Brontinus zugefchrieben ward, gewiß aber von diesem nur überarbeitet ist, vielleicht, wenn er nicht in so späte Zeit zu setzen ist, zuerst von ihm gesammelt, hießen drei Nächte, genannt Amaleides, Prooitles und Proitkron, die Thäthüter und Wächter der Winde, nach andern Zeugniß ihre Herren, vielleicht auch ihre Söhne, wodurch die Nacht über sie nicht ausgebrochen wird. Jenes Erste bezugte Phandem, derselbe auch: daß nur die Athener diesen Nächten unter dem Namen Axiopatoren (den der Hexameter nicht ertrag) opferten und zwar für die Kinderzeugung der Hochzeiten⁸⁴⁾. Ihre Eltern werden verschiede angegeben, sie selbst sind Vertheiler der Zeugung, wie man aus der Anrufung sieht, ihre Gesamtname rührt wahrscheinlich daher, weil jeder athenische Bürger in Ehrenämtern aus dreifacher Zeugung athenisch sein mußte⁸⁵⁾. Wie sind sie nun als Herrscher der Winde Vertheiler der Zeugung? Weil nach Aristoteles' Zeugniß in den Drpfilen Gebieten und zwar in den Pysilla, die Seele vom Winde getragen in den Körper einging als Lebenspach⁸⁶⁾. Die Gedanken Pindars scheinen mir daher zu wurzeln in diesem Drpfilischen Gebiete, das

69) Rote 15, S. 19. 70) Aglaoph. p. 812. 71) Plat. Cratyl. 400. Phaed. 62. Philolaos bei Clem. Strom. II, 518. Aglaoph. p. 795. 72) Jamb. Protr. VIII, 134. 73) Plat. Phaed. 70. (c. 15.) Aglaoph. p. 797.

74) Pind. Thren. fr. 4. 75) Pind. Ol. II, 69. 76) Pind. Thren. fr. 2. 77) Thren. fr. 3. 78) Procl. in Timaeum. V, 350. 79) Said. und Phot. Thren. 80) Aglaoph. p. 765. 81) Axi. Arist. de Anim. I, 6. Die Pythia ausdrücklich Stob. I, 54, 665. Aglaoph. 765 sq.

auch göttlichen Ursprung der Seelen darstellt, die Dyrphischen Gedanken selbst aber auf attischem Kultus, ein Beispiel, wenn wir den Jageraus als delyphisch oder freitisch denken, an wie verschiedenen Orten Dyrphische Gedankenweise schon in alter Zeit da gewesen sein muß; denn diese Hochgeistesfertigkeiten haben nicht den Charakter des Reingeführten, auch würden von solcher neuen Einführung Philosophos und Phanodem, die Suidas ausführt, noch Kunde gehabt und gegeben haben. Ubrigens scheint diese Bebeusamkeit der Winde die Theogonie des Kerkops anerkennen zu haben, wenn sie ihren Etronos oder Kronos den Etrös (Phanes) und alle Winde erzeugen läßt⁸²). Merkwürdig ist, daß Pindar die Dyrphischen Weihen bei Seite läßt und nur von der Frömmigkeit und dreimaliger Prüfung redet, nebst, wie mir scheint, dreimaliger achtjähriger Buße bei der Persephone. Alles dieses scheint in attischem Gulte zu wurzeln, den Dionysos, den Proclus erwähnt, hat er entweder hineingebracht oder frühestens Brontin; das alte Dyrphische Gedicht stelle wol so dar, wie Pindar. Die trübsale Wiedergeburt, die dieser erwähnt, sonnte der Epikur passend begründen auf die Trigonie der Tripotatoren.

Daß Persephone im Dyrphischen Gedankenkreise bedeutend war, davon haben wir schon vielfache Anzeichen nachgewiesen; auch ist gezeigt, daß Einzelne mit Recht die eleusinischen Verehrungen als Dyrphisch betrachteten, und daß die Kora und die Demeter, namentlich die ertretende Kora, zu Sparta mit Drpheus in enger Beziehung der Sage stand⁸³). Dyrphische Gedichte haben nun auch die Sagen von dem Born und den Iren der fruchttragenden Demeter und von dem Leide der Persephone ausführlich dargestellt⁸⁴). Hierin scheint Persephone blumensammelnd mit einem Korb erschienen zu sein, die Erde that sich auf und Hades raubte sie⁸⁵). Demeter irte in Trauer und Born, und als sie dabei auf die wohlriechende Pflanze Krauseminze stieß, machte sie dieselbe, die bisher ein großer Baum auf Erden und fruchttragend war, im Äger nun unfruchtbar⁸⁶). Sie kommt ferner nach Eleusis, dort wohnen Kubuleus und Dyrphaus und Baubo, deren Söhne der Saubirt Kubuleus und der Rinderhirt Tripotolemos sind, neben denen der Schafhirt Eumelos genannt wird. Baubo setzt der Wandernden einen Brei vor, die Göttin schlägt ihn aus, Baubo sucht sie zu erheitern, und als nichts dessen will, bildet sie unter ihrem Kleid unanständige Figuren, worüber die Göttin lacht und den Trank annimmt⁸⁷). Die Baubo oder Babo scheint geschildert zu sein als nichtliche, lange, düstere Geistesgestalt⁸⁸), um so verdienstlicher erschien ihre Vermählung mit der Göttin. Dann scheint Demeter sich den Männern Preis gegeben und damit

echt Dyrphisch sie in den Getreidebau eingeweiht zu haben⁸⁹), zum Lohne dafür, daß Kubuleus, der einige seiner Schweine in dem Erbspalte verloren hat, in den Persephone hinabfuhr, ihr von diesem Nachricht gibt⁹⁰). Ferner scheint in diesem Gedichte durch eine Sage darüber Auskunft gegeben zu sein, warum die Wöhen nicht Wade der Demeter (sondern thierischer Natur) wären⁹¹). Das Gedicht war gegründet auf die Gedächtnisse der Themogonien, wo auch Persephone's Blumenkorb dargestellt und Schweine in ein Heiligthum geworfen wurden, wo ferner die Weiber sich in allerlei unanständigen Scherzen ergingen. Den Namen des Gedichtes wissen wir nicht; daß die Theogonie die Sage mehr als andeutete, ist nicht wahrscheinlich; Lobeck erinnert eigene Titel, Demeters Iren oder Demeters Born. War, wie es bei einem Dyrphischen Gedichte, wo der Raub der Kora ausführlich beschrieben gewesen zu sein scheint, kaum anders möglich ist, auch eine Erzählung ihrer Herrschaft im Hades gegeben und auf Weihen hingedeutet, durch die sie Vergünstigungen ertheilt, oder etwa auch ohne Weihen die Art und Weise, wie sie im Lobe zu neuem Erden und Heil rettet, so möchten wir, indem wir uns der rettenden Kora des Drpheus zu Sparta erinnern, dem Gedichte die Aufschrift Eoteria, Heilmittel, zumessen, der von Zimollos oder Verginos Dyrphischem Gedicht angegeben wird.

In den übrigen Dyrphischen Gedichten unbestimmter Zeit werden theils physiologische, theils theologische Speculationen vorgetragen, theils endlich Bestimmungen über Tagewählerei und Sauerbrunnen. Das Gedicht: Gewand und Netz von Jopporus oder Brontin scheint von der ersten Art zu sein, das Gewand vielleicht dem Pterodactylischen Weltgewand entsprechend, an dem Zeus die Erde und den Etrös mit dessen Behausungen bildet, das Netz, eine Darstellung organischer Bildung; denn nach Aristoteles' Zeugnis wurde in den Dyrphischen Gedichten die Entstehung des Thieres als gleichartig dem Fischen des Netzes beschrieben⁹²). Da hierzu jenes Weltgewand keine besondere Parallele hergibt, vermute ich, daß das Gewand das Gewebe der Persephone von Soaten und Blumen, das die Theogonie erwähnte⁹³), bezeichnen soll, so daß das Gedicht Untersuchungen über vegetabilischen und animalischen Organismus in Pythagoreisch-Dyrphischer Weise darlegt. Dann gab es zwei Dyrphische Mißsträger, in deren einem der Dichter zum Rufus redete⁹⁴). Man schrieb sie dem Jopporus zu, sie enthielten ein Gemisch aus legorischer Erklärungen der Götternamen, Hermes Gerläuterer, Nymphen Wasser, Kora Demeter, Feuer Phosphos, Meer Poseidon, Krieg Ares, Frieden Aphrodite;

82) Schol. Apoll. III, 26. 83) Rote 31, 52. G. 20. 84) Der Anfangsged. Justin. Coh. XVI, 81. 85) Aglaoph. p. 827 sq. 86) Rym. Gud. 395. Mir. 9. 87) Clem. Protr. p. 17. Dyrphaus, Vater des Kubuleus und Tripotolemos nach der römischen Dichtung, die Dyrphaus nicht für echt (d. h. nicht für uralt, sondern aus der Zeit der Dyrphiten) hält, Paus. I, 14, 8. 88) Aglaoph. p. 823.

2. Cap. 1. u. u. R. Dritte Section. VI.

89) Aglaoph. p. 824. Uebereinstimmen mit der Demetrischen Sage (Od. V, 125), nach welcher Demeter sich in dreimal gefügtem Brachlande mit dem Jassen vereint, was eben dasselbe bedeutet. Die Dyrphische Erzählung stellt aber unanständiger dar. 90) Paus. I, 14, 8. Aglaoph. p. 828 sq., wo eine höchst verbindliche Erklärung und Aemendation der dunkeln Stelle des Clemens über diesen Gegenstand. 91) Paus. I, 57, 4. Rergl. Rote I, 2. G. 32. 92) Arist. de Gen. Anim. II, 1. Aglaoph. p. 879 sq. 93) Ib. p. 550. 94) Sere. Virg. Aen. VI, 867.

Wein Dionysos, Recht Themis, Sonne Apollon, Heilkunst Asklepios, und am Ende ist all dies Eins. Zeus aber, der Gott von Allem und der Milder von Allem, ist der in Winden und luftgemischten Stimmen sichende Himmel. Zeus ist Anfang von Allem und zeugt Alles. Dieser Milder Zeus gibt die Erklärung des Mischtrugs als des Weltalls. Die Mufen werden gelegentlich Töchter der Mnemo, Erinnerung genannt, sie allein wehren durch ihre Zusammenfügung, daß die Zeit nicht Alles in Vergessenheit begräbt⁹⁵⁾. Hierher mag es gehören, wenn die Mufen nach Orpheus Vorsehrinnen der Lustbarkeit und Erato Erfinderin des Tanzes genannt wird⁹⁶⁾, oder wohin man sonst will. In den von den Pykoniern aufbewahrten Hymnen mag gesungen haben, was Einige dem Orpheus, Andere dem Porphos zuschreiben, daß der ruhmvollste mächtigste Gott Zeus sich hüllt in den Koth der Schale, Koffe und Mäufel, als allwirksame Naturkraft, welcher Gedanke ziemlich alt-orphisch sein mag⁹⁷⁾. Darauf paßt wenigstens, was Menander von diesen Hymnen sagte: man müsse sie verwahren, weil sie der Menge Unglaubliches und Lächerliches sagend erscheinen würden⁹⁸⁾. Dem vielbesprochenen Orphischen Verse, den Platon anführt⁹⁹⁾: Aber im höchsten Geschlecht laßt ruhen die Fügung des Liebes, worin D. Müller ziemlich willkürlich eine sechsmalige Wiederkehr der wandernden Seele findet, was durch nichts zu erweisen steht, Lobed sechs Weltalter, die ebenso ansetzen sind, ist ganz einfach darin seine Erklärung zu geben, daß er in die Theogonie gehört, die sechs Hauptgeschlechter der Götter darstellt und sechs Herrscher, mit dem sechsten Geschlecht aber schließt. Die ältere: Nacht, Eros, Himmel, Kronos, Zeus, Zagreus; die des Kerkops erst Phanes-Eros, dann die Nacht, dann Himmel und die übrigen. Von Weltaltern findet sich eine Spur in der Theogonie, unter Kronos das silberne Menschengeschlecht, nach Zagreus' Tod das titanische; dazwischen steht vielleicht das eberne und das heroische, wie bei Hesiod, das goldene scheint unter Phanes zu gehören, der den Menschen Wohnungen baut. Vielleicht waren auch nur drei, das titanische gleich hinter dem silbernen. Ein Gemisch von Sagen aus allen Orphischen Geschichten über Phanes, Brimo, Demeter, Ägypten, Phris, Samothrake, Pontif, Welken und was nur davon in der späteren römischen Zeit existierte, gibt die Einkleidung zur Orphischen Argonautik; nimmermehr kann das Inhaltsübersicht der Theogonie sein. Zeus als Wächter über die Erde der Ältern und wie er den Kindern, die diese gegen, Gutes, den Verächtern derselben Böses zuführt; denn furchtbar unter der Erde seien die Crimmen der Ältern, schildern Orphische Verse bei Stobäus¹⁾, vielleicht aus den *gwaia*.

Das große Orphische Gebicht: Werke und Tage, gab Vorschriften über die beim Ackerbau zu beobachtenden Rücksichten auf glückliche Tage, Constellation und andere

Verhältnisse dieser Art. Voran standen die Werke, deren Anfang wir kennen, hinterdrein die Tage, dazwischen die Doppelacteriden, deren beider Anfänge auch erhalten sind. Die Tage reben den Mufen an. Das Werk enthielt Rathschläge, wie folgt: Am ersten und zweiten Tage des Monats keine Feldarbeit, denn Ares herrscht, erst am dritten ist die Zeit günstig. Wenn Zeus (der Planet) durch den Wasserträger wandert, soll man nicht zu Schiffe gehen. Wer unter der und der Ordnung der Sterne geboren ist, wird Gewalthaber oder Herrscher oder König. Den siebenten Tag liebt Apollon. Alle jene astrologischen Vorschriften sind Zeugniß für sehr späte Zeit der Abfassung¹⁾. Bei der Bestimmung der Bedeutsamkeit der Zahl der Tage hatten die Pythagoreer ihr Feld. Heilmittel, Zauber mittel, Zauberformeln von Orpheus brachte die spätere Zeit in Menge zum Vorschein; Brandschäden seien zu heilen durch den Saft von Kraus feminge und Rosen mit Weinisch gemischt, Bräune und Epilepsie durch Bestreichung mit Menschenblut; Palsinak wirke als Liebeszauber, ebenso im Schlaf untergelegte Psele, die man, ohne sie fallen zu lassen, aus der Hand gezogen habe²⁾. Interessanter, als diese Abgeschmacktheiten ist die Aufzählung der symbolischen Ausdrücke, deren die Orphiker sich bedienten, wie überhaupt der hieratischen Styl, namentlich der der delphischen Orakel, wie auch der einiger Dichter dergleichen liebte. Der Mond hieß ihm Gorgoneion, dessen drei Theile nannte er Mären, diese aber die Weisigleichen vom Lichte her; die Nacht Trägheit, den Frühling die Blumene, den Regen Zeus' Thräne, die Saatzeit Aphrodite, die Saat Joden (zum Gewebe der Persphone), den Pflug krummgestaltetes Weberschiff, die Furchen den Aufzug der Feden. So nannten die Pythagoreer das Meer Kronos' Thräne, die Planeten Hunde der Persphone³⁾. Alle Orphischen Gebichte, auch die bedeutsamen und wohlgeordneten, haben in der Darstellungsweise vorzüglich das gemein, daß sie in selbstgefalligem Braustein der Heiligkeit des Inhalts ohne allen Rückhalt die Äußerungen des Geschlechtstriebes und seiner Befriedigung in jeder Art umarmen darstellen. Die poetische Scheu, mit der selbst die der Natur treuesten Dichter, wie Homer, ja selbst der unabhängige Aristophanes, der dergleichen doch nur im versöhnenden Frohsinne der übermüthig lustigen Raune vorträgt, hierüber reden, ist den Gemüthern der Orphischen Schriftsteller von Grund aus fremd. Diese nackten Enthüllungen des ewig Geheimen sind hervorgegangen aus dem verzweigten Bestreben, die tiefsten Geheimnisse der Natur mit dem Worte wirklich zu erschaffen und auszusprechen, wenn gleich nur im Kreise der Gemeinten, wie sie einmal gegeben waren, hat in ihnen erst Symbolik, nachher weiche Kisternheit alter und neuer Zeiten geschmetzel.

(H. H. Klausen.)

Orpheus, Rome des Sternbildes Hercules (f. d. Art.).

Orpheus, f. Mimus.

95) Aglaoph. p. 781, 785. 96) Schol. Apollon. III, 1. 97) Aglaoph. p. 745. 98) Menand. de Racom. V, 41. 99) Plat. Philob. 66.

1) Stob. LXXIX, 28.

2) Aglaoph. p. 411—430. 3) Ib. p. 748, 756. 4) Ib. p. 836 sq.

ders in der Kaiserzeit, ziemlich häufiger römischer Familiennamen; so war unter Claudius, Colloge des Kaisers in dessen fünftem Consulat ein *S. Cornelius Driftus* (*Tacit. A. XII, 41*) im J. 2. d. St. 804, n. Chr. 51, derselbe vermutlich, welcher unter Nero den Antrag machte: der Kai solle nach Claudius, der Monat Junius nach Germanicus genannt werden (*Tacit. A. XVI, 12*); ob es aber derselbe ist, der unter Nero durch die Delation des Aquilius Regulus mit seiner Familie umkam (*Tacit. II, IV, 42*: subvernae Orphiti domus) wage ich nicht zu entscheiden. Unter Nero war auch ein primipilaris *Pactius Driftus* (*Tacit. A. XIII, 36*); ein *Solinus Driftus* war Consul 863 d. St., 110 n. Chr. unter Trajan; *Memmius Bitaefius Driftus* war unter Antoninus Pius ein berühmter praefectus urbi (vgl. *Capitolin. Antonin. Pius, c. 8. Symmach. bei Wernsdorff, Poetae Latini min. V, 3. p. 1376. Gruter, Inscript. p. 284* inser. 8, und die von *Burmman* ad *Symmach. l. c.* angeführten Gelehrten); unter demselben Kaiser war *Serg. Corn. Scipio Driftus* Consul im J. 902 d. St., 149 n. Chr.; ein *Driftus* trieb Ungeheuer mit der Frau des Antoninus Philosophus (*Capitol. c. 29*); unter diesem Kaiser war *E. Corn. Scipio Driftus* Consul 918 der St., 165 n. Chr., dergleichen ein *Corn. Scipio Driftus* 925 d. St., 172 n. Chr. (*Aelius Lamprid. Commod. 11*), dergl. *Corn. Scipio* oder *Gaius Driftus* 931 d. St., 178 n. Chr. (*Ejusd. 12*), nach welchem das *Senatus Consultum Orstinnum*, wovon im vorigen Artikel gehandelt ward, benannt ist; unter *Claudius Gothicus* war ein *Kurius Driftus* Consul 1023 d. St., 270 n. Chr. Andere übergehen wir und bemerken nur, daß ein *Driftus* auch unter denen vorkommt, welche den römischen Bischof *Marcellin*, obgleich fälschlich, beschuldigten, daß auch er Treulosigkeit gegen die Kirche sich habe zu schulden kommen lassen und den heidnischen Göttern geopfert habe; auch unter den christlichen Heiligen ist ein *St. Driftus*, dem der 1. Juni heilig ist. (*H.*)

ORPHNAEUS, der Mächtige, eins der Rasse des Gottes der Unterwelt. *Claud. de rapt. Pros. I, 282.*

(*Klausen.*)

ORPHNE, die Finkerniß, eine der unterirdischen Nymphen, gebiert dem Acheron, dem Leidenstrom, den Äskalaphos, der den Genuß des Granatapfels vereth, um dessen willen Persophos dem Hades verbleiben muß. *Ovid. Met. V, 539.* Apollodor nennt statt ihrer die Goegya als Mutter des Äskalaphos vom Hades (*Ap. I, 5, 3*). Dem liegt derselbe Obankte zum Grunde, denn das Wort Goegya bezeichnet eine düstere Schlucht (vgl. *Herod. III, 145*), etwa unsern Vertiefen entsprechenden. (*Klausen.*)

ORPHNEPHILA *Holiday* (Insecta). Eine im Zoological Journal vol. V. (nr. XIX. p. 350) aufgestellte Zweiflüglergattung, zur Familie Tipulidae, Unterfamilie euliciformes und deren Section ** (Rüssel fächer als Fühler, Palpen eingebogen) gehörig. Als Kennzeichen sind angegeben: Die Augen auf der Stirne zu-

sammenschießend, Punktaugen fehlen, Fühler sehr kurz, borstenförmig, an der Wurzel fugeilig, bei beiden Geschlechtern nadig; die vordern Tarsen verlängert, die Flügel ausliegend, parallel. Kopf fast kugelig, die Augen nierenförmig. Fühler eiförmig, das Wurzelglied warzig, fast verkniet, das zweite sehr groß, fugeilig, das dritte, vierte, fünfte so eng verbunden, daß sie gleichsam nur ein großes eiförmiges bilden, die übrigen cylindrisch, schwach, das sechste kurz, fast eiförmig, das neunte etwas länger als die übrigen. Das Untergefäß klein. Der Rüssel ganz kurz, ausliegend, die Lippen groß. Die Palpen gebogen, wenig länger als die Fühler, fünfgliedrig, das erste klein, leulenförmig, das zweite, dritte größer, zusammengedrückt, das fünfte kürzer. Die Flügel mit zwei innern Mittelfeldern, der Quernern, der das zweite und dritte Hintercofalfeld verbindet, liegt über der Spitze der Mittelfelder, die aus ihm laufenden Strahlenerven sind einfach. Die Beinnugen stehen dicht aneinander und sind nicht verlängert; die Flügel sind schwachlig, die Schienen unbewaffnet; das Wurzelglied der Tarsen ist sehr lang, das vierte ganz kurz, ausgerandet, mit einfachen Klauen, die vordern Flügel sind verlängert, das erste Tarsenglied derselben länger als das Schienbein. Der Hinterleib ist kurz, cylindrisch abtrümmelig, das Aftersegment groß, beim Männchen bauchig. Die Verwandlungsgeschichte noch unbekannt.

Einige Art *O. devia* (*l. c. taf. 15. fig. 1—9*). Die Länge zwei Linien, Flügelausbreitung $\frac{1}{2}$ oder weniger. Der Kopf schwarzbraun, Augen und Fühler schwarz, der Mund bläulich. Thorax rötlich kastanienbraun, etwas glänzend, die Schwinger blaß; Hinterleib vorn schwarzbraun, das Aftersegment rötlich-kastanienbraun, Beinnugen und Flügel gelblich-blaß, Tarsen an der Spitze braun, die Flügel schwach grau, mit braunen Nerven. Findet sich im October an den schattigen Ufern der Bäche in der Grafschaft Galloway in England. — Bündelst mit *Macropeza* verwandt, *Ceratopogon* sich nähernd.

(*D. Thon.*)

Orphnus *Mac Leay* (Insecta), f. *Oryctes*.

ORRA, soll der ältere Name einer Stadt Italiens im Bruttinien sein, die an der Küste des ionischen Meeres, nicht weit von Lokri in der Nähe des heutigen Gondonjani gelegen wäre; sie kommt jedoch nirgends bei Schriftstellern, sondern nur aus Münzen und zwar auf lauter Kupfermünzen vor, die man in Großartienland gefunden hat; sie haben die Inschrift *OPPA*, bei manchen ist noch der Zusatz *POP* oder *POPO*, auf einer Münze des Museums von Neapel steht gradezu auf der Vorderseite *AOPOPAN*. Auf der Vorderseite der Münzen ist ein Haupt des Hercules mit der Löwenhaut, oder ein jugendlicher Kopf mit dem Lorbeer, oder ein Kopf der Juno, oder ein Kopf der Venus, auf der Rückseite ein Cupido mit der Lyra, oder ein Bлиз, oder ein Acher, oder eine Zeube. Vgl. *Erckel D. N. I. p. 182. Rasche Lexic. Univ. Bei Nummar. III, 2. p. 197 sq.*

ORRAYE, eine Art des persischen *Brocats*, welche auf beiden Seiten recht ist. (*Karmarsch.*)

ORRENTE (Pedro), spanischer Geschichts- und Genremaler, geb. in Monte-Alegre im Königreiche Murcia, in der zweiten Hälfte des 16. Jahrh., gest. 1644. Das erste Werk, wodurch er sich bekannt machte, war ein für die Kathedrale von Toledo 1611 verfertigtes Gemälde aus dem Leben des heil. Mesonius; man bewunderte an diesem den energischen Styl, die Freiheit und Leichtigkeit der Farbengebung. Er erhielt darauf in Murcia viele Aufträge und unter seinen jetzt ausgeführten Werken haben acht Gemälde, zu welchen die Sujets aus der Genese genommen waren, großen Ruhm erlangt, die noch heute zum Majorale der Vicomtes von Huertas gehören. Von Murcia begab er sich nach Valencia und erwarb sich viel allgemeinen Beifall durch einen im J. 1616 für die dortige Kathedrale gemalten heil. Sebastian, was für eins seiner schönsten Werke gilt. Nach Madrid berufen, erwarb er sich durch eine Reihe von Gemälden, die er für den königl. Palaß von Retiro verfertigte, die Gunst des Hofes; da es ihm aber sein Charakter unmöglich machte, lange an einem Orte zu verweilen, so konnte auch Madrid ihn nicht fesseln; er zog durch ganz Spanien, ließ überall Beweise seines Talentes zurück, ganz besonders besaßen die Städte Toledo, Murcia, Valencia, Cuenca, Sevilla, Cordova eine große Zahl seiner Werke, namentlich aber Sevilla, wo er sich mit Pacheco verband, der sehr viel auf ihn hielt. Er starb zu Toledo, wo sich seine Hauptgemälde befinden, namentlich in der Kathedrale das Bild der Schutzpatronin der Stadt, die dargestellt ist, wie sie aus dem Grabe steigt. Trotz den Launen seiner Phantasie und ob er sich gleich fast gänzlich der Schwärmerei seines Genies hingab, so beobachtete er doch streng die Regeln des Zeichnens, von denen er sich nur selten entfernte, und alle Hilfsmittel des Heilkunstler konnte er und wußte sie so vortheilhaft zu benutzen, daß seine Gemälde große Ähnlichkeit mit den Werken der venetianischen Schule haben; ein besonderes Geschick besaß er für die Darstellung von Thieren und mit Vorliebe malte er Meeresböte oder Gegenstände aus der *Pontarchen*-Geschichte. (Biographie univ. XXXII. p. 169.) (H.)

Orreum, f. *Orreorys*.

Ortery (Graß von), f. Boyle.

ORRERY'S wurden früher nach Lord Orrery, der sie in England zuerst verfertigen ließ und ihren Gebrauch empfahl, verschiedene astronomische Vorrichtungen genannt, welche dazu dienten, die Bewegungen der Planeten und der Erde um die Sonne, um ihre Ate, die immer gleichbleibende Lage der Erdaxe gegen ihre Bahn, den hieraus folgenden Wechsel der Jahreszeiten, die Bewegung des Mondbahr u. dem Auge sinnlich darzustellen; sie umfaßten also dieselben Vorrichtungen, die wir jetzt Planetarium, Tellurium, Lannarium etc. nennen. (Scherk.)

Orreus, f. *Horrea*.

ORRHORRIOE, **ORRHORRIOEA**, ein wässriger Ausfluß aus dem Körper, z. B. durch den Studengang, aus Geschwüren etc. (Viegand.)

ORRIDO (L'), wiew jener schauerlich imposante Punkt des Mellano am Lago di Iscco in der Lombardei

genannt, wo sich die Gioberna von der Höhe eines Felsens ungefähr 200 Fuß tief herabstürzt, und von wo an sich der Fluß durch die Kalk- und Schieferberge eine Bahn bis in den See gebrochen hat. Die Tiefe des Abgrundes, das schauerliche Dunkel des Wasserschlundes, der Donner des Falles, und das heftige Säusen, der in Sicht und Regen aufgelösten Wogen gewöhnlich ein Anblick, der einen um so größern Eindruck hervorbringt, je mehr er mit der Heiterkeit und Lieblichkeit der Landschaft und übrigen Umgebungen des Sees kontrastirt. Von dem Balcon eines in der Nähe des Falls erbauten Hauses überseht man nicht nur die Cascade, sondern erblickt auch das Innere der Höhle, aus welcher der Fluß hervorbricht. (G. F. Schreiner.)

ORSA oder **ORSARA**, 1) alter Name einer Stadt in Klein-Armien, (s. *Antiochia*), am Mittelmeere (Ptolem.); 2) Hafen und Berg in Arabien. (Plin. VI, 28, 31.) (H.)

ORSA, ein ansehnliches Pastorat im östlichen Dalmatien, mit etwa 4000 Seelen. Die Bauern treiben Handel mit Schleifsteinen, für welche sie Korn eintauschen. Man baut übrigens hier die in andern dalmatischen Pastoraten frühzeitige Gerle oder Wangform (Gerste und Hafer). Hier findet man den großen Drasee und das Eisenbütenwerk Fribshammer, welches den Einwohnern manche Erwerbsquelle eröffnet. Aus Karls X. Gustavs Zeit (1657) trifft man die Überbleibsel einer wider die Dänen angelegten Schanze. Die erwähnten Schleifsteine werden aus Sandstein in der Nähe der Dörfer Kallmora und Überga gebauen, man zählt 35 solcher Schleifsteingruben. Einen großen Theil des weitläufigen Pastorats, gegen Herjedalen hin, füllt ein von Finnen bewohntes Land (Finmark) aus; diese Finnen, die sich in mehreren dalmatischen Pastoraten finden und deren Einwanderung, der Zeit nach, sich nicht bestimmen läßt, verstehen Schwedisch, sprechen aber unter einander Finnisches. (v. Schubert.)

Orsaberis, f. *Orsoabaris*.

ORSAEI, Volk in Indien. Plin. II. N. VIII, 21, 31. (H.)

ORSANA, in Spanien, f. *Ossuna*.

ORSARA, 1) kleine Stadt in der Provinz Capitanata des Königreichs Neapel; 2) f. *Orsa*. (H.)

ORSATO, lat. *URSATUS* (Sartorio), Archäolog, geb. zu Padua 1617 aus einem patricischen Geschlechte, daher Nobilis de Ursatis. Schon in seinem 17. Jahr erwarb er sich durch seine Dissertation: *Sertum philosophicum ex variis scientiae naturalis floribus consertum* (Pad. 1635. 4.) die philosophische Doctorwürde. In glücklicher Unabhängigkeit widmete er dem größten Theil seines Lebens archäologischen und naturhistorischen Forschungen, übernahm erst 1670 den ihm angethonen Lehrstuhl der Physik zu Padua und starb den 3. Juli 1678. Er war Ritter des S. Marcus, Mitglied der Akademie der Riccardi u. — Orsato war ein kenntnisreicher, geschmackvoller, antiquarischer Forscher, der einen unermüdeten Fleiß auf die Entdeckung und Erklärung alter Denkmäler, Inschriften, Münzen u. dgl. verwandte.

dete, in dieser Absicht mehre Reisen unternahm, und schätzbare Beiträge zur Aufklärung der alten Geschichte, besonders in Beziehung auf seine Vaterstadt, lieferte: *Monumenta Patavina, collecta, digesta, explicata, eisque iconibus expressa.* (Patav. 1652. fol.). *Cronologia de gli reggimenti di Padova.* (Ib. 1666. 4.) *Li marmi eruditi, ovvero lettere sopra alcune antiche inserzioni.* (Ib. 1669. 4.) *Marmi eruditi ovvero lettere sopra alcune antiche inser.* *Opere postuma colle annotazioni di G. A. Orsato* (einem Enkel des Verfassers und Mönch zu Monte Cassino). (Pad. 1719. 4.); dabei das Leben des Verfassers von J. A. Volpi. Die beiden letzten, von einander verschiedenen, Werke gehören zusammen, und außerdem gehört dazu die Apologia in difesa del caval Orsato. (Pad. 1752. 4.) (von Polcastro gegen Maffei's Kritik im Museum Veronense). *De notis Romanorum commentarius, in quo eorum interpretatio, quotquot reperiri poterunt, ed. cum observat.* (Pad. 1672. fol.), auch in *Graevii thesaur. antiq. rom.* T. XI. p. 508, und im Auszuge von J. S. Bernart. (Hagae Comit. [eigentlich Paris] 1756.) *Istoria di Padova dalla fondazione di quella città sino l'anno 1173.* (Pad. 1678. fol.) Abhandlungen in latin. und ital. Sprache: *Praenomina, cognomina et agnomina antiquorum Romanorum. Doorum Dearumque nomina et attributa.* *Lucubrations in IV libros Meteorologicorum Aristotelis. Latinis et italicisq. Seriptis, Schaeffleii n. 7.* (Baur.)

ORSATO (Giovanni Battista), aus der Familie des vorgenannten Orsato, geb. zu Padua 1673, gest. den 21. Jan. 1720, seit 1703 Prof. der Medicin in seiner Vaterstadt, Verfasser einiger in Zeitschriften erschienenen antiquarischen Abhandlungen, als *Delle antiche Lucerne*, *lettere all' Anton Valisneri* (Venedig 1709.), *de aerenia veterum epistola* (im Giornale de letterati. T. XXXV), *de patris antiquorum dissertatio.* (Biogr. Univ.) (II.)

ORSBECK, OORSBEEK, Dorf des vormaligen Herzogthums Limburg, oder genauer der Herrschaft Volkenburg, flerrichthens Antheils, an der Gortgenze der Herrschaft, und daher mit den jüdischen Städten Sittard und Gangelt ein Dreieck bildend, ist das Stammhaus einer nicht unberühmten adeligen, zuletzt freiherrlichen, Familie. Stephan von Drebed lebte 1277. Ein anderer Stephan erlitten 1341 auf den Ritterspielen, mit welchen gewöhnlich St. Remigii Messe zu Ebin beschloffen wurde, und hatte in einem scharfen Rennen den Herrn von Jernburg zum Gegner. Die Kämpfer waren einander nicht ungleich und das freudhafte Spiel dauerte lange genug, endlich gab der von Drebed durch eine falsche Bewegung eine Kiste zwischen Heim und Kragen, und augenblicklich war seine Kette durch des Gegners Lanze durchbohrt. Aber so fest saß er im Sattel,

dass es, wie die Chronik berichtet, der Dieners Hilfe bedurfte, um den Reithorn von dem Rosse zu trennen. Ein dritter Stephan lebte 1357. Wilhelm von Drebed vermählte sich 1390 mit Paula des Jüngern von Eich Lechter, Katharina, und brachte hierdurch ein Drittel der Reichsherrschaft Dibrich, und noch mehre andere Güter an seine Söhne Engelbert und Anton; der ältere dieser Söhne, Engelbert, Herr zu Dibrich und Benberg, Kreis- und Bürgermeisterei Akenau, der schon 1419 vorkommt, erkaufte 1429, gemeinschaftlich mit seiner Gemahlin Elisabeth von Gummich, von Salentin von Arentbal, das Vorbesitz eines zwölfsährigen Rückkaufes, das Dorf Kanten bei Sinzig, empfang am Freitag nach St. Lucien 1452 aus den Händen des Grafen Philipp von Nassau-Saarbrücken die Lehen über das, was er am Siebenberge von der Herrschaft Löwenberg zu Lehen trug, und bekannte, Freitag nach dem Sonntage Michaelis 1453, dass Luter Quad von Lomberg und Landesbron die wiederkauflich verkaufte Rente von 18 Gulden aus der Schatzung zu Holzweiler mit 430 schweren rheinischen Gulden von ihm wieder eingelöst habe. Engelbert ist vielleicht der nicht näher bezeichnete Drebed, der unter den ersten Rittern des neuerrichteten St. Hubertusordens vorkommt. Sein Sohn Wilhelm II. von Drebed wurde am 29. Dec. 1458 von Graf Johann II. von Nassau als Herrn zu Löwenberg belehnt, und verbesserte am 23. April 1478 mit Zustimmung seines Vaters Anton und der übrigen Gemaine der Burg Dibrich den bishigen Burgfrieden. Sein und der Sophia von Wlatten Sohn, Theoderich, war in erster Ehe mit Katharina von Symnich, in anderer Ehe mit Jrmgard von Diepenbruch, genannt Kauffisch, verheirathet, und erwarb pfandschaftsweise, laut Pfandbriefes vom Montag nach Jubilate 1539 und um 2000 Goldgulden, vom Erzbischofe Hermann von Ebin die Kirchspiele Mulsobrid und Ruppertshaus, sammt allen Rechten, Gericht, Schatz, Diensten, Gefällen, Jagd und Fischerei (diese Pfandschaft wurde erst am 13. Febr. 1775 von dem Erzbischofe Ebin wieder eingelöst), überließ aber dagegen auf Pauli Bekehrung 1526 dem Grafen Johann von Bied seinen Antheil an Burg und Herrlichkeit Dibrich, gegen eine jährliche Rente von 30 Goldgulden aus der Kellerei Dierdorf, die er als widdisches Lehen beissen sollte, wie er bisher seinen Antheil an Dibrich beissen hatte. Theoderichs und der Jrmgard von Diepenbruch Sohn, Wilhelm III., kommt 1557 als Kanzler des Herzogthums Jülich vor und wurde in seiner Ehe mit Maria von Weterich ein Vater von vier Söhnen, Engelbert, Reinhard, Edmund und Wilhelm. Der jüngste, Wilhelm auf Dehn, bei Sinzig und Benberg, kommt 1592 als herzoglich jüdischer Geheimrath vor, Edmund war mit Gertrudis von Winkfeld verheirathet, Reinhard trat in den Johannisorden, und wurde Comthur zu Trier, Akenau, Breylich, Roth und Niederwessel. Engelbert, der älteste der vier Brüder, kommt 1581 und 1585 als Amtmann zu Sinzig, Remagen und Neuenar vor, war mit Elisabeth von Bongart verheirathet, und durch sie Vater von sechs Kindern. Wilhelm war zu Trier, Werner zu Worms, Theoderich zu Pader-

*) Kaenig, Bibl. vet. et nov. voc. Ursatus. Banduri, Bibl. nummar. 79. Fabricii, Hist. bibl. suae. T. III. p. 459. Papadopoli, Hist. gym. Patav. T. I. p. 372. Giornale de letterati. T. XXXIII. P. I. p. 202. Mém. de Nicéron. T. XIII. p. 175. Hist. d. Belges. univ. Zeit. I. 2p. S. 62.

born Dornberg, letzterer zugleich auch Propst zu Bassenberg; Richard starb ohne Kinder, Maria wurde an Dietrich von Braunsberg, Elisabeth an Hans Georg von der Leyen zu Salsitz verheiratet. Mit diesen sechs Geschwistern ist die ältere Linie des Hauses Drebek erloschen.

Die jüngere Linie stammt von Anton ab, dem zweiten Sohne Wilhelm I. Anton's Enkel, Johann, erheiratete mit Agnes von Kendenich das schöne Rittergut dieses Namens, in der Bürgermeisterei Hürth des Landkreises Köln, gleichwie Johannes Sohn, Damian I. mit Sophia von Brempt das Rittergut Vernich, in der Bürgermeisterei Weilersbach, des Kreises Ledernich, erheiratete. Damians Sohn, Damian II., Herr zu Kendenich und Vernich, hinterließ die Söhne Dietrich und Johann. Johann war Domherr zu Ettiich und Archidiacon von Hasbanien. Dietrich, auf Vernich, der 1585 als jüdischer Truchseß vorkommt, wurde in seiner Ehe mit Gacilie von Bongart zu der Heiden ein Vater von drei Kindern. Der ältere Sohn, Wilhelm von Drebek zu Vernich, f. l. Obrist-Lieutenant und Commandeur des kaiserlichen Regiments, war seit dem 10. Sept. 1629 mit Maria Katharina von der Leyen zu Abendorf, Damians von der Leyen und der Anna Katharina Waldbott von Bassenheim Tochter und der Kurfürstin Karl Kaspar von Rier und Damian Hartard von Mainz Schwester, verheiratet, und hatte von ihr vier Söhne und fünf Töchter. Der Sohn ältester, Damian Emerich, Dompropst zu Trier und Speier, auch Propst des St. Paulinischen zu Trier, geb. den 7. Oct. 1632, starb den 15. Aug. 1682. Der zweite Sohn, Johann Hugo, wird alsbald seine Stelle finden. Der dritte Sohn, Johann Friedrich, Freiherr von Drebek, geb. den 13. Jul. 1636, f. l., auch kön. spanischer General-Feldmarschall-Lieutenant, kaiserlicher Geheimrath, war mit Charlotte, Gräfin von Hohnburg, verheiratet, und starb ohne Kinder, den 12. Jul. 1696. Der jüngste Sohn, Damian Adolf, geb. d. 8. Jun. 1639, war des teutischen Ordens Ritter und Comthur zu Trier, auch f. l. Obrist-Lieutenant, und wurde in der Belagerung von Kanisfa 1664, durch eine feindliche Stüßkraft getödtet. Die älteste Tochter, Eva Anna Maria, geb. 15. Nov. 1631, starb in blühender Jugend, die zweite, Anna Antoinette, geb. den 3. Febr. 1635, wurde des Freiherrn Erhard von Kesselstatt Gemahlin. Die dritte Tochter, Maria Weichbildis, geb. den 1. Oct. 1637, heirathete den Freiherrn Johann Wilhelm von Weitemich zu Milenau. Die vierte, Katharina Elisabeth, heirathete den Freiherrn Wolfgang von Schmitzburg, die jüngste, Anna Katharina, den Freiherrn Werner von Duab zu Büschfeld.

Wilhelms und der Maria Katharina von der Leyen zweiter Sohn, Johann Hugo, geb. den 13. Jan. 1634, widmete sich, gleichwie sein älterer Bruder, dem geistlichen Stande, wurde von 1644 an Humaniora in Köln, absolvirte Rhetorikern 1648 zu Mainz, und trat, nachdem er 1651 seine Residenz am dem Dome zu Trier abgethan, in das Collegium germanicum zu Rom. Damals schon schrieb von ihm der P. Oliva, der General der Je-

suiten, an einen Bruder der niederrheinischen Provinz: „Si adolescens illo, in provectiore aetate progressus, sua continuaturus est, paucos ipsi Germaniae patres habebit, et facile erit, Eminentie suae (des Rheims des Kurfürsten Karl Kaspar von Trier) successorem suum conicere.“ Nach seiner Rückkehr von Rom 1655 besuchte er die Universitäten Paris und Pont-à-Mousson, 1657 empfing er in Frankfurt die Subdiaconatsweihe, am 23. Jul. n. J. nahm er seinen Platz in dem speierischen, sowie 1658 in dem trierischen Domkapitel und am 23. Nov. n. J. leistete er als neuernannter Archidiaconus, tit. St. Agathae zu Longunon, den herkömmlichen Eid. Im J. 1660 wurde er von seinen Collegen zu Speier zum Domdechanten, am 7. Jan. 1672 zum Coadjutor seines Rheims, des Kurfürsten Karl Kaspar von Trier, am 16. Jul. 1675 zum Bischofe von Speier erwählt, am 9. Jun. — 23. Jul. 1676 trat er die Regierung des Kurfürstentums an, und im J. 1677 nahm er zu Speier Besitz von der ihm verliehenen Würde eines kaiserlichen obersten Kammerrichters. Die Umstände, unter welchen Johann Hugo, in Trier wie in Speier, zur Regierung gelangte, waren die traurigsten. Zwar hatten die Franzosen seit dem September des vorigen Jahres die Hauptstadt Trier verlassen, aber Durchzüge und feindliche Überfälle hörten darum nicht auf, und der gesammte Kurfürstenthum mehr einem Haufen von Ruinen vergleichbar. Mit fester Hand ergriff Johann Hugo die Zügel, und obgleich ohne Unterlaß von Frankreich aus drunckbitt, bald durch den stillen Kampf mit den Reunionskammern und mit diplomatischen Geheulungen, bald durch schwere Kriege, wie jene um die pfälzische und um die spanische Succession, obgleich genöthigt, es als eine Noththat zu erkennen, wenn ihm von den französischen Nachbarn erlaubt wurde, um schweres Geld die Einkünfte des eigenen Landes zu pachten, gelang es ihm dennoch, Ordnung in das Chaos, Regelmäßigkeit in eine neugeschaffene Verwaltung zu bringen, den Ackerbau zu beschützen, neue Gewerksquellen zu eröffnen, und selbst unter Aufstandes Führen eine bedeutende Stellung zu gewinnen. Seine Truppen halfen den glücklichen Entlass Wiens bewerkstelligen, Kaiser Leopold schloß mit ihm am 19. Oct. 1701 einen Allianztractat, wodurch dem Kurfürsten für die Dauer des zu erwartenden Krieges ein jährlicher Zuschuß von 100,000 Thirn. zugesagt wurde, und die Gemeindete versprochen ihm in dem Subsidienvertrage vom 6. Mai 1702 jährlich 50,000 Thlr., wogegen er sich verpflichtete, drei Bataillone zu stellen. Durch die Uebereinkunft vom 18. Jan. 1681 schlichtete er die vieljährigen Streitigkeiten mit den Grafen von Wittgenstein, wegen des gemeinschaftlichen Besizes der Herrschaft Ballendar, und durch den Vertrag vom 16. Febr. 1682 erlangte er von der Abtei Raach die Anerkennung der trierischen Landeshoheit in Ansehung des abtlichen Dorfes Kraft. Die erzbischöflichen Falschläger verbesserte er durch die Erwerbung der Propstei zu Weglar, die Kaiser Leopold, „angesehen dero vortheilhaften Tendenzen, und in Beförderung des wahren Gottesdienstes allezeit erwiesenen Huerfürst-

chen Cyffer, samdt den uns, und dem heiligen Reich in unvergleichlicher Treue und Devotion zu ihrem immerwährenden Lob und unserm danknadmigen Gefallen jederzeit willigst geleistet, und noch unaussprechlich continuirlichen höchst nützlich und erspriesslichen Diensten," am 20. Nov. 1701 dem Eegistri incorporirte. Die Verwallung des Landes wurde durch Johann Hugo ganz umgeschaffen, und in die Form gebracht, die sie mit wenigen Abänderungen bis zum J. 1794 beibehalten hat, und auch als Gesetzgeber erworb er sich um das Kurfürstenthum die höchsten Verdienste. Seine 66 Verordnungen sind, als wirklichem Bedürfnis entsprechend, deutlich und durchsicht, vor vielen andern der nämlichen Zeit bemerkenswerth. Der Münzhof entwickelte unter ihm eine Thätigkeit, wie sie von keinem der frühern oder spätern Kurfürsten je erreicht worden. Wohl, in seinen trieschen Münzen, beschreibt 137 von Johann Hugo geprägte Stücke, darunter 12 Goldmünzen, 12 Thaler; 15 j. Stücke, und alle sind durch Correctheit der Zeichnung und Schönheit des Gespräges bemerkenswerth. Es fand dieses aber nicht die einzigen von Johann Hugo hinterlassenen Denkmäler. Eins der bedeutendsten ist ohne Zweifel der auf Kosten seiner Gattin aufgeführte Schulbau bei dem Gymnasium in Gobleng, zu dem er am 4. Mai 1695 den Grundstein legte, und den er, wie es scheint, im J. 1699 beendigte. Deınake gleich wohlthätig ist der Kurfürst für das Jesuiten-Collegium in Speier geworden. Er hat auch das Capucinerkloster zu Borsbosen, nach seiner gegenwärtigen Gestalt und die Pfarrkirche in Ehrenbreitstein erbauen, das Capucinerkloster zu Gochum aus seinen Ruinen erhoben, in der Domkirche zu Trier den Hochaltar und zwei Nebenaltäre errichtet, sich endlich durch sehr bedeutende Legate (Fundatio Hagoniana) um die Geistlichkeit, sowohl des Erzbistums, als des Hochstiftes Speier, ungemein verdient gemacht. Er starb auf eine höchst erbauliche Weise in der Burg zu Gobleng den 6. Jan. 1711 und wurde in dem trieschen Dom in der von ihm selbst erbauten Grabstätte beigesetzt. Die ihm in der Kieffrauentirche zu Gobleng am 16. März 1711 von dem Hofprediger und Prosile zu Schlangemund (Szalankamen in Slavonien), Kaspar Adam Bey gebaltene Leichenrede hat Dornheim in der Hist. dipl. T. III. p. 863—875 abdrucken lassen. Die schönste und vorzüglichste Grabchrift hat ihm aber der Kurfürst Mainville in seiner Reisebeschreibung, 1. Bd. S. 124 gesetzt. „Johann Hugo," schreibt Mainville, „aus dem Hause der Freiberren von Dröbch, ist der letzte seines Stammes und deınake schon 72 Jahre alt, von guter Gestalt und von einer Gürtigkeit und Keutigkeit, welche ihn von Jedermann angethet macht, ein offener Feind aller Ungerechtigkeit und Unterdrückung, der ein herzliches Mitleiden mit seinen Unterthanen hat, die unter den Beinträgnissen des Krieges leuzen, und er begnügt sich lieber mit mäßigen Einkünften, als daß er sie mit schweren Abgaben bedrücken sollte. Er ist mit einem Worte ein wahrer Vater seines Landes. Sein Hof, der seinem Vorbilde folgt, ist unüberpredlich einer von dem reglmäßigsten in Keutschland. Er besteht aus wohlthätig

weisen Männern, die Ehre und Kechlichkeit allen andern Dingen vorziehen. Tales sunt subditi, sagt Cicero, quales in republica sunt principes. Hier wird die Gerechtigkeit unparteiisch gewaltet, und man sieht hier nichts von dem Stolz und der Verachtung der Tugend, noch von denen Gottlosigkeitsten, mit welchen der größte Theil dieser draufenden Höfe groß thut, bei denen das Kaiser triumphhret, und so zu sagen auf dem Throne sitzt. Ich kann für diese Keckheit Bürgschaft leisten, weil ich die Ehre gehabt, mit den vornehmsten Personen dieses Hofes umzugehen, die uns sowohl als ihr Herr mit Höflichkeit überladen haben."

Da mit dem Kurfürsten das Geschlecht erloschen, theilten die Schwesern oder Schwesterkinder sich in das Stammvermögen; das Wappen insbesondere — im goldenen Feld ein rothes Andreaskreuz, in jedem der vier Winkel ein grünes Blatt der Wasserlilie, Nymphaea, — kam an die von Kesselstatt, und macht noch gegenwärtig einen Theil des gräflich Kesselstattischen Wappens aus. (v. Stramberg.)

ORSCARDI (altteutsche Sprache und Rechtsalterthümer), d. h. Drhscharte, ist gebildet aus Or (Dhr) und scardi, scarti (althnord. skard), Scharre oder Verlegung überhaupt, wie in aranscarti *) (Verlegung der Ernte oder Saaten), von ascheron (althnord. skera), schneiden, abschneiden, durch Schneiden verwickeln, verunsalten; das Gesetz der Alemannen, wor einem andern das Dhr haß abbaue oder abschneide, was teutisch orscardi *) heisse, solle es mit zwölf Schillingen (solidis) büßen. Für orscardi hat eine andere Lesart lidiscart (Gliebscharte), welches auch das Gesetz der Baiern braucht, wo es von Entstellung des Dhrs redet und dafür ebenfalls zwölf Schillinge Buße verbängt *). Ungemein merkwürdig für die teutsche Rechtsgeschichte, in Beziehung auf die ursprüngliche Einheit des Rechts der verschiedenen germanischen Völker ist die genaue Uebereinstimmung des Rechts der Baiern und Alemannen mit dem Gesetze der Angelsachsen; denn Altheltrids Gesetze *) bestimmen: Gif eare ascard weorðed, VI sceillingum gebete, wenn das Dhr seart *) (verwickelt) wird, büße (man) mit sechs Schillingen. Unterschieden von der Drscardi wurden die andern Verlegungen des Dhrs, so j. B. Abbaung eines Dhrs bei den Alemannen und Angelsachsen zwölf, bei den Baiern 20, bei erfolgender Taub-

1) Lex Baiuvariorum T. XII, 8 (bei Georgisch S. 503), wo aranscarti (Ernte-Scharte) von Verlegung der Saaten durch Zauberei gebraucht wird. 2) Lex Alamannorum. Cap. LXI (bei Goldast. Script. Alb. T. II. P. I. p. 159) Tit. LX (61) §. 3. (bei Georgisch S. 222.) 3) Lex Alamannorum I. X. §. 3. bei Schiller, Glässische und Strosburgische Chronik von Rastob von Könighofen, Anmerk. S. 640, 680. Lex Baiuvariorum T. III. Cap. I. §. 21. p. 275. 4) Altheltrids Gesetze 43. bei Schmid, die Gesetze der Angelsachsen. I. Th. (Leipzig 1832) S. 5. 5) Althnordisch skard, accius, von skera, secare, im Althteutischen seart, so j. B. in den Gloss. Moser. bei Frey S. 353 marcos, lidiscart, gibdrichere, an ihren Quätern verwickelte) und bei Reiter H. 24. (Fr. 25) B. 4. S. 193 circumciōne scartili, im Gegenfatz zu pnapulium knelid.

heit bei den Alemannen *) und Baiern *) 40, bei den Angelsachsen *) die Täuung des einen Ohres 25 *), Durchbohrung eines Ohres (nämlich des äußeren) bei den Baiern und Angelsachsen drei Schillinge Buße, während die Dörfsorte sechs Schillinge betrug. (Ferd. Wächter.)

ORSCHA oder ORSCHANSK, eine alte Stadt, seit 1784 Kreisstadt, an der Mündung der Drischwa in den Dnepr, in der russischen Statthalterchaft Nihilow, 54 Meilen von Moskau. Sie kommt schon 1066 in der russischen Geschichte vor, und gehörte zum Fürstenthume Polg, hat drei griechische Kirchen, vier katholische Klöster, ein griechisches, von der Großfürstin Sophia, Peters I. Schwester, gestiftetes Nonnenkloster, eine Synagoge und 2800 Einwohner, unter denen 435 Juden, die einen lebhaften Kramhandel betreiben. Am 9. Nov. 1812 mußten die Franzosen den Platz, welchen General Platon mit seinen Kosaken besetzte, nach einem bedeutenden Verluste räumen. (J. C. Petri.)

Orschowa, f. Orsowa.

ORSEDIKE, Tochter des ägyptischen Königs Kinyras, des Gründers von Paphos und der Metharme, deren Vater Pygmalion war, Schwester des Drypotos und Anomis, und der Raogote und Bidia. Den drei Mädchen jünte Aphrodite, wies ihnen die Ehe mit ausländischen Männern zu, und sie mußten in Ägypten leben (Apollod. III, 14, 3). Die Namen scheinen willkürlich erlitten. (Klausen.)

ORSEL, ORSOY, ORSAW, Stadt im Kreise Geldern, des preuß. Regierungsbezirks Düsseldorf, am linken Rheinufer mit 1500 Einwohn., die sich vorzüglich von Tuch- und Wollenweberei, Korbenbau, Fischerei und Schiffahrt ernähren. Die Stadt gehörte bereits im 14. Jahrh. zu Cleve und erhielt 1351 eine Bestätigung ihrer Privilegien vom Pfaffen Johann. 1634 wurde sie vom Prinzen von Oranien für die Holländer erobert, 1672 von den Franzosen eingenommen, aber 1674 von ihnen wieder verlassen. (J. F. Kämtz.)

ORSEILLE (Oricelle, Parelle, Roecelle), Oricello oder Raspa der Italiener, Tournesol der Holländer, nennt man überhaupt eine aus verschiedenen gepulverten trocknen Flechten mit Ammoniumlauge angefeuchtete, weiche, teigartige Masse von röthlicher oder violetter Farbe, eigenen, Reichen ähulichem, flüchtigem Geruch und salzigem Geschmacke. Man unterscheidet folgende Sorten dieser Kosmetikart: 1) die holländische, als die beste, in kleinen Fäßen von etwa 30 Pfund; von dunkelvioletter Farbe mit nur wenigen dunklen Flecken. Sie muß rein und trocken sein,

und, feucht auf die Hand gerieben, einen schwer zu vertigenden Flecken zurücklassen; 2) die bräunliche Erdrueter- oder canarische Orseille, welche aus der Roccellenflechte (Lichen Rocella L. Stereocolon Rocella Ach. Roc. tinctoria) auf den Felsen und am Ufer der canarischen und capverdischen Inseln, des grünen Vorgebirges, auch in Spanien u. dergl. und nach der obigen Sorte am meisten geschätzt wird. Hiernächst auf 3) auch die genuesische und englische blaue Orseille aus mehrern Flechtenarten, die in die Familie der Algen gehören, nach dem Trocknen rothbraun werden, und einen purpurnen, rothen oder braunen Farbestoff enthalten, daher mit Ammonium, Kalk oder altem Urine behandelt, schön violette, blaue, purpurne und farniafarbne Farben, Röl- und Malvenfärbungen geben. Die vorzüglichsten Flechtenarten zur Orseille sind: Lichen geographicus und sulphureus Hoffm., Lich. scarpus, corallinus, tartareus, lacteus, saxatilis, candelarius, calcarius, coccifer, parietinus und juniperinus etc., die Variolaria aspergilla, lactea und oreina Achard, Variolaria dealbata etc. Die Färbeflechte (Lich. plaucus L.) scheint zweierlei Pigmente zu enthalten, ein gelbes und ein blaues. Geringer fällt 4) die französische Erdarseille (Lecanoria, Parmelia, Ors. von Auvergne oder Porcel) aus, welche aus Lich. Parvulus L. auf den Felsen in der Auvergne vorgefunden wird und aus Lyon zu uns kommt, aber die Probe von der ersten und zweiten Sorte nicht ausfällt. Ubrigens soll die Flechtenart Variolaria dealbata (Lichen dealb. Ach.) den Hauptgrundbestandtheil derjenigen Orseille ausmachen, welche den Weinaden so theuer führt. Das Pigment der Orseille nennt Robiquet Drzin (s. diesen Art.), welches in der Art Heeren's Erytrin (s. diesen Art.) analog ist, daß es, gleich diesem, unter Einwirkung von Schwefelsäure und Ammonium in Flechtenroth (s. oben) übergeht, sonst aber ganz von demselben abweicht. Dagegen ist in der fertigen käuflichen Orseille, sowie im Verthe, nur Flechtenroth, aber kein weinrothes Pigment mehr enthalten, wozu Heeren schließt, daß bei der Färbung des zugelegten Horns dasselbe auf ähnliche Weise, wie durch starkes Erhitzen in seiner Zusammenfassung verändert und in wahrer Flechtenroth umgebildet worden ist.

Der wässrige Orseillenaufzug ist viel von Farbe, entfärbt sich binnen wenigen Tagen in verschlossenen Gefäßen, nimmt aber an der Luft seine vorige Farbe wieder an, wird durch Säuren hellroth, durch Kalien kaum etwas bläulich, und schlägt saures Bismuth röthlich nieder. Mit Weingeiste bildet die Orseille eine violette, sich nicht so leicht in verschlossenen Gefäßen entfarbende Tinctur.

Das Orseillen- oder Flechtenroth dient zum Blau- röthlichfarben, mit Zinnauflösung aber zum Festerrothfarben wöhlener Zeuche, und mit Weingeist und verdünnter Schwefelsäure zum Dauerrothfarben aluminierter Wolle u. (s. Schweigger's a. Journ. d. Gh. u. Ph. V. 2. S. 201. Hesperus u. 1826. Nr. 158. S. 631 fg. Robiquet über d. Farbestoff der Orseille in Schweigger's Ende's Jahr. d. Gh. u. Ph. 1829. 4. Heft

6) Lex Alam. I. c. §. 1. 2. 7) Lex Baiw. I. c. §. 18—20. 8) Rithisches Gesetz Cap. 40—42. S. 5. 9) Es auch betrug bei den salischen Franken (Pactus Leg. Sal. Tit. XXXII. §. 14. bei Ercard, Leg. Franc. Sal. p. 65) die Täuung eines Ohres 25 Schillinge Buße, aber ohne daß Täuung oder Nicht-Täuung dabei berücksichtigt wird. Auch ohne Rücksicht hierauf betrug bei den Angeln und Ebern, b. h. den Thüringern (Lex Anglo-norm. et Werioorum T. V. §. 4. bei Georgisch S. 447, bei Leubnitz, Script. T. I. p. 82) die Abtäuung eines Ohres eines Lein 300, und eines Freien 100 Schillinge Buße.

X. Geyff. h. M. u. R. Dritte Section. VI.

S. 477; in Dinglers pomt. Journ. 1830. XXXVI. 2. S. 153. u. in Erdmanns Journ. für techn. u. ökon. Chem. 1830. VII. 2. S. 226 fg. Bergl. Arcin; Ge. Green bei Schweigger: Seidel a. a. D. 1830. II. 3. S. 313 fg.; 4. S. 479 fg. Bergl. Erytrin, Flechtentrost, Lakmus, Pario etc.) (Th. Schreger.)

Orseille, f. Roccella.

ORSEILLE, *Erdoorseille*, *Radutororseille*, *Rocello* und *Paralle* genannt, ist ein durch die Kunst dargestelltes Farbmateriale von eithlich triquetriger Beschaffenheit, welches vorzüglich aus der Lichen *Roccella L.* bereitet, und schon den Griechen und Römern bekannt war. Dioscorides hat von dieser Flechte in seiner vortheilhaftesten und fleißig bearbeiteten „*Historia Medicorum*“ (Oxonii 1741 Tafel 17, Figur 39) eine genaue Abbildung und Beschreibung geliefert unter dem Namen *coralloides*, *corniculare*, *fasciculare*, *fusci teretis* etc. Er hält sie für einerlei mit dem *Torturor quercus* oder der *Alga marina* des Theophrastus und dem *Λιζην* des Dioscorides, welche anführen, daß diese Substanz sehr gebraucht und geschätzt wird, um der Seefahrer eine Farbe zu ertheilen, welche Anfangs selbst noch lebhafter ist, als der tyrische Purpur. Die Alten waren zum Theil der irrigen Meinung, daß die Purpurschnecke ihre rothe Farbe durch die Nahrung von rothsfärbenden Flechten erhalte. Plinius spricht in seinem 26. Buche Cap. 10, von dieser Flechte und nennt sie *quercus Salsuginos*, i. s. *lucus marinus*. In seinem 32. Buche, Cap. 6, spricht er davon wieder als von einer *alga marina*, wovon er sagt, daß es mehrere Arten gibt, wovon die von Kreta am meisten geschätzt wird.

Mit dem Verfall der Wissenschaften und Künste ging auch die Kenntniß von dem Gebrauche dieser Flechte im westlichen Europa mehr Jahrhunderte hindurch verloren. Sie wurde erst Anfangs des 14. Jahrh. durch einen Florentiner aus deutschem Geschlechte, Namens Petrus oder Frederigo, wieder gefunden. Frederigo hatte die färbende Eigenschaft in der Levante zufällig entdeckt; er führte die Anwendung derselben in Florenz ein, und erwarb sich dadurch ein so großes Vermögen, daß er der Stifter einer der ersten florentinischen Familien wurde, welche den Namen *Dicettarii* (später *Rucellarii* und *Rucellati*) von dem Worte *Orseille*, wozu man in Italien diese Waare bezog, annahm. Die Italiener lieferten mehr als 100 Jahre hindurch dieses Farbmateriale; sie kauften alle Vorräthe der hierzu benötigten Flechte, welche man auf den Inseln des Archipelagus und den Küsten des mittelländischen Meeres austreiben konnte, ein, und blieben so im alleinigen Besitze der Fabrication der Orseille.

Die Lichen *Roccella L.*, *Parmelia Roccella*, *Orseille*, strauchartige Fäulflechte, Rahnfäulflechte, wächst an Felsen auf den weißen Küsten des mittelländischen Meeres. In Oberitalien findet besonders die Gegend von Bergamo viele und gute Orseille. Lichen *Roccella L.* wurde seit dem Jahre 1402, in welchem Jean de Bethencourt die canarischen Inseln wieder entdeckte, hieher häufig nach Europa gebracht. Im J.

1730 entdeckte man die Orseille auch auf den Vorgebirgen der grünen Inseln, wo sie im Ueberflusse und üppig angetroffen wurde. Weil man sie auf diesen Inseln nicht geübt wachsen und zu völligen Reife kommen ließ, erwies sie sich viel reichhaltiger an Pigment als die canarische und italienische. Seit 60 Jahren hat sich die Menge auf den grünen Inseln bedeutend vermehrt. Die Arbeit des Einsammelns der Orseille kostete damals, wie Baldern berichtet, ungefähr fünf Schilling Sterling für den Gentner, und der Mittelpreis war zu Porto Praya damals ungefähr 3000 Rees; allein bis nach Lissabon gebracht kostete sie schon 19,200 Rees. In London wird die Sonne oft mit 300 Pf. St., ja selbst bisweilen mit mehr als 1000 Pf. St. bezahlt. England bezieht aus Roccella von der afrikanischen Küste.

Nach einer glaubwürdigen Uebersetzung von 1731 kamen jährlich aus Teneriffa 500 Gentner, aus Canaria 400, aus Puerto Ventura 300, aus Cancrrotte 300, aus Gomera 300 und aus Ferro 500 Gentner Lichen *Roccella*. Auf Canaria, Teneriffa und Palma war es Regal und trug 1730 dem Könige 1500 Piafter ein. Die Pächter bezahlten für das Einsammeln 15–20 Reales für den Gentner. Im Anfange des 17. Jahrh. kostete der Gentner aus Teneriffa an Bord 3–4 Piafter, nach 1725 aber 10 Piafter; im J. 1726 in London die Sonne 80 Pf. St., 1730 der Gentner vier Pf. St. In Wien wucherten von 1812–1816 12,143 Pf. dieser Flechte eingeführt, aus welcher Herr Pittoni Orseille bereitete.

Die Natur liefert zahlreiche Flechtenarten, welche mit Ammonium behandelt, schöne violette, purpurrothe und carmoisinrothe Farben geben, die geschätzteste darunter bleibt aber stets Lichen *Roccella*, sowohl in Hinsicht der Menge des Farbstoffes, als der Schönheit der Farbe selbst für die Darstellung der Orseille. Ausser diesen lassen sich nachstehende für die Bereitung der Orseille verwenden: Lichen *tartareus L.*, *Varicolaria corcua Ah.* und Lichen *isocrocinus L.*, auch *Rubicola* genannt. Letztere wächst in Cambia (Greta) an der See auf Felsen und kommt auch in Ostindien vor; sie soll mit der *Roccella* verwandt und häufig damit vermischt im Handel vorkommen.

Ein weniger reiches und zum Theil minder schönes Pigment entwickeln durch die Behandlung auf Orseille nachfolgende Flechtenarten: die eisengraue (*L. Pellitus*), die Kalkflechte (*L. calcarius*), die mahnenförmige (*L. jubatus*), die mehlig (*L. farinaceus*), die milchweiße (*L. lacteus*), die moßig (*L. muscivorus*), die nabelförmige (*L. omphaloides*), die eingebrückte (*L. impressus*), die fadenförmige (*L. prunastri*, *Parmelia prunastri*), die eisenfarbige (*L. disparatus*), die rüßig (*L. deustus*), die spärlichstüppig (*L. cocciferus*, *Bacomyces cocciferus*), die silberweiße (*L. nivalis*) und die Steinflechte (*L. saxatilis*).

An den Küsten von Schweden, Schottland, Island und Wales gebrauchten die Bewohner seit den ältesten Zeiten Flechten mit Urin behandelt zum Rothfärben in ihren Haushaltungen. Eine dieser Flechten, *L. om-*

werden,
Sobald

frisch gebranntem Kalk in einer Blase destillirt werden,
und das Destillat 100 Pfund Uringestiff liefert. Sobald
überzugehen, muß man das Feuer so Reiz
überzeugen, daß der Geist rein sein muß.

[illegible][illegible]

Die bei Paderborn eingekaufte Menge betrug 18-24 Cocos, der sich mehrer Jahre zu Clermont
nach vier Pfund Flechte einmachtem.
mit 18-24 Cocos, der sich mehrer Jahre zu Clermont
nach vier Pfund Flechte einmachtem.
mit 18-24 Cocos, der sich mehrer Jahre zu Clermont
nach vier Pfund Flechte einmachtem.

zeichnet gut (sehr genäht) ist, auch etwas mehr Menschenurin benezt, und zwei Tage und zwei Nächte lang von drei zu drei Stunden umgerührt. Am dritten Tage wird die Flechte zu beiden Seiten des Troges aufgehäuft, damit in der Mitte eine Vertiefung entsteht. In dieselbe schüttet man zehn Pfund geliebten und geschliffenen Kalk, ein halbes Pfund Arsenik und ebenso viel Alaun, deckt die Flechte darüber, damit der Arsenik den Arbeitern nicht schadet und rührt alles schnell und gut durch einander, deckt den Trog genau zu, rührt nach einer Viertelsunde wieder um, und sofort alle halbe Stunden, wenn die Gährung sich rasch einstellt, außerdem aber nur alle Stunden. Durch das Umrühren sucht man zugleich zu verhindern, daß sich keine Kruste bildet, welche die Gährung und die Entwicklung des Pigments hindern würde. Am besten ist es, wenn die Flechte so eingelegt wird, daß sie nur die halbe Seite des Troges einnimmt, und man beim Umrühren nichts zu thun hat, als sie auf die andere Seite zu bringen, wobei man sie mit der Schaufel zertheilt. Nach 48 Stunden sängt die Gährung an schwach zu werren; um sie neu zu beleben, setzt man zwei Pfund Kalk zu, und rührt von Stunde zu Stunde auf. Im Allgemeinen muß die Handarbeit der Stärke der Gährung entsprechen, und sich vermindern, wie jene nachläßt. Gewöhnlich rührt man am fünften Tage von zwei zu zwei Stunden, am sechsten von drei zu drei, am siebenten von vier zu vier Stunden und am achten erhält man eine ziemlich lebhaftes Farbe, die jedoch nicht die Intensität besitzt, deren sie fähig ist. Man fährt noch 14 Tage lang fort, die Masse von sechs zu sechs Stunden umzurühren, dann ist die Farbe, welche sie gibt, lebhaft; aber um alles Pigment, welches sie gibt, gänzlich zu entwickeln, wird dieselbe Arbeit noch acht Tage lang fortgesetzt. Bei festerer und nachtrakter Flechte wird ein ganzer Monat, bei geringerer drei Wochen erforderlich, um alle Farbe zu entwickeln. Die nach dieser Methode bereitete Orseille wird in Kässer gebracht, wo man sie mehrere Jahre aufbewahren kann; sie ist dieselbe besser nach einem Jahr, aber im dritten Jahre sängt ihre Güte an sich zu vermindern. Es wird erforderlich, diese Orseille von Zeit zu Zeit mit frischem Urin oder Ammonium zu besetzen, um das Eintrocknen zu verhindern. Während das sich bildende Ammonium verdunstet, nimmt die Orseille einen angenehmen Beichengeruch an.

Le Socq empfiehlt zur Verbesserung dieses Verfahrens Ammonium, oder wenigstens durch Verdunsten kälter gemachten Urin, und die Flechte durch Waschen in Urin von den erdigen Theilen zu reinigen.

Im J. 1809 erhielt der Orseillesabrikant Bourget in Lyon ein Patent für ein Verfahren, aus der Variolaria oreina oder der Fleckflechte von Auvergne eine ebenso schöne Orseille als aus den Flechten der canarischen oder capverdischen Inseln zu bereiten. Wahrscheinlich besteht sein Verfahren in der Anwendung des reinen Ammoniums statt des Urins und Hinzugabe des Arseniks. Der Verbrauch der Orseille ist seitdem in Frankreich sehr Mal größer geworden, so daß die Engländer keine mehr nach Frankreich bringen. Die Fabrik des

Herrn Bourget in Auvergne beschäftigt über 600 Menschen mit dem Einsammeln der Flechte. Lyon, Belgien, Preußen, Oesterreich und Italien beziehen aus dieser Fabrik beträchtliche Quantitäten Orseille.

In Holland wird eine süßliche Zubereitung aus Orseille unter dem Namen rother Lakmus (Rood Lackmoos) verkauft.

Lakmus ist die durch Kali blau gemachte Orseille aus der Lakmusschilbilde, und unterscheidet sich von dem Lakmus Croton dadurch wesentlich, daß letzteres aus Croton tinctorium bereitet ist (s. Art. Lakmus).

Erst kürzlich hat Herr Robiquet der französischen Academie eine interessante Untersuchung über den Farbestoff der Orseille überreicht. Er beobachtete sich zu seinen Versuchen der sorgfältig gesammelten Variolaria dealbata (Variolaria oreina *Acharius*), welche er mit kochendem Alkohol behandelte, wodurch zuerst eine sehr weiße kryallinische Substanz erhalten wurde, die mit den sogenannten Halbharzen Ähnlichkeit besitzt. Der weingeistige Extract, der den Geruch des frischen Thierhais besitzt, gibt mit Wasser angerührt eine zuckerige Substanz, wie Mannazucker. Verdunstet stellt die Substanz eine gelbliche Masse dar mit abgeschlossenen Nadeln, die aber durch eine lebrige Flüssigkeit verunreinigt sind. Ausgepreßt ließ sich dieser Mannazucker von jener Flüssigkeit trennen. In Äther gebracht scheidet sich aus dem Zucker eine eigenthümlich harre, kryallinische Substanz aus mit grünlich gelbem Princip. Dieses Princip läßt sich durch einige Behandlungen jedoch leicht wieder davon trennen. Von der Orseille bleibt nach diesen verschiedenen Proceuren nur noch eine pulverartige stickstoffhaltige Substanz zurück, die wenig Interesse darbietet. Die durch Äther abgeglichene kryallinische Substanz schmilzt bei gelinder Wärme und kryallifizirt beim Erkalten wieder; härter erhitzt verflüchtigt sie sich, setzt sich aber im Halse der Retorte wieder in Krystallen ab; sie kann sich nicht färben. Nur die zuckerige Substanz kann sich färben, obgleich sie im reinen Zustande gelblich weiß ist; sie unterscheidet sich von andern Zuckern dadurch, daß sie durch basisch essigsaures Blei gefällt wird. Wird die zuckerige Substanz durch thierische Kohle gereinigt, so bildet sie vierseitige Prismen; da sie schmelzbar ist, und bei einer nicht sehr starken Hitze verflüchtigt wird, so legt sie sich an die Seitenwände der Retorte an. Ihre merkwürdige Eigenschaft ist diese, daß sie sich durch Ammonium dunkelbraun färbt, und beim Auslegen die Luft in dem Maße, als ein Theil des Ammoniums verdunstet, Anfangs violett und beim Auslegen an die Luft dann immer röther wird. Dieses ist also der Farbestoff der Orseille, der zuerst durch Ammonium braun, und nachherige Einwirkung der atmosphärischen Luft sein purpurartiges Aussehen erhält. Hierzu ist keine Gährung nöthig, auch hält Herr Robiquet mit Recht den Zusatz von Kalk, Alaun, Arsenik u. d. bei der Orseillesbereitung für sehr schädlich als Nutzen bringend. Schwefelwasserstoff entsärbt den Farbestoff der Orseille, wahrscheinlich in Folge einer Desoxydation, wie dieses der gleiche Fall bei der Lakmustrinkung ist. Abbé Bollet machte schon früher die Bemerkung, daß der Farber-

stoff der Drseille im luftleeren Raume sich nach und nach ganz entfärbt.

Anwendung der Drseille in der Färbekunst. In der Seidenfärberei spielt die Drseille eine nicht unbedeutende Rolle, jedoch weniger für sich allein, als in Verbindung mit andern Pigmenten. Sie ertheilt der weissen Seide eine lebhaft blaue Farbe, die aber an der Luft und dem Lichte sehr unbeständig ist. Etwas dauerhafter läßt sich diese Farbe darstellen, wenn die Seide zuvor mit einer jähhaltigen Laug imprägnirt wird. Man kann die Drseille in der Seidenfärberei als eigentliches Hilfs- und Ersatzmittel für andere Pigmente betrachten. Seide, welche sich in der Indigo-Färberei durchaus nicht gut dunkelblau färben läßt, erhält zuvor einen Drseillegrund, durch welchen sie in der Indigo-Färberei die schönste dunkelblaue Farbe annimmt. Als Substitutions- und Modificationsmittel wird die Drseille zur Erzielung vieler schönen Farbenabstufungen in Gesellschaft dafür sich eignender Pigmente häufig beim Färben der Seide verwendet.

In der Schafwollenfärberei bedient man sich der Drseille in mehreren französischen Versäßen, um das Färbwerden der Karmeliterfarbe zu verhindern; auch sollen die Engländer sich ihrer bedienen, um der Schafwolle einen Grund zu geben, welche nachher dunkel Indigo-blau gefärbt den schönen violetten Schimmer liefert, der an den blauen Wollentüchern der Engländer vorzugsweise gefächelt ist. In ökonomischer Beziehung wird durch ein solches Verfahren auch eine beträchtliche Quantität Indigo erspart.

In der Baumwollen- und Leinwandfärberei findet die Drseille keine Anwendung.

Literatur: Bancroft, neues englisches Färbekunst von Dingler und Kurrer B. 1. Riems Sammlung ökonomischer Schriften für 1801 u. Leuchs Anleitung zur Bereitung aller Farben u. Leuchs Beschreibung der Färbenden und färbigen Körper u. Hermbstädt's Grundriß der Färbekunst. Dingler's polytechnisches Journal B. 33. Journal de Pharmacie, Juni 1829. u. a. S. m.

(Kurrer.)

ORSEIS, eine Nymphe, Gemahlin des Hellen, Mutter des Doros, Kuthos und Zelos (Apollod. I, 7, 2). Da diese sonst nicht genannt wird, daß man den Namen für einen Schreibfehler statt Dreios, Dreios gehalten. Aber die Aufsteigerin Dreios scheint die vielen Wanderungen des hellenischen Volks, die Herobot (I, 56) berührt, und die wandernde Verbreitung des hellenischen Namens zu bezeichnen.

(Klausen.)

ORSELEN (Werner von), Hochmeister des Ordens der Teutonschritter (s. d. Art.). Aus einem alten Geschlechte der Rheinlande gebürtig, früh schon als Ritter in den Orden getreten, als Komthur zu Ragnitz in den Bzgen nach Litauen berührt, dann seit fast zehn Jahren als Großkomthur mit den äußern und innern Verbindungen des Ordens in Preußen vertraut, mehrmals Stellvertreter des abwesenden Hochmeisters, unter den Rühmern hochgeachtet seines Charakters und Gemüths wegen, gefürchtet von denen, die der Sittenrein-

heit entbehren, die Unbeständigkeit der Ritterschre und des Bandels vor Gott und Menschen nicht so aufricht bieten wie das Ordensgelübde es gebot, — ward derselbe im General-Convente zu Marienburg, am 6. Juli 1324, unter dem Vorstize des Teutonschmeisters und des Landmeisters in Poland zum Hochmeister des Ordens einstimmig erwählt und bestätigt.

Kaum hatte derselbe sein Amt angetreten, als die Litauer einen Einsall in das Ordensgebiet versuchten, aber zurückgeschlagen wurden, einen Zug in Kurland aber das Friedensgebot des Papstes hemmte, der auf das Scheingelübde Gedemins, des litauischen Großfürsten, um die Laufe, das Reich der Kirche hier ohne Blutvergießen zu erweitern dachte, durch Gedemins Antwort auf die Sendung der Legaten an ihn bald enttäuscht wurde, jedoch auf Verstellung des dem Orden abgeneigten Erzbischofs von Riga bei seinem Verbot neuer Kriege gegen Litauen bedarrte, ja dem Orden noch die Schuld der Abneigung Gedemins gegen das Christenthum ausbadete. Nur mühsam gelang es dem Hochmeister, den Orden von solcher Beschuldigung zu reinigen; kaum aber war dies geschehen, als ein Bündniß des Polenkönigs Wladislaw mit dem Großfürsten Gedemin gegen den Orden, die Friedensverhältnisse sehr bedenklich machten. Der Hochmeister veranlaßte nicht, weh Anheil den Orden bedrohe, und mit höchster Sorgfalt, mit der eifrigsten zugleich und umsichtigsten Thätigkeit traf er alle Maßregeln zur Vorbereitung auf die nahe Stunde der Gefahr. Die Grenzgebiete gegen Polen und Litauen wurden besetzt, die Burgen verstärkt, deren mehr (Gerdauen, Plog, die Bartenburg, die Lünenburg, die Giltengurg) neu erbaut, Städte besetzt (Wissau, Werdau, Mohrungen, Guttstadt, Neumark), mit dem Großfürsten Georg Danielow von Kiew und dem Herzoge Wladislaw von Pommern Friedensverträge geschlossen. Schon vor dem Ablaufe des mit dem Polenkönige bestehenden Waffenstillstands (bis zum 24. Dec. 1326) brach der Krieg aus, auch einen fruchtlosen Einsall der Polen in Pommern, wo sie jedoch, wie bei dem zweiten Versuch in Masowien, vom Ordensheer und der Kriegsmacht der angegriffenen Fürsten geschlagen wurden. Diese voreiligen Feindseligkeiten bewogen den Hochmeister, (sowol seine Bemühungen um auswärtigen Beistand durch getreue Bundesgenossen, als auch die Vertheilungsanstalten im Innern des Landes eifrig fortzusetzen. So wurde ein Schutz- und Trugbündniß mit dem Herzoge Semowit von Masowien, ein gleiches mit dem Herzoge Dietrich VI. von Breslau geschlossen, Burgen und Städte mit Besatzungen und Wehrmannschaft versehen, kurz Alles gethan, um dem mächtigen Feinde wohlgründet zu begegnen. Dagegen war der Papst durch das feste Uebertreten und treue Bedahren des Hochmeisters auf der Seite Ludwigs des Baiern, dessen teutische Krone die Schlacht bei Wähldorf (s. d. Art.) besetzt, und der Kirche dann nicht — wie Papst Johann XXII. wollte — wieder auf das Haupt Friedrichs von Böhmen gesetzt hatte, dem Orden neuerdings abhold geworden, und benutzte nun die Erwerbung der Kur Brandenburg für das

haisische Haus, um den König von Polen zu einem Einfall in die dortigen Lande zu bewegen. In diesem Kruzzuge nahm auch Gebemini Theil, dessen Kriegsbewegungen jedoch der Hochmeister aufmerksam beobachtete, die Gefahr, zugleich mit der Quelle, aus der sie entspringen, wohl erkannte, und — als der Papst gleichzeitig die alten Zwiste über Pommern und den Peterspfennig wieder aufnahm — es für dringend erachtete, so genau als offen die Stellung zu beziehen, welche der Orden in dem Streite zwischen dem Papst und dem deutschen Könige sernerhin behaupten müsse, — denn daran knüpfte sich natürlich noch Vieles und Wichtiges. Er berief demnach noch im J. 1326 ein General-Capitel in Marienburg, in welchem die Ordensgebiete zuerst verschiedene Satzungen und Gesetze zum Feststellen und Regiren der kirchlichen und häuslichen Ordnung der Ritterbrüder entworfen und bestätigten, dann aber zur Verathung der politischen Verhältnisse und Verbindungen des Ordens übergingen und einmüthig beschloffen, auch foran — trotz des päpstlichen Borns — an der Partei Königs Ludwig festzuhalten und auf solche Weise wider die Gefahr von Polen bei sich der Freundschaft des Markgrafen Ludwig von Brandenburg (Sohn des Königs) zu versichern. Endlich schlichtete der Hochmeister noch die Wahllosigkeit in Ploiland, ernannte mit Zustimmung des Capitels einen neuen Landmeister, und erhielt von den litauischen Ordensgebieten die Abtretung der Burg und des Gebietes Nemel. So gesichert und geordnet erwartete der thätige Hochmeister den Ablauf des Waffenstillstandes mit Polen, der auch kaum da war, als der Krieg mit einem Einfall der durch eine Ordenshülfe verstärkten Kriegsmacht des Herzogs von Masowien in die Landschaft Gajavien begann. Dieser Erstlingszug war glücklich, nicht so ein zweiter im J. 1328, das überhaupt — da Polen und Litauen sich mächtig rührten, der Papst seine Feindschaft gegen den Orden durch die Anordnung einer strengen Untersuchung „aller Gräueltaten desselben“ ernstlich zu betheiligen anfang — wichtigere und entscheidendere Ereignisse vorbereiteten schien. Der Hochmeister faumte nicht, den abenteuernden König Johann von Böhmen zu einem Kruzzuge gegen die heidnischen Lithauer zu bewegen, dessen Fahren zahlreiche Grafen, Freiherren und Ritter aus Teutschland, ja aus England sogar sich anschlossen, und der zur Sicherung seines christlichen Unternehmens für die Dauer desselben dem Könige von Polen einen Waffenstillstand abzuladen mußte, den dieser weder in Bezug auf den kruzfabrenden Johann, noch auf den Orden auszusagen durfte um der religiösen Volkseinstimmung willen, wie tief ihn auch Gebemins Gefahr betraute.

Gegen das Ende des Jahres 1328 langte das Kreuzheer an den Grenzen des Ordensgebietes an, wo der wohlgerüstete und mit seinen Vorbereitungen fertige Hochmeister mit 250 Ordensrittern und an 10,000 Streichern niedern Ranges sich demselben angeschlossen. Der Einfall in Gajavien war kurz und glücklich; jeder feindliche Widerstand ward siegreich überwunden, die feste Heidenburg Redewagen am 6. Febr. 1329 umlagert und in

wenigen Tagen erkömmt. Dreitausend gefangene Heinde, welche der Hochmeister in seinem Born über den hartnäckigen Widerstand tödten lassen wollte, rettete König Johann, doch mußten sie sich taufen lassen. Der Kampf gegen die Heiden sollte weiter geführt, die Bevölkerung Litauens bis in das Innere des Landes verfolgt und bekehrt werden, als plötzlich die Nachricht eintraf, daß der König von Polen den Waffenstillstand treulos gebrochen, das Kulmerland mit Heeremacht überfallen und fünf Tage lang mit Raub und Brand verunstaltet habe. Da zog das Kreuzheer augenblicklich auf, gewann in Elmarischen die Dröwen, fiel von dort in Dobrin, Gajavien und Masowien ein, vertrieb allenthalben den Feind, eroberte Plock und unterwarf den treulos gewordenen Herzog Boleslaw, worauf König Johann mit dem Hochmeister nach Thorn zog, um über die Deute an Land und Gut zu entscheiden, und nach für den Orden sehr günstigen Ausfälle dieses Unternehmens in seine Staaten zurückging.

Berner von Orseln hatte aus diesem schon im Mai 1329 beendigten Kruzzuge dem Orden bedeutendes Grundeigentum in Dobrin und Masowien, noch bedeutendere Pläne und Anwartschaften dort wie in Pommern erworben, dabei jedoch seine unermüßliche Thätigkeit keineswegs auf Frieden und Kriege allein, oder auf Erwerbungen in den Nachbarlanden beschränkt, sondern, während er die alte Ordenspflicht des Kampfes wider die Ungläubigen aufrecht hielt, keinem Widerlaß des Ordens die Rechts- oder Gebietsverletzung ungestraft hingehen ließ, und die politische Wichtigkeit, Stellung und Bedeutung des Ordens nie aus den Augen verlor, — seinen Sinn wie seine Sorge auf die innere Landesordnung und Landesverwaltung in allen ihren Zweigen unablässig gewandt. Ebendies macht ihn unter den Hochmeistern des deutschen Ordens besonders groß, und stellt ihn den Landesgebierten damaliger wie jeder Zeit als Muster dar. Wo es das Aufrechterhalten der Freiheiten und Rechte seiner Unterthanen galt, trat sein Sinn für Recht und seine Sorge für den Einzelnen wie des Ganzen Wohl stets mit der entschiedensten Bedachtlichkeit und mit einer Kraft sonder Gleichen auf. Dies bewies allein schon sein Streit mit dem Papst um den Peterspfennig. Auch die Pflege des Ackerbaues und der Gewerbetätigkeit in allen Theilen waren Gegenstand seines regsten Eifers. Begünstigt und mit Freiheiten nächster Art begabt, hoben die Städte sich schnell zu regsamem Bürgerleben empor, und in ihren Ringmauern wie auf dem wohlgeschützten platten Lande trat die alte wüste Unfruchtbarkeit immer tiefer in den Hintergrund zurück. Aufständiger wie ehemals hielten die Preußen am Christenthume; vielfach wurde für Einnichtung der Geistlichkeit gesorgt, sie zu Lehre und Beispiel angehalten und die Vermischung der Preußen mit den gebildeten Einzöglingen aus Teutschland gefördert.

Je höher aber der Hochmeister die Pflichten seines schweren Amtes aufstellte, je vielfeitiger er sie im Leben ausübte und in dem Orden die bürgerlichen Verhältnisse geltend zu machen strebte, je höher überhaupt gerade

da noch die Idee des Meisters, des Ordensoberhauptes und Landesfürsten in seinem Kopf und Herzen lebte, desto eher mußte es ihm klar werden, wie nothwendig eine Reform der Wahlart, Stellung, Regierungsobefugniß, kurz des ganzen Stenbunktes des Hochmeisters sei, wenn nicht Zwietracht und Barmüthigkeit loslösen und trennen, bald vielleicht einen feindlichen inneren wie äußeren Verband der gesammten so weit verbreiteten Ordensverbrüderung ganz unmöglich machen sollten. Selbst Zeuge früherer in diesem Betrachth unheilvoller Seiten, beschloß er hier mit entscheidender Kraft durch Rath und That einzugreifen, und durch diesen Schlupfstein seines Tagewerkes dem Orden, für den er so lange gelbt und gewirkt, eine erfreuliche Zukunft zu sichern.

Er berief im Herbst des Jahres 1329 den Teutschmeister wie den Landmeister von Holland mit ihren obersten Gehetigen zu einem allgemeinen Capitel nach Marienburg. Dort trug zuerst Werner von Orselen seine Überzeugung vor, wie der Hochmeister stets ein Muster aller dem Ordensritter gezeigenden Tugend und obliegenden Pflichten sein, er allezeit maßellos, dabei aber streng und würdig als Oberhaupt des Ordens dastehen müsse, demnach die dessen Wahl weder irgend eine persönliche Rücksicht, noch Gunst, Freundschaft, Gewinn u., sondern allein des Ordens Ehre, Gerechtigkeit, Nutzen und Leumund in Betracht kommen dürfe. Hierauf schlug er verschiedene neue Anordnungen und Abänderungen vor, damit die Regierung eines Meisters allezeit als unbescholten, tadellos und gerecht vor Gott, dem Orden und der Welt besunden werde, zugleich auch er selbst die Mitglieder der unter ihm stehenden Verbrüderung in ihren Forderungen mit Gerechtigkeit zur Befriedigung leiten könne. Also wurden feste Bestimmungen entworfen und besprochen, wie es in der Zwischenzeit von einem Hochmeisters Tode bis zur einhelligen Wahl des neuen mit der Landes- und Ordensregierung gehalten, was bei zweifelspaltiger Wahl beobachtet werden und wie man überhaupt den Hochmeister gütlich wählen solle; wobei die Strafe für unbefugte Veränderungen in des Hochmeisteramts und für die Willkür auf demselben bestimmt, auch die nöthigen Beschränkungen für die Gewalt des Hochmeisters bei Veräußerungen und Verleihungen im Ordensgebiete, ein Strofocodex für seine Richterorgane über die Brüder entworfen, das Verbot wider ihn als Saumseiligen im Amt oder gar als Eidbrüchigen festgesetzt, dem Teutschmeister endlich ein Aufsichtsrath über die Amts- und Lebenshandlungen des Hochmeisters in die Hände gelegt wurde.

Kaum war somit des Hochmeisters Streben nach Sicherung der Zukunft des Ordens erfüllt, als ein neuer Raubzug der Litbauer drohte, der alte Streit zwischen dem Erzbischof von Riga und dem Orden in offene Feinde wieder ausbrach, zugleich aber auch ein neues Kreuzheer unter dem Grafen von der Mark aus Teutschland heranzog. Dieses zu beschlüssen, den Streit in Holland zu schlichten, war die nächste Aufgabe. Während daher die Kreuzfahrer mit noch 100 Ordensrittern und 3000 Reifigen in das Komoweg-Gebiet von Wapten

geführt wurden, eilte Orselen ins Kulmerland, um zuerst den Papst klaglich zu versöhnen, damit er nicht fortan die Beilegung der holländischen Zwiste hindere. Er schrieb dort eine allgemeine Landesversammlung aus, hielt selbige im Beisein des Bischofs Otto von Kulm und mehrerer Ordensgebetiger in der Kathedrale von Kulmsee, und erlangte durch ernstes und überzeugendes Zureden die Abgabe des Peterspfennigs an den heiligen Stuhl als freiwillige Gabe von den Ständen, ließ auch bei dem hartnäckigen Runtius des Papstes die Sache der Kulmer so gut vertreten, daß die Aufhebung des Interdicts nach einigem Hin- und Herreden erlangt wurde. So vertrat er auch den Orden mit dem Bischof von Leslau über den Behmen, erkaufte das ganze Fürstenthum Dobrin vom Böhmenkönig, sowie die Verzichtleistung der Königin Elisabeth von Böhmen auf den Brandenburgtheil in Pommern.

Während dessen rüstete der Polenkönig mit Weisand der Ungarn sich ernstlich gegen den Orden; wegen der Hochmeister mit der vereinten Ordensmacht an die Driewitz rückte, indeß der Ritter Johann von Trier, Bischof des Bischofs von Kulm, einen Streifzug der Litbauer zurückwarf. Des Polenkönigs Absichten wurden hier zwar vereitelt, was von ihm belagerte Dobrin hielt sich, die heidnischen Litbauer mußten auf Antrag der christlichen Ungarn das Heer verlassen, aber mit der Hauptmacht überschwenkte der Feind das Kulmerland, ohne daß der Hochmeister die Heilschicht wider den vierfachen stärkeren Gegner wagen durfte. Doch nirgends gelang es den Polen; von der hart besetzten Stadt Schönsee mußten sie mit Verlust abziehen; wie hier der Komthur Hermann von Oppen, so vertheidigte Günther von Schwarzburg, Komthur zu Girsburg, die Burg Leipe mit Ruhm und Erfolg, und Madielaw, dessen Heer an Seuchen und Futtermangel litt, schloß mit dem herbeigerufenen Hochmeister einen Stillstand, bald auch gegen Einräumung von Bissegrab und Bromberg Frieden. Auch in Holland war indeß der Orden siegreich gewesen, Riga zum Gehorsam gebracht und der Erzbischof gebethigt worden.

So war noch schwerem Sturme wieder Ruhe geworden, und der drohe Hochmeister sann auf's Neue, wie die Wohlthat des Ordens und Landes befähigt und gefördert werden könne. Vor allem hatte er immer darin gestrebt, unter den Ordensgliedern sittliche Reinheit, Ehrbarkeit des Wandels und — durch Strenge in den Gelübden, wie durch Gehorsam gegen Regel und Befehl — den altwürdigen Namen der Teutschritter vor der Welt zu erhalten. Darum hielt er streng auf den Spruch an der Spitze des Gesetzbuchs: „Wo man eins der Ordensgelübde zerbricht, so sind die Regeln alle zerbrochen.“ hatte schon früher manche heilsame Gesetze und Gebote theils erneuert, theils neu entworfen, und — selbst tadellos im Wandel, streng in Sitten und treu in der Pflichterfüllung — auch dem Orden solches als höchstes Rittergelb vielfach vorgehalten. Aber seine Beförderungsvorläufe scheiterten an dem Laßer und der Leidenhaft,

die schon hier und da mächtig im Orben aufwuchsen; ihm selbst brachten sie den Tod durch Mordhand.

Zu Anfange des Jahres 1330 geschah es, daß ein junger Ordensritter, Johann von Endorf, ein Mensch von unklarer Sitte und wüthem Leben, oft schon vom Hochmeister deshalb getadelt und bestraft, und deshalb ihm feind, vor Werner von Orselen mit der Bitte erschien, mit dem Ordensheere wider die Litauer ziehen zu dürfen. Der Meister, wohl wissend, daß der Ritter mehr die Zucht im Ordenshause ließe, als kampflustig sei, wies ihn mit der Erklärung ab, daß sein Ross für ihn mehr vorhanden, auch es viel zu früh für ihn sei, dem Tode für Christi Sache aus Feindeshand entgegenzugehen, vielmehr er zuvor von seinem wüthen Leben ablassen, ernst Buße thun und durch Tugenden, gute Sitten und rühmliche Werke zu solchem Ordenskampfe sich vorbereiten müsse. Der Ritter verschaffte sich durch Freunde in der Wart zwei tüchtige Streitrösse zur Kriegsfahrt, und wiederholte dann sein Gesuch. Weil aber der Hochmeister selbst vor einigen Jahren in dem Generalscapitel das Geheiß gegeben hatte: „Auch soll kein Ritterbruder Geld behalten, Pferde oder andere Dinge zu kaufen; denn wer solches thut, soll es seinem Orden abgängig, der ihm Pferde soll besorgen,“ auch weil es geschehlich dem Hochmeister freistand, einem Ordensritterbruder Ross und Waffen nehmen und einem andern übergeben zu lassen, so wurden diesem ungehorsamen und widerspenstigen Ritter die beiden Rosse weggenommen. Eine Fuchstei anderer Ritter blieb fruchtlos und Werner bei seinem Gebate.

Da kahl sich der Ritter aus dem Ordenshause weg in die Stadt Marienburg, kaufte bei einem Eisenkämmer ein großes Rismesser und gab dem Krämer, der ihm nachrief, die vergessene Scheide mitzunehmen, zur Antwort: „Mein, aber ich werde dem Meister die kostbarste Scheide in ganz Preußen suchen.“ Am Festtage der heil. Elisabeth (19. Nov.) Abend, bemerkte der umherirrendende Nachsuchende, daß die Hauskapelle des Hochmeisters erluchtet, Werner also dort allein sei. Dies schien ihm günstig, denn des Hauses übrige Brüder waren eben insgesammt in der Hauptkirche auf der Dierburg zur Vesper, und selbst des Meisters Dienerschaft hielt sich fern, wenn der Herr betete. So gelang es dem Ritter leicht, unbemerkt bis in die Vorhalle der Kapelle hinaufzuschleichen und sich an der Eingangsthüre zu verbergen. Der Meister trat nach vollendetem Gebet aus der Kapelle, auf deren Schwelle der Lauernde ihm entgegenlief, und mit dem Ausrufe: „Nimm mir mehr das Meine!“ das Messer ihm in die Brust stieß. Im Aufmerksamensinken schaute der Getroffene ihm die Worte zu: „Das vergehe dir Jesus Christ!“ worauf der Mörder das Messer ihm noch einmal tief ins Herz brückte und vom hellen Himmlein des Meisters versalzt entfiel. Den Sterbenden fand sein Notar, der ihm eines Geschäfts wegen suchte, rückwärts am Boden. Erst als die auf des Notars Hilferuf herbeigeeilte Dienerschaft vom ersten Entsetzen zurückgekommen war, sah man den Mörder nach, ergriff ihn bald und warf ihn gefesselt in

den Kerker. Der Hochmeister aber verschied, umgeben von sämtlichen Brüdern des Hauses nach einer Stunde, nachdem er noch das Nöthigste erordnet und seinem Mörder in gottgegebener Gesinnung vergeben hatte. (Vergl. Lucas David pr. Gesch. 4. und 5. Band. Schutz, H. r. pruss. p. 60–63. Wigand, Marburg. Chron. p. 280 sq. Guden, Cod. dipl. III. p. 795 sq. Dusbürg, Chron. Pruss. p. 349 sq. Annal. Oliv. p. 42 sq. v. Bartsch, Gesch. Preussens. 3. Band. 3. Bd. Folgt, Gesch. Preussens. 4. Bd.) — Im Dome zu Marienwerder ist jetzt noch ein Wandgemälde Werners von Orselen, mit der Inschrift in Schwarz, mit rothen Zwischenpunkten: Meister. Werner. von. Orselen. starb. nach. Xii. gehort. MCCC. undt. in. dem. XXX. iare.

(Benecken.)

ORSELINI (Carlo), ein Kupferstecher und Kunstverleger zu Venedig, geboren 1724. Sein Grabstichel ist glänzend und rein, doch zu größern Werken etwas matt, aber vielmehr fast zu nennen, da durch zu große Anwendung von zu glatt und rund gelegten Strichen die der Vollendung eines ausgeführten Blattes gebrühige Wärme fehlt. Er nach mehr Blätter für die Ausgabe der *scenarii* Gallerie, seiner mehr Bildnisse *venetianischer* vornehmer Personen. Nach *Balestra* einen heiligen Hieronymus, den heil. Franciscus de Sales, den heil. Aloysius, Maria, den heil. Edmund, *Renucci* nach *Sebastian Ricci* und andere Blätter. (Frenzel.)

ORSEOLO, Urseolo, eine alte venetianische Familie, welche dem Freistaat in seinen ersten Jahrhunderten vier Dogen gab. Peter Orseolo I. der 23. Doge von Venedig, wurde nach der Ermordung des Pietro Candiano IV. im J. 976 vom Balzo zum Herzoge gewählt, welche Würde er, da sie seinen religiösen Neigungen nicht zusagte, nur sehr ungern annahm. Weise, fromm und wohlthätig war es seine erste Sorge, die im Aufstande gegen seinen Vorgänger durch die Einschüchterung des herzoglichen Palastes von den Flammen zerstörte Kirche des heil. Marcus auf seine eignen Kosten wieder herzustellen; auch den herzoglichen Palast ließ er aus seinen Einkünften wieder aufbauen. Als die Saracenen Apulien überfallen hatten, zog er den dort bedrängten Einwohnern in Person zu Hilfe und trug einen glänzenden Sieg über die Ungläubigen davon. Unter ihm soll zuerst eine jährliche Abgabe eingeführt worden sein, welche auf den zehnten Theil des Einkommens, den jeder unter Bürgerschaft des Landes anbringen mußte, gelegt wurde und mit dem, was die Zölle, die Hofengelder, die Auflage auf Salz und die gerichtlichen Strafen abwarfen, das Einkommen des jugendlichen Staates bildete; jedoch ist Daru der Meinung, daß die Abgabe, wenn auch nur in Zeiten der Noth, wahrscheinlich schon viel früher erhoben worden sei. Ein französischer Mönch, Guerin, Abt von Saint Michel de Aulan, überredete ihn, den herzoglichen Palast (i. Sept. 976) nachlässiger Weise insgeheim zu verlassen, da ihm die Geschäfte des Fürsten nicht erlaubten, sich dem bescheidenen Leben, so wie er es wünschte, zu widmen; er zog sich hierauf in die in der Nähe von Perpignan gelegene Ab-

tei von Saint Michel zuerst, wo er den Rest seines Lebens den Übungen der Frömmigkeit widmete. Nach seinem Tode († 997) wurde er selig gesprochen und von der katholischen Kirche als ein Heiliger verehrt. Sein Sohn Pietro Orseolo II. wurde im J. 991 nach dem Dogen Vitalis Candiano und Tribun Branno, während die innere Ruhe der Republik durch die blutigen Feindseligkeiten der Morosini und Calopriati vernichtet und der Staat aus dem Augen gefehlet war, zum Herzog ernannt, und seine Wahl jener Zeiten ist mehr als diese durch einen glücklichen Erfolg gerechtfertigt worden. Gleich groß als Staatsmann und als Krieger verdiente er in kurzer Zeit die Republik, unterdrückte mit kräftiger Hand die Parteien, und führte Sicherheit und Ordnung in die Volksversammlungen ein, welche vor ihm oft stürmisch gewesen und in denen nicht selten Blut geflossen war. Der neue Doge erließ dagegen das Gesetz, daß jede Gewaltthätigkeit in den öffentlichen Versammlungen mit 20 Pfund Gold bestraft werden sollte, oder mit dem Tod, im Falle die Geldstrafe nicht ersetzt werden könnte. Zunächst richtete er sein Augenmerk auf die Erweiterung und Sicherung des Handels, indem er einfiel, daß sich der Freihandel nur durch den Handel erhalten, bereichern und zu Ansehen, Macht und Einfluß gelangen könne. Durch verschiedene Verträge suchte er dem Handel seines Landes bedeutende Vortheile zu verschaffen. Die Kaiser des Orients befristeten die Freizeiten der Venetianer und gestatteten ihnen in allen Häfen ihres Reichs frei zu verkehren, ohne irgend besondere Abte und Abgaben zahlen zu dürfen, wodurch der Handel Venetigs einen Schwung erhielt, den er früher nicht hatte. Von den Beherrschern Aegyptens und Syriens erlangte er durch Gesandte und andere Beweise der Aufmerksamkeit und Freundschaft mehrere Begünstigungen. Für alle venetianische Schiffe, welche die Häfen jener Länder des Handels wegen besuchten. Ein gleiches Benehmen beobachtete er auch gegen die Fürsten Italiens. Für einen kleinen Grundzins erhielt er kleine Häfen an der Tyrrheni, am Eile und an der Diavie; er nahm die Insel einiger Fürsten in Pacht und erhielt vom Kaiser in der ganzen Ausdehnung des deutschen Reichs die Erhebung der Abgaben, welche die venetianischen Bürger sich dahin zahlen mußten. Der Patriarch von Aquileja und die lombardischen Fürsten und Städte hatten den Venetianern bewilligt, ihre Fahrgänge die Flüsse hinauf zu schicken und in der Kombaro und in Trient ihre Waaren abzugeben. In den Häfen Apuliens und Calabriens wurden die Venetianer als Fremde aufgenommen, und an den östlichen Küsten des nach ihnen benannten Meeres selbst genossen sie mancher Vorrechte, die sie zwar erkauften mußten, aber die darum nicht minder vortheilhaft waren. Nachdem sie für einen sehr vortheilhaften und ausgedehnten Verkehr gesorgt war, den die Venetianer besonders mit den Waaren des Morgenlandes und mit Gold und Silber trieben, blieb dem Dogen nur noch Eile zu thun übrig, die räuberischen Bewohner der gefährlichsten dalmatinischen Küsten und Meeres zu züchtigen und den Handel von den Sträubern von Rag-

uenta zu befreien. Orseolo hatte ihnen schon früher, als sie den jährlichen Tribut verlangten, welchen ihnen Venedig versprochen hatte, geantwortet; er selbst werde ihn bringen, und wartete nun auf eine schickliche Gelegenheit, sein Wort im Sinne der Venetianer zu erfüllen. Eine schickliche Gelegenheit blieb nicht lange aus. Die Narentaner besiegten die ihnen benachbarten Völkerschaften der Illirier, Eburnier und Dalmatiner, welche in ihrer Betrügnis die Venetianer zu Hilfe riefen. Für diese konnte es keine schönere Gelegenheit geben, jene zu züchtigen, diese sich zu verpflichten und wieder alle mit einem Male zu unterwerfen. Venetianische Schriftsteller versichern, jene Völkerschaften hätten das Anerbieten gemacht, sich den Venetianern unterwerfen zu wollen, wenn sie von ihnen gefädlichen und grausamen Nachbarn befreit würden. Der Doge läumte nicht lange und ging, nachdem er aus den Händen des Bischofs die Flagge erhalten hatte (997) in See. Günstige Winde führten die große Flotte, welche aus zahlreichen Kriegsschiffen und Transportschiffen bestand, rasch dem Hafen von Grado zu, wo er von dem Patriarchen feierlich empfangen, in die Kathedrale geleitet und ihm die Fahne der h. Hermagoras und Fortunatus unter den inbrünstlichen Gebeten für einen glücklichen Ausgang, dieses für die Bewohner der abriatischen Küsten so wichtigen Unternehmens übergeben wurde. Nach einem kurzen Aufenthalt nahm er seine Richtung nach Parenzo in Istrien, welche Stadt ihm durch den Bischof und die ersten oberchristlichen Personen ihrer Ergebenheit und Treue versichert. Zu Pola, wohin er hierauf seine Richtung genommen hatte und wo man ihn auf dieselbe erfürchtvolle Weise empfing, vernichtete er mehrere Toga, und nahm von den benachbarten kleinen Völkerschaften und Städten Capo d'Istria, Pirano, Pola, Cernano, Rosigno und Umago Abgeordnete an, welche ihm im Namen ihrer Mitbürger huldigten und Hülfskruppen zuschickten, die der Doge auf seine Schiffe vertheilen ließ. Auch in Zara wurde er als Herr und Befreier begrüßt und mit Frühen empfangen. Dort empfing er die Bischöfe und Abgeordneten von Gorizia und Arbe, die ihn um Frieden baten und die Gesandten Bulcinio, Königs von Croazien, der sich um seine Freundschaft bemüht und dessen Sohn er später seine Tochter zum Weibe gab. Dem Beispiele der Städte des festen Landes folgten die Inseln; auch sie huldigten dem Doge als ihrem Oberherrn. Insest war ein Theil der Flotte aufgelassen, um die zwei Inseln Gurgula und Lesina, welche sich zu unterwerfen weigerten, einzuschließen. Gurgula, ohne alle Befestigungen, war bald gewonnen, Lesina hingegen, der Hauptstadt der Narentiner auf den Inseln, war sehr befestigt und durch eine große Besatzung vertheidigt. Dennoch ließ Orseolo ohne Verzug landen und die Stadt angreifen. Nachdem die Truppen die Stadt mit einem Pfeilregen, der die Vertheidiger von den Mauern verscheuchte, begrüßt hatten, ließ er Kittern anlegen und klettern. Die Mauer wurde bald genommen und nach einem kurzen Kampf auf den Feind drangen die Venetianer in die Stadt ein, wo ein entsetzliches Gemetzel ent-

stand, dem jedoch Orseolo gleich nach seiner Ankunft ein Ende machte. Durch die Beagnahme der Insel Cursola und Eressina war der Schiffsflücht zu dem Golse von Narenta in den Händen des Dogen, der auch ohne Versuch einbrang, landete und die Küste den Truppen preisgab. Die Furie des Krieges wüthete um so furchtbarer, und zerstörte Alles um so mehr bis auf den Grund, als er dem Volke die Möglichkeit benennen wollte, sich später wieder in Vertheidigungsstand setzen zu können. Feuer und Schwert wütheten so lange, bis der Rest des Volkes die Unterwerfung versprach und sich dem Willen des Siegers ergab. Die Bedingungen, welche der Sieger festsetzte, waren: einen jährlichen Tribut zu zahlen, keine Kroubge mehr zu unternehmen, die venetianische Flotte zu achten und den Venetianern allen verursachten Schaden und jeden zugefügten Verlust zu ersetzen. So wurde durch die Krait eines Monnes der ganze Küstenstrich von Asien bis nach Dalmatien hinab in kurzer Zeit der Republik unterworfen und der Ruhm des Herrsogs, der nun zu dem Titel eines Herzogs von Venedig aus jenen von Dalmatien binzufügte, und sich in diesem Kriege durch ein seltenes Heldenmuth, durch Muth und Kluge gleich sehr ausgezeichnet hatte, in alle Länder verbreitet. Das Ansehen, welches er auf diese Weise bei fremden Fürsten gewann, gab ihm die Mittel, seinem Vaterlande neue Wohlthaten zu erwirken. Kaiser Otto III. kam um diese Zeit (996) auf seinem Römerzuge gegen Gregorius nach Verona, von wo er dem Dogen einen höchst schmeichelhaften Brief schrieb und um ihm auf eine ausgezeichnete Art und Weise einen Beweis seines Wohlwollens zu geben, ersuchte er ihn, daß er seinem Sohne Firmopote sein wolle. Orseolo nahm dieses ehrenvolle Anerbieten mit dem gebührenden Dank an und schickte seinen Sohn Peter zum Kaiser, der ihn auf eine sehr schmeichelhafte Weise empfing und ihm in der Firmung seinen eignen Namen gab, den er auch hinfort holt des frühern führte. In der Kaiser kam selbst (998) nach Venedig, um sich mit Orseolo persönlich zu besprechen, und verweilte dieselbst insgeheim drei Tage. Dieser wußte die Gelegenheit bestens zu benutzen, vom Kaiser eine vortheilhaftere Begrenzung des Freistaates, die Aufhebung des bis dahin üblichen jährlichen Gesenktes eines Kleides aus Gold- und Silberstoff, das zum Zeichen der Abhängigkeit noch von den Zeiten des abendländischen Reichs der jährlich an den Kaiser entrichtet werden mußte, die Befestigung der alten Privilegien und für den Handel der Venetianer neue Freiheiten zu erwirken. Auch seine Verbindung mit den morgenländischen Kaisern Basilus und Constantin, mit deren Richte Maria sein ältester Sohn Johann vermählt

war, den die Venetianer ihm aus Dankbarkeit für seine erfolgreichen Vermittlungen zum Besten des Vaterlandes zum Mitregenten beigegeben hatten, mußte er zu brauchen, um den Handel Venedigs neue Vortheile zu verschaffen. Darüber versorgte er aber nie seine Fürsorge auf die innern Angelegenheiten zu richten. Dalmatien erhielt eine ganz neue Einrichtung. Nach jeder der dortigen Provinzen wurde eine ehrwürdige Person mit dem Titel eines Podestà gesendet, welchen die ganze innere Verwaltung und alle allgemeinen Angelegenheiten übertragen wurden. Sie wurden vom Dogen aus den angesehensten Familien Venedigs gewählt und regierten im Namen der Republik die jingst eroberten Länder. Er benutzte die Zeit des Ruhe, welche der Friede gewährte, auch zur Errichtung öffentlicher Anstalten und zur Ansführung mehrer Gebäude, welche die Lagunenstadt verschönern sollten. Sein Vater hatte auf seine eignen Kosten ein Spital gegründet und den Palaß und die Kirche von S. Marco erbaut; der Sohn ließ die Metropolitankirche von St. Marks, und viele andere Gebäude auf jener Insel erbauen. Nach Einigen ließ er auch die Stadt Heraclea aufbauen. So sehr er auch in den meisten seiner Unternehmungen vom Glück begünstigt wurde, mußte er doch am Ende seines Lebens auch dem Glück seinen Zoll entrichten. Manchen Kummer hatte ihm schon früher der Streit mit dem Bischofe von Belluno gewährt, der sich den Venetianern nie günstig gezeigt, so sich sogar der Güter bemächtigt hatte, welche die alten Bewohner von Heraclea in seinem Sprengel besaßen. Der Doge ließ alle Verbindung mit den Einwohnern von Belluno abbrechen, und so sah sich der Bischof durch den Mangel an Salz und an Acker, was ihnen bis dahin die Venetianer zugesandt hatten, genöthigt, die in Besizg genommenen Güter zurückzugeben und seinen Frieden mit Venedig zu machen. Die letzten Jahre seiner Regierung dauften selbst Gram und schweren Kummer auf sein geistes Haupt. Eine schwere Hungersnoth suchte Venedig heim und endlich gestellte sich auch noch die Pest dazu, welche ihm den ältesten Sohn und die kostbarste Schwägerin todt dahinführte, und Orseolo selbst, seinen Gesein und seinen Rath zu bewahren und sich neue Verdienste um Venedig zu erwerben. Durch alles dieses glaubte er seine Verpflichtung gegen sein Vaterland noch immer nicht abzutragen zu haben, er bestimmte daher noch in den letzten Tagen seines Lebens zwei Drittheile seines Vermögens für verschiedene öffentliche Bedürfnisse und hinterließ den noch abtrübenden dritten Theil seines Vermögens seinen drei Söhnen. Bald darauf starb er (1006) und hinterließ Venedig in der größten Betrübnis über seinen Verlust. — Orseolo war unstreitig ein Fürst, dem seine Tugenden das größte Ansehen verschafften. Sein Gesein, seine rasilose Kränklichkeit, die Leiden des Volkes zu vermindern, die stille Ergebenheit, womit er die harten Schläge des Schicksals in den letzten Tagen seines Lebens ertrug, seine Menschensfreundlichkeit und seine unwige Sorgsamkeit und Hingebung für das gemeine Beste hatten ihm die Liebe des Volkes so sehr gewonnen, daß es, aus Dankbarkeit und um den Vater im Sohne zu

1) P. Daru, Histoire de la Republique de Venise. (Paris 1819.) Tom. I. p. 104 sq. J. O. E. Meyer, Geschichte der republikanischen Italien von der ersten age. (Paris 1809.) Tom. I. p. 332 sq. 2) Luigi Rossi, Della storia d'Italia antica e moderna. Con carte geografiche e tavole incise in rame. (Milano 1821.) Tom. XIV. p. 58 sq. L'art de vérifier les dates des faits historiques, des chartes, des chroniques etc. Nouvelle Edition. (Paris 1770.) p. 866.

ehren, seinen ältesten Sohn, Otto Orseolo, zu seinem Nachfolger wählte. Auf ihn waren viele Tugenden seines großen Vaters übergegangen und er schien somit ganz geeignet, das Volk über den großen Verlust zu trösten, den es durch den Tod Pietro Orseolo's II. erlitten hatte. Er war ein Feind des Müßigganges, obgleich noch sehr jung dennoch mächtig, weise, den Interessen des Freistaates ganz ergeben und rasselnd thätig in den Staatsgeschäften. Weiss, der Herzog der Magyaren, der Vater des ersten Königs der Ungarn, des d. Stephan, demnach sich eifrig um die Freundschaft des jugendlichen Herzogs und gab ihm seine Tochter zur Gattin; eine Verbindung, die von den Venetianern Dalmatiens wegen mit Freude vernommen wurde. Otto hatte nur zweimal Gelegenheit, die Waffen zu ergreifen und den Siegen seines Vaters neue Triumphe hinzuzufügen. Der erste Krieg brach gegen die mächtige und reiche Stadt Atria aus. Diese hatte schon lange die Absicht, ihre vermeintlichen Ansprüche auf das Gebiet von Terebo geltend zu machen und antwortete es nur aus Eifer vor dem freigeübenden und siegenden Vater Otto's. Vor dem jugendlichen Sohne hatte sie keine Schen mehr; sie besetzte daher das Gebiet und die Stadt Terebo. Der Doge schloß nicht zu gehen; daß er auch in der Kunst der Waffen seines Vaters mächtig sei; er führte ihnen sein Heer entgegen, schlug sie, gewann Terebo wieder, überzog hierauf Atria, belagerte und zerstörte diese Stadt, die sich seitdem nicht wieder erholen konnte, so daß die einst mächtige Stadt auch jetzt noch immer ein unbedeutender Flecken ist. Der Bischof und die Bürger mußten in einer bei Rucetori vorhandenen Urkunde feierlich allen Ansprüchen auf das freitliche Gebiet und auf jede fernere Hilfe der fremden Hülsen, jeder Rache für die jüngst erlittenen Unbilden entsagen. Dieser Streit war kaum beigelegt, als ein viel bedenklicherer entstand, welcher die ganze Kraft und Entschlossenheit des Dogen erheischte. Mucimir, König von Croatien, obgleich Otto's Schwager, hatte den Augenblick wahrgenommen, wo der Kampf mit Atria die Venetianer in Italien beschäftigte, Zara zu belagern. Otto hatte kaum die Kriegsschiffe in der Nähe der Hauptstadt gedampft, als er sich schon nach Dalmatien einschiffte und vor Zara erschien. Mucimir, welcher von seiner Ankunft Kunde erhalten hatte, hob die Belagerung auf und führte den Venetianern seine Kriegsgescharen entgegen; doch Otto schlug sie nach einem mörderischen Kampf in eine verworrene Flucht, nöthigte sie in den Gebirgen Zuflucht zu suchen und den König um Frieden zu bitten. Eine so wirksame und schnelle Hilfe stillte die Bewohner Dalmatiens auf lange Zeit fest in den Freistaat. Ob er aber nach Venedig zurückkehrte, besuchte er die wichtigsten Städte der österrheinischen Provinzen, um ihnen neue Beweise der Fürsorge und des Wohlwollens der Dogen der neuen Unterthanen. Bei seiner Rückkehr empfand er aber bald die Tücken der Weltgöttin, die neunzig Jahre seiner Regierung hindurch sich ihm günstig gezeigt hatte. Mehr als je der Liebe und Bewunderung des Volkes

würdig, gelang es dennoch einigen Ränke- und Eifersüchtigen, ihn ohne Noth zu entfernen. Domenico Giabanico, ein Mann aus einer mächtigen Familie, der nach seines Vaters Tode, stellte sich an die Spitze der Unzufriedenen, deren es in jedem Staat und unter jeder Regierung gibt, klagte den Herzog einer willkürlichen Regierung an, und drang eines Tages mit seinen Bewußten in den herzoglichen Palast ein; sie überfielen den Dogen, schoren ihm den Bart und verbannten ihn aus Venedig, obgleich das Volk dieses widerrechtliche Verfahren mit Unwillen betrachtete. In seine Stelle wurde aber vom Volke nicht das Haupt der Verschworenen, sondern Petri Centronigo gewählt. Auch ihn klagte, obgleich er mit Klugheit und Mäßigkeit regierte, eine Verschwörung an, deren Spitze Lesau, der Patriarch von Grado, der Bruder Otto's des vertriebenen Dogen stand. Centronigo wurde nach einer vierzehntägigen Regierung gefestigt und in ein Kloster gesteckt. Die Liebe des Volkes wendete sich wider den verbannten Orseolo zu; man sandte Abgeordnete nach Byzanz, wo sich Otto aufhielt, um ihn zurückzurufen, und übertrug die zu Rückkehr des Dogen dem Patriarchen von Grado die Regierung. Die Abgeordneten fanden Otto nicht mehr am Leben; als dies der Patriarch vernahm, legte er sogleich die Regierung nieder, deren sich sein Bruder Dominikus, von einer Partei des Volkes unterstützt, bemächtigte, indem er sie gleichsam als einen Theil des väterlichen Erbes ansah; dieser Getanke regte den Adel gegen ihn auf, der es mit Entrüstung sah, wie er ohne Wahl vom herzoglichen Palaste Besitz nahm. Der Unwille brach rasch in Gewaltthätigkeit aus. Er wurde im Palast angegriffen, da er anfänglich den Entschluß gefaßt hatte sich zu vertheidigen; allein als die Gefahr wuchs, zog er es vor nach Ravenna zu entfliehen, wo er nach Dandolo starb und beigesetzt wurde. Giabanigo's Haß erschien auf einmal als ein Verdienst; er wurde vom Volke aus der Verbannung, in die ihn der Patriarch von Grado geschickt hatte, zurückgerufen und zum Dogen gewählt (1030). Dieser brachte seinen alten Haß gegen die Familie Orseolo aus der Verbannung mit und ließ durch einen Beschluß der Volksversammlung die Familie, deren Vorfahren sich so große Verdienste um den Freistaat erworben hatten, auf ewige Zeiten aus der Republik verbannen. (G. F. Schreiner.)

ORSERA, ein Flecken mit einem sehr sichern Gemeindefest, im Bisthume von Varenzo, an der Westküste des italienischen Meeres im Liffenland. Gouvernment des Königreichs Atrien, auf einer Anhöhe, nördlich unsern von der dritten Mündung (Canale di Lomo) des Eno-Flusses gelegen, mit einem Schlosse des Bisthofs von Varenzo, 117 Häusern und 521 Einwohnern, einer zum Dekanate von Varenzo gehörigen Pfarre der Diocese Va-

B) Andrea Dandolo, Chronicon bei L. A. Muratori, Rerum italicarum scriptores etc. (Mediant 1724.) Tom. XII. p. 235 sq. c) Storia della Repubblica di Venezia, dalla sua fondazione alio al presente. Del Sig. Abate L. Longier, Tradotta dal Francese. (Venezia 1767.) p. 230.

renzo und Pola, einer Elementarschule und einem Sanitätsamte (Deputazione di Sanità), an welches die geistlichen Sanitätsbehörden entrichtet werden müssen, welche sich jährlich auf ungefähr 400 Fl. C. M. belaufen. Zu Lande gelangt man nach Orsiera theils auf der istranischen Provinzial-Hauptstraße, theils auf der zu Bisignadabich aus jener entastenden Gemeindefraße, welche nach Parenzo führt, von wo ein bloßer Verbindungsweg über Fontana nach Orsiera geht. Der Hafen, in den die Schiffe mit jedem Winde ein- und auch ebenso auslaufen können (nur größere Kaufschiffe müssen bei Süd-Östwinden mehr bugelt werden), hat zwei Windungen, eine gegen Süden, die andere gegen Norden, und wird gegen die Westwinde durch die vorliegende Insel S. Giorgio geschützt. Die südliche Einfahrt ist 40, die nördliche 100 Klafter breit, und die innere Breite des Hafens beträgt 500 Klafter bei einer Tiefe von 6—80 Fuß, die südliche Hafeneinfahrt hat eine Tiefe von 7, und die nördliche von ungefähr 80 Fuß. Der Ankergrund ist vorzüglich nordwärts sehr gut und vollkommen flach, darum laufen bei widrigem Wind und stürmischem Wetter selbst größere Schiffe gern hier ein; ihre Zahl beläuft sich im Durchschnitt jährlich auf 1300. (G. F. Schreiner.)

Orsina, s. Orscha.

ORSI (Giuseppe Agostino), Cardinal, geboren zu Florenz den 9. Mai 1692. Er studirte bei den Jesuiten, trat 1708 zu Florenz in den Orden des h. Dominikus, und ward Lehrer der Philosophie und Theologie in dem Kloster des h. Marcus zu Florenz. Der Ruf seiner Gelehrsamkeit und sein Eifer in Vertbeidigung der Ansprüche des römischen Hofes, den er in verschiedenen Schriften kund gab, bestimmte den Cardinal Neri Corsini, einen Neffen Clements XII., ihn 1732 als seinen Theologen nach Rom zu rufen. Er wurde in mehrer Congregationen aufgenommen, zum Secretair des Päbstergerichts (Congregazione dell'Indice) ernannt, und Benedict XIV. übertrug ihm 1749 die wichtige Stelle eines Aufsehers des päpstlichen Palastes (Maestro del anagra palazzo), womit die Censur aller Bücher, die in Rom und im Kirchenstaate gedruckt werden, verbunden ist. Clements XIII. belohnte seine Verdienste um den römischen Stuhl im September 1769 mit der Cardinatswürde, und den 13. Juni 1761 starb er in Rom. Die römische Kirche hält ihn nicht mit Unrecht unter ihre gelehrten Theologen, aber selbst unbesangene katholische Schriftsteller gestehen, daß er in Vertbeidigung der Ansprüche des päpstlichen Stuhles Behauptungen aufstellte, denen Geschichte und Schrift widerspricht. Er vertbeidigte die päpstliche Untüchtigkeit im strengsten Sinne des Wortes, suchte aber oft durch Weilsäufigkeit und Abweichungen zu retten, was seinen Beweisen an Stärke abging. Sein Hauptwerk ist eine unfruchtliche, im Geiste der römischen Curie und nach päpstlichem Auftrage geschriebene Kirchengeschichte: *Istoria ecclesiastica*. (Rom. 1748—1762. 4.) Vol. XXI; nachgedruckt zu Ferrara in Duodez; enthält nur die ersten sechs Jahrhunderte, fand aber einen Fortsetzer an dem Dominikaner

Jil. Angelico Bretschell, der 1743 geboren war und 1814 als Bischof von Gitta della Pieve starb: *Continuazione del sec. VII della chiesa al sec. XIV*. (Rom. 1770—1788. 4.) Vol. XVII. *Istoria degli ultimi quattro secoli della chiesa*. (Rom. 1788—1797. 4.) Vol. XII. Nach seiner eigenen Versicherung unternahm Erst dieses Werk, das nicht bloß Belehrung, sondern auch erbauliche Unterhaltung gewähren sollte, um dem heimtückischen Fleury gleichsam ein Gegengewicht zu bereiten, dessen Kirchengeschichte zu Venedig ins Italienische übersezt wurde, und der in diesem Werke Behauptungen aufstellte, die den höchsten Vorstellungen von dem Ursprung und Rechte der Gewalt des römischen Stuhles sehr nachtheilig waren. Zwar hat Erst viele heilige Aebeln weggelassen, die sonst in den kirchenhistorischen Schriften katolischer Gelehrten eine Stelle fanden, aber ein unparteiischer Gebrauch der Quellen wird überall vermisst, und von neuen Gemüthswunden werden nur diejenigen beugt, deren rechtgläubige Anhänglichkeit an den römischen Stuhl keinem Zweifel unterliegt. Die tendente Weilsäufigkeit abgemessen ist das Werk in einem guten Style geschrieben und die Darstellung hat eine kunstlose Leichtigkeit, die dem Fortsetzer fehlt, der auch in Hinsicht auf Plan und Unparteilichkeit seinem Vorgänger nachsteht. Die Schriften, welche Erst außerdem herausgab, sind Streitschriften wider Jesuiten und Protestanten: *Dissertationes dogmaticae et morales contra P. Cautaneo*. (Flor. 1727, 1728. 4.) wider den Jesuiten Cautaneo, der in seinem *Leet. sacr.* die Ketzereien verteidigt laite. Es erschienen noch mehrer Schriften über diesen Gegenstand. *Dissertat. apologetica pro sanctorum perpetuae felicitatis et sociorum martyrum orthodoxia*. (Ib. 1728. 4.) wider Basnage. *Diss. hist.* qua ostenditur, catholicam ecclesiam tribus prioribus saeculis capitalem criminum rem pacem et absolutiorem nequiquam denegasse. (Milan. 1730. 4.) *Diss. theol.* de invocatione spiritus s. in liturgiis Graecorum et Orientalium. (Ib. 1731. 4.) *Diss. duae de baptismo in nomina J. Christi et de christumae confirmationis*. (Ib. 1733. 4.) *Vindiciae hujus diss.* (Flor. 1735. 4.) Da lange nach Bossuets Tode dessen Erklärung und Vertbeidigung der gallicanischen Rechtslehren von der Kirchengewalt durch protestantische Hände öffentlich im Druck erschienen*, und der römische Hof sich dadurch sehr gekränkt fand, so wurde Erst ausersehen, eine ausführliche und gründliche Antwort auf das Bossuetische Buch auszuertigen, vornehmlich inwiefern es zur Herabsetzung der geistlichen Gewalt des römischen Stuhles abzielte. Er schrieb nun die weilsäufigen, den unparteiischen Wahrheitsfreund aber keineswegs beschuldigenden Werke: *De irreformabili rom. pontificis in definiendis fidei controversiis judicio, adversus quartam aeri gallicani*

*) Cleri gallicani de potestate ecclesiastica doctrinam, in Bossueti definitionis declarationibus celebrantem, quam de potestate ecclesiastica ante clerum gallicanum 19. Mart. 1682 p. XXI. sq. T. I. (Luzemb. [Genev.] 1750. 4. August. 1759 p. 587c.)

propositionem a Boaseto propugnata. (Rom. 1739. 4.) Vol. II, das erste Vol. in zwei Theilen. Eine Fortsetzung unter dem Titel: De romani pontificis in synodis oecumenicis et eorum canonis potestate. (ib. 1741. 4.) Vol. II. Im Auszuge: Della infallibilità ed autorità del romano pontefice sopra i concilii oecumenici. (ib. 1742. 12.) Vol. II. und: Della origine del dominio e della sovranità de romani pontefici sopra gli altri loro temporalmente soggetti. (ib. 1742. 12.) *)

ORSI (Lelio), Maler und Architekt, geb. zu Reggio 1510 oder 1511, gest. zu Novellara 1587. Er war der Sohn von Bernardo Orsi, einem Maler zu Reggio, von welchem man dasselbst in einer Kirche eine Madonna mit dem Jahre 1501 bezeichnet sieht. Da er früh aus seiner Vaterstadt verbannt wurde, ließ er sich in Novellara nieder, daher er auch unter dem Namen Lelio da Novellara bekannt ist. Lelio wird fast ohne alle äußere Beglaubigung-blos nach sogenannten innern Gründen bald ein Schüler des Michael Angelo Buonarroti, bald des Correggio genannt, und schon in dieser Hinsicht verdient er einige Aufmerksamkeit. Der Charakter der Werke Lelio Orsi's entspricht völlig dem Stile des Correggio, sowohl hinsichtlich der Zeichnung der Formen, worin er viel Großes, des M. Angelo Würdiges gezeigt und sich auch als Zeichner einen Namen gemacht hat, wie seine Grabchrift noch beweist, als was den Ausdruck des Freundlichen und Edlen und besonders des Lieblichen und Anmuth der Köpfe betrifft. Sein Colorit ist klar und markig, alles Dinge, die ihn als einen würdigen Nachahmer des Correggio bezeichnen.

In Reggio findet man viele seiner Werke in der Bartholomäuskirche, zu Mantua, Ancona, sowie zu Parma ein ansehnliches Altarblatt in der Kirche S. Michele; Maria mit dem Kind und der b. Michael, welcher eine aus der Wagschale liegende Seele wiegt! *) In der Servitenkirche zu Ancona. — In Bologna ein vorzügliches Werk, eine Andeutung des Kindes, in der Sammlung Carolani, ferner ebenfalls in einer Kirche, S. Rodolfo und Sebastian. — In Brescia in der Sammlung Agardi eine d. Familie. — In Verona im Hause Guzzola eine schöne Copie der Nacht von Correggio (wovon das Original in Dresden ist). In Reggio und Novellara führt er mehrere Frescomalereien auf, wovon einige nach Modena verpflanzt worden sind. Nach ihm ist in einer dreiten, dem Brigo ähnlichen Manier geschnitten eine b. Jungfrau, welche das Kind anbietet, mit der Unterschrift: Il vero disegno della miracolosa Madonna

dei Padri Sordi di Reggio, Lelio Orsi inv. Alphons. Pentisoli exaud. Matteo Fiorini formis; unten wird die Schrift von zwei lieblich gezeichneten Genien gehalten. gr. Fol. 7. Dasselbe Blatt ist kleiner wiederholt von Johannes Sater in Duoloquio. P. v. d. Vorcht tabirte mit vielem Geiste, wahrscheinlich nach einer Zeichnung, eine Jungfrau Maria, welche das schlafende Kind aufträgt; neben ihm der kleine Johannes. Erz. Lelio da Novellara. (Nochricht sc. 8. 7.) Lelio's Grabchrift trägt: Coeliol Ursio, in architectura magno, in pictura majori et in delineatione optimo, P. C. 1587, obiit 3. Maii aet. a. 76. (Frensch.)

ORSIERES. Fleden im eidgenössischen Canton Valais, im Arventen (District) Entremont, 2810 Fuß über dem Meere, mit 604 Einwohnern, wovon noch mehrere Dörfer gehören, so daß das ganze Kirchspiel 1965 Seelen enthält. Die Dranse, über welche eine lange steinerne Brücke geht, durchfließt den Fleden, nachdem ihre beiden Arme, die auch den Namen Dranse führen, sich oberhalb desselben vereinigt haben. Der eine dieser Arme kommt durch das Thal Entremont (auch Entremont), welches sich an der Nordseite des großen Bernhardberges hinzieht, und führt die Gletscherabflüsse dieses und benachbarter Gebirge; die andere Dranse kommt aus dem Ferretthale, das bei Ferret beginnt, und daher auch zwischen Ferretthal heißt. Es fließt sich gegen Südwesten an den Col de Ferret 7170 Fuß über d. M. hinauf, über welchen der Weg nach Genesveur in Piemont und über die Südseite des Montblanc führt. Auch das Thal, welches sich auf der südwestlichen Seite des Col de Ferret nach Piemont hinunterstreckt, führt den Namen Ferretthal. Der Weg durch Entremontthal über den großen Bernhard nach Aosta führt über Ferret, welches in einer der reizendsten Alpengründen liegt. In der Nähe sind die Reste der Burg Chastelart. Man hat verschiedentlich hier schwäbische Münzen, auch verfeinerte Meermuscheln gefunden. (Eucher.)

ORSILOCHOS 1) König der Messenier, Sohnfreund des Dyfheus. (Hom. Od. XXI, 16), Sohn des Apollon, der weit durch das polische Land hinzieht, Herrscher über viele Völker, Vater des Diokles, der in der wohlgebauten Piere wohnte, reich an Gütern, und freitbare Zwillinge erzeugte, dem Kreithon und den nach dem Großvater benannten Orsilochos, die dem Agamemnon nach Troja folgten und dort vom Aeneas erschlagen wurden, wie zwei Ebern, die in die Stallung einbrechen und, nachdem sie viel verwüestet, durch die Hand der Männer den Tod finden (Il. V. 542 sq. Vergl. Eust. dafelbst). Der fortwährenden Gessandtschaft genos nachher noch, wie Dyfheus einst beim Diokles, Alemachos beim Diokles; und wir finden bei dieser Gelegenheit dessen Abkomme vom Apollon durch den Orsilochos bekräftigt (Od. III, 489). Pausanias nennt den Orsilochos Drilochos und las so bei Homer (Paus. IV, 174: einmal hat diese Form auch Eurip.

*) Eine Fabel auf ihn von seinem Freunde Bettari, vor dem 21. Randt der lat. edel. Fahrzeit vitan Italor. doctrina excellent. oec. XVIII, Dec. 1. p. 325-350. (Hantst) Lebensgesch. aller Cardinäle. 3. Th. S. 341-344. (Hantst) Kirchen- und bist. Forch. 2. Abt. 1. Th. S. 185.

1) Agathina Gervasi hat vier ähnliche Gesandtschaften mit der Jahreszahl 1588 und dem Namen des Malers Giovanni Sabatini bezeichnet, welches aber sehr Lelio Orsi's Werk in Parma ist.

2) Follis thut sich Muecht, dieses Blatt für einen Andrei des Feilo zu halten. 3) Nicht Recht, wie Follis sagt.

thius, zu Od. XXI, 16). Als Mutter des ältern Dris-
lachos vom Fluss Alpeios gaben die Messenier die Ze-
legone an, das einzige Kind des Erbauers von Pyre-
os oder Pyra, Pharis, des Sohnes des Hermes und der
Danaide Phylodameia. Auch erzählt man, Driolchos habe
außer den Zwillingen eine Tochter erzeugt, Antikira, die
mit dem Rheaon, Asklepios' Sohn, vermählt, den Ri-
tomachos und Gorgalos geboren habe, die Gebrüder der
Herrschaft nach Driolchos' Tode (Paus. IV, 30, 2 u. 3.)

2) Sohn des Dromonius von Kreta, durch Schnell-
schichtigkeit berühmt, erwähnt von Drossius in einer edich-
teten Geschichte, in der er sich selbst für einen Kreter
ausgibt, dem nach der Heimkehr von Troja Drisilochos
alle Beute habe rauben wollen und darüber von ihm er-
schlagen sei (Od. XIII, 260). Es ist nicht auszumit-
teln, ob dieser Drisilochos wirklich in kritischer Sage be-
gründet oder blos vom Drossius erdichtet ist, der Athe-
nen, welcher er dies erzählt, für einen jungen Schaffs-
ten von Ithaka hält.

3) Ein Troer in Aeneas' Gefolge, der im Kampfe
mit den Auliden das Pferd des Aeneas, welchen
selbst er, obgleich einer der größten Trufur, nicht anzu-
greifen wagte, mit der Lanze durchbohrte, darauf von der
Camilla angegriffen, vor ihr stieß in weitem Bogen, aber
eingeholt und trotz aller Bitten von ihrer Streitrut erschla-
gen wird (Verg. Aen. XI, 636, 690 sq.) (R. H. Klausen.)

ORSIMA, alte Stadt Äthiopiens an der Grenze
Ägyptens (Plin. II. N. VI, 29, 35).

ORSINI, die Nachzahl von Orsino, weiblich Orsi-
nina. Ein berühmteres, an ausgezeichneten Männern
reicheres Geschlecht dürfte kaum aufzufinden sein, gleich-
wie auch kaum ein Geschlecht sein wird, von dessen Ur-
sprung und frühern Schicksalen man so viele Aebeln zu
erzählen weiß. Dabei sagt auch Joh. Bapt. Ferreri in
der Eidenrede des Cardinals Alexander Orsino: „Dieser
Ael, welcher sich rühmen darf, daß er bereits vor mehr
als 1600 Jahren in der Person des berühmten Nipio
Ursinus, der seiner Herkunft nach ein Ritter, blühte;
welcher sich demnach durch eine lange Folge von He-
ren forspaltete, von denen ich nur 4 Päpste, 34 Car-
dinalde, 62 römische Senatoren, 4 Präfecte der Stadt
Rom, 6 Bonnerträger der Kirche, 100 Feldherren, Consuln,
Connetables beider Sicilien, Befehlsh. d. Legaten, Statthal-
ter der Provinzen, Bischöfe, des goldenen Stuhls, des
St. Michaels und des h. Geisfords Ritter, Groß-
meister des Rhodiser, Tempel- und Teufelordens, Für-
sten von Tarent, Herzoge, Markgrafen, Grafen, Kurfür-
sten, Erzbischöfe anführen will; welcher durch Heirat
mit den Großherzogen, mit den Königen von Spanien,
Frankreich und England, so mit den Kaisern fest in
Verwandtschaft getreten ist; welcher mit mehreren Män-
nern von der ausgezeichneten Heiligkeit prangt, als
da sind jener Schiler der Apostel, der durch des gro-
ßen Papstes Gregor Lobrede berühmt geworden ist, und
seinen andern Ursinus, dessen Vater Polusianus, der
Bischof von Leont, bezieht; welchem der Patriarch der
Römische im Decret, Benedictus, angehört; welcher sich
durch ruhmwürdige Schöpfung in Spanien, England,

Frankreich, Teutschland und Polen ausgebreitet hat, und
zu mächtigen Gebieten gelangt ist.“ Es sind die Päpste
Stephan III., Paul I., Gelasius III. und Nifolau
III., welche Ferreri im Sinne hatte.

Begen des eigentlichen Ursprungs des Geschlechtes
gibt es gar vielerlei Meinungen; einige leiten denselben
aus Griechenland oder Frankreich, andere aus Teutsch-
land oder von den Gothen her, und man muß gestehen,
daß die Meinung derjenigen, welche den König Ercan-
os von Arabien und eine Tochter des Trojaners Aesclis
als die Stammältern betrachten, ebenso gut begründet
und bewiesen ist, als irgend eine andere, und namentlich
als die Hypothese Sigismunds von Boligno: Er lei-
tet das Geschlecht von einem Feldherrn des Kaisers
Constantin, von Ursinius her, der nach vielen verrichte-
ten Großthaten sich in eine Empörung verwickeln ließ, je-
doch Gnade fand und sein Unternehmen einzig mit der
Verbannung büßen mußte. In Rom, als dem Ort
seines Exils, fand er eine so schmeichelhafte Aufnahme,
daß er von Etund an dort sein Leben zu beschließen
gedachte, seine Kinder konnten keinen andern Aufenthalt
als Rom, und seine spätern Nachkommen wurden von
Niberius II. um das J. 431 gestürzt; einer aus densel-
ben aber wurde von Iustinian zum Praefectus Um-
braiae ernannt. Ein anderes System läßt die Desini
von Bolamir, dem Sohne Gildiberts, des Königs von
Paris, dem Enkel des großen Chlodwig, abstammen; al-
lein zum Unglück hatte König Gildibert von seiner Ge-
mahlin Ultrogatha nur zwei Töchter, Gildobergis und
Grodofinda. Eine Anekdote, die Johann Anton Os-
sino, der berühmte Fürst von Aarent, zusammentragen le-
sen, beginnt mit einem gotischen Heerführer Alboin, der,
Sieger in einer großen Schlacht gegen die Vandalen,
den Sieg mit dem Leben erkaufte, und am andern
Tage von den Seinen zur Erde bestattet wurde, einge-
hüllt in seine Robe, die ursprünglich weiß, jetzt von
seinem und der Feinde Blute roth gefärbt war (wie der
Fuß des Drisnischen Wappenschildes). Alboin hinterließ
seine Gemahlin Theodora Schwanger, der Sohn, von dem
sie entbunden, und der von einer Maria (Orsa) geknügt
wurde, empfing den Namen Rutilia (gotth. Raiser),
und verrichtete die unglaublichen Thaten, in den
heutigen Ankerkenntnis er von der Kaiserin Placidia viele
Schlösser in Ländern erhielt. Von da herden seine Söhne
Ursinus und Primianus. Nach einer andern Nachricht
aber, die Petrarca in einem Kloster Teutschlands ge-
lesen haben will, wären Ursinus und Primianus die
Söhne eines römischen Edlen von der vornehmsten He-
kunft, Romulus Cajus, gewesen. Sie verteidigten Spo-
lato gegen einen wüthigen Angriff der Longobarden,
zwangen auch viele Barbaren, die Belagerung der Stadt
Rom selbst aufzuheben. Von seinen dankbaren Mitbü-
rgern empfing Ursinus sodann die Würde eines Praefec-
tus urbis. Diese Nachricht ist unwerthbar die näm-
liche, welche die Uriner als eine Fortsetzung der alten
gens Aneia betrachten: Nur als Aneier können die
Desini sich den h. Benedictus aneignen, nur als Aneier
können sie eines Verkommens mit den Habsburgern

sein, wenn anders dieser Herkunft, wie sie von Kaiser Rudolph I. Befehlsgewissen, von dem Bürger Ulrich Keleg, in seiner dankchristlichen Chronik dargestellt, und wie sie von dem 13. bis 17. Jahrh. geglaubt worden, ihre Richtigkeit hätte. Diese vermeinte, gemeinschaftliche Ableitung von den Aeltern liegt auch ohne Zweifel zum Grunde, wenn Heinrich von Hofenberg in der viel besprochenen Urkunde vom 26. März 1282 (Kurz, Österreich unter den Königen Ertzbischof und Albrecht I. 2. Ab. S. 196), worin er die Grafschaft Regau an den Reichsverweser, den Grafen Albrecht von Habsburg, zurückgibt, diesen consanguineum meum karissimum nennt, „et propter hoc congruum estimans, et conveniens rationi ut quos sanguinis vult ydemptitas, amputata ciliolus rancoris materia caritativitas etiam inuicem vaint, et concordet ydemptitas anagramm.“ Besser hat jedoch den frühen Genealogisten des nördlichen Deutschlands die Herleitung von den Herren von Ascanien, oder auch umgekehrt, die Herleitung des ascanischen Stammes, wie des clevischen Schwammengeschlechtes und der böhmischen und kärnthnerischen Ursinger, der schlesischen Schlegel, der alemannischen Ursinger, Rappoldstein und Weinsberg, der troasischen Blagay, von den römischen Ursinern gefaßt. Diese Herleitung hat vermuthlich Ferrari im Auge gehabt, wenn er von Karlstein sprach, und sie scheint sich auch in der alten weitverbreiteten Volkslage wiederzufinden, die in Berlin und Giese, in den resenbergschen Schiffen in Böhmen und Wärien, in der Schlegelschen Burg Tollenstein und anderwärts, der berühmten weißen Frau ihren Aufenthalt angewiesen hat.

Distorisch begründet ist allein die Meinung, welche des Geschlechtes erste Wohnsitze in Umbrien aufsucht — gibt es doch in der Nähe von Spoleto einst zerstörte Stadt Ursina — und es von dannen nach Latium wandern läßt. In den Statuten von Rami heißt es ausdrücklich, daß ein Herr Nikolaus Drfino, den sein Geschichtschreiber, seine Genealogie kennt, ein großer Wohlthäter der Provinzen Patrimonio und von Rami gewesen sei. Was den Namen betrifft, so ist nicht zu bezweifeln, daß derselbe von einem Stammvater Ursus entlehnt worden. Lesen wir doch in alten Urkunden: Gentilis de filius Ursi, Nicolaus de filius Ursi, comes Nolanus etc. Da dieses aber eben der Ursus (Gemeine Gaetana) gewesen, mit dem die ordentliche Stammreihe beginnt, oder aber ein älterer Ursus, des Mondifila Sohn, dieses müssen wir dahin gestellt sein lassen. Des Ursus und der Gaetana Sohn, Johannes Gaetanus genannt, wegen der mütterlichen Abkunft, war mit Stephanina Rossi verheirathet und Vater der Edeln Napoleon und Matthäus Rossi, genannt der Große. Napoleon und der Aloysia Frangipani Nachkommenschaft theilte sich in fünf Linien: nämlich die der Grafen von Tagliacozzo und Alba, die der Drfini von Campoforo, die der Grafen von Manupello, die der Drfini, welche von Johannes mit dem Beinamen Fortebraccio abstammen, und diejenige, die von Theobald abstamm (die Theobaldsche), und aus welcher ein Franz von Papp

Urban V. in das Cardinalscollegium aufgenommen wurde, aber schon 1378 diese Zeitlichkeit verließ. Die Linie von Campoforo taggen zählt drei Cardinale, den Franz Matthäus und Reynald. Franz, der Sohn Napoleons, wurde 1295 von Bonifacius VIII. mit dem Purpur bekleidet, und starb 1308. Matthäus, des vorigen Neffe, und Dominicanermönch, lehrte mit besonderm Rufe die Theologie zu Paris, Florenz und Rom, vertrat bei mehreren Ordenscapiteln die Stelle eines Definitors, ward Provinzial der römischen Provinz, Bischof von Viterbum, Erzbischof von Sipont und endlich Cardinalpriester. Diese letzte Würde wurde ihm 1327 verliehen, als er im Namen des römischen Volkes bei Johann XXII. angetreten, daß er seinen Sitz von Avignon wieder nach Rom verlegen möge. Benedict XII. gab ihm das Bisthum Sabina. Auch im Purpur lebte Matthäus als ein demüthiger Mönch, sein ganzes Einkommen gehörte den Armen, mit alleiniger Ausnahme desjenigen, was er auf den Ankauf nicht unbedeutender Güter aus Bologna verwendete. Mit diesen Gütern besetzte er das Dominikanerkloster in Bologna, dem er aber zugleich die Verpflichtung auferlegte, jährlich an alle Mönchkloster des Ordens, sowie an alle Frauenklöster der römischen Provinz, ein bestimmtes Almosen, und an das Generalkapitel zehn Dutaten zu entrichten. Wegen dieser Fundstücken, und wegen seines frommen Wandels, wird sein Gedächtniß, als das eines Edeligen, von dem Orden, alljährlich im September, feierlich begangen. Er hat commentaria in universam theologiam, sermones de tempore und anderes geschrieben, starb zu Avignon den 18. Aug. 1341 und wurde zu Rom in der Dominikanerkirche S. Maria sopra Minerva beigesetzt. Reynald, früher Protonotarius apostolicus, erhielt 1350 von Clemens VI. die Cardinalwürde etc. S. Adriani und starb zu Avignon 1374. Die Linie der Grafen von Tagliacozzo und Alba verblühte noch früher, als die beiden vorigen, und ihre Besitzungen fielen an die von Matthäus dem Großen abkommenden Vettern.

Den Titel eines Grafen von Manupello (umweit des Pescaraflusses, südlich von Gieti), führte zuerst Johann Drfino, des Königreichs Neapel Regent und Protonotarius, auch, durch König Karl III. Ernennung, Graf von S. Valentino, umweit Manupello. Einem Sobus, Napoleon, wurde S. Valentino durch König Ladislaus entzogen, um es an die südlichen Völkern, an die Aquaviva, zurückzugeben, jedoch fiel diese Grafschaft nochmals, nach dem Absterben der damit belehnten Ebnien der Aquaviva, an die Drfini zurück, worauf sie endlich von Ferdinand Drfino im J. 1507 an Jakob della Zella verkauft wurde. In dem Besitze der Grafschaft Manupello folgte dem eben genannten Napoleon ein Leo Jordan Drfino, der nämlich, der unter König Ladislaus das Amt eines Protonotarius bekleidete. Nach ihm kommt Nikolaus Drfino, Graf von Popoli (ebenfalls an dem Pescaraflusse, oberhalb S. Valentino gelegen) und Manupello vor, der zu den Seiten König Alfons I. lebte, und mit Maria de Waslen, des Ratia Alendado Stoffs Witwe, verheirathet war, während sein Bruder

Thomas sich den geistlichen Stand erwählte, von Urban VI. im J. 1381 in die Zahl der Cardine aufgenommen wurde, die Legatsstelle in Neapel und des Patriarchatums besetzte, und im J. 1390 diese Beistellung verließ. Des Nikolaus Sohn, Johann Paul, war einer der berühmtesten Condottieri des Zeitalters. Als einer der Generale der Florentiner, in dem mailändischen Kriege, wurde er in der Schlacht bei Imola (28. Aug. 1434) Piccininos Gefangener. Dagegen erhielt er in dem Kriege, den die Florentiner, als Gerechtigkeit Bundesgenossen, von 1439 an mit Mailand zu führen hatten, über den nämlichen Piccinino, am 29. Junii 1440, den großen Sieg bei Borgo San-Sepolcro, wo zwar, wenn Machiavel (Lib. V.) nicht täuscht, nur ein einziger Krieger blieb, was aber an 2000 Mann gefangen und 3000 Pferde erbeutet wurden. Auch Johann Pauls Sohn, Peter, wurde frühzeitig als Condottiere berühmt. Mit Johann Paul ist nicht zu verwechseln Paul Drifino, des Grafen Jakob von Manupello Sohn. Gebildet in der Schule des berühmten Condottiere Alberich von Barbiana, befehligte Paul in dem Kriege des Johann Galeaz Visconti gegen die Florentiner eine bedeutende Abtheilung von Alberichs Truppen. Diesen Dienst verließ er, um mit einer starken Reiterkorp in der Florentiner Stadt überzugehen, und er hatte an der gewissten Niederlage der Römer vor Governolo (28. Aug. 1397) den wesentlichsten Antheil. Später trat er in päpstliche Dienste, wie er dann in dem Feldzuge von 1403 gegen die Visconti, unter der Oberaufsicht des Legaten Raimund Gossa, die päpstlichen Truppen in der Romagna befehligte. Im J. 1407 wurde er vom Papste Gregor XII. auf fünf Jahre zum Vikarius von Rom ernannt (nicht gar lange vorher, 1400, hatte Andreas Drifino diese Stadt als Lehens erhalten). Als König Ladislaus von Neapel im April 1408 vor Rom erschien, ließ Paul, der den Oberbefehl in der Stadt führte, ihm verächtlicher Weise ein Thor eröffnen, und sie wurde von den Neapolitanern eingenommen. Paul blieb unter der neuen Herrschaft Commandant in der Stadt, empfand aber doch bald Reue über das, was er gethan; und als die Florentiner, und mit ihnen Ludwig II. von Anjou im J. 1409 den Kirchenstaat den Neapolitanern zu entreißen trachteten, ging er mit seinen 2000 Reitern seglich zu ihnen über. Den Befehl der Stadt konnte er ihnen nicht geben, denn der Graf von Arles hatte Alles, was Ladislaus von Truppen in Neapel zurückgelassen, in Rom zusammen gezogen, wo aber ließ er durch seine in der Engelsburg und im Vatikan zurückgelassene Besatzung die Angriffe der combinirten Armee auf die Stadt so wirksam unterstützen, daß dieselbe am 2. Jan. 1410 capituliren mußte, nachdem Paul kurz vorher noch an der Porta S. Eustachiana einen vollständigen Sieg über die Neapolitaner erfochten hatte. Zum Beschluß des Feldzuges erpörte er auch noch Ostia, Anagni und die festen Punkte der Stadt Rom selbst, in welchen die Feinde Besatzung zurückgelassen hatten. Ganz erfolglos dagegen war der Feldzug des Jahres 1410, obgleich Ludwig von Anjou selbst das Commando der Armee übernommen hatte; alle Thätig-

keit der Condottieri wurde durch den Geldmangel gelähmt. Paul allein hatte beim Beginn des Feldzuges einen Sold-Rückstand von vier Monaten zu fordern. Unvergnügt, ungeheure Anstrengungen vergeblich gemacht zu haben, traten die Florentiner von dem Bund ab, um mit Ladislaus von Neapel einseitig Frieden zu schließen (7. Jan. 1411) und der Papst Johann XXIII. und Ludwig von Anjou standen allein dem überlegenen Feinde gegenüber. Der Heer, wie es in dem Lager von Geronzo vereinigt, zählte 12,000 Krieger, ging am 19. Mai 1411 über den Garigliano und erobert bei Rocca Secca über die Neapolitaner den vollständigen Sieg. Beinahe alle unter Ladislaus dienende Barone wurden gefangen, er selbst erlitten aber Rocca Secca nach S. Germano, wurde aber auch hier keine Sicherheit gefunden haben, hätte die siegende Armee nur einigermassen ihren Vortheil verfolgen wollen. „Qua die profugatus est,“ erzählt Ladislaus später selbst, „et sui corporis et totius regni potestatem in manibus hostium fuisse; secunda vero die corpora sui potestatem amisit, regni tantum dominos esse potuisse, si prosequi victoriam fuissent: tertia vero die, nec jam sui corporis nec regni capiendi habuisse potestatem, quoniam adversus illos non vim jam remedia comparent.“ Allgemein wurde Paul, der Held des Tages von Rocca Secca, angeklagt, daß er die Schuld einer so verberblichen Trübsal geworden sei. Eforza von Gossigla und mehrere andere der berühmtesten Condottieri des Heeres wollten nicht ferner mit ihm dienen, und traten in der Neapolitaner-Schlacht der Herzog von Anjou ging für immer nach Frankreich zurück, und Johann XXIII. fand es unter solchen Umständen nicht länger räthlich, die vortheilhafte ihm von Ladislaus gegebenen Friedensbedingungen abzuweisen. Der Friede vom 15. Jun. 1412 enthielt keine Clausel zu Pauls Gunsten, nicht einmal genannt war er unter des Papstes Verhängnis, und Johann XXIII. immer noch voll des Kummer über denjenigen, der ihn um alle Früchte des Sieges von Rocca Secca gebracht, ließ den König wissen, daß er der Kirche, durch Wegnahme von Pauls Besatzungen in der Mark Ancona, einen Dienst erweisen könne. Dienste der Art pflegte Ladislaus nicht zu versagen, und zu Anfang des Jahres 1413 erhielt sein Feldherr Eforza den Auftrag, die Gebiete eines per sönlichen Feindes zu überziehen. Paul, eines solchen Angriffes nicht gewärtig, ließ sich überraschen, und es blieb ihm nichts übrig, als in seiner Feste Rocca Contrata, an den Grenzen des Gebietes von Armino, Zuflucht zu suchen. Von hier aus aber trugte er allen Anstrengungen seiner Gegner, und während Ladislaus beinahe ohne Widerstand den Kirchenstaat einnahm, mußte er mit den tapfern Vertheidigern von Rocca Contrata unterhandeln. Paul wurde von ihm wieder zu Gnaden aufgenommen und trat sogar in neapolitanische Dienste. In des Königs Gefolge gab er sich zu Perugia, als plötzlich der Befehl gegeben wurde, ihn, seinen Bruder Erio Drifino von Monterotondo, und verschiedene andere römische Barone, die sich unter dem Schutz eines Ber-

trages sicher glaubten, zu verhasfen. Sie wurden mit Ketten befaßt, und des Königs Born schien ihnen das Äußerste zu drohen, als Ladislaus am 6. Aug. 1414 ganz unerwartet sein Leben ausbauchte. Paul erhielt nach einigem Zögern seine Freiheit wieder, eilte in dem Kriege der Perser mit Braccio de Montone der Stadt zu Hülfe, kam aber zu spät, am an der Schlacht vom 7. Jul. 1416 Antheil nehmen zu können, wurde bei Colle Fiorito am 5. Aug. 1416 von Montone's Generalen, von Artaglia und Ludwig Colonna überfallen und verlor in dem Kampf oder durch Mordmord sein Leben. Seine Armee aber wurde zerstückt. Paul hatte unter andern auch Gales in dem Patrimonio di S. Pietro, anweist Magliano, befehlen. — Urbanus, Graf von Romapello, vermählte sich 1457 mit Katharina Montagano. Der letzte Mann von der gesammten Linie, Camillo, zuge nannt Pardo, setzte seinen ganzen Gehelg herein, die während der Revolutionen des Königreichs Neapel seinem Hause entzogenen Besizungen, insbesonderheit die Grafschaft Romapello, wieder zu erwerben; der günstige Augenblick hierzu schien gekommen zu sein, als König Franz I. von Frankreich 1524 mit einem furchtbaren Heere die Lombardie überzog, und eine zweite Armee unter dem Herzog von Albanien nach Italienien sendete. Auf der Stelle gab Camillo seine große Herrschaft Valle Siciliana, ober das wüste, nördlich von der Republik Senaria begrenzte Thal des Vomanoflusses, in dem nördlichen Abruzzo, in die Hände des kaiserlichen Gesandten zu Rom, des Herzogs von Sessa, auf, damit er nicht der Rebellion bezüchtigt werden könne, und wurde des Kaisers Feind. Seine Feindschaft konnte aber nicht eher wirksam werden, bis Lautrec im Februar 1528 mit einer französischen Armee in die Provinz Abruzzo einbrang; jetzt schloß sich Camillo, der, von den Venedigern einige Hilfstruppen, von den Florentinern einige Gelder empfangen hatte, der französischen Armee an, und seinen Anhängern, seinen Verbindungen hatte sie vorzüglich die schnelle Unterwerfung der Provinz zu verhandeln. Lautrec hatte auch schon längst seine Laufbahn beschloffen, als Camillo noch immer, gleichwie Friedrich Garrafa und der Herzog von Gravina in Apulien, wie Simon Tebaldi in Calabrien, den Kampf auf eigene Rechnung fortsetzte; seine großen Güter, die er mit dem Schwerde wieder eingenommen, und deren über dreißig, gaben ihm hierzu die Mittel. Endlich aber führte der Prinz von Dranen seine ganze Macht gegen ihn, und einer solchen war Camillo nicht gewachsen; er mußte, nachdem er noch den letzten Versuch gemacht, sich in Amatrice zu vertheidigen, entfliehen und starb in Armut und Dunkelheit. Seine Gemahlin, Victoria della Tolfa, hatte ihm seine Kinder geschenkt, seine Erbin war daher eine alte an Aurelius Rignone verheiratete Witwe.

Matthäus Rossi, des Johann Gojetanus anderer Sohn, empfing den Beinamen der Große, weil er der erste gewesen, der gegen den Kaiser Friedrich I. die Waffen ergriff, und dessen gewaltsamen Angriff auf Rom abwehrte, eine Großthat, die ihm Papst Gregor IX. spä-

ter durch die Verleihung des Titels: Vater des Vaterlandes, und durch das Geschenk eines mit Edelsteinen gefestigten Stirnbandes lohnte. Dieses Stirnband soll der Ursprung der in dem Orsini'schen Wappen befindlichen Binde sein. Matthäus war dreimal verheirathet: 1) mit Gemma, des Eddo de Monticelli Tochter; 2) mit Perna Soriano; 3) mit Johanna de Aquila. Der (muthmaßliche) Sohn der ersten Ehe, Gentilis, wird alsbald seine Stelle fassen. Aus der zweiten Ehe kamen die Söhne Johann Gojetan, Reynald, der Stammvater der Orsini von Monterotondo, und Matthäus; aus der dritten kamen Rapoleon, Herr von Marcellino, der Stammvater des Hauses Draciano und Jordan, welchen letztern Papst Nikolaus III. im J. 1278 zum Cardinal wählte. S. Quasimil ernannte. Er starb 1287. Johann Gojetan, des Matthäus Rossi ältester Sohn zweiter Ehe, wurde vom Papst Innocentius IV. im J. 1244 zum Cardinal-Diakon, tit. S. Nicolai in Carcere Tulliano creirt, stand unter Urban IV. als Legat den Landchaften Sabina und Campagna vor, erhielt von Johann XXI. das Erzpriessternum an der St. Peterische im Vatican, wurde am 26. Nov. 1277 zu Viterbo zum Papst erwählt, regierte unter dem Namen Nikolaus III. und starb an den Folgen eines Schlagflusses zu Soriano, bei Viterbo, den 19. oder 23. Aug. 1280. — Matthäus, des Papstes Nikolaus III. jüngster volldürftiger Bruder, wurde der Stammvater der Linie der Orsini da Monte Giordano, welcher die Cardinale Rapoleon, Johann Gojetan und Matthäus angehören. Rapoleon, früher Domherr zu Paris, wurde von Nikolaus IV. zum Magister Scrinii und im J. 1288 zum Cardinal-Diakon, tit. S. Adriani, ernannt. Das lange Interregnum nach Nikolaus IV. Ende wurde hauptsächlich durch seine Ereignidandel mit seinem Vetter, dem Cardinalen Matthäus Rossi Orsino, veranlaßt. Matthäus, das Vorkaupt der Welsen in Rom; konnte ihm nicht vergehen, daß er sich erkläre, der Gibellinen Parteiführer zu sein. Clemens V. schickte ihn 1306 nach Toskana, damit er dort Friedenshüfiter, zunächst zwischen Florenz und Pistoja, werde. Seine Entsendung mißfiel aber den Florentinern, und ihm alle Mittel zu nehmen, seinen Worten den gebührenden Nachdruck zu verleihen, waren sie bekräftigt, in dem jeither von ihm und den Gibellinen beherrschten Bologna eine Empörung zu erregen. Der erste Versuch am 5. Febr. 1306 mißlang; allein Rapoleon hatte den Erzbischof von Ravenna und die gesammte Geistlichkeit des Erarchats bekräftigt, durch eine Steuer, die er zu seinem Unterhalte forderte. Das Volk von Bologna wurde durch ein entbedetes, oder vorgeliebtes Bündniß mit den lombardischen Gibellinen in Wuth gesetzt, der Graf Lodovico de Panico stellte sich an die Spitze der Widerkühnigten, und nach einem hitzigen Kampf in den Umgebungen des Stadtbauens mußten alle Gibellinen fliehen. Auch Rapoleon floh, entging der Wuth des Volkes nur durch Verwundung seiner Kleider, und erreichte kümmerlich Ancona, vorher aber hatte er die Stadt Bologna reccommunicirt und ihrer Unkeuschheit verbannt. Während Professoren und Studenten nach Padua wanderten, mußte Pistoja, aller Aussicht auf Hülfe

beraubt, capitalisiren und die härteste Behandlung erdulden, Napoleon aber wendete sich im J. 1307 nach Treviso, in der Hoffnung, an den Florentinern Rache zu nehmen, für seine und seiner Freunde Unthun. Eine bedeutende Armee, worunter allein 1700 Lanzk., sammelte sich auf seinen Ruf, er wußte aber eine solche Macht nicht zu gebrauchen, selbst dann nicht, als ein panisches Schrecken der Florentiner gesammtes Heer aus einander trieb. Unwiederbringlich war sein Ansehen hiemit verloren; er verließ Toskana, und lebte seitdem nur den Pflichten seines Amtes und den Wissenschaften. Mehrere seiner theologischen und oestlichen Schriften wurden noch zu Avignon aufbewahrt; er starb daselbst über 90 Jahre alt den 23. März 1342, nachdem er sieben Papstwahlen beigegeben und drei Päpsten, Benedict XI., Clemens V. und Johannes XXII. mit eigener Hand die Krone aufgesetzt; Benedict XI. soll aber auch auf sein Geheiß, auf Petrus Philippus des Sohnes von Frankreich, vergiftet worden sein. So berichtet wenigstens Johann Villani, als von einer unbewiesenen Thatfache, und auch Francesco Pipino und Dino Compagni handeln umständlich von der Vergiftung, ohne doch den Muth zu haben, die Thäter zu nennen. Johann Gajetan, Cardinal, tit. S. Theobori, durch Gregorius Johann XXII. vom J. 1316, starb zu Avignon im J. 1339. Ihn hatte Johann XXII. als Pacificator generale nach Toskana geschickt, und seine Bemühungen um die Wiederherstellung der Ruhe in diesem schönen Lande waren nicht ganz erfolglos gewesen, als sie durch Ludwigs des Baiern Annäherung im J. 1328 gestört wurden. Er mußte nicht nur Toskana räumen, sondern auch Rom selbst, nach einem harten Kampfe mit der Bürgerschaft, die sich gegen ihn, gegen Stephan Colonna und gegen die Drifini'sche Partei, an deren Spitze damals Napoleon Drifino stand, empört hatte. In der Nacht aber, die auf des Kaisers Abzug von Rom (4. Aug. 1328) folgte, drang Johann Gajetans Neffe, Berthold Drifino, mit seinen Rittersniffen wuch in die Stadt, und glücklicher als der Conciliäre Drifino, Herr von Scuri alla Marina durch König Roberts von Neapel Vertreibung, gelang es ihm, sich darin zu behaupten. Der Conciliäre hatte nämlich unmittelbar nach Ludwigs Krönung einen Angriff auf die Kaiserlichen gemacht, ehe sie Zeit gehabt, dem Volk überläßt zu sein; dieses ergriff hierauf die Waffen und schloste die Häuser der Drifini, insbesondere den katholischen Thurm la Torre Drifina, am Fuße des Capitols. Nach wenigen Tagen trafen auch Berthold's Heime, der jetzt mit Legatenrang versehen, und Napoleon Drifino wieder in Rom ein. Ohne große Mühe nahm der Legat hierauf Viterbo ein, und bald war durch ihn das ganze Patrimonium von Feinden gesäubert und der Herrschaft des päpstlichen Stuhles unterworfen. Der Friedenszustand, den er in Rom hergestellt, dauerte drei volle Jahre; dann wurde er durch einen Grenzstreit, den sein Neffe Berthold mit Sciarra Colonna zu führen hatte, gestört. Gemeinshaftliche Freunde brachten eine Besichtigung der streitigen Punkte, der eine Beseidung unter den Eigenthümern selbst folgen sollte, in Vorschlag.

Berthold begab sich in des Grafen von Anguillara Begleitung auf den Weg; weil er ohne allen Argwohn, vernachlässigte er die gewöhnlichen Vorsichtsmaßregeln. Des Sciarra Colonna Sohn, Stefanuccio, hatte ihn aber auf der Landstraße einen Hinterhalt gelegt, und Berthold und Anguillara wurden, nach mannhafter Gegenwehr, ein Opfer des Verraths. Berthold war als das Haupt der in Rom befindlichen Drifini zu betrachten; sein Tod gab daher das Zeichen zu gewaltigen Bewegungen, die durch mehrer Aufstände gegen seines Oheims, des Legaten Gewalt, gar sehr verstärkt wurden. Der bedeutendste dieser Aufstände war gegen einen von dessen Vettern, gegen Matthäus Drifino, des Nikolaus Sohn, gerichtet, als welcher seine Herrschaft den Bewohnern von Triveto unerträglich gemacht hatte. Matthäus fiel als ein Opfer der Volkswuth, der Cardinal-Legat starb, und das Übergewicht, das die Drifini bisher gegen alle ihre Nebenbuhler behauptet hatten, ging verloren. Der immerwährende Krieg, den sie von da an gegen die Colonna führen mußten, mit allen seinen gräßlichen Folgen, war es vornehmlich, welcher dem brüchigsten Gola de Riego den Weg zur Erlangung der höchsten Gewalt bahnte, welcher selbst das Erben von Berthold Drifino, dem römischen Senator, von Jordan, Reynald, Nikolaus, und Johann Konrad Drifini in des Drimagoons Gewalt gab (17. Sept. 1347). Sie sollten sterben, als der Ariban selbst die dem verfallenen Volke für sie bot, führten sich aber kaum frei, als sie im Exilium mit den Colonna Anstalten trafen, die ihnen zu nützlich. Aber bei dem thörichtesten Angriff auf St. Pauls Thor erlitten die Verbündeten, gegen die auch die Drifini von Compessoire die Waffen ergriffen hatten, die vollständige und schimpflichste Niederlage. Nikolaus Drifino der Capitano del popolo, und Jordan Drifino del Monte, Martin's Sohn, wurden bei dieser Gelegenheit gefangen. Jordan scheint aber alsbald seine Freiheit wieder erlangt zu haben, denn schon vor Anknüpfung Vertrandes von Deur, des päpstlichen Legaten, hatte er Truppen versammelt, bis an die Thore von Rom Verwühlungen angesetzt, und hierdurch der Revolution vom 15. Dec. 1347, mit welcher die Gewalt des Aribans zu Grabe ging, den wichtigsten Vorstoß gethrieben. Dem gewöhnlichen Schicksal einer siegenden Partei konnten die Patricier indessen nicht entgehen; unmittelbar nach dem Siege trennten diejenigen sich, die nur durch die gemeinsame Gefahr vereinigt gewesen, an die Spitze der Drifini trat Eusebio Savelli, mit den Colonna hielt es Rinaldo Drifino. Letzterm gelang es, durch eine plötzliche Volksbewegung den Savelli und alle seine Drifini aus der Stadt zu verjagen, und sie blieben verbannt, bis Papst Innocentius VI. unmittelbar nach seinem Regierungsantritt einen Vergleich zu Stande brachte, wonach die höchste Gewalt zwischen den beiden streitenden Geschlechtern, und zwar zwischen zwei Senatoren, dem Grafen Berthold Drifino und dem Stephan Colonna getheilt werden sollte. Wenige Wochen nach der Einführung dieser Senatoren entstand, durch eine steigende Theuerung veranlaßt, ein Aufruhr; das Capitol wurde

belagert, Colonna entkam unter einer Verhüllung, aber Berthold verpätschte sich und wurde von dem rasenden Pöbel gesteinigt. Ein wüthender Kampf erhob sich unverzüglich zwischen den Drfsini und den Colonna, und wurde bis in den August des Jahres 1353 fortgesetzt. Da ermüdete das Volk, überdies für seine Großen zu bluten, sich den König Baroncelli, einen Notarius des Senats, zum Tribun; Johanna Drfino und Peter Colonna, die bisher das Capitol befehligten, und sich als Senatoren konstituirten hielten, mußten ihre Stellung übergeben, die ganze Stadt unterwarf sich dem Tribun. Erschüttert durch so viele Revolutionen näherte sich indeß die Linie der Drfsini von Montegiordano allmählich ihrem Ende; mit dem Aufgange des 14. Jahrh. war sie gänzlich erloschen, und die Colonna und Savelli herrschten ungetheilt über Rom, bis die Drfsini von Bracciano, als Erben derer von Montegiordano allmählich an ihre Stelle zu treten vermochten. Auch Berthold Drfino, der 1338 als Erzbischof von Neapel vorkommt, war aus der Linie von Montegiordano entsprossen.

Gentilis, des Papstes Nikolaus III. ältester Bruder, war ein Väter von vier Söhnen: Berthold, Mattheus, Romanus und Drso. Drso wurde von seinem Onkel, dem Papste Nikolaus, mit der Engelsburg, dem Castello S. Angelo, beehrt, daher seine Linie, obgleich die Engelsburg bald von den Päpsten zurückgenommen, und fast ihrer des Castell Foglia gegeben wurde, den Namen di Castello trägt. Drso war auch Präfekt der Stadt Viterbo; foun aber hatte Nikolaus II. die Augen geschlossen, als Riccardo degli Annibaldi die Stadt überfiel, und den Präfekt verjagte, wodurch es Johann der Anjou'schen Partei möglich wurde, die beiden Cardine Drfsini, den Jordan und Mattheus, und auch ihren Vetter, den Cardinal Latinius Frangipani, gefangen zu nehmen, und dem durch diesen Vorgang erschrockenen Concilium Gehele vorzuschreiben. Die Bewegung erstreckte sich aber noch weiter: in Rom selbst brachen Unruhen aus, und noch mannhafter Kämpfe sahen die Drfsini sich genöthigt, in Vellestina Zuflucht zu suchen. Unter Drso's Nachkommen sind besonders die Herren von Foglio und Bomarzo (nördlich von Viterbo unweit der Tiber), und später die Marchesen della Penna zu bemerken. Aus der Linie von Foglio war entsprossen Vicinus I., des Peter Angelus Sohn, der sich unter Sixtus IV. Päpste durch seine Thatigkeiten verdammt machte, und einen seiner nicht unwürdigen Söhne hinterließ. Dieser, Johann Konrad, stand in dem Jahre, welches die Ufer des Tizano, im October 1477, gegen einen wüthigen Angriff des Beilers von Bosnien vertheilgen sollte, aber der überlegenen Anzahl und Gewandtheit der Ältern unterlag, und gänzlichem Verderben nicht entgangen wäre, hätte nicht Johann Konrad, nach des obersten Feldherrn, des Grafen Novello von Verona, Falle, den Befehl des geschlagenen Heeres übernommen, und seine Trümmer jenseit des Tagliamento in Sicherheit gebracht. Auch in dem durch die Rigue von Cambray veranlaßten Kriege diente Johann Konrad den Venetianern, und seine Schuld war es nicht,

daß Wilhelm von Roggendorf im J. 1515 dem belagerten Brescia 8000 Äxolger zuführen und auf diese Weise die abgeschlossene Capitulation unkräftig machen konnte. Johann Konrad hatte dem Marsche der Äxolier über Rodron und Rocca d'Anso alle erhebliche Hindernisse entgegengesetzt, in einem nächsten Überfall ihnen großen Schaden zugefügt, einen ihrer Hauptleute, den Johann von Stern, getödtet, und den König Ludwig von Rodron gefangen vorgeführt. Gleich so vielen andern Drfsini schloß er sich dem Herr an, mit welchem Lautrec 1528 die Eroberung des Königreichs Neapel unternahm und größtentheils vollführte. Als der König der französischen Waffen erlich, vertheidigte sich Johann Konrad auf das Hartnäckigste in Ronopoli, in Terra di Bari. (1529), und erst nach kourtem Tode konnte er genöthigt werden, gleichwie Rencio Gori (der sein Drfino war, so zuverlässig und vielfältig dieses auch von Siemonti und in der Biographie universelle beauptet wird) und gleichwie Camillo Drfino von Ramentano in Barletto Zuflucht zu suchen. In der Hoffnung, den Fall dieses letzten Bollwerkes durch eine Diversion nach der Terra d'Drtranto auszubolen, schickte Johann Konrad sich mit 4000 Fußkängern ein. Er nahm mit Gewalt die feste Stadt Barro, ging aber auf die Nachricht, daß Marcon mit einer sehr überlegenen Macht im Anzug, abermals unter Segel, und erichen vor Vellestina. Die Stadt wurde erodet und geplündert, und Johann Konrad, ohne Hoffnung die Citadelle zu überwinden, kehrte nach Barletto zurück, um diesen Ort und ganz Apulien zu räumen, wie es der mittlerweile zu Stande gebrachte Friedensvertrag forderte. Johann Konrad hinterließ zwei Söhne, Vicinus II. und Maharbal. Dieser diente den Franzosen mit Auszeichnung, besonders in den Feldzügen um Gorico und Siens, und Vicinus II. erwarb sich nicht weniger Ruhm, als er 1553 an des Herzogs von Vorno, des Horazio Kamele, Seite, Hedbin gegen die Kaiserlichen vertheidigte, oder wie er 1556 Vellestina gegen alle Anstrengungen des Herzogs von Alba beauptete. Der letzte der Marchesen della Penna (aus der Hauptlinie), Martinus, vermachte sterbend, im J. 1674, einen Theil seiner Güter der apostolischen Kammer, einen andern dem Herzoge von Bracciano, zum Nachtheile seiner an dem Marchese von Perne, an Franz Felix Drfino, verheiratheten Schwester Anna Elisabeth; allein Penno (in dem Herzogthume Spoletto, unweit Bomarzo und der Tiber) wurde olbald, als ein Stammgat von einer Seitenlinie in Anspruch genommen, dieser auch nach einigen Rechten zuerkannt. Aus dieser Seitenlinie war entsprossen Dominicus Morio Drfino, der nach dem Aussterben des Hauses Brocciano durch Vergleich mit der Prinzessin Drfino die Zennia di Monte Gasole, in dem Gebiete von Bomarzo erble. Sein Bruder, Johann Konrad, ein Sohn von Johann Konrad und Christina Colonna, der Tochter des Herzogs Cesar del Fiume di Nisi, wurde vom Papste Benedict XIII. im October 1724 als fast Vetter, und als der Stammhalter der Drfsini del Castell S. Angelo anerkannt; zugleich wurden seine Besigungen Mugnano, Monte Gasole,

Penna und Gattoneillo zu einem Fürstenthum erhoben, wiewol Johann Konrad diesen Titel nicht annehmen wollte. Er vermählte sich am 9. Nov. 1724 mit Maria Rinnora, des Marsche Franz Maria Ottieri Tochter, und hatte von ihr drei Söhne und drei Töchter. Der älteste Sohn, Johann Konrad III., wurde der Vater der Marschese Benedikt und Desio Orsini. Eine Rekrutlinie der Orsini di Castello sind auch die Orsini dei Cavalieri. Diesen Beinamen führen sie seit der Vermählung Gabriels Orsini mit Johanna dei Cavalieri; der Sohn dieser Ehe, Marius, wurde nämlich durch seinen Großvater, des Johann Baptist Cavalieri Testaments, vom J. 1507, in den Namen und die Erbrechte der Familie Cavalieri eingesetzt. Kaspar Orsino Marschese dei Cavalieri und Fürst von Capovino, war im J. 1752 mit Maria Hyacintha, des Marius Marscottii, Grafen Capivuchii Tochter, verheirathet, und hatte von ihr mehrere Kinder.

Romanus, des Gentilis dritter Sohn, war ein Dominicanermonch. Matthäus Rossi, der zweite Sohn, trat ebenfalls gar zeitlich in den geistlichen Stand und empfing von Urban IV. im J. 1263 die Würde eines Cardinal-Diakons, tit. S. Marina in Portico. Als Statthalter des Patrimoniums und eifriger Beistand hatte er viel mit dem römischen Senator, mit Peter de Vico, den Marsfred von Sicilum und seiner ganzen Macht unterstützte, zu kämpfen. Von seinem Dilemma, dem Papste Nikolaus III., wurde er zum Erbprieester der St. Peterkirche, zum Vorsteher des Hospitals S. Spirito in Cassia, und zum Protector des Minoritenordens gemacht. Als diesem Papste 1268 zu Viterbo ein Nachfolger gewählt werden sollte, erregte die Bürgerschaft, auf Karls von Anjou Veranlassung, einen Aufstand, setzte den Cardinal und seinen Vetter, den Cardinal Jordan, gefangen, und ließ sie einige Tage bei Wasser und Brod saßen. Sie wurden in Freiheit gesetzt, als sie nicht mehr dem Willen Karls von Anjou, in Betreff der Papstwahl, hinderlich sein konnten, und die Bürger von Viterbo wurden, zur Strafe ihres Vorgehens, mit dem Banne belegt, von dem sie doch zuletzt Matthäus Rossi durch seine Fürbitte befreit. Nach Nikolas' IV. Tode fand Matthäus in dem Conclave, welches sich zu Perugia verlammetete, vorzüglich an seinem Vetter, dem Cicerilianer Napoleon Orsino von Monte Giordano, einen hartnäckigen Gegner, und ihren Zwistigkeiten allein war es zuzuschreiben, daß die Kirche zwei Jahre lang ohne Oberhaupt blieb, bis sich alle Stimmen, wie durch ein Wunder, zu Gunsten des frommen Einsiedlers Peter de Mozone (Gilestin V.) vereinigten. Als Gilestin V. Nachfolger, Bonifacius VIII., durch der Bürger von Anagni kühnes Einschreiten aus der Gewalt der Franzosen befreit worden, übergab er sich dem Schutze der Orsini. Matthäus Rossi führte ihn mit gewonnener Hand von Anagni nach Rom, bekräftigte ihn aber bald als einen Gefangenen, entvord er um der Welt das Scandal eines gemüthkranken Papstes zu verdrängen, oder aber, um in des nun angeblich Gemüthkranken Namen zu herrschen. Bonifacius, um sich so lästiger und geheimerer Aufsicht zu entziehen, war des

Willens, den Schutz der Annibaldeschi anzugreifen; als er aber zu dem Ende von dem Vatican nach dem Lateran hinfüberziehen wollte, traten ihm Matthäus und dessen Vetter der Cardinal Jordan in den Weg. Der Papst wurde gezwungen, nach seinen Gemächern zurückzukehren, von weitem Kränkungen aber bald durch den Tod erlosch. Die Cardinale verlammeten sich, ihm einen Nachfolger zu geben, und so großen Einfluß auch Matthäus auf das heilige Collegium übte, so scheint es ihm doch nicht in den Sinn gekommen zu sein, sich um die päpstliche Krone zu bewerben; er war vielmehr bedacht, der Kirche eine aristokratische Verfassung zu geben und ihre Oberhaupt aller Gewalt zu entziehen. Dieses Vorhaben durchzuführen gab er dem gütwilligen, aller Familien Verbindungen entbehrenden Cardinal-Bischof von Ostia seine und seiner Anhänger Stimmen, und Benedikt XI. hatte ihnen seine Erhebung zu verdanken. Benedikt war geraume Zeit nur der Diener der Cardinale; als er, ihrer Tyrannie auszuweichen, unter dem Vorwand eines Lustwechsels sich nach Afixi begeben wollte, unterlagten die Cardinale ihm diese Reise, und er würde darauf haben verzichten müssen, hätte nicht Matthäus aus gebelenden Gründen sich für ihn verwendet. Benedikt's schätzbarer Tod (4. Jul. 1304) erzeugte neue Verwirrungen. Diesemal strebte Matthäus nach der dreifachen Krone, ihn unterstützten der Rest von Bonifacius VIII. und alle Cardinale von der alten weißlichen Partei, während ihm, wie gewöhnlich der Cardinal Napoleon Orsino mit den Colonna, mit den Siciliani, mit den Anagninern des Königs von Frankreich, feindlich gegenüber stand. Schon volle Monate dauerte der Kampf, bis das Volk von Perugia, in seiner Ungeduld, die Streitigkeiten im Conclave bedrohte, und ihre Portionen verminderte. Die Nothwendigkeit, einmal zu Ende zu kommen, erzeugte das bekannte Compromiß, wodurch die Erneuerung des Papstes in die Hände des Königs von Frankreich gegeben, Matthäus aber vollständig überliefert wurde. Matthäus starb im J. 1306 zu Perugia, von wo sein Leichnam, den man nach neun Jahren noch unversehrt gefunden, nach Rom in das Grabgewölbe gebracht wurde. Er hat de auctoritate ecclesiarum, expositionem in psalmos, sermones aereos und epistolae geschrieben.

Benedikt, des Cardinals Matthäus Rossi Bruder, und des Gentilis ältester Sohn, wurde von seinem Dilemma, dem Papste Nikolas III., zum Grafen der Romagna, womit die Herrschaft des Gracchos und der Stadt Bologna verbunden, ernannt, und es kam für ihn eine Vermählung mit einer Prinzessin aus dem Hause Karls von Anjou in Betracht. Karl wies diesen Vorschlag auf eine beleidigende Art ab, und Benedikt, um sich zu rächen, gab der Politik des päpstlichen Cabinets eine ganz veränderte Richtung; insbesondere behauptet man, daß er sich durch der Griechen Geld habe erkaufen lassen, um sich bei seinem Dilemma für Johannes von Procida kühnes Unternehmen, für die Befreiung Siciliens, zu verwenden. Demum wurde er aber durch den neuen Papst, durch den dem Anjou'schen Interesse gänzlich ergebenden Martin IV., der Grafschaft Romagna ent-

seht. Als Prätor von Orvieto hatte er vielfältig mit dem Grafen Guido von Montefeltro zu kämpfen. Sein Sohn Gentilis, der 1286 als Senator von Rom, 1300 als Prätor von Orvieto vorkommt, hatte in erster Eigenschaft viel mit den Colonna zu kämpfen, die auf alle Weise ihre Wiedereinführung in den vorigen Stand suchten. Einst waren sie in großer Anzahl und wohlbewaffnet ausgezogen, um auf einem ihrer Schlösser einzuziehen. Auf der Landstraße, unweit Palestrina, stießen sie auf die Orsini, die allen Ansehen nach in einer ähnlichen Demonstration begriffen waren. Kein Theil wollte dem andern weichen, und es entspann sich um den Vorzug des Ranges ein Gefecht, das mit der äußersten Wuth geführt, mit der Niederlage der Orsini endigte; sechs der Bornehmsten von ihnen, dann Richard della Rota, aus der Linie der Ubaldeſchi, wurden gefangen, der Graf von Anguillara aber blieb auf dem Platze. Als bald verbreitete sich die Nachricht in dem Lande, in Todi und Spoleto erhoben die bisher unterdrückten Ghibellinen ihr Haupt, alle Welfen wurden vertrieben, und eine allgemeine Ummüldung schien dem Kirchenstaate bevorzustehen, als Gentilis schnell herbei eilte, und mit den Truppen, über die er als Regent von Perugia verfügte, die Unterwerfung von Spoleto erzwang. Dann wendete er sich gegen die von Todi, die unter des Bindo de Basci Befehlen ihm mehrere Schamägen lieferten, endlich aber des Monte Molino eine vollständige Niederlage erlitten; sie ließen über 1000 Gefangene im Stiche, „senza eho vi morisse perzona“, ergrüßte Sansovino. Gentilis ließ sodann Monte Cassino, und das ganze übrige Gebiet von Todi ausplündern, und führte seine Truppen in die Erfrischungsquartiere nach Marsciano und Cerqueto. Ein zweiter Feldzug wurde dem Ghibeliten von Todi noch verdrerblicher, denn auch die Karmele, der Herr von Bisengo und sogar der eben von Avignon eingetroffene Cardinal Napoleon Orsini hatten ihre Kräfte zu Gentilis' Herr, in dem Lager bei Colleppe, an der Tiber stoßen lassen, und dasselbe dermaßen verdrückt, daß der Tod, nachdem sie ihre Ernten und Heerden eingebüßt, nichts als Unterwerfung übrig ließ. Die Ghibellinen des Kirchenstaats waren gänzlich unterdrückt, als der Feldzug Kaiser Heinrichs VII. alle ihre Hoffnungen weckte. Gentilis, wenig bekümmert um das, was in Toskana vorgegangen, hatte in Rom alle Anstalten zu einer entschlossenen Vertheidigung getroffen. Unterstützt durch einen Herrhaufen, den ihm des Königs Robert von Neapel Bruder, der Prinz Johann, zugeführt, hatte er den Senator, den Grafen Ludwig von Savoyen, mit Gewalt aus dem Capitol vertrieben, und dieser Pöbel, die Thürme am Fuße des Capitols, die Engelsburg, die St. Peterskirche und die Trastevere mit starken Besatzungen versehen; während er also den Aventin, Celio, den Luvinal, den Esquilie mit dem Viminalen und der Suburra den Colonna preisgab, war ihre directe Verbindung mit den Kaiserlichen, die über Viterbo anrückten, gestört. Heinrich VII. suchte sich über den Ponte Moleo Bahn zu brechen; ein heftiger Kampf gab keine Entscheidung, aber während desselben wurde die Tiber weiter aufwärts von einigen teut-

schen Reitergeschwadern überschritten (7. Mai 1312), und der Kaiser, dieser Bewegung folgend, nahm sein Quartier auf dem Aventin, knüpfte jedoch zugleich mit seinen Gegnern Unterhandlungen an. Sie blieben erfolglos, wie die große Versammlung, zu der Heinrich alle römische Barone, ohne Unterschied der Parteien, hatte berufen lassen, und eine Gewaltthätigkeit, die sich der Kaiser gegen einen seiner Anhänger, den Peter degli Annibaldi, erlaubte, indem er ihn zwang in seine Fesseln teufliche Besatzung einzunehmen, gab das Signal zu einem Kampfe, in dem sich beinahe die ganze Bevölkerung Roms gegen die Fremden vereinigte. Gleichwohl wurde das Capitol, der Lateran und später das Coliseum, das Theater des Marcellus u. von den Kaiserlichen genommen, und ihre Erfolge würden noch glänzender geworden sein, hätten sie nicht mit allzugroßer Vorliebe die Zerstörung der Häuser der Orsini betrieben; während sie damit beschäftigt, that Gentilis von der Engelsburg aus einen Ausfall, der den Kaiserlichen über 200 Reitere, darunter ein Graf von Baor, und des Grafen Ludwig von Savoyen Bruder, Peter, kostete; auch verloren sie einen Adler und die Banner von Flandern und Savoyen, die Gentilis, als Siegelzeichen, nach Florenz schickte. Mit gleichem Erfolge trogten seine Besatzungen im Vatican und in der Città Leonina allen Anstrengungen der Gegner, und nach zwei Monaten immerwährenden Kampfes und wilder Verheerung hatte Heinrich die Ubergewinnung gewonnen, daß die Eroberung von Rom seine Kräfte überstieg. Darum nahen er, weil die St. Peterskirche immer noch in der Orsini's Hände war, im Lateran die Kaiserkrone, dann begab er sich, einer reinen Lust zu genießen, nach Tioli; endlich trat er den Rückzug nach Toskana an. Gentilis aber empfing, als wohl verdiente Belohnung für so viele Anstrengungen, aus den Händen des Königs Robert die Würde eines Groß-Justitiarius von Neapel, und 1314 den Auftrag, als des Königs General-Vicarius die Republik Florenz zu regieren. Sein Tod scheint bald darauf erfolgt zu sein. Er war dreimal verheirathet: 1) mit Simonetta, 2) mit Clariss' Ruffa, des Grafen Peter von Catanzaro Tochter, 3) mit Jakob, des Johann Pierleone Tochter. Aus der zweiten Ehe war entsprossen Raymond oder Romanellus, der dem Vater als Groß-Justitiarius von Neapel folgte, auch durch seine Vermählung mit Anthonia von Frankfurt, des Grafen Guido, aus ihrem hochberühmten französischen Geschlechte, Tochter (verm. den 8. Jun. 1293), die Grafschaft Nola in der Terra di Lavoro erwarb. Von dessen Gohne wurde der jüngere Guido, der Ändere der Grafen von Sovano und Pignatano, der ältere aber, Robert, Graf von Nola, Palatinus des Königreichs Neapel, war mit Europa de Baor oder de Balzo, des Gensschalls Hugo Tochter, verheirathet, erward durch diese Heirath die Grafschaft Solito, und hinterließ die Söhne Nikolaus und Jakob. Jakob, Herr von Bivovaro, an dem Laverone, oberhalb Tioli, wurde von Urban V. im J. 1365 zum Cardinalen, tit. S. Georgii ad velum aureum ernannt, und hatte 1378, nach Gregors XI. Ableben, nicht geringe Hoffnung, selbst den päpstlichen Stuhl ein-

junehmen, eine Hoffnung zwar, die ihm der neue Papst Urban VI. niemals vergah, und daher ihm einfiel, in einem geheimen Confissorium sagte: „quod erat unus solus“ (*Thomas de Averno* p. 725). Jakob starb zu Ricovaro, den 15. Aug. 1379. Sein älterer Bruder, Nikolaus, Graf von Nola und Soletto, war mit einer Sabran, des Grafen Wilhelm von Ariano Tochter, verheirathet, und durch sie Vater von zwei Söhnen. Der jüngere, Raymund, gründete die Linie der Fürsten von Tarcent, von der alsbald, der ältere, Robert, Graf von Nola und Groß-Justitiarius von Neapel, hinterließ die Söhne Peter oder Porcius, den Grafen von Nola und Agilafius, eben diejenigen, die in des Königs Ladislaus Ungnade versanken, von ihm in Nola belagert und demnächst gezwungen wurden, im Auslande Zuflucht zu suchen. Peters Sohn, Raymund, wurde jedoch durch die Königin Johanna II. in die Grafschaft Nola wieder eingesetzt, erhielt von ihr auch als Erbsitz für Neituno und Astura, die er um ihre Willen an den Papst Martin V. abgetreten, die Grafschaft Sarno in Principato citra. Ihn desto fester an seine Interessen zu knüpfen, vermählte ihn König Alfons von Aragonien mit seiner Ruhme Eleonora von Aragon, des Grafen von Urgel Tochter, in Ansehung welcher Vermählung Raymund zugleich mit dem Herzogthume Amalfi, und 1438 mit dem Fürstenthume Salerno beschenkt wurde. Als Fürst von Salerno, Herzog von Amalfi, Graf von Nola, Sarno, Arripalza, Herr von Palma, Avello, Rauro, Sorino, Ascoli u. Groß-Justitiarius von Neapel, gehörte er unstreitig zu den mächtigsten Baronen des Königreichs. Er starb im J. 1459. Den einzigen Sohn, den ihm Eleonora von Aragon geboren, hatte er längst begraben; auch die an Virginius Drfino, den Grafen von Agliacozzo, verheirathete Tochter, Isabella, war nicht mehr unter den Lebenden, so vertheilte er denn seinen Reichthum unter seine drei Bastarde Felix, Daniel und Jordan, die er vom Kaiser Friedrich III. und vom Papste Nikolaus V. legitimiren lassen, und zwar gab er an Felix das Fürstenthum Salerno und die Grafschaft Nola, an Daniel die Grafschaft Sarno, an Jordan die Grafschaft Arripalza; Felix sollte auch des Königs Ferdinand natürliche Tochter, Maria, zur Gemahlin haben; allein er wie seine Brüder, verscherten gar bald durch Theilnahme an der großen Empörung der Barone des Monarchen Gunst und wurden ihres ganzen Eigenthums beraubt, womit sie dann zugleich verschwinden. Salerno gab der Königin an Robert von San-Serocrino, Nola aber, Arripalza, Avello, Rauro und Sorino an Drso Drfino, aus dem Hause Vitigliano.

Das Haus Tarcent. Raymund (Ramondello), des Grafen Nikolaus von Nola und der Sabran jüngerer Sohn, erbte von seinem Groß-Onkel, Raymund des Baure, die Grafschaft Soletto, schrieb sich daher te Balzo-Drfino, und diente geraume Zeit mit Ruhm, als Condottiere in Syrien. Kaum nach der Heimath zurückgekehrt, übertrug ihm König Karl III. der Erste sich gegen den Herzog Ludwig von Anjou zu verteidigen hatte, die Bewachung der wichtigen Feste Barletta,

und Raymund wußte nicht nur mit Barletta seinem Ansehn die ganze Provinz Bari zu erhalten, sondern ließ auch viele Edle, deren Treue gegen das Haus Durazzo ihm verdächtig, hinrichten. Nichtsdestoweniger fiel er selbst bei Karl III. in Ungnade; er wurde in Fesseln geworfen, entkam aber aus dem Kerker, und nahm sofort für den Herzog von Anjou Partei. Dieser, sich eines so wichtigen Auhängers noch mehr zu versichern, vermählte ihn mit der Gräfin von Lecce und Gualtro (in Terra d'Aranto), mit Maria von Englien. Nach des Herzogs Ludwig von Anjou Tode versammelte Raymund die Trümmer des französischen Heeres unter seinen Fahnen, und sie halfen ihm den Papst Urban VI. entsetzen, den der König von Neapel in Nocera eng eingeschlossen hielt; zum Lohne verschieb ihm der Papst die Stadt Benevento. Nach Karls III. Tode wurde er mit der Königin Witwe und mit ihrem Sohne Ladislaus ausgesöhnt, auch zum Consonant der Kirche und zu einem Hüter der vormundtschaftlichen Regierung in Neapel ernannt. Dieses letzten Auftrags entledigte sich Raymund mit Ruhm, bis eine neue Beleidigung ihn veranlaßte, nochmals zu der Anjou'schen Partei überzutreten. Aus den Händen des Herzogs Ludwig II. von Anjou empfing er 1398 das Fürstenthum Tarcent. Als dieser aber später das Königreich verließ, Alles vor Ladislaus sich beugte, zog Raymund mit einer außerordentlich schönen Mannschaft dem jungen Könige Stadt, wie zum Kampf, entgegen; in dessen Angesicht ließ er plötzlich die Fahnen senken, zum Zeichen, daß er sich und die Seinen in des Fürsten Gewalt begeben, und Ladislaus, erfreut durch eine so unerwartete Unterwerfung, nahm ihn zu Gnaden auf, bestättigte ihn auch in dem Besitze des Fürstenthums Tarcent, wozu außer der Stadt selbst noch Aranto, Brindisi, Lecce, Marco, Gallipoli, Ostuni, Bitonto, Mottola, Martina, Ugento, Bitetto und Conversano, sämtlich erzbischöfliche und bischöfliche Sitze, gehörten. Raymund, der auch noch das Herzogthum Andria und viele andere große Lehen besaß, starb im J. 1403; seine Witwe, Johanna von Englien und der Petrus von Brienne, der Gräfin von Lecce, Tochter, wurde alsbald von König Ladislaus in Tarcent belagert und gezwungen, ihm 1406 ihre Hand zu reichen; da aber Ladislaus eigentlich nur ihre Fesseln gewollt, so ließ er sie alsbald mit ihren Kindern verhaften, ihre Güter aber einziehen. Sie blieb, auch nach des Königs Tode, der Freiheit beraubt, bis Jakob von Bourbon, Graf von la Marche, nach Neapel kam, um des Ladislaus Schwester, die Königin Johanna II., zu heirathen. Nach den Bestimmungen des Vertrags, der ihr die Freiheit gab, und den sie dadurch erkaufte, daß sie ihre Tochter, Katharina Drfino, an des französischen Prinzen Begleiter, an Arlikan von Clermont, vermählte, und ihr die Grafschaft Cupertino in Terra d'Aranto als Heiraths-gut anwies, mußte Maria auf den königlichen Titel verzichten und das Fürstenthum Tarcent dem Prinzen von Bourbon überlassen. Jakob entzweite sich bald mit seiner herrschsüchtigen Gemahlin, nach mehreren, stets verfehlten, Bemühungen, die Fessel der Herrschaft zu errei-

sen, entließ er vom Hofe, um in Tarent eine unabhängige Stellung wiederzufinden; allein Maria von England befand sich in der Nähe, drohete ihre Vasallen und ließ durch sie Tarent einschließen (1419). Jakob, zur Verzweiflung gebracht, ging einen Vertrag ein, wodurch er das Fürstenthum gegen eine Summe Geldes an Johann Anton Drifno, Raymond's Sohn, überließ, und ging nach Frankreich zurück, um seine Tage in einem Kloster zu beschließen.

Johann Anton, der durch seiner Mutter fühne Entschlossenheit in das väterliche Erbe wieder eingesetzte Fürst von Tarent, erlangte als solcher, nach einigen Ärgern, der Königin Anerkenntniß, und fing alsbald an, seine Gebiete, hauptsächlich durch Kauf, zu erweitern. Auf diese Weise erwarb er Bari, Montepeloso, Pomarico, Matera, Aquariva, Minervino, Ruvo, Casa Massima und Lucella, in den Provinzen Capitanata und Bari, Bitumari, Vico Lucadogna, Bitoccia, Carbonara, Accabia, Garife, Ballata, Gallelo, S. Nicolo, Torcarino, la Guardia Lombarda, Melito, Moniaguto, Donito und Montepeloso, in Principato Ultra, endlich das alte Acerro und Marigliano, in Terra di Lavoro. Eine so große Ausbreitung wurde der Königin bedenklich, und sie schickte ihren Adoptivsohn, den Herzog Ludwig III. von Anjou und den Jakob Caldora mit einem bedeutenden Heere gegen den übermächtigen, durch seine Verbindungen mit dem Könige von Aragonien noch verächtlicheren Vasallen aus. Nach zweijährigem Kampfe waren beinahe alle seine Festen gefallen; in Tarent selbst hatte er eine schwere Belagerung auszuhalten, und obgleich der Herzog von Anjou genöthigt wurde, mit einiger Schande abzugeben, so schienen doch Johann Anton's Angelegenheiten gänzlich verwerflich. Aber am 12. Nov. 1434 starb der Herzog von Anjou, in Folge der vor Tarent aufgetauchten Muthseligkeiten, und am 2. Febr. 1435 folgte ihm die Königin, und Johann Anton seiner mächtigen Gegner entliebig, und durch aragonische Hülfstruppen verstärkt, nahm alles ihm Abgebrungene wieder ein, unterstüzte auch auf das Wirksamste des Königs von Aragonien Ansprüche an den neapolitaniſchen Thron, wann er gleich, wie der König selbst, in der Gefaschlacht bei der Insel Ponza, den 6. Aug. 1435, der Genueser Gefangener wurde. Johann Anton wurde nämlich, noch früher als der König selbst, freigegeben, und wendete alle seine Kräfte an, den erlittenen Schaden wieder gut zu machen. Als der Patriarch von Alexandria, Johann Bittelsch, dem Herzoge von Anjou zum Vortheil eine päpstliche Armer nach dem Königreiche führte und manoeuvrirte, um sich mit des Caldora Arme zu vereinigen, suchte der König Alfons den Fürsten von Tarent, der ein abgesondertes Truppcorps beschickte, an sich zu ziehen. Ob dieser oder die erhaltenen Besuche ausführen konnte, wurde er unvermuthet vom Bittelsch bei Monte Fuscoli, südlich von Benevento, an gegriffen, geschlagen, und selbst zum Gefangenen gemacht (1437). Johann Anton war nicht gemeint, um seiner politischen Bestimmung willen ein Märtyrer zu werden, und es kostete dem Sieger nur wenige Mühe, ihm

die bisherigen Verbindungen zu zerreißen und ihn für das Haus Anjou zu gewinnen. Viele Städte folgten seinem Beispiele, und Alfons von Aragonien gerieth in Gefahr, die Früchte unendlicher Anstrengungen zu verlieren; zum Glück für ihn erzwang sich der Patriarch Bittelsch mit Johann Anton, und dieser, der den Vorwurf, als trachte er dem Patriarchen nach dem Leben, nicht hören wollte, verließ das Meer, um nochmals dem König Alfons seine Dienste anzubieten (1438). Dieser übertritt wurde entscheidend. Schon in dem Frühjahre des Jahres 1439 drang der Fürst von Tarent mit den 11,000 Mann, die er für Aragonien bewaffnete, bis Posigliano, ganz nahe bei Neapoli, und im folgenden Jahre machte er sich ganz Apulien, bis auf das einzige Manfredonia, und einige wenige Gassele, in denen Forza Befaszung hatte, unterwerflich. Darum wurde er auch von Alfons, als dieser sich endlich durch ihn, im vollkommenen Besitze des Königreichs sah, zum Groß-Comestable mit einem festen Einkommen von 100,000 Dukaten ernannt, unter der Verbindlichkeit, jederzeit zum Dienste seines Herrn 1000 leichte Reiter zu unterhalten; es wurde ihm auch der Besitz des Fürstenthums Tarent auf das Heirathliche bestätigt, und seine Rechte Isabelle von Clermont, der Gräfin von Eupertino Tochter, an Ferdinand von Aragon, des Königs natürlichen Sohn, vermählt. Diesem natürlichen Sohne hatte Alfons die Nachfolge in seiner mühsamen Eroberung, in dem Königreiche Neapoli zugesagt; als aber die Großen und die Abgeordneten der Städte in Capua zusammentraten, um dem neuen Könige zu hulbigen, blieb der einzige Johann Anton aus. Es sei, behauptete er, seiner unwürdig, einem Vasall zu gehorchen, und der König war genöthigt, sein Anerkenntniß durch demüthigste Bitten und die auschwärztesten Zusagedinnisse zu suchen. Aber um keinen Preis war Johann Anton zu bewegen, daß er seine Residenz, das feste Lecce, verlassen hätte. Stets besorgt, ein Opfer der Arealpolitik Ferdinands zu werden, und alle verheißene Gnaben als Goldstücken betrachtend, hinter denen das Verderben verborgen, suchte er sich durch Verbindungen sicher zu stellen (1459), und nachdem er sich den Beistand des Fürsten von Rossano, des Herzogs von Ari, und des Markgrafen von Grotone gewonnen, bot er die Krone von Neapoli zuerst dem Könige von Aragonien, Johann II., dann dem Herzoge Johann von Calabrien, dem Sohne des vormaligen Prudenten Renat von Anjou an. Der Herzog von Calabrien betrat im October 1459 den neapolitanischen Boden und augenblicklich begann eine heftige Revolution, durch welche dieses Land so oft gewonnen und verloren worden ist. Campanien, Abruzzo und Apulien erklärten sich beinahe gleichzeitig für den Herzog von Calabrien; Johann Anton, an der Spitze von 3000 Reitern, stieß zu ihm, und nach der Schlacht bei Sarno, 7. Jul. 1460, durften die Verbündeten sich nur vor Neapoli zeigen, um die Eroberung des Königreichs zu vollenden, denn Ferdinand hatte seine Arme mehr, um seine Hauptstadt zu vertheidigen. Aber der Fürst von Tarent wünschte keineswegs einen Krieg, durch welchen seine Macht so

unmüßig erhöht worden, sobald zu bernügen. Dabei war er der Rhein der Königin Isabella, der Gemahlin Ferdinands, und diese fand, wie man versichert, vorwiegend unter einer Franziskanerkutte, Eingang in des Heiligs Lager, warf sich ihm zu Füßen und beschwor ihn, sie nicht von dem Thron herabzulassen, auf den er selbst sie erhoben habe. Johann Anton schien gerührt, sein Eifer für die Fortsetzung des Kriegs erlosch, er bewog den Herzog von Calabrien zunächst die Belagerung einiger kleinen Städte in Campanien zu betreiben, dann, nachdem der ganze Sommer verloren worden, die Winterquartiere zu beziehen. Ferdinand, unterliegt vornehmlich durch den Einfluß, den seine liebenswürdige Gemahlin auf die Bewohner der Hauptstadt gewonnen hatte, unterliegt auch durch die Kriegserfahrung und durch die Evidenz der Gebühreder Sorge, bekam Zeit, die Hilfsquellen, die ihm noch geblieben waren, zu benützen; Genua, für den Herzog von Calabrien ein Hauptstützpunkt, wurde ihm entziffen, der Papst Pius II. erklärte sich für den König Ferdinand, und schickte ihm ein bedeutendes Heer zu Hilfe, und zu gleichem Zwecke kam Scanderbeg aus Epirus herüber. Statt wie bisher auf die Vertheidigung von Barietta und Trani sich zu beschränken, konnte Ferdinand im J. 1461 selbst in Apulien angriffsweise verfahren. Im nächsten Sommer schien zwar endlich Johann Anton aus seinem Schlummer zu erwachen; er eroberte Giovenazzo, Troja und Andria, allein am 18. August 1462 erlosch Ferdinand über den Herzog von Calabrien den entscheidenden Sieg von Orsaria unweit Troja und Johann Anton, an einem glücklichen Ausgang des Kampfes verzweifelnd, gebugt durch 70 Jahre und durch eine hartnäckige Fieberkrankheit, suchte sein Heil einzig in Unterwerfung. Ferdinand selbst kam ihm auf halbem Wege entgegen, ließ ihm durch den Cardinal von Ravenna und durch den malländischen Gesandten die vorteilhaftesten Anträge machen, nannte ihn nach wie vor seinen Rhein, den er niemals genugsam ehren und lieben könne, verließ ihm nicht nur den Besitz aller seiner Lehen, aller seiner Besitzthümer, wie er sie unter Alfons inne gehabt, sondern versprach auch, ihm die Würde eines Gonncabale und den damit verbundenen Gehalt von 100,000 Goldgulden zurückzugeben. Und damit der Fürst unbeschadet seiner Ehre aus seinen bisherigen Verbindungen scheiden könne, zeigte sich Ferdinand geneigt, dem Herzoge von Calabrien, seinem Feldherrn Piccinino, und seiner gesammelten Armee sicheres Geleite zu bewilligen, vorausgesetzt, daß sie vor Ablauf von 40 Tagen des Fürsten von Arcent Staaten geräumt und den Marsch nach Abruzzo angetreten haben würden. Unter diesen Bedingungen wurde am 13. Sept. 1462 zu Bitergia, zwischen Trani und Bari, der Friede unterzeichnet. Wenige Monate später, den 26. Dec. (1462, nach Andern den 16. Nov. 1463) starb der Fürst, der immer noch Verbindungen mit dem Herzoge von Calabrien unterhalten hatte, auf seiner Burg zu Altamura, wie es hieß, an Altersschwäche; indessen verbreitete sich zugleich das Gerücht, er sei durch zwei seiner verhaßtesten Diener, die Ferdinand hierzu erkaufte, des Mords

im Schlafe erdroßelt worden; es fanden sich auch an dem Leichname viele Spuren einer verübten Gewaltthat. Ferdinand wurde sogleich bei der Hand, um als Gemahl der Nichte von der ganzen Christenheit Besitz zu nehmen; er fand unermeßliche Schätze in baarem Gelde, ungeheure Waarenvorräthe aller Art, treffliche Swerren, zahlreiche Heerden und 4000 Mann guter Soldaten. Das Mobilienvermögen wurde überhaupt auf eine Million Goldgulden (nach heutigen Preisen) ungefähr 22 Millionen Gulden) berechnet. Die Lehen, deren sich Ferdinand zugleich bemächtigte, waren die reichsten und weitläufigsten im Königreiche; denn Apulien fand damals noch in seiner schönsten Blüthe, und seine Verbannung beginnt erst mit Johann Antons Tode. Was diesen vordiglich bereichert hatte, war der große Seehandel, den er von Bari aus trieb. „Johann Anton war,“ um mit den Worten des Joh. Jo. Pontanus zu reden, „eines wunderlichen, unbedingten Gemüthes, auch in der Freundschaft wenig zuverlässig, und gewohnt, der Erreichung seiner Zwecke Alles, selbst das Heiligste, hintanzusehen. In Ansehung des eigenen höchst sparsam, trachtete er stets nach fremdem Gute. Am Krieg übermäßig vorsichtig, mißtraute er im Frieden seinen eigenen wie seiner Freunde Kräften, darum errug er den langen und ruhigen Frieden nach Alfonsens Thronbestigung höchst ungeduldig. Hatte er sich ein Ziel vorgesetzt, so scheute er, selbste zu erröthen, kein Opfer, gleichwie solches Opfer zu bringen, bei seinen großen Schätzen ihm niemals schwer fallen konnte; furchsam und misanthropisch, war der Krieg dennoch seine Leidenschaft, und so wenig sein Irrgalt im Kampfe, so gewandt war er einen Krieg vorzuziehen.“ Johann Anton war mit Anna Colonna, des Fürsten Jordan von Amalfi Tochter, und des Papstes Martin V. Schwester verheirathet. Calentius, bei Johann Jo. Lucius (de fortuna Tarentinorum, lib. VII. cap. III.) beschreibt sie also: „Ich kam zu Anna Colonna, der Fürstin von Arcent, niemals sah ich ein Weib von solchem Körperbau. Stehend nahm sie beinahe das ganze Haus ein, so daß ich kaum Platz finden konnte, um stehend meinen Spruch zu verrichten. Ein großer Mund, Hofenbogen, Gliedmaßen, deren Verhältnisse kaum glaublich, die Stimme einer Erwin.“ Kinder hatte Johann Anton von ihr nicht, wol aber fünf Bastarde, von denen er den Sohn, Berthold, mit der Grafschaft Lecce versetzte, während die im J. 1456 an den siebenten Herzog von Arri, den Julius Anton Aquaviva verheirathete Tochter, Katharina, mit den drei Städten Bitergia, Conversano und Bitonto, dann den Herrschaften Casa Massima, Gioja, Cassano, le Luci, Arri und Castellana abgetheilt wurde. Die drei andern Töchter heiratheten in die Häuser der Balzo, Gentile und San-Everrino. — Johann Anton hatte einen Bruder, Gabriel de Balzo Driso, der mit Johanna Garaciola, des Groß-Emserkaiser Er-Giani Tochter, verheirathet war, die Insaßen seines Herzogthums Nefos in Basilicata, neben welchem er noch Spennayola und Minerino besaß, sehr glücklich machte, und noch während der Regierung des Königs Alfons, mit Hinzutrittung dreier

erlicher Tochter und eines natürlichen Sohnes verheiratet. Die älteste Tochter, Maria Donata, brachte Venosa an ihren Gemahl Peter de Balzo, den Herzog von Andria, die andere, Raymundus, heirathete den Fürsten von Salerno, den Robert von San Severino, die jüngste, Johanna, den Grafen von Capaccio, Anton von San-Severino. Dem Sohne gab Gabriel, mit Bewilligung seiner ältesten Tochter, Cardonato; — Endlich soll auch Reynald Drifno, der sich durch die Verheirathung von Piombino so berühmte machte, ein Bruder von Johann Anton gewesen sein, was jedoch erheblichen Zweifel unterliegt; Reynald hatte mit Jakob I. von Appiano Tochter, Katharina, das Fürstenthum Piombino eheverheiratet, und König Alfons von Aragonien, in seinem Kriege mit den Florentinern, 1443, mußte ihm zu, in seinen Festungen aragonische Besatzung aufzunehmen. Reynald, obgleich vielfältig von den Florentinern gemüth und bedrückt, fand es allungelieblich, um des eifernden Herrschers willen, mit der mächtigen Nachbar-Republik anzubinden, und versagte darum den Aragoniern die Öffnung seiner Thüren, somit die Aufnahme von Lebensmitteln. Darüber wurde Alfons so entrüstet, daß er im Mai 1449 mit einer Armee und einer Flotte vor Piombino erschien, um solches zu belagern. Siena, in dessen Schutze das Fürstenthum stand, wurde vergeblich um Hüfe angerufen, allein die Florentiner brachten am 8. Jul. 300 Fußgänger, Fußvater und viel in die Stadt; mit dieser geringen Unterstützung widerstand Reynald allen Ansetzungen der Belagerer, selbst nachdem die florentinische Flottenflotte, am 15. Jul. Angesichts von Piombino eine vollkommene Niederlage erlitten hatte. In der Mitte des Septembers war endlich einer der Hauptthürme durch die feindliche Artillerie zerstört, und Alfons, dessen Armee bedeutend durch die Fieber der Maremma gelitten hatte, beschloß einen Hauptsturm zu wagen. Reipolitane und Catalonier sollten dazwischenwischen, während ihre Ansetzungen durch die Flotte unterstützt würden. Andersseits versammelte Reynald um sich die Vorgesessenen und die kleine Besatzung, um ihnen vorzustellen, daß im Falle sie sich schwach finden sollten, sie nicht in die Hände von Italienern, sondern von Barbaren fallen würden, die nicht nur ihrer Sprache, sondern auch allen Gesetzen der Menschlichkeit und des Kriegs fremd. Nachdem er diese wenigen Worte gesprochen, vertheilte er seine Mannschafft auf den verschiedenen Pöden; die Weiber sogar stülte er hinter ihren Männern und Büchern auf, um Fußvater und Getränke auszuheilen. In dem Kampfe selbst gab Reynald das Beispiel der seltensten Unerschrockenheit und der würdevollen Haltung; wo die Waffen nicht zureichten, da fielen Ströme von siedendem Öl und ungelöschtem Kalk auf die Stürmenden. Während Bürger und Soldaten die Mauern behaupteten, näherten die catalonischen Fiskaler sich der Rocchetta; Boote, mit bewaffneten Männern angestückt, und durch Winden bis zu den Thoren der Gassen und zu der Höhe der Mauern erhoben, sollten sich durch Darbungen in die Mauer einhaken, und auf diese Weise den Stürmenden einen Zugang eröffnen. Aber der Schuß einer in der Rocchetta

aufgestellten Bombe that den Kiel des nächsten Bootes, daß solches in Trümmer ging, und die andern, obgleich sie mehrmals ihre Darbungen ausstreckten, konnten niemals die Mauern erreichen. Endlich, nachdem der Sturm mit immer gleicher Wuth während mehrer Stunden fortgesetzt worden, zeigten sich im Hintergrunde einige schwarze florentinischer Reiter, und die Aragonier, nicht zweifelnd, daß eine ganze Armee ihnen folgt, ließen ab von dem vergeblichen Bestreben, und zogen in ihre Quartiere zurück. Gleich darauf hob Alfons die Belagerung auf. Anton degli Agolini von San-Miniato, der, wie es scheint, des Fürsten von Piombino Hofpoet gewesen, hat in einem nicht wenig langweiligen Gedichte (Rorom italicum vom. XXV. p. 319 — 370) belungen, und seines Herrn Tapferkeit der Gebühr nach gefeiert. Aber aller bewiesenen Tapferkeit ungeachtet wurde Reynald durch den Friedensschluß vom 29. Jun. 1450 angehalten, wegen Piombino einen jährlichen Zins von 500 Goldgulden an Florenz zu entrichten. Dierzehn Tage darauf, den 13. Jul. 1450, starb der tapfere Fürst, und seine kinderliche Gemahlin folgte ihm im März des nächsten Jahres in die Gräuel nach.

Das Haus Pignatino. Guido, der jüngere Sohn Raymunds und der Gräfin Anastasia von Nola, erbt der mütterlichen Großmutter Margaretha Albrandensche große Besetzungen in Toscana, namentlich Sovana, Pignatino, Massa, Grosseto, Dabito, überhaupt mehr denn 40 große Güter in der Maremma und dem Gebirge (von denen aber der größte Theil nach und nach in den immerwährenden Kriegen mit Siena verloren ging). Guido's Sohn, Albrechtin, Graf von Sovana, besetzte die florentinische Grenzstadt und ererbte 1362 ihr Gebiet durch die Ehekönig von Vercellia. Seine Söhne, Guido und Robert, die Grafen von Sovana, wurden zugleich mit Nikolaus Drifno, dem Grafen von Volterra, 1371 Bürger zu Florenz, heiratheten aber beide kinderlos verstorben zu sein; denn nach ihnen kommt Barthold Drifno, ein Sohn des 1363 verstorbenen Nikolaus, und folglich ein Brudersehn Albrechtins, als Besitzer von Sovana vor. Barthold gebrachte zuerst den Titel eines Grafen von Pignatino, nachdem er in schweren und langwierigen Kriegen mit Siena den größten Theil seiner Herrschaft Sovana, Dabito, Caumia, Montecatino und andere Schlösser ergriffen, auch nur durch die äußerste Anstrengung Pignatino behaupten können. Der Kampf, der sein ganzes Leben hindurch gedauert hatte, wurde durch seinen Söhne, Guido, Nikolaus und Gentilis, Unterverwüstung unter Siena beendet. Gentilis, dem in der Erbtheilung Sovana zuviel, getödtet aber bald in neuer Verwidelungen mit der Bürgerin von Siena, und wurde in tapferer Vertheidigung seines Eigenthums von einer Lanze durchstoßen, während die Stadt Sovana erobert ward (1434). Sein Sohn Drifno (aus der Ehe mit Drifina Drifno, einer Tochter des römischen Senatsers Johann Drifno), diente in der Konstantin unter Franz Sforza, als Hauptmann über 200 Lanzknechte, lebte den Vercellianen, endlich seinem Vetter, dem Fürsten Johann

Kuten von Larent. Dieser hatte ihm die Vertheidigung von Nola aufgetragen, und Deso beunruhigte von dort aus Neapel und Aversa, durch seine Streifzüge. Mit Gewalt ihn zu verdrängen war nicht möglich, also blieb nichts übrig, als ihn zu verführen, und das gelang dem Legaten in Benevento, dem Cardinale Bartholomäus. Deso empfing von König Ferdinand, unter päpstlicher Gewährung, am 18. Jan. 1462 die wichtigen Festen Nola, Lauto, Arivoda, Ferino und Neco, und trat dagegen von Stund an in nepotistische Dienste. In der Schlacht bei Arifara oder Treja führte Deso das Hintertreffen, und Ferdinand selbst bekant, daß er ihm nicht nur diesen Sieg, sondern auch die endliche Verübung des Königreichs zu verdanken habe. Deso starb auf dem Rückmarsch aus Teolana, wosin er dem Prinzen Alfonso gefolgt war, zu Bitonto den 3. Jul. 1474; sterbend hatte er dem Prinzen die beiden Söhne, die ihm eine gewisse Cantola aus Nola geboren, und wovon Raymond sieben, Robert sechs Jahre zählte, empfohlen und gebeten, daß man ihnen, um der Verdienste des Vaters willen, die Leben belassen würde; Raymond war auch bereit als Herzog von Teolco anerkannt, aber plötzlich gestift es dem Könige, zu behaupten, diese Kinder seien nicht Deso's Kinder, und das bestätigte und beschwor Cantola, deren Geständnis man erkaufte oder erpreßte hatte, in feierlicher Untersuchung. Die unglücklichen Kinder wurden demnach ihres Eigenthums beraubt (1485). Des Deso bereits genannter Nehm, Nikolaus, ein in vielen Kriegen berühmter Condottiere, fiel im Savona, ein Opfer der verächtlichen Überläufer. Der Sohn seiner Ehe mit einer Gräfin von Anguillara, Adobrandin, that schwere Kriege mit der Republik Siena zu führen. Den ersten führts der Cardinal Reginus Drfino 1442, des zweiten Veranlassung wurde der Wunsch der Seneser, den Grafen in ihr Interesse zu ziehen, um hierdurch die Florentina gegen feindliche Anfälle zu schließen. Zu dem Ende boten sie ihm im J. 1454 einen jährlichen Sold von 800 Scudi einzuweilen für einen Zeitraum von fünf Jahren. Das lehnte Adobrandin ab, vermuthlich in nicht abgemessenen Ausdrücken. Siena schwieg, denn noch währte der Krieg mit König Alfons, mit dem Papst und mit den Florentinern. Kaum war aber der Friede unterzeichnet, als die Bürger nicht unbedeutlich die Absicht verriethen, die empfangene Bezahlung zu rächen. Der Graf, genöthigt, seine Sicherheit zu bedecken, ließ an mehreren Orten Wachen aufstellen, so viele Hindernisse ihm auch dabei die Republik in den Weg legte; von beiden Seiten fielen bereits Redereien und einzelne Gewaltthaten vor. Ursprünglich ließ der Graf einen Hebedreis ergehen, dem ein verderbender Einfall in die Florentina, die Plünderung von Castel Dittoro, und die Ueerrumpfung der Rocca di Monte Acuto folgten. Siena rief die Venetianer zum Beistande herbei und ihr Proveditor that einem Einfall in der Farnese Gebiet, als wöhin Adobrandin Unterthanen ihre Diensten in Sicherheit gebracht hätten. Über 4000 Stück Vieh wurden des Venetianers Beute; er machte auch an 100 Gefangene. Von der andern Seite versetzte Adobrandin seinen Aufschlag auf das Castel Sam-

prugnano, seine Castelle Vitozzo und Morano wurden von den Senesern erobert, und Julius Cäsar, der Fürst von Camerino, führte ihnen eine Verstärkung von 500 Knechten und 200 Knechten zu. Unter diesen Umständen lautete Adobrandin willig den von einem päpstlichen Legaten gemachten Friedensvorschlägen, allein die Soldater wiesen den Vermittler ab. Da richtete Adobrandin einen Schrei um Hilfe an alle seine Vettern des Namens und Stammes Drfino, und nicht vergeblich, denn es schickte ihm Johann Anton, der Fürst von Larent, 600, der Fürst von Salerno 400 Reiter, der Probst von Sam, Franz Drfino, schickte seinen Sohn Jakob mit 200 Reitern, der Cardinal Reginus gab eine starke Geldsumme, die andere trugen nach Verhältniß bei. Mit seinen Hülfsstruppen brach Adobrandin auf, um den Einfall der von den Senesern belagerten Stadt Sorano zu bewerkstelligen. Er fand sie ungleich zahlreicher, als man berichtet, besetzt aber unbedeutlich den Angriff, und nach einem harten Strauße gab Jakob Drfino, der das Hintertreffen befehligte, den Anschlag. Die Seneser erlitten eine gänzliche Niederlage, fanden aber bald Mittel, ihren Verlust zu ersetzen, zumal ihnen die Venetianer eine abnormalige Hilfe von 1400 Reitern und 600 Fußgängern zuschickten. Die Belagerung von Sorano wurde nun andern Male vorgenommen, und Sigismund Gonzaga, der General der Republik, erschöpfte die ganze Kunst seines Vaters, derts vor der kleinen Festung, gleichwohl sah er sich am Ende genöthigt, mit Adobrandin einen Waffenstillstand auf einen Monat einzugehen. Diese Handlung erschien der Signoria als ein Verrath, und Sigismund erdte einen nachtheiligen Vorwitz, den er so übel nahm, daß er von Stund an seine Waffen gegen die Republik lebte. Adobrandin benutzte diese Verwirrung, um das feindliche Gebiet schonungslos zu verheeren, hatte aber nicht den Muth oder auch nicht die Kraft, etwas gegen die Stadt selbst zu unternehmen. Mittlerweile wurde Gonzaga durch persönliche Angelegenheiten nach der Romagna gezogen, die Seneser erhoben sich von ihrem Schrecken, und schickten sich stark genug, noch einmal der Sorano zu erscheinen. Die Artillerie sollte ihnen von Savona aus nachgeführt werden. Adobrandin, dem Papstsohn Drfino und Anton de Forti eben 1000 Reiter und so viele Fußgänger zugeführt hatten, dachte den Zug aufzugeben, fiel aber in einem Hinterhalt und erlitt eine schwere Niederlage, während Jakob Drfino, sein treuer Beistand, eine tödtliche Wunde empfing. Die Belagerung wurde also fortgesetzt, bis Nikolaus V. bei Strafe der Excommunication Rufe gebot. Darauf wollten es die Seneser nicht ankommen lassen, und sie schlossen Waffenstillstand auf 14 Tage, um während derselben, unter päpstlicher Vermittelung, an dem Frieden zu arbeiten. Aber gerade in diesen Tagen, den 24. März 1465, starb Nikolaus V., und auf seinem Seiten ererbeten sich die Feindseligkeiten. Peter Brunoro, einer der Generale der Republik, wurde geschlagen und gefangen nach Sorano eingebracht; ihn zu rächen unternahm die Seneser die dritte Belagerung. Da ergrimmten die Einwohner, führten das Befehlsgewalt und drohten den Brunoro und seinen Sohn

zu ermorden, wenn sich nicht alsbald der Feind von ihnen wegnemmen lassen; und nur mühsam konnte Alodbrandin die Gefangenen leben beschützen. Er selbst und die belagerte Feste geriethen bald in solche Noth, daß er auf den Einfall kam, sich an die Venetianer zu ergeben; seine Anträge wurden zwar nicht angenommen, hatten aber doch die Wirkung, daß die Geschickseln nun allein den Entschluß das Ende einer so verderblichen und weitausgehenden Fehde suchten. Die verschiedenen Schritte, die sie ihren Proveditor in Siena thun ließen, brachten einige Hemmnisse in den Gang des Krieges und Alodbrandin verschloß nicht, diese Gnadenfrist zu benutzen. Durch vorwogenes Eßl bemesselte er sich der Burg Bis-1030, mehrere andere Castelle der Seneser eroberten gleiches Schicksal, neue Besatzungen, durch Napoleon Dr-1030 herbeigeführt, setzten ihn in den Stand, seine Ver-1030 berrungen bis an die Thore von Siena auszudehnen, und alsbald erhielt er von dem venetianischen Proveditor sicheres Geleit für seinen Sohn Ludwig, mit welchem-1030 nian das Friedensgeschäft unmittelbar verhandeln wollte. Ludwig kam wirklich nach Siena und schloß einen Waf-1030 senstillstand auf einen Monat, überließ aber die Friedens-1030 bedingungen dem Ausspruch des venetianischen Proveditor. Nach demselben mußte Alodbrandin die Noth der-1030 Monte Aento zurückgeben; die Republik dagegen die im-1030 Carrano errichteten Castelle stießen. Das Castell Bi-1030 tozzo, wieder zwischen beiden streitenden Theilen gemein-1030 schaftlich, sollte der Alodbrandin erbauten Magdalenen-1030 kirche überlassen sein. Gefangene und Überläufer muß-1030 ten zurückgegeben werden. Endlich wurde Alodbrandin-1030 angehalten, alsbald im September einen bestimmten-1030 Bins an die Franzosen in Siena zu entrichten, um-1030 damit die Würdigkeit der Republik anzuerkennen (1455). Aus seiner Ehe mit Simona Gonzaga hinterließ Al-1030 odbrandin vier Söhne. Der jüngste, Disanto, wuer-1030 1475 mit dem Bisthume Nola besetzt, und starb 1503. Der-1030 zweite ist jener, in der Kriegsgeschichte des 15. und 16.1030 Jahrhunderts so berühmte Graf Nikolaus von Pitigliano.1030 Geboren im J. 1442 diente er in dem Kriege um das-1030 Königreich Neapel, unter Jakob Piccinino's Führen, dem-1030 Hause Anjou. Sein Verhalten in den Schlachten bei-1030 Carano und Arona erregte des Königs Ferdinand Auf-1030 merksamkeit, und dieser nahm ihn, unmittelbar nach dem-1030 Frieden mit dem Kaiser von Rom, in seinen Dienst.1030 Er verließ ihn jedoch, um die Heere der Republik Siena-1030 zu führen, und in Kobl und Spoleto 1474, die sonst-1030 allermuths begrabene Fehde der Welken gegen die Gibe-1030 linen zu verstehen. Als einer der Generale des Papstes-1030 Sixtus IV. nahm er stühnlichen Antheil an dem Siege-1030 über die Neapolitaner bei Campo Morto, unweit Vi-1030 terbi, den 21. Aug. 1482; als General der Florentiner-1030 eroberte er für sie am 8. Nov. 1484 Pietrosanta, am-1030 15. April 1487 Carranella, und am 22. Mai 1487-1030 Caragna. Nikolaus II., der neue König von Neapel, be-1030 droht von einer französischen Invasion, suchte ihn für-1030 seinen Dienst zu gewinnen, und diese Gelegenheit benutzte-1030 Nikolaus, um sich wegen einer alten Schuld Befrei-1030 gung zu verschaffen. König Ferdinand hatte ihm näm-1030

lich die Nachfolge in den den Kindern des Erfo Dr-1030 esino weggenommenen Leben versprochen und dieses Verspre-1030 chen wollte er jetzt erfüllt wissen. Wie gewöhnlich in der-1030 Bedrängnis, war Nikolaus zu Allem willig, und der Graf-1030 von Pitigliano wurde noch im J. 1494 mit der Graf-1030 schaft Nola belehnt, zugleich aber dem Herzoge von Ca-1030 labrien, der eine neapolitanische Armee nach der Ros-1030 magna führen sollte, als Mentor beigegeben. Diese Ar-1030 mee war zu klein, um Erebliches auszurichten, vielmehr-1030 wäre es ihr allenfalls möglich gewesen, die feindliche,1030 vereinigte Armee in ihren Standquartieren zu überfallen;1030 allein für ein solches vorwogenes Unternehmen war die-1030 Vorsicht des Grafen von Pitigliano nicht zu gewinnen.1030 Der günstige Augenblick einschlopfte, und als die Feinde-1030 dagegen sich in Bewegung setzten, suchte die neapolita-1030 nische Armee vorläufige Zuflucht unter den Mauern von-1030 Rodano (Julius 1494); hielt auch von dort aus die-1030 Franzosen unter Ludwig im Schach, bis der feindlichen-1030 Hauptmacht Erfolge in Tolosana sie zwangen, den we-1030 tern Rückzug nach Rom anzutreten. Am 31. Dec.1030 1494 in der nämlichen Stunde, als Karl VIII. seinen-1030 triumphirenden Einzug hielt, wurde diese Hauptstadt von-1030 den Trümmern der neapolitanischen Armee verlassen. Ihr-1030 letzter Versuch, die Linie des Volturno in vertheidigen,1030 scheiterte an des Römern Jakob Trivulzio Verfall; in-1030 der durch dieses Ereigniß herbeigeführten Auflösung der-1030 Armee entkamen Nikolaus und Virginus Drsil mit ei-1030 niger Reiterei nach Nola. Von dort aus ließen sie bei-1030 dem König Karl VIII. um hüthres Geleite bitten; es-1030 war dasselbe schon aufgestellt, aber noch nicht ausge-1030 stellt, da erschien Ludwig von Ars, der französische Fel-1030 dher, vor die Stadt, und die Bürger von Nola waren nicht-1030 geneigt, durch Widerstand ihr Eigenthum in Gefahr zu-1030 bringen. Sie ergaben sich also der ersten Anordnung,1030 und Nikolaus und Virginus wurden als Gefangene nach-1030 der Festung Mondragone gebracht. „Ils vouloient main-1030 tenir,“ schreibt Commynes, „qu'ils avoient sans con-1030 duit, et qu'on leur faisoit tort, et estoit vray: mais1030 il n'estoit point encore entre leurs mains. Tout-1030 fois ils ne payerent rien: mais ils eurent grande-1030 perie, et leur fin fait tort.“ Als die Franzosen Ne-1030 apol eröumten, mußten diese Gefangene sich dem Zug-1030 anschließen, beide aber fanden während des Uebernahms der-1030 Schlacht vor Fornovo Gelegenheit zu entkommen. Ni-1030 kolaus hatte gehofft, bei der befreundeten venetianischen-1030 Armee Aufnahme zu finden, statt dessen that er sie in-1030 der wildesten Flucht begriffen. Auf der Stelle jagte er-1030 den Flüchtigen nach, in der Hoffnung, sie durch den-1030 wohlbedachten Ruf, Pitigliano, zum Stehen zu bringen-1030 und sie nochmals gegen die Franzosen zu führen. Er-1030 wusste ja am Besten, welcher Unnothung in den feind-1030 lichen Heeren waltete, wie groß immer noch der französi-1030 schen Besoogniß, der Rückzug möge ihnen abgeschritten-1030 werden, und wußte darum nicht, ihnen durch einen p'da-1030 lich erneuerten Angriff doch noch den Steg zu entreißen,1030 den ihnen allein Zufall und der Feinde Verleththeit zu-1030 gewiesen hatten. Aber vergeblich mißte Nikolaus sich-1030 ganzer zwei Stunden ab; er mußte sich drängen, durch-1030

seine Anstrengungen wenigstens die Auflösung der geschlagenen Armee verhindert zu haben, und zuletzt auch auf den vorbereiteten nächsten Angriff verzichtete. Seitdem blieb Nikolaus geraume Zeit in dem venetianischen Dienst; er beschloß 1495 die Armee, welche den französischen Angriff auf Genua verwehrte, brachte im J. 1499 in der Romagna eine neue Armee zusammen, um diejenige zu ersetzen, welche der Herzog von Urbino nach den Gebirgen von Tolosana geführt hatte, und welche die Forontiner dieselb gleichsam belagert hielten, und beschloß im Herbst des nämlichen Jahres das gegen den Herzog von Mailand ausgehende Heer, mit welchem er Garavaggio und Cremona einnahm. Der Antheil, den er an dem verwickelten Kampfe seines Hauses gegen Cäsar Borgia zu nehmen hatte, nöthigte ihn, den venetianischen Dienst aufzugeben; nach Cäsars Tode blieb er unbefähigt, bis die Republik, einen Krieg mit dem teutschen Reiche beendend, ihn nochmals mit 400 Tausen in Sold nahm (1507). Bei dem Ausbruche des Krieges mit der Ligue von Cambray trat Nikolaus als General Capitain an die Spitze der venetianischen Heere, während Bartholomäus von Alaiano ihm als Governatore beigegeben war; er, der für den weisesten und vorsichtigsten der italienischen Generale galt, und für denjenigen, unter dessen Anführung eine Armee am wenigsten von dem Falle zu besorgen habe, sollte durch seine berechnende Vorsicht des Alaiano verwegenen Rathes zugehen. Aber zwei so verschiedene Charaktere konnten nicht übereinstimmend wirken. Alaiano wollte die Franzosen in dem Mailändischen selbst heimsuchen und über noch nicht zusammengejogten Streikräfte einzeln vernichten, Nikolaus wollte die Schlacht bei d'Adda, als für das Ganze unbedeutend, aufgeben, und das feste Lager bei Drei beziehen, von dem aus er, geschützt durch den Oglio und Serio, die feilsche Bewegung des Feindes bemerken, erschauern, oder gar unmöglich machen konnte. Da sich kein Mittel zeigte, zwei so entgegengesetzte Entwürfe in Einklang zu bringen, so wurden beide dem Senate vorgelegt, und dieser stimmte, wie die Unwissenheit immer thut, für einen Mittelweg; er gab den Befehl, die Adda zu besetzen, doch nur im äußersten Nothfall eine Schlacht zu wagen. Ein solcher Nothfall pflegt, einer französischen, den Feldzug eröffnenden, Armee gegenüber, nicht lange auszubleiben; Ludwig XII. überfiel die Adda und erschocht am 14. Mai 1509 den großen Sieg von Agnadello über die eine von Alaiano angeführte Hälfte der venetianischen Armee, während der Graf von Pitigliano sich in guter Ordnung mit der andern Hälfte, die an der Schlacht keinen Antheil genommen hatte, über Brescia nach Vercellera und von da nach Mestre zurückzog. Von Mestre schickte er das Detachement aus, welches, eine plötzliche Aufwallung der Bürger von Treviso benutzend, diese bereits verloren gegebene Stadt der Republik errieth, und von Mestre aus führte auch Nikolaus seine Armee, die er Haltung und Vertrauen wiederzugeben, nach Padua, um von der durch einen kühnen Streich besetzten Stadt Besitz zu nehmen und die Übergabe der Citadelle zu erzwingen. Noch war aber der schwerste Theil der

Aufgabe zurück. Padua mußte gegen die von allen Seiten anrückende kaiserliche Armee vertheidigt werden, und diesen Theil seiner Aufgabe löste Nikolaus mit ebenso viel Muth als Einsicht und Beharrlichkeit. Am 3. Oct. 1509, den sechsgeinten Tag nach Eröffnung der Laufgräben, mußte Kaiser Maximilian die Belagerung aufheben. Die ungeheure Anstrengung während dieser Vertheidigung hatte aber des Grafen letzte Lebenskraft erschöpft; er ließ sich nach Vercello in dem Vicentinischen bringen und starb daselbst an einem schleichenden Fieber, in den letzten Tagen des Februars 1510. Den Leichnam ließ der dankbare Senat nach Venedig bringen, und dort in der Kirche der del. Giovanni e Paolo beisetzen; das Grabmonument, eigentlich nur eine Reiterstatue, trägt folgende Inschrift: Nicolaus Ursino, Nolas Pitiglianus Comit, Princeps longo clarissimus, Senecius, Florentia populi, Sixti, Alexandri et Innocentii, Pont. Max. Ferdinandi, Alfonsoque Iulioris, Regum Neapolitanorum, Imper. felicissimos, Venetia domum Reipub. per quindecim annos, magnis clarissimisque rebus gestis, norissimas a gravissima omnium oblatione, Patria conservata, virtutis et fidei singularia Sen. Ven. M. H. P. P. Obiit aetatis ann. LXVIII. MD. IX. Des Grafen Bild, wie es uns von Sansovino aufbewahrt worden, erscheint durch eine außerordentliche Ähnlichkeit mit dem berühmtesten Feldherrn der neuern Zeit, dessen Taufname auch, wie er selbst erzählt, und wie es kaum anders sein kann, aus dem Hause Drifino herkommt. — Nikolaus hatte in seiner Ehe mit Helena Contti (sie starb 1504) vier Söhne, Ludwig, Alabrandin, Johann Franz und Gentilis, und zwei Töchter, dann außer der Ehe einen Sohn, Christophorus genannt. Letzterer blieb in der Schlacht bei Marignano den 14. Sept. 1515. Alabrandin, Bischof von Alessa und Prior von St. Agnè alla piazza Navona, in Rom, erhielt 1524 ein Kanonikat an der St. Peterkirche. Gentilis starb vor dem Vater, hinterließ jedoch aus seiner Ehe mit Katharina de Aragon, des Markgrafen Heinrich von Gerace Tochter, zwei Söhne, Heinrich und Johann Anton. Johann Anton starb in dem Alter von 18 Jahren, Heinrich, Graf von Nola, durch des Großvaters Schenkung, starb im Aug. 1628, ohne daß er in seiner Ehe mit Maria von San Severino, des Fürsten Bernabò von Ill. von Bisignano Tochter, Kinder gehabt. Durch sein Testament sollte Nola an seinen Vetter, den Grafen Johann Franz von Pitigliano, sein übriges Besitztum, worunter mehr Schiffern, an seine Schwester Portia, die an Ottavio Drifino von Montecotondo verheirathet, fällen; allein es wurde alles von der neapolitanischen Regierung confiscirt, nachdem Heinrich, in Louis treck Einschl. 1527, für Frankreich Partei genommen hatte. Ludwig, der älteste von des Grafen Nikolaus von Pitigliano Söhnen, dessen Ruhm er zwar, als der Flotennineer und Crenseer General, nicht zu erreichen vermochte, war in erster Ehe mit Julia Drifino, in anderer Ehe mit einer Sozelli verheirathet und Vater von mehreren Kindern, von denen Hieronyma an den Herzog von Castro, den Peter Barnese, Maria in erster Ehe an Ercia Alaiano,

in anderer Ehe an Johann Jakob Medici, den berühmten Marchese von Marignano, verheiratet wurde, Johann Franz hingegen dem Vater als Graf von Pissignano succedirte. Johann Franz, der in erster Ehe mit Ersilia Galliana, des Herzogs Wilhelm III. von Semonette Tochter, in anderer Ehe mit Isidoro Danni, aus Sorano, verheiratet war, diente in der Jugend den Pensionen und Franzosen. Treulose Rathgeber vermittelten ihn in schwere Fäden mit seinen Unterthanen, während die solche Fäden ihm den Sohn der ersten Ehe entfremdete, und im J. 1547 brach in Pissignano eine furchtbare Empörung aus. Der Regierungspalast wurde eisernt, das Archiv vernichtet, das Grafs Wohngebäude geplündert, der Podestà verjagt, die Citadelle übermüthigt; ähnliche Ereignisse fielen zu gleicher Zeit in Sorano vor, wo der Graf seinen Wohnsitz genommen hatte. Der heimathlose Flüchtling rief des Papstes Hülfe an, während die Rebellen seinen Sohn erster Ehe, den Nikolaus Orsini, aus Trusculum und von Karls V. Armee abforderten, um ihm die Regierung zu übertragen. Nikolaus behauptete sich auch, eodieglich der Papst den Johann Anton Orsino zum Sequesser bestellte, denn Johann Anton war des jungen Grafen Schwiegervater, obgleich der spanische Gouverneur von Siena, Diego de Mendoza, List und Gewalt versuchte, um ihn aus seinem Besitze zu verdrängen. Sogar sand Nikolaus Mittel, durch einen tückischen Streich, den ihm der König Heinrich II. von Frankreich mit dem St. Michaelsorden (sonnt, der spanischen Herrschaft in Siena ein Ende zu machen (1552). Als Siena wieder für die Franzosen verloren ging, war er bedacht, sich in Sorano, welches früher seinem Hause entrisen worden, zu flüchten. Die Bürger verwehreten ihm den Eintritt; Nikolaus besaß den Sturm, und war mit fünfzehn seiner Getreuen in die Stadt eingedrungen, als die Ketter drach. Muthig fuhr er fort, gegen eine stets wachsende Menge zu wehren, eine neue Ketter wurde geschieden, die Stadt und bernach auch die Citadelle übermüthigt. In dem neapolitanischen Kriege bestieg Nikolaus die päpstliche Krone, auf des Cardinals Garaffa Geheiß wurde er aber nach der Engelsburg gebracht, und mit dem Tode bedroht, wenn er nicht alldald seine Festungen an die Garaffa überlassen werde. Er widerstand 14 Monate lang, dann wurde er entlassen, gegen eine Bürgschaft von 100,000 Dukat, daß er sich auf den ersten Ruf wieder einstellen werde; zugleich vermittelten der Herzog von Palliano und Camill Orsino zwischen ihm und seinem Vater einen Vergleich. In der Heimath angelangt hatte er alldald mit den spanischen Befehlshargen in Orbitello, Porto Hercole und Tarlomone zu kämpfen; sie hatten bieder die Staaten von Pissignano auf das Schonungsvollste verheert, empfangen aber jetzt von Nikolaus keine Bückigungen. Durch den Frieden von Châtillon-Cambresis, der unter andern auch die Rückgabe von Sorano an Florenz verfügte, wurde diese Fehde endlich abgethan, gleichwohl erwarb das Nikolaus Besiz niemals zu einer friedlichen Thätigkeit, selbst nicht, nachdem der alte Graf im J. 1567 die Augen geschlossen. Dieser hatte nämlich in seinem Testamente vom J. 1565 den

Sohn seiner zweiten Ehe, den Orso Orsino, zu seinem Erben ernannt, und Orso unterließ nicht, des Bruders Besizstand sowohl durch Thätlichkeiten aller Art, als durch einen Rechtsstreit vor dem Reichshofrath anzufachen. Orso, der Mörder des Galeaz Farnese, wurde endlich durch richterliches Erkenntniß vom J. 1573 abgewiesen, und Nikolaus blieb Graf von Pissignano, hatte aber seine ganze übrige Lebenszeit durch mit seinem Sohn Alexander zu streiten. Er starb 1594 in dem Alter von 54 Jahren, und hatte diesen nämlich, Alexander, den besondern Liebling des Großherzogs Ferdinand von Toskana, zum Nachfolger. Alexander war mit Virginia, des Heinrich Orsino von Montorioaldo einziger rechtmäßiger Tochter, verheiratet, wurde aber doch um den größten Theil des schwiegersüßlichen Nachlasses gebracht (er erhielt bloß das Castell Ronpi in Sabina und einige 1000 Scudi), und starb den 9. Febr. 1601, mit Hinterlassung von zwei Söhnen. Der ältere, Johann Anton, verstarb eben im nämlichen Jahre 1601 Pissignano, das uralte werthvolle Regium seines Hauses, gegen Monte S. Savino und die davon abhängenden Castelle an den Großherzog Cosmus II. von Toskana, und starb 1613, ohne aus seiner Ehe mit Maria de Porcigliano Kinder zu haben. Es folgte ihm daher in dem Besitze des Marchesats Monte-S. Savino, in dem Gianthale, sein Bruder Ventolo, der sich 1611 mit Franziska, des Eberhard Crooli Tochter, verheiratet, und mit ihr zwei Kinder erzeugte. Die Tochter, Hieronyma, heirathete als des Marchese Scipio Copponi Witwe den Laurenz Venturi; der Sohn, Alexander II., Marchese von Monte S. Savino, starb 1641 zu Neapel an Gift, ohne Kinder aus seiner Ehe mit R. von Alcamp, des Herzogs Johann Angelus Tochter, zu haben. Monte S. Savino fiel demnach an den Großherzog zurück, denn Orso Orsino, des Galeas Nikolaus von Pissignano mehrmals schon genannter Halbbruder, hatte zwar auch seine Ehe mit Eleonora de Atis zwei Söhne, Antimus und Septimus, hinterlassen, sie waren aber beide kinderlos verstorben, und dabei hatte Orso sein ganzes Recht an Pissignano dem Großherzoge Franz vermachet. — Ubrigens gebar auch der Jesuit Julius Orsino, geb. 1574, dem Hause Pissignano an. Er trat 1596 in den Orden, führte ein demüthiges und exemplarisches Leben und starb im Geruche der Heiligkeit in Florenz den 9. Dec. 1620. Er hat das Leben der heil. Franziska Romana in italienischer Sprache beschrieben.

Das Haus Bracciano. Neaplen, Matthäus des Großen Sohn dritter Ehe, wurde, wie bereits erinnert, mit Marcello abgefunden. Sein Sohn Johann, Senator von Rom, wurde in seiner Ehe mit Bartolomea, einer Tochter des neapolitanischen Großkanzlers Nikolaus Spinelli, ein Vater von fünf Söhnen. Von dem ältesten Sohne, von Franz, stammen die Herzoge von Gravina ab. Ein anderer, Ursinus, Herr zu Somma, bestiegte das Großkanzleramt in Neapel. Ein anderer, Jordan, wurde vom Papste Donatus IX. im J. 1400 zum Erzbischofe von Neapel, von Innocentius VII. im J. 1404 zum Cardinale, tit. S. Marjini trans montes und später

tit. S. Laurentii in Damasco und zum Groß-Pontifex, Ciriaco, und von Johannes XXIII., unter dem er die Stadt Ancona als Legat regierte, zum Bischof von Albano ernannt. Von Martin V. wurde er als Legat nach Frankreich, Ungern, Böhmen, Spanien und England gesendet. Eugenius IV. machte ihn zum Bischof von Sabina, und ließ ihn dem Concilium von Basel präsidiren. Er war auch Protector des Franziskanerordens, erbaute in Bracciano die schöne Maentische, die er Mönchen von dem Erben des heil. Augustinus übergab, und sammelte mit einem Aufwande von 8000 Goldstücken eine bedeutende Bibliothek, die er nachmals (254 Handschriften) in die Vaticana vermachte, gleichwie die von ihm selbst ausgearbeiteten, welche noch in der Handschrift vorhandenen Werke des legalionibus Principum, de unionis ecclesiarum, de schismatibus schismatum, Quodlibeta und Sermones. Er starb in den Kavernen von Peretolo in dem Embornethale, den 29. Mai 1439. — Karl, sein jüngerer Bruder, erwachte Bracciano, auch, wie es scheint, durch seine Heirath mit Hieronymus Paula Drisino, des Grafen Jakob von Tagliacozzo Tochter, die wichtigen Grafschaften Tagliacozzo und Alba in Abruzzo, obgleich Alerio von Anguillara ihm mit gewaffneter Hand viele Leidschaft stiftend gemacht hatte, wurde unter der Zahl der venetianischen Patrioten aufgenommen, und er freute sich der ganz besondern Gunst des Papstes Eugen IV., der ihn bei dem Abgange der Orsini von Montegiordano, seit Martin V. übermächtig geworden Colonna entgegenzustellen suchte. Darüber gerieth er in Fehde mit Anton Colonna, dem Fürsten von Salerno, und seine Befestigungen wurden haet mitgenommen, wegen der Papst schwere Rache an den Colonna nahm. — Der jüngste von Karls Söhnen, Johann, erwiderte sich den geistlichen Stand, wurde Abt zu Farsia, dann 1450 an seines Bruders Ratinus Stelle, Erzbischof von Trani, und starb 1469. Ihm, den die Zeugnissen vom Vetter Apicius vergleichen, hat Platina seinen Dialog vom wahren Adel gewidmet. — Karls drei andere Söhne, Rappoleon, Ratinus und Robert, hatten sämtlich Reichthum, Robert des Hauses Vicerio Anführer, während Rappoleon, der älteste von allen, die Linie in Bracciano fortsetzte. Er besaß aber außer Bracciano auch die Grafschaften Alba und Tagliacozzo, war Gonfaloniere der Kirche und erzeugte in seiner Ehe mit Franziska, des Erbs Drisino von Montetorondo Tochter, einen Sohn und vier Töchter. Der Sohn, Virgilius, Graf von Alba und Tagliacozzo, Herr von Bracciano, nahm, wie alle Orsini, in dem Reize des Papstes Cirtus IV. mit dem Herzoge von Ferrara Partei für den Papst, eigentl. wol nur, weil er die Colonna und Savelli auf der entgegengesetzten Seite erblickte. Gemeinlichlich mit Hieronymus Racio setzte er auch, nachdem des Papstes äußere Politik eine andere Wendung genommen, die Fehde gegen die Colonna fort, und es wurden, während des Sommers 1484, viele der römischen Paläste durch Mord und Muthvergehen desolirt, ganze Straßen abgebrannt, weil einige ihrer Einwohner dem Papste verächtlich sahen

nen, und alle Paläste der Colonna von Flammen übergeben. Einer der Colonna, der Protonotarius Ludwig, hatte sich an Virgilius ergeben, allein dieser war zu schwach, um den Gefangenen zu schützen, kaum daß er ihn gegen des Hieronymus Marias persönliche Angriffe erhalten konnte. Er mußte ihn dem Papst überliefern, und Ludwig wurde auf des Grausamste gefoltert, dann enthauptet. Auch die Befestigungen der Colonna in der Campagna wurden erobert, und sie blieben, so lange Sixtus IV. am Leben, unterdrückt. Einige Jahre früher hatte Virgilius dem Papst einen Dienst von noch größerer Wichtigkeit erwiesen: ihm wurde nämlich vorzugsweise der Neapolitaner Niederlage bei Campo Morto den 21. Aug. 1482 zugeschrieben, daher ihn auch das Concilium von Basel als die einziger Zuflucht des bedrängten Italiens begrüßte. Des Sixtus Nachfolger, Innocentius VIII., verfolgte ein anderes System; er bemühte sich, das Gleichgewicht zwischen den Orsini und Colonna wieder herzustellen, und augensichtlich wurden erstere seine Feinde, hießen es auch, von Neapel und Florenz unterstützt und besetzt, bis der Papst seinen Onkel, Franz Cibo, mit Magdalena, der Tochter von Ferruccio de Rubei, und Claffia Drisina verheiratete. Die Mutter der Braut Claffia benutzte ihren Aufenthalt in Rom, um ihren Vater Virgilius *) mit dem heil. Stuhle zu versöhnen. Nicht nur Virgilius, sondern auch alle übrigen, dieher so heftig angelegende Orsini wurden zurückgerufen, um neuerdings ihren vollen Antheil an der Herrschaft von Rom, an der Gunst des Papstes zu haben. Virgilius, stets bedacht, seinen Einfluß und seine Macht zu vergrößern, benutzte die finanziellen Verlegenheiten des Franz Cibo, um von ihm die mit den Staaten von Bracciano grenzenden Leden Anguillara und Gerpetti zu erkaufen; Franz hatte sie von seinem Vater erhalten, und verkaufte sie jetzt um 40,000 Dukaten, von denen 40,000 durch die Kredit vorgeschaffen wurden. Um den Verkaufe seine Vollständigkeit zu geben, mußte er von dem Papst als Lehnsherr bestatigt werden, allein Alexander VI., der eine solche Vergrößerung der mit dem Königshause in Neapel angesehenden Drisini ungern sah, verweigerte gütlich seine Bestätigung (1493), und erwiderte, damit sie ihm nicht abgedrungen werde und er dem steigenden Einflusse der Neapolitaner wehre, mit Ludwig dem Reichen von Mailand, und mit Venedig das Bündniß vom 22. April 1493, welches so wesentlich auf Karls VIII. verhängnißvollen Zug eingewirkt hat. Jedoch als Alexander VI. die Erbsirb, welche er darauf beschworen, wirklich im Anzuge sah, kam er zur Besinnung; er verglich sich mit Neapel, und eine der Bedingungen des Vergleichs machte ihm die Bestätigung.

*) Nach Andern war Claffia eine Tochter von Jakob Drisino, dem ersten Herzoge von Gravina. Siemowit weiß keine Nachrichten aus einer geschätzten Zeit zu erzählen, indem er in Bd. 10. S. 310 eine Tochter Jakob, und S. 38. S. 283 den Virgilius Tochter nennt. Das sie, wie Jakob meint, des Grafen von Salinas, des Anführers des Hauses Ramontana, natürliche Tochter gewesen, scheint sich unwarrscheinlich. Claffia wurde den 4. Jun. 1469 mit Ferruccio von Rubei vermählt.

des Handels um Anagnina und Cervetri zur Pflicht. Nur mußte Virginius noch einmal, zwar mit neapolitanischem Gelde, den Kaufpreis von 44,000 Dukaten erlegen. In, der hauptsächlich diesen Vergleich, sowie des neuen Königs, Alfons II., Bezeichnung erwähnt hatte, sich noch mehr zu verpflichten, gab der nämliche Alfons ihm die Würde eines Groß-Connetable. Bei dem wirklichen Ausbruch des Kriegs war aber auch Virginius beinahe der einzige Mann in Italien, der sich nicht überlassen oder betäuben ließ. Der Congress, der die Mittel der Verteidigung liefern sollte, und der sich auf seinem Stammsitze zu Nicoporo, am 13. Jul. 1494 versammelte, war ganz eigentlich sein Werk; daselbst bewirkte er mit königlicher Pracht den Papst Alexander VI. mit vielen Cardinälen, den König und den Prinzen von Neapel und die Gesandten von Venedig, Florenz und Pisa; daselbst wurden auch für die Sicherheit Italiens, die heilsamen Entschlüsse gefaßt, nur daß sie Alexanders VI. Bannfluch und Selbstmord alsbald nichtig machte. Der König von Neapel, auf seine Hülfquellen allein beschränkt, theilte seine Armeen; während sein Sohn, mit dem Grafen von Bisignano, sich in der Romagna festsetzte, bezog Virginius mit der gesammelten letzten Reiterei des Königreichs, und mit 200 eignen Lanzen, ein Lager in der Nähe von Rom, um die Colonna im Jauine zu halten, und zugleich die Annäherung der Franzosen von dieser Seite der zu verhindern. Der Ungestüm der Franzosen, der Unbestand der Neapolitaner, der allgemeine und gerechte Haß gegen die stinkende Dynastie, machten alle diese Anstalten unnützlich; auf seinem Einzuge wurde Karl VIII. kaum eines Feindes achtig, und selbst Virginius, so vielfältig auch die Bande, die ihn an Neapel fesselten, sich ihm genöthigt, den Umständen zu weichen, und für die Sicherheit seines Hauses zu sorgen. Durch ein besonderes Abkommen bewahrte er sich die Freiheit, im neapolitanischen Golde zu verbleiben, während er seine Söhne, Johann und Karl, dem französischen Dienste widmete, der französischen Armee in seinem gesammelten Gebiete freien Durchzug und Lebensmittel anstellte. Campagna und einige andere Festungen versprach er, dem Cardinal von Gurl (Kardinal Perraud) zu überliefern, der sie Namens des Königs von Frankreich innehaben sollte, bis das königliche Heer die Grenzen des Kirchenstaats überschritten haben würde. Gar pünktlich scheint diese Capitulation nicht gehalten worden zu sein, denn Karl VIII. nahm in Person von Bracciano, der Hauptfestung des Orsini, Besitz. Wie Virginius in Nola, in des Grafen von Bisignano Gesellschaft, in französische Gefangenenschaft gerieth, wie er während der Schlacht von Fornovo aus derselben entflohe, ist bereits erzählt worden; übrigens mußte er durch den Verlust der Grafschaften Alba und Tagliacozzo, die von Karl VIII. an die Colonna gegeben, denselben verließen, seine Abhängigkeit an das aragonsische Königthum schwer genug büßen. Von Bracciano aus betrieb Virginius mit feurigem Eifer die Wiederherstellung der Medic; die von Peter von Medic empfangenen Subsidien setzten ihn in den Stand, seine Reiffe wieder um

sich zu versammeln, und mit ihnen trat er scheinbar in den Sold der Baglioni von Perugia, bald aber überschritt er mit 300 Lanzen und 3000 Fußknechten die Moräste der Chiana, um sich Monte S. Savino gegenüber festzusetzen, und von dort aus den Krieg gegen die Florentiner auf eigene Rechnung zu führen (1496). Die Bemühungen in Florenz, auf die er hauptsächlich gerichtet, unterblieben jedoch, die von den Bentivoglio versprochenen Truppen und Gelder wurden vergeblich erwartet, verschiedene Gefechte mit Rucellio de' Martiano, dem Generale der Florentiner, gaben nur unbedeutende Resultate, und Virginius, vom Hofe von Neapel verlassen und mißhandelt, fing an auf die Vorschläge zu hören, die ihm Namens Karls VIII. von Camillo Bistelli und Romello gemacht wurden. Konnte er ja in ihnen die Gelegenheit finden, die Colonna, die jetzt für Neapel waren, zu bekräftigen. Jomelle verschaffte die Gelder, um der kirchen-Armee den rückständigen Sold zu reichen und sie mit 200 Lanzen und 300 leichten Reitern zu versehen; Virginius überließerte seinen Sohn Karl als Pfand seiner Treue an die Franzosen, und trat, ohne darauf zu achten, daß Alexander VI. ihn am 1. Jun. 1496 als französischen Eidnen und Rebellen hatte verurtheilt lassen, den Marsch nach dem Neapolitanischen an. In seinem Gefolge befanden sich sein Sohn, Johann Jordan, ferner Francisco Orsini, der nachmalige Cardinal Paul, des Cardinal-Ratinus Sohn, Bartholomäus Alviano u. d. m. Monte Eryone wurde mit Sturm genommen, Aquila und Teramo ergaben sich ohne Widerstand, ganz Abruzzo erkannte nochmals französische Herrschaft, und durch Capitanata drang Virginius bis nach S. Severo, wo er sich mit dem Voth von Vitro, mit Robert von Lenauart, vereinigte. Auch nach dieser Vereinigung war er zu schwach, um gegen König Ferdinand, der sich bei Foggia gelagert hatte, eine Schlacht zu wagen; indem er denselben stets aufzuweichen wußte, bog er seine ganze Beriesamkeit auf, um den Grafen von Montpensier, der mit der französischen Hauptmacht bei Salerno stand, zu einem gemeinschaftlichen eintreffenden Unternehmen auf die Hauptstadt Neapel zu bewegen. Montpensier wollte nicht hören, sondern hielt es für zweckmäßiger, auch sein eigenes Armeecorps nach Apulien zu führen, um mit einem Schlage die festesten Strenitfälle zu erobern. Die Vereinigung mit Virginius erfolgte zu Selva-Piana, in dem Gebiete von Troja, allein trotz seiner augenblicklichen Ueberlegenheit konnte Montpensier seinen Gegner so wenig zu einer Schlacht zwingen, als sich Virginius zwingen lassen. Alle seine Unternehmungen versetzten ihren Zweck, und wie bei Frangetto die letzte Gelegenheit verflummt worden, den Feind zu vernichten, da ging unheilbar das Heer zu Buch und Geforam verloren. Schwächer und Landknechte forderten mit Ungestüm den rückständigen Sold, die Eingeborenen dieser Gegend wußten davon, die Fürsten von Salerno, Bisignano und Gonga zogen mit ihren Banden nach Danie, um sich gegen Geforab von Gortova zu vertheidigen. Der Rest des Heeres wurde nach einigen unnützen Zügen zu Atella eingeschlossen, und nach

Müthiger Perseveranz gezwungen, zu capituliren (20. Jul. 1496). Nach den Bestimmungen der Capitulation sollte den Franzosen verordnet sein, nach Frankreich zu zurückkehren, die Italiener sollten lediglich das Neapolitanische räumen; aber Alexander VI., der die Desini verweigern, mit ihrem Nachlasse seine Kinder ausstatten wollte, erlaubte dem König Ferdinand II. von dem Eide, den er auf die Capitulation von Astella geleistet, und drohte ihn sogar für den Fall, daß er sie beobachten würde, mit geistlichen Strafen. Ihm zu gehorchen wurden Virginius und Paul Drifino angehalten und nach dem Gessell dell' Uovo gebracht, zugleich wurden ihre Hausruppen, die sich durch Abruzzo nach der Heimath begaben, von dem Herzoge von Urbino angegriffen und rein ausgelündert, und die Führer Johann Jordan Drifino und Alvario festgesetzt. Virginius erließ noch das geheime Confessiohum vom 26. Dec. 1497, worin Alexander VI. über ihn und das ganze Geschlecht Drifini die Strafe der Consecration verhängte, und that als ein Gefangener im Gessell dell' Uovo, und zwar wahrscheinlich am 1. Oct. im Januar 1497, sieben Tage vor der Schlacht bei Soriano. Seine Leiche wurde der Familie ausgeliefert und in Corrocci mit aller Pracht, die einem der berühmtesten Feldherren Italiens, dem Ertz und der Größe des Hauses gebühren konnte, zur Erde bestattet. — Von seiner Gemahlin Isabella Drifina, der Fürstin Rannand von Salerno Tochter, hatte er einen einzigen Sohn, den mehrmals erwähnten Johann Jordan; einem außerordentlichen Sohne, Karl genannt, vermochte er die Grafschaft Anguillara. Er ist dieser der Karl Drifino, der den Venetianern besonders in ihrem Kriege mit Florenz, 1498, nicht ohne Auszeichnung diene, auch 1500 den Cardinal Alean Egoria auf der Flucht in Rivoltella aufhob, später aber französische Dienste nahm. Er hinterließ einen Sohn, den Grafen Virginius von Anguillara, der sich ebenfalls den Dienste Frankreichs widmete, in der schmachvollen Niederlage der päpstlichen Truppen, bei dem Angriff auf Siena, den 25. Jul. 1526, die Corsicaner, welche zuerst die Flucht nahmen, befehlige er, und als Hauptmann über einige Galerien in Maxkelle, mit Barbaressa, der eine tüchtige Fließflotte dahin geführt, das von Toivus beschriebene Freund-Gastebündnis errichtete. Später fiel er durch unglückliche Feindmuthigkeit in des Königs von Frankreich Ungnade; er mußte drei Jahre im Gefängnis ausharren, und ging sodann nach Rom zurück, um daselbst zu sterben. Seine Gemahlin, Isidiana Drifina, hatte ihm eine einzige Tochter geboren, die Katharina, welche den Fürsten von Salas, den Grafen Spinelli, heirathete.

Johann Jordan, schon bei des Vaters Lebzeiten durch mancherlei Kriegsbereitungen bekannt, sowie durch seine Vermählung mit Maria von Aragon, des Königs Ferdinand I. von Neapel natürliche Tochter, besand sich gleichwie der Vater in neapolitanischer Gefangenenschaft, als Alexander VI. Anstalten that, die lange gezogene Entscheidung gegen das Haus der Drifini zu vollziehen. Virginius hatte in der That in dem Patrimonio einen Staat von Bedeutung zusammengebracht. Ihm gehör-

ten ganz in der Nähe von Rom l'Astola mit seiner starken Festung, Soriano, Gatera, Formello, Campagnano und Beccariano; das stilles Ufer des Subatinersee war ihm durch die Erwerbung von Anquillara und Tridoniano unterthänig geworden. Endlich besaß er auch, Geri und das erst neulich erkaufte Puggia, an der Via Aurelia. Dagegen hatte aber auch Alexander VI. seine Maßregeln mit Umsicht genommen. Franz Borgia, der Herzog von Gandia, und der Cardinal von Pavia, Bernabardin Lunato, waren beauftragt, die Achterklärung gegen die Drifini zu vollstrecken. Zu dem Ende war ihnen vorläufig der Befehl der Colonna zugeföhrt worden. Aber auch die Venezierer, so ungern sie darauf eingingen, mußte Alexander zu bestimmen, daß sie ihre Arme, unter dem Herzoge von Urbino, an dem Hauptzuge Antheil nehmen ließen. Nach solchen Vorbereitungen schien der Kampf weder langwierig noch zweifelhaft sein zu können. Wirklich ergab sich das feste Astola nach einer Belagerung von zwölf Tagen, sieben Soriano, Gatera und Formello, die nur durch ihre Lage fest, nach unbedeutenden Geschehen an ihren Thoren gelitten, ergab sich Campagnano ohne Widerstand, nahm Anquillara, das nur ungern der Drifini Herrschaft getragen hatte, willig päpstliche Besatzung ein. Aber Tridoniano, das befestigt durch seine Lage an dem Subatinersee, sich kräftigen Widerstand. Der Befehl, die Bequemlichkeit der Zufuhr über den See abzuschneiden, ließ Alexander zu Rom eine kleine Flotte erbauen, die auf Bagen nach Anquillara gebracht, und daselbst auf den Wasserpfad geleitet werden sollte. Alvario, der mittlerweile der Freiheit wiedergegeben worden, und der seine Gefangenheit verdaumte, seinem Gönner Virginius die empfangenen Wohlthaten zu vergelten, erhielt Kunde von der Annäherung der Flotte, die von Trevisio Casello besetzt, die Schiffe zu ihrer Bestimmung geleiten sollte, und plötzlich aus einem Hinteratze hervorbrechend, schlug und zerstreute er die Bedeckung, während das ausgebotene Landvolk mit den Schiffen ein lustiges Feuerwerk machte. Dieser Vorteil konnte insofern den Haß von Tridoniano nur vergrößern; die Feinde verdoppelten ihre Anstrengungen, schossen Besätze und die Stadt wurde mit Sturm genommen und geplündert. Die Nähe kam jetzt an Bracciano, dessen Vertheidigung aber des Virginius an Bartholomäus Lutta villa (Ghousteville) verheirathete Schwesster Bartholomäus übernehmen hatte. Die entschlossene Frau hatte alle die Soldaten ihres Brabers, die den Unfällen in Apulien entkommen waren, in Bracciano versammelt, sie mit Waffen und Pferden ausgestattet, die beschätzte Artillerie, sowie die verfallenen Festungswerke der Stadt wiederhergestellt, die Bannen mit Steinen und Feuerböden, die auf den angrenzenden Feind zu schleudern; obwohl die Buren, die bei der Belagerung suchten, in den Wassen geübt während sie alle Pflichten des wahrhaftigen Commandanten erfüllte, unterwarf es Alvario sich ihm selbst zu behaupten, die Feinde, wenn sie auf Lebenskalltel ausgingen, zu vernichten, und so war es immer möglich, eine Arme, die den Entschluß verlor, könne, zusammenzubringen. Die Belagerung rückte dar-

um nur langsam vor, Alvano that verschiedene erfolgreiche Angriffe auf das feindliche Heer, vernagelte seine Kanonen, zerstörte mehr denn einmal die aufgeführten Werke; am Ende wurde er aber doch mit seiner kleinen Schar in die Stadt selbst zurückgedrängt, und sie war dem Orte nahe, als Karl Orsini, des Virginus Sohn, und Vitellozzo Vitelli mit einer kleinen französischen Flotte vor Livorno anlangten; sie hatten nicht sobald den ersten Anzuck ihrer Entzweiung erreicht, und dieser von Kaiser Maximilian in Person belagerten Stadt Hilfe gebracht, als sie mit den in Frankreich empfangenen Geldern nach Ostia di Castello, wo die Vitelli herrschaftliche Gewalt ausübten, eilten. Vitellozzo's Brüder, Paul und Camill Vitelli, hatten eine ansehnliche Truppendar in Diensten, und waren sogleich bereit, sie zum Besten der Orsini, deren Schicksal des ihren Vorspiel sein mußte, zu verwenden. Die Städte Perugia, Rarni und Todi lieferten einige Hilstruppen; Ambrosio Lancrionio fand sich mit seinen Weibern ein, und auf diese Weise wurden 1200 Kanonen und 1800 Fußgänger zusammengebracht, mit welchen die Vitelli aufbrachen, den Entsatz von Bracciano zu bewerkstelligen. Auf die Nachricht von ihrer Annäherung, hob der Herzog von Urbino die Belagerung auf, um seinen Hütern die auf den heißen Berg von Soriano entgegen zu gehen. Das Treffen war hartnäckig und blutig, endigte aber mit der vollständigen Niederlage der Vespalschen und der Gefangennehmung des Herzogs von Urbino, während der Herzog von Gambia, verwundet, der Legat und Fabricius Colonna nach Rom eilends entkamen. Gepäde und Artillerie wurden in Gefangenschaft der Sieger Beute, und schon in den nächsten Tagen hatten die Orsini alle ihnen Entziffene bis auf Anguillara und Triboniano wieder eingenommen, und sich gegen jenseit der Tiber in Montetoronto festgesetzt. Dem Schreden des Papstes über diese Ereignisse gefolgte sich bald drückender Mangel an Lebensmitteln in der auf solche Art beinahe zerstörten Hauptstadt und die von den Venezianern und dem Cardinal Olivier Carafa gemachten Friedensvorstöße fanden in Rom, wie in der Orsini Lager, ein williges Gehör. In der Pacifications-Urkunde wurde den Orsini und Vitelli vergönnt, ihre Dienstzeit, wie sie sich gegen Frankreich verbindlich gemacht, aufzubehalten, nur sollten sie niemals die Waffen gegen den heil. Stuhl führen. Für die Kriegskosten versprachen die Orsini 70,000 Goldgulden zu bezahlen. Alle Gefangenen, den Herzog von Urbino ausgenommen, mußten ohne Beleggel freigegeben werden, Johann Jordan und Paul Orsini, die immer noch zu Neapel im Gefängnisse, sollten nach Bezahlung der ersten 20,000 Goldgulden in Freiheit gesetzt werden. Für die Bezahlung des Restes hatten sie acht freie Romane, die zur wöchentlichen Zahlung mußten sie aber als Sicherheit ihre Festungen Anguillara und Cerretti, und ihren Gefangenen, den Herzog von Urbino, in den Händen der Cardinale Forgia und San Severino lassen. Der Herzog wurde mitbin genöthigt, sich bei dem Papste, für dessen Dienst er doch ein Gefangener geworden, loszulösen. Mit gutem Vorbedachte hatte Alexander ihn aufgenommen, als er die Freilassung aller übrigen Ge-

fangenen stipulirte, und der Papst schämte sich nicht, auf Abschlag der den Orsini auferlegten 70,000, jene 35,000 Gulden zu nehmen, mit denen sein eigener General seine Freiheit erkaufen mußte (Januar 1497).

Die jetzt eintretende Ruhe wurde bald wieder durch eine jenes Heben zwischen den Orsini und Colonna, die nach und nach den Ackerbau, die Bevölkerung, und selbst die Ermothbarkeit der Campagna und des Patrimonio vernichtet haben, gestört. Jakob Orsini bemächtigte sich des Postens von Torre Matthea, was ein offener Angriff auf die Savelli und ihre Verbündeten, die Colonna, Schnell waren diese unter den Waffen, aber nicht zufrieden, den Thurm wieder genommen zu haben, besetzten sie zu gleicher Zeit des Gomit Beschlüger, die Orsini, und den der übrigen Familie feindlichen Trojan Savelli. Comiti's und Trojans Burgern wurden sämtlich genommen und gefesselt, und am 30. März 1497 erlitten die Orsini unweit Palombara und Monterotondo eine schwere Niederlage; Karl Orsini, der Graf von Anguillara und mit ihm an 100 Mann wurden zu Gefangenen gemacht; 400 waren gefallen. Nicht nur der Orsini umweit Tivoli gelegene Burgen S. Agnolo und S. Gregorio, sondern auch die noch übrigen Schlösser der Monti, Longiano, Turricchia, Savignano, Montalto, Roncofiscia und Partico wurden von den Siegern; mit mehr oder weniger Schwierigkeit genommen und grausam verheert. Diese unerwarteten Fortschritte der Orsini's erregten indessen die Aufmerksamkeit aller benachbarten weltlichen Herrschaften. Die meisten derselben ließen ihre Truppen aufbrechen, um die Hauptmacht der Orsini, 1000 Reiter und 3000 Fußgänger, mit welchen jetzt Johann Jordan, Julius und Fabius Orsini, Paul's Sohn, dann Bartholomäus Alvano, die Belagerung von Palombara vornahmen, zu verstärken. Diese Belagerung war mühselig und langwierig, die Colonna zogen ihre Streikräfte bei dem Ponte Labicano zusammen und man sah mit jedem Augenblick einem entscheidenden Treffen entgegen. Von beiden Seiten sah man aber auch mit Besorgnis, wie die gesammte päpstliche Armee sich vor dem Thore von Tivoli sammelte, angeblich, um die Hauptstadt zu bedecken, eigentlich aber, wie jedermann ohne Kopfbrechen errathet, um über die Colonna und Orsini herzufallen, wenn sie sich vollends aufgerieben haben würden, und so beide zugleich ohne alle Anstrengung zu vernichten; diese Besorgnisse wurden ausgetauscht, und erzeugten einen Vertrag, wodurch man sich Eroberungen und Gefangenen zurückgab, und die Frage wegen des Besizes von Alba und Tagliacozzo der Entscheidung des Königs Friedrich von Neapel anheimstellte. Die durch des Papstes feindliche Stellung gemachten Besorgnisse gingen bald genug in Erfüllung, aber glücklicher, als seine Vetter, entging Johann Jordan der offenen Gewalt, wie den heimlichen Nachstellungen des César Borgia; ihn rettete vorzüglich seines Dienstherrn, des Königs von Frankreich, mehrmals zwar höchst zweifelhafter Schutz, und der von diesem Monarchen empfangene St. Michael'sorden; doch mußte er noch zuletzt in Bracciano eine Belagerung aushalten, von der ihn des Papstes unerwarteter Todesfall jedoch

bald genug bestrafe. Kaum zwei Monate später übernahm es der nämliche Johann Jordan, den aller seiner Größe entsehten, von Feinden umlagerten Borgia nach der französischen Arme in Sicherheit zu führen, was in dessen unterbleiben mußte, weil César in die Unmöglichkeit versetzt wurde, den kurzen Weg von Rom nach Bracciano zurückzulegen. Johann Jordan blieb auch bis an sein Ende den französischen Interessen ergeben, und in französischem Sold, obgleich die übrigen Drifini, betrieblt durch den Herzog, den der Cardinal von Amboise den Colonna gab, bereits im J. 1503 mit Gonzalvo von Cardava einen Vertrag abgeschlossen, und sich verbindlich gemacht hatten, gegen einen jährlichen Sold von 60,000 Dukaten für des Königs von Spanien Dienst 600 Kanonen zu unterhalten. Von seiner ersten Gemahlin, von Maria von Aragon, hatte Johann Jordan seine Kinder, die andere, Felicia de la Rovere, des Papstes Julius II. Tochter, hatte ihm drei Söhne und vier Töchter geboren. Der jüngste Sohn, Franz, war Bischof von Tricarico und Abt von Farfa; der mittlere, Napoleo, Abt von Farfa, war dem Bruder, resignirte seine Beneficien, um in dem Kriege der Colonna mit Clemens VII., im J. 1526, als gewöhnlicher Soldat unter kaiserlichen Fahnen zu dienen. Nach der Einnahme von Rom, durch Bourbon's Scharen, stellte er sich an die Spitze eines Schwärms verzweifelter Abenteuerer, um mit ebenia viel Wildheit als Glück den kleinen Krieg gegen die Kaiserlichen zu führen. Es gelang ihm sogar, sich in Asia mehrere spanischer, mit der reichen Beute aus Rom beladener Schiffe zu bemächtigen. Mit 200 Reitern trat er in der Florentiner Sold, dann diente er in dem Heere, das mit Lautrec nach Neapel zu Grunde ging. In der Florentiner letzten Kampfe leistete er ihnen mit seiner, jetzt 300 Köpfe zählenden, Reiterfahne die wichtigsten Dienste. Der albanische Gebirgskrieg, den er in der Nachbarschaft von Borgia San-Sepulcro und Angburi führte, beschäftigte lange Zeit einen großen Theil der schändlichen Sterilität. Endlich wurde er aber zwischen Borgia San-Sepulcro und Città di Castello von Alexander Bittelli überfallen und nach verzweifelter Widerstande geschlagen, das seine ganze Schaar aus einander stob. Von Einnad an verließ er den Dienst der Republik, um von Bracciano aus seine Begnadigung bei Kaiser und Papste nachzusuchen. Zugleich forderte er sein väterliches Erbe Bicovara, das er früher, um der Confiscation zu entgehen, an seinen Bruder Hieronymus abgetreten, mit Ungestirn zurück. Hieronymus, der Günst des Papstes gewis, vermittelte die Rückgabe. Er wurde darum von Neapelen befehdt (1532), fiel bei Mantopoli in einen Hinterhalt, und wurde gefangen. Den Landfriedensbruch zu strafen, schickte der Papst eine bedeutende Armee vor Bicovara; aber schon in den ersten Angriffen wurde sein Feldherr, Ludwig von Sanjago-Rozzo, getödtet. Julius Quavivio, Herzog von Attri, trat an dessen Stelle, wollte aber, als der beiden Brüder Anverwandter, lieber vermitteln, als siegen. Seinen Vorstellungen weichen begab sich Neapelen nach Frankreich und vermittelte daselbst, bis König Franz I. ihm getreulich von des Papstes Clemens VII. Befehl

in Marseille Verzeihung, und die Erlaubnis, nach Rom zurückzukehren, erwirkte (Oct. 1533). Seine Verdienste zu dem Bruder wurden gerühmt und er lebte in hohem Ansehen an dem päpstlichen Hofe, bis die Vermählung einer seiner Schwestern an einen neapolitanischen Großen ihn in seiner Ruhe störte. Er wollte ihr nämlich das Geloib geben, verpächte sich aber um einen Augenblick, und wurde, bevor er die übrige Reisegesellschaft erreichen konnte, beinahe an den Thoren der Hauptstadt von Baniten ermordet. Er war mit Claudia Colonna verheiratet, und ist der Stammvater der Drifini von Bicovara geworden, die, nach ihrem Erlöschen, von den Hatzegen von Bracciano brecht wurden.

Hieronymus, des Johann Jordan ältester Sohn, erbt durch des Vaters frühzeitigen Abgang (Johann Jordan wurde nicht über 40 Jahre alt) Bracciano, Campagnano, Triboniana, Sotera, Esafano, Formello; die Seiten waren indeffen darüber, daß Befehlungen der Art ihrem Herrn einen Rang unter den unabhängigen Fürsten Italiens gewähren konnten, und mehrmals in seinem Leben, selbst in dem Bruderzwiste mit Napoleo, mußte Hieronymus fühlen, daß er des Papstes Unterthan geworden war. Seine schwärmende Politik, bald zu Frankreich, bald zu Spanien sich hinneigend, war auch keinesweges berechnet, ihm ein besonderes, persönliches Gewicht zu erwerben. Im Herzen blieb er stets französischem Interesse ergeben, 1525 nahm er den Herzog von Albanien mit der ganzen französischen Arme in seinen Staaten auf; alle seine Magazine, alle seine Festungen wurden den Fremden geöffnet, und Hieronymus ließ ihnen aus Fellen Werbungen anstellen, die den erwünschten Fortgang hatten, als die Colonna plötzlich über diese neugeworbenen Scharen in der Nähe von Arsemano herfielen, sie bis in die Stadt Rom selbst verfolgten, und die Flüchtigen noch aus dem Campofiore nicht ermittelten. Indessen wurde des Herzogs von Albanien gesammelte Armee doch einzig durch ihre großmüthige Aufnahme in Bracciano und den übrigen Festungen der Drifini gerettet. Statt des Dankes wurden Hieronymus und alle seine Verräther durch den Frieden von Cambray der Gnade des Siegers hingegeben; für sie die für Frankreich soviel geopfert und gethan hatten, machte der großmüthige Franz I. nicht eine einzige Stipulation, sie wurden behandelt wie alle seine Verbündeten. Hieronymus wurde nur 27 Jahre alt, und in seiner Ehe mit Franziska Elorza, des Grafen Bosca von Santafosa Tochter, ein Vater von zwei Kindern. Die Tochter, Felicia, heirathete den Herzog von Palliano, den Marc Anton Colonna; des Sohns, des im 1541 gebornen Paul Jordan, Vormundschaft übernahm, um ihn für immer von der Abhängigkeit an Frankreich abzuheben, der Herzog Cosmus I. von Florenz, der zugleich den Mord mit seiner zweijährigen zwölfjährigen Tochter Rindele verurtheilte. Der Ruhm, den sich Paul Jordan nachmals in mehrern Feldzügen erworb, bestimmte den Papst Paul IV. ihm das Commando seiner Truppen anzuvertrauen, als die Türken 1566 die Küsten Italiens bedrohten, und in dem glorreichen Feldzuge von 1571 übergab ihm Papst

Pius V. das Commando der gesammten italienischen Hüfzer. In der Schlacht bei Lepanto nahm Paul Jordan die Galeere des Vizekönigs Portau Bassa. Schon früher, 1560, hatte Pius IV. zu seinen Gunsten Bracciano zu einem Herzogthum erhoben, es war ihm auch durch seinen Vetter Virginius Abgang die Grafschaft Anguillara anheimgesallen. Häusliche Unfälle trübten jedoch diese Glückseligkeit; seine Gemahlin wurde ihm von ihrem eigenen Bruder, von dem Großherzog von Toskana, als eine Ehebrecherin verdammt gemacht, und ließ die Unglückliche 1578 im Bette erdrosseln, mehr ihrer angeblichen Liebhaber aber aufheben, martern und hinrichten. Damals schon hatte ihn eine furchtbare Leidenschaft ergrißen für den Franz Peretti, eines Neffen des nachmaligen Papstes Sixtus V., wunderschöne und geistreiche Gemahlin, Virginia Accorambona, und als Peretti 1581 von seinem Schwager, von Marcellus Accoramboni, ermordet wurde, als die Wittve unmittelbar darauf ihre Hand dem Herzoge von Bracciano reichte, wurden er und Virginia allgemein als Mithilbige an Peretti's Morde betrachtet. Sie, die Herzogin, wurde darum auch nach der Engelsburg gebracht, doch schon nach einigen Tagen als unschuldig entlassen. Als jedoch Sixtus V. den päpstlichen Adorn bestiegen, fürchtete Paul Jordan seine Rache; unter dem Vorwande einer Badercur, unternahm er mit seiner Gemahlin eine Reise nach dem Venetianischen, die damit endigte, daß er zu Salo, an dem Garbiersee, seinen Wahnwitz ausschlug. Er verlebte hier in toller Verschwendung, wie er es gewohnt, einige Jahre, wurde von einem heftigen Fieber befallen und starb während eines Aerzesses, unter der Ägide Hürden (um 1585). Seine Wittve begab sich nach Padua und wurde dort eines Morgens todt gefunden, sammt ihrem Bruder Flaminio, der, noch ein Jüngling, sich eingelassen hatte, um die verwaisete Schwester zu trösten; ihr Mörder, Ludwig Orsino von Monterotondo, entging der verdienten Strafe nicht.

Des Herzogs Paul Jordan Sohn erster Ehe, Virginius II., Herzog von Bracciano, Graf von Anguillara, Ritter des goldenen Vlieses, stieg 1594 als Volontair in Ungarn, diente auch 1601 in der Expedition gegen Alger. Als er sich am 10. April 1589 mit der Julia Peretti, des Papstes Sixtus V. Nichtein, vermaählte, die Schwester wurde gleichzeitig des Markus Antonius Colonna Gemahlin, und hatte, gleichwie Fulvia, einen Brautschatz von 100,000 Dukaten, erließ Sixtus V. eine Verordnung, wodurch den Orsini und Colonna der Rang vor allen römischen Baronen befestigt wurde. Unter sich selbst sollten sie nach dem Alter rangiren. Virginius II. wurde ein Vater von zehn Kindern. Die älteste Tochter, Johanna, heirathete den Herzog von Guastalla, den Garkönig von Genua. Die zweite, Maria Felicia, wurde durch ihre Ruhmge, die Königin von Frankreich, Maria von Medici, im J. 1612 an den Herzog Heinrich II. von Montmorency verheirathet (der Ehebvertrag ist vom 28. Nov. 1612; von dem ihr versprochenen Brautschätze von 450,000 Livres bezahlte die Königin 50,000). Ihr wird gütlich auch von Desormeaux Schatz gegeben,

daß es hauptsächlich ihre Anhänglichkeit an die Königin, ihre Rathschläge gewesen, welche den ritterlichen Montmorency verleiteten, das Panier der Rebellion zu erheben. Im Brief an den Jesuiten Bernier (*Nouveaux choix de piéces, tirées des anciens Mémoires et autres journaux, par Laplace, t. 87, p. 62*) stellt die Sache jedoch in ein ganz anderes Licht. Nach ihm suchte die Herzogin stets ihren Gemahl von seinem gefährlichen Beginnen abzuweichen; auf den ersten Bruch, daß er mit dem Herzoge von Erlans im Bunde stehen möchte, behauptete sie, daß sie ein solches Ereigniß nicht überleben, daß der Schmerz darum sie tödten werde. Alle ihre Vorstellungen, ihre Bitten waren vergeblich, denn schon hatte sich Montmorency einen Rücktritt unzmäßig gemacht, und am andern Tage traf der Herzog von Erlans in Besiers ein. Er machte der kranken Herzogin einen Besuch, und nicht zweifelnd, sie, als der Königin Mutter nahe Auserwante, und mehrschon von Richelieu geküßt, werde den Entschluß ihres Ehebruchs höchlich billigen; stattdessen er ihr seine Danksayungen für die in Languevede gesandte Aufnahme ab. Sie entkaufte ihn aber augenblicklich durch eine sehr bestimmte Antwort, die ihn, wie er hernach selbst gestand, tief vermerkte. Auch während seines Aufenthalts in Moulins, 1634, behauptete Gailon, die Herzogin habe nicht den mindesten Antheil genommen an dem Beginnen ihres unglücklichen Gemahls. Gleichwohl wurde sie am achten Tage nach dem 30. Oct. 1632, durch einen Cremp von den Gark des du corps als Gefangene nach dem Schloß von Moulins gebracht. Nach Jahresfrist entlassen, wurde ihr zugleich die Wahl des künftigen Aufenthalts anheim gegeben. Sie entschied für Moulins, erkaufte ein großes Haus in dem abgelegenen Theile der Stadt und bezog ein dunkles Gemach, dessen Wände schwarz aufgeschlagen, und das einzig Kerzenlicht empfing. Nachdem sie hier zehn Jahre den entschlafenen Ehebrun betrauert, unternahm sie den Bau eines Klosters für die Wittvinnen, dessen Kirche bestimmt war, die geliebte Leiche aufzunehmen. Das Grabmonument, an dem vier ausgereichete Künstler ihr Talent verewigten, kam im J. 1652 zu Stande, und jetzt aller irdischen Sorgen entbunden, nahm die Herzogin selbst am 30. Sept. 1657 in diesem Kloster den Schleier. Sie lebte in den Übungen der höchsten Andacht, empfing die Besuche dreier Königinnen, Anna von Frankreich, Henriette von England, Christine von Schweden, und starb als des Klosters Vorsteherin den 5. Jun. 1666. Ihre von Marcollier im J. 1684 herausgegebene Lebensgeschichte beschäftigt sich mehrertheils nur mit ihrem innern geistigen Leben. Der Herzogin jüngste Schwester, Camilla, wurde des Fürsten Marc Anton Vorgehe Gemahlin, nahm als Wittve seit 1658 ebenfalls den Schleier, und starb 83 Jahre alt im J. 1684; im Kloster hatte sie Maria Victoria geheißen. Von ten Brüdern starben zwei, Karl und Cosmus, in der Kindheit. Der jüngste, Virginius, wurde Wallfahrtsritter und nachmalig Camerlenermönch. Ein anderer, Franz, resigirte die Abtei Arles, um Jesuit zu werden. Alexander Rubiete zu Siena, Florenz,

Vifa und Rom, empfing 1615 mit 22 Jahren den Cardinalshut, trat nachher in den Jesuitenorden und starb zu Bracciano den 22. Aug. 1628. Man hat von ihm mehre Schriften: de Christi cruce et passione; de sponso Mariae; Josepho; de regum unitione; de regno etc. Paul Jordan II., der Älteste von Virginius II. Söhnen, folgte dem Vater als Herzog von Bracciano, und wurde 1609, als er Namens des Großherzogs Cosmus II. dessen verlobte Braut, die Erzherzogin Maria Magdalena (nicht Margaretha, wie Jambos sich irrig nennt) in Grätz übernahm, von Kaiser Rudolf II. in des H. R. R. Kämmererstand erhoben. Er selbst vermählte sich mit Maria Isabella Appiana, des Georg Mendoza Wittve und Erbin des Fürstenthums Viomino, und starb kinderlos im J. 1645. Man hat von ihm, als Fürsten von Viomino, eine kuxerne Medaille: Ko. des Herzogs Haupt, unbedeckt, mit kuxern, krauem Haar, an dem Halbe die Jahrzahl 1621; umher steht: Paul. Jord. II. D. G. Ang. (villarum) C. Bracc. D. S. R. J. P. Res. Eine Falt, worauf in fünf Zeilen zu lesen: Reluctante fortuna coronata viras illustri. Umher: Plumb (ini) P. Inaularum lraae. Plan. (osae, Pianosa) et Art. (emissae, Ginnati) D. In dem Besitze des Herzogthums Bracciano folgte ihm sein Bruder, Ferdinand. Dieser, gleichwie sein Schwiegervater, ein Anhänger Frankreichs, hatte bisher nur den Titel eines Herzogs von Santogemini geführt, nachdem er dieses Herzogthum mit Iulianina Orsina, des Herzogs Johann Anton von Santogemini Tochter (starb den 22. Dec. 1663), erheiratet. Er starb den 24. März 1656. Von seinen drei Söhnen, Virginius, Flavius und Felius, trat der Älteste, Virginius, geb. den 17. Mai 1615, in den geistlichen Stand; er wurde von Urban VIII. im J. 1641 in die Zahl der Cardinal-Diakenen, von Alexander VII. in die Zahl der Cardinal-Bischofe aufgenommen, und von Clemens X. zum Cardinal-Bischofe von Lucculum ernannt. Er war auch Protector von Polen, Portugal und Frankreich, stellte in seinem Garten, vor der porta del popolo, eine Sammlung von Alterthümern auf, und starb den 21. Aug. 1676. Felius, der jüngste Bruder, Fürst von Nerola und Bicoparo, Garbier der Stigmata des heil. Franciscus, starb unverehelicht den 30. April 1696. Flavius endlich, kuxer Herzog von Bracciano und Santogemini, Fürst von Nerola und des H. R. Reichs, Graf von Anguillara und Gaiera, Marchese von Rocca Antica, in Sabina, und la Penna, römischer Baron und Principe al Soglio, Grande von Spanien, geb. im J. 1611, suchte, bedrängt durch die von seinen Vorfahren aufgekauften Schuldenlast, in einer reichen Heirath Hilfe. Seine erste Gemahlin, Hippolyta Lutovici, des Fürsten Gregor Altobrandini Wittve (verm. 1642), brachte ihm auch wirklich eine bedeutende Mitgift, starb aber, ohne ihm Kinder gegeben zu haben, im J. 1674, und Flavius mußte die Hälfte des Brautschades an die Altobrandini herauszahlen. Es war dies bei seinen vertheilten Umständen ein sehr hebrer Stoß. Die Cardinale von Bouillon und von Chéres, vielleicht durch ein allzuwäthliches Geselch geleitet, übernahmen die Sorge, ihm eine

zweite Gemahlin zu verschaffen. Des Prinzen von Chalais, des Adrian Blasius von Tollyern verlassene Wittve (verm. 1659, Wittve seit 1670) beband sich in Rom, und der Herzog von Bracciano wurde überredet, sie sich im Februar 1675 anzuheirathen zu lassen. Ihn um so leichter für diese Heirath zu gewinnen, hatte man ihm von Seiten Frankreichs große Hoffnungen gemacht, er mußte sich aber mit dem bei. Gelehrten (durch Verleumdung vom 29. Sept. 1675) abweisen lassen, und auch diesen, als Ludwig XIV. dem Papp Innocentius XI. fürnte, auf des Königs Geheiß im J. 1689 zurückgeben. Die Frau nahm ihm aber niemand, obgleich er oft genug mit ihr im Streite lag, und sie einmal sogar ihn förmlich verlassen hatte, um sich in Paris niederzulassen. Die Verlobnung erfolgte erst im J. 1694, durch des Cardinals Prioraterrers Vermittlung; die Herzogin, gefälligkeit und verschwenderisch, wieschaftete aber auch wie vor so übel, daß ihr Gemahl eine Befugung nach der andern veräußern mußte. Er verkaufte Bicoparo (den dasigen Zoll allein hatte Anton und Johann Baptist Orsini 1589 um 400 Scudi verpachtet) im J. 1692 an den Grafen Bolognetti, Anguillara 1693 an das genuesische Patriarchat Grillo, das von den Cavelli ererbte Fürstenthum Albano 1696 um 444,000 Scudi an die apostolische Kammer, Bracciano endlich selbst*) im J. 1696 um 389,000 Scudi an Eivius Descalci. Er starb, nachdem er auf diese Weise den Ruin seines Hauses vollbracht, den 5. April 1698 ohne Kinder, daß also mit ihm die Linie in Bracciano erloschen ist. Was noch von Lehensgütern übrig, Rocca Antica, Castiglione und Selci, in Sabina, zog die apostolische Kammer, als vermannet, ein; das übrige Vermögen erbt, wie es scheint, die Wittve Anna Maria de la Tremouille, und mußte sie noch durch Vergleich vom J. 1701 an Dominic Maria Orsino die Kenuta von Monte Casale, in dem Gebiete von Romagne, wegen welcher jährlich acht Pfund Wachs an die apostolische Kammer gezinst werden, abtreten; es blieb ihr, die man jetzt die Prinzessin Orsina nennt, aber immer noch genug übrig, um ein großes Haus zu machen, und ihr Aufwand, sowie der Reiz ihres Umganges, ließen ihren Palast zum Mittelpunkt aller vornehmen Gesellschaft in Rom werden. Damals suchte man sich in dieser Hauptstadt für den Verlust wirklichen Einflusses durch politische Intriguen schadlos zu halten, der päpstliche Hof galt daher für die beste Schule der Diplomatie. Die Prinzessin näherte, seinen unermesslichen, weit über ihr Geschlecht, und der Menschen gewöhnlichen Gerede hinausreichenden Einfluß“ (S. Simon), und es fiel ihr nicht schwer, des bedeutenden Einflusses auf die Negierung und auf die äußeren Verhältnisse des Kirchenstaates zu gewinnen. Ludwig XIV.

*) Das eigentliche Herzogthum nämlich. In den Staaten von Bracciano, die von ungleich w'item Umfange, gehören: Bracciano, Pale, Cerveteri, Castellaccio, Castellaccio, Viciarelli, Riccarda, Ardoniano, Rocca Romana, Anguillara, Valle Geressa, Spomerio, Gerassia, Gaiera, Doardo di S. Caro, Baccanetto, Cerefano, Formello, Cefano, Anarido, Campagnano, l'Orto, Agliata, Biano, Iffia, Monte Virginio, Eligliano, Asta.

in seiner Allgewalt, verschmähte es zu Zeiten nicht, ihre Vermittlung anzunehmen, und ihre häufigen Reisen nach Frankreich, denn so lange der alte Herzog lebte, besand sie sich am liebsten aufwärts, verschafften ihr auch an dem Hofe von Versailles die wichtigsten Verbindungen. Nachdem Ludwig XIV. seines Enkels Philipps V. Vermählung mit der Prinzessin von Savoyen beschloffen, kam es darauf an, für der Königin Hof eine Camarera mayor zu finden. Eine Spanierin wollte Portocarrero, eingebend des Mißbrauchs, den mehrte mit dieser hohen Würde getrieben, nicht, eine Französin schien nicht weniger unpassend, und gleichsam von selbst fiel die Wahl auf die Prinzessin Desfina, die zwar in Frankreich geboren, aber in eine fremde Familie aufgenommen und in Rom eingebürgert war, die Spanien, Portugal, Italien bereiset hatte, und an allen dasigen Höfen, besonders auch an dem von Turin, gekannt und geachtet war. Es scheint aber doch auch, als habe der Cardinal von Etrées abermals auf die Wahl der Prinzessin eingewirkt, und als sie das Geschäft durch die Erinnerung an das vertraute Verhältniß, in dem sie mit Portocarrero gelebt, gar sehr erleichtert worden. Klug genug war indessen die Prinzessin, um sich hüten, und am Ende von Ludwig XIV. sehr bestimmt befehlen zu lassen, daß sie die Stelle anträte. In Mailand wurde sie der jungen Königin vorgestellt, und die ihr eigene Gabe zu gefallen. Die hohe Anmuth ihres Benehmens, eine natürliche und darum um so hinreichendere Redefähigkeit, ein ausgezeichneter Gesinnung für das Schicksale und Aemliche, gewonnen ihr auf der Stelle das Herz der unerschrockenen, aber nicht von Ehrgeiz und Eitelkeit unabhängigen Monarchin. Schon in den ersten Stunden hatte die Prinzessin die Herrschaft begründet, die stets wachsend, nur mit dem Tod ein Ende nehmen sollte. Gingen verdankte die Königin auch besonders den Rathschlägen und Bemühungen der Prinzessin jenen Einfluß auf ihren königlichen Gemahl, der unter allen Umständen derselbe geblieben ist. Nachdem sie sich also der Hauptperson verschert, begann Anna Maria an dem Hofe zu strahlen, welches die ganze spanische Monarchie in sich aufnehmen sollte. Sie hätte sich verbindlich gemacht, die geheimen Absichten des französischen Hofes zu unterstützen, ihm den vollständigen Einfluß auf die Angelegenheiten der Halbinsel zu verschaffen, ohne daß derselbe sichtbar werde. Die Gesuchen eines solchen Unternehmens mußten ihr bald eintreffen; nichts in der That konnte dem spanischen Stolz mehr widersprechen, der Nation, die dem neuen Könige bereits so viele Opfer gebracht, mißfällig sein. Darum wagte es auch die Prinzessin, so lebhaft sie das Bedürfniß französischen Beistandes fühlte, wenigstens die innere Verwaltung Spaniens anzuvertrauen; sie zog die Grenzen zu den Gesandten heran, ließ mehrte an der Königs Vertrauen Antheil nehmen, bewachte sich jedoch mit vieler Gewandtheit die günstige Stimmung des französischen Hofes. Von dort aus, wo man die freilich noch sehr entfernte Gefahr einer Emancipation Spaniens nicht im mindesten geduldet zu haben scheint, kamen ihr keine Hindernisse; desto größer fand sie von Seiten der Spanier, derjenigen, die zu

beden sie versuchte, und die sich aus Stolz, aus National-Vorurtheil und aus gemeiner Abneigung gegen die Bourbonen, von dem fremden Weibe, das die Schicksale des Reichs in seinen Händen trug, abwendeten. Nicht geringere Hindernisse erhobten die französischen Gesandten und Agenten, zum Theil, weil sie der Prinzessin Spiel zu gefährlich fanden, zum Theil, weil sie darin den Untergang ihrer eigenen Wichtigkeit erblickten. Philipps V. Reise nach Italien, während welcher die Königin, oder vielmehr die Desfina, die Begleitung führte, gab dieser Gelegenheit, ihre Macht noch fester zu begründen, wie der neue französische Gesandte, der Cardinal von Etrées, gar bald empfinden mußte. Recht noch, als auf Rang, Fähigkeiten und geistliche Dienste glaubte er sich auf seine frühern Verbindungen mit der Prinzessin berufen zu dürfen, als er alle weltliche Gewalt über Spanien in seinen Händen zu vereinigen strebte. Die Prinzessin fürchtete ihn aber, und besaß, ihm entgegenzuwirken. Der Kampf war langwierig, die Desfina wußte aber selbst Verwandelte des Longinosts für sich zu gewinnen, und er wurde abgerufen (1703). Der Abbé d'Etrées, ebenjenige, der den Sturz seines Rheims herbeiführen helfen, erhielt den Gesandtschaftsposten; auch er wollte sich der Herrschaft der Prinzessin entgegen und sie mit dem französischen Hof entgegen, ein Beginnen, in dem ihn der Cardinal wirksam unterstützte. Die Desfina bewachte jedoch alle seine Schritte; wissend, daß der Abbé besonders die Schwächen in ihrem Privatleben aufzufinden bemüht sei, ließ sie einen seiner Couriers anhalten, sie erbrach die an Ludwig XIV. unmittelbar gerichteten Depeschen, und sand eine heftige Anklage, besonders begründet auf ihr Verhältniß zu ihrem Intendanten Baulrois d'Aubigny, „es sei dasselbe so innig“, schloß die Depesche, „daß man sie mit Aubigny vertheilhet glaube.“ Von so empfindlicher Seite angegriffen verzog die Prinzessin alle Rücksichten, sie schrieb an den Rand „pour marier moi“ und ließ das Schreiben in diesem Zustand abgeben. Eine solche Verwegenheit mußte den Monarchen auf das Äußerste entsetzen; gleichwohl wußte er seinen Unmuth noch zu meistern, d'Etrées wurde sogar auf der Prinzessin Betrieb abgerufen, dann aber erhielt sie selbst den Befehl, Spanien zu verlassen und ihren Aufenthalt in Italien zu nehmen (1704). Sie traf ohne Ueberlegung, die Anstalten zur Abreise, setzte aber zugleich alle Antriebsfedern in Bewegung, um die Erlaubnis zu einem Ueblicher nach Versailles zu erhalten, wo sie nicht weiteste, sich rechtzusetzen zu können. Diese Erlaubnis wurde ihr verweigert, dagegen vergütet, daß sie, statt des entlegenen Italiens, Toulouse besuchen könne. Hier erwartete sie in Geduld und schreibbarer Unthätigkeit bessere Zeiten.

Bedeutende Unfälle hatten den Feldzug von 1704 für Spanien und Frankreich gleich denkwürdig, und die genaueste Verbindung beider Kronen notwendiger als vorher gemacht. Das Misvergehen der Königin von Spanien, wegen der Entfernung ihrer Camarera, fand aber einer solchen neuern Verbindung im Wege. Die Desfina fing an, im Verborgenen zu handeln; es gelang

ihr, die Maintenen zu gewinnen und durch deren Einfluß zu erreichen, was sie brinade seit einem Jahre vergeblich, was auch die Königin von Spanien unablässig für sie gesucht hatte, die Erlaubniß, sich bei Ludwig XIV. persönlich zu rechtfertigen. Am 4. Jan. 1703 traf sie in Paris ein, und wohl durfte sie mit dem ihr erworbenen Empfang zufrieden sein. Schlaw verbarste sie gleichwohl eine Zeit lang in der Stellung einer Bittenden; als sie aber des Königs günstige Stimmung, der Maintenen entscheidende Verwendung zu ihren Gunsten, gewahrte, da wechselte sie die Rolle, und aus der Beklagten wurde eine Klägerin (S. Simon). Nachdem sie von Ludwig XIV. manderlei Gnaden und Zugeständnisse, von dem gesammten Hofe die größte Aufmerksamkeit empfangen, wurde ihre Rückkehr nach Spanien beschlossen. Sie mußte sich jedoch anheißig machen, daß sie den Einfluß des französischen Hofes handhaben, seine Ansichten und Interessen unterstützen wolle, sodann versprach sie ihrer Verschönerin, der Maintenen, die wüthigste Hingebung, unbegrenztes Vertrauen. Auch dieses Mal überleitete sie sich nicht mit den Vorlesungen zur Abreise, daher S. Simon meint, sie habe die Hoffnung gezeigert, bei Ludwig XIV. an der Maintenen Stelle treten zu können. Seine Behauptung wird aber durch nichts unterstützt und durch einen Rückblick auf der Prinzessin Lebensstellung durchaus unwahrscheinlich. Sie, an Seiten der Maintenen brinade gleich, war ihres Einflusses in Madrid sicher, in Versailles von Ungewissheit und Zweifel umgeben. Im Julius 1703 trat sie die Reise an, und außerordentlich war die Freude, mit der sie von dem madrider Hof empfangen wurde. König und Königin fuhren ihr entgegen und überdachten sie mit Liebesungen; alle ihre Ämter wurden ihr zurückgegeben, und mit zuversichtlicher Hand ergriff sie das Ruder des Staats. Philipps V. Lage war nicht mehr dieselbe; viele der Großen hatten seine Partei verlassen, viele andere flanten im Begriff, ein Gleiches zu thun. Die Desina bemerkte bei den Spaniern mehr Eitelkeit und Ruhmsucht, als wüthigste Anhänglichkeit für den fremden König; sie wendete sich von ihnen ab, entfernte und besenbete sie. Mit leidenschaftlicher Unflughet versahend, hätte sie Philipp V. bald an den Rand des Verbrechens gebracht. Er wurde durch die Schlacht bei Almansa gerettet, aber der Sieger, der Marschall von Berwick, mochte es, einige Alagen gegen die Prinzessin bald werden zu lassen, und sofort erfolgte seine Abberufung. Sein Nachfolger in dem Commando, der Herzog von Orleans, mit Willens den Einfluß der Prinzessin ertragend, begierig und sähig, selbst eine unbegrenzte Herrschaft zu üben, geriet nicht weniger mit der Camarera in den heftigsten Zwiespalt. Mit Kraft und gewichtigen Gründen erhob er sich gegen ihre verächtliche Verwaltung, aber nur zu bald zeigte sich, daß persönliche Interesse allein ihn leitete. In Philipps V. äußersten Nothen fiel es ihm ein, für eigene Rechnung die Krone von Spanien behaupten zu wollen. Die Prinzessin erhielt seine Entwürfe, verkämpfte sie nach Kräften und der Herzog von Orleans mußte Spanien verlassen. Die Prinzessin konnte und durfte nicht anders handeln,

gleichwohl schabeten diese immerwährenden Streitsigkeiten ihr in den Augen der französischen Hof, der ohnehin schon genieret war, einen großen Theil der bittre erlittenen Unfälle als Folgen der Verbindung mit Spanien zu betrachten. Eine gewisse Bitterkeit, wie sie sich in der Maintenen und Desina Correspondenz fund gibt (z. B. 1. B. S. 399, 415, 428. 2. B. S. 10 u. 15) trat zwischen die beiden Höfe. Frankreich, kaum mehr vermögend, sich selbst zu vertheidigen, überließ Spanien den seinigen Schicksal. In dieser gewolligen Krümmung, die länger als drei Jahre auf dem Königreiche lastete, entwickelte die Desina einen Muth, der nicht wenig betrug, den ihrer Gebieter zu weden. Mit Recht hat man ihre Verwaltung angegriffen, aber dieses Verdienst um die Bourbonen kann ihr niemand rauben, ohnehin machte die verweilte Lage, in der man sich befand, jeden Gedanken an eine Verbesserung im Innern unmöglich. Die große Aufgabe war es, sich zu behaupten. Manchmal, doch selten, ermatete selbst die Prinzessin, dann sehnnte sie sich nach Ruhe, sie dachte an den friedlichen Aufenthalt in Rom, und es bedurfte des Zuredens ihrer Creaturen, um sie an dem stürmischen Hofe festzuhalten. Besonders war dieses der Fall zu Ende des Jahres 1709. Sie wollte für eine Zeit lang den Geschäften entsagen, auch dem Rechte, „den Schlafrock des Königs zu empfangen, wenn er zu Bette ging, und ihm denselben nebst den Pantoseln, beim Aufstehen zu reichen, der Annehmlichkeit, nur im Fluge ihre Mähigkeit versegnen zu können, häufig zwei Stunden früher gerufen zu werden, als sie außerdem das Bette verlassen haben würde, und der jungen Königin alle eidenkliche Toilettendienste zu erweisen, endlich einem Vortheile, dessen sie sich doch selbst berührt, wozu nach es ihr erlaubt, in Dienst-Gewandtheit mit den piemontessischen Kammerfrauen zu wettersen.“ — sie wollte eine Reise nach Frankreich vornehmen, aber Ludwig XIV. ermahnte sie, bei seinem Entsat auszuhalten. Als endlich die bessern Zeiten eintraten, verbarste die Desina in ihrem Systeme; die Spanier wurden fortwährend, so herrlich sich auch der großen Mehrzahl Anhänglichkeit bewährt hatte, in der Entfernung gehalten. Vergeblich verwendete sich ihnen zum Besten der Hof von Versailles, seine Vorstellungen blieben unbeachtet: ein Ungewissheit, den Ludwig XIV. sehr übel vernemte. Eine andere Veranlassung zu Zwist wurde der Prinzessin Erzberg, eine Souveränität in den Niederlanden zu besitzen. Philipp V. hatte ihr, wie er den Rest seiner taffien Besitzungen an den Kurfürsten von Baiern verordnete, als solche durch Urkunde vom 18. Sept. 1711 das Fürstenthum la Roche, in dem Furemburgischen, mit einem Einkommen von 100,000 Franken überwiesen; es war ihre Absicht, dasselbe an Frankreich, gegen einen Theil der Landschafts Touraine, der zwar nach ihrem Tod an die

*) Sie schreibt an die Marschallin von Noailles: „Je suis sûre, que les femmes-d'honneur piemontaises de la reine ne lui lavent pas les pieds, et ne la déchaussent pas aussi promptement, que je le fais.“ Mémoires de Noailles, t. II, p. 171.

Krone zurückfallen sollte, zu verkaufen*), und Frankreich zeigte sich anfänglich mit dieser Verbindung vollkommen einverstanden. Als aber die Seemächte die Niederlande nach ihrem ganzen Umfange für Österreich fordernten, wurde der Anspruch der Prinzessin als unmöglich betrachtet; sie bestand auf ihrem Rechte, wurde aber nicht gehört, und Ludwig XIV. äußerte sogar einigen Unwillen, zumal als er errietete, daß seines Enkels Zögerung, den uterchter Friedensschluß zu unterzeichnen, einzig durch das Hülfsenthum in die Höhe veranlaßt werde. Er beschloß, und die Sache wurde beieitigt, doch nicht aufgegeben, und bis zum Tage ihres Sturzes nährte die Prinzessin die Hoffnung, durch Unterhandlungen zu ihrem Ziele zu gelangen. Auch blieb ihre Herrschaft über Spanien ungetrübt bis zum Tode der Königin, den 15. Febr. 1714. Es war dieses der erste und gewaltthätige Stoß, den ihr das Schicksal beibringen sollte; obgleich häufig gegen die Monarchin selbst trotzig und übermüthig, war sie doch für sie der Gegenstand unveränderlicher Anhänglichkeit und vollkommen unerschütterlicher Gemessenheit. In den ersten Augenblicken war die Drina des Königs einziger Trost. Er sperrte sich mit ihr ein, sah und sprach nur sie. Das Geschick verbreitete sich sogar, der an ihre Gesellschaft gewöhnte schwermüthige und einsiedlerische König würde sie, noch ihrer 70 Jahre, wol noch beirathen. Genüßig, eine solche Hoffnung, wenn sie sie jemals nährte, auszugeben, war sie bedacht, eine Königin zu suchen, die sich gleich der vorigen von ihr beherrschen lasse. Als eine solche brachte Alberoni, welcher der Camarera sein Glück in Spanien zu verborgen hatte, die Prinzessin Elisabeth Kamele in Vorschlag; sie sei, bemerkte er, sanft, nachgiebig, suchtsam, und darum geeignet, ein Joch, welches Art es sei, zu ertragen. Hierauf wurde er beauftragt, den Heirathsantrag zu machen, und das Geschick war beinahe abgeschlossen, als der Drina ganz entgegengekehrte Nachrichten von der Braut zusammenkamen. Augenblicklich ward ein Courier abgefertigt, mit dem Befehle, die Trauung zu verschleppen. Der Courier kommt den Tag vor der Ceremonie an, Alberoni zwingt ihn, sich während der nächsten 24 Stunden verborgen zu halten, und die Trauung geht vor sich.

Der König und die junge Königin sollten in Guadalupe zusammentreffen. Den König umgaben nur wenige von der Drina gewählte Personen; den neuen Hofstaat der Königin hatte sie ebenfalls gänzlich mit ihren Creaturen besetzt und während der dreißigjährigen Reise von Madrid nach Guadalupe fuhr sie unmittelbar hinter

des Königs Wagen an jedem Abende schloß der König sich mit ihr ein und bis zu seinem Schlafengehen sah derselbe außer ihr keine lebendige Seele. Besser gebüht konnte er nicht werden. Am dritten Tage mußte sie ihn feierlich verlassen, um der Königin, die noch sieben Stunden entfernt, vollends entgegenzufahren. Das Zusammentreffen fand in Badajoz statt. Die Drina nähert sich in tiefer Demuth der Monarchin und eröffnet das Gespräch kaum daß sie einige Worte vorgebracht, so fällt Elisabeth ihr in die Rede, behauptet, sie sei nicht gar zu gern geliebt und benehme sich respectvollig. Die Prinzessin suchte sich zu entschuldigen, sie war sich bewußt, in nichts die Gehege der Kaiserin verletzt zu haben. Ohne auf sie zu hören, schreit die Königin, man habe sich gegen sie vergessen, augenblicklich solle die Drina ihr Angesicht meiden. Diese jägere, die Königin schreit noch lauter: „Rascht mit der Kärin weg!“ kößt sie selbst noch die Thüre, laßt Entlassung, der ein Detachment der Leibgarde beifolgt hätte, und befehlt ihm, die Camarera zu verhaften, und sie nicht zu verlassen, er habe sie denn in einem Wagen eingespacht und untrügendem Bedeckung der Grenze zugesendet. Es war der 23. Dec. 1714 Abends sieben Uhr, zu latter Winterzeit. Im Hofstall, ohne andere Bedeckung, ohne weibliche Begleitung, ohne Lebensmittel, wurde die Prinzessin in einen Wagen gemorren, und in kalter Hülst bis an die Pyrenäen geführt. In den ersten Augenblicken war sie durch ein so unerwartetes, so unbegründetes Ereigniß völlig vernichtet. Wol hatte sie seit längerer Zeit Besorgnisse wegen der Fortdauer ihrer Nacht empfunden; die immerwährenden Anfechtungen mit dem Hofe von Versailles, wo sie nicht nur Freunde, sondern auch zahlreiche und thätige Feinde hatte, die mit den noch zahlreichern sie in Madrid umgebenden Feinden den genauesten Velehr unterhielten, ter unangenehme Handel wegen la Roche, die Hestörung, in die sie den König zu versetzen gewußt, die beinahe ohne Verwillen, wenigstens ohne Zustimmung des Großvaters abgeschlossene zweite Vermählung, alle diese Dinge mußten sehr nachtheilig auf Ludwig XIV. wirken. Der Prinzessin abnete darum nichts Gutes, sie empfand unbestimmte Schrecken (m. f. ihre Briefe, 4. Bd. S. 480, 485 u. 522), aber eine so schändliche Behandlung, von solcher Seite herkommend, hatte sie nicht erwartet, noch erwarten können. Bald fand sie jedoch den alten Rath wieder; sie hoffte sich zu rechtferigen, sie rechnete auf den König von Spanien, dessen Vertrauen sie für unerschütterlich hielt, sie glaubte an die Möglichkeit einer Wendung, was doch nach einem so auffallenden Ereigniß rein unmöglich war. Die Königin von Spanien ließ ihre Briefe unbrantwortet, der König eröfnete ihr, er habe den Bitten seiner Gemahlin die Genehmigung des Geschehenen nicht verweigern können, doch sollten ihre Pensionen ihr bleiben. Von S. Jean de Luz aus, den 14. Jan. 1715, wendete die Drina sich schriftlich an den Hof von Versailles, wobei sie zugleich einen ihrer Ressen abschickte. Ludwig XIV. fand, daß er an den Bestimmungen seines Enkels nicht abändern habe, die Maitennon antwortete in höflichen, aber ausweichenden

*) In dem Vorgesicht ihrer Herrschaft in Touraine ließ sie durch Aulagnac das prächtige, seit Kurzem wieder abgetragene Schloß Montreuil, bei Amboise, erbauen. Es blieb, als das Fürstenthum la Roche sich auflöste, dem Königsrath. Schon eine Parlaments-Procuration zu Paris war Jeanne d'Albion durch die Prinzessin Secretair, dann ihr Intendant, endlich ihr Cassinmeister und inanglirer Verwalter. Erwägungen von großer Wichtigkeit waren ihm gemorden, und insbesondere hatte er die Unterhandlungen wegen la Roche geführt. Königer verschwenderisch, als seine Gemahlin, bewachte er ihre Quast, um bedeutende Reichthümer zu sammeln.

Lebensarten, und jetzt endlich gewahrte die Prinzessin, daß für sie alles verloren, daß die an ihr verübte Gewaltthat die Folge einer reissenden, und zwischen den Höfen von Versailles und Madrid gemeinsamen Unerregung sei; sie kam nach Paris. Kalt war des Königs Empfang, ungern wurde sie geduldet, zudem war des Herzogs von Orleans Regenschafft ein nahest und unvermeidliches Ereigniß. Der Jovill, den sie mit ihm gehabt, die bittere daß, den er hinterlassen, ließ sie von dem künftigen Königen noch weit Schlimmeres erwarten, und sie entsetzt sich, Frankreich zu meiden; ihr Sinn wand nach den Niederlanden; dort abgewiesen, wendete sie sich nach Trignon, nach Turin, nach Genua, und zuletzt ließ sie sich nochmals in Rom nieder. Ein sorgenfreies, unabhängiges Leben erwartete sie hier, denn Philipp V. hielt Wort und ließ ihre Pensionen pünktlich ausbezahlen; allein an die Unruhe der Höfe und an Geschäfte gewöhnt, konnte sie sich bei ihrem hohen Alter zu gänzlicher Unthätigkeit nicht versetzen. Sie fand Eingang bei König Jakob III., bei dem sogenannten Prätextanten, regierte seinen kleinen Hof, und hielt die Ehre desselben aufrecht, bis zu ihrem am 5. Dec. 1722 in einem Alter von mehr als 80 Jahren erfolgten Tode. Die vielfältig angeordnete, zum Theil verlorne Prinzessin besaß einen mächtigen, feinen, und keineswegs unangebauenen Geist, eine seltene Fertigkeit zu Geschäften, eine Charakterstärke, die bei Männern ungewöhnlich ist. Von bestigen Leidenschaften beherrscht konnte sie, zumal im Paffen, weder Maß noch Ziel; sie gab sich ungerechten Vorurtheilen hin, huldigte aber auch nicht selten dem Verdienste. Man hat ihr die Neigung zur Intrigue vorgeworfen, dabei aber nicht bedacht, daß sie sich mit den Waffen vertheidigen mußte, die man gegen sie anwendete. Wie viele Feinde mußte nicht eine Frau haben, die dem Throne so nahe gestellt, ihre Gebieter, gleichwie den Hof beherrschte, Minister, Generale und Gesandte ernannte, und nach Wohlgefallen lenkte; und daß dieses geschehen konnte, ist keine Schande für die Prinzessin, ist nur eine Schande für den König und für das Volk, die solches ertrugen. Ubrigens ist ihr Verdienst um die Bourbonn nicht zu verkennen. Sie allein hat, wahrlich nicht zu Spaniens Heile, den arbeitsamen Philipp auf dem Thron erhalten. Von 1707 an war sie des Prinzen von Asturien, und nachmals der sämtlichen künftigen Kinder, Gouvernante gewesen. Zum Universalerben aller ihrer in Frankreich und Spanien beizigen Güter ernannte sie den Herzog von la Tremouille; ihr in Rom befindliches Vermögen vermachte sie ihrer Schwester Sohn, dem Herzoge von Belmonte-Fant. — Der Prinzessin Correspondenz mit Villeroi ist sehr längerer Zeit gedauert; beide Personen, deren Lage dadurch so gleichförmig war, daß ihre Entzügen lediglich auf politischen Berührung, waren durch die besten Freundschaftsbande vereinigt. Interessanter aber sind die *Lettres inédites de Mme. de Maintenon et de Mme. la princesse des Ursins* (Paris 1826). 4 Bände. Es beginnt mit dem Jahre 1705.

Das Haus Lamentana. Karl, des Eroberers von Bracciano zweiter Sohn, Latinus, Doctor der Rechte,

erhielt zuerst das Bisthum Conza, im J. 1430 das Erzbisthum Trani und 1454 jenes von Bari, wurde von Nikolaus V. am 20. Dec. 1448 in die Zahl der Cardinäle (ut. S. S. Joannis et Pauli) aufgenommen, und von Paul II. auf Lebenszeit zum Legaten der Mark Ancona, und von Sixtus IV. zum Cardinal-Kämmerling ernannt; nur um diesen Preis that Franz de la Rovere, jetzt Sixtus IV., in der Papstwahl seine Stimme erkaufen können. Latinus war auch Erzprießer der St. Peterkirche, Commendator der Kirche von Urbino, Legat von Ancona, Abt von Farsa und in späteren Zeiten Cardinal-Bischof von Albano, endlich von Tuscullum. Er lebte in seinem Palaste von Montegiordano in der ganzen Herrlichkeit eines Fürsten, geehrt von der gesammten Bevölkerung der weiten Stadt, die sich vornehmlich durch eine großartige Repräsentation angezogen führte. Die Augenbilde, die Latinus den Forderungen der Menge, den geselligen oder amtlichen Beziehungen abgewinnen konnte, widmete er den Wissenschaften und der großen Bibliothek, die er mit ungläublichen Kosten zusammengebracht, und die in dem Unglücksjahre 1527 im Rand der Flammen geworden ist. Den regulären Eoberherren S. Georgii in Alba hat er in Rom die Ehre, ja, wie sie den Bisthümern ließ, die königliche Kirche di S. Salvatore del Luoro erbaut, auch dieselbe mit reichen Einkünften ausgestattet, und den böhmischn Rosenbergen hat er das in dem Wittgenauer Archiv aufbewahrte, von unserm hochgelehrten Freunde Wiläue, in den Fragmenten aus dem Nekrologe des Cistercienserklosters Hohenfurt (Prag 1819. S. 70) mitgetheilte Bruchstück ihrer Abstammung von dem römischen Ulfirnen d. d. Romo 22. Martii 1479, ausgesetzt. Auf seinem Sterbetage empfing Latinus einen Besuch von Paph Sixtus IV., dessen Gefolge sich benähe sämtliche Cardinäle angeschlossen hatten, und in der Krankenkube hielt der Paph ein Consistorium, worin er, neben andern Bewilligungen, dem sterbenden Cardinale verhoffte, nach Wohlgefallen über seinen Nachlaß zu verfügen. Latinus benutzte diese Vergünstigung, um zu Gunsten eines natürlichen Sohnes zu leisten und starb in dem Alter von 74 Jahren den 11. Aug. 1477. Dieser natürliche Sohn, Paul Arfino, durch des Vaters Testament Marquis von Arripalpa, in Principato ultra, auch Herr von Lamentana und andern Schloßern in Savina, führte von früher Jugend an die Waffen, bald in seines Vaters Virginus, bald in der Florentiner Scharen. Mit den Medicis, deren Sache er vergeblich zu vertheidigen gesucht, wurde er 1494 aus Florenz vertrieben, und der Franzosen Zug nach Neapel, die Anhänglichkeit, die er dem Könige Karl VIII. bewies, kosteten ihm die Markgrafschaft Arripalpa. Bedeutend aber doch immer durch seinen Reiz, und durch seinen Einfluß in dem Kirchenstaate, bedeutender noch durch seinen kriegerischen Ruhm, erregte er die Aufmerksamkeit von César Borgia, der ihn, unter Zusage eines starken Soldes, in seine Dienste zog. Mehr Felden, in César Namen geführt, erhöhten seinen Ruhm ganz ungemäßen; als aber César die Absicht verrieth, auch der Drifini alte Freunde, die Bistell von Citra di Castello, ihrer Herrschaft zu berauben,

da erkannte Paul die Gefahren seiner Lage, und wie auch die Dringt fallen müßten, wenn rißte um sie Alles geschehen sein würde. Auf seinen Befehl versammelten sich in gemeinschaftlicher Beratung über gemeinschaftliche Gefahr in dem perusianischen Gebiete, bei la Magione (1502), der Cardinal Johann Baptist Drifino, Vitellozzo Vitelli, der Herr von Città di Castello, Johann Paul Baglione, der Fürst von Perugia, Hermes Bentivoglio, als Stellvertreter seines Vaters, des Herrn von Bologna, Anton von Renahio, des Gebietes von Siena, des Pandolf Petrucci, Richter und Verkäufer, endlich jener Diavrotto, der sich kürzlich durch den schändlichsten Verrath der Herrschaft über Fermo bemerkt hatte. Die Reiten befanden sich, gleichwie Paul selbst, noch in des Borgia's Gold, sie hatten aber die Vorkehr gebraucht, ihre Reize an verschiedenen Punkten zusammenzuführen. Ihre Macht war betrübend genug, es fand sich, daß sie auf der Stelle 700 Reiter, 400 reitende Schützen und 9000 Fußknechte vereinigen konnten, aber das Schwierige war, sich zu gemeinsamen Entschlüssen zu vereinigen, den Geist der Eintracht and des Vertrauens zu erwecken, in einer Versammlung, deren Mitglieder mehrtheils ebenso treulos, ebenso mit Verrathen befaßt waren, wie Cäsar selbst. Statt auf der Stelle zu handeln und den unvorbereiteten Gegner zu überwinden, rief der Congress von Magione den Befehl der Florentiner, der Venetianer, des österreichischen Herzogs von Urbino an. Letzter allein dachte dem Ruf, und erst seine Ankunft zu Sinigaglia, die alsbald den Aufbruch der Landsknecht Urbino nach sich zog, gab Anfangs Octobers 1502 das Zeichen zum Ausbruch der Feindseligkeiten. Paul Drifino und der Herzog von Savina siegten bei Gagli über Cäsar's Generale, Hugo von Cardona und Don Miguel, von denen jener selbst gefangen wurde; aber auf der Stelle begann der kühne Torran zu unterhandeln. Paul, wenn man den Cardinal Borgia als Geisel gegeben, ließ sich bewegen, zu dem Ende persönlich nach Imola zu kommen. Bei seiner Zusammenkunft mit Cäsar den 25. October, wurde ihm der freundlichste Empfang; Cäsar meinte, er müsse seine eigene Unvorsichtigkeit anklagen, wenn Generale, die ihm bisher so treu gedient, sich von ihm hätten loslassen können. Seine Schuld sei es, wenn er gegen sie nicht so handelte, daß er sie gegen grundlosen Verdacht bewahren konnte. Wie der ganze Hirt aber ohne eigentliche Veranlassung entstanden sei, so hoffte er, daß er, einmal abgemacht, eine unausslöschliche Verbindung und Eintracht zur Folge haben werde: die Generale, die geschehen, daß der König von Frankreich ihm mit seiner ganzen Macht behilfen, würden erkennen, daß sie nicht im Stande, ihn zu überwinden, und er selbst habe durch die Erfahrung gelernt, daß er alle seine Erfolge, seinen ganzen Ruhm, lediglich seinen Generalen verdanke. Cäsar's Gesandnisse fanden bei Paul um so leichtern Eingang, da dieser die Überzeugung hatte, ein Papst, der die Drifini und Colonna zugleich zu Gegnern habe, könne sich nicht behaupten, und schon am 28. Oct. unterzeichnete er eine Uebereinkunft, wodurch alle wechselseitige Unbillen abgehen sein sollten. Den verbündeten Condott

tiere blieb der Sold, wie sie ihn vordem von Borgia empfangen, und sie versprachen, ihm mit aller Macht in der Wiedererobrerung von Urbino und Camerino beistehen zu sein, nur daß sie nicht verbunden sein wollten, persönlich in seiner Armee zu dienen, oder sich überhaupt in seine Gewalt zu geben. Des Papstes Streit mit den Bentivoglio, wegen der Herrschaft über Bologna, wurde der Entscheidung des Cardinals Drifino, des Cäsar Borgia und des Pandolf Petrucci überlassen. Dieser Vertrag, ebenderjenige, den einer von Cäsar's Secretairen, mit ironischem Lächeln, dem Geschichtschreiber Macchiavelli zeigte, sollte aber von dem Papste, wie von jedem, der Verbündeten gutgeheßen werden. Darüber erging einige Zeit, die Bentivoglio, dessen Schicksal nach den Bestimmungen des Vertrags noch zweifelhaft, benutzte, um sich mit Cäsar abzusinden. Der Herzog von Urbino, aller Aussicht auf Hilfe beraubt, verschwand, die Staaten von Urbino und Camerino ließen ohne Schwertschlag unter Borgia's Herrschaft zurück, und der Krieg war in der That beendet. Diesen Augenblick ergriff Borgia, um sich mit seiner Armee von Imola aus in Marsch zu setzen (10. Dec. 1502). Diavrotto von Fermo war der erste unter den Verbündeten von la Magione, der es wagte, sich bei ihm einzufinden. Nach einiger Beratung mit Diavrotto beschloß Borgia einen Angriff auf Sinigaglia. Die Regentin dieses kleinen Staats, oder die Pfälzerin, wie man sie nannte, war nach Perugia geflüchtet, und hatte ihre Gebiete dem Schutze des Bänanisses von la Magione überlassen. Weil aber der Commandant der Citadelle erklärte, er werde sie an Niemanden als an Cäsar allein übergeben, waren die Drifini genöthigt, selbst dessen Ankunft zu wünschen und zu beschleunigen. Er hatte kaum ihre Einladung empfangen, so ließ er sie besuchen, ihre Kruppen in die Dörfer um Sinigaglia zu vertheilen, damit die feindlichen Besitz von der Stadt nehmen könnten, und am 31. Dec. brach er mit 2000 Reitern und 10,000 Fußknechten von Fano auf, um am nämlichen Abend in Sinigaglia einzutreffen. Paul Drifino, der Herzog von Savina und Vitellozzo Vitelli kamen ihm unbewaffnet entgegen, um ihm ihre Ergebung zu zeigen. Seine ganze Reiterei war in zwei Linien aufgestellt, mitten durch mußten die Verbündeten ihren Weg nehmen. Cäsar grüßte sie freundlich, überließ sie aber, gleichwie den später hinzugekommenen Diavrotto von Fermo, an einige Bediente seines Gefolges, denen zugleich befohlen wurde, die feindlichen Gasse zu geleiten, und sie, die sie im Palast einführen würden, nicht aus den Augen zu lassen. Als nun Paul und seine Unglücksgefährten diesen Palast oder das für Borgia bestimmte Quartier betraten, wurden sie augenblicklich gefesselnommen, und zugleich führte Borgia seine Truppen zum Angriff auf Diavrotto's Reize, die auch ohne Anstrengung entworfen und zerstört wurden. Gleiches Schicksal sollten der Drifini und Vitelli in einer Entfernung von fünf oder sechs Meilen gesteuerte Truppen haben; sie wurden aber noch bei Zeiten gewarnt, und bewerkstelligten ihren Abzug in guter Ordnung. Noch am demselben Abende ließ Borgia

den Vitelliozzo und Diotolito erschaffen, Paul und der Herzog von Gravina durften dieses Schicksal aber erst am 18. Jan. 1503 theilen. Der Tyrann wollte nämlich abwarten, ob die Wasserzeiten, die er mit seinem Vater zum Verderben aller Desini verabredet, auch zum Vortage gekommen seien. Paul hatte aus seiner Ehe mit einer edlen Römerin, des Geschlechts della Valle, drei Söhne: Tobias, Robert und Camill, und zwei Töchter. Eine Tochter heirathete den Vitelliozzo Vitelli, die andere den Hermes Bentivoglio. Der älteste Sohn, Fabius, war der erste unter allen Orsini, der sich thatete, den Tod der Seinen zu rächen; während Julius Orsino mit seinen Brüdern sich in Piaggiano beschloß, sammelte Fabius seine Krieger, zu denen auch Ergastin Orsino mit seiner Ehefrau gehörten, in Gerocci, die Savelli und Colonna machten mit ihm gemeine Sache, und César Borgia, der mit einem Schlag, und für immer die Desini vernichtet zu haben glaubte, fand es höchst schwierig, sich ihrer Festen Valombara und Geri zu bemächtigen, und mußte auf des Königs von Frankreich dringendes Gebot die schon begonnene Belagerung von Bracciano wieder aufheben, obwohl Alexander VI. durch seine geistlichen Gerichte alle Desini als Rebellen verurtheilt ließ. Der Krieg schien sich in die Länge ziehen zu wollen, als Alexanders VI. unerwartetes Ableben alle Berechnungen zu Schanden machte. Mit außerordentlicher Schnelheit eilte Fabius mitten durch Cäsars Scharen, die freilich zu schwach waren, um einen so angesehenen Mann zu bewachen, nach Rom; er nahm Besitz von dem Palaste seines Hauses zu Montegiordano, er ließ die Häuser der Hofleute und die Buden der spanischen, von der vorigen Regierung so besonders begünstigten, Kaufleute plündern, und forsete mit tobenem Geschrei Rache für das Blut seines Vaters und seiner Weibtern, den Kopf des Mörders. Borgia's Völkern hielten den Borgo und die Umgebungen des Vaticans besetzt, und täglich lieferten sie den Desini Gefolge, die nur durch die Annäherung der französischen, nach Neapel bestimmten, Armeen, und durch die Arbeiten des Conclaves unterbrochen wurden. Ein Verwandter des Borgia fiel im Zweikampfe mit Fabius, und die Wüthende nahm von dessen Blut, um sich Mund und Hände damit zu waschen. In dem Patrimonio hatte er bereits allerwärts die Obrigkeit, die Vitelli, Appliani, die Herren von Pesaro, Sinigaglia und Camerino, der Herzog von Urbino hatten ihre Staaten wieder in Besitz genommen, und nachdem die französische Armee die Tiber überschritten, nachdem die Wahl von Pius II. statt gefunden hatte, erhob sich der Kampf in Rom selbst mit verdropelter Heftigkeit. Nach vielen einzelnen Schmachthaten erkürnte Fabius das Thor von Lancia, was ihm den Eingang zu Cäsars Quartieren verschaffte, und es ihm möglich machte, die Weener von mehreren Seiten zugleich zu bekümmern. Cäsar's Krieger begannen zu weichen, er selbst schloßte nach dem Vatican und sodann in die Engelsburg, seine Banden wurden von den siegenden Desini verfolgt und zerstreut, und seine glänzenden Träume verschwanden gleich dem Morgenröthel. Der jugendliche

Elegier, Fabius, hatte es wie alle seine Verwandte bitter empfunden, daß der König von Frankreich sein Geschlecht erst den Colonna, dann dem Sohne Alexanders VI. gepflegt und preisgegeben, daß der Cardinal von Ambiose später um seine Dienste müßten wollen; er trachtete ferner mit Leidenschaft nach dem Wiederbesitze des seinem Vater entzogenen Atirpaldo, und in solcher Stimmung war er nicht geeignet, den durch Bartholomäus von Alviano gemachten Anträgen zu widerstehen. Er und alle Desini, den einzigen Johann Jordan ausgenommen, machten sich verbindlich, gegen einen jährlichen Sold von 60,000 Dukaten für des Königs von Spanien Dienst 500 Lanzen zu stellen. An der Spitze dieses Contingents ließ er zu dem Heere, womit Gonzalo von Cordoba das linke Ufer des Garigliano vertheidigte, kühn im Uebermuth, wollte er gemeinschaftlich mit Don Pedro de Paz, dem vorzüglichsten aller spanischen Rittern, den französischen Posten, der die Gariglianbrücke bedeckte, aufheben; in der Hitze des Gefechts hatte er das Visier aufgeschlagen, der Pfeil eines Gasconners trat ihm zwischen die Augen, und tödtete ihn auf der Stelle (Nov. 1501). Sein Bruder Robert, kriegslustig wie Fabius, hatte sich gleichwol den geistlichen Stand erwählt, und bekleidete das Amt eines Protocollarius Apostolicus, als er sich gebend durch französisches Holz (20,000 Dukaten), mit Pompejus Colonna und Peter Margano in eine Verschwörung gegen den Papst Julius II. einließ (1512). Der Plan schreitete durch des französischen Feldherrn la Palisse Rückzug, und durch des Colonna Wankelmuth; gleich diesem fand aber Robert nicht für gut, die empfangenen Gelder zurückzugeben. Durch seinen Vetter, Johann Jordan Desino, wurde er mit dem Papste wieder ausgesöhnt, und als Stand dieser Aussöhnung empfing er das Erzbisthum Reggio, von welchem er am 23. Julius 1512 Besitz nahm. Im nämlichen Jahr erschien er auch auf dem lateranesischen Concilium. Von Leo X. wurde er als Befehlshaber nach Polen, und ebenso, nach Kaiser Maximilians I. Auladen, an die teutschen Kurfürsten gesendet, und nach seiner Rückkehr empfing er als Botschafter, aus des Papstes Händen, Atirpaldo, Montefebano, und andere Güter, die seinem Bruder Camillus, wegen dessen standhafter Anhänglichkeit an die Dogmen entzogen worden waren. Bitterer daß trennte aber freudiger die beiden Brüder, jamaal da Robert auch dem geistlichen Stand entsagte, eine Frau nahm und Söhne zeugte, von deren Schicksalen wir aber nichts zu berichten wissen. Camillus, eben der Bruder, mit dem Robert in unersöhnlicher Feindschaft lebte, gab 1491, wurde von seinem wildsten Jahn an in Neapel ergoßen, von einer Pension, die ihm der katbolische König aus der Kammer von Gravina angewiesen hatte. Den Krieg lernte er zuerst unter des Großen Nikolaus von Piaggiano Leitung, er diente aber auch unter Alviano und Johann Jakob Trionfo, und gab bei allen Gelegenheiten, besonders bei dem Unternehmern auf Capore, Beweise von Unerkrodenheit. Aus dem Dienste Ludwigs XII. trat er in jenen der Re-

publik Florenz; in dem Kriege mit Urbino stand er als Befehlshaber der leichten Reiterei an Lorenzo's von Medici Seite. Nachdem er seine erste Gemalin R. Drifina, des Grafen Karl von Anguillara Tochter, durch den Tod verloren, vermählte er sich anderweilig mit Elisabeth Baglione, Johanna Pauls, des Herrn von Perugia Tochter. Diese Vermählung miffiel dem römischen Hof, an dem bereits der Untergang der Baglione beschlossn war, und nachdem Johanna Paul auf dem Bistumsstuhle geendet, wurde seinem Schwiegersohne, falls er seine Gemalin, und mit ihr die Rache der Baglione ausüben wollte, zur Frau eine Nichte des Papstes, und der Oberbefehl über die päpstliche Reiterei angetrauen. Camill widerstand der Forderung wie dem Borne des Papstes, der seine Güter wegnahm, um sie dem Erzbischof von Reggio zu verbleiben; nicht sobald aber hatte Leo X. die Augen geschlossen, als er sich aufmachte, um seiner Schwäger Reicht zu verfechten. Sein Angriff kam nicht unerwartet, alle Brücken über die Arca, auch Narni und Terni, waren wohl besetzt, und im Hintergrunde hatte Agnolo de Todi mit 4000 Fußkägern aus den Felsböhden vor Santogemini Posto gefasst. Unbekümmert um diese Anstalten durchwader Camill mit einer kleinen Schar von nur 200 Fußkägern und 60 Reitern im December 1521 die angeschwollene Arca, und die vollständige Niederlage der Feinde vor Santogemini, die Rückkehr der Baglione nach Perugia (5. Jan. 1522) und die Wiederausnahme der Verbannten in Todi, waren die unmittelbaren Folgen seines letzten Unternehmens. Neue Lorben zu plücken, trug er in der venetianer Sold; mit ihnen strift er für Karl V. bei Trumello und Pavia, für sie behauptete er gegen Karl V. Bergamo, gleichwie er durch einen schnellen Marsch das empörte Lodi gegen das von den kaiserlichen Generalen angebotene Strafgericht in Sicherheit setzte (1526); und den schimpflichen Rückzug des Herzogs von Urbino, vor Mailand, als Führer des Nachtrabes, deckte. Bei der kaiserlichen Angriff auf Rom vertheidigte er einen Theil des Borgo, gleichwie er in kauterz Kitterunge nach Neapel, auf dessen ausdrückliches Begehren, das Commando der venetianischen Hülfstruppen übernehmen mußte. Er rettete dem Proveditor Johann Vetturi, dem Ludwig Pisani und den übrigen Abgeordneten des Senats das Leben aus der Gefahr, durch der Soldaten Zusammenverführung veranlaßt Gefahr, er trug seine siegreichen Waffen bis in das ferne Apulien, und der beste Theil des Kantres hatte sich ihm unterworfen, als die Truenerpöf von Ruutres Ende mit einem Mal alle seine Entwürfe durchschmitt. Von mehreren Seiten durch überlegene Truppenmassen gedrängt mußte er sich auf die Vertheidigung der festesten Punkte, auf Barletta, Trani, Monopoli und Polignano, beschränken. Sie war im hohen Grade glänzend, und durch mehrere See- und Landexpeditionen, woin besonders die Einnahme von Molfetta, und der Angriff auf Brindisi zu rechnen, belebt, und ihr Ende war noch nicht abzusehen, als der Friede zwischen dem Kaiser und der Republik verhängt wurde. Mit diesem Frieden war Tripalda, und folglich ein jährliches Ein-

kommen von 4000 Dukaten für Camill unwiederbringlich verloren. In dem unglücklichen Kriege, welcher der Republik die sämtlichen Inseln des Archipels, und den Rest ihrer Besessungen in Morea kostete (1537—1540), führte er das Commando in Dalmatien, und unter den Umständen war die Behauptung der Provinz das Äußerste, was von ihm gefordert werden konnte. Gleichwohl gelang es ihm noch außerdem, den Türken einige empfindliche Stöße zu versetzen, sofoß er den Ruden der venetianischen Waffen, der durch Riha's, des Commandanten von Zara, Niederlage nicht wenig verunsichert worden, vollkommen wiederherstellte. Von Papst Paul IV. wurde er 1543 als General-Gouverneur nach Parma gesendet, nach des Papstes Tod erhielt er von dem Cardinal-Collegium die Weisung, die Stadt an Octavio Farnese zurückzugeben. Eingedenk, daß sie ihm von dem Papst anvertraut worden, wollte er sie auch dem neuen Papst erhalten, und er behauptete sich in seinem Gouvernment, bis Julius III., nach seiner Thronbesteigung, den Befehl der Cardinale wiederholte. Jetzt gehörte Camill freudig, freudiger, als wie Paul IV. ihn verbeist, um ihn als General-Capitän an die Spitze der gegen Philipp von Spanien gerichteten kriegerischen Anstalten zu stellen. Er starb vier Monate nach seinem neuen Gebiete, an Altersschwäche, den 4. April 1559, und die letzte Ehre wurde ihm in der Kirche S. Salvatore del Lago auf die feierlichste Art erwiesen. Sein Leben, von Joseph Drogio in einer besondern Abhandlung beschrieben, hat Nicolaus Lupacchini, zu Bracciano, 1669, mit Zusätzen herausgegeben. — Camill hatte aus seinen zwei Ehen vier Söhne, von denen jedoch zwei, Virginio und Fabius, die Kinderjahre nicht überlebten, und zwei Töchter, dann einen natürlichen Sohn, Namens Latinus. Die ältere Tochter, Maria Magdalena, wurde an Felius von Anguillara, des berühmten Rencio Ceri Sohn, verheirathet, nachh als Witwe den Schleier, wurde die Stifterin des Marien-Magdalenenklosters auf dem Lutrinal, und starb den 25. Mai 1605 in dem Alter von 71 Jahren. Die jüngere Tochter, Julia, wurde des Grafen Baldassare Rangone Gemalin. Der Sohn der ersten Ehe, Paul II., geb. 1532, nachdem er sich, gleichwie seine beiden Brüder, in dem Krieg um Siena, unter französischem Panier, vor Calais und in den Niederlanden verlor, wurde vom Papst Gregor XIII. zum Markese von Lamentana ernannt, und starb 1581, ohne daß er Kinder aus seiner Ehe mit Ravinia de la Rovere, des Herzogs Franz Maria von Urbino Tochter, gesehen. Ihm folgte als Markese von Lamentana sein Bruder aus der zweiten Ehe, Johann Drifino, der in seiner Ehe mit Portia de Anguillara, einer Tochter des Johann Paul de Ceri, die einzige, nachmals an den Friedrich Cesi, Herzog von Aquasparta, vermählte Olympia erzeugte. Nach Johanns Tode fiel daher Lamentana an seinen Halbbruder Latinus, Camill unehelichen Sohn, Latinus, der mit den feinsten Fähigkeiten ungewöhnliche Kenntniß der classischen Sprachen, der Geschichte und Mathematik verband, der in der Theorie und Praxis der Fortification kaum seines Gleichen unter den Zeitge-

noffen fand, erward zu Lamentana noch Catino und Poggio Catino in Sabina, und starb 1586, nachdem er in seiner Ehe mit Lucretia Salviati drei Kinder erzeugt. Die Tochter, Clarissa, wurde des Eotbario Gonti, des Herzogs von Poli, Gemahlin. Der ältere Sohn, Fabius, ein Prälat, reich an den schönsten Hoffnungen, starb in blühender Jugend; der jüngere Sohn, Virginius, vierter Marschese von Lamentana und Herzog von Selci, durch Clemens' VIII. Creation, machte einige Feldzüge in Ungern und hatte darin einst das Glück, seinem Vater, dem Herzoge von Bracciano, das Leben zu retten (1594). Aus seiner Ehe mit Beatriz Vitelli, der Erbin des neapolitanischen Lebens Amatrice an dem Tronto, kamen die Söhne Latinus II. und Franz, geboren als Zwillinge, ferner Jakob, Camill, Paul und Virginius. Virginius, ein Posthumus, fand im venetianischen Heere vor Gradisca, 1616, den Tod. Paul, ein Prälat, starb jung. Camill diente nicht ohne Ruhm in den spanischen Heeren in den Niederlanden und in der Pfalz. Jakob war Franziskanermonch. Franz, nachdem er sich unter St. Markus' Panier zu Land und zur See versucht, wurde in der Vertheibigung von Mantua, zu des Herzogs Karl I. Diensten, bei entlicher Erstürmung der Stadt, nach mannhafter Gegenwehr erschlagen (1630). Latinus II., Herzog von Selci, und durch Verheirathung des Herzogs Vincenz I. von Mantua, einer der Ritter des Ordens des Erlöfers, war mit Portia Gagliana verheirathet. Seine Tochter, Beatriz, heirathete 1) den Franz Barilli, Herzog von Cajano und Prinz von S. Arcangelo; 2) den Franz Garaciolo, Marschese von Marchia-governa. Sein Sohn, Alexander Maria Orsini, Fürst von Amatrice, wurde weltbekannt durch eine 36jährige, in der Engelsburg erluderte Gefangenschaft, zu der er wegen Vergiftung seiner Gemahlin, Anna Maria Gaffarelli, von Paps Innocentius X. verurtheilt worden. In diesem Gefängnisse schritt er, nicht ohne Vorwissen des Paps, ab, aber zur Verweisung der Agnaten, 1672, in vorgerücktem Alter, zu einer zweiten Heirath, mit einer Frau geringen Herkommens. Der einzige Sohn, den er mit ihr erzeugte, wurde aber nur drei Jahre alt. Im J. 1681 wurde Latinus von Innocentius XI. aus dem Gefängniß entlassen, und mit seiner Gemahlin nach Neapel verbannt, wo er in einem Alter von mehr als 70 Jahren sein Leben und zugleich seine Linie beschloß. Denn sein Sohn erster Ehe, Franz Felix Orsini, Marschese de Perne, hatte 1679, wegen eines Auftritts mit den Ebrren, Rom verlassen müssen, und war in Wien gestorben, nachdem er durch Testament alle seine Ansprüche an die Stammgüter und das väterliche Erbe dem Kaiser versprochen. Franz Felix, obgleich mit Anna Elisabeth Des-sina de Castello, des Marschese Marius della Penna Schwester, verheirathet, hatte nämlich keine Kinder.

Das Haus Pacentro. Robert, Ratis des Erwerbers von Bracciano dritter Sohn, besaß die mütterlichen Herrschaften Alba und Tagliacozzo, und machte sich in dem Land und in dem Zeitalter der Treulosigkeit vorzüglich bemerkenswerth durch seine unwandelbare Anhänglichkeit an den König Ferdinand I. von Neapel.

In dem Treffen bei Sarno, bestand er einen Zweikampf mit Delfo Orsini, einem der ausgezeichnetesten der feindlichen Führer. Der Stolz und die Macht des Herzogs von Sessa wurden gebrochen, indem er denselben durch einen kühnen Angriff Genoa, die feste Hauptstadt von Galabrien, entriß. Die Beweise von Muth, die er in der Schlacht bei Ajpa, 1462, gab, lehnte ihm der Beiname des Cavaliero senza paura (Ritter ohne Furcht), und die Würde eines Groß-Cometabile, mit der ihn der König auf der Stelle theilte. Er fand aber noch im nämlichen Jahre bei Belagerung eines Schloßes in der Grafschaft Celano den Tod. Aus zwei Ehen mit Violanta und Katharina von San-Everino hatte er nur Töchter, von denen die jüngste, die stolze Alfonsina, den Peter von Neapel heirathete, und am 7. Febr. 1520 als Wittve verstarb. Robert hinterließ aber auch einen natürlichen Sohn, Marius, welchem der König die Grafschaft Pacentro verlieh, gleichwie er mit Katharina Julia die Herrschaften Dipido und Pietragalla in Basilicata erheirathete. Des Marius Ururenkel, Detavio, Graf von Pacentro, hatte aus seiner Ehe mit Franziska de Toledo zwei Söhne. Der ältere, Ludwig, führte zuerst den Titel eines Grafen von Dipido, und vererbt solchen auf seinen einzigen Sohn, Detavio II.; der jüngere, Johann, erheirathete mit Hippolyta Garrafa des Herzogthum Cancellara, in Basilicata, und das Fürstenthum Trassa, und hatte darin seinen älteren Sohn, ebenfalls Detavio genannt, zum Nachfolger. Gleichwol ist das ganze Haus Pacentro vorläufig erloschen.

Das Haus Gravina. Franz, der älteste Sohn jenes römischen Senators Johann, mit dem das Haus Bracciano zu zählen anfängt, war immerwährender Protector der Stadt Rom, was ihn jedoch nicht hinderte, dem Demagogen Peter Matuzo den Treueid zu leisten. Davio sollte er gegen den König Ladislaus von Neapel vertheidigen, er zog es aber vor die Stadt zu plündern und sie sodann zu verlassen, nachdem er schon früher mit dem Könige Verbindungen unterhalten und von ihm gegen baare Darlehen den Besitz von Monopoli, Compagnano, Terrigli u. erlangt hatte. Die Königin Johanna II. von Neapel zog ihn vollends in ihren Dienst über; sie, die ihn den furchtbaren Sforza entgegenstellen wollte, beehrte ihn mit der Grafschaft Gravina in Terra di Bari, die so lange der Montemorelli Eigentum gewesen, verheirathete ihn mit Margaretha della Marra, Frau aus Canosa, Delistito und S. Agatha, der reichen Witwe des Grafen von Troja, und ernannte ihn zu ihrem General-Capitain. Sie betrug sich nicht in den in den neuen Gra; in von Gravina gezeigten Hoffnungen, er ersocht beinahe an den Thoren der Hauptstadt einen bedeutenden Sieg über Sforza (1421), und schloß, als der Königin Abgesandter, mit Alfonso von Aragonien den Vertrag, wodurch dieser sich verpflichtete, der Königin Krieg gegen Anjou zu dem seinen zu machen. Als Belohnung für diesen wichtigen Dienst erhielt Franz die Grafschaft Copertino, in Terra d'Otranto. Auch nach der Johanna Tod blieb er dem Interesse des Königs von Aragonien ergeben, und nament-

lich besuchte er 1431 und 1447 als dessen Gesandter den römischen Hof. Im J. 1435 erhielt er vom Papst Eugen IV. die Bewilligung, in einem der zu seiner Herrschaft Monteliveto in Sabina gehörenden Dörfer zu Nepesula Scandriglia, Gorsele oder Ponticello, einen Zoll anlegen zu dürfen. Im J. 1443 ließ er von dem Könige die fünf Söhne, welche er mit seiner Heiligerin, Namens Vasarella, vor seiner Verheirathung erzeugt, den Johann Baptista, Marinus, Antanago, Jakob und Alexander legitimiren. Er erwarb auch noch die Grafschaft Converseano und starb im J. 1456, ohne Kinder aus seiner zweiten Ehe mit Maria Scilata, Frau auf Ceppeloni, zu haben. Johann Baptista, der dieselbe der eben genannten natürlichen Söhne, erhielt durch des Vaters Abdicacion noch des dessen Leibeszeiten die römische Praefectur, war auch des Johannintercedens Ritter und Prior zu Rom, als seiner Dreundsbrüder Basili ihm am 4. März 1467 das durch des Ruymond Jacobi ererbte Grafschaftmeisterthum übertrug. Er starb, nachdem er seine Regierung durch den Benetianern in Regraponte geleiteten Reichthum und durch das mit Persien abgeschlossene Bündniß merkwürdig gemacht, den 8. Jun. 1476. Marinus war Protonotarius Apostolicus, Bischof von Canne, auch, wenn die Uebeltät sein Irrthum waltete, Erzbischof von Palermo; endlich seit 1445 Erzbischof von Tarent, und starb 1476. Antanago, dem der Vater die Grafschaft Gravina zugetheilt hatte, starb einige Monate vor ihm im J. 1456. Jakob wurde mit 200 Reitern von dem Vater nach Tostana geschickt, um dem Grafen Althobrandin von Vitigliano in seinem Kriege mit Siena beizustehen, in dem Geschehe bei Sarano 1454 empfing er aber von Silber von Correggio eine Wunde an der Stirn, die bald darauf seinem Leben ein Ende machte. Alexander endlich, der jüngste der Brüder, folgte dem Antanago als dritter Graf von Gravina und zweiter Graf von Campagna, und starb unbereit im J. 1460, worauf Gravino und Campagna an seinen Halbbruder, an des Grafen Franz ehelichen Sohn, Jakob Drifino, fielen. Jakob, der vierte Graf von Gravino, hatte bisher nur die mütterlichen Herrschaften S. Agatha und Canosa besessen; erbe nach eines andern Halbbruders, des Peter Paul de Andreis, Abgang, auch noch Delistito und nicht unbegründete Ansprüche an die Grafschaft Traja, und wurde 1463 zum Herzoge von Gravina ernannt. Er war mit Maria Piccolomini, sein Sohn Ruymond Drifino, zweiter Herzog von Gravino, Graf von Campagna und Terlizzi, mit Iulianino Drifino verheirathet. Des letztern Sohn, Franz, dritter Herzog von Gravino, in Gemüthsart und Streben seinem Vetter Paul von Ramentana höchst ähnlich, trat gleich diesem in des Herzogs von Valentinois, des César Borgia, Sold. Er war diesem bei der Einnahme des Herzogthums Urbino 1502 besonders beihilflich, wendete sich aber von ihm ab, sobald er die den eigenen Herz bedrohende Gefahr gewahrte, um dem Einbrüche von la Ragione beizustehen. Gemeinschaftlich mit Paul von Ramentana stieg er an dem Tage von Gagli; unvorsichtig, wie Paul, überließerte er sich dem blutdürstigen Tyrannen, und wie Paul wurde

am 18. Jan. 1503 verstorben. 60 Jahre nach ihm, den 25. Dec. 1563, starb erst seine jüngste, an Johann Franz Garrafa, den Herzog von Arona, verheiratet, Schwes-
ter Franziska. Von seinen zwei Söhnen wurde der
jüngere, Johann Anton, der Stammvater des Hauses
Santogimignano, von dem alsbald; der ältere, Ferdinand,
viertel Herzog von Gravina, erbob, als die Franzosen
unter Louis de la Rochefort überzogen, nochmals das
Panier des Hauses Anjou, und setzte selbst noch nach
der Hauptarmee Vernichtung, in Apulien den tugel-
kämpf fort. Von seiner zweiten Gemahlin, Beatrice Fer-
rella, der Erbin der Grafschaft Muro, in Basilicata,
hatte er die Söhne Anton, Flavius, Polissius und Flami-
nius. Flavius, Bischof von Morano im J. 1560,
und Johann Erzbischof von Gosenza, erbte im J. 1565
den Cardinalsbat, und starb den 17. Jul. 1581.
Flaminus, Graf von Muro, hatte seinen Sohn Flami-
nius II. zum Nachfolger, seine Enkelin, Dorothea,
trug aber Muro wieder in das Haus Gravina. Anton,
fünfter Herzog von Gravina, war mit Felicia von San-
Severino, Peter Antons, des vierten Fürsten von Bi-
signano Tochter, verheiratet und durch sie ein Vater
von vier Kindern. Die Tochter Julia, in erster Ehe
mit Johann Baptist Spinelli, in anderer Ehe mit Tibes-
ius Garrafa verheiratet, nahm nach ihres mütterlichen
Onkels, des Fürsten Rutilaus Ernard von Bisignano
Abieken (1606), dessen gefammte Staaten Bisignano,
die Herzogthümer S. Petro in Galatina und S. Marco,
die Grafschaft Tricarico u. in Anpruch, geriet als
Erbkaiser mit einem Agnaten des Verfallenden, mit Lu-
wig von San-Severino, Grafen von Sapona, der Fi-
delcommisste zu sein behauptete, in weitaussehende Strei-
tigkeiten. Der Proceß schwelte nach, als Julia diese
Zeitlichkeit verließ, nachdem sie vorher die freistiegn Herr-
schaften dem Könige Philipp III. von Spanien, ihr
übriges Vermögen ihrem Onkel Tibesius Garrafa ver-
macht. Ihr Bruder, Peter, kammt im J. 1589 als Bischof
von Spalato, 1591 als Bischof von Aversa vor; ihr an-
derer Bruder, Ferdinand II., sechster Herzog von Gra-
vina, wurde in seiner ersten Ehe mit Camilla Gio-
sualdo, ein Vater von zwei Kindern. Der Sohn, Mi-
chael Anton, seibener Herzog von Gravina, socht, nach
seiner Tante Julia Abieken, ihr Testament an, behaup-
tend, sie habe über Nichts disponiren können, und er-
zeugte dadurch einen neuen Proceß, der endlich durch
die Güte Königs Philipp III. geschlichtet wurde. Der
König, auf alle ihm durch der Julia Testament zugesan-
dene Rechte verzichtend, grubte die freistiegn Parteyen
der Julia Erben sowol unter sich, als dem San-Severino
gegenüber zu vergleichen, und sein Ausspruch, allen gleich
vorthellhaft, wurde freudig anerkannt. Der Herzog von
Gravina insbondere erhielt das bisher in dem Fi-
delcommis von Bisignano gehörige Herzogthum S. Marco,
nebst der Stadt Castrovillare, in Calabria citra. Er
erlebte aber diesen vorthellhaften Ausgang der Sache
nicht lange, und hinterließ, da er in kinderloser Ehe mit
Beatrice Orfina, des Grafen Flaminus I. von Muro
Tochter geriet hatte, seine Staaten seiner einzigen,

Peter Gasiano, den Herzog von Sermonetta, verheirateten Schwester, Felicia Maria. Auch Felicia Maria, die achte Herzogin von Gravina, blieb ohne Kinder, und das Herzogthum fiel an ihres Großvaters, des oben als einen der Söhne von Ferdinand I. genannten Hofkämmerer älteren Sohn, Peter, Hofkämmerer, der in erster Ehe mit Dianora Garaccioli, in anderer Ehe mit Diana del Toso verheiratet gewesen, hinterließ die Söhne Peter und Anton. Anton, Fürst von Galluccio, obgleich zweimal verheiratet, starb kinderlos. Peter, Fürst von Solofra, folgte der Herzogin von Sermonetta als neunter Herzog von Gravina, erheiratete auch die Grafschaft Muro mit Dorothea Orsina, des Grafen Flaminio II. von Muro Tochter. Sein Sohn Ferdinand III., zehnter Herzog von Gravina, Fürst von Solofra und Ballata, Graf von Muro, wurde in seiner Ehe mit Johanna della Tolla, des Herzogs von Grumo Tochter, ein Vater von drei Kindern. Die Tochter, Scholastica, nahm den Schleier, und ward als Äbtissin des Klosters della Sapienza zu Neapel, den 30. Jun. 1728. Der ältere Sohn, Peter Franz, geb. den 2. Febr. 1649, wurde durch des Vaters frühzeitiges Ableben elfter Herzog von Gravina und Fürst von Solofra, jedoch durch die Mutter alsbald dem geistlichen Stande bestimmt, und schon von seinem vierten Jahr an als ein Dominikaner gelebt. In diesen Orden trat er wirklich zu Venedig, den 12. Aug. 1667, unter dem Namen Vincentius Maria; am 22. Febr. 1672 erhielt er den Cardinalstul, im J. 1675 das Bisthum Siponto, 1680 jenes von Cesena, 1686 das Erzbisthum Benevento. Als Orden des heil. Gelegens besitzend er durch Wahl vom 29. Mai 1724 den päpstlichen Thron unter dem Namen Benedikt XIII. Sein seliges Ende erfolgt am 21. Febr. 1730. Man hat ein Medaillon von Bronze, welches die Stadt Benevento ihm zu Ehren hat schlagen lassen. An. Fr. Vinc. M. Ord. Praed. Card. Ursino. Ep. Port. Archiep. B. S. P. Q. B. Brustbild von der rechten Seite in Calotte. Rev. Neben einem Kirchengesbünde ein stehender König, welchem ein Engel die Lira überreicht; darüber in Wolken die Kirche, als Frau mit Kreuz in der Linken. Umschrift: Seculi quinti felicissimus. Des Herzogs Ferdinand III. jüngerer Sohn, Dominicus, wurde durch seines Vaters Verzicht zwölfter Herzog von Gravina, Fürst von Solofra und Ballata, Graf von Muro, vermählte sich 1671 mit Maria Paoluzza Alfieri, dann nach ihrem am 22. Julius 1678 erfolgten Ableben, im J. 1683 mit Hippolyta del Tocco, des Fürsten Karl von Aversa und Montemilite Tochter, und starb 1705, aus der ersten Ehe eine Tochter, Johanna, oder wie sie in ihrem Kloster hieß, Maria Cecilia, geb. 1674, und aus der andern Ehe zwei Söhne hinterlassend. Der jüngere derselben, Montisä, geboren zu Solofra, im Neapolitanischen den 22. Jul. 1690, trug in der Welt den Namen eines Grafen von Muro, wurde aber später Constantinianer in dem Kloster S. Maria de Basilicella, in dem Königreiche Neapel. Benedikt XIII. verließ ihm, unmittelbar nach seiner Thronbesteigung, die neapolitanische Abtei S. Sophia, wozu ihn am 24. Jul. 1724

zum Erzbischofe von Corinth und nahm ihn am 15. August wähl. J. unter die assistirenden Bischöfe des päpstlichen Thrones auf. Am 10. Nov. 1724 erhielt Montisä das Bisthum Neapel, am 28. Mai 1728 das Erzbisthum Capua und am 23. Mai 1729 das Patriarchat von Constantinopel. Hiermit war seine Laufbahn an dem päpstlichen Hofe geschlossen, denn der neue Papp, Clemens XII., besetzte die Erfind. Darum nahm Montisä seinen Aufenthalt zu Neapel, wo er auch am 8. Jan. 1750 verstorben ist, nachdem er seit 1735 Kanzler des neu gestifteten St. Januariusordens gewesen. Das Erzbisthum Capua sollte er 1743 gegen eine Pension von 4000 Scudi aufgegeben. Sein älterer Bruder, Ferdinand Bernabò Philipp, 13ter Herzog von Gravina, Fürst von Solofra, der nämliche, der wegen seiner mit dem Bisthume von Gravina gehaltenen Insignien in den Kirchenbann versetzt wurde dem Kaiser Karl VI. am 24. Aug. 1724 mit Belassung des Titels Alfiza in tes. H. R. R. Fürstentum erhoben und zugleich mit dem großen Palatinat besetzt, in der Art, daß er sogar die Gewalt haben sollte, Freyherrn, Grafen und Markgrafen zu creiren. Im J. 1729 wurde das Herzogthum Gravina von dem Kaiser, als Könige von Neapel, für souverain und independent erklärt, demselben auch die Münzgerechtigkeit beigelegt, und im J. 1730 erließen der kaiserliche sowohl, als der päpstliche Hof, feierliche Declarationen, wonach der Herzog von Gravina besetzt sein sollte, alle dem Hause Orsino unrechtmäßig entzogen, oder geschwiebig veräußerte Güter zurückzunehmen; der gleichen Vergünstigungen sind indessen nicht bewilligt, als aufgeführt. Von Papp Clemens XII. wurde der Herzog, an der ausgegangenen Herzog von Bracciano Stelle, zum Fürsten des päpstlichen Stuhls ernannt. Er starb den 4. Jan. 1734. Seine erste Gemahlin, Johanna Garaccioli della Tolla, war ins Kloster gegangen, und er hatte sich darauf am 16. April 1718 in zweiter Ehe mit Hyacintha, des Fürsten Franz Maria Ruspoli Tochter, vermählt. Allein auch diese zweite Gemahlin trennte sich von ihm im J. 1722, empfang in ihrer störrischen Einsamkeit mehrmals einen Besuch von Papp Benedikt XIII., der demnach ihrer Handlungsweise nicht mißbilligte, wurde doch 1730 mit dem Herzog ausgeführt, und starb als Witwe den 14. Nov. 1757. Der jüngere Sohn, den sie am 5. Jul. 1719 geboren, Dominicus Amadeus, 14ter Herzog von Gravina, resignirte, nachdem er sein am 19. April 1738 ihm angetraute Gemahlin, Paulina Anna Flaminia d'Orto Obercalchi, des Herzogs Balthasar von Bracciano Tochter, am 26. Aug. 1742 durch den Tod verloren (der Schwere über ein Erbden den hatte sie getödtet), trat den geistlichen Stand an, wurde am 9. Sept. 1743 Cardinal-Diakon, tit. S. Mariae ad Martyres, war (seit Jan. 1765) Protector von Frankreich und von beiden Sicilien, und des neapolitanischen Hofes bevollmächtigter Minister bei dem heil. Stuhl, erob am 27. Aug. 1763, sich der seinem Hause von dem Kaiser Ferdinand II. und Karl VI. verliehenen Privilegien bedienend, den Kaspar Colanigaglia, angeblich von altem teutschem Adel, in des H. R. R. Frei-

herrenstand, und starb im J. 1789. Er hinterließ zwei Söhne, als Zwillinge geboren, den 9. Aug. 1742; der älteste, Dominicus, folgte dem Vater als 15ter Herzog von Gravina, als Fürst des S. R. R. und des päpstlichen Thrones (Principe assistente al soglio) auch Fürst von Salerno und Salato, Graf von Muro, Grande von Spanien etc. und starb den 3. Nov. 1824, daß er also seinen ältesten Sohn, Dominicus, der nicht selten mit dem bei Trafalgar gefallenen spanischen Admiral Karl Gravina*) verwandelt worden, überlebte. Der heutige Herzog von Gravina, Dominicus Orsini, ist sein Enkel. Von den 8 erzbischöflichen und 30 bischöflichen Stühlen, von den 400 großen Herrschaften, welche die Orsini einst im Neapolitanischen besaßen, ist Gravina das einzige Ueberbleibsel.

Das Haus Santogemini. Nach haben wir von des dritten Herzogs von Gravina jüngstem Sohne zu sprechen. Dieser, Johann Anton kommt im J. 1536 als General der kaiserlichen Cavallerie im orientalischen Solde vor, und wurde in seiner Ehe mit Cornelia von Capua, des Grafen Bartholomäus von Aitailla Tochter, ein Vater von drei Kindern. Der Sohn, Virgilius, der mit Johanna Sekiana vermählt, hat zuerst den Titel eines Herzogs von Santogemini, nachwärtlich von Terzi, in dem Herzogthume Spoleto, geführt. Des Virgilius Sohn, Johann Anton, Herzog von Santogemini, Fürst von Scandriglia, Graf von Rocle, auch durch Verleihung vom 12. März 1608, Ritter des königl. französischen Heil. Geistordens, geriet in große Schuldenlast. Er bat daher bei Papst Paul V. im J. 1608 um die Erstattung eines Sicherheits, welcher Monte Orsino heißen und zu seiner Sicherheit die Einkünfte von Monte Libretto haben sollte. Da aber diese Hilfe sich als unzureichend bewährte, so erlangte er 1633 von Papst Urban VIII., daß zu jenem Monte noch 1500 Luoghi oder Acten geklagen wurden, wogegen er, außer Monte Libretto, noch die Einkünfte von dem Herzogthume Santogemini und von den Ortschaften Scandriglia, Lugnoti, Consigni und Gerdomare, die Tenuta von Monte maggiore, und den Palast in Rom, a Pasquino, verpfändete. Anders konnte Johann Anton sich nicht helfen, obgleich der Papst seine Einkünfte zu 20,000, seine Schulden nur zu 150,000 Scudi berechnete, indem die Congregation der Barone sich bereits anschickte, die verpfändeten Güter zu verkaufen, daher sowohl sein Schwagerelohn, der Herzog Ferdinand von Bracciano, als sein Enkel Virgilius, ihrer Einwilligung zu dieser weiteren Verpfändung gaben. Johann Anton hatte nämlich aus seiner Ehe mit Constan-

tia Savelli, einer Tochter des Fürsten della Rocca, nur eine einzige Tochter, Justina, die an den Herzog Ferdinand von Bracciano verheiratet war, und diesem, außer den väterlichen Besitztungen, auch das reiche Erbe der Savelli zubrachte. Jedoch wurde auf Ferdinands Ansuchen, unmittelbar nach des Schwagerelohns Tode, der größte Theil der von diesem verpfändeten Güter, unter dem Einflusse der Congregation der Barone verkauft, namentlich wurde Rocca, das Fürstenthum in Sabina, 1634 um 50,000 Scudi, sowie auch Monte Libretto, der Zoll in Corsek, der in neuen Zeiten jährlich 700 Scudi ertragt, von den Barberini erkanden.

Das Haus Monterotondo. Rinaldo, Rinaldo des Großen dritter Sohn, und des Papstes Sixtus III. jüngerer Bruder, wird als dessen Stammvater betrachtet. Einer von Rinaldos Nachkommen, Des Orsino aus Monterotondo, war Condotiere in jener kaiserlichen Armee, mit welcher Karl Malatesta das von den Maländern unter Angelo de la Pergola belagerte Schloß Bagnara in der Romagna ansehnlich sollte, und die am 24. Jul. 1424 eine so vollständige Niederlage erlitt, während Des selbst auf der Flucht ertrank. In seiner Ehe mit Laurentia Fonti hatte er die Söhne Laurentius und Salob erzeugt. Der jüngere, Salob, war mit Magdalena Desina, Karls von Bracciano jüngster Tochter, verheiratet und durch sie Vater zweier Söhne, von welchen der jüngere Rinaldo, von 1473 — 1508 die erzbischöfliche Kirche von Florenz regierte, dann aber das Erzbisthum mit Verbehold einer Pension von 900 Scudi resignierte. Seitdem blieb er der Erzbischof von Gafara. Man kennt von ihm ein Medaillon, aus gelbem Metall gegossen, mit Dkr: An. Raynaldus. de Ursinis. Archiepiscopus. Florent. Brustbild von der linken Seite. Rco. Bene. facere. et. leari. Eine sitzende weibliche Figur mit Kuber und Hüllhorn. — Des Erzbischofs Bruder, Deso, wurde der Vater jenes Franciotto Orsino, der an dem Hofe von Lorenzo de Medici erzogen, sich als Heerführer nicht unbedeutenden Ruhm erwarb. Als Bismar erwählte er den geistlichen Stand, und wurde von Leo X. zum Protonotarius Apostolicus und 1517 zum Cardinal, tit. S. Georgii in Velabro, den er nachmal mit jenem von S. Maria in Cosmedin verwechselte, ernannt. Er war auch Bischof von Soano und Rimini, Erzprieester der St. Peterkirche, überhaupt unter seinen Kollegen einer der reichsten, gleichwie seine persönliche Eigenschaften ihm den größten Einfluß auf das heilige Collegium verschafften. Er allein hatte den Muth, sich der Wahl Hadrians VI. zu widersetzen; „es würde“, behauptete er, „der Nachwelt das schändliche Beispiel sein, wenn wir einen Papst, den keiner kennt, keiner nur gesehen hat, wählen wollten.“ In dem Conclave nach Hadrians VI. Tode waren es lediglich Julius von Medici und Pompejus Colonna, welche sich um die päpstliche Krone stritten. Das Conclave zog sich bei der gleichen Stärke der Parteien vergeblich in die Länge, daß man dessen Auflösung beschloß, da brachte der Cardinal von Clermont den Franciotto Orsino in Vorschlag. Medici zeigte sich auf der Stelle bereit, ihm sei

*) Die Familie Gravina ist in Sicilien zu Hause, und bekannt genug durch den aus ihr herzugehörigen Fürsten von Patagonia und die Sammlung von Ungarnen. Der Admiral Graciano soll aber ein natürlicher Sohn von König Karl III. von Spanien gewesen sein. **) Das ist ein römischer Ausdruck. Wer bei dem Monte di Pietà 10,000 Scudi Capital anlegt, kann mit laudenswerthiger Bewilligung dieselben ganz oder theilweise an einen andern, dem er etwas abgibt, ab, überschreiben lassen. Kommen der Überschreibungen viele, etwa zum Vortheil des Hauses Orsini, so entsteht eine Monte Orsino.

ne Stimmen zu geben, die mit denen der französischen Cardinale verbunden, eine entschiedene Majorität hervorbringen mußten. Do fürchtete Pompejus Colonna, einen seiner Erbfeinde als Popsi zu erblicken, er drangte sich vor Julius de Medici, und Clemens VII. empfing die dreifache Krone. Franciotto starb den 10. Jan. 1533. Ein natürlicher Sohn von ihm, Hannibal, wird unter den Ghorherren der St. Petruskirche im Vatikan genannt, während Franciotto's ehelicher Sohn, Octavio Drfino, Herr von Montorotondo, sich mit Portia Drfino, des Großen Heinrich von Pola Schwester, verheiratete, und mit ihr die Söhne Heinrich, Leo, den Bischof von Trevis, und Franz erzeugte. Heinrich, der mit Johanna von Capuo verheirathet, hinterließ eine einzige Tochter, Virginio, die an Alexander Drfino, den Großen von Pictigliano, verheirathet war, und von Rechtswegen Montorotondo erben sollte, allein es gefiel dem Popsie Gregor XIII., ihren natürlichen Bruder, den Franciotto Drfino, als derselbe sich mit Comilla Sovelli verheirathete, zu legitimiren und erstfähig zu machen. So kam denn Montorotondo an des Franciotto Söhne, Franz, und Heinrich, die jedoch ihre in Sabina belegene Herrschaft an die Barberini verkauften, und, wie es scheint, ihre Linie beschließen haben. Der dritte Begonara verunglückte des Alterer Sohn, Eusebius, wurde in seiner Ehe mit Gloria Drfino, Karls von Vroclano Tochter, ein Vater von drei Söhnen: Julius, Johann Baptift und Drfo. Der jüngste, Drfo, Abt von S. Vicensio de Volturno, wurde am 19. März 1474 zum Bischofe von Teano ernannt, und starb 1495 in Ungarn, während einer an dem Hofe Könia Mathias' verrichteten Gesandtschaft. Er ist der Uraus de Ursinis, Ep. Theanensis, dessen Zeugniß d. d. Krummdu, 17. Jul. 1481 — cum a nuuanilis revocatur in dubium ob rerum praeteritarum ignorantiam, quod illust. et grat. DD. Wocens, Petrus et Ulicus, fratres germani de Rosenberg et praedecessores eorumdem ortum haberent in alma urbe Roma ab illustri et celeb. damo et progenie de Ursinis — Willauer in den Fragmenten aus dem Necrolog des Stiftes Hohenfurt mitgetheilt hat. Johann Baptift, Cardinal tit. S. Mariae in Dominicano, durch Creation Cirtus IV. vom J. 1483, erbieth von Alexander VI. als Preis für die denselben gegebene Wahlkammer, dessen reichen Popsi in Rom, die Herrschaft Soriano, des Aitero, und die wächtige Legation Bologna. Er fand indessen bald Veranlassung, die getrossene Wahl zu brechen, und besuchte daher, gleich andern Mitgliedern seiner Familie, den Congress von la Ragione, wo die Mittel zur Vertheidigung gegen den Popsi und dessen ehegeizigen Sohn berathen werden sollten. Sein Bruder Julius, der Rom nicht verlassen hatte, wurde von dem Popsi an ihn abgetheilt, um seine Befehle zu zerstreuen, und Baptista kehrte nach der Popschaft zurück. Er lebte in gänzlicher Sorglosigkeit, er hatte keine Ahnung von dem, was in Sinigaglia seinen Angehörigen widerfahren war, als er die Einladung erhielt, einer Conferenz in dem Vatikan beizuwohnen. Er folgte dem Ruf und wurde auf

der Stelle verhaftet, gleichwie Rinaldo Drfino, der Erzbischof von Florenz, der Protonotar Drfino, der Abt von Alisano, des berühmten Bartholomäus Bruder, und Jakob von Santo-Groce. Alle, erschreckt durch des Popses Drohungen, übergeben auf der Stelle ihre Anwesenheiten, und erkaufen um diesen Preis ihre Freiheit; nur der Cardinal folgte außerdem noch sein ganzes Eigenthum abtreten. Vordesshalb nahm Alexander VI. schon dessen Popsi auf Montegiordano in Besitz und ließ alle daseitig vorfindliche Mobilien und Schriften nach dem Vatikan bringen. Inbem er in diesen Schriften suchte, und besonders des Cardinals Rechnungsbücher durchging, fand er ein Guthaben von 2000 Dukaten, zu Lasten eines unbenannten Gläubigers und eine Bescheinigung über den Ankauf einer Perle, die 2000 Dukaten gekostet hatte, aber nirgends zu finden war. Auf diese Entdeckung hin ließ der Popsi am 1. Febr. 1503 die Dienerskoll abweisen, die in der Mutter Auftrag ihrem Sohne, dem Cardinal, Speise in dem Gefängnisse zu tragen sollte, und zugleich gab er die bestimmte Versicherung, daß der Gefangene nicht essen sollte, der Schwärmer und die Perle seien denn ausgemittelt. Ohne Zögern erlegte die Mutter die 2000 Dukaten und des Cardinals Geliebte trugte sich in Manneskleidern bis in des Popses Cabinet, und überreichte ihm die Perle, die sie als Geschenk von Baptista empfingen. Darauf verstoffte Alexander, daß man dem Unglücklichen wieder Speise reiche, zugleich aber ließ er ihm einen Gifttrank beibringen, woran der Cardinal am 22. Febr. 1503 verschied. Auch sein älterer Bruder, Julius, gerieth in des Popses Gewalt, nachdem er in Gert eine kurze Belagerung ausgehalten; wider alles Erwarten wurde jedoch die eingegangene Capitulation beachtet und des Leben ihm geschenkt. Um aber nicht nochmals in die nämliche Gefahr zu gerathen, suchte er Zuflucht in Pictigliano, wo er sich besessigte, und zugleich seinen Bruder Babius in seinen Künften unterstützte. Später kommt er als Contottiere in französischem Solde vor. Er war mit Violanta von Santo-Groce verheirathet und Vater von Marius, Paul Emil, Valerius und Fulvius. Fulvius erbieth am 15. Dec. 1562 des Bischofs Spoletto und starb im J. 1581. Marius, sein ältester Bruder, trat in der Florentiner Dienst, als diese sich anschickten, den letzten Kampf um ihre Freiheit zu kämpfen (1538), und golt für einen der besten ihrer Hauptleute, als er am 16. Dec. 1529, indem er einige Veränderungen an einer Position anordnete, durch eine feindliche Stiefkugel zugleich mit Georg von Santo-Groce getödtet wurde. Er hinterließ einen Sohn, Julius genannt. Des Marius Bruder, Valerius, in des berühmten Rencio Gert Schule gebildet, diente in den Heeren der Päpste Leo X. und Clemens VII. Mit Rauter zog er als General von der Cavalerie nach Neapel und seine in dieser Stellung geleisteten Dienste veranlaßten ihm den freilich nur vorübergehenden Besitz der Großstadt Pola und des Fürstenthums Ascoli und Frosino (ein Staat, der schon seines Vaters Eigenthum gewesen zu sein scheint). In dem Krieg um Corfu tritt er in Dalmatien für die

Venetianer, sein jüngerer Sohn, Diverotto, sel für sie im J. 1538, er selbst starb, 46 Jahre alt, zu Venedig, den 4. Aug. 1550, und fand in der daſigen Kirche della Madonna del Tito seine Ruhestätte. Außer seiner Gemahlin, Jordanna Maria D'Este, überließ ihm die Söhne Jordan und Johann Baptiſt, letzterer, Bischof von Santa Severina in Galabrien, ſah den 15. Febr. 1566. Jordan theilte dem Großherzog Cosmus von Toſcana, vornehmlich in dem Kriege mit Viena, wichtige Dienste, und ſocht nicht minder glücklich unter franzöſiſchen Föhnen auf Gorizia, wie er dann auch drei Jahre lang den Oberbefehl auf der Inſel führte. Als des St. Michaelstages Ritter ließ er ſich 1563 unter Verheißung einer jährlichen Beſoldung von 1500 Zekinen für den venetianiſchen Dienſt gewinnen; er war Gouverneur von Breſcia, als er in offener Straße überfahren und dergestalt verſtöt wurde, daß er am zweiten Tage, den 26. Sept. 1564, nur 39 Jahre alt, den Geiſt aufgeben mußte. Seine Gemahlin, eine Tochter des berühmten Bartholomäus von Alviano, hatte ihm drei Söhne, Valerius, Ludwig und Raymond, geboren. Raymond wurde 1583 zu Rom von den Ebristen, deren Hauptmann er beſetzt hatte, in einem Tumulte getödtet. Ludwig, ein Mann von ſeltener Kühnheit, tödtete, um den Bruder zu rächen, den Vicarius der Stadt Rom, den Vincentius Vitelli, in einer der belebteſten Straßen der Stadt, ſtachelte, trieb ſich eine Zeit lang, als Anführer einer den Römern höchſt beſchwerlichen Banditenſchar in dem römischen Gebiet umher, und fand endlich bei den Venetianern Zuflucht. Er benutzte ſie, um des ersten Herzogs von Bracciano Witwe, die Virginia Accoramboni, und ihren Bruder in Padua durch ſeine Geſellen ermorden zu laſſen. Nach vollbrachter That verweilte er ſich noch in Padua, ſtatt wie er es Anfangs beſchloſſen gewesen, nach Corfu zu ſchiffen, und es wurde ein Verhaftsbefehl gegen ihn erlaſſen. Er hatte aber den Palaſt Contarini in eine Feſtung verwandelt, und es konnte eine förmliche Belagerung, bevor man ihn nach Venedig ſchaffen konnte. Hier bereitete er ſich mit großer Standhaftigkeit zum Tode; er machte ſein Teſtament, legte ſeine Rührung dem Senat, und wurde am 17. Dec. 1585 im Gefängniß erſchoſſen. Seine Witwe, Julia Canali, beirathete nochmals den franzöſiſchen Geſandten in Rom, den Johann de Bionne, Marquis de Pisan. Des Julius Orſino und der Violanta de San Severino letzter Sohn, Paul Emil, iſt nur als Vater von Marcus und Trolus merkwürdig. Richter, der in Frankreich als Pape Königs Heinrich II. erzogen worden, diente ſpäter dem Großherzog von Toſcana, für den er 1569 und 1570 eine Geſandſchaft in Frankreich, und 1573 eine zweite in Polen verrichtete. Ein ihm Schuld gegedener Ruchſchandel mit Iſabella de Medici, der ersten Gemahlin des Herzogs Paul Jordan von Bracciano, nöthigte ihn, nach Frankreich zu entfliehen; die Nachrichten folgten ihm auch dahin, er entging ihnen zu wiederholten Malen, empfing aber endlich, als er ſich Nachts aus ſeiner Wohnung in Paris begab, von einem von dem Bruder der Herzogin, von dem Großherzog

Franz, ausgeſendeten Mörder eine Schnſchwunde, welche nach drei Tagen ſeinem Leben ein Ende machte (1577).

Noch müſſen wir einiger Perſonen aus dieſem weltläufigen Geſchlechte gedenken, denen wir ihre wahre Stelle nicht anzuweiſen vermögen. Dabin gehört der Biſchof von Neapel, Johann Orſino, ſtarb im J. 1358, nach dem er Synodalen conſtitutiones; Jura regimine, privilegia et fundationes ecclesiarum civitatis Neapolis ejusque dioecesis u. a. m. geſchrieben. Dabin gehört Cosmus Orſino, Cardinal tit. SS. Nerei et Achillei (erſtelt von Sixtus IV. im J. 1479), der am 22. Febr. 1486 bezeugt, „quod domus dominiour de Roſenberg habet originem et procedat a familia et domo nostra“ (Wiltauer Nekrolog des Stiftes Hohenfurt, S. 58). Dabin gehört endlich und vorzüglich der berühmte Gaſpard Fulvio Deſſino, geb. den 11. Dec. 1529, von deſſen Vater wir nichts weiter wiſſen, als daß derſelbe ein Comthur Malteſerordens, wahrſcheinlich aus dem Hauſe Montecorſondo, geweſen. Der Comthur hatte bereits angefangen, für des Fulvio Erziehung zu ſorgen, entzweite ſich aber mit der Mutter, und überließ ſie und ihr Kind dem nächſtſten Schickſal. Adent ging das verlaſſene Geſchöpf betteln, und von Almosen lebte der Knabe, bis er im Alter von ſieben Jahren unter die Chorknaben der Laterankirche aufgenommen wurde. Hier intereſſirte er durch ſeine Lebendigkeit einen der Oberherren, den Gentiliſ Deſſino. Dieſer, ein leiſenſchaftlicher Alterthumsforſcher, ließ den Knaben in den Anfangsgründen der gelehrten Sprachen unterrichten und gab ihm auch ſelbſt archäologiſchen Unterricht. Der Schüler wußte bald mehr als ſeine Lehrer, blieb aber deſſen ungeachtet ſtets des Gentiliſ Liebſting, erhielt auch durch dieſen Vermittlung mehre kleine Beneficien an der Laterankirche, endlich des Gentiliſ eigenes Kanonikat, welches dieſer zu ſeinen Gunſten reſignirte. Fulvio wurde mit den gelehrteſten Männern in- und außerhalb Rom, mit ſaerno, Latinus Latini, Paul Manugge, und dem berühmten Anton Auguſtino vertraut, erwarb ſich auch als der Gerdinde Ranuccio und Alexander Farnese Bibliothekar mächtige Ehnen. Sein Kuſ trug ihm in den ferneren Vorden, und der König von Polen ſuchte ihn 1578 für ſeinen Dienſt zu gewinnen. Des Fulvio Järlichkeit für ſeine Mutter erlaubte ihm nicht, auf die ihm gemachten Anträge zu hören. Um den Studien ganz ungehindert obliegen zu können, empfing er nur die Weihe eines Subdiacons, gleichwie er ſich auch von Breſcier und Ghorſebuch dieſenſten ließ. Aber ſeine Beneficien behielt er bis an ſein Ende, und Gregor XIII. ſetzte ihnen noch eine auf das Biſthum Aversa angewieſene Penſion von 200 Dukatens hinzu. Sein ganzes Einkommen verwendete Fulvio auf den Ankauf von Gemälden, Statuen, Medaillen u.; das außerſene Cabinet, das er auf dieſe Art zuſammenbrachte, vermachte er dem Cardinal Odoard Farnese, dem Großneffen ſeiner ſpäteren Principale. Seine ſaſſerſche Manuſcriptenſammlung gab er der Vaticana, ſeine gedruckten Bücher dem Horatio Bonellotti, 2000 Eubi dem Biſchofe von Camerino, Gentiliſ Deſſino. Er ſtarb den 18. Mai

ORSINUS, alter Name eines Flusses in Carien (*Plin.* V, 29, 29). (H.)

ORSIPPOS. Dies ist die gewöhnliche Form; nur auf der nachher anzuführenden megarischen Inschrift findet sich Orsippos, welches die megarische Form sein mag, und bei dem Schol. Venet. in II. XXIII, 683 Orsippos. Ebenso nennen ihn alle einen Megarer, nur das Etymol. M. 243, 1 und die gewöhnlichen Scholien zu der citirten Stelle der Iliade machen ihn zu einem Lacedämonier, vermuthlich aus Verwechselung mit Alantbus. Zwei Begebenheiten nämlich haben dem Orsippos einen Platz in der griechischen Geschichte erworben; einmal war er es, welchem zufällig in Olympia beim Wettrennen des Stadiums der Gurt abfiel, und so wurde er der erste, welcher ganz nackt, auch ohne Gurt, lief. Diese Begebenheit wird von Julius Africanus, von Eustathius ad II. p. 1324, den venetianischen Scholien zur II. l. e. und Jfidor XVIII, 17 in die 15. Olympiade, in die Zeit, da Hippomenes in Athen zehnjähriger Archon war, versetzt, womit auch alle andere Daten übereinstimmen, so daß der Etymol. und der Schol. z. II. a. a. D., welche das Factum in die 32. Olymp. hinabrücken, verschrieben sind oder sich geirrt haben. Was nun bei Orsippos ein Werk des Zufalls gewesen, das machte sich auf der Stelle der Lacedämonier Alantbus zu Nutze, der in derselben Olympiade beim Rennen des Diaulos oder des Dolichos den Gurt gleich am Anfange der Bahn ablegte. Orsippos wurde damals Sieger, wie aus dem megarischen Epigramm (πρότος Ἑλλάνων ἐν Ὀλυμπίᾳ ἱστειρανὸν ἦν γυμνός) und aus Paulianus (I, 44) hervorgeht, so daß die Scribenten, welche ihn durch den Fall besiegt werden oder gar sterben lassen, wie Eustathius, die Scholien zum Homer, der Etym. M. und Jfidor, sich geirrt haben. Die zweite Begebenheit war, daß derselbe späterhin als Feldherr so glücklich war, den Nachbarn ein gut Stück Landes abzunehmen und seinen Landsleuten zuverweihen. Derselbe hat aus den Worten ἀντιδωτοῦ und ἀντοειρωμένου in den Resten der Inschrift ὅς δὲ μιστοῦτος μὲν ἔστος ἀντιδωτοῦ παῖρας, πὸλλὰς δειρμῶνας γὰρ ἀντοειρωμένους gefolgt, daß das Land ursprünglich megarisch gewesen, durch die Nachbarn den Megaren entrissen, durch Orsippos also diesen nur restituirt worden sei; ich meines Theils halte zwar die geübteste Erklärung von ἀντοειρωμένους für grammatisch unmöglich und glaube vielmehr, daß das Wort hier passivisch zu nehmen sei, „da den Feinden abgenommen wurde;“ denn warum sollte man nicht ἀντοειρωμένου γὰρ sagen, in der Bedeutung, mir ward Land abgenommen? Aber dennoch muß ich schon des bloßen ἀντιδωτοῦ wegen sowohl diese Vermuthung als die andere billigen, daß die feindlichen Nachbarn, von denen hier die Rede ist, die Korinther waren, welche bekanntlich das kleine Ländchen, seit es von Krinith der dorische Bevölkerung erhalten, nicht sponhoner besaßen, als die Athenen mit ihm umsprungen waren, da es ionisch-attische Bevölkerung hatte; aber schon vor Cl. I hatte Megaris mit Hilfe von Argos sich unabhängig gemacht (*Paus.* VI, 19, 9) und die Korinther mögen im

Laufe der Zeit ihre Angriffe auf Megaris verschiedentlich und mit glücklichem Erfolg erneuert haben, so daß Orsippos den Megaren ein wahrer Helfer in der Noth war. Um solcher Verdienste willen wurde ihm, wie einem Heroen und Ditties, nach seinem Tode ein Grab mitten in der Stadt aus dem Markt eingeräumt, in der Nähe des Grabmals des Korobus (*Paus.* l. c.) und, jedoch vermuthlich erst geraume Zeit später, auf Befehl des delphischen Orakels, ein glänzendes Monument gesetzt (ἐπεὶ ἀφ' ἧος Μῆναι δέων γὰρ Ἀχελῷος μετ' ὀφθαλμοῖς), zu welchem die oft besprochene Inschrift gehörte; da diese jedoch den Schriftzügen nach eine sehr junge Zeit verräth, so wird man höchst Vermuthung betreten müssen, daß die Inschrift durch die Länge der Zeit verwichen, auf Befehl der Megarer restaurirt worden sei. Es ist dieselbe öfter herausgegeben worden, am besten von Boeckh Corp. Inser. no. 1050, wo man auch die vollständigen literarischen Nachweisungen und nöthigen Erläuterungen findet; sie lautet so:

Die dem Helden Orsippos errichteten mich die Megarer, folgend der Pytho Orakel, trübendes Dunkel ihm, welcher die weitsten Grenzen der Heimat wieder vererbstete, bis er den Feinden entriß ein sehr großes Gebiet. Auch von Hikanen zuerst in Olympia wurde er bezeugt, daß, da früher den Gurt tragen die Kenner der Bahn.

(Meier.)

ORSK oder **ORSKAJA KREPOST** (arabische Festung), in der russischen Ceatthalterschaft Drenburg, am Einflusse des Dr in den Ural, eine Festung dritten Ranges, auf einem Felsberge. Sie ist nach Drenburg die beste Festung der ganzen Linie, von dieser Stadt 38 Meilen entfernt, hat 250 Häuser, die außer von 1000 Kosaken noch von 500 Tataren und andern Einwohnern bewohnt werden. Sie hat eine Kirche, welche, auf einer bedeutenden Anhöhe erbaut, der Festung an einer nicht geringen Höhe steht. (J. C. Petri.)

ORSO, alter Name einer Stadt in Hispania Baetica, s. Urso. (H.)

ORSOBARIS. Bei Appian. Mithrid. c. 117 wird uns eine Tochter Mithridates VI., Ὀρσοβάρης, genannt, welche Pompejus mit ihm triumphal aufgeführt. Auf einer byzantinischen Münze von Trajan ist auf der Vorderseite ein weiblicher Kopf mit der Aufschrift: ΒΑΣΙΛΙΣΣΗΣ ΜΟΥΣΗΣ ΟΡΣΟΒΑΡΙΟΣ. In Brasobaris glaubte nun frühlich den Künstler oder Stempelschneider zu entdecken; es ist aber einleuchtend, daß Orsobaris der Name des Vaters oder der Mutter der Königin Musa, und nicht unwahrscheinlich, daß auch bei Appian Ὀρσοβάρης zu lesen sei. Vergl. Eckhel D. N. II. p. 445 sq. und die Encyclopädie im W. Oradalis. (H.)

ORSOBIA, Tochter des Delphontes, Gemahlin des Pamphylos, des Sohnes des Agimios (*Paus.* II, 28, 6). (Klausen.)

ORSODACNA Latreille (Insecta). Eine Käfergattung aus der Tribus Sagridae, der Familie Eupodini, in der Ordnung Tetramera, von Fabricius unter Crioceris mitbegriffen. Das Gängchen ist tief aus-

gerandet, die Spitze der Mandibeln ist ganz, die Kiefer sind einfach, verlängert, fast ganz aus vertiebt kegelförmigen Gliedern bestehend. Das letzte Glied der Maxillarpalpen ist größer, fast cylindrisch, die Schenkel fast gleich groß. Der Kopf dieser Käfer ist in den Thorax versenkt, die Fühler bestehen aus elf Gliedern; die Felse ist häutig, ziemlich breit, rund, etwas gekrängt; die Mandibeln sind hornartig, zusammengebrückt, gebogen, spitzig, gegen das Ende mit einem kaum bemerkbaren Zahne versehen; die Maxillen sind gespalten, der äußere Theil etwas größer als der andere, zusammengebrückt, gegen die Spitze etwas erweitert, zugrundet, gekrängt; der innere Theil ist spitzig, zusammengebrückt, am ganzen innern Rande gekrängt. Die Maxillarpalpen bestehen aus vier Gliedern, von denen das erste klein, kurz, das zweite, das längste, kegelförmig, das dritte ebenfalls kegelförmig, das letzte, das breiteste von allen, am Ende abgeflucht ist. Die Rippe ragt vor, ist gespalten, ihre Theilungen sind groß, aus einander stehend, an der Spitze zugrundet, gekrängt. Die Labialpalpen sind kurz und bestehen aus drei fast cylindrischen Gliedern. Der Thorax ist schmaler als die Flügeldecken und kegelförmig. Die Flügel sind von mittlerer Größe, der Körper länglich. Man kennt die Verwandlungsegeschichte dieser Käfer, welche sich meist auf Bäumen finden, von deren Blättern sie sich nähren, auch auf Blüthen, nicht. Wenn sie Gefahr merken, lassen sie sich von ihrem Sitz herabfallen. Als Typus der Gattung gilt:

O. chlorosus Olivier. Diese Art ist länglich, oben glatt, gestreut punktiert, unten seidenartig behaart, der Thorax vorn auf beiden Seiten erweitert, zugrundet. Es gibt mehrere Varietäten davon, welche z. B. von manchen Autoren als eigene Arten aufgeführt werden. Nämlich: a) Kopf und Thorax ziegelrothlich, Flügeldecken und Füße bläulich, Brust und Hinterleib schwarzbraun (*Crioceris fulvicollis*, Panzer faun. 83. fig. 8. *O. Cerovi Fabricius* Eleuth. *Lema fulvicollis Illiger* Mag. 1. 418). b) Hinterleib, mitunter auch die Brust, ziegelrothlich. c) Kopf und Thorax rothbraun, Flügeldecken blass ziegelroth, der Rand derselben, sowie der Körper, schwarz. d) Der Kopf vorn, der ganze Thorax, der Hinterleib an der Spitze, die Flügel ziegelroth, Scheitel, Flügeldecken und Brust schwarz (*Crioceris glabrata Fabric.* Eleuth. *Panz.* faun. 84. fig. 6). Weist 2 Linien und darüber lang. Auf Blättern des Weibsdorns (*Craetagus Oxycantha*), der Traubenfirsche (*Prunus Padi*), hier und da in Preussland, Frankreich, Schweden u.

ORSOGLIO oder ORSOJO, eine Benennung der Organfische (s. d. Art.).

ORSOVA, drei Orte an der Vereinigung des Gerna mit der Donau, von denen Alt- und Neu-Orsova in der banater Grenze, türkisch Orsova aber in Serbien liegt. Die Grenzgänge zwischen der banater Grenze und der Walachei setzen hier quer durch die Donau; das gewaltige Einwirken der letztern sieht man an den nahen Gebirgen; Felsenmassen stürzen herab in den eingeengten Strom und bilden ein Felsenbett,

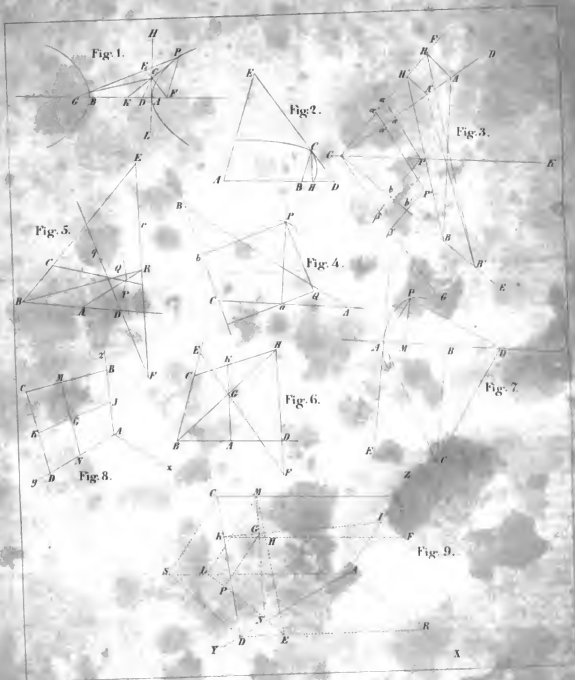
das die Donau in Wirbeln und Wasserfällen überfließt.

(L. F. Kämtz.)

ORSOVA (O-orsova, Rushava), Alt-Orsova ein zum Canton Nr. XIII. des walachisch-lukrischen Grenzregiments der unger-banatischen Militärgrenze gehöriger, besetzter Marktort und Gemarkungsort, unsern vom linken Donauufer, oberhalb der Einmündung des Gerna-Flusses in die Donau, mit einer nicht unrichtigen griechischen Pflanz- und Kirche, einem Skalla- oder Kastellplatz zur Befestigung des Handels mit der Türkei, 170 Häusern, 890 Einw., worunter 772 nicht unricht., 113 unricht. Griechen und fünf Reformirte sind. Orsova ist der letzte Ort an der aus Ungarn durch die banatische Militärgrenze über Temesvár und Karansebes an das türkische Gebiet führenden Kommerzial- und Poststraße, und liegt somit der Grenze der Walachei, welche seit dem Vergeß Allon der kleine Bachnachab bildet, als auch der türkischen Festung Neu-Orsova, die auf einer Donauinsel erbaut ist, sehr nahe. Zu Lande steht Orsova nur mit dem 3½ Meilen und 483 Kilometern entfernten Mehadia, welche Strecke von beladenen Frachtwagen in acht bis neun Stunden zurückgelegt wird, in einer unmittelbaren Straßenverbindung, denn mit den von der Donau aufwärts gelegenen Ortschaften Ewinha, Alt-Moldova und andern, besteht der hochgebirgigen Gegend wegen eigentlich keine für Landstrasse praktische Communication, ihre einzige lebhaft benutzte Verbindungstraße ist die Donau, deren Ufer von Uj-Palanka bis Alt-Orsova, mit Ausnahme einer kurzen Strecke der Moldova, fließt und gebirgig ist, und welche von Belgrad bis unterhalb dieses Marktes die Grenze Österreichs gegen die Türkei bildet. Für den Handel ist Orsova ein nicht unwichtiger Ort. Er hat zwar weder Jahr, noch Monat, noch eigentliche Wochenmärkte, dagegen aber wöchentlich drei sogenannte Skalla-Tage, an welchen unter Beobachtung der Sanitäts- und Dreiflügelvorschriften mit den türkischen Unterthanen Handel getrieben wird. Die wichtigsten Artikel, welche auf diese Weise verhandelt werden, sind: Zwiebeln, Rosinen, Reis, Öl, Unschlitt, Wachse, Schafe, Fuchse und Postfleisch, Baumwolle, rohe und ausgearbeitete Felle, Horn und verschiedene Gattungen von Früchten. Durch seine Skalla (Kastellplatz) mit Serbien und der Walachei in einem beständigen Verkehr begriffen, war Orsova besonders zu jener Zeit, als der türkische Handel mit Griechenlands, der serbischen Unruhen wegen, seinen gewöhnlichen Zug über Semlin nicht nehmen konnte, als der Hauptpunkt des Expeditionss- und Kommissionshandels zu Lande zwischen der Türkei und Österreich sehr wichtig, und dürfte, wenn der Handel auf der untern Donau durch die bereits glücklich begonnene Dampfschiffahrt mehr belebt würde, sich zu einem wichtigen Stapelplatz erheben. Gewöhnlich ist es für den Handel, der auf der Donau stattfindet, nur dadurch wichtig, daß die aus der Türkei kommenden Handelsschiffe ihre Ladungen dort auf die zur weiteren Auffahrt geeigneten Schiffe überladen. Über diese Fahrt ist im J. 1740 mit der Pforte die Uebereinkunft dahin getroffen worden, daß von Alt-Orsova bis



Zum Artikel: Ort, (geometrischer)



zur Mündung des Billbachs Krakonga über dem Dorf Sgradena das linke Ufer, von dort bis gegen das Dorf Dubova das rechte, von diesem Punkte bis gegen das Dorf Kossichovica das linke, bis zu den sogenannten drei Thürmen unterhalb des Dorfes Sevniga das rechte, von dort wieder bis Beskafa das linke, dann bis zu der untern Spitze der motobauer Insel das rechte, von da bis Ober-Dubova das linke, endlich von hier bis Belgrad das rechte Ufer als Treppelpweg zu benutzen sei. In die unterhalb Orsova gelegenen türkischen Donau-Provinzen wurde bisher, der großen Schwierigkeiten wegen, welche die Beschaffenheit des Flußbettes der Schifffahrt entgegensetzte, unmittelbar wenig Handel getrieben. Zu Lande hat Alt-Orsova unmittelbarem Verkehr mit Temesvár, Pongsova und Uj-Palanka, und in der Türkei mit Neu-Orsova, Kladova, Mogotin und Bidbin und zwar mit Hafenbälgen, Riemenwerk, Cassian, Birgen und den schon früher angeführten Artikeln. (G. F. Schreiner.)

ORSOY, ORSEY, Stadt im Kreise Seidern des preuss. Regierungsbezirks Düsseldorf, am Einflusse der Rinne in den Rhein unter 42° 19' 43" E. 51° 31' 57" Br. gelegen, mit einer katbol. und evangel. Pfarkeirche, 255 Häusern und 1518 Einwohnern, worunter 442 katbol. und 1050 evangel. Christen und 26 Juden, welche anscheinliche Woll-, Tuch- und Kasimirsfabriken, Karbenbau, Schifffahrt und Fischerei betreiben. (Leonhardt.)

Orsoysoide, f. Organoisende.

Orssa, f. Orscha.

ORT, im astronomischen Sinn, ist im Allgemeinen die durch Länge und Breite oder durch Rectascension und Declination, auch wol die durch Azimut und Höhe bestimmte Stelle, welche ein Gestirn am Himmel einnimmt. Man spricht also z. B. vom wahren, scheinbaren, geocentrischen, heliocentrischen, mittlern z. D. eines Planeten, und versteht darunter die Stelle, welche er an der Himmelskugel gegen die Ekliptik, den Äquator oder den Horizont entweder wirklich einnimmt, oder von der Erde, der Sonne z. gesehen, einzunehmen scheint, oder dem Orte, den er im Allgemeinen weder einnimmt, noch einzunehmen scheint, der aber ein Rechnungsergebnis aus verschiedenen andern scheinbaren ist z. B. Früher bediente man sich noch verschiedener anderer Beiwörter, sowie locus refractus, gebrochener Ort, worunter man den mit den aus der Refraction herrührenden Fehlern noch behafteten Ort verstand, und ähnlicher, die aber gegenwärtig mit Recht außer Gebrauch gekommen sind. (Scherk.)

ORT, bei dem Bergbaue vornehmlich in zweierlei Bedeutung: 1) in Beziehung auf die Arbeitswerkzeuge (Bezhäbe); 2) auf die Grubenbaue oder Grubenräume.

Ad 1) Bezeichnet es das spitze oder scharfe Ende, den eindringenden Theil des scharfen Werkzeuges. So bei Keilbäuen, Bergseilen, Spigdhämmern, Schrämhämmern, Anreizspizen; bei Kohlen- und Kronenböhren die vorsehenden Eten. Die Aussprache ist in diesem Falle gewöhnlich geöhnt, wie Dört, plur.: Dörter (lang D.). Bei der Keilbaue sagt man anstätt Ort auch Dörtchen. Dieser spitze Theil besteht durchaus aus Stahl, der dem Eisen,

woraus der übrige Theil des Werkzeuges besteht, vor-gelegt, d. h. angeschweißt ist. Bergseilen und Böhren hat man auch ganz von Stahl. Man hat sich aber nicht eine runde oder vielsantige Spitze, wie die einer Nadel oder eines Priemens zu denken, sondern vielmehr eine vierkantige, deren äußerstes Ende kein pyxischer Punkt, sondern eine ganz kleine quadratische oder oblongische Spitze, von scharfen Kanten begrenzt, wie eine solche durch das Reinein-Zusammenlaufen der regelmäßig fortgehenden Flächen des vierseitigen Spigkeiles (zu welcher Form der eindringende Theil der Keilbaue, des Bergseils, des Schrämhammers z. gehört) entstehen muß. Eine nadelscharfe Spitze würde für die Werkzeuge des Bergmannes unnütz sein, denn sie würde entweder wirkungslos in das Gestein oder Gebirge eindringen, oder durch den Widerstand des Gesteins, der Erde, Kohlen z. umgebogen, wäre sie dazu aber zu hart, abgebogen werden. — Das Dört oder Dörtchen ist stumpf, wenn jene kleine Endfläche ihre scharfen Seiten oder Kanten nach und nach verloren hat, d. h. wenn die Spitze des Werkzeuges abgerundet, folbig geworden ist. Das Werkzeug muß dann geschärft, das Dört ausgegogen, angeschmiedet, jene Kanten wieder hergestellt und nach dem Glühen gehärtet werden.

Das Gestein nimmt die Dörter nicht an, bedeu- tet daher: es ist so hart, so fest, daß der scharfe Stahl nicht daran haftet, bei dem Drausschlagen abgleitet, oder wirkungslos zuruckprallt. Gestein gewinnt Dörtung, bröist im Gegenheile: seine Festigkeit hat sich soweit vermin- dert, oder es ist durch Klüfte so getrennt, daß das Dört oder Dörtchen der Arbeitswerkzeuge haftet. Ob die Spitze oder Ecke, welche das Dört bildet, ein mehr oder weniger spitziger, scharfer Keil sein soll, das ist reiner Erfahrungsgegen- stand. Im Allgemeinen richtet es sich nach der Festigkeit des Gesteins; je fester, desto folbiger, wider die Spitze, Schärfe. Die Böhren aus Quarz, Hornstein, Kieselconglomerate haben fast rechtwinkelige Schneiden; die här-teste Spitze der Keilbäuen aus festem Kuhl, zumal der Spigkeilbäuen, sowie wider Bergseilen, bilden sparsantige quadratische Flächen von circa 1/2 Zoll Seite. Je fester die zu gewinnende Masse ist, desto schneller nimmt auch das einbringende Werkzeug von der Spitze her an Dicke zu, wird folbig geschärft; je milder, schneider die Masse ist, desto mehr wird es ausgegogen. Es kommt selbst auf die Güte des Stahles an, insbesondere wie er sich anspitzen läßt. Der Hütungsgrad des Dörtes, Dörtchens, richtet sich natürlich auch nach der Gesteinsbarte und Festigkeit. Bei den frühgeschichtlichen Bergseilen und Böhren erfolgt die Hütung gewöhnlich bei der gelben Anlauffarbe des Stahles; bei alten Häuen, Keilbäuen z. ist er einen Grad wenigstens niedriger; der der violetten oder blauen Anlauffarbe. Der Bergschmied muß dies nach der Güte des Stahls und der Bestimmung des Werkzeuges zu be-urtheilen wissen. (Vergl. die Artikel: Härten und Anlauffarben des Stahls.)

Dörtgerelb. Bezeichnung des für das Ausschmie- den der abgeschlagenen und stumpf gemachten Eisen be- zahlten Schmiedelohnes. Sonst der bedeutendste Theil

der Schmiedeföfen, als Schlägel und Eisen vor Einführung der Schießarbeit das einzige oder Hauptgeschäd des Bergmannes waren. Als das Bohren und Schießen aufkam, verstand man darunter auch das Lösen für Wiederschärfen der Ecken und Schneiden der verschiedenen Böhre, und endlich auch das Lösen für das Schürfen sämtlicher bergmännischer Gewinnergänge.

Ad 2) Bedeutet Ort im allgemeinen Sinne jeden Punkt der Grubenbaue, wo mit Absicht auf Gewinn oder Ergewinnung gearbeitet wird, oder gearbeitet wurde. In diesem Sinne spricht der Bergmann von seinem Orte, d. h. von dem Punkte, wo er arbeitet, vom Fahren vor sein Ort, vom Arbeiten vor Ort. Bei Strossen, Höhlen, fesselt er, meine Strosse oder mein Stoß (d. h. Höfen- und Strossen-Stoß); in den meisten Gegenden wird Ort in diesem Sinne nur von Strecken gebraucht.

Daher bezeichnet Ort auch das Ende eines solchen Arbeitsraumes, den Punkt, wo fortgearbeitet werden muß, um diesen Raum zu verlängern, zu erweitern, oder zu erhöhen, zu vertiefen; vorzugsweise wieder von Strecken und streckenähnlichen Räumen gebraucht. Daher ein Ort verlängern, treiben.

Ortstoß ist die speciell Bezeichnung für dieses Ende, wenn von einer Strecke, d. h. von einem Räume, bei welchem Ausdehnung in die Länge der Hauptzweck, die Rede ist.

Der Ortstoß ist also die Fläche, welche diesen Raum nach der Länge und nach der Richtung begrenzt, nach welcher er verlängert werden soll; die Fläche der meist lothrechten Gesteinswand, in welche zu diesem Zweck eingebrochen werden muß.

Ganz (d. h. ganzes) Ort, anstehendes Ort, ist damit gleichbedeutend, wird aber im Gegensatz zu verbrochenen, zusammengegangenen, im alten Sinne aufgewalligten Orten gebraucht, um zu bezeichnen, daß man von anstehendem, ganzem oder frischem Gestein als dem Ende eines Grubenraumes spricht. Ich bin vor ganz Ort gekommen, heißt also: ich habe das eigentliche wahre Ende der Strecke, des Baues, soweit sie je fortgetrieben gewesen, erreicht. Kann aber, ohne dieses Ende erreicht zu haben, die Fahrt nicht weiter fortgesetzt werden, z. B. wegen Verbrochen- oder Zusammengebruchsseins des Raumes, so kann man auch nicht sagen, man sei vor ganzes Ort oder anstehendes Ort gekommen.

Aus der ersten und zweiten folgt die dritte Bedeutung von Ort, Ortieren, für alle nach irgend einer Richtung, horizontal oder davon mehr oder weniger abweichend, aber mehr in die Länge als Weite fortgetriebene Räume. Man denkt sich unter fortgesetzter Arbeit das Ort (im ersten oder zweiten Sinne) fortsetzend, und bezeichnet nun den Raum selbst, den es bei diesem Fortrücken zurücklegt, mit demselben Wort Ort: daher die Orte eines Grubenbaues, wie sie sich auf dem Grund- oder Prospekt desselben in ihren Wendungen durchkreuzen, ihre Divergenz oder Convergenz darstellen.

Orte kreuzen sich; hier geht ein Ort ab, von einem andern nämlich; in demselben Sinne. Nur Schächte, Abteufen, Strossen- und Höfenbaue, Überbrechen, über-

haupt solche Baue, die in lothrechter Richtung, oder nicht viel davon abweichend, und in der Fallungslinie der Lagerstätte getrieben sind, pflegt man unter Orten in diesem dritten Sinne nicht zu begreifen, sondern ausdrücklich beifügen: „Hier ist ein Schacht, ein Abteufen, Schächte und Orte befehen, u.“, weil die Betriebsweise derselben, selbst die Art der Darstellung auf dem Risse wesentlich abweicht. Auf sonst fallenden Lagerstätten aber, wie z. B. den meisten Höfen, werden die Stöden, auf der Lagerstätte selbst getriebenen Abteufen und Überbrechen, auch Orte genannt, und man spricht daher von Orten gegen das Einsinkende, gegen das Ansteigende, weil ihre Betriebsweise ganz oder größtentheils mit jener der horizontalen Orte übereinstimmt. Ebenso auch von diagonalen Orten, die in mittlerer Richtung, weder ganz in der Horizontalen, noch ganz in der des Fallens oder Ansteigens getrieben, oder eilängt sind. Es ergibt sich hieraus, daß Ort, Ortieren, im zweiten und dritten Sinne von horizontalen, oder nicht erheblich von der Horizontalen abweichenden Grubenbauen mit vorwiesender Längenausdehnung gebraucht wird.

Die Dimensionen der Orte sind so verschieden, wie ihr Zweck. Die Wichtigkeit der Lagerstätte, auf der das Ort fortgeht, bestimmt bei starkem Gestein gewöhnlich die Weite, bei ganz sanftem Fallen die Höhe des Orts. Der Umstand, ob man eine feste und haltbare Schichtlage in dem einen Stöße (Ulme) oder in der Fülle des Orts behalten kann, die den Druck der darüber, oder darüberliegenden Schichtlagen abweicht, ist ebenfalls von großem Einflusse. Die geringsten Dimensionen erhalten die Versuchsorte, mit denen nur die Lagerstätte verfolgt oder eine andere aufgesucht werden soll, von 1^{er} Höhe, 4^{ter} Weite, welches man als die mittleren Dimensionen der Orte überhaupt ansehen kann, herab bis 2^{ter} Höhe, 2^{ter} Weite. Die größten Dimensionen bekommen die Hauptförderstrecken, die schiffbaren Stöden, die Generalstollen, von 14^{ter} Höhe, 1^{ter} Weite, bis 2^{ter} Höhe, 1 bis 1¹/₂ Weite. (Die Art und Weise des Ortbetriebes, s. d. Wort.)

Hiernach ist zum Theil von selbst klar, oder mit wenigen Worten zu erläutern, was folgende Ausdrücke bedeuten: ein Ort abfahnen, abfahnen, abstecken, abziehen, an Tag bringen, in die Grube fallen, siehe Ortung, Ortung angeben.

Ort angeben: maßstabsmäßig bestimmen, an welchem Punkt ein Ort ansteigt, in welcher Richtung (Kompassunde), unter welcher Neigung aufwärts, abwärts es eilängt werden soll.

Ort annehmen: das Gestein nimmt die Orte nicht an (siehe die erste Bedeutung von Ort).

Mit einem Ort ansetzen: d. h. ein Ort zu treiben anfangen, wo ansetzen.

Orte anstellen: ortswiese in das Schichte, Gestein aufbauen, Such-, Feld- und andere Orte treiben.

Vor Ort anfahren, arbeiten, siehe oben Ort.

Mit einem Ort auslängen: allgemein, ein Ort anfangen und in irgend einer Richtung fortsetzen. Im engern Sinn: einer im Schacht oder Gestein u. gesunden Ortstour mit einem Orte nachgehen.

Ein Ort aufwältigen: ein zusammengebrochenes Ort aufbauen, den Ortsraum wieder herstellen.

Mit einem Ort ausleuken: soviel, als von einem schon vorhandenen Ort ein zweites in anderer Richtung ansetzen, z. B. um eine Erzfur, eine Kluft, ein Gangtrum zu verfolgen.

Ort ausschmieren: siehe die erste Bedeutung von Ort.

Das Ort ausschürmen: einen Schram vor Ort führen, als Einbruch, zur Erleichterung der nachfolgenden Gesteins- oder Erzschiefer- oder Kohlengewinnung. Siehe Schram, Ausschram.

Ort ausfehen mit Bergen u., es mit unhaltiger Gebirgsmasse versehen, wenn es keinen Zweck weiter hat, und dadurch Förderkosten erspart werden können.

Ort ausziehen, siehe die erste Bedeutung.

Ort belegen: Veranstellung treffen, daß dasselbe betrieben oder fortgesetzt werde. Die vor Ort arbeitende Häuermannschaft heißt die Belegung des Orts.

Mit einem Orte durchschlagen: die Verbindung mit einem schon vorhandenen Orte, Schachte, überhaupt mit einem schon vorhandenen Grubenbau ordnungsmäßig herstellen. Es sind dabei gewisse Vorsichtsmaßregeln nöthig, sowohl damit der Durchschlag in gehöriger Richtung und Niveau erfolge, als insbesondere, um die Gefahr unerwarteter plötzlicher Durchschläge in wasserreiche alte Bäume, in Klüfte mit bösen Bettern angefüllt, für die Arbeiter sowie, als für andere Grubenbau, die mit solchen Wasser und Bettern angefüllt werden würden, zu verhüten.

Ein Ort einbringen, soviel als damit einkommen, machen, daß es einkomme.

Mit einem Ort einkommen: mit dem Vorigen ziemlich gleichbedeutend, gewöhnlich in Beziehung auf die Aulse (Liese), welche ein Ort bei dem Durchschlage mit einem Schacht in diesem einbringt. Im Allgemeinen: ein Ort bis an einen gewissen Punkt fortgebracht haben; z. B. in einem Bau, in einem Grubenfelde mit einem Ort einkommen.

Ort einstellen oder stillen: aufhören es fortzusetzen.

Ort erlangen: es der Länge nach fortsetzen, fortbringen.

Ein Ort treiben: soviel wie erlangen. Dies ist der allgemeinste Ausdruck für die Fortsetzung dieser Arbeit.

Ort überhöhen: es höher machen, um für irgend einen Zweck, z. B. für durchgehende Aunfgeßänge, Wetterlatten u., Raum zu erhalten.

Sich vor Ort verlegen: wenn der Ortsarbeiter wegen Festigkeit des Gesteins, oder auch wegen nicht gehöriger Kenntniß, wie dasselbe mit Vortheil zu bearbeiten, mit seiner Arbeit wenig ausrichtet, seine Kräfte, seine Zeit nutzlos verwenbet.

Ort verschürmen: soviel wie ausschürmen. S. Schram.

Ort versehen: es ausfüllen, zumachen mit tauben Bergen, altem Holze u. Siehe Ort ausfehen.

Ort verlaufen: wenn ein Ort die Feldesgrenze (soweit es fortgetrieben werden darf, oder soll) erreicht

hat, wenn der Stülner oder die Gewerkschaft eines Stollens von dessen Forttrieb absieht — (vielleicht um ein anderes Ort, das mehr Aussicht auf Erfolg gewährt, zu betreiben); so wird das verlassen Ort dem Bergmeister oder von einem andern Beamten im Bergamt-Auftrage veräußert, d. h. ein Zeichen, ein Gemet in das Gestein an einem von beiden Stößen (Seiten) des Orts eingebauen, um seine bermalige Gekandung für alle folgenden Zeiten sicher zu bezeichnen, und zugleich die Rechte dessen, der das Ort bis an diesen Punkt fortgetrieben hat, unter gewissen von demselben ferner zu erfüllenden Verbindlichkeiten zu sichern, für den Fall, daß ein Anderer dasselbe Ort sogleich oder späterhin weiter forttreiben wollte. Auf das Wegbauen, Verleben, Verlegen, überhaupt Unkenntlichmachen solcher Zeichen wird von allen Bergordnungen schwere Strafe gesetzt.

Ort verspiegeln: Pfähle querüber vor dem ansehenden Ort einziehen, um zu verbinden, daß das ledere Weibge nicht von selbst hereinziehe.

Ort versärzen: soviel wie ausfehen, versehen. Nur geschieht bei dem Verlegen die Füllung sorgfältiger; wie dieselbe schon im Ausdruck liegt; da bei dem Versärzen diese Sorgfalt nicht broachtet wird.

Ort zumachen: 1) ziemlich gleichbedeutend mit verspiegeln. Nur daß bei diesem kein völliges Bedecken des Ortes mit dicht aneinander schließenden Pfählen (zumachen Pfählen) gemeint ist, indem bei dem Verspiegeln einzelne Pfähle, mehr oder weniger mit Zwischenträumen, vor dem Ortes eingezogen werden. Es kann sehr wohl sein, daß man zwischen durch noch das Gebirge sieht; was bei dem zumachen Orte nicht der Fall ist. Dem Zumachen in diesem Sinne steht das Aufmachen entgegen; wenn z. B. ein Zumachebret vorsichtig gelöst, zurückgezogen wird.

2) Weniger gebräuchlich für den selteneren Fall, wenn Hangendes und Liegendes des Gangs oder Stözes, wenn zwei parallele Klüfte, zwischen denen das Ort fortgetrieben wird, zusammenzufließen scheinen. Dann sagt man wohl: es macht zu vor Ort.

Ort geht zusammen: es bricht oder stürzt zusammen, wenn die Zimmerung oder Mauerung dem Drucke des Gebirges nicht länger zu widerstehen vermag.

Orter kommen zusammen: werden mit einander durchschlägig. Gewöhnlich aber nur von Gegenörtern bei dem Zusammenreffen gebraucht.

Ort bedeutete sonst auch eine gewisse Actie an dem Salzbrunnen der pfälzerischen Saline zu Halle, welcher der Hauborn heißt. Es ist ein Viertel einer Pflanze, in ähnlicher Bedeutung wie Ort von Thaler. 64 Pfannen — 26 Ort machen bei diesem Brunnen ein Viertel, 16 Viertel machen 1 Stuhl, und 2 Stühle hat der ganze Born.

Die Namen der Orter bei dem Grubenbau sind so verschieden, wie ihre Zwecke. Hier die gewöhnlichen:

Ausschlag-Ort (-Platz) die Stelle auf der Halde eines Schachts oder sonst wo, wo die gestörten Gänge (Erz- und Bergwände) aufgeschlagen, d. i. gründlich zertrümmert und zugleich nach Erzfurten und Gehalt ordnungsgemäß getrennt werden.

Brenn-Ort auf den Grubenbauen, wo Feuer gesetzt wird; ein Ort, das mit Hilfe des Feuersehens erküht, wenigstens erküht und erweitert wird. Gewöhnlich wird erst mit Schlägel und Eifen, oder mit Bohren und Schießen ein Einbruch im Felsstücke gemacht, und dann das Holz so darein gelegt, daß die Flammen nur dahin allein, oder vornehmlich dahin wirken müssen, wohin sie wirken sollen. Dies geschieht durch Bedecken des angelegten Holzstosses mit kleinen Beigen, mit eisernen Blechen, auch durch die Art des Übercinanderlegens (Schräglens) der Scheite, so daß der Flamme nur nach der Seite der Ausgang bleibt, wo das Gestein zu losbrennen soll. In Ungern bediente man sich bei dem Brennen der Orter einer Art Kessel, welcher die Prögelkappe heißt. Es muß indeß, namentlich um dem Orte die richtige Sohle zu geben, fast immer noch mit Bohren und Schießen nachgeholfen, auch dem Feuer bei Wiederholung des Brennens immer wieder frische Gesteinsstücke dargeboten werden. Witterung, Holzpreise und Beschaffenheit der Erze, (ob sie das Brennen ohne merklichen Nachtheil vertragen) schränken die Anwendung sehr ein. Es ist daher nur noch an wenig Orten, z. B. zu Altenberg in Sachsen, zu Nagybanya in Ungern; im Rammelsberge bei Goslar im Gebrauche. Vor Einführung der Bohr- und Schießarbeit war es weit häufiger, weil die Schlägel- und Eisnarbeit allein vielem festen Gesteine zu wenig anhaben konnte.

Bruch-Ort: im Allgemeinen ein Ort, welches durch oder in einem Bruche, d. h. in verbrochenem Gesteine, getrieben wird. Im engern Sinn: ein Ort, welches man in oder an einem solchen Bruch herantreibt, um von dem im Bruch über einander liegenden Wänden die erhaltbaren zu gewinnen. Man setzt ein solches Ort an einem sichern Punkte, da, wo noch festes Gestein ist, an, und fährt nun gegen den Bruch auf. An und in diesem bedarf es gewöhnlich der stärksten Zimmerung, wegen des ungemein großen Druckes vom Bruche her, der durch die Arbeit selbst immer von Neuem und oft in verschiedenen Richtungen erzeugt wird, da der einen weggenommenen Wand mehrte zu folgen pflegen, und zuweilen unberechenbaren Fassen dadurch der Stützpunkt entzogen wird. Geht die Sache gut, so wird das Ort am Bruche gar nicht, oder nur sehr langsam erküht; denn der Bruch schiebt den weggenommenen Massen immer wieder andre nach. Er schiebt aber auch nicht selten das ganze Ort, wenn er zu stark geht, auf mehrte Lachter Länge zusammen. Dann ist nichts übrig, als es entweder aufzuwalligen (was selten rathsam) oder ein neues Ort vom Schacht i. in höherer, tieferer Sohle oder in anderer Richtung an den Bruch heranzutreiben, oder mit einem Umbruchsorte (siehe dies Wort) den Bruch auf das Neue und an einem andern schicklichen Punkt anzufahren. Der Bau hat viel Gefährliches, und verlangt daher sehr Vorsamkeit. Er findet da statt, wo ältere in großen Weitzungen bestehende Bäume auf mächtigen Lagerstätten (Stockwerken) in Masse zusammengebrochen sind, nicht nach Absicht, sondern durch Vernachlässigung der Stützpunkte (Wegnahme oder Schwächung der stützenden Pfeiler und Bergfesten) z. B. in Altenberg in Sachsen, zu

Halbun in Schwaben, im Stahlsberge bei Rüfen im Nassau-Siegenstern, und ist daher eigentlich nur eine Nachlese, durch welche man von den verbrochenen Erzen noch soviel, als sich thun läßt, zu gewinnen sucht.

Doppel-Ort: ein Ort, dessen Belegung, wenigstens die den Einbruch machende, verdoppelt ist, vor welchem bei dem Einbrechen zwei Mann zugleich neben einander arbeiten. Die Dimensionen eines Doppel-Ortes sind 4 bis 4 größer, als die eines gewöhnlichen, mit einfacher Belegung betriebenen, im Durchschnitt etwa 1 1/2 bis 1 1/2 Höhe, 4 bis 1 1/2 Breite. Genau läßt sich dies nicht angeben, da die Dimensionen einfach belegter Orter so sehr verschieden sind.

Der Zweck eines so angestrengten Betriebes ist meistens nur die Beschleunigung, weil die wichtigste Arbeit, das Einbruchmachen, die meiste Zeit kostet. Das Nachbringen der Hölzer und Sohle kann bei Hauptörtern, deren Dimensionen aus andern Gründen größer, als die gewöhnlichen sind, immer leichter foresten werden; so daß die Beschleunigung des ganzen Betriebs in der Regel nur von der des Einbruchs abhängt.

Nach der Festigkeit des Gesteins, nach dem Vorkommen der Hindernisse oder förderlichen Risse, Gesteinszerstörungen und Absonderungen, selbst nach andern Localverhältnissen kann der Einbruch bei dem Doppelorte mit zwei Mann in 4, oder immer zwei Mann durch sechs Stunden arbeitend, und dann zwei andere an ihre Stelle tretend, belegt sein, wenn Erstoffe und Hölzer mit einem bis zwei Mann zu 4 (jedemal zu acht Stunden Arbeitszeit), selbst nur zu 4 belegt sind.

Es geht hieraus hervor, daß ein Doppelort unter gleichen Umständen nicht wohlfeiler, als ein einfacher Ort, selbst nicht leicht mit gleichen Kosten (pro Cubikfuß oder Cubiklachter herausgeschlagener Gesteinsmasse) zu betreiben ist, sondern fast immer höher zu stehen kommt.

Es ist sogar einzuwenden, daß da, wo das Einbruchmachen nicht mit Schlägel und Eifen allein, sondern mit Schießarbeit geschieht, die beiden neben einander bohrenden Häuer unmöglich jedes ihrer Schloßhaken mit eben dem Vortheile anbringen können, wie der eine, der vor dem andern Ort allein, und von keinem Kameraden abhängig, einbricht, der jedes Schusses Wirkung erst vor Augen hat, ehe er ein neues Loch andrückt, also dieses neuen Loches Lage, Neigung, Tiefe, Pulverbesatz u. nach allen den Vortheilen, welche das erste Loch brachte, ermessen kann; es ist ferner einzuwenden, daß bei nur 4° Doppelortweite die neben einander stehenden Häuer einander doch zuweilen etwas im Wege sind; aber die Zeit ist bei dem Bergbau oft viel Geld werth, und daher ist das frühere Einkommen eines Hauptorts, z. B. eines Stollens, eines Gefzugsfackens, eines tiefen Wassers oder Wetterortes, an einem vorausbestimmten Punkte durch den höhern Aufwand des Doppelortbetriebes in vielen Fällen sehr wohlfeil erkauft. Der Name Doppelhäuer rührt von Doppelort. Man bedarf zu dem Betriebe eines solchen immer tüchtiger, ihrer Sache durchaus kundiger Häuer, die in ihrer Arbeit die Fertigkeit erküht haben, welche man in den Hauptwerten sonst mit der Rißerwürde be-

Auf flach fallenden Lagerstätten hat man gewöhnlich mehrere Gründe, das Eigende um den Schacht herum nicht aufzutreten. Das Füllort bekommt also auch hier einerlei Sohle mit der Förderstrecke, ist nur deren erweitertes, vielleicht auch erhöhtes Ende oder vielmehr Anfang am Schachte. So im Mansfeldischen. Ist die Figur des Füllorts eine andere, z. B. die eines Quadrats oder einer Rundung, so rührt dies von dem Zusammenkommen der beiden Flügel einer Fördersohle, vielleicht noch mit einer andern Förderstrecke aus dem höchsten flach herab, aus dem Abfließen flach heraus; weil dann das Füllort für jede der zusammenkommenden Strecken als Erweiterung dienen muß.

Wo mehrere Kammerschächte, denen besondere Gänge für das Treiben Erze, oder für 100 Schefel oder Tonnen Kohlen, oder für das Fördern Schiefen u. gestellt sind, nach einem Schachte fördern, da müssen, wenn nicht das Streckenfördergefäß unmittelbar an das Seil geschlagen wird (wie oben), Abtheilungen im Füllorte gemacht sein, für die Erze, Schiefen u. jeder Kammerschacht. Man würde sonst nicht wissen können, wie viel jede Kammerschacht gefördert habe, wie viel ihr nach dem Gebirge zu bezahlen sei. Das ganze Füllort muß daher so lang und so weit sein, daß zu beiden Seiten desselben, gleichsam in der Fortsetzung der Streckenstöße, Räume oder Abtheilungen, zur Aufbewahrung der Erze, Schiefen u. jeder Kammerschacht, d. h. Stützörter (siehe dies Wort weiter unten unter Ort), angelegt werden können, und dennoch in der Mitte ein Raum zum Abführen der Berge frei bleibe.

Gangort, s. oben Ort und Driftlof.

Gegenort: Ort, welches einem andern entgegen kommt. Das Ort, welchem es entgegengeritten wird, heißt das Hauptort. Beschleunigung der Durchörterung eines Gebirgsmittels ist der Zweck. Diesen Zweck zu erreichen und dem Gegenorte die kürzeste Linie anzuweisen, wird bei Stößen und andern wichtigsten Hauptorten das Gegenort in derselben Stunde wie das Hauptort, und im Wesentlichen auch in derselben Sohle angelegt, und es soll bei dem Zusammenreffen oder Durchschlagen werden mit dem Hauptorte, Stoß auf Stoß, Fische auf Fische, Sohle auf Sohle treffend Haupt- und Gegenort sollen nach dem Durchschlage wie ein einziges in einer Richtung betriebenes Ort erscheinen. Bedarf das Hauptort ungewöhnlicher Beschleunigung, so werden mehrere Gegenörter, mit jedem zugleich ein Füllort angelegt, und müssen nach dem Durchschlage mit einander ebenfalls der obigen Forderung genügen. Dies ist bezüglich eine schwierige Aufgabe. Soll hierbei nichts versehen werden, so gehören zur Angabe des Gegenorts — die im Wesentlichen so erfolgt, wie die Angabe der Driftung (s. dies Wort) — die besten Instrumente und das sorgfältigste, genaueste Verfahren, um so mehr, je mehr das Hauptort mit seiner dormaligen Driftung von dem Punkt absteht, wo das Gegenort angelegt werden soll. Ein sehr kleiner Fehler wird verursacht, das Hauptort und Gegenort nicht genau auf einander treffen, ein wenig

größerer Fehler, daß sie neben einander vorbeiziehen. Bei- des verursacht kostspielige Rectificationen.

Man pflegt daher zur Angabe des Gegenorts für einen Hauptloch nicht bloß zweifache Züge — wie bei andern Gegenortsangaben — sondern drei, vierfache Züge und zwar von verschiedenen Personen, wo möglich mit denselben guten Instrumenten; mit verschiedenen Instrumenten aber nur nach genauer Erforschung der etwaigen Abweichungen oder Corrections-Größen, machen zu lassen. Alles, was die Magnetnadel nur im geringsten irritiren kann, was sich bei gewöhnlichen Zügen gegenseitig ausgleichen pflegt, muß hier, wo auf solche Ausgleichung nicht zu rechnen ist, wohl beachtet werden. Daher auch die Theilung des ganzen Zuges, der von dem Hauptort und über Tage geschehen muß, in mehrere Abtheilungen oder Stationen, und die Einrichtung der Berechnungen und Zulagen also, daß ein etwaiger Beobachtungs- oder Berechnungsfehler sich bei dem Zusammenstellen der Resultate der Stationen, in welcher er vorfiel, ergeben muß, daß die Winkel jeder Station bei dem Hin- und Herzuge sich (durch das genaue Zusammenreffen, oder, wie man zu sagen pflegt, durch den richtigen Schluß der Zulagen und zusammenstreichenden Abschluß der Rechnung selbst) verlieren.

Fallt mehr noch, wie am Zusammenreffen der Driftadume, liegt an dem der Sohlen. Kommt das Gegenort etwas zu tief gegen das Hauptort ein, so erodirt man nach dem Durchschlag in dem ersten einen unnötig tiefen tothen Wasserstand, das Gegenort muß dann gewöhnlich noch in der Fische nachgerissen werden, um über dem Wasserstand und Tragwerke die erforderliche Höhe zu bekommen. Kommt das Gegenort etwas zu hoch ein, so ist das Nachreißen der Sohle, um diese der des Hauptortes gleich zu machen, wegen der Wasser noch beschwerlicher und kostbarer.

Gibt das Hauptort nicht ganz schieflig, sondern mit etwas ansteigender Sohle, so muß natürlich am Anfangspunkte für das Gegenort darauf Rücksicht genommen und das Gegenort selbst mit etwas abfallender Sohle betrieben werden (vergl. Figur). Hier wird der Betrieb des Gegenortes, insbesondere der Strosse, und das Rückhalten der Gegenortsohle wegen des zunehmenden Wasserstandes noch schwieriger, als vor dem Hauptorte (vgl. Driftstosse, Driftsohle). Des Wasserabganges wegen setzt man gewöhnlich das Gegenort ein wenig tiefer an als nöthig und führt es bis zum Durchschlag eben schieflig, oder mit kaum merkbarem Ansteigen fort; denn es ist weniger nachtheilig, etwas zu tief als zu hoch anzusetzen, und das Nachreißen der Fische in jedem Falle leichter, als das der Sohle.

Dieselbe Aufmerksamkeit, wie bei der Angabe des Gegenorts, muß bei dem nachmaligen Abziehen und zu Riffe bringen, sowie insbesondere bei dem Transportieren der Stundeminuten (Brahnen), beim Nachziehen, Verlassen der Sohle und Angabe des beibehaltenden Wasserstandes beobachtet werden. Denn hierbei können ebenso leicht kleine Fehler vorkommen, die ein mangelhaftes Zusammenreffen der Erter zur Folge haben, ohne daß

die erste Angabe des Gegenorts einen Fehler zu enthalten braucht.

Es liegt indeß nicht in dem Begriffe von Gegenorte, daß es durchaus in gleichem Niveau mit dem Hauptort angelegt werden müsse. Um dem Hauptorts betriebe, der durch Wettermangel, Wassermenge u. dergleichen, zu Hilfe zu kommen, treibt man Gegenörter zuweilen in höherer, zuweilen sogar in tieferer Sohle, um bewirkt die erforderlichen Durchschläge mit Abteufen, Überbrechen, Abbohren. Solche Gegenörter aber, wenn nicht zugleich andere Zwecke mit ihnen erreicht werden, sind nur als Hilfsörter zu betrachten.

Gegenstreckort, s. Gezugstrecke.

Grundstreckort, s. Grundstrecke.

Hauptort: 1) im allgemeinen Sinn: ein Ort von vorzüglicher Wichtigkeit, im Gegensatz gegen minder wichtige. So sind Stöhlen, Gezugstrecken, Hauptläufe u. Hauptörter.

2) Im Gegensatz gegen Hilfsort, Nebenort (s. Hilfsort), sowie gegen Gegenort, Stöckort. Ein Stöckort wird mit Haupt- und Gegenort, oder mit diesen und zugleich mit Stöckort, sogar mit mehreren Gegen- und Stöckorten, betrieben.

Hilfsort: Ort, welches einem andern zu Hilfe kommt, der Hilfe wegen betrieben wird. Solches kann ein Gegenort in höherer Sohle, selbst in tieferer sein, aber auch ein Ort, welches neben dem Hauptort mit ihm in gleicher Richtung fortgeht. (Hilfskolln, s. Stöckort). Hilfsörter, die keinen andern Zweck haben, dürfen nicht zu weit vorgeholt werden, nicht auf große Längen, nicht kostspielig zu betreiben sein, sonst kann die Hülfe, wenigstens das Innehalten der rechten Zeit der Hülfe, zweifelhaft werden, oder tritt zu spät ein, wird zu kostbar. — Sie machen sich vorzüglich im schwimmenden Gebirge nötig, wo dem Hauptortbetrieb allein nicht selten unüberwindliche Hindernisse entgegenstehen, und sind dann zuweilen bloße Umbrüche (Umbruchörter), durch welche der Druck und die Wasser des Gebirges zum Theil wenigstens abgeleitet, ihre nachtheiligen Wirkungen auf das Hauptort vermindert werden sollen.

Hoffnungsorter, Hoffnungsschläge: solche, die auf Hoffnung, neue Gänge, Erze damit auszurichten, betrieben werden. Der Name ist nur in Ungarn gebräuchlich. Anderwärts heißen sie Such- oder Versuchörter (s. weit. unt.).

Längorte, soviel wie Auslänger; mit einem Ort auslängen. Man treibt Längörter, wenn mit einem Abteufen, Überbrechen, Erze oder Erzspuren angestossen werden, bis, weil sie sich auf dem Streichen des Ganges u. weiter verbreiten, auf diesem verfolgt, oder in weiterer Feldestlänge untersucht werden sollen. Vergl. Feldort in der zweiten Bedeutung. Ebenso wenn Rüste, Trume, die etwas zu verschoben scheinen, vom Hauptgang und Hauptort aus weiter zu untersuchen sind.

Pochort. Der Platz in der Scheidebank, den die Jungen einnehmen, welche das ausgeschaltene Stufger mit der Pochschlage auf eisernen oder steinernen Unter-

lagen (Scheideplatten) zu Roßgröße, bei reichen Erzen zu Bohnen- oder Graupengröße zerfeilen. Poch- und Scheideörter sind gewöhnlich zusammen (s. b. Wort, so auch Pochen, Pochschlage). Wo man trockene Pochwerke hat, bedarf man deren nicht; es sei denn bei sehr reichen Erzen, wo man die Verfeilung und das Besprengen einzelner kleiner Erzklümpen, beim Trocknenpochwerk unermüdlich, versehen will. Deshalb sitzt dann der pochende Junge in einem Scheidekasten.

Duerort. 1) Ein Ort, welches den Hauptgang, das Hauptort quer durchschneidet, d. h. unter ziemlich rechtem Winkel; ein Ort, welches auf einem Quergange, einer Querstrecke, erlangt wird.

2) Beim Duerbau ein Ort vom Liegenden bis an das Hangende, zur Erzwinnung. Heißt öfter Duerstosse, weil es stößenerartig, von einem Auslänger zunächst am Liegenden der Lagerstätte anfangend, geschoß wird, 6—9 Fuß breit, 6' hoch. Vgl. Duerbau, Duerstosse, auch den Art. Stosse.

Querschlagort, s. Querschlag.

Richtort ein ortweise betriebener Ort zur Ableitung der Wasser (s. d. Wort Rht).

Rückenort: ein Ort, welches zur Untersuchung eines Rückens längs demselben, auch durch ihn hindurchgetrieben wird; gewöhnlich nur das Verhalten des Rückens selbst, die Art und Größe der Verdrückung zu untersuchen und daraus Folgerungen über die Fälligung und für die weitere Direction der dem Rücken nachstehenden Stöckörter, Gezugstrecken, Hauptstellen u. s. w. abzuleiten. Es sind also Hilfsörter, die als solche nur in der zur Hantierung erforderlichen Höhe und Weiten, also kleiner, als andere Örter von gleichem Nutzen, geschoß werden. Auch insofern sind sie Hilfsörter, als sie zuweilen die am Rücken liegenden Wasser abführen, oder dazu dienen, diese einer höhern Sohle zuzuführen, nicht bis zur tiefen herabfallen zu lassen. Sie kommen nicht selten auf den Kupferschieferschiebungen vor, z. B. im Mansfeldischen, in Riegelshaus, zu Bieber bei Hanau u. dergl. In beiden letztern Örtern dienen sie auch zur Unterfischung des Erzgehaltes der Rückengänge. Vergl. Rücken.

Ruhort. In sehr tiefen Hauptstößen sinkt man wol alle 70—100 Lachter eine geräumige Stätte zum Ausruhen der Fahrennen, indem der Fährschacht gegen das Hangende und Liegende vergrößert und Bänke zum Einem angebracht sind; es ist also eine vergrößerte Ruhebank (s. d. Wort).

Scheldeörter sind die Plätze an der Scheidebank, jeder etwa 20"—30" breit, welche die Scheidbrücken einnehmen. An jedem dieser Orte liegt eine Scheideplatte, auf welcher der Junge mit dem Scheidehammer (Scheideisen) das Erz schelct. S. Schreiben, Erzschelben und oben Pochort.

Schloffenort; Schloffenstuf; Zapfenort. Wo der ältere Schloffenstufende Gips eine der Schloffen massen im Hangenden des Kupferschieferschiebes ausmacht, ist es, um die Wasser, welche die in wunderbaren Jagen verbreiteten Schloffen führen, abzuleiten, den Fällungen

darunter nicht nachtheilig werden zu lassen, zuweilen nöthig, Schloßlöcher zu treiben. Man setzt insofern ein solches Ort mitunter auch darum an, um Schloßten zur Unterdrückung der beim Schiefererthau u. f. w. fallenden Berge aufzusuchen, wenn man nach gewissen Merkmalen deren Vorhandensein vermuthen darf.

Seigort, Ort, in welchem Feuer gesucht wird, so viel wie Brennort. **S. d. Wort** unt. Ort und d. Art. Feuerstein.

Sigort: ein ortswise vorausgehender Einbruch, in der Höhe, die der Arbeiter in seiner Stellung (auf dem Stützsohle) bedarf. Vor Stößen und andern Hauptlöchern, wo der Raum oder die Schichtung des Gesteins es erlaubt, geht man mit einem Sigort ein, drückweise voraus, läßt Hölzer und Sohle, oder allein die Sohle, oder allein die Hölzer einige Lachter zurück (vergl. die Figuren beim Art. Ortsprofil), um solche in mehrern Stößen durch besondere Arbeiter nachbringen zu lassen, zur Beschleunigung. Wo eine Kluft, ein kleines Trum vom Gange abgehend oder ihm zusehend des Nachbrechens werth zu sein scheint, läßt man mit einem Sigort aus, das, da es bei 4—5' Höhe, 2—3' Weite nur den nothwendigsten Arbeitsraum gewährt, natürlich nur wenige Lachter fortgetrieben werden kann. Es wird sodann eingestellt, oder es wird in Hölzer, Sohle u. f. w. zur vollen Drückhöhe nachgerissen, je nachdem der Versuch ausfällt. Wenn ein Ort bloß zu dem Zweck aus einem Abteufen oder Überbrechen erlangt wird, um unter dessen Sohle den ersten Stoß und sofort neue Stroffen, oder auch darüber Hölzerhöfe lassen zu können, also nur der obersten Stroffe, der untersten Hölze immer vor- ausgehalten wird, wird es oft auch nur als Sigort betrieben. Vergl. Stroffen, Hölzenbau; und die Figuren zum Art. Feldort.

Sohlenort: ein Ort, das schieflig (horizontal) oder mit möglichst geringem Ansteigen betrieben wird; heißt auch kurzweg Sohle (s. d. Art.). Wenn ein Schacht auf ein Flöz abgeleitet ist, so ist das Erste und Wesentliche, eine Sohle aufzubauen, auf der Schachtsohle oder da, wo das Flöz durchsunken, durchschnitten ist. Auf schmalen Flözen, wie das Kupfererzflöz, wurden solche Sohlenörter sonst sehr niedrig gesetzt, $\frac{1}{2}$ — 1 Lachter hoch, 1 Lachter weit, in neuerer Zeit aber in fahr- und förderbarer Höhe, d. h. $\frac{1}{2}$ — 1' hoch, $\frac{1}{2}$ — 1' weit, mit Sohlen- und Windlöchern (s. d. Wörter). Ihr Zweck ist, Unterstutzung des Flözes, Vorrichtung des Strebwerkes, Abführung der Wasser, Zuführung der Wetter. Sie konnten aber der letzten wegen, bei der ehemaligen Niedrigkeit, nicht sehr weit fortgebracht werden, und man mußte dann auf derselben Sohle einen neuen Schacht ab, von dem aus man ebenso verfuhr.

Für den Strebwerkbau dient das Sohlenort ebenso als vorausgehender Einbruch in das Ganze, wie ein Feldort, Suchort u. f. w. dem nachfolgenden Stroffen- und Hölzenbau.

Wo Stößen und andere Hauptlöcher (Hauptsohlen) auf dem Streichen der Lagerstätte fortgehen, braucht man nicht erst Sohlenörter aufzubauen. Wo aber die

Stößen das Gebirge querschlägig, recht- oder spitzwinklig durchschneiden, setzt man die Sohlen an den Durchschnittpunkten der Lagerstätten an; gewöhnlich etwas höher (10—20—30 Zoll) als die Stößensohle, weil diese die Wasser zu Tag führende Sohle ist und bleibt.

Stollnort: das Ort, Ende des Stollns. Siehe Stolln.

Stoßort: der Ort, Punkt am Seigertrege, Stoßherde, wo die Stoßklinge, die von der Hohl- oder Wasseraderwelle durch Drückwelle mit Strichspan oder durch ein Kreuz bewegt wird, den Kopf des Herdes trifft. Der Herdtopf ist hier mit einem vortragenden Stück Eichenspfle belegt, damit er nicht unmittelbar angegriffen werde, und dieses Holzstück, der Stoßort, trifft bei der Rückbewegung des Herdes an das Stoß- oder Prellklotz, empfängt also auch dem Rückstoß. Vergl. die Art. und Stößeherd.

Strebort: beim Strebbaue die Arbeitsstelle des Strebhauers. Die Länge dieses Raumes ist $1\frac{1}{2}$ — 1'. Die Höhe ist die des Stroffes (18, 20—24"). Die Weite $\frac{1}{2}$, $\frac{1}{2}$ — 1 Lachter, soviel, als der Häuer zur Handhabung und der Junge zur Förderung mit dem Strebhunde hinter dem Häuer weg bedarf.

Die Strebordnung wird jeder Häuerkammerabschast, aus 2—3 Mann bestehend, zugewiesen. Da diese Ertungen nach der Länge des anschließenden Stroffes dicht auf einander folgen, so werden, um Streitigkeiten zu verhüten, Zeichen gemacht, und die Häuer jeder zwei aneinander liegenden Kammerabschasten müssen diese Grenzzeichen fortführen.

Stützort. Die Abtheilungen längs den Wänden des Flözorts (s. d. Wort), worin die Erze, Schieferen jeder einzelnen Kammerabschast aufgestützt oder gesammelt werden, bis die Reihe zu fördern an sie kommt, heißen Stützörter. Sie werden durch schwache Stempel und Bretterschläge gebildet, eins am andern, jedes 1 Lachter lang, $\frac{1}{2}$ Lachter weit, und so hoch, wie das Flözort selbst.

Der Grund für die Anlegung der Stützörter ist: 1) der, daß wo dem einzelnen Häuer oder den Kammerabschasten nach der Gängenzahl der Erze, Schieferen verbunden wird, die Erze oder Schiefer jeder Kammerabschast besonders gehalten werden müssen. 2) Daß es nicht gut möglich ist, dieselben, sowie sie vom Gewinnungspunkt unter der Förderabschast gebracht werden, so gleich zu Seile zu schicken. Denn die Ketten der Treibmaschinen halten 8—10 Centner; das Kabel bei der Seilförderungsrichtung 1, 1—2 Centner; die Seilförderungsseile (Hunde, Ketten) nur 3, 4—5 Centner. Vergl. Flözort.

Suchort: ein Ort, mit dem neue Erzmittel, neue Gänge oder Flöze aufgesucht werden. Vergl. Feldort, Sigort, Versuchort.

Umbruchort, s. Umbruch.

Versuchort, ist gleichbedeutend mit Suchort, Hoffnungsschlag (in Ungarn), zuweilen auch mit Feldort.

Wasserort: ein Ort, dessen Zweck, die Abführung, Zusammenleitung der Wasser an einem tiefern Punkt ist, von wo sie durch Maschinen, als Räder, Pumpen u. f. w., weggehoben werden. Gewöhnlich verrichten schon

die Stäbe, die $\frac{1}{2}$ ablen, zu denen auch die Bezeugkreden gehören, diesen Dienst.

Wetterort: ein Ort zur Regulirung, Wiederherstellung des Wetterwechsels; gehört zu den Hilfsörtern. Vergl. die Art. unten. Weiter. (Plümcke.)

Ort (geographisch), s. Breite und Länge.

ORT (geometrischer), ist eine Linie oder eine Fläche, durch welche eine unbestimmte geometrische Aufgabe aufgelöst wird. Jeder einzelne Punkt der Linie oder der Fläche dient nämlich auf gleiche Weise zur Auflösung der gegebenen Aufgabe. So ist, um die Sache von vorn herein durch ein einfaches Beispiel zu erläutern, bekannt genug, daß die auf gleichen Kreisebogen stehenden Winkel an der Peripherie eines und desselben Kreises einander gleich sind. Wäre also die Aufgabe gegeben, durch zwei gegebene Punkte zwei Linien zu ziehen, welche einen gegebenen Winkel mit einander einschließen, so kann diese Aufgabe nicht eine, sondern sie muß unendlich viele Auflösungen haben, da man die beiden gegebenen Punkte bloß mit einander durch eine gerade Linie zu verbinden, und über derselben einen Kreisbogen, in welchen der gegebene Winkel paßt, zu beschreiben (Eucl. III, 33) braucht. Jeder Punkt des Kreisbogens ist also die vorgelegte Aufgabe, und er ist hiernach der geometrische Ort der Scheitelpunkte aller derjenigen Dreiecke, welche eine und dieselbe Grundlinie und gleiche gegenüber Winkel am Scheitel haben.

Unter den geometrischen Orten, welche durch Linien dargestellt werden (locus ad lineam), unterscheiden die alten Geometer ebene, körperliche und lineare: s. h. e. Orte (loci plana, solida und linearia, oder τόποι επιφανείας, στερεοί und γραμμικοί). Unter ebenen Orten verstanden sie die grade Linie und den Kreis, weil diese als in einer Ebene gedacht werden können, dahingegen die Kegelschnitte, mit Ausnahme des Kreises, die durch Schnitte eines Körpers entstehen, körperliche Orte genannt wurden. Daß diese Unterscheidung, namentlich zwischen dem Kreise und übrigen Kegelschnitten, nicht sehr haltbar ist, da auch der Kreis durch den Schnitt einer Ebene und einer Kugel, und hienwidrum die Kegelschnitte durch Bewegungen in einer Ebene entstehen können, liegt am Tage. Lineare Orte hießen endlich alle bekannte krumme Linien, welche nicht in die beiden vorigen Classen gehören, also die Conchoide des Nikomedes, die Cycloide des Deslles, die Quadratrix des Dinostratos etc. Auch wurden die einzelnen krummen Linien selbst noch als verschiedene geometrische Orte durch die auf dieselben sich beziehenden Namen unterschieden; so sprach man von einem locus ad lineam rectam, ad arcualem, ad parabolam, ad ellipsin, ad hyperbolam, ad conchoidem Nicomediae etc. und verstand darunter die grade Linie, den Kreis &c. Nur die ebenen und mit seltenen Ausnahmen die körperlichen Orte waren bei der Auflösung von Aufgaben gewidmet, und man hielt eine Auflösung, die auf einen körperlichen Ort führte, als nicht in die Geometrie gehörend, oder doch für sehr unwichtig. Pappus sagt (Collect. math. I. II, ad prop. 5) ausdrücklich, man habe die Aufgabe vor der

Erfindung zweier geometrisch mittlern Linien nicht auf geometrische Weise konstruiren können, weil die Zeichnung der Kegelschnitte in einer Ebene nicht leicht sei. Die linearen Orte aber waren ganz verbannt. Hülfe eine Aufgabe auf eine Fläche als geometrischen Ort des gesuchten Punktes, welches dann stattfindet, wenn man vollständigen Bestimmung des gesuchten Punktes zwei Bedingungen stellen, so wurde die Fläche locus ad superficieum genannt; und fehlten drei Bedingungen, in welchem Falle jeder Punkt des Raumes die Aufgabe auflöste, so hieß der Ort locus ad solidum.

Den ersten Anstoß zu einer genauern Untersuchung der geometrischen Orte scheint die Entdeckung des Menachmus, eines Schülers des Platon, gegeben zu haben, daß man durch den Schnitt zweier Kegelschnitte zwei mittlere Proportionale zwischen zwei gegebenen Linien konstruiren, und folglich auch, wie Platon selbst gefunden hatte, die Aufgabe von der Verdoppelung des Würfels auflösen könne. Wenigstens wurden seit der Zeit die geometrischen Orte mit großem Eifer und ausgezeichneter Vorliebe bearbeitet, wie man aus der Menge der Schriften, die Pappus (Coll. math. lib. VII. praef.) als die vorzüglichsten anführt, und aus dem Reichthume derer, die von ihnen übrig geblieben sind, hinlänglich erkennen kann. Nach den gewis verdienstlichen Vorarbeiten der ältern Geometer aus der Platonischen Schule, die aber bald übertritten und daher verfallen wurden, waren es besonders Apollonius von Perga, Arkhans und Eutabides, von denen der erste über die ebenen, der zweite über die körperlichen und der letzte über die Orte an der Oberfläche geschrieben hat, und deren Schriften in dieser Hinsicht als classisch anerkannt wurden. Des Apollonius zwei Bücher de locis planis sind verloren gegangen, und wir kennen sie nur aus der Inhaltsanzeige, die uns Pappus von ihnen aufbewahrt hat. Sie enthielten ein vollständiges System von Sätzen über Eigenschaften der graden Linie und des Kreises, als geometrische Orte betrachtet, und entwickelten daher alle Bedingungen geometrischer Konstruktionen, welche durch gerade Linien und Kreise ausführbar sind; so, daß alle Aufgaben, deren Auflösung auf dem Durchschneiden von graden Linien und Kreisen beruht, sich auf Konstruktionen dieser ebenen Orte zurückführen lassen, wo dann diese Bedingungen über die Möglichkeit der vorgelegten Aufgabe entscheiden. Schon hieraus ist ersichtlich, welchen überaus wichtigen Gebrauch die alten Geometer von diesen Büchern des Apollonius machen konnten, wenn es darauf ankam, die Analysis einer Aufgabe zu machen. Beide Bücher zusammen enthielten 147 Theoremata und acht Lemmata. Im ersten Buche wird zuerst von den ebenen Orten der Mittelpunkt einer von zwei graden Linien, und dann von den ebenen Orten des Durchschnittspunktes zweier oder mehrerer graden Linien, welche von gegebenen Linien aus unter gewissen Bedingungen gezogen sind, gehandelt. Das zweite Buch enthält Sätze von den ebenen Orten des Durchschnittspunktes zweier oder mehrerer graden Linien, die aus zwei oder mehreren Punkten unter gewissen Bedingungen gezogen sind. 3. B.

Wenn von zwei gegebenen Punkten aus zwei grade Linien gezogen sind, die in einem gemeinschaftlichen Endpunkte als Durchschnittspunkte zusammenstreffen, und die graden Linien in einem gegebenen unveränderlichen Verhältnisse sind, welches jedoch nicht das Verhältniß der Gleichheit sein darf, so ist der Ort dieses ihres Durchschnittspunktes eine der Lage nach gegebene Kreislinie. Ferner: Wenn von einer beliebigen Anzahl gegebener Punkte aus grade Linien so gezogen sind, daß sie in einem gemeinschaftlichen Endpunkte als Durchschnittspunkte zusammenstreffen, und die Summe der über sie beschriebenen, der Art nach gegebenen Figuren einem Raume von gegebener unveränderlicher Größe gleich ist, so liegt dieser ihr Durchschnittspunkt in einer der Lage nach gegebenen Kreislinie (von diesem Satze soll unten ein analytischer Beweis gegeben werden). — Diese Behauptung de locis planis gaben in einer Wiederherstellung H. von Schooten: *Loca plana resiliuta*. (Lugd. B. 1658) und Fermat: *Opp. om.* (Tolosae 1679) heraus. Von Schooten's Ausführung ist jedoch algebraisch und Fermat's zu unvollständig. Robert Simson übertrug bei Weitem seine Vorgänger (*Apollonii Perg. locorum planorum libri II*. Glasgow. 1749. 4. teutsch in einer guten, mit lehrreichen Anmerkungen versehenen Uebersetzung von J. B. Camerer. Leipzig 1796). Von des ältern Aristoteles berühmter Schrift *locorum solidorum libri V*. haben wir gleichfalls bloss einige Nachrichten durch Pappus (*collect. math. libr. VII. praef.*), der sie unter die Hauptwerke setzt, die man studiren müsse, um sich in der geometrischen Analysis Fertigkeit zu erwerben. Wahrscheinlich ist es das erste ausführlichere Werk über die Kegelschnitte gewesen. Eine Reconstitution desselben gab Vincent. Viviani, unter den Neuern einer der vertrautesten mit der Geometrie der Alten: *De locis solidis diviniatio in libros Aristotelei amason.* (Flor. 1673, wo von 1701 eine vermehrte Ausgabe erschien). Endlich gibt uns Pappus von Syddis zwei Büchern de locis ad superficiem, außer diesem Titel keine weiteren Nachrichten. Doch ist nicht zu zweifeln, daß diese Werke Euklid waren, welche auf einer krummen Oberfläche beschrieben wurden, also Linien von doppelter Krümmung, dergleichen einige von den Alten betrachtet worden sind, als die cylindrische und die sphärische Spirale, dergleichen zwei Curven auf der Oberfläche eines Cylinders, durch welche Archimedes aus Larent die Aufgabe von der Verdoppelung des Würfels auflöste u. a. m.

Durch Cartesius bekam die Lehre von den geometrischen Orten einen neuen Schwung und zugleich ein völlig verschiedenes Ansehen. Denn obgleich schon vor ihm geometrische Aufgaben mit Hilfe der Algebra auflösbar waren, so bezogen sich diese doch immer nur auf einzelne Vergleichen bestimmter mit einander verbundener graden Linien. Cartesius hingegen schloß zuerst alle Eigenschaften einer graden oder krummen Linie in eine algebraische Gleichung zwischen zwei veränderlichen Größen, nämlich den veränderlichen Coordinaten und andern gegebenen Linien ein, und hierdurch wurde es ihm möglich, aus dieser Gleichung, mittelst algebraischer

Behrträge, Auflösungs-, Umformungs- und Eliminationsmethoden und Verwandlungen, alle, auch die verborgenen geometrischen Eigenschaften, als aus einer vollständigen Definition der krummen Linie herzuleiten, und auf diese Weise Aufgaben aufzulösen, die auch den schärf Sinnigsten Geometern unter den Alten zu schwer gewesen waren. So J. B. gibt er gleich im Anfange seiner 1637 erschienenen Geometrie die Auflösung der Aufgabe: Es sind mehrere grade Linien der Lage nach gegeben, den Ort des Punktes zu finden, welcher die Eigenschaft hat, daß das Product der Linien, die von demselben an einige jener Linien unter gegebenen Winkeln gezogen werden, dem Producte derjenigen Linien gleich sei, die an die übrigen auf gleiche Weise gezogen werden, oder zu demselben ein gegebenes Verhältniß habe — welche die Alten nur in einigen besondern Fällen hatten auflösen können.

Wodurch aber die algebraische Behandlung der geometrischen Orten das größte Übergewicht über die geometrische erhielt, war der Umstand, daß man durch dieselbe einen festen Eintheilungspunkt der Orten, sowohl in der ebenen als der räumlichen, erhielt. Da man nämlich bald sah, daß, um zuerst von den ebenen Orten zu sprechen, die grade Linie durch eine Gleichung des ersten Grades zwischen zwei veränderlichen Größen, also durch eine Gleichung von der Form

$$ay + bx = c$$

dargestellt werde, und daß umgekehrt diese Gleichung des ersten Grades nur die grade Linie darstelle (s. den Art. grado Linie), wenn die veränderlichen Größen x, y die linearen Coordinaten eines beliebigen Punktes der Linie bedeuten; so konnte man überzeugt sein, daß erstlich jeder geometrische Ort, der auf eine Gleichung von der angegebenen Art führe, eine grade Linie sei, zu deren genauere Bestimmung es nur noch der Kenntniß von zwei aus den drei konstanten Größen a, b, c gebildeten Quotienten bedurfe; und daß zweitens jeder geometrische Ort, der auf eine höhere Gleichung führe, welcher durch die Gleichung $ay + bx = c$ nicht Genüge geleistet wurde, keine grade Linie mehr. Ferner ergab sich durch dieselbe Betrachtungsweise, daß der Kreis, die Parabel, die Ellipse und die Hyperbel durch eine Gleichung des zweiten Grades zwischen zwei veränderlichen Größen dargestellt werden, also durch eine Gleichung von der Form

$$Ay^2 + 2Bxy + Cx^2 + 2ay + 2x = f$$

(wo A, B, C beliebige konstante Zahlen, a, b, f beliebige konstante Linien bezeichnen), und daß umgekehrt diese Gleichung des zweiten Grades, wie ihr nicht in speciellen Fällen, d. h. für gewisse Werte der Coefficienten, durch eine oder durch zwei Gleichungen von der Form $ay + bx = c$ Genüge geleistet wurde, in welchem Falle sie ein System zweier zusammenfallenden, oder parallelen, oder sich schneidenden graden Linien darstellte, nur die vier genannten krummen Linien darstellte (s. den Artikel krumme Linien der zweiten Ordnung). Hiernach hatte man nicht bloss ein sicheres Mittel zu entdecken, ob ein geachteter geometrischer Ort in die Kategorie jener vier krummen Linien gehöre

oder nicht, sondern, da man auch bald fand, daß es bloß von der Qualität der Größe $B' = AC$ abhängt, wenn man entscheiden wollte, welche von ihnen durch die obige Gleichung dargestellt werde, indem ein positiver Werth jener Größe eine Hyperbel, ein verschwindender eine Parabel, ein negativer eine Ellipse anzeigt, von welcher der Kreis nur eine specielle Gattung ist; so war man auch sogleich im Stande, auf eine leichte Weise die krumme Linie anzugeben, welche der verlangte geometrische Ort wäre, und zur genaueren Bestimmung ihrer Lage, ihrer Axen, ihres Parameters, ihrer Excentricität, ihres Halbmessers u. s. führten dann die speciellen Werthe von $A, B, C, \alpha, \beta, \gamma$ in jedem einzelnen Falle. — Ganz auf dieselbe Weise verhielt er sich mit den sogenannten linearen Orten. Früher nämlich eine Aufgabe weder auf eine Gleichung des ersten, noch des zweiten Grades, so wußte man nunmehr zuversichtlich, daß er weder ein ebener, noch ein körperlicher wäre, aber nicht genug! Man wußte hierdurch auch, von welchem Grade er wäre, ob er, vorausgesetzt, daß man die grade Linie den Ort des ersten, und die Kegelschnitte mit Einschluß des Kreises, den Ort des zweiten Grades nannte, vom dritten oder vom vierten Grade wäre. — Auf ähnliche Weise verhält es sich mit den durch Flächen dargestellten Orten. So wie nämlich alle Eigenschaften einer Linie durch eine algebraische Gleichung zwischen zwei veränderlichen Größen dargestellt werden, ganz auf dieselbe Weise werden alle Eigenschaften einer krummen Fläche durch eine algebraische Gleichung zwischen drei veränderlichen Größen, den veränderlichen Coordinaten jedes beliebigen Punktes der Fläche dargestellt, und hier zeigte sich eigentlich Cartesius' große Entdeckung erst in ihrer wahren Kraft, weil hierdurch die ganze Theorie des krummen Flächen, von welcher den Alten kaum die ersten Elemente bekannt waren, nunmehr eine sichere Grundtaste, und, woran früher kaum zu denken war, einen bestimmten Eintheilungsgrund erhielt. Da nämlich die Ebene durch eine Gleichung des ersten Grades zwischen drei veränderlichen Größen, also durch eine Gleichung von der Form

$$ax + by + cz = d$$

dargestellt wird, und umgekehrt, diese Gleichung des ersten Grades nur die Ebene darstellt (s. den Art. Ebene), wenn x, y, z die linearen Coordinaten eines beliebigen Punktes in ihr bezeichnen, so hat man die Überzeugung, daß wirklich jeder geometrische Ort, der auf eine solche Gleichung führt, eine Ebene ist, zu deren genauere Bestimmung hinsichtlich ihrer Lage es nur noch der Kenntniß von den aus den vier constanten Größen a, b, c, d gebildeten Quotienten bedarf; daß zweitens jeder geometrische Ort, der auf eine höhere Gleichung führt, welcher durch die Gleichung $ax + by + cz = d$ nicht Genüge geleistet wird, keine Ebene sein kann; daß drittens jeder geometrische Ort, der auf zwei Gleichungen von der angegebenen Art führt, zugleich durch die erste und durch die zweite Ebene, also durch ihre Durchschnittslinie, d. h. durch eine im Raume liegende grade Linie, dargestellt werde, welche hinsichtlich ihrer Lage bestimmt ist, wenn man die Lagen zweier Ebenen kennt,

durch deren Durchschnitt sie entsteht; daß viertens jeder geometrische Ort, der nicht auf zwei verschiedene Gleichungen des ersten Grades führt, keine grade Linie sein kann; und daß fünftens jeder geometrische Ort, der entweder gleich von vorn herein, oder nach irgend welchen algebraischen Umformungen durch eine Gleichung des ersten Grades und durch eine Gleichung eines höhern Grades dargestellt wird, zwar keine grade, aber doch eine ebene krumme Linie ist, dahingegen derselbe eine doppelt gekrümmte Linie ist, wenn auf keine Weise eine der beiden Gleichungen in eine Gleichung des ersten Grades sich verwandeln läßt. Auf eine ähnliche Weise verhält es sich mit den Gleichungen der höhern Grade. Die Gleichung des zweiten Grades zwischen drei veränderlichen Größen $Ax^2 + By^2 + Cz^2 + 2axy + 2bxz + 2cxy + 2ax + 2\beta y + 2\gamma z + \delta = 0$, in welcher A, B, C, a, b, c beliebige constante Zahlen, $\alpha, \beta, \gamma, \delta$ beliebige constante Linien bedeuten, umfaßt, die Fälle ausgenommen, in welchen ihr durch eine oder durch zwei Gleichungen des ersten Grades von der Form $ay + bz = 0$ Genüge geleistet wird, in welchem Falle sie das System zweier zusammenfallenden, oder zweier parallelen, oder sich schneidenden Ebenen darstellt, die Kugel, das Sphäroid, das Ellipsoid, den elliptischen, hyperbolischen und parabolischen Cylinder, das einscherige und das zweischerige Hyperboloid, den elliptischen Kegel, und das elliptische und das hyperbolische Paraboloid, und es gibt sehr einfache Mittel aus den Zahlenwerthen der Coefficienten zu erkennen, welche der genannten Flächen die Gleichung in jedem einzelnen Falle darstellt (s. krumme Flächen des zweiten Grades und Oberflächen). Führt also eine Aufgabe auf einen durch eine solche Gleichung dargestellten geometrischen Ort, so ist die gesuchte Fläche eine der genannten, und im umgekehrten Fall ist sie es niemals; führt sie aber auf zwei solche Gleichungen, so ist der gesuchte geometrische Ort eine Linie von einfacher oder doppelter Krümmung, welche durch den Durchschnitt jener beiden Flächen entstanden ist. — Es ist unnöthig, diese Auseinandersetzung hier noch weiter fortzuführen, und nur daran zu erinnern sei erlaubt, daß durch die Gründung der Differential- und Integralrechnung, und fast noch mehr der Rechnung mit partiellen Differentialquotienten über die geometrischen Orte ein ganz neues Licht verbreitet worden ist. Die ausführlichere Auseinandersetzung dieser Lehre könnte jedoch am gegenwärtigen Ort umpassend erscheinen.

Nachdem wir nun diese allgemeine Uebersicht veranlagend, wollen wir, um eine speciellere Einsicht in die Natur des behandelten Gegenstandes zu erlangen, von mehreren Gattungen der angeführten und von einigen noch nicht erwähnten geometrischen Orten ein, oder wo es zweckmäßig scheint, einige Beispiele anführen, und zwar wollen wir solche wählen, welche auch an sich selbst des Interesses nicht entbehren.

1) Welches ist der geometrische Ort der Mittelpunkte aller der Kreise, welche sich in die Radienvektorenkreise einer Hyperbel einschreiben lassen?

Auflösung. a) Geometrisch. Es seien A, B

(Fig. 1) die Scheitelpunkte, F, G die Brennpunkte der Hyperbel, und von den letztern nach einem beliebigen Punkte P der Hyperbel FP, GP gezogen. Ist nun AH senkrecht auf AB, PK eine Tangente an P, also FPK = KPG, ferner PF = PE und AD = AF gemacht, so ist, da wegen der Grundeigenschaften der Hyperbel GP - FP = AB ist, GE = AB, und da auch AD = AF = BG, also AB = DG ist, so folgt: GE = DG. Ferner ist FPK = KPG, PE = PF gemacht, und, wenn wie PK bei AH in C schneidet, PC = PG; also ist $\triangle FPC \cong \triangle EPC$, daher FC = CE; da nun auch CF = CD ist, weil die $\triangle ACF$ und $\triangle ACD$ congruent sind, so ist CE = CD. Folglich sind in den $\triangle ECG$, $\triangle DCG$ alle drei Seiten gleich, und daher $\angle EGC = \angle DGC$. Da nun auch FPC = GPC, so ist C als der Durchschnittspunkt der beiden die Winkel P und G des Radienvektordreiecks FPC halbirenden Linien der Mittelpunkt des in dieses Dreieck zu beschreibenden Kreises. Es liegt folglich dieser Mittelpunkt für jeden beliebigen Punkt P der Halbyperbel PAQ auf der senkrechten HL, und da dies innerhalb der Asymptoten Tangenten stattfindet, so ist der gesuchte geometrische Theil der im Scheitelpunkte errichteten Senkrechten, welche innerhalb der Asymptoten liegt. Ganz dasselbe gilt bei der andern Hälfte der Hyperbel für ein in B errichtetes Perpendikel.

b) Analytisch. Sind a, b die Halbachsen der Hyperbel, x, y die Coordinaten des Punktes P, vom Mittelpunkte der Hyperbel an gerechnet, so hat man bekanntlich für die Radienvektoren der Hyperbel die Ausdrücke

$$FP = ex - a$$

$$GP = ex + a$$

wobei angenommen ist, daß der Punkt P auf derjenigen Halbyperbel liegt, deren innerer Brennpunkt F, äußerer G ist, und wo $\frac{y^2}{a^2} + \frac{x^2}{b^2} = e$, folglich die Entfernung des Mittelpunktes vom Brennpunkte = ae gesetzt worden ist.

$$\text{Ferner ist } \sin PGF = \frac{y}{ex + a}; \cos PGF = \frac{ae + x}{ex + a}$$

$$\sin PFG = \frac{y}{ex - a}; \cos PFG = \frac{ae - x}{ex - a}$$

Nun halbiere man die Winkel PFG und PGF durch FC und CG, welche sich in C schneiden, und es seien u und v die den Coordinaten x, y correspondirenden Abscissen des Punktes C, so hat man

$$\tan CGF = \tan \angle PGF = \frac{v}{ae + u}$$

$$\text{und } \tan CFG = \tan \angle PFG = \frac{v}{ae - u};$$

folglich $v = (ae + u) \tan \angle PGF = (ae - u) \tan \angle PFG$. Da aber

$$\tan \angle PGF = \frac{\sin PGF}{1 + \cos PGF} = \frac{y}{(e + 1)(x + a)}$$

$$\tan \angle PFG = \frac{\sin PFG}{1 + \cos PFG} = \frac{y}{(e - 1)(x + a)}$$

So hat man hiernach

$$y = \frac{(ae + u)y}{(e + 1)(x + a)} = \frac{(ae - u)y}{(e - 1)(x + a)}, \text{ also}$$

$$\frac{ae + u}{e + 1} = \frac{ae - u}{e - 1}$$

$$b. h. u = a.$$

Für die Halbyperbel PAQ ist also die Abscisse des Mittelpunktes des berührenden Kreises constant = a, und demnach der geometrische Ort eine in A errichtete Senkrechte. Da ferner

$$y^2 = \frac{b^2}{a^2} (x^2 - a^2),$$

$$\text{so ist } v = \frac{ay}{x + a} = b \sqrt{\frac{x - a}{x + a}} = b \sqrt{\frac{2a}{x + a}}.$$

Der größte Werth von v ist also = b, und diesen Werth erreicht v erst dann, wenn x unendlich geworden. Alles wie oben.

2) Eine Anzahl von Punkten ist gegeben. Man suche den geometrischen Ort desjenigen Punktes, der die Eigenschaft hat, daß die Summe der Quadrate der Entfernungen desselben von allen gegebenen Punkten, wenn diese auch noch mit beliebigen gegebenen Zahlen multiplicirt werden, einem gegebenen Quadrate gleich ist.

Auflösung. Sind α, β die rechtwinkligen Coordinaten des ersten, α', β' die des zweiten, α'', β'' des dritten gegebenen Punktes etc., m, m', m'', ... die gegebenen Multiplicatoren, und x, y die Coordinaten des gesuchten Punktes, so hat man, wie sehr leicht zu übersehen, für die Quadrate der Entfernungen des gesuchten Punktes von dem ersten, zweiten, dritten etc. gegebenen Punkte die Ausdrücke

$$(x - \alpha)^2 + (y - \beta)^2,$$

$$(x - \alpha')^2 + (y - \beta')^2,$$

$$(x - \alpha'')^2 + (y - \beta'')^2,$$

u. s. f. Ist also das gegebene Quadrat = Q', so ist die Bedingung der Aufgabe in folgender Gleichung enthalten:

$$m(x - \alpha)^2 + m'(x - \alpha')^2 + m''(x - \alpha'')^2 + \dots = Q'$$

$$+ m(y - \beta)^2 + m'(y - \beta')^2 + m''(y - \beta'')^2 + \dots$$

Entwickelt man nun die Quadrate, und setzt der Kürze halber

$$m + m' + m'' + \dots = M$$

$$m\alpha + m'\alpha' + m''\alpha'' + \dots = n$$

$$m\alpha^2 + m'\alpha'^2 + m''\alpha''^2 + \dots = A^2$$

$$m\beta + m'\beta' + m''\beta'' + \dots = b$$

$$m\beta^2 + m'\beta'^2 + m''\beta''^2 + \dots = B^2$$

so erhält diese Gleichung die Form

$$x^2 + y^2 - \frac{2A}{M}x - \frac{2b}{M}y = \frac{Q' - A^2 - B^2}{M}$$

welches die Gleichung des gesuchten geometrischen Ortes ist. Nun ist aber sehr leicht zu sehen, daß man ihr folgende Gestalt geben kann:

$$\left(x - \frac{a}{M}\right)^2 + \left(y - \frac{b}{M}\right)^2 = \frac{a^2 + b^2 + M(Q^2 - A^2 - B^2)}{M^2}$$

und folglich ist der gesuchte geometrische Ort ein Kreis, dessen Mittelpunkt durch die Coordinaten

$$x = \frac{a}{M}, \quad y = \frac{b}{M}$$

bestimmt wird, und dessen Halbmesser =

$$\frac{1}{M} \sqrt{a^2 + b^2 + M(Q^2 - A^2 - B^2)}.$$

In welchen Fällen dieser Ausdruck imaginär werden kann, wollen wir hier nicht untersuchen, und nur erwähnen, daß der Mittelpunkt des gefundenen Kreises mit dem Schwerpunkte der einzelnen gegebenen Punkte, wenn man ihnen resp. die Massen $m, m', m'' \dots$ beilegt, in sehr naher Beziehung steht (s. d. Art. Schwerpunkte), und daß die gegenwärtige Aufgabe den Beweis des oben aus Apollonius' zweitem Buche von den ebenen Figuren angeführten Satzes enthält, weil die Figuren von gleicher Art den Quadranten gleichnamiger Seiten proportional sind.

3) Eine gerade Linie von gegebener Länge ED (Fig. 2) bewege sich so, daß ihre Endpunkte D, E immer auf den Schenkeln AD, AE eines beliebigen Winkels DAE liegen. Welches ist der geometrische Ort eines aus dieser beweglichen Linie gegebenen Punktes C?

Auflösung. Siehe BC parallel AE. Seht man nun $CE = a$, $CD = b$, $AB = x$, $BC = y$, so hat man wegen der Ähnlichkeit der $\triangle DBC$, DAE , $EC : CD = AB : DB$, und folglich $BD = \frac{bx}{a}$. Gält man

ferner das Perpendikel CH, so ist, da der Winkel DAE oder DBC gegeben ist, auch das Verhältnis BC : BH gegeben. Es werde durch $\alpha : e$ bezeichnet, so hat man

hierdurch $BH = \frac{ey}{a}$, und demnach $HD = BD - BH$

$= \frac{bx - ey}{a}$. Nun ist aber in dem rechtwinkligen \triangle

BHC, $BC^2 - BH^2 = CH^2$, d. h. $y^2 - \frac{e^2 y^2}{a^2} = CH^2$;

und auf gleiche Weise in dem rechtwinkligen $\triangle CDH$,

$CD^2 - CH^2 = HD^2$, d. h. $b^2 - \left(y^2 - \frac{e^2 y^2}{a^2}\right)$

$= \left(\frac{bx - ey}{a}\right)^2$, folglich $ay^2 - 2bexy + b^2 x^2 = a^2 b^2$,

welches hiernach die Gleichung des gesuchten geometrischen Ortes ist. Da sie vom zweiten Grad ist, so ist derselbe ein Kegelschnitt. Um ihn genauer kennen zu lernen, bemerkt man, daß man durch die Auflösung der quadratischen Gleichung

$$y = \frac{bex \pm b \sqrt{a^2 x^2 - (a^2 - e^2)x^2}}{a^2}$$

habe. Nun aber war $\frac{BH}{BC} = \frac{e}{a}$ gesetzt, und folglich ist

X. Geogr. d. M. n. R. Dritte Edition. VI.

$e > a$, da die Kathete BH notwendig kleiner ist als die Hypothenuse BC. Demnach ist $(a^2 - e^2)x^2$ eine positive Größe, und y kann folglich für immer größer werdende x imaginär werden. Folglich ist der gesuchte Ort eine Ellipse (s. Newtons, Arithm. univ. Quest. Geom. Probl. XXXV.).

4) Den geometrischen Ort der Mittelpunkte aller der Kreise zu finden, die um die Dreiecke beschrieben sind, welche einen gemeinschaftlichen Winkel und denselben Inhalt haben.

Auflösung: a) geometrisch. Das $\triangle ABC$ (Fig. 3) möge den allen gemeinschaftlichen Winkel C und den konstanten Inhalt haben. Fällt nunmehr CF senkrecht auf CE, CG senkrecht auf CD, ziehe AH parallel CE, so ist CH die Höhe des $\triangle ABC$ für die Grundlinie AC. Schneide ferner ein beliebiges Stück CA' auf CD ab, ziehe A'H' parallel AH, verbinde B und H', und ziehe H'B' parallel H'B, so ist CH' : CH = CB : CB', also CB, CH = CB', CH'. Da nun CH' die Höhe des $\triangle CA'B'$ für die Grundlinie CB' ist, so ist $\triangle CA'B' = \triangle CAB$. Ist a, der Mitte von CA, und in b, der Mitte von CB, errichte man nun Perpendikel auf CA und CB, so ist ihr Durchschnittspunkt P der zum $\triangle ABC$ gehörige Kreismittelpunkt. Auf gleiche Weise erhielt man P' für das $\triangle A'B'C'$. Nun ist:

$$CH : CH' = CB' : CB,$$

oder auch

$$CH : CH' = Ca : Ca'$$

$$CB' : CB = Cb' : Cb \text{ (als Hälften)}$$

daher $Ca : Ca' = Cb' : Cb = Cb' : Cb$. Demnach

$$Ca, Cb = Ca', Cb'.$$

Also bleibt das Product Ca, Cb konstant, wenn statt des Punktes A ein anderer beliebiger A' angenommen und das $\triangle A'B'C' = \triangle ABC$ gemacht wird. Setze demnach $Ca, Cb = m^2$, wo m eine vom gegebenen Inhalt und dem gegebenen Winkel abhängige Konstante ist, so haben wir hiernach gefunden, daß der gesuchte geometrische Ort die Eigenschaft hat, daß, wenn von irgend einem Punkte P derselben auf eine gewisse Weise Linien auf zwei andere herunter gefällt werden, diese von dem letztern Stück abgeschnitten, deren Product für die verschiedenen Punkte des geometrischen Ortes konstant bleibt.

Hieraus folgt augenblicklich, daß der gesuchte Ort eine Hyperbel ist, deren Mittelpunkt in C liegt, und deren Asymptoten mit CF, CG zusammenfallen, und deren Arc CK notwendig den Asymptotenwinkel FCG und folglich auch DCE halbiert. Auch die Lage des Scheitelpunktes der Hyperbel ist leicht zu bestimmen. Denn offenbar liegt der Mittelpunkt des Kreises, der um das gleichschenkelige Dreieck, welches den gegebenen Winkel und Inhalt hat, in der Arc, und da dies der einzige Punkt der Hyperbel ist, der in der Arc liegen kann, so ist er der Scheitelpunkt. — Ist der Winkel C ein rechter, so sind seine Schenkel selbst die Asymptoten der Hyperbel, und diese ist dann gleichseitig.

b) Analytisch. Es sei abermals ABC eine der Dreiecke, welches den gegebenen Winkel C und den con-

halten Inhalt hat. Setzt man nun $Ca = aA = x$, $Cb = bB$, und errichtet in a und b die Perpendikel $aP = y$ und bP auf CA und CB , so ist ihr Durchschnittspunkt P der Mittelpunkt des um ABC geschlagenen Kreises, folglich ein Punkt des gesuchten geometrischen Ortes. Zieht man nun PQ parallel BCR und durch a die BQ parallel Pb , so ist $Cb = PQ = CR = Pa \sin PaQ = Ca \cos aCR = y \sin (180^\circ - C) = x \cos (180^\circ - C)$, also

$$Cb = y \sin C + x \cos C.$$

Multipliziert man diese Gleichung nach beiden Seiten durch $2Ca \sin C = 2x \sin C$, so hat man

$2Ca \cdot Cb \sin C = 2 \sin C (xy \sin C + x^2 \cos C)$.
Aber $2Ca \cdot Cb \sin C$ ist der Inhalt des $\triangle AHC$, welcher constant = 1 bleiben soll; folglich hat man

$$xy \sin C + x^2 \cos C = \frac{1}{2 \sin C}$$

für die Gleichung des gesuchten geometrischen Ortes. Es ist also eine Linie vom zweiten Grad, und da das Quadrat der einen Coordinaten fehlt, notwendig eine Hyperbel. Um sie genauer kennen zu lernen, nehme man zwei andere beliebige schiefwinklige Coordinaten x' , y' , welche mit den vorigen denselben Anfangspunkt C haben, und mit der alten Axe des x die Winkel resp. α , α' machen. Dann hat man nach der Lehre von der Verwandlung der Coordinaten (f. d. Art.) bekanntlich

$$x = x' \cos \alpha + y' \cos \alpha'$$

$$y = x' \sin \alpha + y' \sin \alpha'$$

und, wenn man diese Werthe in die gefundene Gleichung des geometrischen Ortes setzt:

$$x'^2 \cos \alpha \cos (C - \alpha) + x'y' \cos \alpha' \cos (C - \alpha) + y'^2 \cos \alpha' \cos (C - \alpha') + x'y' \cos \alpha \cos (C - \alpha')$$

$$= \frac{1}{2 \sin C}$$

Hier sieht man sogleich, daß, wenn man $\cos (C - \alpha) = 0$ und $\cos \alpha' = 0$, also $C - \alpha = 90^\circ$, $\alpha = C - 90^\circ$ und $\alpha' = 90^\circ$ setzt, die Gleichung die sehr einfache Gestalt

$$x'y' \cos (C - 90^\circ) = x'y' \sin C = \frac{1}{2 \sin C}$$

$$\text{dabei} \quad x'y' = \frac{1}{2 \sin C}$$

annimmt. Folglich ist der gesuchte Ort eine Hyperbel, auf deren Asymptoten die Axen der x' und der y' liegen. Da nun der Winkel der Axe der x' und der Axe der $x = C - 90^\circ$, der Winkel der Axe der y' und der Axe der $x = 90^\circ$ gefunden wurde, so sehen offenbar die Asymptoten auf den Schenkeln des gegebenen Winkels senkrecht.

b) Um drei feste Punkte A , B , C (Fig. 3.) die nicht in einer Linie liegen, bewegen sich drei grade Linien AR , BQ , CP auf die Weise, daß der Durchschnitt R der ersten mit der zweiten eine beliebige grade Linie r , und der Durchschnitt C der zweiten mit der dritten eine beliebige grade Linie q beschreibe. Welches ist der

geometrische Ort des Durchschnitts der ersten mit der dritten Linie?

Lösung. Man wähle BA zur Axe der x , BC zur Axe der y und setze $BA = a$, und $BC = y$, so ist die Gleichung einer beliebigen durch A gehenden Linie AR :

$$x - a = my, \dots \dots (1)$$

einer beliebigen durch B gehenden Linie BR ,

$$x = ny,$$

also hat man für den Durchschnittspunkt R , für welchen diese beiden Gleichungen zu gleicher Zeit gelten,

$$x = \frac{na}{n-m}, y = \frac{a}{n-m};$$

ist also die Gleichung der Linie r :

$$ax + a'y = 1,$$

so hat man, da der Punkt R auf ihr liegt

$$\frac{nan}{n-m} + \frac{a^2}{n-m} = 1 \dots \dots (2).$$

Ebenso sei die Gleichung einer beliebigen durch C gehenden Linie CQ :

$$y - y' = px, \dots \dots (3)$$

so hat man für den Durchschnitt Q dieser und der zweiten Linie $x = ny$, und $y - y' = px$, folglich

$$x = \frac{ny}{1-np}, y = \frac{y}{1-np}$$

ist also die Gleichung der Linie q :

$$e'x + ey = 1$$

so hat man,

$$\frac{nyc}{1-np} + \frac{y^2}{1-np} = 1 \dots \dots (4)$$

Endlich hat man für den Durchschnitt der ersten und der dritten Linie die Gleichungen (1) und (3). Eliminiert man also aus den Gleichungen (1) (2) (3) (4) die drei veränderlichen Größen n , p , so ist das Resultat, nämlich

$$a^2y^2 + [an + ye - ay(ae - n'e')] xy + y^2e'x - a(1 + y^2)y - y(1 + ae')x + ay = 0$$

die Gleichung des gesuchten geometrischen Ortes, welcher folglich eine Linie des zweiten Grades, d. h. ein Kegelschnitt, ist. Diesen Satz haben MacLaurin und Brakenridge wahrscheinlich jeder für sich gefunden, und auf von einander und von der hier gegebenen Art verschiedenem Wege bewiesen.

Um den Kegelschnitt genau kennen zu lernen, bemerke man zuerst, daß weder a noch $y = 0$ sein können, weil die drei gegebenen Punkte A , B , C der Beobachtung nach nicht in einer grade Linie liegen sollen; daß, wenn $y = 0$ gesetzt wird, die gefundene Gleichung sich in

$$y^2(x - a)(x - \frac{1}{e'}) = 0$$

und, wenn $x = 0$ gesetzt wird, in

$$ua' (y - \gamma) \left(\gamma - \frac{1}{a} \right) = 0$$

verwandelt. Es schneidet also die Ase der x , nämlich BA die Curve erstlich im Punkte A, für welchen $y = 0$, $x = a$ ist, und zweitens im Punkte D, in welchem die Linie q die Ase der x trifft, weil für dieses $y = 0$, und $c'x + cy = 1$, also $x = \frac{1}{c'}$ ist. Auf gleiche Weise

schneidet die Ase der y , nämlich BC die Curve erstlich im Punkte C, für welchen $x = 0$, $y = \gamma$ ist, und zweitens im Punkte E, in welchem die Linie r die Ase der y schneidet, weil für diesen $x = 0$, und $ax + a'y = 1$,

also $y = \frac{1}{a'}$ ist. Ferner hat man für den Durchschnitt F der Linien q und r

$$ax + a'y - 1 = 0 \dots (5)$$

$$\text{und } cy + c'x - 1 = 0 \dots (6)$$

$$\text{folglich } ax \cdot cy = (1 - a'y)(1 - c'x)$$

d. h. wenn man noch mit ay multiplicirt

$$ay [(a'e' - ae) xy - a'y - c'x + 1] = 0.$$

Addirt man hierzu das Product der Gleichung (6) in yx und der Gleichung (5) in ay , so erhält man die oben gesundene Gleichung des geometrischen Ortes. Demnach leisten diejenigen Werte von x und y , die sich aus der Verbindung der Gleichungen (5) und (6) ergeben, der krummen Linie Genüge, also liegt auch der Punkt F in der krummen Linie. Der Kegelschnitt ist also nunmehr, genauer bestimmt, derjenige, der durch die fünf Punkte A, C, E, D, F geht. Hieraus ergibt sich demnach eine sehr einfache Methode, einen Kegelschnitt zu construiren, der durch fünf gegebene Punkte A, C, E, D, F geht, von denen natürlich nicht drei in einer geraden Linie liegen. Man bezeichne nämlich (Fig. 6.) ein beliebiges Fünfeck, dessen Ecken die gegebenen Punkte sind, verlängere zwei Seiten DA, EC desselben, bis sie sich in B schneiden, sodas das Viereck DBEF entsteht. Zieht man nun aus einem der Scheitelpunkte A, von welchem aus die eine der Seiten verlängert wurde, eine beliebige Linie AG, welche diejenige Seite EF, die in dem Viereck DBEF derjenigen Seite gegenüber liegt, auf welcher der angenommenen Punkt A sich befindet, in G schneidet, zieht man ferner BG, und verlängert sie, bis sie die zweite Seite DF des Vierecks DBEF, welche nicht verlängert worden ist, in H trifft; und endlich CH, welche die AG in K schneidet, so ist K ein Punkt des durch A, C, E, D, F gebenden Kegelschnittes. Es ist nicht uninteressant, zu bemerken, das man bei dieser Construction bloß gerade Linien zu ziehen habe, und sie ließe sich daher leicht auf ein Instrument anwenden, vermuthlich dessen der Kegelschnitt durch eine continuirliche Bewegung bezeichnet werden könnte.

Ist $a = \frac{1}{c'}$, so fallen die beiden Punkte A und D zusammen, und folglich berührt dann BA den Kegelschnitt. Derselbe findet im Hinsicht auf BC statt, wenn

$$\gamma = \frac{1}{a'} \text{ ist, in welchem Falle C und E zusammenfallen.}$$

Im ersten Falle geht nun die Linie q durch A, und im zweiten r durch C; finden also beide Umstände zu gleicher Zeit statt, so geht der Kegelschnitt durch die drei Punkte A, C, F und berührt BA in A, BC in C. Von diesem speziellen Falle hat auch Abbius in seinem barcentrischen Calcul, S. 80, einen interessanten Beweis gegeben.

Ist entweder $a' = 0$, oder $c' = 0$, d. h., ist die Linie r parallel der Ase der y , oder die Linie q parallel der Ase der x , so fällt im ersten Falle das mit y^2 , im zweiten das mit x^2 verbundene Glied aus der Gleichung der krummen Linie weg; dieselbe ist also dann eine Hyperbel. (Siehe über denselben Satz noch einige Bemerkungen in der Correspond. sur l'école polytechnique. T. I. p. 307, wo Brianchon merkwürdige Folgerungen aus ihm ableitet.)

6) Um auch ein Beispiel eines sogenannten linearen Ortes zu geben, so sei AB (Fig. 7.) eine grade Linie, in derselben A und B zwei feste Punkte, und BC perpendicular auf AB errichtet. Nun ziehe man von C nach einem beliebigen Punkte D von AB die grade Linie CD, errichte DP senkrecht auf CD, und AP senkrecht auf DP, so ist P ein Punkt einer krummen Linie, der Epicycloide. Welches ist der geometrische Ort dieses Punktes?

Auflösung. Es sei AB = a , BC = b , AM = x , PM = y und x, y die senkrechten Coordinaten des Punktes P; so hat man wegen der Ähnlichkeit der beiden $\triangle \triangle CBD$ und PMA : BC : BD = PM : MA

$$\text{d. h. } b : BD = y : x; \text{ also}$$

$$BD = \frac{bx}{y}$$

und wegen der Ähnlichkeit der $\triangle \triangle APM$ und PMD : AM : MP = MD : MD,

$$\text{d. h. } x : y = a + BD - x = y : ay + bx - xy$$

und folglich ist

$$y^2 + x^2 y = axy - bx^2 = 0$$

die Gleichung des gesuchten Ortes. Er ist also eine Linie vom dritten Grade. Um sie etwas genauer kennen zu lernen, lege man die positiven Abscissen in eine auf AB senkrecht errichtete Linie AE, die positiven Ordinaten in AD, sodas Resultat für y, x zu setzen ist $-x, y$. Hierdurch wird die obige Gleichung in folgende verwandelt

$$(b + x)^2 = axy + x^2 = 0$$

wo y nur im Quadrate vorkommt. Es ist demnach

$$y = \frac{ax \pm x\sqrt{a^2 - 4bx - 4x^2}}{2(b + x)}$$

Es gehören also dann zu jeder Abscisse zwei Ordinaten, welche in eine einzige zusammenfallen, wenn $a^2 - 4bx$

$$- 4x^2 = 0, \text{ d. h. wenn } x = \frac{-b \pm \sqrt{a^2 + b^2}}{2} \text{ ist.}$$

$$\text{Außerhalb der beiden Grenzen } x = \frac{-b + \sqrt{a^2 + b^2}}{2}$$

und $x = \frac{-b - \sqrt{b^2 + 4x^3}}{2}$ wird aber, wie man leicht

findet, $a^3 - 4bx - 4x^3$ negativ, und folglich y imaginär. Nun sind aber für jeden positiven Werth von x beide

Ordinaten positiv, weil dann $ax > ax \sqrt{\frac{1 - 4x(b+x)}{a^2}}$

ist. Da sie nun beide auch für $x = 0$ verschwinden, dann beide positiv und möglich sind, dann einander gleich, und von da an imaginär werden, so liegt in dem von den positiven x und den positiven y gebildeten rechten Winkel ein völlig umschlossener Theil, ein sogenannter Knoten der krummen Linie. — Die Polargleichung dieser Linie wird ziemlich einfach. Setzt man nämlich $x = r \cos \varphi$, $y = r \sin \varphi$ in die zweite Form, so daß folglich der Winkel φ von AE gegen AD hin positiv gezählt wird, so erhält man

$$r = a \sin \varphi - \frac{b \sin \varphi^2}{\cos \varphi}.$$

Aus dieser Gleichung läßt sich der Inhalt des rundumschlossenen Theils leichter finden, als aus der obigen. Man erhält nämlich für denselben

$$\frac{a^3 - 3b^2}{4} \text{ Arc} \left(\tan \frac{b}{a} \right) + ab \log \frac{b}{\sqrt{a^2 + b^2}} + \frac{3ab}{4}.$$

Die Herleitung dieses Resultats übergehen wir uns am gegenwärtigen Orte.

Geben wir nun noch zuletzt ein Beispiel, wo der gesuchte geometrische Ort eine Fläche ist.

Aufgabe. Wenn ein Viereck ABCD (Fig. 8.) gegeben ist, dessen vier Seiten nicht in einer Ebene liegen, so verlangt man 1) den geometrischen Ort der geraden Linie MN, die sich so durch die beiden Linien AD und BC bewegt, daß stets DN:NA=CM:MB; 2) der Ort einer zweiten geraden Linie IK, die sich durch AB und CD so bewegt, daß stets CK:KD=BI:IA ist; und 3) verlangt man noch zu wissen, ob diese Orter verschieden sind, oder ob sie zusammenfallen.

Auflösung: a) analytisch. Es sei AD die Axe der y , AB der x , die Ebene der xy parallel der Linie DC, die Ebene der xz parallel der Linie BC, und die Coordinaten von C seien $x = a$, $y = \beta$, $z = \gamma$; so hat man

$$\text{in A: } x = 0, y = 0, z = 0$$

$$\text{in B: } x = a, y = 0, z = \gamma$$

$$\text{in C: } x = a, y = \beta, z = 0$$

sodass die Gleichungen der Linien sind:

$$\text{von AB, } x = 0; \text{ von AD, } x = 0; \text{ von BC, } z = \gamma$$

$$y = 0 \quad z = 0 \quad y = \frac{\beta}{a} x,$$

und endlich von CD, $y = \beta$,

$$x = \frac{a}{\gamma} z.$$

Setzen wir nun $AN = y'$, so sind die Gleichungen der Erzeugenden MN von der Form $x = Bz$, $y = Az + y'$, und wenn wir x , y , z aus den Gleichungen von MN

und BC eliminieren, so erhalten wir die Bedingungsgleichung, daß MN stets BC schneide:

$$B\gamma = a(\gamma + y') \dots (1).$$

Überdies hat man ND:NA=MC:MB, d. h. AD:AN=BC:BM. Nun ist im Punkte C, $y = \beta$, und im M, weil er auf BC liegt, $z = \gamma$, und demnach, weil er auf MN liegt $y = \gamma + y'$, und da sich die Längen von Linien verhalten, wie die aus ihren Endpunkten beliebig parallel gezogenen Ordinaten, so ist BC:BM= $\beta:A\gamma + y'$ =AD:AN= $\beta:y'$, demnach $A\gamma + y' = y'$, also $A\gamma = 0$, und folglich, da γ im Allgemeinen nicht = 0 ist, so ist A = 0. Hierdurch geht nun die Gleichung (1) in die über

$$B\gamma = ay' \dots (2).$$

Nun folgt aber aus den Gleichungen der Erzeugenden MN: $B = \frac{x}{z}$ und $y' = y$. Setzt man diese Werthe in die Gleichung (2), so erhält man für die Gleichung der gesuchten Fläche:

$$\beta y x = a y z.$$

Sie ist also eine Fläche des zweiten Grades. Wie werden gleich ihre Art näher erkennen. Kocher bemerkt man, daß man, um die Gleichung der Fläche zu erhalten, die durch die Bewegung von IK entsteht, ganz dieselben Rechnungen zu machen habe; man hat nämlich an die Stelle von BD und BC die Linien AB und CD, d. h. an die Stelle von β und γ hat man y und z zu setzen. Nun ist aber unsere gesundene Gleichung symmetrisch in Beziehung auf β und γ und auf y und z . Also ist $\beta y x = a y z$ auch die Gleichung der zweiten Fläche. Sie fallen demnach zusammen.

Die Durchschnittslinie unserer Fläche mit einer der Ebene der xy parallelen Ebene hat die Gleichungen $z = k$, $\beta y x = a k y$; und die Durchschnittslinie mit einer der Ebene der xz parallelen Ebene hat die Gleichungen $y = k$, $\beta y x = a k x$. Daraus folgt also, daß, weil dies Gleichungen des ersten Grades; also von geraden Linien sind, unsere Fläche auf zwei verschiedene Weisen durch die Bewegung einer geraden Linie entstehen kann, die sich bei ihrer Bewegung auf zwei andere AB und CD, oder AD und BC stützt, und der Bedingung unterworfen ist, daß sie immer einer und derselben Ebene parallel bleibe. Hieraus sind wir also berechtigt zu schließen, daß diese Fläche ein hyperbolisches Paraboloid ist, weil unter den Flächen des zweiten Grades bekanntlich nur diese auf die genannte Art entstehen kann.

Die Schnittlinie parallel der Ebene der yz haben die Gleichungen $x = 0$, $xyz = \beta y z$; diese sind aber auf ihre Asymptoten bezogene Hyperbeln, und folglich sind die Ebenen der xz und der xy Asymptotenebenen der Fläche, da die Asymptoten, also die Axen jeder Hyperbel, die Gleichungen $y = 0$, $z = 0$ haben, und folglich die erste in der Ebene der xz , die zweite in der Ebene der yz liegen. Man hat also ein System von Asymptotenebenen, wenn man durch zwei onliegende Seiten des Dieder's Ebenen legt, welche den ihnen gegenüberliegenden Seiten resp. parallel sind.

Nehmen wir jetzt statt des Punktes (α, β, γ) einen beliebigem andern auf der Fläche gelegenen, dritten Coordinatn α', β', γ' sind, zur vierten Ecke des Vierecks, so hat man, da er auf der Fläche liegt, $\alpha\beta\gamma' = \beta\gamma\alpha'$. Betrachtet man nun eine Fläche, die auf dieselbe Weise als die vorige entsteht, ist, nur daß man sich des zuletzt genannten Vierecks bedient, so wird ihre Gleichung sein: $\beta'\gamma'x = \alpha'\gamma'x$, und diese zweite Fläche wird als Asymptotenoberfläche zwei Ebenen haben, welche durch die beiden Ecken gehen, die im Punkte $(\alpha', \beta', \gamma')$ zusammenstreffen, und den gegenüberliegenden Seiten, also auch den Ebenen der xy und der xz , parallel sind; da aber $\beta'\gamma' = \frac{\beta\gamma\alpha'}{\alpha}$ ist, so wird die Gleichung der zweiten

Fläche $\beta\gamma x = \alpha\gamma x$, d. h. diese zweite Fläche ist dieselbe als die erste, und alle Systeme von Ebenen, die durch zwei Erzeugende der Fläche den entgegengegesetzten Seiten des Vierecks parallel gegogen sind, sind also Asymptotenoberflächen. Nun haben wir bewiesen, daß die Erzeugung unserer Fläche dieselbe ist als die des hyperbolischen Paraboloids; aus der letzten Betrachtung folgt also folgender Lehrsatz: Jedes hyperbolische Paraboloid hat unzählige viele Asymptotenoberflächen, wovon der Fläche jede in einer erzeugenden geraden Linie begreift, und die resp. den Ebenen parallel sind, welchen jede Erzeugende resp. parallel ist.

b) Geometrisch. Alle suchen durch die Analysis erhaltenen Sätze kann man auch durch eine bloße geometrische Betrachtung erhalten. Man behalte nämlich (Fig. 9) dieselbe Lage der Axen bei, und lege durch die beiden Seiten CB , CD eine Ebene, deren Durchschnitt mit der Ebene der xy und der xz resp. DR und BR sei. Da nun die Ebene der xy der Seite BC parallel ist, so ist auch DR parallel BC . Aus demselben Grund ist BR parallel CD und demnach $BCDR$ ein Parallelogramm. Ziehen wir also in der Ebene desselben ME parallel BR , so ist $CM = DE$, $MB = ER$, also, wegen der Voraussetzung, $DN : NA = DE : ER$, woraus folgt, daß NE parallel AR , und folglich die Ebene MEN parallel der Ebene BAR , d. h. der Ebene der xz ist. Die in der Ebene MEN liegende Erzeugende MN wird also immer der Ebene der xz parallel sein; also ist die Fläche ein hyperbolisches Paraboloid. — Um nun die Gleichung der Fläche zu finden, betrachten wir einen Punkt G , der auf der Erzeugenden MN liegt. Es seien GP , PN , NA die drei Coordinatn x, y, z dieses Punktes, ebenso CS , SD , DA die des Punktes C ; ML , LN , NA die von M ,

so haben wir $\frac{ML}{GP} = \frac{LN}{PN}$; d. h. $\frac{y}{x} = \frac{LN}{x}$; ferner $\frac{LN}{SD} = \frac{NA}{DA}$,

also $LN = \frac{SD \cdot NA}{DA} = \frac{\alpha y}{\beta}$ und folglich durch Substitution $\beta\gamma x = \alpha\gamma x$, wie oben.

Daß beide Flächen zusammenfallen, läßt sich nun auch ohne Hülfe einer Gleichung beweisen. Man ziehe nämlich in der Ebene des Parallelogramms KF parallel BC , KI sei die zweite Erzeugende, so ist IF parallel

AR , aus demselben Grunde, weil wegen NE parallel AR war; also werden sich die beiden Ebenen KFI , MEN , die resp. den Ebenen der xy, xz parallel sind, in einer Linie GH schneiden, welche sowohl der IF , als der NE , als der AR parallel sein wird. Können wir also beweisen, daß der Punkt G , in welchem GH die MN trifft, mit dem Punkte zusammenfällt, in welchem GH die KI trifft, so schneiden sich KI und MN in demselben Punkt, und demnach trifft ihre Erzeugende der einen von beiden Flächen alle Erzeugenden der zweiten Fläche, liegt also ganz in ihr, und folglich fallen beide Flächen zusammen. Betrachten wir aber G als den Durchschnitt von GH und MN , so ist das $\triangle MGH$

dem $\triangle MEN$ ähnlich; also ist $GH = \frac{NE \cdot MI}{ME}$; aber $MI = CK$, $ME = CB$, und $\triangle DNE \sim \triangle DAR$; folglich $NE = \frac{DN \cdot AR}{DA}$, woraus folgt $GH = \frac{DN \cdot CK \cdot AR}{CD \cdot DA}$.

— Setzt sei G der Durchschnitt von GH und KI ; so ist wegen der Ähnlichkeit der $\triangle KGH$ und KIF : $GH = \frac{IF \cdot KH}{KF} = \frac{IF \cdot DE}{DR} = \frac{IF \cdot DN}{NA}$, und, weil $\triangle DIF \sim$

$\triangle BAR$, so ist $IF = \frac{BI \cdot AR}{BA} = \frac{CK \cdot AR}{CD}$; und folglich

$GH = \frac{DN \cdot CK \cdot AR}{CD \cdot DA}$, woraus folgt, daß, von dem

Punkte H aus, die Linie GH in derselben Entfernung von IF als von MN getroffen wird, und daß sich folglich diese beiden Erzeugenden in dem Punkte G treffen, was zu beweisen war. (Einen andern Beweis dieses letzten Lehrsatzes siehe in: Legendre's Geometrie, 5. Buch, 16. Krbrf. Vergl. Corresp. sur l'école polyt. II, 439. II, 6.) (Scherk.)

Ort ist der Schweiß, s. Orta.

ORT (Minirunkst), ist der Punkt, wo die Erde in einen Gang (Strecke, s. d. Art.) losgearbeitet wird. (Benicken.)

ORT, ORTH (Numism.), 1 einer Courants-Münze (quadrans nummi), quart, 2 B. Ostgilden = 4 Gulden, Dräthaler = 2 Thaler, dänischer Ort = 4 Kr. 9 1/2 Pf. oder 1 Thlr. (H.)

ORT (Adam van), gestorben zu Antwerpen 1641 im 84. Jahre seines Alters, ein Sohn und Schüler Lam-berts van Ort und Lehrer Rubens, ein zu seiner Zeit berühmter Maler. (H.)

ORTA, ORTU oder ORDY. Ein türkisch-tatarisches Wort, das vermutlich zunächst in die slavischen Sprachen (poln. ordy tatarakie) und von da in die andern europäischen (Horde) überging. Es bedeutet ein Feldblager, einen kleinen nomadischen Stamm, eine Reiterhorde. Unter den Brüdern der Dömanen in Hoch-asien bedient man sich häufiger der Worte Ulus und Aiman oder Aimach, die sie mit den Mongolen gemein und vielleicht von letztern entlehnt haben. Wo dieselbe Schriftsteller einen tatarischen Stamm bezeichnen,

gebrauchen sie am häufigsten das Wort *Aiman* (Ngai-man), welches auch den Wandbau-Lungulen geläufig ist. Ob die überausende Ähnlichkeit von Ortu (die Türken schreiben Ordu) mit *EP. Lev* und dem latein. *ordo* ein Spiel des Zufalls ist, oder auf Urverwandtschaft der Wurzeln hindeutet, mag dahingestellt bleiben. (W. Schott.)

ORTA, Noera, Stadt auf der asiatischen Insel *Kaval*, der Insel *Pico* gegenüber, am Strand in der Mitte der großen Bucht liegend, welche von *Pico* gebildet, den Haupthafen der Insel ausmacht. Die Stadt ist im Allgemeinen gut gebaut, doch sind die Straßen oft trümmig und schlecht gepflastert. Die Zahl der Bewohner beträgt 3 bis 4000. In der Nähe sind sehr gute Gärten. (L. F. Kämtz.)

ORTA (alte Geogr.). *Paulus Diaconus* (IV, 8) nennt ein Siedrichen *Orta* in der Nähe von *Polemartium*, in welchem letztem man das heutige *Romago* erkennt; man vermutet daher, daß es von *Ortanium*, welches *Plinius* (III, 5, 8) als einen Ort in *Etrurien*, ohne genauere Bestimmung der Lage nennt, nicht verschieden, und das heutige *Orta* (*Orte*, *Orti*) am Einflusse des *Nar* in die *Tiber* sei; es beziehen sich hierauf die *Horatianae clausae* bei *Virgil* (A. VII, 716). Auch erwähnt *Plinius* (III, 5, 9) *Ortaneses* in *Latium*, in der Nähe von *Latium* und *Lengua*. (H.)

ORTA (See). In der Provinz *Paganja* des Fürstentums *Piemont* befindet sich der *Lago di Orta* oder *di S. Giulio*; *Romen*, von welchen der erstere einer Stadt, an dem Ufer des Sees, und der andere einem Marktflecken angehört, der auf einem kleinen Eiland in dem See liegt. Der See ist von keiner großen Bedeutung, und hängt durch den *Sirona*, in welchen er sich durch die *Rogoglia* ergießt, die ihm an seinem nördlichen Ende bei *Omegia* entströmt, mit dem *Lago maggiore* zusammen, von welchem er sich im Westen und zwar von Norden nach Süden, etwa zwei Stunden weit, ausdehnt. Er ernährt sehr viele und große *Kale*, und hieß bei den Alten *Lacus Cusius*.

Orta (Stadt), liegt an dem See gleiches Namens, in einer anmutigen Gegend, zählt 1200 Einwohner und hat eine Pfarrkirche und ein Kloster der *Ursulinen*, in der Nähe oder auf einem Hügel am See und einer Landzunge ein *Capucinerkloster* und eine schöne, mit 32 Kapellen geschmückte Kirche. — Von ihr ist die gleich benannte Stadt in der *Delegation Biterro* des Kirchenstaats zu unterscheiden. Sie liegt an der *Tiber* auf einem Hügel, treibt Weinbau und etwas Handel, und hat eine Kathedrale, fünf Mönchs- und zwei Nonnenklöster. Von ihr führt ein Bisthum den Namen, welches mit *Civita Castellana* verbunden ist. (Eiselen.)

ORTACEA oder **ORTACEAS**, alter Name eines Flusses in *Asien*, in der Landschaft *Symotz*, welcher sich in den persischen Meerbusen ergießt und vielen Schlamm mit sich führt. (*Plin.* VI, 27, 31.) (H.)

ORTAGUREA, nach *Plinius* (IV, 11, 18), wenn anders die Stelle heil ist, der ältere Name der thrakischen Stadt *Maronea*. (H.)

ORTALIDA *Merrem* (Aves). Eine aus der Linne'schen Gattung *Penelope* geförderte Gattung von *Gaviol* (*eigne animal* ed. 2. I. 472) und *Boie* (*Ziss* XIX, 978) als solche angenommen, von *Lesson* (*Traité d'Ornithologie* p. 480) nur als Untergattung betrachtet, von *Epir* (*Avium species novae* II. 52), von *Wagler* (*Ziss* XXIII, 1109) und von *Reumied* (*Beiträge zur Naturgeschichte*, Braßilsien IV, 539) wieder mit *Penelope* vereinigt. Sie unterscheidet sich von dieser nach *Guvier* nur dadurch, daß die *Arten* fast nichts Nacktes an der Kehle und um die Augen haben — nach *Lesson* (l. c.) sind die Kennzeichen: Kopf und Vorderhals bedeckt, Augenkreis und zwei Linien an dem Schnabelwinkel nackt, *Wagler*, bei welchem sie die Abtheilung C der Gattung *Penelope* bildet, gibt folgende Kennzeichen an: Der innere *Fahnenbart* der ersten Schwungfedern ganzrandig; die *Tarsen* schwach, mit längerer Mittelzehe; das Kinn nackt, in der Mitte mit einer haarig setzigen Binde.

1) *O. Miotmot*, *Gmelin*, *Linnae* (*Phasianus guianensis* *Brissou* I. 270. t. 26. f. 2). *Fulcan* de la *Guilane*. pl. enl. 146 (mala). *Phasianus Parraque*, *Gmelin*. Ph. *Parraque Latham*, *Penelope Parraquea Temminck* Gallinae p. 85). *Haube* und *Oberrück* rostbraun, die ganze Oberseite olivenfarben, die Unterseite blaß olivengrau, der *Steiß* rostrot, die vier mittlern *Steuerefedern* erzgrün, die vier seitlichen *Asienien* rothbraun. Dieß ist die Zeichnung des männlichen weiblichen erwachsenen *Wagler*, mit welchem *Lesson* *Azara's* *Yacu naraguana*, *Reumied's* *Arracana* und *Humboldt's* *Phasianus garrulus* zusammengeordnet hat. Die Länge ist 19 Zoll, der *Schwanz* misst neun Zoll, zwei Linien, das *Waterland* ist *Cayenne* und *Guiana*.

2) *O. albiventris* *Wagler* (*Penelope* *Momot* av. *hornotina Temminck*). *Haube* und *Ohrn* rötlich, *Härlz* und *untere Flügeldeckfedern* himmelfarben, *Rücken*, den ganzen *Hügel*, die *Federn* des *Halbes* und der *Brust* olivendräunlich, die *letzten* heller und weißlich gerandet, *Unterleib* und *Bauch* weiß. *Reumied's* Zoll lang, der *Schwanz* acht Zoll. Lebt in *Brasilien* am *ren Amazonenfluss*.

3) *O. ruficeps*, *Mus. Berolin.* *Haute* und *Nacken* roth, *Oberseite* olivendunkel, *Brust* olivengrün, *Unterseite* grau, *Steiß* bräunlich, die zwei mittlern *Steuerefedern* erzgrün, die folgende ebenfalls gefärbt, mit rötlicher Spitze, die übrigen bis über die untere Hälfte erzgrün, dann zimmetrot. Nur 16½ Zoll lang, der *Schwanz* sieben Zoll, acht Linien. In *Brasilien*.

4) *O. garrula*, *Mus. Berol.* (*Chachalacamel*, *Hornandes* *Thea* p. 23. n. 41. *Phasianus garrulus* *Humboldt* *Observ. de Zool.* at *Anat.* I. p. 4. *Penel. Momot*, av. *juven. Temminck*). • Die ganze Oberseite und *Oberrück* graulich olivenfarben, die ersten *Schwungfedern* *Asienien* roth; die *Haube* rötlich, die *Steuerefedern* erzschwarz, mit weißem Endfede, der *Borberdauch* und *Bauch* weiß, *Steiß* und *Schienen* grau. *Seemanzig* Zoll, zehn Linien lang; der *Schwanz* 9½. In *Mexico*.

5) *O. yotla* Wagler. Olivenfarben, Hauhe und Ohren schieferfarben, Weiden, Steiß und Schienbeine bräunlich, Oberbauch und Bauch etwas röthlich, Steuerfedern oben erzgrün, mit einem großen schwarzeigen Endfleck. Länge 18 Zoll; die zwei mittlern Steuerfedern neun Zoll, zwei Einien, die äußerste nur 6½ Zoll lang. In Mexiko.

6) *O. poliocephala* Mus. Berol. Gränlich olivenfarben, Kopf und Hals oben schieferfarben, Vorderbauch, der Bauch in der Mitte und die Schienbeine weiß, Weiden und Steiß rothgelb, Steuerfedern erzschwarzlich mit einem großen rothgelben Endfleck. Bei dem jungen Vogel ist die rothgelbe Spitze der Steuerfedern schwarzgrün blätterförmig, die Schwungfedern sind an der Spitze rothgelb bunt. Der Ältere wird den Erwachsenen mehr ähnlich, Hauhe und Hinterkopf sind schieferfarben, Vorderbauch, Bauch und Schienbeine bräunlichweißlich, der Schwanz ist wie am erwachsenen Vogel. Die Länge beträgt 23½ Zoll, der Schwanz misst elf Zoll. Die sehr langen Steuerfedern sind wie beim *Cuculus* Cajanus gebildet. In Mexiko.

7) *O. canicollis* Wagler (L'Yacou-Caraguana Azara Voy. u. 336). Braunförmlich, grünlängend, Stirn und Schwungfedern schwärzlich, die übrige Theil des Kopfes und der Hals bleifarben; der Unterbauch und die Unterseite draun mit Weiß gemischt, der Schwanz fast schwarz, die äußere Steuerfeder, Schienen und Steiß zimmetroth. Länge 22 Zoll, Schwanz 9½. In Paraguay. Von Temminck, Vieillot und Lesson zu Momot gezählt, ist aber wahrscheinlich des letztern *Penelope Goudoti* (Mannul II, 217).

8) *O. guttata* Spix (Avium spec. nov. II, t. 73. P. squamula Lesson Diet. d. Sc. nat. 69. p. 195). Hauhe und ganze Oberseite kastbraun, Hals und Brust braun, jede Feder an der Spitze mit einer ziemlich breiten weißen Binde, Bauch und Unterleib bräunlich, Steiß und die drei äußern Steuerfedern kupferfarben, die übrigen erzbraun. Länge 19—20 Zoll, Schwanz neun Zoll. In Brasilien am Amazonasflusse.

9) *O. Aracuanus* Spix (l. c. t. 74. Pt. Max v. Reumier Beiträge z. Nat. Brasilien IV. S. 549. Der Aracuan). Bräunlich, Unterseite hellweißlich, Kehle und Brust graugrünlich, Steiß und Weiden röthlich, die vier mittlern Steuerfedern ergolienfarben, die feinsten kupferroth, an der Basis ergolienfarben. Von diesem Vogel gibt der Prinz von Reumier a. a. D. eine genauere Beschreibung, von der wir folgendes auszugewisse mittheilen:

Der männliche Vogel hat einen ziemlich kurzen Schnabel, an dem die Kuppe stark herabgebogen und etwas überreitet ist; der Kinnwinkel ist zum Theil nackt, die Zunge hornartig, kurz, peitschförmig, glattrandig, über dem Bogen hinter der Nasenart unter dem Mundwinkel am Kinnwinkel und auf der Mitte der Kehle stehen schwarze Bartborsten, die auf letzterer an der Wurzel schon Warte haben. Bogen und Umgebung des Auges nackt, Federn des Scheitels und des Halses an der Spitze etwas verschmälert, die Kehle zum Theil nackt, über ihre Mitte

vom Kinn herab läuft ein Streifen von Federn, welche stark glänzende Schäfte und an ihrer Spitze zum Theil kleine Barte haben. Die Flügel reichen kaum über die Schwanzwurzel hinaus, die Schwungfedern sind gestümmelt, die sechste und siebente die längsten; der Schwanz ist stark und lang abgestuft, die Weine sind mäßig hoch, die Federn an ihrem Wurzelgilde durch eine starke Spannaut verbunden, die Flügel etwas gestreckt. Die Iris ist dunkelbraun, der Schnabel des hornblau oder bleifarben, die Wurzeln beider Riesen dunkel, die nache, das Auge umgebende Haut bläulich schwarz; Kehle etwa neun Einien lang, abwärts nackt und fleischroth, allein über ihre Mitte läuft ein bläulich-schwarzer Streifen, der nur sparsam mit Federn besetzt ist; er theilt die nackte Kehle in zwei rothe Fiedern; Federn des Scheitels bis zur Ohrgegend hinab röthlich-braun, in ihrer Mitte dunkler, am Rande bläulich; Oberhals, Schultern und Rücken graubraun, mit einem starken olivengrünen Anstrich und Glanze, zum Theil mit schmalen hellern Rändern, Unterleiden ein wenig röthlich; Unterhals und Brust dunkel schwärzlich-graubraun, alle Federn des ersten mit weißlichen Spitzen, die der Brust mit weißlichen Rändern; Bauch weiß; Schenkel, Seiten der Unterschenkel und Steiß fast oliven-graubraun; Unterleiden und Steiß mit vielen Daunenfedern besetzt; Schwungfedern dunkel-graubraun, an der Vorderseite etwas olivengrünlich; mittlere Schwungfedern olivengrün, mit lebhaft grünem Kupferglanze, die drei äußern an jeder Seite nach Außen zunehmend rostroth, so daß die äußere nur an der Wurzel etwas grün, übrigens gänzlich rostroth ist, die zweite ist halb rostroth, die dritte nur an ihrer Spitze. Die Länge beträgt 20 Zoll fünf Einien, der Schwanz neun Zoll.

Der männliche Vogel hat einen höchst merkwürdigen Luftdrehbau. Diese läuft grade längs des Halses hinunter, geht nicht sogleich in den Thorax hinein, sondern äußerlich über die starken Brustmuskeln hinaus bis zu dem Bauche, wo sie wieder aufwärts steigt, und zur linken Seite des hinabsteigenden Hals abwärts über dem Brustbein in die Lungen eintritt. Der Bronchialkanal ist einfach gebildet und klein. Temminck hat die höchst ähnliche Lufttröbe der *Penelope Parrakana* abgebildet, welche mit der des Aracuan in allen Hauptzügen übereinstimmt, nur tritt bei dem letztern der wiederanstiegende Lufttröbenast zur Linken des herabsteigenden in den Thorax, da es bei der von Temminck abgebildeten des Parrakana fast umgekehrt zu verhalten scheint. Dem weiblichen Aracuan fehlt der weitere oder beschriebene Lufttröbenbau gänzlich, und er ist in dieser Hinsicht gebildet wie an derer Babel.

Das Weibchen unterscheidet sich außer dem Kennzeichen, daß seine Lufttröbe direct und ohne weitere Biegung in die Lungen tritt, nur wenig vom Männchen. Die Brustfedern sind weniger dunkel, Bauch und Schenkel mehr schwach bräunlich überlaufen, die mittlere Schwanzfeder, vielleicht etwas weniger lebhaft, kupfergrün, was indeß bei recht alten Vögeln kaum der Fall sein dürfte. An jungen weiblichen Vogel sind alle Par-

den matt und mehr unrein, die mittlern Schwanzfedern nicht kupfergrün mit Metallschimmer, sondern das graubraun, hier und da etwas kupferrothlich glänzend, die Unterseite schmutzig graugelb, die Brust sehr stark weißlich gewellt. Der ganz junge Vogel im ersten Gefieder hat am Kopf über jedem Auge einen breiten rothrothen Streifen.

Der Araucung ist dem Prinzen nicht fählicher als am Rio Doce vorgekommen, von da an nördlich, am Mucuri, Alcobaga, im Certão von Bahia, Minas Gerais; in den Schluchtwäldern und Caracós des Campo Geral kommt er nicht selten vor. Er scheint weniger in den geschlossenen großen Urwaldungen zu leben, als in Bor- und Niederwaldungen, Gatingas, Caracós, in den dicht verflochtenen, vom Winde niedergebhaltenen Gebüschen der Serüfste, welche aus Bromelia, Passiflora, Coccoloba, Cactus-, Cereus-, Eugenia-Myrtus und andern Gesträuchen so dicht ineinander gefügt sind, daß kaum in dieselben eindringen kann. Hier leben diese Vögel außer der Paarzeit in kleinen Gesellschaften. Der Hahn läßt seine laute, höchst sonderbare, aus mehreren abgebrochenen Tönen bestehende Stimme häufig hören. An den Serüfsten fand der Prinz diese Vögel oft paarweise in den weiter oben genannten Gesträuchern, wo seine Führerhunde sie aufjagten; alsdann tiefen sie so gleich ihre Stimme hören, und gaben noch andere Töne von sich. Am Fluß Alföös traf er sie an den Ufern auch im Anfange des Urwaldes. Ihr Nest sollen sie auf einem niedern Baume von Reisern erbauen und zwei bis drei weiße Eier legen. Im Monate Januar fand er an den Ufern des Mucuri schon starke junge Vögel dieser Art. Das Fleisch des Araucung ist angenehm zu essen und seine Brust ist sehr fleischig. In der Hauptsache aber die Lebensart und Manieren der übrigen Penelopiden.

(D. Thon.)

ORTALIDES Fallén. (Insecta). Eine Zweiflüglersfamilie, aus Latreille's scheidender Abtheilung Capromyene, der Tribus Muscidae, in der Familie Athericeae. Sie ist von Meigen ebenfalls nicht angenommen worden, und umfaßt die Gattungen Sepedon, Loxocera, Myzotomyza, Tephritus, Ortalis, Nesis, Myropoea, Scatophaga, Geomyza, Sapromyza und Laxania (l. d.).

(D. Thon.)

ORTALIS Fallén (Insecta) Buntfliegen. Eine Zweiflüglersgattung aus Fallén's Familie Ortalides, von Meigen (Synem. Beschreibung der bekannten europ. Zweiflügl. Insecten V. 272) in die Familie Muscidae gestellt. Ihre Kennzeichen sind: Fühler niedergebückt, schlief, dreigliedrig, das dritte Glied länglich, zusammengebückt; an der Wurzel mit nackter Borste. Untergesicht in der Mitte gewölbt, nackt; Stirn haarig; Augen länglich; Hinterleib fünf ringförmig; Flügel aufgeschlagen. Der Kopf halbfleugelig, die Nebenaugen länglich, auf dem Scheitel drei Punktaugen; Rüssel zurückgezogen, gekrümmt, fleischig. Rückenschild mehr vieredig, ohne Querradt. Hinterleib meistens lang, beim Männchen stumpf, beim Weibchen mehr spitzig mit gegliederter Ventrfläche, Schwänzen klein, Schwinger unbedeckt. Die Flügel bei allen

bekannten Arten mehr oder weniger braun u. gefleckt, bandirt u. Man kennt eine Menge Arten, welche von Fabricius unter Scatophaga, Dietya, Tephritia, von Schrank unter Trupanea aufgeführt wurden. Viele sind in Europa einheimisch, 26 zählt Meigen auf; von ausländischen beschreibt Wiedemann (Auseroeropaäische zweifl. Insecten II. 457) 15 Arten. Meigen sagt zwar a. a. D., daß die Naturgeschichte dieser Gattung noch unbekannt sei, inbeßem ward die der O. Cerasi bereits von Kraumur beschrieben, und Schrank sagt (Fauna boica III. 151) von seiner Gattung Trupanea, von welcher die meisten Arten zu Ortalis gehören: „Die Larven dieser Gattung sind länglich, vorn spitziger, hinten stumpf; der Kopf ist veränderlich und die Lebensart sehr einfach; sie leben nämlich im Innern der Samen oder zwischen denselben, oder in eigenen Gällen. Die letzte Art (O. Cerasi) lebt im weichen Fleische der Rirschenfrucht. Die Verwandlungen gehen gewöhnlich ebendasselbe vor, wo die Larve gelebt hat; einige Arten gehen daher in die Erde.“ „Die Fliegen haben viel Eigenes, das nicht so leicht zu beschreiben ist.“ Sie spielen viel mit ihren Flügeln und schwingen sie oft. Ihr Gang geschieht ruckweise und gleichsam in kleinen Sprüngen; sie fliehe dabei nicht sehr schlingig, ob sie gleich sehr gut fliegen u.“ Als Typen der Gattung nehmen wir auf:

1) O. Cerasi Linnaé (Muscen C. Tephritia mali und morio Fabr. Syst. Anal. Ort. uliginosae Fallén Mouche du Nigerrareu Raum. Ins. II. pl. 33. f. 17—23). Untergesicht und Stirn pomeranzengelb, weiß getandet, Fühler pomeranzengelb; Leib glänzend schwarz, etwas metallisch, Beine schwarz mit rothgelben Hüften; Flügel weiß mit kastanienbraunen Binden; die erste an der Wurzel schlief breit, nach Innen ver wachsen, am Hinterrande der Flügel mit der zweiten schmälern verbunden, der dritte und vierte vorn zur Hälfte zusammengefloßen. Im Mai und Juni im Grase, auf Brennnesseln. Die Larve lebt im Fleische der bunten Herzkirsche, geht aber zur Verwandlung in die Erde. 14 Linie lang.

2) O. Syngenesiae Fabricius (O. Juncorum Fallén) Kopf glänzend schwarz, Fühler schwarzbraun, Leib glänzend schwarz, mit etwas Metallglanz; Schwinger braun, Beine schwarz, die hintersten Flügel rothgelb; Flügel wasserfärblich: von der Wurzel aus geht ein kastanienbrauner Saum am Vorderende bis zur ersten Binde, die am Vorderrande, die zweite und dritte schließen die beiden Hinterenden ein, alle drei enden auf der fünften Binde; aber ein großer halbkreisförmiger, kastanienbrauner Fleck den nimmt die Flügelspitze ein. Im Juli auf Weizen, hauptsächlich im Juni. 14 Linie lang. (D. Thon.)

ORTBAND (pre synepone Orban; trussche Sprachband und Reclatierthür) vom alten Ort), Ede, Spitze und Band (vinculum), heißt die blickerne Zwinge, welche unten zum Verchlusse der Spitze eines Schwertes oder Degen dient (scinula ferrea, quibus extremities vaginarum munitur), lamina ferrea in

1) Kirschenkirsche B. POL. 1763. 2) Schiffer, Beschreibung des Schwertschneides, Thesaur. Anal. Tent. T. II. p. 225.

sine vaginae³⁾). Bei einem gerichtlichen Zweikampfe mußten die Kämpfer die Dribänder von den Schwertscheiden abbrechen, es sei denn, daß der Richter ihnen die Beibehaltung derselben erlaubte⁴⁾. Jeder Kämpfer mußte nämlich ein bloßes Schwert in der Hand haben, und eins oder zwei umgürtet, wie in seiner Willkür stand⁵⁾. Die Abbrechung der Dribänder hatte den Zweck, daß derjenige, wenn die Schwerter zersprungen, oder der Schild zerhauen war, sich nicht mit den Schwertscheiden verteidigen, sondern als durch Gottesgericht bezeugt, unterliegen sollte. Diefes erhellt aus Folgendem: In der andern Hand mußte jeder Kämpfer einen runden Schild haben, an welchem nichts als Holz und Leder sein durfte, außer den Buckeln, welche von Holz sein mußten⁶⁾. Was der Schwabenspiegel Ordnamt (alte Mehrzahl) nennt, hierfür sagt der Sachsenspiegel: Drieten (ortion nach der leipziger Handschrift, nach der quetlinburger ort iseron, eiserne Drie) sollen sie von den Schwertern der Scheiden brechen, und im lateinischen Texte heißt es: de vagina ferrum auferant. Dribänder hatten also auch die erweiterte Bedeutung von allen eisernen Bändern an den Schwertscheiden. Das Abbrechen der Dribänder hatte aber in den frühesten Zeiten, aller Wahrscheinlichkeit nach, nicht diesen Zweck allein, die Schwertscheiden zur Vertheidigung andruckbar zu machen, sondern man wollte wohl zugleich auch der Scheide durch Zerbrechung der eisernen Bänder ihre Kraft nehmen, die sie etwas durch Aufsteckstücke erhalten, da man bei Zweikämpfen, wie aus dem Gesetz der Baiern erhellt, nichts so sehr als Einwirkung von Aufsteckstücken fürchtete⁷⁾.

(Ferdinand Wächter.)

ORTBOHR (Bergbau), nicht Ort vom Bohr, auch nicht Ort-Bohrer, denn dies bezeichnet den todenden Arbeiter. Das Wort bedeutet den Grsteinbohr zum Gebrauch beim Dribbetriebe. Als die Bohr- und Schiefsarbeit noch neu, wenig geübt war, unterschied man Strossenböhre, Hölstenböhre, Dribböhre. Sie waren meist von der Form, welche man jetzt Kronenböhre nennt (s. diesen Art., sowie Bohr und Geböhre). Eine 14^{te} starke eiserne Stange mit vier vorstehenden Ecken von Stahl am Ende (Kopf). Durch das Schlagen mit dem Bohrfäusel, Dribfäusel gegen das obere Ende wurden diese Ecken in das Gestein eingetrieben, dieses zermolmt, und so entstand das Bohrfloch. Später fand man, daß der Weisfäusel im Allgemeinen wirksamer sei (s. d. Art.).

Jene starken Dribböhre, die ein 14-Zoll weites Loch machten, bedurften des kräftigen Schlages mit schweren Fäuseln, mußten, wie jeder Grsteinbohr, vor jedem Schlage umgelegt werden: dies war mehr als ein Ar-

beiter auf die Dauer verrichten konnte. Daher wurde in der Regel zwei- auch wol dreimännig gebohrt: zwei Arbeiter zusammen, einer schlug, der andere setzte um. Da das Schlagen anstrengender ist, so wechselten sie von Zeit zu Zeit (alle viertel oder halbe Stunden). Waren drei zusammen, so ruhte immer der eine ganz (s. zweimännig, dreimännig, Geböhren). Der Strossenbohr war noch etwas stärker; der Hölstenbohr dem Dribbohr gleich.

Jedes Paar Bohrthauer hatte seine eigenen Böhre; zu einem Sage gehören wenigstens drei solcher Werkzeuge, der Anfangs-, Mittel- und Abbohr oder lange Bohr (s. Saßböhre). Heutzutage hat dieser Name seine unterscheidende Bedeutung verloren, da man fast überall einmännig bohrt, die vor Driern auf Strossen und in Hölsten gebrauchten Böhre einander gleich und die Hälle seiten find, wo das stärkere zweimännige Geböhre vortheilhaft wäre.

ORTDAMM (Bergbau). Wenn ein Ort mit Wasserferse, d. h. ein solches, auf dessen Sohle Wasser abgehen, sählig oder horizontal erlangt werden soll, so geschieht dieses durch Beibehaltung eines gewissen gleichbleibenden Wasserstandes vor Ort (s. Sohle, Ortssohle, Stollensohle). Damit aber dieser Wasserstand von 6, 8, 12 bis 20 Zoll Höhe, der Ortsarbeit, zumal in der untern Hälfte des Ortes, nicht hinderlich werde, bedarf man zweier Dämme, durch welche man die Wasser beliebig abdammen und wieder nachtreten (nachspiegeln) lassen kann. Der eine, der Hauptdamm, befindet sich stets einle, oft mehrere Lachter rückwärts vom anstehenden Orte; er ist der stärkste, höchste, sicherste. Dem Orte nahe, in 1, 2, 3 und mehr Ert. Entfernung — diese richtet sich nach Zahl und Länge der Ortsstrossen — wird ein zweiter schwächerer, niedriger der Ortstamm vorge richtet (vergl. die Figur 4 zu dem Art. Ortsprofil). Er dient, die dem Orte selbst zugehenden Wasser immer wieder zu entfernen, indem solche aus dem Raume zwischen Ort und Ortstamm, über den letztern weggepumpt, weggeschöpft (weggespült) werden. Der Ortstamm wird öfters dem Orte nachgerückt, der Hauptdamm nicht eher als bis die Ortssohle auf eine nicht unbedeutende, neu aufgefahrene Länge untersucht und richtig befunden worden.

Man konstruirt den Ortstamm von den Hauptdamm (nur weniger dauerhaft) durch zwei Wände aus die hohe Kante gestellten Bohlen (Pfosten) in 6–8^{te} Entfernung von einander, den Zwischenraum rammt man mit Thon oder Kafen aus. An den Drifsohlen werden diese Bohlen etwas eingebaut, oder mit Holzkeilen fest angetrieben, auch wol Spreizen, wie Stege, davor und dahinter geschlagen.

(Plümicke.)

ORTE. Mit diesem Namen wurden bis 1798 die verschiedenen Staaten, welche die schweizerische Eidgenossenschaft bilden, bezeichnet, mit Ausnahme der gemeinen Herrschaften (s. den Art. Herrschaften). Man unterscheidet zwischen den acht alten Orten und den neuern Orten; beide Classen zusammen heißen die dreizehn Orte. Von ihnen waren verschiedene die zugewandten Orte. Die acht alten Orte waren

3) Joh. Georg Wächter, Gloss. Germ. p. 1172. Bergl. (Alling) dreimäh-niederländisches Wörterbuch, 3. Bd. S. 269. R. Fr. T. Zandt, Glossar zum Wörter des Diction des Rittungen und der Klage. S. 38. 4) Schwabenspiegel S. 386: Die 14 von Kamppe, §. 14. S. 225. 5) Sachsenspiegel, 4. Buch. Art. S. 124. Örtnerische Ausgabe. S. 142. 6) Sachsenspiegel, 4. u. 5. Schwabenspiegel, 4. u. 5. §. 7. 7) Lex. Historiarum. De popularibus legibus. Cap. VI. de Georgio Corpore Juris Germanici antiqui. p. 330.

X. Capit. d. M. u. L. Dritte Section. VI.

nach der Reife, wie sie ins eidgenössische Bündniß getreten, Uri, Schwyz, Unterwalden, Luzern, Zürich, Glarus, Zug und Bern. Aber diese Ordnung bestimmte nicht die Rangordnung. Zürich, als alte berühmte Reichsstadt, hatte, ohne daß eine förmliche Ueberkunft getrossen war, die erste Stelle im Bunde; dann folgte Bern, Luzern, und erst auf dieses die demokratischen Orte Uri u. Bis zum Ende des 14. Jahrh. erscheint sogar das demokratische Zug, als eine Stadt, vor den Orten Uri, Schwyz und Unterwalden, in den Urkunden, und blieb auch nachher in der Rangordnung vor Glarus. Dieser Vorrang der Städte begründete indessen keinerlei Vorrecht, und stützte sich auf keinen Vertrag, sondern er war stillschweigend durch das größte Ansehen der Städte entstanden. Nur für Zürich entwickelte sich daraus im Verlaufe der Zeiten das Vorrecht, die Tagelagungen zu versammeln und den wirklichen Vorort zu bilden, an den alles zuerst gelangte, was die gesamte Eidgenossenschaft betraf; allein ganz unrichtig ist es, wenn in neuern historischen Schriften schon im 15. Jahrh. von einem Vororte gesprochen wird. Ubrigens nannten sich diese acht verbündeten Staaten, deren Bund sich von 1303 bis 1353 gebildet hatte, sehr lange Zeit nicht Orte, sondern Städte und Ländchen der Eidgenossenschaft; erst seit dem langer Verfall (1481) wird diese Benennung gebräuchlich. Bis dahin blieb auch der eigentliche Bund aus jene acht Orte beschränkt; obgleich schon andere Städte und Länder Bündnisse mit einzelnen dieser Orte, oder auch mit allen geschlossen hatten, aber dabei immer in einem gewissen untergeordneten Verhältnisse blieben. Namentlich erhielten solche Bundesgenossen keinen Antheil an den im Kargau, Thurgau und Sarganserlande gemachten Eroberungen. Seit dem J. 1481 bis 1513 wurden dann die fünf neuern Orte Freiburg, Solothurn, Basel, Schaffhausen und Appenzel in den wirklichen Bund aufgenommen, doch mit nicht ganz gleichen Bestimmungen. Diese dreizehn Orte, die sich später auch Städte nannten und von Frankreich her den Namen Cantone erhielten, bildeten die eigentliche Eidgenossenschaft. In sehr verschiedenen Verhältnissen standen zu ihnen die zugewandten Orte, d. h. diejenigen Glieder des eidgenössischen Staatenbundes (ein Bundeskaat konnte die Eidgenossenschaft wegen ihrer sehr lockern Zusammenhanges nicht genannt werden), welche keine Unterthanen der wirklichen Orte waren, wie die gemeinen Herrschaften, sondern unabhängige Gemeintheiten bildeten, aber mit mehreren oder wenigern Orten verbündet, und daher zur Theilnahme an der allgemeinen Landesverteidigung verpflichtet und zu Hülfesuchen berechtigt waren. Unter sich konnten die zugewandten Orte in keinem andern Zusammenhange, als welchen nachbarliche, Religions- und andere Verhältnisse zwischen einzelnen bildeten; eine Corporation oder Gesamtheit machten sie nie aus. Nach ihrem Verhältnisse zu den wirklichen Orten theilten sie sich in zwei Hauptklassen: 1) Diejenigen, deren Gesandte auf den gemeinlichen Tagelagungen erschienen; diese standen in engerer Verbindung mit den wirklichen Orten und hießen Socii. 2) Diejenigen zugewandten Orte, welche

entweder niemals oder nur in außerordentlichen Fällen zu Tagelagungen berufen wurden, Conföderati. Zur ersten Classe gehörte: a) Der Fürst-Abt von St. Gallen mit seinem Gebiete, dem Toggenburg und der alten Landschaft. b) Die Stadt St. Gallen. c) Die Stadt Biel. Zur zweiten Classe gehörten: a) Die Republik Graubünden. b) Die Landschaft Valais. c) Die Stadt Genf. d) Das Fürstenthum Neuchâtel. e) Der Bischof von Basel für einen Theil seines Gebietes. f) Die Stadt Nidhausem im Elsass. Nidhausem, seit 1515 mit allen dreizehn Orten verbündet, gehörte bis zum J. 1587 zur ersten Classe; allein während der in diesem Jahr in der Stadt entstandenen Unruhen kündigten ihm die katholischen Orte das Bündniß auf, und verweigerten jede fernere Zulassung ihrer Gesandten auf Tagelagungen; nachher waren alle Bemühungen zur Herstellung desselben fruchtlos. Die reformierten Orte hingegen setzten das Bündniß fort, bis Nidhausem 1797 Frankreich einverleibt wurde. Die übrigen zugewandten Orte standen unmittelbar mit folgenden Orten in Bündnissen: 1) Der Abt von St. Gallen seit 1482 mit Zürich, Luzern, Schwyz und Glarus. 2) Die Stadt St. Gallen seit 1484 mit Zürich, Bern, Luzern, Schwyz, Zug und Glarus. 3) Die Stadt Biel mit Bern seit 1352, mit Freiburg seit 1382 und Solothurn seit 1496. 4) Graubünden, der obere und der Gottschaldenbund, standen seit 1497 und 1498 mit Zürich, Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug und Glarus im Bündnisse; seit 1590 auch der Schergerichtenbund mit Zürich und Glarus, und alle drei Bünde seit 1602 auch mit Bern. 5) Valais seit 1475 mit Bern, Freiburg und Solothurn, und seit 1533 mit Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden und Zug. 6) Genf seit 1526 mit Bern und seit 1584 mit Zürich. 7) Neuchâtel seit 1406 mit Bern, und seit 1468 mit Luzern, Freiburg und Solothurn. 8) Der Bischof von Basel seit 1579 mit Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug, Freiburg und Solothurn. 9) Nidhausem s. oben. Noch gehörte früher zu den zugewandten Orten die Stadt Rainwil in Schwaben, welche seit 1519 mit allen eidgenössischen Orten verbündet war und zur ersten Classe gehörte; allein vorzüglich während des dreißigjährigen Kriegs entfernte sie sich von den Eidgenossen und nahm an den Tagelagungen nicht mehr Antheil. Klüber rüf für die katholische Religion vertrieben, den kaiserlichen Truppen den Durchzug zu gestatten, Besatzung einzunehmen und das eidgenössische Wappen von dem Ädoren wegzuschaffen. Seit dieser Zeit wurde sie von den meisten Orten als nicht mehr zum Bunde gehörig betrachtet; doch verwendeten sich die Eidgenossen bei Ludwig XIV. in den Jahren 1688 und 1704 mit Erfolg für diese ehemaligen Bundesgenossen. Seit 1798 hat nun dieser Unterschied von wirklichen und bloß zugewandten Orten der Eidgenossenschaft gänzlich aufgehört, sowie auch keine gemeine Herrschaften mehr existiren. Die ganze Schweiz ist jetzt in 22 Cantone oder Städte getheilt, alle mit gleichen Rechten und durch ein gemeinschaftliches Bündniß vereinigt. — Noch sind folgende Benennungen zu bemerken: Die fünf Orte (eigentlich

die fünf katholischen Orte), Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden und Zug. Die sieben Orte, damit werden bald die sieben alten Orte, Zürich, Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug und Glarus, bald die sieben katholischen Orte Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug, Freiburg und Solothurn bezeichnet.

(Kacher.)
Ortega, f. Ortega.

ORTEGA. Es gibt mehrer spanische Künstler dieses Namens, die verschiedenen Zeiten angehören *).

1) Franz de O., lebte im 17. und zu Anfang des 18. Jahrh., malte viel in Fresco für verschiedene Kirchen Madrids, besonders sind viele Gemälde desselben in der Kirche de la mercede Salada. Philipp V., König von Spanien, ernannte ihn und mehrer seiner Kunstgenossen, um die in der Hauptstadt befindlichen älttern und spätern Kunstwerke zu schützen.

2) Johann de O., war ein Glasmaler des 16. Jahrh., welcher im J. 1534 in der Hauptkirche zu Toledo Vieles arbeitete.

3) St. Johann de O., war ein Sohn von Blasquez de Ortega, einer der berühmten älttern Baumeister Spaniens, geboren zu Fontana d'Ortuno bei Burgos. Die in den Provinzen von Spanien ausgebrochenen Unruhen nöthigten ihn zu einer Auswanderung, er ging dieselbe nach dem gelobten Lande, besuchte als Pilger Jerusalem, und begab sich von da in die Gärten von Montedosa, wo er eine Kirche und ein Hospital erbaute. Spanien verbannt ihm übrigens mehrer sehr gute Wasser- und Landbaue, wovon noch manche schöne Uebersetzer sein Andenken brunsdnen.

4) Peter de O., ein Maler in Sevilla im 16. Jahrh., von welchem aber weiter nichts bekannt ist, als daß er in der Kathedrale zu Sevilla die dortigen Gemälde ausbesserte.

(Frensch.)

ORTEGA. Diese Pflanzengattung aus der ersten Ordnung der dritten Linne'schen Classe und aus der Familie der Paronychiaceen hat Lötting (Reise nach Spanien, übers. von Köhlin, S. 161) so genannt nach Don Gaspar Gomez de Ortega, einem spanischen Botaniker, welcher in der zweiten Hälfte des verfloffenen Jahrhunderts lebte (geb. 1730, gest. in Madrid 1810). Ortega war Oberfeldapotheker der spanischen Arme, Besitzer einer eigenen Apotheke in Madrid, Secretair der medicinischen Akademie und Vorfeser des botanischen Gartens zu Madrid. Er machte Reisen durch Italien, Frankreich, Holland und England, setzte Divers Flora von Spanien fort (Continuacion de la flora española, tom. V. VI. Madr. 1784. 4.), beschrieb die Seitenreihen des botanischen Gartens zu Madrid (Novarum rariorum plantarum hort. Matr. decades 1—8, Matr. 1797—1799. 4.), gab botanische Tabellen mit einer kurzen Terminologie (Tabulas botanicae, in quibus classes, sectiones et genera plantarum in institutionibus Tournesfortianis tradita, synoptice exhibentur, Matr. 1784. 4., lat. und span. Madr. 1783) und ein botanisches Handbuch mit Palau y Verdera (Curso ele-

mental de botanica, Madr. 1785) heraus; auch hat man von ihm eine Abhandlung über den Wasserfischling (De Cicuta commentarius, Matr. 1763. 4., auch spanisch in demf. J.), über den englischen Piment (Historia natural de la Malagüeta o Pimienta de Tavares, Madr. 1780. fol.) und über die Wälder von Trillo (Tratado de las aguas termiales de Trillo, Madr. 1778). — Der Charakter der Gattung Ortega besteht in einem fünfseitigen Kelche, fehlender Corolle, drei fruchtbaren und zwei unfruchtbaren, schuppenförmigen Staubfäden, einem einfachen Kapsel mit knospenförmiger oder dreispaltiger Nahe und einer einfächerigen, an der Spitze noch drei Seiten aufspringenden Kapsel, deren zahlreiche Samen vermittelst haarförmiger Stränge am Grunde befestigt sind. Die beiden bekannten Arten sind perennirende (cultivirt meist einjährige) kleine Kräuter: 1) O. hispanica L. (Cuv. ic. t. 47, Gärtn. t. 129, Lam. ill. t. 29, Juncaria Clus. hist. II. p. 174. f. 2), mit aufrechtem, wenig ästigem Stengel und knospenförmiger Nahe; in Spanien und im nördlichen Afrika. 2) O. dichotoma All. (Act. taur. III. p. 176. t. 4. f. 1) mit sehr ästigem, niederliegendem Stengel und dreispaltiger Nahe; in Piemont. (A. Sprengel.)

ORTELIUS (Abraham), unter welchem Namen er viel bekannt ist, als unter dem teutschen Ortel. Dieser achtungswürdige Gelehrte wurde den 2. April 1527 in Antwerpen geboren; sein Großvater war ein Leutscher, stammte von Augsburg und hatte sich in Antwerpen niedergelassen; sein Vater war Leonard Ortel, seine Mutter Anna Herwayers. Unser Abraham zeigte früh seltene Talente, ungemeinen Eifer für die Studien; im Lateinischen und Griechischen unterrichtete ihn der Vater bis zu seinem Tode (1535) selbst; später andere Lehrer; aber in der Mathematik machte er fast ohne alle fremde Anleitung die größten Fortschritte. Dem J. 1557 an dachte er endlich daran, sich durch Reisen weiter auszubilden; anfangs besuchte er jährlich zweimal die Messen in Frankfurt a. M.; im J. 1575 bereiste er mit einem Freunde, J. Blotius, einem gelehrten Kaufmann von Valenciennes, die Niederlande und einen Theil von Teutschland, dann (1577) mit seinem Vetter Emanuel Demeitius oder Metern (denn ich finde beide Angaben) England und Irland; dreimal, das letzte Mal 1578, besuchte er Italien. Seine Reisen und ausgetreteten Verbindungen benutzte er zum Ankauf von Münzen, Medaillen und andern Alterthümern und Naturalien, sodas er allmählig in seiner Vaterstadt eines der interessantesten und reichhaltigsten Cabinetes stiftete, das man bis dahin in den Niederlanden gesehen hatte. Den Zutritt zu denselben und zu einer ebenso werthvollen Bibliothek schenkt er mit der größten Bereitwilligkeit allen Gelehrten geöffnet, auch Abwesenden ihre Benutzung gestattet zu haben *). Sein Haus wurde daher auch

1) Epistula in der Dedicacion der Abhandlung de amphitheatris, nur zu bewachen quodam natura es, mi Ortelii, qui rem omnium tuum, librum tam prompto non offere mihi solum, sed ultro adfero. Vix infeceram de libello aliquot, tu mihi promissum largi-

*) Man sehe Hieron. Vol. IV. und Bild.

von Personen des höchsten Ranges wie von Geringern besucht. Seine Reisen und seine Studien waren alle auf ein Ziel gerichtet, auf Geographie und Länderkunde; durch das Studium der Inschriften suchte er besonders das Verhältnis der alten zur neuen Geographie oder der alten und neuen Ortsbenennungen auszumitteln. Dieses Studium beschäftigte ihn seit seiner Rückkehr fast ausschließlich. Für sein brevium oder seinen thesaurus geographicus las er, wie er selbst in der Vorrede zu diesem Werke sagt, alle Schriftsteller des Alterthums, sowohl Prosa- als Kirchen-Schriftsteller, zum Theil im Manuscripte, sehr viele Schriftsteller des Mittelalters und der neuern Zeit durch und verglich dazu die Münzen und andere Monumente von Marmor und Erz. Das erste Werk, womit er vor dem Publicum auftrat, war der erste Atlas, den man überhaupt hatte, oder das Theatrum orbis terrarum, und damit erwarb er sich die Anerkennung seines Landesherren, Philipp II. von Spanien, dem er es zugeteilt hatte und der ihm dafür den Titel eines königlichen Geographen ertheilte, welchen er schon im J. 1575 führte, aber in nicht geringerem Grade die Achtung und den Beifall seiner gelehrten Zeitgenossen, den er durch seine folgenden gelehrten Werke zu erhalten und zu steigern verstand. Wir finden Ortelius in freundschaftlicher Verbindung mit den bedeutendsten seiner Zeitgenossen; ich erwähne nur von Deutschen Jakob Monau, Martin Wessler, Joachim Camerarius, Nikolaus Rhedinger aus Breslau, Gerard Mercator, den berühmten Geographen, der, um dem Absage der Römischen Akademie nicht hinderlich zu werden, die Bekanntmachung seiner eigenen Karten aussetzte¹⁾; von Niederländern Torrensius, Andreas Schottus, den Jesuiten Raphaelengius, von allem Julius Kipfius, den großen Philologen, von dem sich mehre freundschaftliche Briefe an Ortelius in seinen gesammelten Werken finden (vergl. *Lipsius*, Epistol. Quæst. IV, 4. Epistol. Misc. I, 54. II, 37, 59 ad Belg. III, 41), der ihm auch seine Abhandlung „de amphitheatris quæ extra Romanam“ zugeleitet; ferner von Spaniern Montanus, von Italienern Fulv. Ursini, von Franzosen Pierre Pithö. Er lebte müßig, eingegeben, so daß er selten seine Arbeitsruhe verließ, und fern von Bestrebungen des Ehrgeizes ausschließlich für sein Fach; er blieb unverheiratet und starb nach einer langwierigen²⁾ Krankheit den 26. Juni 1598, in einem Alter von 71 Jahren, noch während dieser Krankheit literarisch thätig. Wenige Tage vor seinem Tode sprach er zu seinen Freunden, die sein Bett umstanden, wie er Nichts

auf der Welt hätte, das er nicht aufgeben könne und gern aufgeben wolle. Seine Gleichgültigkeit gegen das Leben bezeichnet auch die von ihm erwähnte Drüse, ein Erdlobus mit der Umschrift: *Contemno et orno mortuam*. Seine Leiche wurde in der Michaelskirche von Antwerpen beigesetzt, wo seine Schwester und Schwesterfinder ihm ein Denkmal errichten ließen, zu dem Kipfius die Inschrift machte³⁾. Hr. Smeert hat eine Sammlung von lateinischen Versen, welche die Dichter jener Zeit zu Ehren des Ortelius verfaßt hatten, herausgegeben und ihre trefflichen Lebensbeschreibungen folgen lassen, die ich hier benützt habe. Sein Bild, wie es vor dem theat. orb. terrar. steht, zeigt kräftige, männliche, kuge, scharfe Züge, eine gewisse vornehme Haltung und Wohlthätigkeit; es trägt die Unterschrift:

Spectandum dedit Ortelius mortalibus orbem
Orbi spectandum Gallesus Ortelius. Papias.

Er war von langer Statur, schwächlichen Körper, hatte blondes Haar, blaue Augen, breite Stirn; im Gange war er gesäßig, freundlich, heiter, weig und fern vom Stolz und Hochacht.

Die Schriften des Ortelius, die ihm unter seinen Zeitgenossen den Beinamen des neuen Ptolemäus erworben haben, sind hauptsächlich folgende: 1. Theatrum orbis terrarum. Zur Zeit des Ortelius hatte die Geographie bereits mancherlei Fortschritte gemacht, die Portugiesen und Spanier hatten bereits Afrika und Asien genauer kennen gelehrt, America entdeckt, verschiedene Reiseberichte waren herausgegeben, von mehreren europäischen Ländern Karten bekannt gemacht; aber diese Hilfsmittel waren kostbar, zerstreut und zum Theil schwer zugänglich. Ortelius sagte daher den Plan, zum ersten Mal einen Gesamtatlas der damals bekannten Welt herauszugeben, und führte im J. 1570 sein Vorhaben aus. Zu dem Ende wählte er unter den von jedem Lande bekannt gemachten Karten diejenigen aus, welche ihm die beste seien, reducirte sie auf das von ihm gewählte Format, und gestattete sich in denselben Karten, die mit dem Namen ihrer Verfasser versehen waren, keine andere Änderung, als daß er zuweilen die Ortsnamen leserlicher machte, oder die alten Benennungen zu den neuern hinzufügte; nur in einigen beigesetzten Karten trug er die von Petre bewirkten Änderungen nach. Freier ging er mit denselben Karten um, die nicht mit dem Namen

ter ex ubere tua ponit et ambabus, quod Graeci dicunt, molibus donat. — Nec discitur vni mihi apparatus istum fuisse ad meam hanc artem.

3) Vergl. das Cyprium beßeren theil dem theat. orb. 3) Kipfius schreibt unter IV. Nov. Mart. Isaac Jahres: Tridius non hoc auidi valedicere tibi ab aliquot repentinis parum ex nostro et publico voto esse, sed recuperabis illam veterem spero tua industria et constantia (ad Belg. III, 41); unter dem XV. Kal. Jun. schreibt er zu Jakob Monau: Ortelius nosse — tanto morbo distinetur et vereor ut fatali; nam medicis aequum labor cutem autumat esse.

4) Abrahami Ortelii, quem urbs urbium Antverpia edidit, rex regum Philippus geographum habuit, monumentum hic videtur. Brevis terra cum capiti, qui ipse orbem terrarum cepit, stello et tabulis illustravit, sed mente contempti, qui caelum et alta suscepit, constans adversus spes aut metus, amicitiam cultore condere, fide, officio, quicquid cultus, sine illo, vixit, vitam habuit, quid aliud votum, ut mox quocumque aeterna et quies sit, votis hanc lector. Obiit IIII. Kal. Julii anno MDIOXCVIII. Vixit annos LXXI. mens. II, dies LXXX. Cui ex sorore nepotes B. M. Post. — In sarcophago. Piae memoriae sacra. Abrahami Ortelii Antverp. Geographo regis fratri christiano Anna Ortelia caelestis caelibus. H. M. F. Anno MDIOXCVIII. Hæc meta laborum. 5) Insignum hujus aevi poetarum Iheronymi in obitu Cl. V. Abrahami Ortelii Antverpiensis etc. Antverp. ap. Joan. Koebergium Anno MDIOCI.

ihren Verfasser bezeichnet waren, und brachte hier die ihm nothwendig erschienenen Änderungen an. Von einigen Ländern mußte er selbst neue Karten entwerfen. Er habe, erklärt er im Vorworte, nicht fremden Ruhm verfeinern wollen, sei durch seine artzume, sondern lediglich durch den Wunsch nützlich zu werden, zur Herausgabe seines Werkes bemogen worden. Wenn man einige Karten vermessen sollte, so möge man dies nicht seiner Nachlässigkeit Schuld geben, noch glauben, daß es ihm an Bereitwilligkeit fehle, die nöthigen Kosten herzugeben, sondern weil es von solchen Gegenden entweder keine Karte gäbe, oder ihm keine zu Gesichte gekommen wäre. Das Werk ist in 4. Fol. gedruckt in Antwerpen, in der Druckerei von Egid. Goppin Dresse; die Karten sind von Franz Hogenberg, Ferdinand und Ambrosius Ortelius geflochten. Auf der Kehrseite der Karten befindet sich eine durch verständliche Auswahl wie durch Präcision sich gleich sehr empfehlende kurze statische Beschreibung des dargestellten Landes und seiner Bewohner und eine Angabe über die Bücher alter und neuer Zeit, in denen man darüber weitere Auskunft findet. Das Exemplar, was ich vor Augen habe, und etwa in das J. 1580 gehört, enthält 93 Blatt; Druck und Papier sind vorzüglich, Farben noch so frisch, wie neu. Das Werk wurde mit allgemeinem Beifall aufgenommen, und es ist, sowohl bei Lebzeiten des Verfassers (1571, 1573, 1575, 1578, 1587) jedesmal mit Zusätzen und Verbesserungen, als nach seinem Tode verschiedentlich wieder angefaßt worden (ed. nov. anst. eur. *Balth. Moreti* 624. 1.); man hat Auszüge u. a. denselben gegeben, es ins Französische (1592, 1596 u. s.), ins Italienische und Spanische übersezt. Dieses Werk wird in der Geschichte der Geographie, wie viel auch über seinen compilatorischen Charakter gesagt mag, wie sehr sich auch die verschiedenen Karten mehrfach widersprechen, wie groß auch die Fortschritte sind, welche die neuere Geographie gemacht hat, immer eine sehr bedeutende Stelle einnehmen. D'Anville urtheilt darüber: *Cet atlas conforme quelques morceaux, qu'il auroit été avantageux aux auteurs de cartes jusque à nos jours de consulter et dont la negligence dans la recherche de ce qu'on peut rassembler de matériaux a fait perdre le secours.*

II. Ortelius veranlaßt den Arnold Rylius, aus seinen (des Ortelius) Papieren für die erste Ausgabe des Theatrum einen Index unter folgendem Titel zu entwerfen: *Antiqua regionum, insularum nomina, recentibus eorumdem nominibus explicata, auctoribus quibus sie vocantur addiecta.* In der Ausgabe von 1573 wurde dieser Index von Ortelius selbst erweitert und unter dem Titel *Synonymia locorum geographiceorum sive antiqua et recentia* gegeben. Allmählig er-

weiterte sich die Synonymie durch Aufnahme von einigen 1000 Wörtern zu einem eigenen Werke, das im Verlage von Gualthoporus Plantinus 1578 in Quert erschienen. Von nun an gab er zum Theatrum als Zugabe den Nomenclator Ptolemaeus, omnia locorum vocabula, quae in tota Ptolemaei geographia occurrunt, continens etc. Antverpiae. Abrahamo Ortelio, Cosmographo Regio excedebat Christophorus Plantinus. MDLXXIX. 4. Fol. In die Synonymie legte er die letzte Hand 1587 und ließ sie als Thesaurus geographiceus im angegebenen Verlag erscheinen; dasselbe Werk ist wieder abgedruckt worden zu Antwerpen 1596. Fol. 7. (Hannau 1611. 4.), Antwerpen 1624. 4. Zacharias Wille hatte den ersten Versuch gemacht, ein alphabetisches Verzeichniß oder Wörterbuch der alten Geographie zu entwerfen; aber sein *Hevriarium orbis*, erschienen zu Florenz 1493, theilt nur einige Namen der alten Geographie und fast nirgends die neuern Benennungen dazu. Ortelius' Buch ging auf größter Vollständigkeit aus; aus der alten Geographie sollten alle Ortsnamen (ohne Ausnahme), sie mochten sich bei kirchlichen oder profanen Scribenten, in Inschriften oder auf Münzen finden, aufgenommen werden, vom Mittelalter eine große Anzahl, von den neuern aber nur was zur Erläuterung der Alten nöthig sei. Für den Werth des Buches spricht das Urtheil des Epistius, der (Eplst. Misc. II, 37) unter dem 6. Juli 1587 an Ortelius schreibt: *Thesaurum abs te, mi Ortelii, vidi et in parte legi, vix thesaurum. Condit in eo habes, quidquid Graecia in Latium habuit in ea quidem argumenti parte. Placet materies, ordo, industria, illa utilissima, iste facillimus, haec summa. Iam prolequa illa et valut lumen operis bona. Männer wie Scaliger, J. R. Gronov, Huet haben es benutzt, Lucas Holstenius hat Noten zu diesem Thesaurus besonders herausgegeben im J. 1666. Und auch heute können wir nicht umhin; das Werk des stupenden Fleißes zu bewundern, das freilich im Einzelnen jetzt viel berücksichtigt werden könnte, aber seine Brauchbarkeit noch immer nicht verloren hat.*

6) Diese Ausgabe habe ich vor mir, sie führt den Titel: *Abt. Ort. Antv. Thesaur. geogr. recognitus et auctus, in quo omnium totius terrae regionum, montium, promontiorum, collium, salvarum, desertorum, insularum, portuum, populorum, arborum, apudorum, pagorum, sanctorum, tribunum Item Oceani, marium, fretorum, fluviorum, horreorum, diamm, fortium, lacuum, plodumque nomina et appellationes veteris scilicet magna ex parte etiam recentioribus. Ex libris typis excudit, calamo exaratis, chartis geographicis, marmoribus vetustis, nominis et quae tabulis adque seriis.* 7) Er sagt in der Vorrede: *Ex veteribus omnia locorum nomina ne uno quidem omisso in nostrum opus transtulimus; ex mediae aetatis quoque magnam accuram; ex recentioribus etiam multa, ut ea sollemniter, quae ad explicandum faciebant dictorum veterum. Adiciamus corollari loco omnia quae in antiquis marmoribus, tabulis aeneis, omniaque praeclari metalli summa, et ut uno verbo dicam, quidquid ex omni genere et utriusque linguae inscriptionum vetustatum huc potius argumento alio modo servitium breviter potuimus. Constantina quoque sua rara codices manu scriptum typis excudit, quorum subditio et opae multum interduo laetis male stans medicam manu adhibuit etc.*

6) Ich will hier nicht die verschiedenen dem Werke beigefügten Plagie mehrerer Gelehrten, wozu aber das Zeugniß von Rylius (Epist. Misc. I, 84) und Wessopius (lib. 120. hist. p. 885 ad a. 1596) aufzählen.

7) A. B. Michels Folgent. Auch sind einzelne Partien des Katalogs später besonders herausgegeben worden, z. B. die Niederlande in Amsterdam 1622.

III. Theatri orbis terrarum Parergon, sive varietas geographicae tabulae. Dieses Parergon umfaßt die alte Geographie, profane und heilige; es ist also, wenn man will, der Atlas zum Theaurus; es erschien zuerst 1578 hinter dem Theatrum und ist wieder abgedruckt als Beilage aller folgenden Ausgaben des Theatrum¹⁾, auch einzeln 1609, 1624 in gr. Fol. u. d. Die Einrichtung ist ganz dieselbe, die das Hauptwerk hat, jeder Karte ist eine kurze Statistik des Landes und seiner Bewohner und Angabe der bedeutendsten Quellen beigegeben.

IV. Itinerarium per nonnullas Galliae Belgicae partes (Antwerpen 1584. 80 S. 4. m. Kupf.). An diesem Reiseberichte hatte auch sein Freund Vivian einigen Antheil; es ist derselbe später mit Pirtheimers Description Germaniae, desgleichen mit der Reise des Gottfried Pergeius nach Friedland (Leipz. 1639, 1661, 1667 in kl. 12.) verbunden herausgegeben worden.

V. Antiquitates Gallo-Belgicae hat Prutinger in seine Deorum conviviales (Straßburg 1684) aufgenommen.

VI. Deorum deorumque capita ex antiquis numismatibus collecta, historica narratione illustrata a Francisco Suertio cum figuris (Straßburg 1680, 12. Brüssel. 1683 4.) ist von Gronov in den 7. Bd. des Theaur. Antig. Graec. aufgenommen worden.

VII. Aurei saeculi Imago, in qua Germanorum veterum vita, mores, ritus ac religio sit. (Antwerp. 1598. 4.), was er dem breilauer Patrier, Jakob Ronau, widmete.

VIII. Syntagma herbarum encoeniasticarum.

Benigne Wodden vor Ortelius' Tode schreibt ihm Epist. (ep. ad Belg. III, 41): Argonautica tua scitis factura accipi donum a te mi Ortelio, et video nos in languore is languere ac cessare. Über diese Argonautica kann ich eben so wenig Auskunft geben, als über die Geographia sacra, die er gleichfalls wenige Monate vor seinem Tode herausgegeben haben soll. Vergl. M. de Macedo, Sur les travaux géographiques d'Ortelius in *Malte-Brun Annales des voyages* T. II. p. 184—192. Biogr. univ. T. XXXII. p. 180 sq. Die vita auctorior findet sich auch hinter den nach dem Tode des Verfassers erschienenen Ausgaben des Theatr. (II.)

ORTELIUS (Abraham). Im Cabinet zu Gotha befindet sich eine silberne Medaille, 7. Roth schwer. Ohne Inschrift. Brustbild des Abraham Ortelius mit gekrümmtem Helm und Helmzier mit Helmzier. — *MOPLA ILAPA TSI GEL*. Aus einem Helmzier erhebt sich eine Schlange, an deren Hals ein dem Reichsapfel gleichender Globus ist²⁾. (G. Rathgeber.)

ORTESBURG (polnisch Szytno), Hauptstadt des 28½ Quadratmeilen und 41,000 Einwohner enthaltenden gleichnamigen Kreises im preuß. Regierungsbezirk Königsberg, enthält 1500 Einwohner, ein landräthliches Amt, ein

Land- und Stadtgericht zweiter Classe und ein Schloß, welches vormals ein Jagtschloß der Ordensritter war. Ehedem bestand es hier nur einige Krüge, worauf es in einen Flecken verwandelt wurde, bis es 1669 Stadtrecht erhielt. (L. F. Kämtz.)

ORTEN, ORTEN, ORTERN (sich. Bergbau). Veraltet, für ort- oder schwarze zusammenkommen, vörliegend der Gänge. Daher: Ein Gang ortert sich mit dem andern, soviel als scharf sich mit ihm (f. d. Art.); die Trümmer haben sich zum Hauptgange geordnet: sind unter solchen Winkeln wieder mit ihm zusammengekommen. Ein Gang ortert sich über dem Hauptgange: durchschneidet ihn unter schiefem Winkel.

Durch ortern: mit Etern ein Feld, ein Mittel (Erz, Gestein, Kohlenmittel) durchfahren, ist noch gebräuchlich.

Über ortern: ein Gang überortet den andern, im obigen obsoleten Sprachgebrauch. (Plümick.)

Orizaba, in der Militärgrenze, f. Orizaba.

ORTENBAU, ORTERBAU (Bergbau), nennt man diejenige Art des Abbaues, wo mit Etern, die in geringer Distanzen (etwa von 4—6 Faden) unter oder neben einander auf der Lagerstätte ins Feld getrieben werden, die Erzkörper aufsteigt, durchörtert, und durch das Erd selbst, durch Erweiterung seitwärts, oder nach Oben; (auch: Überbauen) nach Unten durch kleine Senke abgebaut werden. Ein solcher Bau paßt nur dann, wenn die Erz- oder edeln Mittel nicht von großer Ausdehnung und sehr zerstückt vorhanden sind, also die Vorrichtung eigentlicher Stollen- oder Röhrenbau nicht nöthig wären. Da der Abbau hier nur kleine Flächen aus einmal betrifft, rasch vorrückt, so müssen die Erze stets mehr zugleich und solche immer weiter fortgetrieben werden, wenn auch mehr kleine Erzkörper damit schon ausgeschloffen wären. (Siehe Feldort unter dem Art. Ort.) Die Erze muß man darum in geringer Distanz über einander anlegen, weil im Gegentheile eins oder mehrere solcher kleinen Erzmitteln leicht unentdeckt bleiben würden. (Plümick.)

ORTENBERG, Stadt in der großherzoglich-hessischen Provinz Oberhessen und im Landratsbezirk Nidda, an der Nidda, zwei Stunden von der Stadt Nidda gelegen, ist zu 1/3 Dominial und zu 2/3 dem Grafen von Stolberg-Wolfa zinsabhängig: Man findet darin 160 Häuser mit 1013 Bewohnern, worunter nur vier Katholiken und 82 Juden, die übrigen aber evangelisch sind. Von öffentlichen Gebäuden findet man dort eine Kirche, ein Rathschloß, ein Brauhaus und auch mehrere Mühlen. Das Schloß steht auf einer hohen Basaltklippe und ist in das obere und untere getheilt, wovon jenes dem Grafen von Stolberg gehört und von ihm bewohnt wird, dieses aber Dominial und größtentheils verfallen ist. Das Ganze soll von dem Kaiser Friedrich Barbarossa erbaut worden sein. Detenberg ist der Sitz eines Landgerichts, hält jährlich vier Märkte und ist ein bedeutendes Vieh-, Flachs- und Garnmärkte. Von den Einwohnern sind nur 20 eigentliche Bauern, 94 freier Handwerker und mitunter auch dem Ackerbau. (Dahl.)

10) In der vor mit legenden Ausgabe des Theatr. wurde etwa 1580 erschienen, findet sich das Parergon nicht.

2) G. van Loon, Hist. met. des XII. Prov. des Pays-Bas. T. I. p. 508. (à la Haye, 1798. fol.)

ORTENBERG, Herrschaft und altes Landgericht in der Wetterau. Beides gehörte ursprünglich zur alten Herrschaft Rüdigen, ist aber nach Aussterben der Dynasten von Rüdigen theils an Idenburg, theils an Breunberg gekommen. Den dreiertheiligen Anteil erbt die Dynasten von Eppenstein. Es verkaufen aber die Gebrüder Godfied und Johann von Eppenstein im J. 1476 den dritten Theil an der Stadt Ortenberg, nebst mehreren Oebem, an den Grafen Philipp von Hanau. Indem aber die Herren von Eppenstein, nachherige Grafen von Königlein, die landgerichtliche Obrigkeit in besagten Oebem zu verwalten gehobt und auch behalten haben, so entstanden dadurch mancherlei Streitigkeiten, welche durch einen Vergleich im J. 1518 dahin beendet wurden, daß den Grafen von Königlein die hohe Obrigkeit im ganzen Landgericht Ortenberg neuerdings bestritten worden ist. Als hierauf Hanau seinen Anteil an Ortenberg dem Kaufmann Pfalz im J. 1527 zu Lehen auftrag, so war diesen beiden daran gelegen, einen Anteil an der Oberherrschaft zu erlangen, was hanauischer Seits jedoch im J. 1533 fruchtlos versucht wurde. Erst im J. 1578 glückte es dem größten Hause Hanau, einen dritten Theil an besagtem Landgerichte zu erlangen, nachdem vorher Idenburg auch schon einen Theil daran von den Grafen von Stolberg, als Erben der Grafen von Königlein, an sich gebracht hatte. Im J. 1601 theilten die drei Herrschaften Stolberg, Hanau und Idenburg das Landgericht oder die Herrschaft Ortenberg in drei gleiche Theile, mit Ausnahme der Stadt und des Schlosses Ortenberg, welches gemeinschaftlich blieb. Die Grafen von Stolberg erhielten in dieser Theilung die Ämter Oebem und Ortenberg. Die Hanauer empfangen die Oebem: Selters, Wippenbach, Bergheim, Gelhaar u. und das Kloster Conradsdorf. Die Idenburger endlich bekamen das Gericht Dübelsheim, Schloß und Hof Leiselt, und einen Theil von Gessertbach.

Die Ämter Oebem und Ortenberg sind gegenwärtig unter die beiden Linien Stolberg-Berningerode und Stolberg-Rosla getheilt, sodas erstere Oebem, letztere aber Ortenberg befigt. Das hanauische Anteil von $\frac{1}{3}$ wurde im J. 1810 ein unmittelbarer Landesheil des Großherzogthums Hessen; die stolbergischen sowohl als idenburgischen Antheile kamen aber bereits im J. 1806 unter arabisbergisch-besitzliche Hoheit. (Nahl.)

ORTENBURG, ein Marktöden an der Straße von Wilsbosen nach Schkeßin, im Landgerichte Geisbach des bairischen Unterkrautkreises, zwei Stunden von Geisbach und Wilsbosen. Er umfaßt 104 Häuser mit 1250 Einwohnern, ein auf einem Berge liegendes Schloß, ein protestantisches Pfarramt und guten Getreidebau. Der Ort war ehemals der Hauptstadt einer bairischen Grafschaft gleichen Namens, welche 14 W. Völkcheninhalts mit 3100 Einwohnern umfaßte, guten Getreidebau und vorzüglich Viehzucht hatte. Diese Grafen schrieben sich Grafen von Ortenburg dtem Geschlechts, zum Unterschiede der kärnthnerischen Linie, welche um d. J. 1420 ausgestorben ist. Im J. 1806 verkaufte der Graf von Orten-

burg dieses kleine, aber gut angebaute und fruchtbare Ländchen an Baiern und erhielt dagegen das zwischen Bamberg, Würzburg und Coburg gelegene Amt Tambach, welches gegen 30, oder meistens kleine Grafschaften, Weiler und Höfe enthält, wo das Zuluspital zu Würzburg bedeutende Einkünfte zu beziehen hat und Würzburg die Landeshoheit ausübt. Durch die Ausgleichungen im J. 1810 kam die kleinere westliche Hälfte der Herrschaft unter würzburgische und die größere östliche unter kaiserliche Souveränität, sodas das flüßigen Rodach die Grenze bildete. Später wurde diese Herrschaft ganz dem Obermainkreise zugewiesen. Man vergl. den Art. Tambach. (Eisenmann.)

ORTENBURG in Kärnten, an der Drau in der Nähe von Solihua. (H.)

ORTENBURG, Schloß in Baugen (f. d.). (H.)

ORTENBURG (Die Grafen von). Der Ursprung dieses alten reichsgräflichen Geschlechts, welches von Aventin als das erste des gesammten bairischen Adels genannt wird¹⁾, kann ebenso wenig, wie der anderer Familien mit Bestimmtheit nachgewiesen werden. Während einige Geschichtsforscher, und mit ihnen J. F. Hufschberg²⁾, der neueste Geschichtschreiber dieses Landes, der Meinung sind, daß dasselbe von den alten Grafen des Rodach- und Kininggau³⁾ abstamme, erklären andere, denen der Ritter von Lang beitrifft⁴⁾, die in den Gegenden des Hundsrücks angeseßenen Grafen von Sponheim für das Stammhaus des ortenburger Geschlechts. Für diese letztere Meinung spricht nun allerdings der Name des ersten urkundlich auftretenden Grafen von Ortenburg, in dem dieser auch den Namen von Sponheim führt, es spricht auch dafür die Art und Weise der Erwerbungen des Geschlechts in Kärnten. Es soll nämlich Friedrich von Sponheim dem verwandten, landmännlichen Hause der Grafen von Eppenstein, welche die Herzogwürde in Kärnten erhielten, dorthin gefolgt sein, und den Grund zu den spätern Erwerbungen der Ortenburger daleist gelegt haben. Er vermaählte sich in Kärnten mit Richia oder Richardis, welche ihm die Grafschaft Lavant, sowie andere große Güter in der Gegend der Drau, als väterliches Erb: mitbrachte⁵⁾. In diesem Gebiete baute Friedrich die Stadt Spital, sowie die Feste Ortenburg

1) Cf. Annales Bojar. Lib. VII. c. 6. §. 29. 2) Geschichte des herzoglichen und gräflichen Geschlechtes Ortenburg. (Eulbach 1823.)

3) Der Kiningau, Weithal, erstreckte sich von Einbach, dieses aufgeschloffen, am linken Ufer des Inn fort bis nach Passau, zum Einfluß in die Donau, die Donau aufwärts bis Wilsbosen, an der Grenze des Kininggau⁴⁾ fortlaufend bis zur Gegend von Schwanau mit dann über Pfarrkirchen, Waldstettlingen, Kirchberg, Gersichtstreu, bis an die Kärnthner, Walstettlingen, Kirchberg, Schwanau, Petterskirchen, Unterbach, Baumgarten, Wieskirche, Kainzina, Spach und Wilsbosen. Vergl. v. Lang, Bayerns Geogr. S. 156, 157. 4) Vergl. Walpers alt. Grafschaften. S. 151 fg.

5) Der gräflichen Annahme nach gehörte Richia, die in das Geschlecht der Grafen von Wargsthal. Aufseher gestiftet ist, in der obenangeführten Geschichte für eine Tochter Konrad I., Herzogs von Kärnten, aus dem salisch-fränkischen Geschlechte. Gersdorf. S. 7, 8.

oder Ortenburg an der Donau. Sie gab seinem neuen Geschlechte den Namen. Friedrichs Bruder, Hartwich, vermehrte als Erzbischof von Salzburg (991—1023) das Ansehen der neu eingewanderten Familie; der Graf Engelbert I., Friedrichs Sohn, erwarb die Schirmvogtei über die Güter des regenburgischen Hochstiftes, welche dieses in Kärnten und dem nördlichen Tyrol besaß. Durch die Verbindung mit dem Herzogen von Kärnten, aus dem Hause Eppenstein, wuchs auch späterhin Glanz und Macht der Ortenburger. Engelbert II., Friedrichs Enkel, erhielt von ihnen die erbtüchtige Mark Istrien und heirathete Hedwig, die einzige Schwester oder Tochter Herzogs Heinrich I. von Kärnten. Fünf Söhne: Hartwich, Heinrich, Engelbert, Bernhard und Siegfried waren die Frucht dieser Ehe. Von diesen ward Hartwich im J. 1105 Bischof von Regensburg, das glänzende Loos aber fiel seinem Bruder Heinrich zu, den Herzog Heinrich II., selbst kinderlos, an Kindes Statt annahm im J. 1127. Nicht ohne Kampf jedoch gelangte Heinrich in den Besitz der herzoglichen Würde, denn es strebten die Markgrafen der Marcha Carantana (die Gebiete von Gilly und Pettau umfassend) ihm entgegen. Nach einem harten Kriege besaßen die Ortenburger, und sicherten so auf längere Zeit ihrem Geschlechte den Besitz des Herzogthums; die Marcha Carantana aber ging an die Markgrafen von Steier über und verlor ihren frühern Namen.

Heinrich I. (als Herzog von Kärnten der III.) hatte bei Erwerbung des Herzogthums seinem Bruder Engelbert die Markgrafschaft Istrien 1127 abgetreten, er hinterließ ihm auch schon im J. 1130 die herzogliche Würde selbst. Vermählt mit Uta, aus dem gräflichen Hause Hornbach, erwarb Herzog Engelbert III. durch sie seinem Geschlechte die ersten bedeutenden Besitzungen in Oberbairern, welche von der Mutter Uta's aus dem Hause Frontenhausen bestanden. Hauptorte dieser neuen Besitzungen der Ortenburger waren die Grafschaften Kraibitz und Marquardstein, erstere ursprünglich der größere und westliche Theil des Stengaus und aus dem Bezirke des Schloß Kraibitz, Mermolen, Ampfing, Neumarkt bestehend⁶⁾; letztere im Stengause gelegen mit den Perimenzien Alkewern, Reudewern, Graßauertal und Hohenschnau⁷⁾. Auf beide Besitzungen trugen übereinstimmend die Ortenburger den markgräflichen Titel über, so-

daß sie sich bald Markgrafen des Kraibitz, bald von Marquardstein nannten.

Herzog Engelbert III. trat nach einer langwierigen Fehde mit dem Erzbischofe von Salzburg noch vor dem Jahre 1135 seinem Sohn Ulrich das Herzogthum ab, und ging in das Kloster Seon, in welchem er als Mönch im J. 1142 starb. Das Kloster Euben am rechten Ufer des Inn ist seine Stiftung.

Von den Geschwistern Ulrichs I. sind eine Schwägerin Mathilde bekannt, sowie drei Brüder Engelbert IV., Hartwich III. und Rapoto. Die Schwester Mathilde ward an den Grafen Theobald von Blois vermählt⁸⁾; Hartwich verheirathete sich dem geistlichen Stande, war im Jahre 1147 Diakon, dann zu Salzburg Domherr und von 1155—1164 Bischof zu Regensburg⁹⁾. Sein Bruder Engelbert IV. erbt vom Vater die Markgrafschaft Istrien, sowie dessen sämtliche Güter im südlichen Baiern und ward so der begüterteste Herr jener Gegend. Ein Graf von Hallsen und Neuburg, Siboto, trug allein von ihm 300 mansus Land zu Lehen¹⁰⁾; und die Ausdehnung seines Gebietes erstreckt aus der Menge seiner Ministerialen. Zu diesen gehörten in seiner Zeit: Goschalk, Siboto, Gerung und Heinrich von Stettheim, Berthold von Mermolen, Suno von Schmalles, Friedrich von Eichenau, Friedrich von Kistern, Heinrich von Emmelsen, Bruno von Duitingen, Engelbert von Sundermaringen, Hartmann von Pottenhof¹¹⁾. Ferner Rüdiger von Karinberg, Ingram und Trunzo von Antwurt, Heinrich und Eberhard von Marquardstein, Gottfried und Arnold von Weßerberg, Hermann von Aetelheim, Bruno und Werner von Putenberg, Berthold und Konrad von Lambrecht, Werner von Hude, Hartwig von Hage, Walter von Greiburg, Engelmann von Egerdach, Bernhard, Eberhard und Walter von Hornbach, Hartwig von Halgeton¹²⁾ u. A. Alle diese weiten Güter vererbte Graf Engelbert IV. selbst kinderlos um das Jahr 1171 sterbend an seinen Bruder Grafen Rapoto I., der seinen Besitz noch bedeutend durch seine Verath mit Elisabeth, Erbtochter des Grafen Eberhard aus Sulzbach, im Kettschach, vermehrte und hier einen neuen Sitz anlegte, welchen er nach dem Stammnamen in Kärnten Ortenburg nannte¹³⁾. Die Markgrafschaft Istrien aber kam schon im J. 1171 an Heinrich, Herzogs Dito I. von Wien Bruder, aus dem Hause Aus-

6) Vergl. v. Lang, Baierns Grafschaften. S. 111. Die Grenzen des Stengaus sind südlich der Altmühl, östlich von Burghausen an die Salzach, dann der Inn bis Braunau, dann innerhalb des Gaus vorbei an Laubach, Rent, Oberrg, Mertrachstern nach Wern, von Wern als nördliche Linie an der Rot aufwärts bis Neumarkt, dann östlich über Kärntchen, Leyfischen, Gollsting, Ransau nach Werg. Vergl. v. Lang, Baierns Gauen. S. 155. 7) Vergl. v. Lang, Baierns Grafschaften. S. 113. Die Grenzen des Stengaus waren die Burghausen im kleinen Stied am Mattschach, von Leoberting bis zum Kraibitzschloß am Sulzbachgange, von da nach Kistbach, Ischberg ans Eichenau, westlich längs dem Watter-Jarabale bis an Inn, umweit Kistbach und fort und fort bis Wittergach, Jettenbach in einer nördlichen Richtung wieder nach Burghausen. Vergl. v. Lang, Baierns Gauen. S. 153.

8) Cf. Ordericus Vitalis lib. XIII. p. 311 in *Du Chesne* Normannorum historie script. antieq. 9) Dieser Bischof diente von Regensburg (1155—64) hält nach Nieb im Cod. dipl. ap. Ratib. t. XIV. für einen Grafen von Hallsenst. Bezüglich der Presbyteri H. Steinold Chron. in *Desula* script. v. Bole. I. 494: Hartwicus III. frater Engelberti marchionis Istriae ac comitis Rapotonis de orienter, Salzburgensis canonice sit Episcopus Ratisbonensis. 10) Cf. Monum. bair. Vol. VII. Cap. 641. 11) Cf. Monum. bair. Vol. II et III. 12) Cf. Monum. bair. Vol. III et VII. p. 251. 13) Sulzbach in der angeführten Geschichte der Grafen von Ortenburg ist vor der Erlösung, daß dieselbe Erbtrahung im Kettschach das ursprüngliche Stammhaus des Geschlechtes sei, nur folgen aber der Ansicht des Ritters von Lang (Baierns Grafschaften. S. 157). Da in diesen Gegenden die Grafen von Sulzbach (Sulzbach am Har-

gefangen hatte, das Kloster Landtrost, auch unfreie Frauen Krumin genannt, in Unterleam am linken Ufer des Gurf. Mit Hinterlassung zweier Söhne, Ulrich und Philipp, sowie einer Tochter Margaretha²³⁾, starb Herzog Bernhard im Februar des Jahres 1256²⁴⁾.

Nach bei Lebzeiten des Vaters hatte Ulrich 1245 einen Kriegszug unternommen gegen Friedrich den Streitbaren, Herzog von Österreich, zu Gunsten König Wenzels von Böhmen²⁵⁾. In der Schlacht von Friedrich gefangen, blieb er in dessen Gewalt bis zum Jahre 1246 und verheiratete nach dem Tode jenes im J. 1248 Agnes aus dem Hause Meran, dessen geliebte Gattin. Zu gleicher Zeit nahm er den Titel Herr von Krain an, welches Land bisher zwischen Kärnten, dem Patriarchen von Aquileja und Österreich getheilt gewesen war, und von welchem Friedrich der Streitbare bisher sich genannt hatte. In der Regierung im Herzogthum Kärnten gelangt, war es das hauptsächlichste Bestreben Ulrichs, seinen kändischen Ruhe und Frieden zu bewahren, während sein Bruder Philipp in fortwährenden Kriegen sich herumtummelte. Philipp war dem geistlichen Stande, dem sein ganzer Charakter widerstand, früh geweiht worden. Schon im J. 1245 Probst an der wischtrader Kirche in Prag, gelangte er im J. 1246 auf den erzbischöflichen Stuhl von Salzburg. In die Unruhen, welche der Tod Friedrichs des Streitbaren in diesen Gegenden befeuerte, mannichfach verwickelt, nahm Philipp das Land Steier in Besitz, konnte sich aber nicht in denselben erhalten. Streitigkeiten zwischen ihm und seinem Capitel führten später zu Philipps Absetzung, und als er sich dieselben nicht lösen wollte, zu einem förmlichen vererbenden Kampfe mit der Gegenpartei, welche den Bischof Ulrich von Selau zum Erzbischof erhoben hatte. Mannichfach wechselte das Kriegsglück; bald war Philipp vom Siege gekrönt, bald irrite er fast gänzlich verlassen in den Gebirgen als Flüchtling umher. Niemals aber verließ ihn der Muth, immer erschien er, dem Banne trogend, mit neuen Hilfsmitteln aus dem Kampfplatz. Endlich legte Ulrich im J. 1261, des langen Kampfes müde, und durch die Verheerung der Landschaften bewegt, seine Wäpfe nieder; Philipp aber that wider alle Erwartung dasselbe schon im folgenden Jahre zu Gunsten Wladislaus, Herzogs von Breslau.

Herzog Ulrich hatte sich wenig in diese Kämpfe gemischt, er besuchte Kirchen und Klöster reichlich, während Philipp sie verheerte. Nachdem im J. 1257 seine Gattin Agnes von Meran ihren Kindern in das Stad nachgefolgt war, verheiratete Ulrich im J. 1263 Gertraude von Österreich und Margraf Hermanns von Baden kaum 14jährige Tochter Agnes, die rechtmäßige Erbin Österreichs, welches Ottokar von Böhmen in Besitz genommen hatte. Seinen Bruder Philipp suchte er darauf

zum Patriarchen von Aquileja zu erheben, eifste selbst im J. 1268 dorthin und erreichte dasselbst noch mehr als seine Absicht war, indem er zum Hauptmann von Friaul vom Capitel zu Aquileja ernannt ward²⁶⁾. Von hier aus begab sich dann Ulrich nach Böhmen zum König Ottokar, und stellte am 4. Dec. zu Vordiebrab eine leistungswillige Verthigung über sein Herzogthum und dessen Nebenländer aus. Gemäß dieser sollte im Falle, daß er selbst ohne legitimen Erben sterbe, König Ottokar sein Erbe sein²⁷⁾. Schon im J. 1269 starb der Fall ein, als Herzog Ulrich ohne Kinder in Friaul verstarb.

Schnell sandte König Ottokar nun, vom Lande Besitz zu nehmen, den Probst von Wrann nach Kärnten, wo ein Theil des Adels ihm zufließ, die größte Zahl jedoch die Partei Philipps ergrieff. Dieser kam eodach in das Land, nahm die vom Probst schon gewonnenen Burgen wieder ein und demog selbst hieselbst zu ihm überzogen. Ottokar aber führte sein Kriegsheer nach Kärnten und nahm Krain ein, wodurch er sich gescheid zwischen die Streitkräfte Philipps in Friaul und Kärnten warf, beide von einander trennend. Laibach fiel in seine Gewalt, in Kärnten trat eine große Partei des Adels auf seine Seite. So sah Philipp, von der Mehrzahl der Seinigen verlassen, sich genöthigt, mit dem König in Unterhandlung zu treten.

Auf alle Fälle, die Herzog Ulrich befehlen hatte, mußte er verzichten, die aquileischen Burgen, die der Bruder als Erben befehlen, dem König übergeben und erhielt nichts als Entschädigung als das Gericht Gernsbach an der Donau mit dem dortigen Zoll und die Freie Perlenburg auf Lebenszeit. Ulrichs Witwe, die rechtmäßige Erbin Österreichs, vermählte Ottokar an einen seiner Vasallen, den Grafen von Hainburg; sie starb im J. 1294. Philipps Wadl zum Erzbischof von Aquileja war wegen Vacanz des päpstlichen Stuhles bisher nicht bestätigt worden, und als endlich der neugewählte Gregor X. nach Rom kam, erklärte dieser sie für null und nichtig. Auch aus diesem Besitztume vertrieb nun den Unglücklichen König Ottokar mit Gewalt der Waffen. Ruhig lebte Philipp seitdem in Gernsbach.

Die Erwählung Rudolfs von Habsburg erweckte in ihm neue Hoffnung; er eilte zu ihm und bat, die Herzogthümer Österreich und Kärnten vom Joch Ottokars zu befreien. Als Ottokar auf dem Reichstage 1274 nicht erschien, erhielt Philipp die gewünschte Bezeichnung mit Kärnten und Krain, und begleitete dann den Kaiser nach Lausanne zur Zusammenkunft mit dem Papste²⁸⁾. Während Rudolf darauf an der Donau gegen Ottokar zu Felde lag, eroberte Graf Reinhard von Görz und Tyrol mit Hilfe des Adels Kärnten und Steier, aber Philipp konnte sein Erbe nicht erhalten. Rudolf selbst kam im J. 1277 in das Land, nahm für sich die Verwaltung und oebrnete durch Rainhard die Verwaltung.

23) Cf. de Rubens Mon. Aquil. 722—725. 24) Cf. Chron. Augustanus del Freher, Script. rer. Germ. I. 581. 25) Vergl. ein wichtiges, seltener Schriftstück dieses Juges bei Jan der Enschel, im Archivische von Österreich und Steiermark. (Jing 1618.) S. 149.

26) In einer Urkunde bei de Rubens Monum. Aquil. 758 et 59 nennt er sich totum terrae Fori Julii Capitulum generale. 27) Cf. Frolich, Spec. Arch. Carinth. I. 71 et 72. 28) Cf. Lünig, Cod. dipl. Hal. II. 731.

Philipp, in allen seinen Hoffnungen getäuscht, von allen seinen früheren Rechten und Besitztungen verdrängt, starb am 3. Cremsb im J. 1279 *).

Mit ihm war der Stamm der Herzoge von Krainthen aus dem Hause Ortenburg erloschen.

Neben dieser herzoglichen Linie der Ortenburger blühte in Krainthen noch eine gräfliche, welche bis zum Jahre 1421 sich fortpflanzte. Wir geben zu ihr über.

b. Die kärnthnerische gräfliche Linie der Ortenburger.

Durch welche Familienglieder diese Grafen von Ortenburg mit dem herzoglichen Zweige desselben Geschlechtes zusammenhängen, ist bisher nicht zu bestimmen gewesen. Schon im Anfange des 12. Jahrh. begegnet man in Urkunden jener Gegenden einzelnen Grafen von Ortenburg *), aber erst seit der zweiten Hälfte desselben Jahrhunderts wird es möglich, eine sichere Stammfolge nachzuweisen, obwohl nicht alle Nachkommen ausgezeichnet sein mögen.

Es war diese gräfliche Linie bis zu ihrem Verlöschen im Besitze der alten, ursprünglichen Grafschaft Ortenburg in Krainthen, doch scheinen die Glieder derselben sich später mehr nach Steier und Krain gezogen zu haben. Schon Graf Hermann II., der Sohn Graf Otto's, von welchem die zuverlässigere Geschichtstheorie beginnt, ward in der ersten Hälfte des 13. Jahrh. zu dem Adel im Lande Steier gerechnet **), muß also dort mit Gütern angelesen gewesen sein. Seine Gemahlin, eine Tochter eines Herrn von Eiseck, brachte ihm von Wernersdorf, Eiseck und Dobelsberg, trotz des Widerstands ihrer Verwandten zu, und gebar ihm fünf Söhne nebst drei Töchtern, von welchen Friedrich II. das Geschlecht weiter fortpflanzte *). Er schloß sich eng an Rudolf von Habsburg an und auch sein Sohn, Graf Otto III., war österreichischer Landeshauptmann zu Krain und in der flavonischen Art ***). Vom Grafen Salzburg erlangte er durch Lehnverband einen Theil der Feste Hohenburg, vom Grafen Jakob von Altemburg das Schloss Altemburg in Krain. Obwohl er Söhne hatte, so setzten diese nicht das Geschlecht weiter fort, sondern Reinhard I., Bruder Otto's, hinterließ drei Söhne, von welchen Reinhard II. einen Sohn, Otto IV., erzeugte, während sein Bruder Hermann III. kinderlos starb, die Nachbarn des Hauses dadurch eher schwächte, daß er sein Erbtheil seiner Schwester Clara, Gemahlin Heinrichs von Neubaus, und deren Nachkommen zuwendete. Reinhard II. dagegen vermehrte seines Hauses Besitzthum, indem er die kärnthnerische Grafschaft Krenberg erkaufte **) und seinem Sohne Otto IV. alles ungeschmälert hinterließ. Vermählt mit Anna von Gilly ***) hinterließ Otto zwei Kinder, einen Sohn Friedrich und eine Tochter Adelheid,

welche sich mit ihrem Eheim, Ulrich von Gilly, vermählte. Mit den Gillys schloß Graf Friedrich III. im J. 1377 einen Erbvertrag, aus dem wir den damaligen Umfang seiner Besitzungen erkennen können *). Ihm gehörten die Grafschaften Ortenburg und Krenberg, die Märitze Spital, Kellersberg, Radmannsdorf, Reising, Pola und Gotschach, die Burgen Sommerd, Hohenburg, Kellersberg, Sieritzberg, Pregend, Waldenberg, Rietern und Oberstein, Dretened, Reising, Kobelsberg, Grafenwerd, Pola, Altemburg, Weinsack, die gedrochene Feste Schwarzginsl, die Burgkall Bahlberg, der halbe Thurm genannt das Jagg; ferner zwei Landgerichte bei dem Neumarkt, zwei andere bei der Gels, die Voigdel über das Kloster Etschach und die Gottesbücher St. Peter bei Radmannsdorf, St. Georg zu Goriach und St. Georg im Raasdiale, St. Peter in der Kadel, St. Andreas in der Rothred.

Zu diesen Gütern erwarb Friedrich noch vom Patriarchate zu Aquileja, zu dessen Stalhaller er im J. 1409 von Kaiser Wenzel ernannt war, die Schösser und Flecken Dobrac, Polgoriac, Pola, Reising, Grafenwerd und Gotschach; die Gerichte Arnoldsstein, Jimsberg, Emd, St. Martin der Wilsch und die Feste Kainsburg besaß er als Pfand vom Bisthume Bamberg. Solch reiches Erbe fiel den Grafen von Gilly *) zu, als Friedrich im J. 1421 der Sage nach durch einen vergifteten Apfel starb, welchen ihm seine eigene Gattin Margaretha aus dem Hause Isch während der Abwesenheit gereicht haben soll. Vergebens bemühte sich die in Krain blühende Linie der Ortenburger bei Kaiser Friedrich III. um das reiche Erbe ihres Geschlechtes; es blieb bei den Gillys, die dieselbe im J. 1456 mit Grafen Ulrich gleichfalls erloschen, und ihre sämmtlichen Güter an das Haus Österreich heimfielen.

Nachdem auf diese Art das ganze Geschlecht der Ortenburger in Krainthen verschwunden war, blieb nur noch der Zweig desselben übrig, der sich in Baiern ausgeteilt hatte, und zu dessen Geschichte wir uns jetzt wenden.

II. Die bairischen Linien der Grafen von Ortenburg.

Es ist schon früher nachgewiesen worden, aus welcher Weise die Grafen von Ortenburg in den Besitz bedeutender Güter in den südbairischen Gauen Allengau und Chiemgau gelangten, und wie Graf Rapoto I. bei dem Tode seines Bruders Graf Engelbert IV. (um 1171) diese Besitzungen mit denen vereinte, die er selbst durch seine Gemahlin Elisabeth, Erbtochter des Grafen Gebhard zu Sulzbach, im Rotachgau erworben hatte. Als Rapoto im J. 1190 starb, hinterließ er zwei Söhne, Rapoto II. und Heinrich, welche die Stammväter zweier

29) Bergl. Ebenbocher von Hartsbach bei Petz, Script. rer. Austr. II, 735. 30) Bergl. Hufschberg a. a. D. S. 251 fg. 31) Cf. Froelich, Dipl. sac. auct. Styriae, II, 131, 132. 32) Bergl. Hufschberg a. a. D. S. 257. 33) Bergl. Urkunde v. J. 1269 in Ludwig's Reliq. manuscript. II, 294. 34) Bergl. Hufschberg II, 21. 35) Cf. Aquilin Jul. Cas. Anal. Styrr. I, 225.

36) Bergl. Hufschberg a. a. D. S. 272 u. 78. Bergl. mit Lünig Spicil. auct. T. II, p. 1241. 37) Durch eine inkrantuarische Disposition und nicht durch Adoption, obwohl Lünig Spicil. auct. T. II, p. 1241 et 44 die hieher gehörigen Urkunden rubricirt als Adoptionstreue. Bergl. J. J. Wofer aus Etschrecht. 22. Bd. S. 408. Bergl. noch die Gilly'sche Chronik d. Hase, Collect. mon. T. II.

linien wurden, von denen die Nachkommen Rapoto's II. im J. 1248 ausstarben.

a. Die bairisch-pfalzgräfliche Linie der Grafen von Ortenburg.

Bei der Erbtheilung zwischen den beiden Brüdern soll Rapoto II. größtentheils die Güter erhalten haben, welche Markgraf Engelbert seinem Geschlecht erworben hatte, wogegen die Besitzungen um Ortenburg an seinen Bruder Heinrich gekommen wären³⁸⁾. Durch bedeutende Erwerbungen vergrößerte Rapoto II. seine Güter, ob er aber und seine Nachkommen wirklich im Besitze des bairischen Pfalzgrafenamtes gewesen sind, wie Hufschberg (nach *Aventin*. An. Boj. L. VII, c. 6, § 29) behauptet, kann nicht mit völliger Sicherheit bestimmt werden³⁹⁾. Zu seinen Erwerbungen Rapoto's gehörten: a) die Herrschaft Rotinberch, Willhofen und Hüllersberg aus der Erbschaft eines Herrn Waldun von Kombe und Rotenberg, aus dem Hause Hals⁴⁰⁾; ferner b) die Voigtei über die dem salzbürger Capitel zugehörigen Güter im Oberrhau gelegen zu Hall, Pettingen und Saldorf, aus der Erbschaft der 1229 erloschenen Grafen von Liebenau, welche Graf Bernhard von Liebenau schon an den Vater Rapoto's verpfändet hatte⁴¹⁾; c) die Voigtei und Pfandschaft über die dem Hochstift zu Regensburg zugehörigen Ädler Sperren, Windau und Reichsau, die zusammen zum Brixenthal gehören, welches sich an der rechten Seite des Inn, noch oberhalb Mattenbergs anfangend, bei Reit über Kumbi, Wörgei, Kuffstein, Ebs nach Eibisbichl, so dann an der Grenze des Oberrhauens über Bischofsheim am Waldfsee heraus nach Schafau, Eimau, Birzen, Bririch, Kirchberg und Aichau; d) von demselben Hochstift erwarb Rapoto auch Schloß Wüdneth im Mattighau, mit dem dazu gehörigen vielen Lehen bei Ronfsee⁴²⁾.

Dieser weiten Besitzungen, wozu noch die Stadt Plainzing an der Donau, mit dem dortigen Bolle, Hof-

sien an der Donau, Sulzbach gehörten⁴³⁾, Erbe war, als Rapoto im J. 1234 starb, sein Sohn Rapoto III., der sich schon im J. 1240 genüßigt sah, die Rechte und Güter, welche sein Vater im Oberrhau erworben, größtentheils wiederum an das Hochstift Regensburg aufzugeben. In einer Urtheil mit Bischof Siegfried von Regensburg von diesen gelangten, was Rapoto noch mehr waren, andern auch jene Besitzungen als Preis der Auslösung an ihn ab und bezieht davon nur Kuffstein und lehnsweise Scheinberg und Sperren⁴⁴⁾. Vermählt mit Adelheid, einer Burggräfin von Nürnberg, erzeugte Rapoto eine Tochter Elisabeth, die Erbin seiner Güter, als er im J. 1248 plötzlich starb. Die Burgen Maffing, Dagaberg, Reifberg, Rotenberg, Griesbach, Raunquastheim und alle um sie gelegene Märkte und Dörfer brachte Elisabeth ihrem Gemahle Hartmann von Wendenberg zu, der auch den pfalzgräflichen Titel annahm, die Güter aber schon vor dem J. 1260 an Herzog Heinrich von Niederbayern sämmtlich veräußerte.

So blieb nur noch die gräflich ortenburgische Linie in Baiern begütert und blühend.

b. Die gräfliche Linie der Ortenburger in Baiern.

Den Stammvater dieser Linie Graf Heinrich, Sohn Rapoto's I. und Bruder Rapoto's II., finden wir nur als den ersten seines Geschlechts auch im Norden der Donau, längs der böhmischen Grenze, nördlich hinauf bis zur Markgrafschaft Cham, bis in die Nähe von Eger reich begütert. Auf welche Weise er jedoch diese Besitzungen erworben, ist bis jetzt nicht klar zu ermitteln. In erster Ehe war Heinrich vermählt mit einer Tochter Herzog Premislus von Böhmen⁴⁵⁾ und in zweiter Ehe mit Richza, Tochter Markgraf Friedrichs von Hohenburg auf dem Nordgau⁴⁶⁾. Letzteres befreit Herr von Lang, indem er die zweite Gemahlin Graf Heinrichs Richza von Reg nennt, und durch diese ihn in den Besitz der Grafenschaft Burach im Nordgau, sowie der Liebensteinschen Lehen bei Waldsassen und der Markt Tiefenreut gelangen läßt. Dagegen gibt er einem Sohne Graf Heinrichs, dem Grafen Heinrich II., eine Richza von Hohenburg zur Gemahlin, mit der dieser auch mehrere Söhne erzeugt haben soll⁴⁷⁾, welche Hufschberg für Söhne Graf Heinrichs I. und Brüder Heinrichs II. hält. Gegen diese Meinung scheint uns aber der Umstand zu sprechen, daß Graf Heinrich II. fast alle seine Besitzungen, ja selbst die Ortenburg an Rißler, Bistümer u. verpfändete oder veräußerte, was, hätte er Kinder gehabt, wol nicht in solcher Ausdehnung geschehen wäre.

Graf Heinrich I. (starb 1241) breitete nun seine Besitzungen in diesen nördlichsten Gegenden Baierns auf das Eifrigste aus. Die Weltverlegenheit Dispoßs von Leuchtenburg benutzend erhielt er von diesem 1223 die

38) Vergl. Hufschberg a. a. D. S. 47. 39) Rapoto soll im J. 1209 von Kaiser Otto zum Pfalzgrafen ernannt sein, nachdem er Reichth, Tochter des Pfalzgrafen Otto von Brixenbach, geheiratet hatte. Herr von Lang (Bairische Grafen S. 122) ist dagegen der Meinung, daß die bairische Pfalzgrafschaft durch die Erhebung der Stieren zur Herzoglichen Würde aufgehört, der pfalzgräfliche Titel aber im Dienste der Grafen von Ortenburg dadurch entstanden sei, daß sie denselben von Kärnten aus auf die ererbten Besitzungen der Pfalzgrafen von Woglingen in Krainburg und Waraschitz übertragen hätten. Er fügt sich noch darauf, daß dieser keine anderwärtige Ursache für die bairische Pfalzgrafenwürde der Grafen von Ortenburg bekannt gewesen sei. 40) Hufschberg a. a. D. S. 65. 41) Die Grafen von Liebenau, Sobenau, stießen nach einigen, denen auch Hufschberg beitrifft, in dem Geschlechte der Ortenburger getrieben und von Siegfried, Sohn Engelberts II. (s. oben), abkommen. Herr von Lang (Bairische Grafen S. 105) erklärt sie für eine Nebenlinie der plainzischen Grafen von Burgdauen, und glaubt, daß das Leutenzgerst von Leon (Monum. boic. II, 158), welches den ersten Siegfried von Liebenau zu einem Bruder des Engelberts d. d. von Thurn macht, diesen letztern mit dem plainzischen Pfalzgrafen Engelbertus verwechselt habe. Die Grafenschaft Liebenau hatte nämlich den Umfang des alten salzbürger Pfalzgerichts Laufen. 42) Wendt.

S. 166.

43) Cf. *Aventin*, *Excerpta* dipl. Pass. bei *Gelele* I, 716. 44) Vergl. von Lang *Bairische Grafen* S. 57 u. 58. Die Urkunde in *Ried*, Cod. dipl. Ratib. I, 388. 45) Cf. v. *Ludewig*, *Reliquiae* manuscript. 46) Vergl. Hufschberg a. a. D. S. 60. 47) v. Lang, *Bairische Grafen* S. 155–157.

Reute Leuchtenberg, mit dem Recht, alle Besitzungen Diepolds, welche an andere verlegt waren, wieder einzulösen, verpfändet, und in gleicher Art gelangte er im J. 1231 in den Besitz der Güter der Reichsleien von Hönberg zu Hohenstadt und der Burg Pfaffenhofen⁴⁸⁾. Von den Grafen von Altendorf an der Altmühl erwarb er pfandschaftsweise Mühlbach, Rinnenmarkt (Neumarkt), Reutshaus und andere Besitzungen in jenen Gegenden⁴⁹⁾.

Für seine Güter im Gebirge wirkte Heinrich sich im J. 1229 vom Kaiser das Privilegium aus, dieselbst nach Gold, Silber und andern Metallen graben zu dürfen, welche Urkunde auch dadurch höchst wichtig ist, daß in ihr zuerst anerkannt wird, daß die Besitzungen der Ortenburger zum Reiche gehörten⁵⁰⁾.

Als Graf Heinrich im J. 1244 gestorben, nahmen sich Kaiser Friedrich II. und später noch Papst Alexander in eigenen Briefen ihrer und ihrer Söhne Gebhard, Diepold und Rapoto IV. an, und erklärten, daß sie unter dem Schutze des Reichs ständen⁵¹⁾. Dennoch verschonte der Erbssohn Richza's Heinrich II. bis zum J. 1264, seit welchem er verschwand, fast alle seine Güter, namentlich die südlich von der Donau gelegenen, auf das Irzgebirge, so daß er in diesen Gegenden fast nichts mehr behielt⁵²⁾. Die Reute Ortenburg aber, nebst allem Zubehör, welche Heinrich dem Bisthume Passau geschenkt hatte, blieb dennoch im Besitze der Brüder Heinrichs, weil sie, wie man vermuthen kann, als Reichslehen betrachtet und deshalb nicht ohne Einwilligung des Kaisers veräußert werden konnte.

Zur Zeit der drei Brüder Gebhard, Diepold und Rapoto IV. vermehrte sich nun der Reichthum und damit auch das Ansehen der Familie schnell und bedeutend. Gebhard nannte sich Graf von Ortenburg, seine jüngern Brüder Grafen von Muroch⁵³⁾. Schon im J. 1268 verpfändete Rapoto seinen Antheil an Muroch an den Herzog Ludwig den Strengen von Oberbayern⁵⁴⁾ und im J. 1274 saßen sich alle drei Brüder genöthigt, ihre bedrängten Besitzungen zwischen Wils, Rab und dem Ernbach, um Schwantorf, Kobburg, Lengfeld, Amberg und Hirsau herum, an denselben Herzog zu veräußern, jedoch mit Vorbehalt der abigen Vasallen⁵⁵⁾. Graf Rapoto, im J. 1272 alleiniger Besitzer von Muroch, verkaufte darauf noch in demselben Jahre alle seine Güter zwischen der Donau und dem böhmischen Walde: Muroch, Wilsbach mit Zubehör gegen eine jährliche Leibrente. End, der Geldnoth, in der sich die Grafen, nach diesen Veräußerungen zu schiefen, befunden haben

müssen, hörte ihre Freigebigkeit gegen Klöster und geistliche Stiftungen anderer Art nicht auf, die Zahl ihrer Besitzungen zu vermindern⁵⁶⁾, so daß nach dem Tode Diepolds im J. 1285 und dem Rapoto's 1295, als auch im J. 1269, wie wir gesehen haben, die herzogliche Linie in Kärnten, ohne daß sich die bairische Linie hätte in den Besitz der Erbschaft setzen können, ausgestorben war, von dem alten Reichthum und dem Ansehen der Ortenburger nicht mehr viel übrig blieb.

Rapoto IV. hatte zwei Söhne, Heinrich III. und Alram I., hinterlassen, welche im J. 1311 nebst vielen andern Adelsgeschlechtern, mehreren Städten und Märkten von Herzog Otto von Bayern die niedere Gerichtsbarkeit für ihre Güter und die von denselben eingeschlossenen geistlichen Besitzungen erwarben. Vermählt mit Agnes, Tochter Herzogs Otto von Niederbayern, Königs von Ungern, die mehrere Besitzungen dem Gemalte zubrachte, hinterließ Heinrich III. zwei Söhne, Heinrich IV. und Alram II., die jedoch den Stamm nicht fortsetzten. Dieser that Heinrich V., Sohn Alrams I. Den alten Reichthum des Hauses wieder zu gewinnen, bot sich diesem eine passende Gelegenheit, wiewol vergeblich, dar. Denn als Graf Alram von Hals um das Jahr 1350 gestorben war, sollte von Rechts wegen Agnes, Tochter desselben und Gemahlin Heinrichs V., ihn beerben. Nach längern Zwistigkeiten mit Johann von Leuchtenberg, der gleichfalls Ansprüche machte und in jener Zeit ein mächtiger, angesehener Mann in Bayern war, mußte sich Agnes und ihr Gemahl nur mit einigen Stücken der Erbschaft, als Leonsberg, Baumgarten, Xann, Harbach, Gankosen an der Bina und dem Hofe zu Waming begnügen. Alle diese Güter gingen jedoch nebst noch andern aus der bairischen Erbschaft, wie Pruckberg, Geisenhausen, durch allmähigen Verkauf bis zum Jahre 1386 größtentheils an die Herzoge von Bayern verloren⁵⁷⁾. Der Reichthum des Geschlechts vermehrte sich jedoch wiederum zur Zeit der Söhne Heinrichs V. in nicht unbedeutlicher Weise. Außer Johannem, dem Domherrn, hinterließ Heinrich V. drei Söhne: Alram III., Egelin I. und Georg I. Die ersten Alram III. und Egelin I. starben schon in ihren Söhnen, welche nur Äbte hinterließen, wiederum aus. Egelins I. Sohn, Graf Egelin II., ist es nun, der neben seinem Oheime Georg wiederum neue und bedeutende Güter erwarb. Mit einer Baste, Tochter Alrams III., folgte er nämlich der bairischen Prinzessin Elisabeth nach Paris, als diese sich mit König Karl VI. von Frankreich vermählte und erwarb sich dabei das Könige Liebe und Vertrauen. Reiche Geschenke desselben an Geld und Kostbarkeiten, sowie seine Heirat mit Egenia, einer reichen Hofdame der Königin aus dem Geschlechte von Norbach in Bayern, setzten ihn in den Stand, nach Deutschland zurückgekehrt, den alten Glanz seiner Familie zu erneuen. Von den Landgrafen Johann und Georg von Leuchtenberg kaufte er das Schloß Engelberg im ehemaligen Landgerichte Pringsriedberg, sowie die Herrschaft

48) Vergl. Fufsherg S. 81. 49) Regeste II. 208. Fufsherg S. 82. 50) Urkunde im Reichsarchiv, vergl. Fufsherg S. 80. Es heist in der Urkunde: quae intra et in hominibus inveniri poterunt, quoniam ad nos et imperium ex antiquo iure spectant, perimere disuocamus. Sollen sich diese Worte nicht wichtig auf das Bergwerkergal der Reute beziehen? 51) Vergl. das kaiserl. Diplom in Löwen, Spic. aec. T. II. p. 1836. 52) Vergl. eine Kette solcher Schenkungen angründet von Fufsherg S. 89 fg. 53) Vergl. Hund, Stammbuch II. 52. 54) Vergl. Altendörfer, Geschichte Bayerns. S. 186, 187. 55) Wern. S. 190, 191.

56) Vergl. Fufsherg a. a. D. S. 180 fg. 57) Hamb. C. 209—213. Kon Rung, Bayerns Geschichte. S. 161.

ten Bernstein und Kanfels, welche letztere Kanfels, Schimtern, Oneifling, Alstern, Felselberg, Gümbach und Simmering umfaßte. Diese, sowie Bernstein, wurden jedoch von ihm schon 1438 wiederum gegen eine bedeutende Summe an Herzog Heinrich von Landshut veräußert. Als er ohne Söhne, nur mit Zurücklassung einer Tochter, 1446 starb, setzte er seine Wittern Alram IV., Sohn Alrams III., und Heinrich VI., Sohn Georgs, I. zu gemeinschaftlichen Erben von Engelsberg, Raming, Gotsfrieding, Emselkingen und Uttenhofen, sowie einer bedeutenden dazwischen Geldsumme ein, von welchen Besitztungen Heinrich seinen Antheil schon im J. 1447—49 an Alram IV. veräußerte. Die übrigen Güter Georgs II. brachte seine Tochter Margaretha ihrem Gemahle Ritter Heinrich von Rothlaß zu Erbdingen zu.

Alram III., Oheim Georgs II., erwarb durch seine Gemahlin Barbara, Tochter Friedrichs von Kotau und Witwe des Ritters Hans Warler von der Bart, im Müstthal, Ort und Burg Dorfbach, nach welcher Besetzung er sich auch Graf von Dorfbach nannte. Er starb nach 1392 mit Hinterlassung zweier Söhne, Ulrich I. und Alram IV., von welchen der erstere den geistlichen Stand erwdhlte, Alram IV. (starb 1462) aber nur eine Tochter, Veronika, erzeugte, vermählt mit Wolfgang von Böhmer. — Der männliche Stamm der Ortenburger ward hiernach nur durch die Nachkommen Georgs I., des zweiten Oheims Grafen Egelins II., fortgesetzt, der auf der Burg Neu-Ortenburg wohnte.

Männliche Bewilligungen mit dem Stifte zu Passau und den Herzogen von Baiern, in welche Georg nach seinem Bruder Egelin I. geriethen, führten zu mehreren Verträgen, in welchen beide bedeutende Rechte ihres Geschlechtes opferten, obwohl niemand eifriger seine Rechte und Besetzung zu vermehren streben konnte als Georg. Im J. 1391 versprochen sie in einer Urkunde den Herzogen Stephan und Johann von Ingolstadt und Rünchen, sowie dem Herzoge Friedrich von Landshut das Öffnungsrecht ihrer Burgen und verpflichteten sich 1394, sich keinem andern Herrn zu untergeben. Ein neuer Vertrag mit Herzog Heinrich von Landshut im J. 1404 versprach diesem, daß die Grafen in persönlichen Dingen vor den Räten des Herzogs, in Grund und Boden angehörigen aber vor seinen Landgerichten Recht nehmen wollten. Vergessend versuchten die Grafen mehrmals sich diesem Vertrage, der sie aus reichsmittelbaren Besitzern fast zu Landfassen des Herzogs machte, zu entziehen, denn im J. 1408 und 1409 wurden sie nochmals gezwungen, ihn anzuerkennen⁵⁹⁾.

Von den zwei Söhnen, welche Georg I. hinterließ, wählte sich Georg II. dem geistlichen Stande, Heinrich VI. setzte das Geschlecht fort. Sein Sohn, Graf Heinrich VII. (starb vor dem J. 1452), vermählt mit Ursula, Tochter des reichen Ritters Peter von Eder zu Eder, Herrn zu Eddenburg, Eddelnuu und Mainring, erwarb nach seines Schwiegervaters Tode durch Erbschaft und Abfindung

der Ritterden die Salzenburg, wie noch ansehnend viele einzelne Äcker und Güter durch Kauf⁶⁰⁾. Aus dieser Ehe hinterließ er Georg III. und Margareta, vermählt mit Ulrich von Stahrendberg; aus einer zweiten mit Elisabeth von Löring aus einem Sohn Sebastian I. und zwei Töchter, Sigismund verm. mit Dorian Freiherrn von Gutenstein, und Epibila, verm. mit Konrad von Dreyß, Georg III. (starb um 1494) hatte zwei Söhne, Heinrich VIII. (starb in der Jugend) und Wolfgang, der eine sehr bedeutenden Ansehens in der landshuter Erbschaftselbe genoß, in welcher auch die Ortenburger verbannt war. Er starb unvermählt im J. 1519. Das Geschlecht setzte sein Oheim Sebastian I. fort, vermählt mit Maria von Korbach, Ebin der Grafschaft Neuburg im Österreichischen, welche Erwerbung Sebastian jedoch nach mancherlei Händeln mit Kaiser Friedrich III. an diesem gegen eine bedeutende Summe verkaufte. Daß zu seiner Zeit die Reichsmittelbarkeit der Grafen anerkannt ward, geht aus den zahlreichen, noch vorhandenen Briefen der Kaiser an ihn hervor, in welchen er (1488, 1489, 1492) aufgeführt wird, mit seinen Dienstleuten beim Reichsheer seiner Pflicht als Reichsleutmann nachzukommen⁶¹⁾. Als er im J. 1495 starb, hinterließ er sieben Söhne und zwei Töchter. Die Söhne waren Ulrich, Johannes, Georg IV., Siegmund, Christoph, Sebastian I., Wilhelm; die Tochter Margaretha, verm. mit Veit von Reuberg zu Hohenreuberg, und Heleine mit Ritter Wilhelm von Paulsdorf zu der Kürn.

Von diesen Söhnen Graf Sebastian I. widmete sich Georg IV. und Siegmund dem geistlichen Stande, Wilhelm ging nach Frankreich (in dessen Diensten auch seine beiden Söhne Friedrich und Sebastian III. starben, ersterer in der Schlacht bei Cambragna 1544, letzterer im Sturm auf Siena 1557), Johann blieb, unvermählt und kinderlos, im Kriege Maximilians gegen die Schweizer, nur Ulrich II. (starb 1524), vermählt mit Veronika von Aichberg, hinterließ drei Söhne, Alexander, Karl, Rodig und eine Tochter Sidonia, vermählt mit Melchior Koloma, Freiherrn von Feis und Schenkenberg in Tyrol. Als Erbe der Reichslehen folgte ihm, wie erwähnt⁶²⁾, der älteste des Hauses, sein Bruder Sebastian II., unter welchem nun die Streitigkeiten mit den Herzogen von Baiern, wegen der Reichsmittelbarkeit begannen. Kurz vorher hatte noch Kaiser Karl aus Spanien an die

59) Vergl. ein Verzeichniß bei Fuschberg a. a. D. S. 245.

60) Vergl. Fuschberg a. a. D. S. 305. 61) Kofler, Altösterreichisches Archiv, III, S. 324. Auch in einer Urkunde Kaiser Friedrich III. über die Belehnung Georgs I. bei Lienz, Spielfeld, vau. p. 1851 heißt es: Das uns der Adel, unser und der Reichs lieber Herrsche Sebastian, Graf zu Ortenberg diemüthiglich bat anrufen und bitten lassen, das wir Ihm als dem stillen Großen zu Ortenberg . . . zu Iden zu vertheilen genüchlich geruhten. Ferner: Auch dem Puan in der genannten Grafschaft über das Piat zu richten, so den uns und dem willigen rich. Reich zu thun rüch und von willand Georgen Grafen zu Ortenberg seinem Bruder auf Zar als dem Grafen, dem die nach ihm Herrschern und Gensend derselben Grafschaft zu empfangen gebürt.

58) Nach Urkunden im Reichsarchiv, demet von Fuschberg a. a. D. S. 222—224.

Grafen (1519) geschrieben und ihnen seine Wahl kund gegeben, sowie bestimmt, daß sie ihre Reichthümer besitzen und nützen sollten, als ob sie die Erbfolge schon empfangen hätten. Auch bei der Feststellung der Reichsmatrikel zu Worms im J. 1521 wurden die Grafen von Ortenburg mit zwei Ritters, sechs Fußknechten und einer Summe von 288 R. Gülden eingetragen. Zur Unterhaltung des Kammergerichts sollten sie jährlich 60 Gulden, zu der der außerordentlichen Besizer 15 Gulden bezahlen⁶²). Deswegenachtet verliethen nun im Anfange dieses Jahrhunderts die Herzoge von Baiern, auch diese Familie, wie so manche andere, sich als eine nur land-sässige zu unterwerfen. Bald waren es Streitigkeiten über persönliche Verhältnisse der Grafen, bald über Güterfragen, welche sie benutzten, um die Ortenburger vor ihre Gerichte zu ziehen, bald sederten sie von ihnen auch für die reichthümlichen Besigungen die Heeresfolge. Graf Sebastian II., mit dem diese Irrungen zuerst begannen, hielt streng auf seine Rechte und berief sich stets auf den Kaiser und dessen Reichskammergericht. Inse alten Beschreibungen der Grafen Georg I. und Georgs, der wir früher gedenken, mögen wol von den Herzogen ihren Forderungen zu Grunde gelegt sein. Kindriehs nach Sebastian II. im J. 1559. Sein Bruder Graf Christoph (starb 1551) hatte durch seine Vermählung mit Anna, der einzigen Tochter des Ritters Friedrich von Holsup zu Mattichofen und Nepden, bedeutenden neuen Güterbesitz erworben. Alle Güter desselben in Ober- und Niederbaiern, wie die Burg Nepden im Rottbait mit ihren Vertinnen-zen zu Schwebel, Pfalzenbach und Pienbach, dann vermehrt durch Hofgüter, gelegen in der Leiten, im Reichenhart, zu Hauzenberg, Niederdorf, Pengersheim, Azenheim und vielen Reithöfen in andern Theilen Baiens; ferner die ganze Hofmark Enstendbach mit allen dazu gehörigen Grundstücken und Mähten; und viele andere einzelne Güter in diesen Gegenden gingen nach dem Tode Graf Friedrichs und seiner Hausfrau an Graf Christoph über, der auch Roßheim erkaufte, sowie die bedeutende Burg und Hofmark Haidentosen mit dem Waldgrund am Sundergau und einigen dazu gehörigen Besigungen zu Kainling, Großen-Pening, Kneching und Leiching. Außer diesen bedeutenden Erwerbungen, wozu auch noch die Burg Mattichofen gehört, die als herzogliches Leben nicht durch seine Gemahlin an ihn aus der holländischen Erbchaft kommen konnte, erwarb Christoph noch viele andere Güter⁶³) und hinterließ sie sämtlich seinem einzigen Sohn Joachim (geb. 1530, gest. 1660), welcher hernach als einer der reichsten Besizer in jenen Gegenden erscheint⁶⁴). Im J. 1551 erhielt Joachim, mit treff-

lichen Talenten ausgestattet und auf der Hochschule zu Ingolstadt gebildet, die Grafschaft, indem sein Onkel Sebastian zu jenes Gunsten verzichtete, wie auch 1559 Graf Johannes, Enkel Ulrichs II., denen als den damaligen ältesten Gliedern des Hauses der Besitz hätte zu Theil werden müssen. Joachims Leben war eine Kette von Unglücksfällen und Streitigkeiten mit den Herzogen von Baiern. Als er nämlich im Jahre 1548 eine Bräutwerbung bei dem Reich erniedrigt hatte wegen zu hoher Veranschlagung in der Reichsmatrikel, behauptete Herzog Wilhelm IV. von Baiern, ihm gebühre es, die Steuern der Grafschaft, die in seinem Herzogthume gelegen sei, auszusprechen. Beide Theile wurden vor das Reichskammergericht geladen, und der Reichsfiscal setzte 14 Punkte auf, wonin er die Ansprüche der Ortenburger auf die Reichsunmittelbarkeit entwidete. Die bezüglichen Rathszeugnisse aber das Recht derselben. Doch ruhete der Streit bis 1558. Im J. 1559 war wieder eröffnet, dauerte der Proceß dennoch durch Verzögerungen, Vernehmungen von Zeugen, Vorlegungen und Prüfungen von Urkunden bis zum J. 1573, in welchem am 4. März das Urtheil dahin publicirt ward: daß die Grafen, sowie die Grafschaft Ortenburg betangen (hat, ohne Mittel Grafen des Reichs sein und derwegen alle desselben gestreute und ungesessene Hülf und Anlagen, so jezeit im Reich demüßigt, für ihren Antheil zu ertragen und zu bezahlen, auch alles anders gleich andern Reichsständen zu leisten schuldig und daß darum gedachten Herzogen nicht gebühret, betrübte Grafschaft auszuweichen sich anzu-maßen, sondern sich dessen hindurch enthalten, auch ihm derwegen ein ewig Stillschweigen anzulegen sein soll⁶⁵)).

Hauptgründe des Gerichtes waren: Die Grafen von Ortenburg wären stets für Reichsgrafen gehalten worden, was aus Zeugenaussagen und vielen Urkunden hervorgeht; sie fänden sich in den Reichsmatrikeln (die semiplenam probationem und praesumptionem machten) nämlich von den Jahren 1467, 1489 und 1491; sie trügen zur Erhaltung des Kammergerichtes bei und hätten viele an sie erlassene Befehle zur Regelung der Reichssteuer, sowie Auflösungen darüber producirt, nicht minder auch ein Cameraturtheil, daß der Graf wegen mangelhafter Zahlung gestraft worden; ferner hätten sie 20 Aufschreiben zu Reichstagen von anno 1500 an vorgebracht und durch Zeugen bewiesen, daß sie 1548 im Reichstage gefessen und dieses mit Wissen und ohne Widerspruch des Hauses Baiern. Außerdem würden sie mit der Grafschaft Ortenburg von Kaiser und Reich belehnt, selbst mit dem Bisthume. Dergleichen Lebensbriefe wöden von

62) Bergl. Hachberg a. a. D. S. 324, 332. Auch die Grafschaft Ortenburg in Kärnten war Reichthüm gewesen, wie dieses aus Siegelstempeln Urkunde für die Grafen von Gültz hervorgeht. Cf. Lung, Spieß, aac. T. II. p. 1844. 63) Bergl. Hachberg a. a. D. S. 339—348. 64) Erst vier Zeit vorher schiedlich schied sich die bairischen Grafen: Grafen in Ortenburg bei ihrem Aufstiege. Sie nämlich auch die Güter des Grafen der Grafschaft Ortenburg in Kärnten ausgetheilt waren, hatten die Herzoge von Österreich viele Besigungen nach einander

gen, später (1524) aber an einen Spanier, Gabriel Salamanca, Freiherrn von Freudenstein und Karlsbad, veräußert, welcher Aitel und Bappen der Ortenburger annahm. Hiergegen protestirten bei dem Kaiser die damaligen bairischen Grafen von Ortenburg, konnten aber nichts anbringen, und nahmen dann den obenerwähnten Zusatz in ihren Titel auf. Bergl. eine Urkunde hierüber in Lung, Spieß, aac. T. II. p. 1854. Diese neue Grafschaft von Ortenburg in Kärnten starb übrigens schon nach 116 Jahren ab.

65) Bergl. Urkunde Kaiser Max. II. in Lung, Spieß, aac. T. II. p. 1854.

1489, 1491, 1522, 1526 und 1551 aufgewiesen. Auch hätten sie seit mindestens 48 Jahren auf den bairischen Kreistagen Sitz und Stimme, wie dieses Salzburg (der ausschreibende Stand desselben) bezeugt, weshalb auch der 1521 fertiggestellte Katalog der Kreislände ihrer Erwähnung. Dagegen sei es kein Rechtsgrund, was Baiern vorbringe, daß die Grafschaft Ortenburg in seinem Gebiete gelegen sei, daß die Grafen ihnen Erbbuldigung geleistet hätten und auf ihren Landtagen erschienen seien. Denn das Letztere hätten sie schon für ihre bairischen Lehnsherrn und nicht für die Grafschaft. Die Verordnungen von 1391⁶⁵⁾ u. wären auch kein Beweis, weil die Grafen possessionem noviorum 80 annorum für sich hätten⁶⁶⁾.

Während dieser Proceß noch schwebte, war eine noch fast größere Zerung zwischen Joachim und dem Herzoge von Baiern eingetreten.

Längst schon hatte die Lutherische Lehre in Baiern zahlreiche Anhänger unter Feien und Gemeinen gefunden, und als der passauer und ausgburger Religionsfriede eingegangen war, forterten die Landstände den Herzog auf, sich dahin zu bemühen, daß von Rom aus eine Veränderung in mehreren Punkten des katholischen Glaubens nachgelassen würde. Herzog Albrecht gestattete nun, zwar 1556 seinen Unterthanen den Genuß des Abendmahls in beiderlei Gestalt, doch weigerten sich die Landesherren hierin nachzugeben. Von Neuem gingen deshalb die Stände, an ihrer Spitze Graf Joachim, 1557 den Herzog in dieser Sache an, und als sich noch im J. 1563 nichts darin erreicht werden konnte, erklärten sich mehre Mitglieder der Familien Maxirain, Fugger, Herbreug, Laymng u. a. m., wie auch Joachim für offene Einführung der Reformation. Demgemäß hielt am 17. Oct. 1563 Johann Friedrich Galstius den ersten Lutherischen Gottesdienst zu Ortenburg, worauf von Seiten des Grafen am 23. Oct. ein offenes Patent erschien, worin er erklärte, daß er sein und seiner ihm von Gott untergebenen Unterthanen Seelenheil im Auge habend, sich zur ausgburger Confession bekannt habe und dieselbe einführen wolle. Zugleich erklärte er sich gegen die Excommunicanten und Wiederläufer u. dergl. und beief sich für die Rechtmäßigkeit seines Unternehmens auf den Religionsfrieden, sowie auf seine freie Reichsunmittelbarkeit⁶⁷⁾.

Natürlich sah Herzog Albrecht dieser Religionsveränderung nicht ruhig zu; er lud den Grafen ein, in Rhöden zu erscheinen und erklärte, daß er die Reichsunmittelbarkeit des Grafen nicht anerkenne. Die Güter und Burgen desselben wurden von Seiten Baierns eingezo-gen und besetzt. Joachim wandte sich in dieser Bedrängnis an den Kaiser, der die Sache an das Reichskammergericht vermittelte. Vergesslich verwendeten sich der Kurfürst von Sachsen und der Landgraf von Hessen in den Angelegenheiten Graf Joachims bei dem Herzog Albrecht

von Baiern, selbst der Kaiser schrieb an diesen und bot sich zum Vermittler an. Im März 1565 waren die von diesem zu Wien angestellten Unterhandlungen soweit vorgerückt, daß man die Vergleichspunkte nach München, mit der Bitte an den Herzog, sie zu genehmigen, abgeben konnte. Es sollte hiernach dem Grafen die Ausübung der evangelischen Religion in der Grafschaft unbenommen sein, in den mittelbaren Landgütern aber die katholische Religion fortanern. Herzog Albrecht, diese Bestimmung für ungenügend erklärend, brach die Verhandlungen ab, erneuerte sie aber, als Joachim dem Rathe des Kaisers gemäß mit einigen Freunden selbst nach München kam. Dennoch kam man zu keinem Ziele, weil der Graf sich nicht dazu verstehen wollte, weder eine Abbitte dem Herzoge zu leisten, noch eine Geldbuße zu bezahlen. Endlich kam im J. 1566 im Augsburg am 10. Mai die Vereinigung unter folgenden Bedingungen zu Stande: Joachim sollte zu München erklären, daß er weder gegen den Herzog noch gegen sein Vaterland Reichthiliges was unternehmen wolle, dagegen sollte ihm, seiner Gemahlin und seinem Sohne, sowie vorläufig auch den im ortenburgerischen Bezirk angelegenen Unterthanen der evangelische Gottesdienst in der Kirche unbenommen sein, in den Landgütern jedoch solle er sich nach dem Religionsfrieden richten. Diefen Bestimmungen genähigte Joachim am 29. Mai und ward dann in alle seine Besorgungen wieder eingelegt.

Nachdem nun der Anspruch des Kammergerichtes für den Grafen günstig ausgefallen war, führte Joachim die Reformation, zu der auch sein Bruder Ulrich sich 1564 genenbet hatte, in der Grafschaft noch in ausgedehnter Weise als früher ein, geriet aber hiernach, sowie durch mancherlei anere Zerrung wieder in Streit mit dem Herzoge, welcher im J. 1575 wiederum die Landgüter des Grafen einzog, auch gegen das Urtheil des Kammergerichtes das Mittel der Revision ergriffen hatte. Die Frage über die Befugniß der Diener Joachims, ihren evangelischen Glauben in den Befestigungen des Grafen zu predigen, welche nicht reichsunmittelbar waren, auszuüben, veranlaßte die freilichen Punkte zwischen ihm und dem Herzoge, zu deren Entscheidung der letztere sich wiederum an das Kammergericht wandte, wegen Beinträchtigung der freien Religionsübung. Vergesslich versuchten auch hierbei die Kaiser Maximilian II. und Rudolph zu vermitteln; alle Versuche schitterten an der Forderung des Herzogs, daß Joachim ihm vor allen Dingen die Erbbuldigung leisten solle. Burg und Markt Wallachhausen wurden nun 1579 gleichfalls vom Herzog Albrecht besetzt, dessen Unbezugbarkeit in dieser Sache sich auch auf seinen Nachfolger Wilhelm I. vererbte. Denn vergesslich erließ das Kammergericht Befehl über Befehl, den Grafen Joachim zu restituiren. Der Herzog blieb unbewegt; selbst als der Graf ihm seine sämmtlichen Befestigungen für 550,000 rth. Gulden zum Kauf anbot. Witten in diesen nicht beigelegten Unruhen starb Joachim, im J. 1600, ohne einen Sohn zu hinterlassen.

Die Grafen Alexander und Karl, Edlne Grafen Ulrichs II. und Bettens Joachims hatten mehre männ-

65) Siehe oben.
23. Bd. S. 464–467.
68) Cf. Lönig, Spiel, auct. T. II. p. 1892 et 1893.

67) Regl. Meiser, altst. Staatsarchiv.

68) Cf. Lönig, Spiel, auct. T. II. p.

1892 et 1893.

liche Nachkommen hinterlassen. Alexanders Söhne waren Johannes III. und Ulrich, ersterer mit Eufemia von Spaner vermählt, war kaiserlicher Landeshauptmann zu Clausen in Tyrol und hinterließ Heinrich X., letzterer Heinrich XI. und Georg V.

Karl's Söhne dagegen, Wilhelm und Leonhart, starben früh; seine Töchter waren Veronika, an Eitel Feig, Grafen zu Cobenzellen, und Anna Maria, mit Hartmann, Freiherren von Richtenheim, vermählt.

Nach dem Tode Joachims wurde hiemit Heinrich X. und Georg V. die Häupter ihres Hauses. Heinrich erlangte nun zwar die Belehnung mit der Grafschaft von der Kaiserin, aber die Witwe Joachims machte laut einer ihr angetragenen Verschreibung ihres Gemahls Rechte auf dieselbe geltend, welchen Heinrich im J. 1602 weichen mußte. Beide Grafen verglichen sich in demselben Jahre mit Herzog Maximilian von Baiern in Bezug auf die Zurückgabe der eingezogenen Landgüter und verkauften an ihn Mattschlofen, nahmen die noch anhängigen Prozesse beim Reichskammergericht ab und ließen in allberechtigter Weise die Erbhabung Lucia, die Witwe Joachims, verlangen nun noch außer der Grafschaft die Auslieferung von 69 Landgütern, die zu derselben gehören sollten, erhielt jedoch bei dem Reichskammergericht keine günstige Entscheidung, obwohl der Kaiser und der Reichshofrath ihr gewogen waren. Endlich gab Herzog Maximilian und Georg (Heinrich war mit Hinterlassung von drei Söhnen: Friedrich Cosmire, Johann Philipp, Heinrich XI. im J. 1603 gestorben) die angesprochenen Güter mit Vorbehalt der Gerichtsbarkeit und aller vortheilhaften Rechte heraus, erlangte aber dennoch nicht nach Heinrichs X. Tode die Grafschaft, weil Joachim den Sohn desselben Friedrich Cosmire als Erben eingeklagt hatte. Den Streit hierüber verglich man zuletzt dahin, daß Georg eine Urkunde ausstellte, in welcher er versprach, daß er weder den wirklichen Besitz der Grafschaft ansprechen, noch die zu ihr gehörigen Hoheitsrechte ausüben wolle, sondern die Belehnung nur deßhalb verlange, damit den Rechten des Geschlechtsalters kein Eintrag geschehe⁶⁹⁾. Hiernach erhielt nun Georg neben Friedrich Cosmire die Belehnung, der nebst seinen Brüdern der reformirten Kirche zugehörig war, während Georg sich wieder zum katholischen Glauben gewendet hatte.

Die Brüder Friedrich Cosmire widmeten sich beide der Kettenabigung ihres Glaubens. Heinrich trat in braunschweigische Dienste, verteidigte nach der Schlacht auf dem weißen Berge die Feste Eilenburg an der Oger auf das Tapferste und fiel in den Niederlanden im J. 1622 in der Schlacht bei Fleurus. Johann Philipp aber trat in die Dienste Gustav Adolfs und starb 1631 als schwedischer Oberst zu Berlin. Dieser Kriegsdienst seiner Brüder wegen erhielt Friedrich Cosmire, als Georg 1627

starb, erst im J. 1628 die Belehnung mit der Grafschaft, die er jedoch im J. 1652 an Hans Joachim von Seingendorf überlassen mußte, welcher Rechte darauf aus Verwaltungen an Friedrich Cosmire ansprach. Letzterer wohnte selbst in Dorfbach, wo er 1688 unvermählt starb. Mit ihm erlosch die Linie Joachims III.

Von den Söhnen Georg V., Friedrich, Philipp Wolfgang, Georg Reinhard und Christian, waren die beiden ersten schon vor dem Tode Friedrich Cosmires gestorben, weshalb Georg Reinhard als der älteste die Belehnung hätte empfangen sollen. Er war nebst seinem Bruder zur katholischen Religion übergetreten und theilte mit diesem 1632 die ererbten Güter. Aus der Urkunde ersieht man den damaligen Besißstand Georg Reinhard's. Er erhielt den hinteren Theil des Schlosses Heyd und die Hälfte aller dann gehörigen Hausfahndn und Ackerbarkeiten, sowie der Waltungen, Grundstüde, Fischereien, Jagden; ferner die Hofmarken Schwärden und Pirnbach, die einsiedeligen Güter zu Ried, Todrl, Rändorf, Wilsheim, Winden, Grab, Krotzheim, Lengheim, Kneubach, Hauzberg, Tobelheim, Kruten, Rathsfeling, Kneubach, Tobelhof, Eutenbach, Krächem und Poch; ferner nachfolgende Güter im Gerichte Schwärden, genannt die „Zwillingen“ als Prümig, Höndorf, Wolfesb, Kiergesb, Tobel, Altschachmühl, Höfing, Kätting, Dierberg, Preißdorf und Kimerlofs.

In der Hoffnung, die alte Grafschaft wieder zu erlangen, nahmen beide Brüder eine neue Theilung über diese im J. 1660 vor, und errichteten das Ziel ihres Strebens, die Grafschaft, auch wirklich im J. 1662. Zwei Jahre darauf starb Georg Reinhard. Er hatte, obwohl selbst katholisch, seine Kinder im lutherischen Glauben erziehen lassen, weshalb seine Witwe dieselben in ein protestantisches Land zu bringen suchte, als sie hörte, daß der Rhein Christian damit umginge, ihren Sohn Georg Philipp zum Übertritte zu veranlassen. Die erste Bluthat mit den Kindern ward jedoch von dem Deeme vereitelt, die zweite durch Aynal nach Würtemberg gelang besser⁷⁰⁾. Deshalb aber verzögerte der kaiserliche Hofrath ihr das Recht der Vormundschaft, welche die Verwaltung des Besißes, Graf Christian übernahm. Nach Erwerbung vieler Güter starb dieser im J. 1684 ohne Leibeserben, setzte jedoch mit dem Neffen, den er früher adoptirt hatte, wieder verheiratet, diesen als Erben ein. Vergeltliche Ansprüche machte, auf die frühere Enterbung Georg Philipps sich stützend, der Graf Franz Leopold von Salzu und Neuburg auf den Besiß der Grafschaft; Georg Philipp erhielt die Belehnung und den Besiß. Er fügte seinem Titel den eines Grafen von Strichingen und Püttingen bei, indem er von seiner Mutter der Katholische auf das Erbe dieser in der Saargegend liegenden Güter, obwohl vorgebüß, erbte⁷¹⁾. Einen einzigen Sohn, der

69) Joachim hatte 1567 mit Bewilligung der Ägnoten eine Familienbestimmung vom Kaiser bestätigen lassen, nach welcher die Grafschaft erst der älteste des Geschlechts erhalten, die Landgüter aber nicht mehr durch die Vererbung durch Töchter an andere Häuser kommen sollten.

X. Gesch. v. S. u. S. Dritte Section. VI.

70) Auch das Corpus Krangelorum schritt 1667, 1668 u. 1669 zu Gunsten der Brüder bei dem Kaiser ein. Bergh, Kaiser, Altes Staatsrecht. 38. B. S. 106. 71) Der Titel ist von den Dürrenburgern die jetzt beibehalten worden.

hann Georg, hinterließ Georg Philipp bei seinem im J. 1702 erfolgten Tode. Diesen, den Vater von zehn Kindern, beerbten dennoch nur zwei, ein Sohn Graf Karl und eine Tochter Friederike, vermählt mit Wolfgang Georg, Grafen von Haffel-Kemlinggen.

Graf Karl erzeugte neun Söhne und fünf Töchter. Die ersten widmeten sich fast alle dem Militärsstande. Der älteste Karl Albrecht (Starb 1787) im J. 1763 Cornet im königl. preuß. Carabinier-Regiment, verließ den Dienst als Major 1776. Ludwig Emanuel, im J. 1766 Fähndrich im preuß. Regiment Kleiß verließ den Dienst als Fähndrich 1774. Christian Friedrich trat 1766 als Fähndrich in das königl. preuß. Regiment Steinkeller, verließ den Dienst als Hauptmann und trat als Rittmeister in das bairische Dragonerregiment La Rose, ward Major und verließ den Dienst als Oberlieutenant 1783. Adolf Ferdinand, im J. 1763 Hauptmann in niederländischen Diensten, ward 1783 teuffcher Ordensritter. Johann Rudolf 1789 Lieutenant im Regiment (Großherzog von Toskana, verließ den Dienst 1797 als Oberlieutenant.

Joseph Karl, Sohn Karl Albrechts, geb. 1780, empfing die Erbkultelung der Grafschaft 1801, verkaufte diese aber 1805 mit allen Hoheitsrechten (ausgenommen die im Innviertel und in den bayerischen Staaten gelegenen Lehen) sowie alle mittelbaren in Baiern gelegenen Güter und Gülfälle an Wien, und erhielt dafür in Franken folgende Allodialgüter mit reichsunmittelbaren und reichslandchaftlichen Rechten⁷²⁾, nämlich das Schloß Lambach mit einem Theile des bamberger Amtes Seßlach, mit den Dörfern Kutenbaulen, Altendorn, Dittersdorf, Eich, Gemünden, Reismurghausen, Hasenbrebach, Hatterndorf, Bergamtsdorf, Grumbach, Lehenrod, Neudorf, Dör und Unter-Edersdorf, Wismannsbach, Rothensberg, Schurtendorf, Triebsdorf⁷³⁾.

Das Ende des deutschen Reichs beraubte auch diese Grafen ihre Reichsunmittelbarkeit. Sie kamen 1806 unter bayerische, dann unter württembergische und 1815 wieder unter bayerische Hoheit mit Ständerechten laut der wiener Acte 1815. Art. 44.

Seit dem J. 1811 ist Joseph Karl königl. bair. Oberst der Reiterei à la suite, erhielt 1815 das Großkreuz des königl. württembergischen Civil-Verdienstordens und ward 1826 Generalmajor der Reiterei à la suite. Vermählt mit Caroline Luise Wilhelmine von Erbach zu Erbach hat er vier Kinder: 1) Franz Karl Rudolf, geb. den 4. Aug. 1801, seit dem 1. Nov. 1821 Lieutenant im 2. bair. Chevau-légers-Regiment Herzog von Leuchtenberg. 2) Friedrich Karl Ludwig, geb. den 14. Jan. 1805, Lieutenant im k. preuß. 8. Kürassierregiment, exp. auch die Ordens-Ballei Utrecht. 3) Christiane Charlotte Wilhelmine, geb. 1802, Domicellarin des Stiftes Wallenflein in Hesse. 4) Hermann, geb. den 4. Jan. 1807, Lieu-

tenant im k. f. österr. 4. Ulanenregiment Kaiser Franz, exp. auch die Ordens-Ballei Utrecht⁷⁴⁾. (Roepell.)

ORTEN-GESELL, heißt bei einigen Handwerken soviel als gewöhnlich Altsessel (Karmarsch.)

ORTENSTEIN, eines der Hochgerichte (kleinen Republiken), in welche der Gottshausbund des eigentlichen Cantons Graubünden eingetheilt ist. Dasselbe liegt in dem schönen Domlesgerthal auf der rechten Seite des Hinterrheins, der hier die Albula aufnimmt, und besteht aus den zwei Gerichten oder halben Hochgerichten Ortenstein und Fürstenuau. Das halbe Hochgericht Ortenstein ist aber auch wieder in zwei Gerichte getheilt, nämlich Im Boden, welches die Gemeinden Tomils, Detenkein, zum rothen Brunnen, Rodels, Paspeis und Dusch begreift, und Auf dem Berge, wozu Tranz, Scheid und Reibis gehören. Die Veranlassung zu dieser Theilung gaben heftige Streittigkeiten, die im J. 1766 über die Wahl des Landammanns zwischen zwei Parteien entstanden, worüber es zu Tomils in einer Landsgemeinde zu Abtheilungen kam, wobei Einige todt auf dem Plage blieben, Andere schwer verwundet wurden. Andere Partierungen verflochten sich dann damit. Der General von Travers, mehr Mitglieder der Familien Salis und Planta spielten dabei eine bedeutende Rolle und es wurden verschiedene heftige Scenen gewechselt, die man im sechsten Bande von Hallers Bibliothek der Schweizergeschichte angelesen findet. Über die Unternehmung und Abstrafung des Ereignisses zu Tomils entstanden nämlich heftige Streittigkeiten über die Compensatio fori zwischen dem Gottshausbund und dem Hochgerichte Fürstenuau, welche große Wüthung und Partierung im ganzen Land erregten. Doch wurde durch das unparteiische Benehmen des Lehngerichtsbundes ein Ausbruch verhindert. Endlich kam ein Vergleich zu Stande, von welchem obige Theilung einen Hauptpunkt ausmacht. Das Gericht Ortenstein hatten die mächtigen Freiherren von Vaz vom Bisthume Chur zu Lehn, von ihnen kam es an ihre Erben, die Grafen von Werdenberg, von diesen in der Mitte des 15. Jahrh. an den Freiherren von Altdorf, der es an Ritter Ludwig Altdorf verkaufte. Von diesem kauften sich die Einwohner im J. 1527 völlig frei. Von dieser Zeit an hatten sie ihr eigenes Civilgericht, welches aus einem Landammann und zwölf Richtern gebildet wurde; in Criminalsällen zogen sie dann noch sechs Richter aus dem andern Theile des Hochgerichtes dem Gerichte Fürstenuau zu, deswegen entstand der angeführte Streit über die Kompetenz mit Fürstenuau. Seit der Theilung von Ortenstein hat jedes der beiden Gerichte im Boden und auf dem Berge seinen eigenen Landammann und zwölf Richter. — Das Gericht Ortenstein ist theils reformirter, theils katholischer

fröhere Grafschaft Ortenburg hatte zur Zeit des Umtausches ungefähr 4 Q. M. mit 1800 Einw. und trug etwa 15,000 fl. Einkünfte. Die Herrschaft Lambach umfaßt 1 Schloß, 18 Dörfer, 13 Domänenhöfe, ungefähr 2900 Einwohner und 51,000 fl. Revenüen.

74) Berg. Genealogisches und Staatshandbuch. (Trautv. a. R. 1817.)

72) Die Reichslandtschaft übten die Grafen aus, durch Theilnahme an der Kurstimme der weltlichen Grafen. Bergl. Moser, Ait. Staatsrecht. 88. Th. S. 470, 471. 73) Die

Religion. Die Dörfer Scheidt und Feldis haben erst 1580 den reformirten Glauben angenommen. Es hat seinen Namen von dem Schloß Dittenheim, das in der Gemeindefamille Komitz sehr schön auf einem Felsen liegt, und jetzt der Familie Travers gehört; 1452 wurde es von Kriegsscharen aus dem obern Rinde zerstört, nachher aber wieder aufgebaut. In diesem Gerichte liegen auch die Ruinen der auf steilen Felsen erbauten Schloßer Ober- und Nieder-Zuwalde, von denen ein altes Geschlecht seinen Namen hat, das schon 1192 erscheint und jetzt noch im Engadin fortbauert. Die Gegend ist im Ganzen sehr fruchtbar an Getreide, Baumfrüchten, Wieswachs und zum Theil auch Wein. (Escher.)

ORTFAUSTEL (Bergbau), im Allgemeinen: das zur Bearbeitung des Gesteins vorm Die gebrauchte Faustel oder der zweibahnige Hammer; im engern Sinne das 4–10 Pfund schwere doppelbahnige Faustel, womit eine der beiden Hohlbohrer des Die auf die Bahn des Diebohrs schlägt (s. Ortbohr). Ein solches kann, da es mit beiden Armen geführt wird, zweimal so schwer sein, auch einen längern Helm haben, als das Handfaustel, worunter man das gewöhnliche Faustel, welches mit einem Arme gehandhabt wird, versteht. Man unterscheidet auch wohl Ortfaustel, Hölstenfaustel, Strossenfaustel. Die Form ist eimerlei, nur das Gewicht verschieden. Letztes ist das schwerste, weil auf Strossen die Richtung der Hohlbohrer, die Richtung der Schläge auf Bohr und Begeissen meist unterwärts ist. Das Ortfaustel — alle drei einmännlich gebaut — ist von mittlerem Gewicht, etwa 4–5 Pfund, weil damit auf Bohr und Bergstein meist grade aus, oder schon etwas nach Unten zu geschlagen wird. Das Hölstenfaustel ist das leichteste, 3–4 Pfund, weil damit grade aus, im Ueberbrennen auch nach Oben, oder in aufsteigender Richtung geschlagen werden muß. (Plumicke.)

ORTFOCLA (altteutsche Sprachkunde und Rechtsalterthümer); in ersterer Beziehung ist dieses demerksenswerth in allen den Stellen im Poesius Legis Saliceo Tit. VII. §. 1–4, wo es heißt: Wer einen Habicht vom Baume gekloßen (Walbergische Erklärung: Ortfocla), solle außer dem Erbzug und den Kosten drei Schillinge (solidos); 2) wer einen Habicht (Walberg. Welana [Weite] oder Orsfocla) von der Elange, 15 Schillinge; 3) wer einen verflöschigen Habicht (Walberg. Ortfocla oder Welana pandeto — die älteste Schloßer waren bloß Wänter —) 45 Schillinge; 4) wer einen Sperber (Walberg. Sacelin, veraltete Name für Sperber) drei Schillinge zahlen, will Eckhardt zur Lex Salicea (S. 24) für Ortfocla Aro- oder Aen- oder Orsfocla, d. h. Aar-Vogel oder Arnoegel, gesezt wissen. In der Stelle §. VIII, wo es heißt: Wer einen jähnen (domesticum) Kranich oder Schwan (Walberg. Orsfocla) gekloßen, solle außer dem Erbzug und den Kosten drei Schillinge zahlen, wieweil er, der Abschreiber habe vielleicht gefunden obfocla, zusammengelesen aus obh, elb oder elbiz und fogel, da nach den altteutschen Glossen alpis, elbez, elbiz, Schwan bedeutet. Doch zieht er weiter unten das eicunum der wolfsbühlteiler Handschrift

des k. k. Karl den Großen verheßerten falschen Gesetzes herein, verbessert es in eicunum, als verberberens latein für eicunum, und nimmt hier für ortfocla weber arofocla noch obfocla, sontern storefocla (Storchvogel, Storch) vom altteutschen store (Storch). Nach Schiller möchte §. 1–4, sowie §. 8, die wahre Lesart gewesen sein Hortfocla oder Chorfocla, Hof- oder Hausvogel, der auf dem Hofe geht, sowie Tit. XXVII, 24 Choribaum, Hofbaum. Betrachten wir jedoch diese Stelle, wo von Obstbäumen die Rede ist: si vero in horto fuerit, Malb. Ortbaum, und vergleichen wir sie mit §. 22: sin in horto fuerit. Malb. Orttopodun, so finden wir, sowie auch Schiller selbst S. 650, beides erklärt, daß Ortobaum, Gartenbaum, sowie Orttopodun Gartenboden bedeute, vom lateinischen hortus oder ortus, eine Zusammenfügung, die um so weniger befremden kann, da diese Stellen seine ursprünglichen, sondern Einschleichen sind. J. J. Sch. B. Becker leitet Orsfocla von kurzen, flachen, von kurz, Stog, St. Stogvogel. Man könnte, wenn man Orsfocla durch Stogvogel erklären will, wol auch ort, Epige, herein, und auf die spigen Hänge der Raubvögel, die Hauptwohne derselben, beziehen. Aber beiden Erklärungen steht entgegen, daß auch der jähne Schwan und der jähne Kranich zu den Trödeln gehören. Wir erklären ortfocla aus Ort, Stelle, ein Vogel, der an seinem Orte bleibt, ein im Hause und Hofe heimlich gemachter Vogel, welche Erklärung auch auf die Raubvögel paßt, da auch diese sich zum Aus- und Einsitzen gewöhnen ließen. Die Bestimmungen der Erbsen gegen den Diebstahl der Trödel nach dem falschen Gesetze haben wir oben beiläufig gesehen, die auf §. 5–7, wo bestimmt wird, daß beim Diebstahl eines Hohnes oder einer Henne, oder einer jähnen Gans, oder einer jähnen Ente, außer dem Erbzug und den Kosten drei Schillinge gegeben werden sollte: Der Sachspiegel (3. B. 60. Art.) sagt von dem Werthe der Vögel, daß man das Fuhn und die Ente mit einem halben Pfennige, die Gans mit einem Pfennig und dem Bratwurst binnen ihrer Trutzzeit, sowie auch die Stülente (Ente zum Entenfangen), mit drei Pfennigen vergelten solle. Das burgundische Gesetz (Tit. XI.) bestimmt, daß dem, wer einen Habicht stiehlt, dieser entweder auf einem gewissen Schmerz-

1) Schiller. Glossar. Teuton. p. 333.

2) Vergl. die Gd. darliche Ausg. S. 55 mit der Lex Salicea bei Schiller. Theaunus p. 19, wo das große Einschleichen unter dem Kratz steht. 3) Es i. B. Wirt von Gravenberg Wigaleis 3. 8487, 10754, 16955. 4) Dief. 5014, 5020, 5028. 5) Joh. Georg Wachter, Glossar. 6) Es i. B. Nithungaspiel, 3. 301, 3263. 7) Der, wie ich der Sachspiegel (a. 156 bei Schiller, Thea. Ant. Teut. T. II. p. 335) ausdrückt, habe ein Wahn Pfauen, die gewöhnlich seien, bei einem Hofe zu sein, und sie sitzen hinan und herwieder, wieweil sie das thun, so seien sie kein als (wenn) sie hinan sitzen und herwieder nicht in vier Tagen, so wer sie demnach fange, dem seien sie, sowie auch die Tauben, die mit den Pfauen gleiches Recht haben. So auch meiste wer entronnenes fremdes Hühnerstiel (zur Jagd abgerichtet Raubvogel) und andere entlohene Vögel, welche man beschloßen oder in Gut gesetzet Vögel benannte, innerhalb drei Tagen sing, widergeben, wenn er

haften Theile des Diebes sechs Unzen Fleisch fressen¹⁾, oder der Dieb, wenn er dieses nicht wollte, dem Eigenthümer des Habichts sechs Schillinge und als Strafe zwei zahlen mußte. Das Gesetz der Alenmannen (Tit. 101) sagt ferner, daß, wer einen Habicht getödtet, der Gänse beizet, drei, wenn er Kraniche beizet, sechs Schillinge erlegen solle; das Gesetz der Baiern setzt auf die Tödtung eines Kranichs (echnonari) sechs Schillinge Buße und Lieferung eines gleich guten, eines Gänsefischbichts (ganshapuch), der Gänse jüget, drei Schillinge Buße und Ersatzung eines gleich guten, eines Entenhabichts (anothapuch) sowie eines Sperbers, einen Schilling Buße und Ersatzung eines gleich guten, welches auch von den Waldbögeln galt, welche jauch gemacht in den Höfen der Edeln herumflogen und fangen. Der Schwabenpiegel (Cap. 334. p. 194) hat bei dem Diebstahl oder der Tödtung eines den Kranich, eines den Reiter fangenden Habichts, und eines die Vögel in der Luft fangenden Falken gleiche Bestimmungen wie das bairische Gesetz, nämlich sechs Schillinge und Erlegung eines ebenso guten, so auch (Cap. 335) bei Erlegung oder Erschlagung eines Sperbers oder eines Springens, oder anderer Vögel, die man auf der Hand trägt, Erlegung eines ebenso guten und eines Schillings, bei dem den Entvogel fangenden Habicht aber Erlegung eines ebenso guten und drei Schillinge. Hatte der Dieb bei dem Diebstahle des Federspiels von der Gänge oder aus dem Kerbe das Federpiel geküret (schlechter gemacht), so mußte er es zwiefach vergelten (Cap. 235). Die Vögel, welche man zu Todsgeln bestimmte, sicherte man schon, bevor sie es geworden, so nach dem langobardischen Gesetz unter Rothar (Tit. 325) mußte, wer aus dem Gehirge des Königs einen Habicht holte, eine Buße von zwölf Schillingen, wer von einem bezeichneten Baum im Wald eines andern einen Habicht aus dem Neste nahm, von sechs Schillingen erlegen. Nach dem Schwabenpiegel (Cap. 234) mußte der Dieb eines Federspiels aus dem Nest im Wald eines andern drei Pfund zu Buße ertheilen oder die Hand verlieren. Nach dem isländischen Gesezbuche (Landalögo Balken, Cap. 58) konnte der König Falken fangen lassen, aus welchem Grund er wollte. Rahe verwandt mit den Todsgeln

waren die gemäerkten Vögel der Isländer, die mit einem Reiden versehenen und an einen bestimmten Eierplatz (Eggvör) gewöhnten Vögel. Die Vögel (nämlich Schwimmvögel) mußten an der Haut zwischen den Klauen gemäerkt sechs Nachbarn gemeldet sein, sonst war die Marke ungeschick. Ging Jemand einen Vogel auf seinem Lande, woran eine Marke war, so mußte er binnen einem Monate Nachhaft an den Besitzer abfertigen, wenn er innerhalb dem Hæred (Þröwing) war, und den Vogel so behütet, daß ihm kein Schaden zufließt. Kam dieser ihn nicht so behütet, so mußte jener den Vogel nach der Schädung sechs seiner Nachbarn behalten, und seinen Preis an den Eigner bezahlen, und wenn er nicht wußte, wer dieser war, so mußte er ihn schätzen, und an der Kirche oder auf dem Ding (f. b. Art. Ding) binnen einem halben Monat abfinden und sagen, welche Marke daran war. Wenn man sich ohne Abschätzung der Vögel bediente²⁾, die gemäerkt waren, so bezahlte man dem Eigner doppelt dafür, aber man war ein Dieb, wenn man sie verschwieg. Abtöte Jemand aus freiem Vorfall einen gemäerkten Vogel, so mußte er dem Eigner den Werth des Vogels bezahlen, und außerdem Eigenthumsverletzung nach richterlichem Spruche. Hatten Schwäne (nach der Übergangs für den Isländer die wichtigsten Vögel) drei Sommer nach einander auf demselben Land Eier gelegt, da gehörten die Eier dem, der das Land besaß, auf dessen Lande die Schwäne gefangen oder gemäerkt waren, und obgleich ein anderer sie mäerkte, doch behielt sie derjenige, dessen Nachbarn mit ihrem Eid erheben wollten, daß es ihnen am wahrscheinlichsten dünkte, daß die Schwäne auf seinem Lande Eier gelegt hatten, aber der andere bekam seine Arbeit belohnt. Alle Falken, Schwäne, Gänse und andere ungemäerkte Vögel besaß ein Jeder auf seinem Grund und Boden, sowohl der Pächter als der Landherr. Nur Adner (Dirnen, eine eigene Art Möven), Eiderogel und Enten durfte niemand außer eines Andern Lande fangen, als auf einem Abfande von 240 Kaden zu einem Eggvör (Eier-Bohnställe) desselben. Man durfte ebenso wenig solche Vögel auf seinem eigenen Lande, obgleich es von einem Andern Eggvör weiter entfernt war, fangen, wenn es sechs verlässlichen zunächst wohnenden Nachbarn wahrscheinlich dünkte, daß das Eggvör dadurch Schaden litt³⁾. Diese für den Handball der Isländer so äußerst wichtigen Rechtebestimmungen mußten wir leider als Rechtsalterthümer, konnten sie nicht als noch geltendes Recht betrachten. Über die verschriebenen Todsgeln, namentlich die unter dem allgemeinen Namen Federpiel begriffenen Raubvögel, enthält der Schwabenpiegel Cap. 233—238 (bei Schilter, Thes. Antiq. Tenton. p. 436—438) viele ganz ins Einzelne gehende Rechtebestimmungen, z. B. im Falle, wenn sie entrinnen u., de-

nicht Dieb sein wollte (c. 233. §. 136 u. c. 227. §. 133). Anderes Recht hatten die Vögel, welche vorzugsweise „schwarze Vögel“ hießen, die Gänse, Föhner und Ganten. Wiewohl sie noch so lange an, so gehörten sie dem Eigenthümer und niemand durfte sie fangen, wenn er nicht Dieb sein wollte (c. 138).

8) Ant sex uncias carnis acceptor ipse super testonem comodat. Testones nimmt Spermann und Wa. Präsent für diese Art Wägen. Wir berücksichtigen den vorübergehenden Titel (Tit. X.), wo bei dem Diebstahl eines Jagdhundes bestimmt wird: ut coarctatus coram omni populo posteriora ipsius (canis) ommittat. Eine insinuirte Strafe will der Gesetzgeber also auch im Tit. X., und diese bestand nach unserer Meinung darin, daß auf die gewöhnliche (testones steht für testonem) des Diebes sechs unzen Fleisch gelegt wurden und der Thätersitz sie mit den spizen Klauen dort nehmen und zerreißen mußte, was allerdings dem Diebe, wenn auch nicht der Gütlichkeit des Gesetzgebers, Ehre macht.

9) Nämlich, sie entweder lebend nützte, indem man sie eines Theils ihrer Federn oder ihrer Eier beraubte. 10) Den Isländer Lov Jonsson, überset von Agill Thorhallsson. (Kopenhavn 1765). Landalögo Balken. C. 57. Vom Vogelfang. Bal. Træbt, Reidenfaden. S. 278—280.

ren Andeutung der Raum nicht gekannt. Doch findet sich die Andeutung von einigen hauptsächlich wichtigen Bestimmungen in der 7. Kritik d. Ket. (*Ferd. Wächter.*)

ORTFORM (Bergbau), soviel wie Ortsoberfl. (Häuftrafene). Wenn ein Schmelzofen mit mehr als einer Form betrieben wird (f. d. Art. Form), so nennt man die Form, welche von der Seite nach der Gefährtrahube abgewendet ist, die Ort- oder Ortform, im Gegenfage der Wasserform, welches die auf der Basis ferseite ist, die, welche sich in der dem Gefährtrabe zu gewendeten Ofenwand befindet. (*Plümcke.*)

Ortgan (der), f. Ortsooa.

ORTGEDINGE (Bergbau), auch wol Ortsgeld, der Preis, für welchen die Ortshäner von dem accordirenden Bergbeamten es übernehmen, das Ort auf eine gewisse Länge fortzutreiben, der Preis, in welchem die Erdlinge des Orts accordirt, verdingt wird. Gewöhnlich geschieht das Verdingen der Orter nach Lachtern, wenigstens pflegt man nur dies, nicht aber die Verdingung der beim Ortdetriebe zugleich gewonnenen Erze, Schiefer, Kohlen u. das Ortgedinge zu nennen. Bergl. Gedinge, Prämien-Gedinge. (*Plümcke.*)

Orten, f. Orjen.

Ortgeroschen, f. Ort.

ORTILIA, Schwester der Antreib, Agleis und Lyda, Tochter des Hyakinthos, der von Kaledamon nach Athen gezogen war, Vom Minos belagert, durch Seuche und Hunger bedrängt, opferten die Athener auf einem alten Eratelsprache diese vier Mädchen auf dem Grabe des Kyplofen Gefährtes, aber ohne Erfolg. *Apollod. III, 15, 8.* (*Klausen.*)

ORTHAGES, der Aufrechtzieher, oder Orthanes, der Aufrichter, Sohn des Hermes und einer Nymphen, eine dem Priapus namentlich in dessen vorzüglichstem Symbol ähnliche Gottheit des Geschlechtstriebs, die in Attika mit der Aphrodite zusammen verehrt ward durch das Opfer von Zwiebeln. *Strab. XIII, 568. Athen. X, 441* (aus dem Komiker Platon). *Tzetz. Lyc. 538. Hesych. Ὀρθάγης. Phot. ib.* (Bergl. Orthanes.)

(*Klausen.*)

ORTHAGORAS, aus Sikyon. Er gehörte, wie es scheint, nicht zu einer der aristokratischen, vorzigen Familien der Stadt, sondern zu einer adäquell plebejischen; wenn ihn indessen Libanius (III, 251 Reiske) und Diobor einen Koch nennen, so ist die Frage, ob dies nicht eine bloße Schimpfname war, den ihm die Aristokraten vielleicht mit aus dem Grund ertheilten, weil etwa in seiner Familie dieses Geschäft erblich war, wie es in Sparta und andern vorzigen Staaten erbliche Köche gegeben hat, und ebenso steht es dahin, ob Orthagoras Vater wirklich Korymbos gewesen, und nicht vielmehr auch dies bloß zum Schimpf erdacht ward (Wachsmuth hell. Alterth. I, 1. S. 274). Durch welche Mittel er zur Kleinerrschaft (Tyrannt) über seine Vaterstadt gelangt sei, wissen wir nicht, aber haben alle Ursache zu vermuthen, daß er demagogisch waren. Plutarch (de rer. num. vind. 7) erzählt, daß die Sikyoner mit den Kleoniden über einen Knaben Kleitidas, in den

Pythischen Spielen gesiegt hatte und den beide sich als ihr Landestind zuignen wollten, in Streit gerathen waren und dabei der Knabe gerissen worden sei; da hätte das delphische Orakel erklärt, die Sikyoner bedürften der Peitschen-Führer; bald darauf sei ihnen nun Orthagoras und seine Nachkommen geworden, der ihre Zügellosigkeit bändigte. Nach Diobor (Exc. Valic. p. 14) hatte die Pythia sikyonischen Theoren erklärt, ihre Stadt würde 100 Jahre lang gepfeift werden; auf die weitere Frage, von wem dies geschehen würde, ward geantwortet worden, von dem, welchem zuerst nach ihrer Klümpst ein Sohn geboren werden würde; in Begleitung der Theoren wäre nun grade des Opfers wegen ein Koch, Namens Andreas (sic), gewesen, der bei den Behörden den Dienst als Peitschenführer hatte. — Leider brechen die Exzerpte hier ab, doch hat die Darstellung des Plutarch viel mehr Wahrscheinlichkeit für sich; der Adel in Sikyon scheint durch die Strenge seines Regiments häufig Unruden des unterthänigen Volkes veranlaßt und diese einen wilden Sinn gewedt zu haben, der einer ernsten Zügelung bedurfte. Der Anfang der Herrschaft des Orthagoras fällt etwa in Pl. 26, v. Chr. 676. Aber er und seine Familie mußten durch Mäßigung, durch verständige Sorge für die Bedürfnisse des Volkes, durch den Glanz kriegerischer Thaten über 100 Jahre sich die Herrschaft zu erhalten. (*Aristot. Pol. V, 9, 21. Strab. VIII, 385 a. C.*) Was das Haus des Orthagoras betrifft, so nennt Herodot (VI, 126) Andreas, Myron, Aristonomenus und Aristenes, den Orthagoras selbst, den Ahnherren des Geschlechts, übergeht er; dagegen Plutarch (a. a. D.) gleich nach Orthagoras den Myron mit Übergehung des Andreas erwähnt, daher die Vermuthung Gompffs (Sicyoniae. Specim. II, p. 8), daß beide Namen, Orthagoras und Andreas, demselben Individuum angehört haben und vielleicht der erstere Name nach Antritt der Herrschaft angenommen worden sei, viel für sich hat. (*Meier.*)

ORTHAGORAS, Verfasser einer Darstellung Joviens (*Ἰδοί Ἰδών*), erwähnt von Strabon (XVI, 766), Philostratus (Leben d. Apollon. III, 53) und Allan in der Naturgeschichte (XVI, 35 — XVII, 6). Ein Orthagoras war Leber des Epaminondas im Kriestspiele (*Athen. IV, 184. e.*) (*Meier.*)

ORTHAGORISCUS, der ältere Name der macedonischen Stadt Stagira, in den Geograph. Graec. min. T. IV, p. 42 findet sich *Ὀρθάγορα καὶ Σταγίρα ἢ ὡς Μαζαίον*. Man bezieht auf diesen Ort eine Münze mit dem Kopfe der Diana und der Aufschrift *Ὀρθάγορα*; vgl. *Eckhel D. N. II, p. 73.* (*Meier.*)

ORTHAGORISCUS Schneider (Pisces), Ronthfisch. Eine Gattung Fische aus der Ordnung Plectognathii und der Familie Gymnodontii (Cuvier, regno animal. ed. 2. II.) Nach der Meinung von Ronbelet ist dies der nämliche Fisch, welchen nach Pinius (Lib. XXXII, c. 2) die alten Kaledmonier mit diesem Namen belegten, und welcher angeblich in dem Augenblicke, wo man ihn fangt, eine Art Grunzen hören lie. Die Keingeigen dieser Fischgattung sind nach Cuvier unge-

theilte Kinnladen, ein Kackelloser und zusammengebrückter, aber keiner Aufblähung fähiger Körper, an dem der Schwanz zugleich so kurz und senkrecht hoch ist, daß sie sich wie Fische ausnehmen, denen man das Hintertheil abgehakt hatte, was ihnen ein ganz ungewöhnliches, sie leicht unterscheidendes Ansehen gibt. Die Rücken- und Afterflosse, sehr hoch und spitz, vereinigen sich mit der Schwanzflosse. Die Schwimmblase fehlt und der kleine Magen nimmt unmittelbar den Gallengang auf. Unter der Haut befindet sich eine dicke Lage einer galertartigen Substanz.

Typus der Gattung ist O. Mola (Tetraodon Mola Linné, Bloch Fische. Taf. 128.) Dieser Fisch hat einen sehr zusammengebrückten Körper, der scheidenförmig und fast so hoch als lang ist, die Brustflossen sind von der Schnauze entfernt, die sehr verlängerte Rücken- und Afterflosse bestehen aus gleichen Strahlen, von denen die ersten die längsten; die Haut ist hart und rauh anzufühlen, der Rücken schwärzlich und fleckig. Dieser Fisch, dem seine fast eiförmige Gestalt und der helle Glanz seiner silberweißen Farbe an den Seiten, der sich zur Nachtzeit noch durch den phosphorescirenden Schein des Fisches, das er bei sich führt, oft verdoppelt, ziemlich allgemein den Namen Sonne oder Mond verschafft haben, wohnt das mittelländische Meer und den Ocean, wo man ihn fast unter allen Breiten, vom Cap der guten Hoffnung an bis gegen die nördliche Grenze des Nordmeeres fängt. Sein senkrechter und Längturmesser haben oft mehr als vier, manchmal über zwölf Fuß Ausdehnung; ja man berichtet, daß im J. 1735 an den irischen Küsten ein solcher Fisch gefangen wurde, der in der Länge 25 englische Fuß maß. Sein Gewicht steigt bei vielen Individuen auf 300, ja auf 500 Pf. Das Fleisch des Montfischers hat einen schlechten Geschmack, es ist zähe und flebrig wie Leim, riecht auch ziemlich schlecht, weshalb es nicht gegessen wird. Dagegen ist es sehr fett und liefert eine ungeschmezte Menge zum Brennen taugliches Öl. Die halbkugelförmige gelbe und weiche Leber gibt intensen ein ziemlich gutes Geruch. Unmittelbar unter der Haut findet man eine dicke Lage einer weißen Substanz, welche wie Schweinepfast aussieht, jedoch dichter und gleichförmiger ist, sich in heißem Wasser erweicht und zum Theil darin auflöst. Die Flossen sind schwarz, in der Rückenflosse stehen 9—17, in der Brustflossen 10—17, in der Afterflosse 10—17, in der Schwanzflosse 4 Strahlen. Wenn dieser Fisch schwimmt, so rollt er sich um sich selbst herum wie ein Rad, und wenn er gefangen wird, gibt er ein deutliches Brausen von sich. In Venedig heißt er Riada, Lann, bei den Franzosen Mole, Poisson Lune. Shaw nannte die Gattung Cephalus, weil sie gleichsam nur ein Kopf ist.

Außer der angegebenen Art kennt man noch zwei andere. 1) O. oblongus (Schneider-Bloch, Systema Ichthyologiae, t. 97), deren Haut mit kleinen fischbedigen Figuren bezeichnet ist; sie kommt am Cap der guten Hoffnung vor. 2) O. spinosus Schneider (Diodon Mola Pallas Spieil. Zool. VIII, t. 4, Mola, Nor.

Comment. Petropol. X, t. 8, f. 3, melior.) sehr klein mit einigen Stacheln. Im Ocean. (D. Thon.)

ORTHIANES oder ORTHANNES, ein Priapischer Gott, der auch mit aufgerichtetem Gliede dargestellt wurde. Hesyeh. Ὀρθῖαν τὸν ἐνδὸν (ob nescit) τὸν Ἰστανόν ἐστι δῖον καὶ αὐτὸς διττακίρον ἵζων τὸ ἀλλοῖον. Phot. Ὀρθῖαν, Ἰστανόνος θεός, διττακίρον ἔργῳ καὶ Νίψῳ. Daß man hier διττακίρον lesen müsse, ist ungewisshast; das Folgende dagegen, was man so zu emendiren versucht hat, daß man den Orthanes zu einem Sohne des Herms und der Kymphen machte, ist zu unsicher. Tzet. ad Lycophr. 538. Ὀρθῖαν (i. Ὀρθῖανος) δαίμων Ἰστανόνος πατὴρ τῇ Ἀφροδίτῃ. Man hat das Legende so gedeutet, daß dem Orthanes in der Nähe eines Aphroditempeis in Athen eine Kapelle errichtet war; es steht aber dahin, ob nicht blos die Verbindung dieses Dämon mit dem Aphroditempeis damit bezeichnet werden sollte. Nach Strabon (XIII, 588) sind Orthanes, Konisalos, Iphion, attische Gottheiten; und der Komiker Platon im Phäon (bei Athen. X, 442, f.) erwähnt ihn neben Konisalos so, daß man glauben möchte, die attischen Frauen haben ihm geopfert; auch hat der Komiker Eubulos eine Komödie unter dem Titel Orthanes geschrieben, die Athénæus (III, 108, d.) citirt. (Vergl. Orthages.) (Meier.)

ORT- oder ORTHSHÄUER (Bergbau), der der Arbeit vor Dieren künftige, beim Dreibetrieb angelegte Bergmann. Er muß, um als solcher brauchbar zu sein, eine gewisse, nicht ganz ungewöhnliche Fertigkeit in der Bedienung der verschiedenen Arten Gestein mit jedem der gebräuchlichsten Häuerwerkzeuge erlangt haben; er würde sonst auch nicht im Stande sein, mit dem Bergboamen ein Dreibedinge zu schließen und solches innere zu halten. Daher geht der Dreibauer als solcher dem Stroßensbauer, Schrämbauer vor u., dessen Arbeit weniger veränderlich zu sein pflegt. (Plumiecke.)

ORTHE (Ὀρθη) kommt bei Homer vor (II, 739) und wird für einen Ort in der thessalischen Landschaft Perrhäsien erklärt; einige erklären Orthe für die Akropolis der Stadt Phalaros am Peneus; vgl. Strabo IX, 440. Eustath. ad II, l. e. Auch Plinius (IV, 9, 16) nennt sie. (M.)

ORTHES, der Bezirk liegt in dem Departement der Niederpyrenäen, hat einen Flächenraum von 27,92 Q. M. und zählt ungefähr 80,800 Einwohner in sieben Cantons: Arthes, Arzacq, Lagor, Navarrenx, Ortès, Salies, Sauveterre und 157 Gemeinden. (Eiselen.)

ORTHES, die Stadt, liegt 43° 32' Br., 16° 55' L. an dem Abhang eines Hügel, am Gave de Pau, ist die Hauptstadt des Bezirks gleiches Namens und eines Cantons, hat Gärberien, Hölzereien, Flonellwebereien, liefert die besten geräucherten bayonner Schinken, zählt 100 Häuser und gegen 7000 Einwohner. Hier lieferten im J. 1814 am 27. Febr. die unter Wellington vereinigten Engländer, Spanier und Portugiesen den Franzosen unter Soult ein Treffen. (Eiselen.)

ORTHIA (Ὀρθία, oder wie auf zwei Inschriften

dreieckige Öffnung darin besitzen, Trigonotreta, so würde streng genommen Sowerby's Spirifer wieder jene Arten davon ausschließen, welche innen zwei Spinal-Rollen besitzen, die aber nur selten und dann bei verschiedenen Geschlechtern vorkommen, wie sich Dalman überzeugt hat, und noch seltener nachzuweisen sind, so daß Sowerby selbst auf Nachweisung bei den einzelnen Species nicht bestanden ist, und daher seine Benennung in der That nur als Synonym mit der spätern von König anzunehmen ist. Dalman abstrahirt daher mit König, dessen Einteilung er jedoch nicht kannte, von jenem innerlichen Charakter, und bringt nun alle Trigonotreten oder Epitriten in diese folgenden Geschlechter:

Orthis, wenn eine Klappe ganz flach, der Schloßrand grade, das dreieckige Loch offen ist;

Cyrtia, wenn eine Klappe pyramidenförmig, der Schloßrand grade, das dreieckige Loch abgedeutet, etwas abgerundet und geschlossen ist;

Delthyria, wenn beide Klappen convex, quer, der Schloßrand gebogen, das Loch offen ist;

Gypidia, desgl., wenn jedoch die große Klappe innen zweifächerig, und statt jenes Loches nur ein Kanal nicht in die Klappe, sondern nur in deren Scheidewand hineinght.

Von Leptaena, woher die fast gleichflächigen, flachen Productas Sow. gehören, untercheidet sich Orthis insofern, als jene gar kein äußeres dreieckiges Schloßfeld hat; doch kommen bei Orthis selbst Arten vor, deren Schloßfeld immer niedriger und zuletzt verschwindend wird, so daß eine scharfe Grenze vielleicht nicht gezogen werden kann. Dalman beschreibt neue Arten aus älterm Übergangsfauna. — Wir behalten uns unsere eigene Einteilung und Charakteristik der Arten bis zum Artikel Terebratula vor *). (H. G. Bronn.)

Orthis, f. Cer.

ORTHOBEL, wird bei den Fischlern zuweilen der Eimshobel genannt. (Karmarsch.)

ORTHOCARPUS Nutt. Eine Pflanzengattung aus der zweiten Ordnung der 14. Einne'schen Classe und aus der Familie der Strosularinen. Char. Der Kelch röhrig, halbviertelig; die Corolle röhrenförmig, verlarvt, die Oberlippe kleiner, zusammengedrückt, mit eingebogenem Rande, die Unterlippe ausgebreitet, schwach dreilappig; die Staubfäden kurz, haarförmig; der Griffel fast fadenförmig mit kleiner Narbe; die Kapself grade, zweifächerig, zweiflappig, vielsamig, die Scheidewand längs der Klappenröhre, die Samen mit gefülltem Rande. Die einzige bekannte Art, O. luteus Nutt. (gen. II. p. 56), wächst am Missouri, als ein einfaches Sommergewächs mit abwechselnden, linien-lanzettförmigen, gegenständlichen Blättern, fiedrigen, in den Blattachseln stehenden Köpfchen, keilförmigen, dreifaltigen, wie die Kelche niedrig behaarten Stielblättern und gelber Corolle, deren Röhre dem Kelch an Länge gleich. (A. Sprengel.)

*) J. W. Dalman, Uppställning och Beskrifning af de i Sverige funne Terebratuler. (Stockholm 1822.) p. 12, 24, 46. (Aus Königl. Vetensk. Handlingar för år 1827. Stockholm 1828.)

ORTHOCENTRON. Dies ist eine der sehr künstlichen Pflanzengattungen, welche Cassini (Dict. des sc. nat. T. XXXVI. p. 480) von Carduus ohne Noth getrennt hat. (A. Sprengel.)

ORTHOCERA (Zoologie und Paläozoologie), beßert Orthoceras, franz. Orthocère, ist ein von Lamarck aufgestelltes Polythalamien-Geschlecht, welchem er sechs kleine im Mittelmeere lebende Arten zutheilt und 1822 folgenden Charakter gab: Tasta elongata, recta et leviter arcuata, subconica, costella longitudinalibus exius sulcata, localis pluribus distinctis ex septis transversis, tubo (interrupto) vel centrali vel marginali perforata. Lamarck unterscheidet die Orthoceren nur durch die Längengrößen von Nodosaria, womit es von D'Orbigny u. A. ganz vereinigt wird, unter Beifügung noch einer großen Anzahl theils lebender, theils fossiler Arten, währn jedoch zwei der spätern zu Vaginula und Marginulina kommen. Von den großen Orthoceratiten bagern unterscheidet sich Orthocera durch den Mangel eines durchgehenden Siphons, weshalb ihm Lamarck richtig, zwar nicht in der Diagnose, aber doch im Text ein Tubum interruptum zuschreibt, da nämlich die Scheidewände an der durchbohrten Stelle allerdings in kurze Röhren verhängt sind. Sowerby, Bigsby, Fleming und Blainville waren auf diese Verhältnisse nicht aufmerksam und verbanden Nodosaria, Orthocera und Orthoceratites, erst anfänglich unter dem Namen Orthocera, dann Orthoceras, obgleich jene zu den Foraminiferen, diese zu den Siphoniferen gehören. (S. übrigens Nodosaria.) (H. G. Bronn.)

ORTHOCERAS R. Br. Eine Pflanzengattung aus der ersten Ordnung der 20. Einne'schen Classe und aus der Familie der Erdröhren (Gruppe der Rostrien). Char. Die obern Kelchblätter heimförmig, die innern kleineren flachen unter dem Helme zusammen, das Lippchen dreifaltig, die Anthere der Narbe parallel, auf jeder Seite des Säulchens neben der Anthere ein Lippchen. Die einzige bekannte Art, O. strictum R. Br. (Prodr. fl. nov. Holl. p. 316) hat Rob. Brown bei Port Jackson in Newholland gefunden; sie steht nach der sehr kurzen Beschreibung des Entdeckers einer Diaria ähnlich und hat untheilbare Wurzelknollen. (A. Sprengel.)

ORTHOCERAS (Zoologie und Paläozoologie), von ὀρθός + κέρατος, = rectum + cornu = Gräbhorn, franz. Orthocérat, ist der Name, welchen zuerst Reinkind unsern jetzigen Orthoceratiten beilegte und worunter später Sowerby und Blainville die zwei Geschlechter Orthocera und Orthoceratites vereinigt haben, welcher Name aber, obgleich etymologisch richtiger, um so weniger hierfür beibehalten werden kann, als seitdem er wieder außer Gebrauch gewesen war, derselbe von Rob. Brown einem Pflanzengeschlecht aus der Familie der Erdröhren gegeben worden ist. (Vergl. diese andern Art.) (H. G. Bronn.)

Orthocérat, f. Orthoceras.

Orthocerat, Orthoceratita, Orthoceratite, f. Orthoceratites.

Orthocère, f. Orthocera.

länglich oval, zusammengewachsen. Die Hüße sind kurz, alle gleich lang, die Schienen innen gebogen, am Ende gestuift, stumpf, unbewaffnet. Schönbert (*Curculionidum dispositio methodica*. p. 259) sagt von seiner Gattung Syphilus: „Hoc genus, si non idem ac *Orthochetes*, atillimum tamen ei videtur; cum vero faniculus antennarum septem-, non sex-articulatus, rostrumque aliquanto aliter constructum, dubium mihi oritur, an hoc possit esse idem, ac a D. Germaro descriptum, etsi descriptio speciem in Ort. setigori tam Germarii, quam quas in „Beiträge zur bair. Insect. Fauna. S. 21“ existit, maximam cum specimine meo convenientiam habeat.“

Germar beschreibt nur eine einzige Art, *O. setigor*, in der angegebenen bairischen Fauna, Taf. 6. Fig. 50 abgebildet. Sie ist rötlich, die Fügeldecken sind etwas fein punktiert gefleckt, die Zwischenstreifen abwechselnd bader, fischförmig, reihenweise boelig. Es fand sich dieser Käfer auf Gras in der Nähe alter Weidenkämme in Baiern. Er ist kaum über eine Linie lang. (D. Thon.)

ORTHOCHILE. *Latreille*. (Insecta). Eine in die Familie Dolichopodae (Weigen) Syst. Beschreibung des bekannten europ. zweiflügl. Insecten. IV. S. 103. Taf. 36. Fig. 1—5) gehörige Zweiflüglertattung. Sie hat vorgestreckte, dreigliedrige Fühler, deren drittes Glied flach, fast kreisrund, mit einer Rückenborste versehen ist. Der Körper ist vorgestreckt, festschiel, mit spitzigen auf liegenden Tasten (Palpen). Die Flügel sind parallel ausliegend. Die einzige Art *O. nigrocostata* *Latreille* schildert dieser Naturforscher als ungefleckt, die Flügel goldgelblich. Weigen, dem nur das Männchen bekannt, gibt von demselben folgende Beschreibung. Das Untergerüst ziemlich breit, weiß, die Fühler schwarz, die Mundtheile stehen weit hervor, fast festschiel, die Lippe ist länger als der Kopf, fast walzenförmig, dünnbaelig, vorn verbleibt, die Taster (Palpen) sind der Lippe auf liegend, ungefähr halb so lang, spitzig, borstig. Rücken schild glänzend blauschwarz, Brustseiten hellgrünlichgrau. Hinterleib dunkelmetallischgrün, Abtiegler des Männchens glänzend schwarz, nach hinten gekrümmt, mit zwei schmalen, spitzigen, am der Innenseite borstigen, rötlichgelben Kamellen. Hüften hellgrünlich, Schenkel schwarz mit rötlicher Spitze, Schienen rötlichgelb, Füße schwarz, Hügel braun. Nach Latreille bei Paris. Etwas über eine Linie lang. (D. Thon.)

Orthochla P. B., f. P. P.

Orthocorys, f. *Opisthocorys*.

ORTHODON *Bory*. Eine Gewächsgattung: aus der letzten Einblüthigen Classe und aus der Familie der Raubmoose. Char. Die Röhre der cylindrischen Kapselfel ist mit acht zusammenstoßenden Zähnen besetzt; die Haube ist glodenförmig, behaart. Die einzige bekannte Art, *O. serratus* *Bory*. *Schwägr*. (Musc. secund. II. p. 23. t. 106. *Ostobolopharum serratum* *Brid.*, *Hook.* *Musc.* exot. II. t. 136. *Splachnum squarum* *Hook.* in *Linn. Transact.* X. p. 308. t. 26. f. 2., *Bryum orthodontum* *Pal. de Beauv.* aeth. p. 48) wächst als ein aufrecht, etwas ästiges Raubmoos mit zerstreuten,

ablang-lanzettförmigen, zugespitzten, gestielten Bildtzen und am Ende der Ähren stehenden Fruchtstücken in Repal und auf den Wasserreihen. (A. Sprengel.)

Orthodontium *Schwägr*, f. Pohlha.

ORTHODOXIE. Das Leben des Geistes besteht in ewiger Thätigkeit, allein 1) strebt er mit seinem Thun nach Erreichung eines bestimmten Zieles und 2) ist er in seinem Thun sich desselben auch bewußt. In der Religion ist das Ziel der Thätigkeit Einheit des Menschen mit Gott; das religiöse Thun ist in allen seinen Momenten der Proceß der Einigung Gottes und des Menschen. Das Bewußtsein derselben kann nicht davon getrennt werden, denn ohne Bewußtsein ist keine Religion; sie macht ein wesentliches Moment daraus. In jeder Religion unterscheidet sich die theoretische und praktische Seite; die theoretische ist der Begriff vom Göttlichen als solchem und vom Verhältnisse des Menschlichen zu ihm; die praktische ist die Form, welche dieser Begriff in seiner lebendigen Äußerung empfangt. Dort entsteht die Lehre der Religion, hier der Cultus. Die Lehre entwickelt sich in Dogmen, der Cultus in einem Euplus beiliger und heiliger Handlungen. Beide Seiten zusammen sind die vollständige Erlebung der Religion. In Wahrheit müssen sie daher ineinander aufgehen. Was der Keis der Dogmen als Begriff der Religion aufstellt, das muß auch im Kreise der religiösen Handlungen als ihre Inhalt erscheinen; sie müssen sich aus den Dogmen als ihre ideellen Grundlage erklären lassen.

Da nun die Religion wesentlich die Beziehung des menschlichen Geistes auf den göttlichen ist, so könnte man glauben, daß sie in der Innerlichkeit dieses Verhältnisses stehen bleiben müßte, um ihrem Begriffe wahrhaft angemessen zu sein. Die Anders ist das absolute Verwirklichen des Menschen in Gott. Allein eine solche Erlebung hat die Religion nur momentan in Individuen; als ein Element des Lebens der Menschheit bedarf sie einer festen Gestaltung; ihre Idealität muß sich durch die Realität bewähren und sie darf sich nicht scheuen, ihre Geheimnisse zu offenbaren, ihre Seele zu enthüllen und der Welt preiszugeben. Sobald nun die Religion diese Heiligkeit erlangt, so wird sie zur Kirche. Die unendliche Allgemeinheit wird in derselben etwas Besonderes; es steht aus, als hätte sie damit von ihrer Reinheit und Uberschwänglichkeit ein. Das ist aber ein bloßer Schein, denn in dem Besondern geht das Allgemeine nicht verloren; es gewinnt darin an Stärke; die Bestimmtheit ist ein unlegbarer Vorzug des Besonderen. In der Entwicklung der Kirche, d. h. der Religion, als einer Besondern, sind Lehre und Cultus ursprünglich ganz ineinander. Älndig treten aber beide Elemente zu relativen Totalitäten aus einander. Die kirchliche Dogmatik bildet sich zu einer Wissenschaft, zur Theologie; der Cultus zu einer umfassenden Organisation, zur Verfassung in einem Dienst und in einem Regimente der Kirche. Je mehr beide Totalitäten ihre Einheit mit einander festhalten, ohne darüber ihre Entfaltung im Einzelnen zu vernachlässigen, um so fester ist das Leben der Kirche; je mehr sie einander sich ent-

strenge, je weniger der Inhalt der Dogmen im wirklichen Dasein sich realisiert findet, um so weiter wird die Frömmigkeit. Die Theologie vertritt sich dann in das Abstrakte, in metaphysische Spitzfindigkeit, die Verfassung aber vernichtet in das Weltliche.

Die Beforderung der Religion überhaupt in einer Kirche hat zu ihrer Grundlage die Bestimmung der Einheit des Göttlichen mit dem Menschlichen. In sich ist diese Einheit Basis aller Religion; in einer bestimmten Religion ist sie jedoch auf besondere Weise bestimmt. Die Individuen, welche einer Kirche angehören, haben folglich an dieser Bestimmung das Maß ihres religiösen Verhaltens. Welt die Frömmigkeit als lebendige notwendig ein Prozeß ist, so ergibt sich daraus ein Vergleich ihres religiösen Zustandes mit dem, was in der Kirche als Religion gilt. Was dem allgemeinen Begriffe des Göttlichen entspricht, ist religiös, was nicht, irreligiös. In jedem Individuum ist Irreligiösität und Religiosität; macht es aber die Religion zum Ausgangspunkte seiner Thätigkeit, bestimmt es also die in ihm vorhandene Irreligiösität, so ist es für religiös zu achten; macht es dagegen den Widerspruch gegen die geltende Religion zum Principe seines Aktes, so ist es irreligiös. Nach dem zuvor Ausgesprochenen kann aber ein doppelter Gegensatz stattfinden 1) gegen die Lehre und 2) gegen den Cultus und die mit ihm zusammenhängende Verfassung. Der erstere Gegensatz ist notwendig der anfängliche. Das Denken des Einzelnen weicht von dem in den göttlichen Dogmen als formalisch aufgestellten Grundsätzen ab; diese Meinungsverschiedenheit ist Heterodoxie. Das Individuum kann bei einer solchen Differenz mit der Kirche in völliger Einheit bleiben; es denkt zwar anders, allein es legt keinen großen Werth auf seine Abweichung und verliert sich immer noch in das Ganze des kirchlichen Lebens. Gemeinlich tritt diese Stellung da ein, wo nur ein Dogma anders betrachtet wird; weil nun die Dogmen sämtlich ineinander greifen, so kann die Veränderung der andern Dogmen durch das Eine nicht ausbleiben. Macht sie das in einem Punkt abweichende Individuum nicht selbst, so kann es gewiß sein, daß Andere diese Konsequenz machen. Dann wird der Gegensatz größer. Ist er so hart, daß der in der Kirche geltende Grundbegriff vom Göttlichen und vom Verhältnisse des Menschlichen zu demselben dadurch argelastet wird, so wird die Kirche genöthigt sein, ihre Lehre von der des Individuums abzuweichen und die letztere für häretisch zu erklären. Ist die Differenz soweit gekommen, so gibt die Heterodoxie gewöhnlich auch zur Umgestaltung des Cultus und der Verfassung über, denn in dem diese nur der reale Ausdruck der religiösen Innereigkeit sind, so folgt unmittelbar, daß eine Umwidmung derselben auch sie zuverändern muß. Jede Abweichung im Cultus, jede Veränderung der kirchlichen Verfassung läßt sich daher auf eine Veränderung des religiösen oder strenger des dogmatischen Bewußtseins zurückbringen. Wo nun der Widerspruch der Heterodoxie aus ihrer ästhetischen Existenzweise in diese äußere Umgestaltung übergeht, entsteht aus ihm das Schisma. Wie wollen und dies

an einem Beispiele veranschaulichen. St. Simon, auf Umgestaltung der bürgerlichen Gesellschaft bedacht, wurde allmählig zu einzelnen Abweichungen von der Lehre der römisch-katholischen Kirche geführt. Seine Anhänger bildeten sein Princip durch. Die in demselben angelegte Differenz entwickelte sich durch sie zum totalen Widerspruch nicht bloß mit der Lehre der römisch-katholischen, sondern mit der kirchlichen Lehre des Christentums überhaupt, weil sie die absolute Dignität Christi als des Mittleren zwischen Gott und Menschen gefährdete und sie mit der Würde eines Rutamur, Moses, Columbus, Kopenikus, Newton, Garibaldi, St. Simon, auf gleiche Stufe stellte. Nun war die Gesellschaft gezwungen, gegen die geltende Kirchenlehre einen Polemik zu eröffnen und sich einen eigenthümlichen, für ein Volkleben unausführbaren Cultus zu erschaffen; sie mußten eigene Versammlungsgebäude, eigene Tracht, eigene Gebräuche einrichten. In St. Simon sehen wir nur die Heterodoxie; in den St. Simonisten ward dieselbe häretisch; die Häresis aber führte schließlich zum Schisma.

Wir müssen nun auf die Kirche selbst und auf das in ihr vorhandene Bewußtsein von der Religion zurückgehen. Dies Bewußtsein kommt erst durch seine Entzweiung zum Begriffe der Orthodoxie. Zuerst ist der unbefangene Glaube der Individuen an die Wahrheit der kirchlichen Lehre da; eine Kirche beginnt ihr Leben nicht mit dem Widerspruch gegen sich selbst. Indem aber der Inhalt der als wahr geltenden Lehre Gegenstand des Nachdenkens wird, erwacht auch der Zweifel an der überlieferten Wahrheit. Die Meinung tritt als privater Dissensus der öffentlich anerkannten Wahrheit entgegen. Eine bloße Verschiedenheit der Ansicht wird jedoch so lange geduldet, als sie nicht ausdrücklichen Anspruch macht, sich an die Stelle der von der Kirche als Ausdruck ihres Bewußtseins functionirenden Lehre setzen zu wollen. Ist dies aber der Fall, so geht der bloße Dissensus in den Gegensatz der Orthodoxie und Heterodoxie über. Der Zweifel ist die Übereinstimmung der dogmatischen Begriffe des Einzelnen mit dem Begriffe der Kirche, zu welcher er gehört, von ihrem Wesen. Es ist daher klar, daß die Heterodoxie erst die Orthodoxie erzeugt. Durch die Negation des Zweifels und des Irrthums wird sich die Wahrheit ihrer Gewissheit von sich, ihrer Einheit mit sich, ihrer Untrüglichkeit erst bewußt. Nur erst spricht sie ihren Charakter positiv aus; sie versammelt den Zweifel ihrer Lehre in einem Erkenntniß, das sie zum Renon des dogmatischen Bewußtseins aller Individuen macht, welche an ihrem Cultus und an der durch ihn erstellten Seligkeit Theil haben wollen. Dies Erkenntniß muß jedes der Individuen, um Glied der kirchlichen Gemeinschaft sein zu dürfen, auch zum seinigen machen; nur unter dieser Bedingung wird es von der Kirche als zu ihr gehörig anerkannt.

Der Gegensatz von Orthodoxie und Heterodoxie zeigt sich in den Kirchen je nach der Stufe ihres religiösen Bewußtseins. In Naturreligionen kommt er so gut wie gar nicht vor. In pantheistisch-poltheistischen Religionen regt er sich erst dann, wenn in demselben das

Moment der Einheit des Göttlichen dem der Unterscheidung des Göttlichen in sich, der Vielheit, bestimmt gegenübertritt, wie dies der Fall war im Kampfe des Braminismus mit dem Buddhismus, wo jener den Unterschied, dieser die Einheit fixirte. In Indien selbst konnten die Differenzen des Braminismus zwischen den Bramaiten, Wischnuiten und Sioaiten nicht zum Widerspruch von Orthodorie und Heterodorie mit einander kommen, weil jeder Gott alle Attribute des göttlichen Substanz an sich rief und deswegen eine wahrhaft dogmatische Spaltung unmöglich wurde. Es blieb daher bei dem Diffens der Philosophen mit der Lehre der heiligen Schriften. Der Buddhismus ging von seiner häretischen Differenz bis zum Schisma fort; im Lamaismus erreichte er seine fast über ganz Mittelasien ausgebreitete größte kirchliche Erstreckung. Da in ihm der Priesterstand nicht mehr, wie in Indien, eine Kaste war, sondern aus allen Ständen in den Mönchsorden sich gestaltete, so wurde der Gegensatz des Klerus und der Laien hier zu einer Unterordnung der letzten unter den ersten. Die Ubergewalt der Hierarchie verbindet in ihm die Einsatzung der Heterodorie; die Reibungen der verschiedenen Mönchsorden entspringen mehr aus weltlichen Interessen der Habguth, der Herrschbegierde, des Ehrgeizes. In den dualistisch-polytheistischen Religionen Persiens und Vorderasiens war ein solcher Gegensatz wegen der dogmatischen Unbestimmtheit unmöglich. Dasselbe gilt von dem griechischen, römischen, celtischen, slavischen und germanischen Polytheismus. Jede Abweichung ward hier nur zu einer neuen Ausbeugung des religiösen Glaubens; auch das Fremdartigste konnte angebillt werden; es war der Localisirung, der particularen Aneignung fähig, wie wir denn endlich in Rom alle Religionen der Welt zu einer wüsten Einheit zusammenliegen sehen. Die Reflexion der Regierung auf eine Religion, ihre Lehre, ihren Cultus, war rein politischer Natur. Der römische Senat erklärte sich gegen die Degien, nicht, weil er in einem solchen Cultus einen dogmatischen Widerspruch mit der römischen Religion gefunden hatte, sondern weil er für die Sittlichkeit der römischen Jugend fürchtete, daß sie durch solche nichtliche Schwelgereien, durch so ungeheure Aufschwüngen verweichlichen, zum ersten Interesse an den Staatsangelegenheiten zum Kriegsdienst und seinen Strapazen untüchtig werden möchte.

Mit dem Monothetismus ist der fruchtbarere Boden der Orthodorie gegeben. Der Gedanke des Einen, Unsichtbaren in der Schöpfung, im Geseh und in seinen Propheten sich offenbarenden Gottes ist hier die Kategorie, welche zur Norm aller Gedanken, aller Handlungen wird. Die Vermischungen des Polytheismus haben hier ein Ende; die Vielbedeutigkeit des Sinnlichen ist verschwunden; der denkende Geist wird zum Richter der Gedanken und Thaten. Allein als Volkreligion sowohl, wie in der Richtung, Religion der Welt zu werden, als Judenthum und als Muhammedanismus, gelangte der Monothetismus doch nicht zu einer regula fidei, mit welcher erst die Fühne der Orthodorie unerschütterlich aufgezogen wird. Im Judenthume bildete sich der Gegensatz von

Heterodorie und Orthodorie nach dem babylonischen Exil; die Sadducäer, die Samaritaner, die Essäer waren heterodori im Verhältnisse zu den Pharisäern, welche die Orthodorie repräsentirten. Bei den Muhammedanern wurde die Heterodorie in die Formel zusammengefaßt: Es ist nur Ein Gott und Muhammed ist sein Prophet. Allein in den besondern Bestimmungen des Glaubens blieb unendlich viel der subjectiven Auslegung überlassen. Von der einen Seite wurde die eigene Einsicht zum Kriterium der dogmatischen Wahrheit gemacht; Abu Hanifa stiftete die Secte der Hanifiten, welche auch Azahab el rai, Folge der Vernunft, heißen. Diesen Rationalisten gegenüber stehen drei Secten, welche die Sanna, d. h. lex oralis oder Hadith, d. h. traditio, zum Princip ihrer Bestimmungen nehmen. Sie heißen daher auch Folge der Ueberlieferung, Azahab el hadith und theilen sich in drei Secten, welche nach ihren Stiftern Mälkiten, Schafaiten, Hanbaliten genannt werden. Die Hanifiten sind unter den Türken und Tataren, die Mälkiten unter den asiatischen Sanniten, die Schafaiten unter den arabischen und persischen Sunniten, die Hanbaliten unter verschiedenen arabischen Stämmen einheimisch. Eine vorübergehende rationalistische Heterodorie entstand im Islam durch das Studium der griechischen Philosophie, als deren interessantester Vertreter Averroës dastet.

Alle große, geschichtliche Religionen haben tragend fundamentale Bestimmungen, welche durch alle Modificationen, die sie im Detail erleiden mögen, unverwundlich hindurchschimmern. Sothen den asiatischen und den europäischen Religionen ist darin aber der merkwürdige Unterschied, daß die letztern von Anfang an das Individuum freie gelassen haben. Die Chinesen haben dem Schafing, die Inder die Beda's nebst den Upasada's, Azada's und Upanga's etc., das Geleghad Menu's, die Persen den Zend-avesta, die Juden die Mosaischen Schriften, die Muhammedaner den Koran. Bei den Griechen, Römern, Kelten, Slaven, Germanen finden wir solche Bücher als normative Grundlagen einer Orthodorie nicht. Die Homerischen und Hesiodischen Gedichte lassen sich so wenig als die altgriechischen Bardenspiele und Gesänge der skandinavischen Edda mit jenen abgeschlossen, als heilige Offenbarung, als Grundregel des ganzen Lebens geltenden Legislationen vergleichen. Daher konnte sich auch bei den Griechen die Philosophie als Product eines freien Denkens entwickeln; die Philosophen wurden über des Atheismus angeklagt und als Heterodore verbannt, allein endlich ergriff der Scepticismus, die Freigeisterei, auch die Masse des Volkes, das nun den religiösen Glauben in Abglauben aller Art ersättigte. Dieser Untergang der antiken Religionen in gänzlicher Zersplitterung der individuellen vom Staate tolerirten Meinungen steht als Extrem dem Oriente gegenüber, wo der Schein der Orthodorie in China, in Indien, in Persien, noch immerfort sich erhält.

Die christliche Kirche hat die Stabilität mit der Bewegung vereint. Sie hat schärfste als irgend eine andere den Gegensatz der Orthodorie und Heterodorie entwickelt. Von allen Religionen hat sie allein es zur einfachen Epigee

von Bekenntnissen gebracht, welche die Summe der Dogmen in den leichtübersehbaren Rahmen weniger Hauptkategorien zusammenfassen. In den ersten Jahrhunderten vor jener Gegenfah nicht vorhanden. Die Differenzen waren nur die einer verschiedenen Auffassung, welche uns in den Schriften des neuen Testaments noch allseitig vorliegt; Johannes, Petrus, Paulus weichen von einander ab, indem sie einander ergänzen; sie widersprechen sich nicht. Als die Schriften der Apostel zu dem Aggregat einer heiligen Schrift mit konsonantischem Ansehen zugemutet, da geschah in der christlichen Kirche dasselbe, was im Oriente. Die Auslegung bemächtigte sich des Inhaltes und erweiterte ihn bald nach dieser, bald nach jener Seite; Grammatik, Historie, Allegorie, Philosophie waren in dieser Entfaltung thätig. So entstanden nun viele Verschiedenheiten, die selbst an das Häretische streifen, die jedoch aus der Schrift Gründe ihrer Rechtfertigung herbeizubringen wußten. Im Ganzen blieb daher dasselbe Verhältnis, wie zu Anfang des Christenthums, wo Paulus u. d. den Homäus und Philotas, welche die Auferlebung des Herrn nicht als eine leiblich geschehene, sondern als eine geistige ausdeuteten, keineswegs als Ketzer, nur als Irrende bezeichnet, welche im Glauben Schiffbruch gelitten hätten. Je mehr sich aber diese Differenzen steigerten, je mehr durch Berufung darauf die Autorität der Schrift anwuchs, je mehr regte sich das Bedürfnis, eine einfachere Norm des rechten Glaubens zu besitzen. Das sogenannte apostolische Symbolum war das erste Product der christlichen Kirche, womit sie diesem Bedürfnisse zu begegnen suchte. Alle Haupterinnerungen der Stiftung der Kirche waren hier in dogmatischer Fassung vorgetragen. Nun hatte man einen kanonischen Maßstab, eine Logik des Glaubens, jede Meinung nach ihrem Recht oder Unrecht zu prüfen. Tertullian machte von der Berufung auf dies Symbolum zuerst entscheidenden Gebrauch. Unmittelbar damit war der Gedanke der Einheit der Kirche in Lehre und Cultus verknüpft. Cyprianus erhob sich zum Bewusstsein der Katholicität der Kirche; durch das Apostolat war den Lehrern der Kirche, insbesondere den Bischöfen, die wahrhafte Lehre trarbit. Der Klerus handhabte daher vorzugsweise diese Kritik. Im apostolischen Symbolum finden wir eine unbefangene Zusammenfassung der Hauptmomente des christlichen Glaubens; im nicänischen Symbolum aber ist eigends auf die Heterodorie Rücksicht genommen. Wer nicht so glaubt, wie die ikonischen Bestimmungen es fordern, wer also nicht orthodox ist, der soll verflucht sein. Mit strenger Konsequenz wurde von nun an jede Abweichung von der orthodoxen Norm des Glaubens unerträglich verfolgt. Die römisch-katholische Kirche war zu einer solchen Starrheit genöthigt, wenn das Christenthum unter dem germanischen Völkern festzuwurzeln sollte. Als dies aber geschehen war, lehnte der Geist einen Glauben von sich ab; welcher sein Streben nach eigener Geringsheit, nach Überzeugung nicht befriedigte. Die Reformatoren waren Anfangs in einem bloßen Dissens mit der katholischen Kirche, gingen dann aber zur Härese und zum Schisma

fort. Sie begründeten eine neue Kirche auf dem Grunde der innern Wahrheit der Schrift und der Symbole. Der Gloubte an den obersten Bischof der Kirche, an seine Infallibilität hörte auf ein Moment der Orthodorie zu sein. Neue Symbole wurden gebildet. Unter Voraussetzung einer Rechtfertigung durch die Schrift ward der Freiheit des Gedankens freier Spielraum gegeben. So, könnte man sagen, erscheint das alte Verhältnis des Orients und des Occidents von Neuem; dort ein Härten des Bestehenden, hier eine freie Auflösung des Bestehenden, eine roßlose Fortbildung. Jede Heterodorie wird für sich wieder zu einer Orthodorie. Die römisch-katholische Kirche schließt Andersdenkende als Häretisch von sich aus; nur in ihrer Orthodorie ist Heil. Die protestantische Kirche läßt Subjectivität gewähren. Die Herrnhuter, die Quäker, die Mennoniten u. sind allerdings gegen die Lutherische und reformirte Kirche dissentirend, aber dem Principe nach, den christlichen Glauben nur noch selbstgewonnener Ueberzeugung zu bekennen, mit ihnen als Protestanten übereinstimmend.

Aus dem bisher Entwickelten ergibt sich, daß Orthodorie nur da stattfindet, wo eine geistige Substanz ihr Bewußtsein von sich selbst zur Präcision und Kürze eines einfachen Bekenntnisses sucht. Nur mit diesem ist eine Norm gegeben, an welche als in den absoluten Begriff der Sache das Fluctuierende der Erscheinung gehalten werden kann. Der Geist treibt sich dann nicht bloß seinem Ziel instinctmäßig entgegen, er ist sich dessen selbst aus bewußt und ist sich ebenso der Annäherungen zu demselben wie der Abweichungen von demselben in den Individuen bewußt. Ebenso ergibt sich auch, daß der Begriff der Rechtgläubigkeit nur durch den entgegengeetzten Begriff der Heterodorie sich erzeugen kann; als Gercechte sind sie in ihrer Geschichte unauflöslich mit einander verbunden. Endlich ergibt sich, daß Orthodorie etwas Relatives ist. Man kann nicht ein für allemal, am wenigsten durch Philosophie, ausmachen, was als orthodox gelten soll. Es ist dies von der geschichtlichen Bildung der Völker abhängig, welche in der Orthodorie das ausdrücken, was sie bestimmter Weise erreicht und zu ihrem entscheidenden Eigenthum gemacht haben; die Heterodorie enthält das Element des Fortschrittes. Was jetzt in Bezug auf den noch bestehenden Glauben als heterodori gilt, wird vielleicht nach einer Reihe von Jahren als orthodoxe Ueberzeugung dastehen.

Der Begriff der Rechtgläubigkeit wie seine Benennung sind ursprünglich dem kirchlichen Gebiet entnommen. Da nun aber in allen Epochen des Geistes analoge Verhältnisse vorkommen, Ergreifen und Festhalten erkannter Wahrheit, so finden wir den Ausdruck auf fast alle Kreise des geistigen Lebens in Bezug auf ihre geschichtliche Entwicklung übertragen. Das zunächst dabei vorliegende Gebiet ist das politische. Weiterhin sind es die Schulen der Philosophie, welche einer solchen Parallele am ehesten föhig sind, inwiefern das ursprüngliche System des Stifter, einer Schule fortgeführt oder aber verändert wird.

(K. Rosenkranz.)

ORTHODROMISCH, heißt in der Schiffsoberkunft

diejenige Linie, welche ein Schiff zurückzulegen hat, wenn es auf dem kürzesten Wege von einem Orte zu einem andern fahren will. Sie fällt also für nicht allzu große Entfernungen mit dem Bogen des größten Kreises zwischen beiden Orten zusammen, und für kleine Entfernungen unterscheidet sie sich sehr wenig von der zwischen ihnen zu ziehenden geraden Linie. (Scherk.)

Orthoëpie, f. Orthographie.

ORTHOGONIUS *Dejean* (Insecta). Eine Kä-
fergattung, zu den Pentameren zur Familie Carminivorina
und zur Tribus truncatipennis gehörend (*Dejean* Spe-
cies général des Coléoptères. I, 279). Es ist eine solen-
gende Gattung: Die Larvenfluren sind unten geräus-
chig. Das letzte Polyglossid ist cylindrisch. Die Anten-
nen sind kürzer als der Kopf und fadenförmig. Die
letzten Lastenglieder sind dreieckig oder vierförmig, das
letzte ist fast gelappt. Der Körper ist breit. Der Kopf
ist eiförmig und hinten wenig eingesenkt. Der Thorax
ist breiter als der Kopf, ziemlich kurz, quer, hinten vier-
eckig abgeflacht. Die Flügeldecken sind breit und bilien-
förmig ziemlich länglicher Viereck. Die Safer dieser Gattung
scheinen sich auf den ersten Hald fast von den verwand-
ten Gattungen (*Lebia*, *Dromius* etc.) zu unterscheiden
und mehr Harpalus zu nähern. Sie sind ziemlich groß-
 und schwarz oder braun. Sie sind in Ägypten und
Afrika heimisch. Als Tyrus mag dienen:

O. alternans *Hindmann (Bhickienus* n. sp.
Bool. Moq. II, 1, 52). In der Größe sehr verästelt,
von 6½ bis 7½ Linien lang, 2½ bis 3½ breit. Er
ist oben schwarz, die Äußelröhren bis zur fünfzähligen
gestreift, die Zwischenräume abwechselnd breiter, reihenweise
punktirt; unten ist er braun, mit gleichfarbigen Füßen.
Vaterland Java. Dejean zählt nur sieben Arten auf.

(D. *Thom.*)

ORTHOGRAPHIE, ORTHOEPHE, ORTHOPHONIE. Das Wort *orthographia* findet sich vielfach, wenn überhaupt, erst bei späteren Schriftstellern und ist dann wohl mit dem zweiten Wort *orthopneia* völlig synonym; dieses bedeutet theils Elongir- und Diastemisches Ausdrucks-, in welchem Sinne Dioppe¹⁾ den Platonischen *orthopneia* nannte, theils die richtige und annäherliche Aussprache der Wörter²⁾, welche von Vermeidung mehrerer wesentlicher Fehler abhängt, deren uns Quintilian³⁾ eine folgende nachschiff macht, *lautusque*, wenn das *f*

zu *κρίσι*, *λαμβανόμενος*), wenn das λ verdoppelt, *λαγνότηας*, wenn die Buchstaben mit zu engem Rund oder verwickeln, *πλατειότερος*, wenn sie mit breitem Rund geformt werden, wie von *Βότριν* und *Δοτριν* ge- wöhnlich ge-acht¹⁾; endlich *κοιλοστομία*, wenn die Auf- sprache tief aus hohler Brust kommt, eine Art Aus- sprache, die man jetzt an *Ορεισμεν* und im Epischen des *Περσέ- ιδης* an den Iuben wahrnimmt; oder noch man- che andere hätte er nennen können, als²⁾ *ψιλλότης* (*ψιλλομός*), das jedesmalige Ausfallen eines Buchstaben oder einer Sylbe, z. B. wenn *ἀνός* für *ἀνόςτος* gesprochen wird, *τρα- χυλόμος* oder *τραχέλιος*, das Kiepen und Stammel- ren, wenn man einen Buchstaben nicht richtig ausprechen kann, am häufigsten sichtbar bei ϕ und λ), die *λαγνώνια*, das Stottern, wenn einer nicht im Stande ist, schnell eine Sylbe an die andere zu reihen; alle diese Fehler verbin- dern mehr oder weniger das *τορβός* mit *εὐφώνιος λόγος*³⁾, das deutliche und wohlhörbare Sprechen. Mit *Θυροποι- εία* befaßte sich die *Βιβλωτική*⁴⁾, und inwiefern die *προσοδία* oder *Attenuation* dabei in Betracht kam, auch die *Μετρίτι* und *Μυστική*; besondere von griechischen Grammatikern verfaßte Schriften über die *Ευθροπία* der griechischen Sprache sind mir nicht bekannt, wiewol die Grammatiker sie nicht ganz übergangen und theils in der *Γραμματική* überhaupt, theils in den Schriften *περί προ- σοδίας*, *περί τόνων* behandelt haben. Die Neumen des reinen Rhythmus und Gesammtes sind eigentlich nur mit dem Verlaufsstrich der griechischen Schriftzeichen zu den Lauten der neuern europäischen Sprachen befaßigt; und wenn es auch hier nicht der Ort ist, die *μετα- κινήσεις* des α und *Γακμάς* zu besprechen, so müssen wir doch bemerken, daß es, so- fern es den jetzt so ge- stellten Verfall zwischen Griechen- und dem übrigen Europa von einem ganz unnötigen Hindernisse zu be- freien, Zeit wäre, wenn die europäischen Hellenisten eine rein müßigerliche Hypothese bewerkende, von Gesammtes soll mit dem *Σάρι* erkennen, in den verchiedenen latein. Europa's prävalirendem modificirte Aussprache auf- gaben und allgemein zu jetzigen Aussprache zurück- kehren, welche nicht nur die der deutlichen *Ευθροπία* ist, sondern bis auf mehr als Hunderte von Gr. Verb. zuge- schrieben werden kann, den der es also im hohen Grade wichtig machen ist, daß sie auch die ursprüngliche der Na- tion gemessen. Wer über die Aussprache des Griechischen vollständige Belehrung sucht, wird sie theils in den *Σάρι*

1) De admir. vi dic. in Demosth. p. 1035 2) Quintil.

¹²⁹) Quintil.

1, 5, 33. Remotis licet omnibus, quae supra diximus, vitia-
rit illa, quae vocatur *depoſitum*, id est emendata cum maxi-
mate vultu explanationis; nam sic accipit potius recta. *DEI* I, 1,
6, 20. Atqui haec quidam *depoſitum* ſolum putant, quod
maxime longue, quid enim tam necerarium quam recta lectio
¶ *Felux* Longus de orthog. p. 2232 Putsch animadvertit
apud plerique confuſum tractationem *depoſitum* et *depoſi-
tium*, cum inter ſe diſtant; nam *depoſitum* non querit,
modo ſcribendum ſit, cum ad recte legum delegatum ſcri-
bitur ſcripſit. Sed est quaestio in *depoſitum*, quod p. 2232: illi
ſcribitur illi ſcripſit, quod ſcribitur orthographice mixta
est *depoſitum*. In *depoſitum* enim quid decemſit ſit et
quid homis queritur, non laborat illic qui ſcribit, cum id quod
quirit *guguloſus*, 2239, memineris artis *depoſitum* ſaepe ut
ſiſſe, haec ſive illa littera ſcripſeris, conſonantia ſonum conſer-
uat.

[illegible]

ten über griechische Grammatik, theils in den folgenden Specialschriften finden, wo auch mehr über übergangene Werte genannt werden: *Haverkamp*, De graecae linguae pronuntiatione sive syllabe scriptorum, quae de 1 Gr. pronuntiatione commentarius reliquerunt (L. B. 1736. 1740. 2 Voll.). *Fickst.*, De literar. Graecar. pronuntiatione (Rom. 1751). *Παραπύσις περί τῆς τῶν Ἑλληνικῶν στοιχείων ἐκφώνησεως* und *Ἀν. Γνωριμία καὶ ἐκφώνησι καὶ λυγιστικῇ φιλοσοφίας* (Par. Vind. Lips. 1812). *Reuvens*, De L. Gr. pronuntiatione im Classic. Journ. 43. p. 67 sq. *Seyffarth*, De sonis litterarum graecar. tum ganninis tum adopiivis (L. 1824). *Éléonius*, über die Aussprache des Griechischen (E. 1825). Bloch, Revision der von den neuern deutschen Philologen aufgestellten oder vertbeiligten Lehre von der Aussprache des Altgriechischen (Altona 1826).

Die Orthographie erklärt¹⁾ Sueton Aug. 88. formula ratioque scribendi a grammaticis instituta; nach Theophrastus bedeutet ὀρθογραφία zweierlei, sowohl das richtig geschriebene Wort, als den Grundslag (závov), nach welchem die Rechtschreibung beurtheilt und erwieben wird; Sertius (Empiricus²⁾), der drei Theile der Grammatik, einen historischen, einen technischen und einen ergetischen oder methodischen Theil statuit, rechnet die Orthographie zum technischen Theile. Nach den Grammatikern³⁾ besteht die Orthographie aus drei Stücken: Quantität, Qualität und Abtheilung oder Zusammenstellung (μετὰ τὸν Sertius, ἀντὶ τῆς ἁπλοσύνης); die erste hat es mit Fragen der Art zu thun, ob man zum Dativo ein *i* hinzuzufügen, was mit *i*“), was mit *u* zu schreiben habe, z. B. ob man *μῦθος* oder *μῆθος* schreiben solle; die zweite kommt bei Fragen der Art in Betracht, ob man *Ζυλνυρ*, *Ζυλνυρα* oder *ἀνλνυρ*, *Ζυλνυρα*, oder *ἱαννυρ* oder *ἱαννυρα* zu schreiben habe; die dritte bei Abtheilung der Silben, ob man *ἔ-βημος*, *Ἀγρί-στωρ*, *ἄ-σδρις* oder *ἔβ-ημος*, *Ἀγρί-στωρ*, *ἄσ-δρις* abzutheilen habe. Vier Kanones wurden für die Rechtschreibung angenommen, Analogie, Dialekt, Etymologie und Historie; Kanon der Analogie sei, wenn man z. B. verlange, daß *ταγεία* mit *i* geschrieben werde, weil die *Palusina* auf *u* im Feminino *u* hätten; Kanon des Dialekts sei, wenn man für die Schreibung von *ταγεία* mit dem *i* anführe, daß es im Kollischen *ἄγαια* heiße; Kanon der Etymologie sei, wenn z. B. für die Schreibung von *ἄνυκος* mit dem *i* bemerkt werde, daß es von *ἄνκος* stamme; historischer Kanon endlich sei der, bei welchem man sich auf die Uebersetzung (*μετάφρασις*) berufe, z. B. um die Schreibung *χίλιν* mit dem *i* zu

rechtfertigen“). Die griechischen Grammatiker⁴⁾ nannten ihre orthographischen Regeln, namentlich die, welche die Rechtschreibung der gleich- oder ähnlich klingenden Laute und Silben anordneten, *ἰσογραφία*. Nach Böckh⁵⁾ wäre *ἰσογραφία* eine Darlegung der Wörter nach ihren verschiedenen Silben mit Bestimmung der Vocale, mit welchen sie zu schreiben seien, im Verhältnisse zu andern, welche mit andern Vocalen geschrieben werden müssen, eine Erklärung, die ziemlich auf dasselbe hinausläuft. Diese Epimeisnen waren, wie aus den später anzuführenden Pseudo-Herodianischen zu ersehen und die orthographischen Schriften der Lateiner wahrscheinlich machen, nach der alphabetischen Folge der Wörter oder gar der Silben geordnet und durch kein Gesetz höherer Analogie verbunden. Die Fixirung aber der Schrift durch gewisse Regeln der Grammatik erfolgte in Griechenland ziemlich spät; wir finden nicht, daß in den Zeiten des freien Griechenlands der Unterricht des Grammatikers, bei dem die Jugend *τὰ γράμματα* lernte, sich auf Orthographie mit bezogen hätte, und wenigstens nach Annahme der Simonideischen Schriftzeichen, zumal da alle griechische Dialekte mehr oder minder im Schriftgebrauche waren, die Rechtschreibung ihrer Schwierigkeit haben und nicht wenige Zweifel veranlassen mußte, wo *ε*, *ω*, *υ*, oder *ι*, wo *ε*, *η*, oder *ι* zu schreiben sei, wo bildete sich doch wol sehr bald stillschweigend auch darüber eine so allgemeine angenommene Paraphrase, daß man sich auf die Sicherheit des allgemeinen Bewußtseins verlassen konnte und keinerlei Bedürfnis war vorhanden, ihm durch eine Menge von Specialregeln zu Hilfe zu kommen. Die Vermuthung Boeckhs⁶⁾ über den Inhalt der ältesten Epimeisnen kann ich daher nicht theilen. Meines Wissens ist Diotles oder Torannio (v. 3.), wie er sich nach seinem Lehrer nannte, Freigelehrter der Terentia, der Frau Cicero's, der erste, von dem erwähnt wird, daß er über Orthographie geschrieben habe⁷⁾. Wenn aber Böckh dem ältern Didymus, dem Alexandriner, der sich durch seinen Kriß den Beinamen *χρυσόπτερος* verdiente, einen *ἰσογραφία* über das erste Buch der Iliade beilegte, und vermuthet, daß darin Untersuchungen über die Vocale des Homerischen Textes angestellt worden seien, so ist erstens selbst das Dasein jener Schrift zweifelhaft und noch viel unwahrscheinlicher zweitens der vermuthete Inhalt desselben. Zur Zeit Augusts schrieb Tryphon⁸⁾ *περί ὀρθογραφίας καὶ τῶν ἐν αὐτῇ ὑπομνημάτων*. Soterichos⁹⁾, der Mann der berühmten Pamphila, welche der Zeit Nero's angehört, schrieb eine Orthographie; der jüngere Didymus¹⁰⁾, ein alexandrinischer Grammatiker, der in Rom docierte, schrieb *μετάφρασις περί ὀρθογραφίας*, vor

8) Cassiodor. de grammatic. p. 233. Putzsch orthographia est rectitudo scribendi nullo errore vitiosa, quae manu composuit et lingua. 9) Advers. gramm. 4. 10) Sert. adv. gr. 9. Theodorus p. 61. ed. Orelli. p. 1127 in Bekk. Aeneid. 11) Marius Victorin. p. 243; Orthographia graeca ex parte maxima in jota littera consistit etc. — Denique omnium, qui de orthographia scripterunt, de nulla scriptura tam diuquam de hac quaerunt, quae per i litteram.

12) Die drei Kanones erkennen außer Theophrastus und dem Reymol. M. 816, 51 auch die lateinischen Grammatiker an. 13) Antiquarum, Praef. ad Herodian. p. IX. Ritcheil, De Ora et Orione, p. 50, 80. 14) über die kritisch. Schachtel der Vindob. schen Handschriften in den Abh. der berl. Akademie v. 1822—23. S. 810. 15) Abh. S. 810. 16) Eine Schrift *περί ὀρθογραφίας* nennt Eusebios im B. und ist vielleicht hieraus entlehnt. Elym. M. 204, 18. 621, 82. 648, 82. 17) Eusebios l. B. 18) Ders. l. B. 19) Ders. l. B.

nes Gegners nicht verschonte. In der Sammlung der lateinischen Grammatiker des Putschius befindet sich von Velius Longus, der in die Zeit vor Hadrian gesetzt wird, eine Schrift: de orthographia (p. 2214—2239), von D. Terentius Scourus, aus man in die Zeit Hadrians setzt und der bereits Aenon. Ep. 18 erwähnt wird, de orthographia ad Theonem (p. 2249—2264); nicht hierher gehört Marimus Victorinus (aus dem 4. Jahrh.) de re grammatica (p. 1937—1955) wol aber der von ihm zu unterscheidende Marius Victorinus ars grammatica de orthographia et ratione metrorum (p. 2449 sq., namentlich das Capitel de orthogr. p. 2456 sq.); ungewisser Zeit gehören an Flavius Caper de orthographia (2239—2246), Agrestius de orthographia et proprietate et differentia sermonis (2266—2276); dem 6. Jahrh. gehört Gossiodori Excerpta Sammlung an, Magni Aurelii Cassiodori Senatoris de orthographia liber (p. 2275—2322). Gossiodor hatte diese Schrift im 93. Jahre seines Alters herausgegeben, oder vielmehr ad amantissimos orthographos discentendos sich entschlossen; seine Sammlung enthält Auszüge aus Annas Cornutus (unter Nero) de enunciationibus vel orthographia, aus Velius Longus, Curtius Calestius, Papirianus, Aramantius Maritimus, Eutyches, Galsilius Orthographus, Lucius Galsilius Bimbr, Trifrician, und er beruht sich auch auf Porro und Pteroc. Endlich stehen in Putschius Beda sacerdos de orthographia (2327—2350) und inceetii de orthographia liber Bedae vulgo adscriptus (2775—2803), welches unter des Bedae venerabilis (sec. 8.) Werken oft herausgegeben worden ist. Ein untergeordnetes Nachwerk des 14. oder 15. Jahrh. find *) die von Mai (Rom 1823) und darauf von Floss (Gießen 1826) unter dem Namen des L. Galsilius Minutianus Aqueles herausgegebenen Fragmenta de orthographia. — Was die Metren betrifft, so sind die Hauptschriften über Orthographie der lateinischen Sprache von Albus Monastius **), Claudius Doussiquis **), Gellius ***), und Gunt. Keop. Schneiders lateinische Grammatik enthält auch hierüber die vollständigsten und am meisten wissenschaftlich geordneten Sammlungen; Bunter hat in der Vorrede zu seiner Ausgabe

von Cicero's Planciana (p. XII.) eine neue lateinische Orthographie verheissen, die bis jetzt noch nicht erschienen ist.

Über die Orthographie des Lateinischen, die auch bei den Römern ebenso die Lehrer der Rhetorik (Cicero, Quintilian) als die Grammatiker befaßte, können wir auf Lippius Abhandlung de recta pronuntiatione Latina hingew., auf Vossius im Anstich und unter den allgemeinen grammatischen Schriften vor allem auf des eben genannten G. L. Schneiders vorrätigen Elementartheil verweisen. Was aber Orthographie und Orthographie aller andern Sprachen betrifft, so verweisen wir auf die Artikel, in denen über diese Sprachen selbst gehandelt wird, deutsche Orthographie wird auch im Art. Rechtschreibung besprochen werden. (Meier.)

Orthographische Projectionen, f. Projectionen.

ORTHOLF, Artolf von Weisseneck in Steiermark, 43. Erzbischof zu Salzburg, wurde 1343 zum Demproß und gegen das Ende des Jahres zum Erzbischofe gewählt. Er begab sich zur Erlangung seiner Bestätigung an den römischen Hof zu Avignon und wohnte am 16. Jan. 1344 dem öffentlichen Consistorium bei, als Kaiser Ludwig IV. durch mehr Abgeordnete dem Papste Clemens VI. seine Ehrfurcht bezeugen ließ. Die salzburger Zehntbühnen erbeuten ihn besonders, weil er das Gedächtnis in der Domkirche wie am Hofe vermehrt habe. Er wohnte gegen das Fest des heil. Jakob 1348 der Reichsversammlung zu Passau bei und wirkte vorzüglich für Verödung der Eintracht zwischen Kaiser Karl IV. und dem Sohne des jüngst verstorbenen Kaisers Ludwig IV., Markgrafen Ludwig von Brandenburg. Bei dieser Gelegenheit ließ er sich auch von Kaiser Karl IV. beehren. Im J. 1356 benutzte Papst Innocenz VI. das Ansehen und den kirchlichen Eifer Ortholfs, um den Bekehrten von der ganzen salzburger Erbkirche, mit Ausnahme der Tempelherren und Spitalmänner des heil. Grabes zu Jerusalem, zu erheben. Als der Herzog Ludwig von Baiern und Brandenburg, wegen seiner Heirat mit Margareth Wundisch von Tirol, sich dem Papst unterwarf, um der kirchlichen Hindernisse überhoben zu werden, erhielt der Erzbischof Ortholf von Salzburg mit andern die päpstliche Vollmacht, das Brautpaar, Ludwig und Margareth, unter den gewöhnlichen Fürmilitäten von allen Kirchenstrafen zu befreien. Dieses Geschäft verzögerte sich noch lange und wurde erst 1359 in Gegenwart vieler Geistlichen und Weltlichen zu Wien vollendet. Dem im J. 1357 verstorbenen Fürstbischöflichen des Herzogs Stephan von Baiern wußte er in Verbindung mit seinem Bruder, Bischof Gottfried II. von Passau, kräftig entgegenzutreten. Im J. 1358 ließ er sich vom Herzog Albert in Österreich zu Wien mit seinen Gegnern versöhnen. Im J. 1359 gelang ihm, die durch seinen Tod so sehr gesunkenen und widerspenstigen Cistercienser zum Gehorsam und erneuerten Versprechen ihrer Pflichtenführung zu bringen. Im J. 1360 begleitete er den Herzog Rudolf IV. auf der Reise zur Verählung mit dem Patriarchen von Aquileja, Eubodius Turrianus. Er lebte

Verrill Flacci libro de orthographia rescriptis Scribonius Aphrodisias non sine inactionibus studiorum morumque.

59) Vergl. *Madrig de L. Apuleii* Fragmentis de orthographia inventis (Copenh. 1849) und in seinen *Opusculis Academicis*. p. 1—29. 40) Orthographiae ratio ab Aldo Manutio, Pauli F., collecta ex libris antiquae grammaticae, etymologiae, graecae consuetudine, annis veteribus, tabulis aereis, lapideis etc. (Venet. 1591). Cicero's ist durch Eubodius Capris (Rom. 1679) zuerst erschienen. Diese Schrift hat nach ihr Brauchtheil erhalten. 41) *Claudius Doussiquis*, Orthographia latini sermonis vetus et nova (Paris 1677. Fol., Tornaci 1682. Fol.) Nicht noch immer das Hauptbuch. 42) *Christophorus Cellarius* Orthographia Latina ex vetustis monumentis, h. e. summis, marmoribus, tabulis, membranis veterumque grammaticorum placidis nec non recentium ingeniorum curis excerpta, digesta novisque observationibus illustrata. Das Buch hat verschiedne Auflagen erlitten; in der von Paris 6. (Altenb. 1768) in 2 Bänden findet man die Bemerkungen verschiedner Gelehrten und die Orthographia Norisiana.

X. Gussel. b. M. u. R. Dritte Section. VI.

von Wien nach Salzburg zurück, wo er am 13. Mai 1361 eine Bulle für Johann von Rumpenheim, Provinzial der teutschen Spitalmänner von Jerusalem durch Österreich, Steiermark, Kärnten und Krain ertheilte. Im J. 1362 wohnte er zu Wien der Begräbnisfeier des Erzbischofs Rudolf bei, welcher den Bischofserben des h. Hippolytus für die goldfreie Einfuhr verschiedener Lebensmittel, wegen ihres abgebrannten Klosters gegeben wurde. Im nämlichen Jahre schloß Ortholf mit der Familie von Tann einen Vertrag über Gerichtsbarkeiten ab. Nach dem Tode Meinhards von Trolz, 1363, erklärte Erzbischof Ortholf sich ganz offen für die Ansprüche des Hauses Österreich gegen jene des Erzbischofs Stephan von Batrien, zur größten Unzufriedenheit der geistlichen und weltlichen Großen seines Sprengels. Die entsponnene Fehde wurde sehr hartnäckig geworden sein, hätte nicht Papst Urban V. sich als Vermittler aufgestellt, und den Bischof Johann von Stmütz nebst andern zur Einwirkung des Friedens braustrug. Als Kaiser Karl IV. im J. 1365 sich bemühte, das Bisthum Prag zu einem Erzbisthume zu erheben, und ihm die Bisthümer Meissen, Bamberg und Regensburg zu unterwerfen, begab sich Ortholf selbst nach Avignon, dieses Vorhaben zu vereiteln; allein Papst Urban V. hatte das Bisthum Regensburg an Prag schon abgetreten. Überhaupt bemühte er sich, alle Güter und Rechte seines Erzbisthums zu erhalten und noch viele andere zu erwerben. Er starb den 12. (ob. 13. Jun.) 1365 und wurde in der Domkirche zu Salzburg an den von ihm erbauten Altare der Dreieinigkeits begrabt. (Jierck.)

ORTHONEURA *Meigen* et (Insecta). Eine Zweiflüglergattung zur Familie Syrphidae gehörig aus Chrysogaster Meigens gefondert (Insectes dipteres du Nord de la France. Lille 1829). Sie Kennzeichen sind angegeben: Der Rüssel dick, die Karulbarborsten (Kinnhaare Meigens) kurz; Palpen verlängert, gebogen, behaart, gegen das Ende leicht angeschwollen, der vordere Rand der Mundhöhle aufgeworfen, das Untergerüst mit mehreren zu beiden Seiten eingebrückten Linien, beim Männchen ohne Erhöhung; die Stirn flach, nackt, breit, beim Weibchen mit schrägen Querslinien; Fühler so lang als Kopf, zweites Glied etwas länglich, kegelförmig, drittes schmal, lang, an der Wurzel mit Seitenborsten. Augen nackt, submarginalerete der Flügel schmal. — Nur eine Art, *O. elegans* *Wiedemann*. Rückenschild (Thorax) gelbgrün, Hinterleib purpurfarbig, Beine schwärzlich, Knie und Ferse gelb. Meigen sagt indessen von dieser Art ausdrücklich, daß das Untergerüst des Männchens eine Erhöhung habe, der Vorderlauf der Flügel, wie bei *Chrysogaster nobilis* sei, welche Art also auch hierher zu setzen wäre. (D. Thon.)

ORTHONYX (Aves). Eine von Temminck (pl. vol. 428, 429) aufgestellte Vogelgattung, zu seiner Ordo

nung Anisodactyli gehörig. Kennzeichen: Der Schnabel sehr kurz, aufsammegebrückt, fast grade, an der Spitze ausgerandet, die Nasenlöcher an jeder Seite desselben gegen die Mitte stehend, durchgehend mit Borsten besetzt; vier Zehen, drei nach vorn, die mittlere länger als der Lauf und von gleicher Länge mit der äußeren, die Krallen stark, länger als die Zehen, schwach gebogen und seitlich mit einer Rinne versehen; die Flügel sehr kurz, die fünf ersten Schwungfedern stufenweise zunehmend, die sechste, die längste, Steuerfedern lang, breit, stark, in eine scharfe Spitze auslaufend.

Die einzige, bis jetzt bekannte Art ist *O. spinolendous*. Die obere Theile sind kastanienbraun; der Scheitel mit zerfälligen Federn bedeckt, welche eine kleine dunkelbraune Haube bilden, mit schwarzen Schwielen; die Wangen grau, Nacken und Schulterfedern bräunlich, auf der innern Fahne jeder Feder mit einem großen, schwarzen Flecke; die Deckfedern der Flügel mit zwei langen schwarzen Querbinden und zwei schmieren schweißgrauen; Kehle und Vorderast lebhaft rothrot, von einem halben schwarzen Halsband eingefasst; die Mitte der Brust und des Bauches weiß, die Seiten der Brust und die eigentlichen Seiten aschbraun mit kastanienbrauner Mischung; die Deckfedern des Schwanzes und die Steuerfedern schweißgrau; die letztern enden in eine stumpf bis sechs Linien lange, seitlich mit starren Borsten besetzte Spitze. Der Schnabel ist schwarz; die Füße sind lang, stark, schwärzlich, die Krallen braun; die Länge des Vogels beträgt sieben Zoll sechs Linien. Am Weibchen ist der Vorderast rein weiß. Das Vaterland ist Neuholland; über Lebensweise und Fortpflanzung ward noch Nichts bekannt. (D. Thon.)

ORTHOPÄDIE (Orthopaedia) wird der Zweig der Heilkunde genannt, dessen Aufgabe darin besteht, so wol diejenigen adnormen Zustände des menschlichen Körpers, welche den Verdrückungen und Verkrümmungen des Rumpfes oder der Gliedmaßen zum Grunde liegen, als diese Deformitäten selbst zu erforschen, zu verhüten und zu heilen.

Des Terminus „Orthopädie“ hat Andry in seiner Schrift: *L'Orthopédie ou l'art de prévenir et de corriger dans les enfans les difformités du corps*. 2 Voll. (Paris 1741) zuerst sich bedient, und denselben seiner Angabe nach aus *ὀρθός* und *παίδιον* gebildet, während man ihn wol richtiger von *ὀρθός* und *παίδιον* ableiten und deshalb, der Analogie mit andern ähnlichen Kunstbegriffen gemäß, in „Orthopädit“, d. i. die Graderichtigkeitskunst, verwandelt sollte. Es haben indes mehrere Schriftsteller an dem Ausdruck überbaut einen nicht ganz ungegründeten Anstoß genommen; denn allerdings kann nicht geigneten worden, daß er theils seiner Etymologie nach einen viel zu beschränkten Begriff von dem gibt, was die Orthopädit zu leisten vermag, indem sie sich über die angegebenen Gebrechen nicht bloß des kindlichen, sondern jedes Alters verbreitet, theils auch, wie Kühn fernerhin in der Censura lexic. recent. Progr. VIII. p. 8 (Opuscul. academ. med. et phil. T. II. p. 364) und in der von ihm besorgten neuen Ausgabe

*) *Baldus* Mh. II. 872. *Script. Austriac.* I. ad a. 1357. *Aschmann* Zwettlensis ad a. 1358. *Latius* de geol. militat. I. VI. *Manstein* germ. sacra II. 453—458. *Hundt* metrop. Salisburg. 22

des *Lexicon medicum Blaneardi* (Lips. 1832) einern hat, die Bildung des Wortes gegen den alten Sprachgebrauch ist. Aus diesen Gründen sind an seiner Statt in der *Encyclopédie méthodique par une société des médecins*, Art. *Orthopédie*, von Brichseau und D'Jernois *Orthosomatique* (Erförmatic), aus *ὀρθός*, grade machen und *σῶμα*, vorgefchlagen, sowie von J. Despech in dessen Werk über die Deformitäten des menschlichen Körpers *Orthomorphie* aus *ὀρθός* und *μορφή* (*μορφόω*, gestalten, bilden) und von Einigen *Orthoantropie*, aus *ὀρθός* und *ἄνθρωπος*, setzen, werden, gebraucht worden. Köhn aber erklärt a. a. D. *Diorthosis* (*ὁ διορθωσις*, von *διορθόω*, grade machen, dazwischen fälliglich *Diorthrosis*) für einen jedenfalls passenderen und soll einzig richtigen Ausdruck, um das, was man unter Orthopädie verstanden wissen will, auch wirklich zu bezeichnen; obgleich *Hypocrates* und noch ihm auch spätere chirurgische Schriftsteller, z. B. *Bernstein* und *Cooper*, das Wort *Diorthosis* in einer für unsern Zweck von der einen Seite zu weichen, von der andern aber zu engen Ausdehnung genommen haben. Die letzteren geben es nämlich als „dasjenige Geschäft eines Wundarztes“ an, „wenn er verrenkte Glieder, gekrümmte Körper oder Glieder wieder in ihren natürlichen Zustand bringt und die Gestalt dadurch verbessert, oder verschobene und in Unordnung geordnete Theile wieder zurechtbringt.“ Nach ihnen war *Diorthosis* überhaupt eine der ältern Einteilungen der Chirurgie, welche sich mit der Herstellung der Theile in ihre gehörige Lage beschäftigt. Von der andern Seite gilt aber von dem *Terminus* Orthopädie dasselbe, wie von andern an sich weniger guten Kunstausdrücken; daß die Länge der Zeit und der allgemein vertheilte Gebrauch ihn gleichsam geheiligt hat und es in der That nothwendig ist, denselben auch fernhin sich fortzubehalten, als durch einen Umlauf mit einem neuen, noch völlig unbekannten Kunstworte der Sache leicht mehr zu schaden als zu nützen.

Obwol Orthopädie als *ὑποπύγμα* von *Πάγος* gilt genommen werden kann, wie *Branté* (in seiner Vorrede zu den Beiträgen zur Erkenntnis und Heilung der Lebensstörungen mit verändernd physischen Krankheitserscheinungen von A. A. Brück. S. XIX) gethan hat, das lassen wir hier dahin gestellt sein.

Die Gegenstände, welche in der Orthopädie umfaßt werden, sind theils so mannigfaltig, theils in neuerer Zeit, nachdem die Ärzte angefangen haben, dieselbe früher so vernachlässigten und größtentheils den rohen Händen der Quacksalber überlassenen Brände ihrer Kunst sich ernstlicher anzunehmen, auch wissenschaftlich dergestalt begründet worden, daß die fragliche Disziplin jetzt mit dem vollsten Rechte selbständig und unter einem eignen Namen nicht bloß auftreten kann, sondern sogar auftreten muß, wenn ihre fernere Ausbildung nicht unter dem beschränkenden Einfluß einer ihr gewissermaßen vorgefesten allgemeineren Kunstabtheilung weisentlich leiden soll. Sie tritt in dieser Rücksicht und besonders auch inwiefern sie zwischen der Medicin und Chirurgie gleichsam in der Mitte stehend, sowohl in wissenschaftlicher als technischer Hinsicht von

beiden gemeinschaftlich ihre Principien entlehnt, z. B. mit der Geburtshilfe und mit der Ophthalmologie in gleichen Rang. Alle zur innern und äußern Heilkunde in nächster oder entfernterer Beziehung stehende Wissenschaften sind auch der Orthopädie angetrieben. Nicht minder unentbehrlich, als jene, ist ihr zuvörderst die allgemeine und specielle (topographische) Anatomie, welche im ersten Sinne des Wortes die Grundlage derselben ausmacht; denn die Orthopädie umfaßt nicht nur zunächst die Gesammtheit derjenigen Glieder, Organe und Gebilde, durch welche im gesunden Zustande die äußere Form und Gestaltung des Körpers dargestellt und die willkürliche Bewegung bewerkstelligt wird, als: das Rückgrat, den Brustkorb, das Becken mit den untern, die Schlüsselbeine und Schulterblätter mit den obern Gliedmaßen, sondern es ist auch nöthig, daß sie den organischen Zusammenhang dieser Theile mit den übrigen Organen, von welchen sie in ihrem Bestehen mehr oder weniger abhängig sind, kennt. Sie bedarf ferner der in die Anatomie gleichsam erst Leben bringenden Physiologie, deren mechanischer Theil sie hauptsächlich interessirt, ohne daß sie jedoch derselben in irgend einer ihrer Richtungen ganz entbehren könnte. In denselben Verhältnisse steht sie zur Pathologie, da in die orthopädischen Vorgänge, deren in der Regel andere Zufälle des erkrankten Organismus, als Ursachen und Folgen, eingreifen, wie weiter unten näher gezeigt werden wird, und nur auf der Pathologie eine richtige Diagnose und Prognose der fraglichen Deformitäten basirt werden kann. Was aber endlich die Therapie anlangt, so wird über die Nothwendigkeit der vollkommenen Berücksichtigung derselben in der Orthopädie wol Niemand einen Zweifel hegen, der die orthopädischen Vorgänge nicht als bloße mechanische, durch äußere Gewalt und von Ungefähr hervorgebrachte Verschiebungen der Glieder betrachtet, sondern in ihre Natur tiefer eintringt und den wesentlichsten Causalsammenhang mit den mannigfachen innern Leiden auch praktisch zu würdigen weiß. Eine rationelle Behandlung sehr vieler orthopädischer Uebel erfordert, daß sowohl die innere als die äußere Therapie auf ihre volle Anwendung findet. Außerdem streift die Orthopädie aber auch noch ganz besonders in das Reich der Mechanik, theils um die Gesetze, nach welchen die zu behebenden Gebrechen unter dieser oder jener äußeren Form erscheinen, zu erklären, theils um die anzuwendenden Körpermaschinen und übrigen mechanischen Vorrichtungen kunstgerecht zu construiren und ihre Wirkung gehörig zu ermitteln.

Nachdem die Orthopädie einen selbständigen und in sich selbst gewissermaßen abgeschlossenen Zweig der Heilkunde zu bilden angefangen, haben verschiedene Ärzte und Wundärzte der praktischen Pflege derselben mehr oder weniger ausschließlich sich gewidmet, und davon einigen besondern Namen erhalten. Man würde aber einen ganz falschen Begriff mit der Benennung: Orthopädischer (wofür gebrauchlicher, aber weniger richtig, *Orthopädist* ist) verbinden, wenn man glaubte, die von ihnen zu lösenden Aufgaben beständen in weiter nichts, als in der Ausübung einer bloßen mechanischen Kunstfertigkeit, so daß ein jeder Wund-

bagist oder Mechanicus, welcher zur Cur orthopädischer Uebel erforderliche mechanische Vorrichtungen und Instrumente zu fertigen versteht, diesen Namen verdiene. Die Orthopädist macht bei der Stellung, welche sie, wie wir kürzlich angedeutet haben, zu den übrigen ärztlichen Wissenschaften und Künsten behauptet, oder vielmehr bei der innigen Verschmelzung derselben mit der gesammten Heilkunde, keine so geringen Anforderungen an die Kräfte ihrer Priester. Sie verlangt von ihnen außer einer gründlichen Kenntniß der Medicin in ihrem ganzen Umfange und der genaueren Bekanntschaft mit der Mechanik, besonders auch eine große Geduld und Ausdauer in der meist nur sehr langsam von Statuen gebenden und ausnehmend ermüdenden Behandlung der in Rede stehenden Deformitäten. In diesen Umständen liegt auch der Hauptgrund, warum im Ganzen immer noch zu wenige Ärzte sich mit der Ausübung der Orthopädist beschäftigen und so vielen Kranken nicht die Hilfe angedeihen lassen, die ihnen oft die Kunst gewähren könnte. (F. J. Siebmacher.)

ORTHOPÄDISCHE FORMGEBRECHEN (*Deformitates corporis orthopaedicae*). So mannichfache Formirungen auch einige Naturforscher und Philosophen gegen die ursprüngliche Bestimmung des Menschen, seinen Körper aufrecht zu tragen, zum Vorschein gebracht haben, so konnten sie doch, wie sich leicht begreifen läßt, mit einer solchen Abstrahirung vor der nächsten Vernunft unmöglich Gehör finden. Diese auf den ersten Anblick an sich einfach und bedeutungslos erscheinende Bestimmung ist bei näherer Betrachtung in mehr de in einer Hinsicht von so hoher Wichtigkeit und so großem Einfluß auf das ganze Wesen des Menschen, daß man ohne alle Überschätzung ihres Werthes behaupten kann, durch sie werde der Mensch im eigentlichen Sinne somatisch erst als solcher charakterisirt, und zu dem der ganzen Tierwelt überlegen, weit um und über sich schweben Kunstgeschöpf, zum echten *Anthropos* der jünnigen Griechen erhoben. Allein von der andern Seite läßt sich nicht in Abrede stellen, daß dieselbe Eigenständigkeit des menschlichen Körpers, bei der großen Zartheit, durch welche derselbe sich überdies auszeichnet und bei dem so künstlichen Mechanismus, der dazu erforderlich ist, um die ausgerichtete Stellung zu bewerkstelligen und fortzuerhalten, unter dem Zutritte verschiedener Causalmomente leicht und häufig zu einer Quelle von mehrern Krankheiten und Gebrechen wird, von denen das Gebicht neben ihm wandernde und kriechende Thier ganz verschont bleibt oder mindestens nur äußerst selten etwas erfährt. In diese Classe von Uebeln gehören vorzugsweise auch die äußern Abweichungen des Kumpfes und der Gliedmaßen von ihrer normal-graden Form und Richtung, jene ansehnliche Sippfalsch von Gebrechen, die man gewöhnlich in Bezug auf die, bei ihnen der ärztlichen Kunst gestellte Aufgabe „orthopädische Formgebrecen“ (Krankheiten oder Deformitäten) zu nennen pflegt.

Es liegt in dem Worte „Formgebrecen“ der Begriff enthalten, daß dabei die äußere Körpergestalt auf irgend eine durch das bloße Auge zu erkennende Weise von der Norm abweichend sei. Die größere Allgemein-

heit des Begriffs erleidet aber durch den Zusatz „orthopädisch“ eine und zwar nicht unwesentliche Beschränkung. Dadurch werden nämlich nicht bloß Gesichtswälle in den weichen Gebilden oder in den Knochen und Knorpeln, welche das äußere Ansehen des betreffenden Körperteiles einstellen können, ohne seine natürliche Richtungslinie zu verändern, und bei denen die Wiederherstellung der Gestalt nicht die eigentliche Hauptaufgabe ist, sondern auch die Verlece und Verrenkungen der Knochen an sich ausgeschlossen, es mögen diese plötzlich durch äußere Gewalt oder allmählig in Folge vorausgegangener entzündlicher Gelenkrankheiten entstanden sein. Auch solche mechanische Verletzungen, zu deren Befreiheit übrigens eine Richtungsabweichung nicht einmal gehört, wird der organische Zusammenhang der Knochen entweder in ihrer Continuität oder in ihrer Verbindung unter einander dergestalt aufgehoben, daß das Sterben der ärztlichen Kunst darauf hingewirkt sein muß, denselben mittels der sogenannten Einrichtung und Einrennung sobald als möglich nach geschehener Verletzung und mit einem Male wieder herzustellen. Bei den orthopädischen Formgebrecen aber, welche im Gegenheil ein allmähliges Graberziehen, gleichsam ein Grab-Graben (*oppor nudetur*) erleiden, ist das äußere Ansehen des leidenden Körperteiles nicht wegen Trennung des Zusammenhanges oder Lösung desselben in Folge der veränderten gegenseitigen Lage der festen Theile in den Gelenken, sondern vielmehr deswegen abnorm, weil eine dynamische oder mechanische Disproportion in der Structur und Beschaffenheit des Bewegungssystems stattfindet. Daber können allerdings auch weniger gutgeheilte Knochenbrüche und Verrenkungen zu orthopädischen Gebrechen werden, sobald die daraus hervorgegangene Mißgestaltung ein allmählig zu bewerkstelligenes des Graberziehts erfordert.

Der nächste Grund zu den orthopädischen Formgebrecen liegt, wie aus dem soeben Gesagten hervorgeht, in denjenigen Bestandtheilen des Körpers, welche im ruhigen und im thätigen Zustande hauptsächlich seine äußere Gestalt und Richtung bestimmen. Dieses Stücker des Bewegungssystems begreift die Knochen und Muskeln nebst ihren beiderseitigen Anhängen, den Knorpeln, Bändern und Sehnen in sich. Die in ihrer Verbindung wesentlich das Skelet darstellenden Knochen (die sogenannten passiven Bewegungsorgane) bilden die feste, stützende Grundlage, das Gerüste des ganzen Körpergebäudes, welches dadurch, daß seine einzelne Abtheilungen mittels Gelenke unter einander zusammenhängen, die Fähigkeit bekommt, auf verschiedene Weise gebeugt und gewendet — bewegt — zu werden. Dies bewerkstelligen die Muskeln (die sogenannten activen Bewegungsorgane), die sich gleichsam als lebendige, sich bald zusammenziehende, bald ausdehnende Seile an die in kürzere oder längere Stücker zerfallenden Knochen ansetzen, sodas die letztern ihnen zugleich zu Hebeln dienen, um nach den allgemein gültigen Gesetzen der Mechanik die gegebene Last, welche theils in den Knochen selbst, theils in den von ihnen abhängigen sich an sie ansetzenden weichen Gebilden und Organen besteht, nach Willkür und Bedürfnis mehr oder we-

niger frei zu bewegen. Die Gelenke vertreten dabei die Stelle der Hypomochlien, auf welchen die zu bewegende Last ruhet. In mehreren derselben werden zwar die beiden aneinander stoßenden Knochenenden schon dadurch einigermaßen befestigt, daß in dem einen ein Gelenkver tiefung (Gelenkspalte) vorhanden ist, in welche der andere Knochen mit dem, dieser Vertiefung entsprechend geformten Ende (Gelenkspitz) sich einfügt, wozu alsdann noch verschiedene Kapseln, Knorpel, Bänder, sowie Muskeln und Sehnen treten, um die Befestigung zu vollenden. In andern Gelenken aber, z. B. in denen der Hals- und der Lendenwirbel, die grade bei den verschiedenen Bewegungen sehr in Anspruch genommen werden, trägt die Construction der beiden Gelenkenden der Knochen wenig oder nichts hierzu bei, indem sie sich mehr oder weniger flach einander berühren und die Festigkeit ihrer Verbindung bloß von der Beschaffenheit der sie umgebenden Weichgebilde abhängt. In diesen Fällen sind es vorzüglich auch die Muskeln, welche zur Befestigungsmitteln dienen, — ein Umstand, der für die Entstehung und Heilung vieler Formgebrehen von großer Wichtigkeit ist, da die Muskeln als Bewegungsorgane in ihnen eine so bedeutende Rolle spielen.

Im Normalzustand ist die Proportion aller dieser mechanisch auf einander einwirkenden Theile aus das Ge naueste abgemessen. Das thätige Glied verändert alsdann zwar absichtlich (physiologisch) bei jeder Bewegung seine natürliche Größe und Richtung, aber es kann mit Leichtigkeit durch seine eigene Kraft in dieselbe wieder zurückkehren. Sobald dagegen dieses Vermögen in Folge eines zwischen den einzelnen Organen vorhandener dynamischen oder materieller Mißverhältnisses so beschränkt oder so mangelhaft ist, daß der Kumpf oder die Gliedmaßen die Normalrichtung in ausgetrettem Zustande nur mit Anstrengung und momentan oder gar nicht annehmen und behaupten können, und demnach für gewöhnlich oder bleibend (pathologisch) von ihrer natürlichen Achsenrichtung verriekt erscheinen; so gibt dies den Begriff eines orthopädischen Formgebrehens hinsichtlich seines äußern Aufehens sowohl als seines Verhakens zur Function und zum Mechanismus des Gliedersystems. Der Körper hat nämlich im Ganzen und in seinen einzelnen Gliedmaßen eine bestimmte Längsachse, welche der Hauptunterstützungspunkt bei Erkennung und Bestimmung eines jeden orthopädischen Formgebrehens ist. Diese Längsachse oder der Schwerpunkt des gesammten normal gebauten menschlichen Körpers fällt beim aufrechten Stand in das kleine Becken, so daß er sich zwischen dem letzten Lendenwirbel, der Schoßgasse und den beiden Hüftgelenkspalten mitten hine befindet, und die denselben bezeichnende sogenannte Directions- oder Stellungslinie läuft ganz parallel mit dem Rückgrath. Eine durch den aufgerichteten Körper seiner ganzen Länge nach von Hinten nach Vorn zu gezogene senkrechte Linie muß also das Rückgrath längs der, eine nach beiden Seiten hin grade perpendicular Richtung behauptenden Stachelstachel, mitten durchschneidend, dem Körper seinem äußern Ansehen nach in zwei einander vollkommen gleiche Seitenhälften

zertheilen. Eine jede Abweichung der Wirbelsäule von dieser Linie, sie möge stattfinden, in welcher Gegend und nach welcher Richtung hin sie wolle, bezeichnet, sobald der Grund davon in dem eben kürzlich geschilderten Gliedersystem und in dessen Mechanismus liegt, das Vorhandensein einer orthopädischen Deformität. Ebenso verhält es sich mit den Armen und Beinen, deren verschiedene Längsachsen hierbei berücksichtigt werden müssen.

Nachdem man bei der Untersuchung eines jeden orthopädischen Formgebrehens zunächst auf das Knochen- und Muskelsystem geachtet ist, deren proportioneller Verhältniß zu einander, welches den normalen Mechanismus des Körpers bestimmt, primär oder secundär irgend eine krankhafte Abweichung erlitten hat, so findet sich die Schuld der vorhandenen Abnormität bald mehr in den Knochen, Knorpeln und Bändern, bald mehr in den Muskeln und Sehnen, bald aber auch, und zwar in den höher ausgebildeten Graden der fraglichen Uebel allemal in beiden zugleich. Im ersten Falle wird die Deformität dadurch bedingt, daß die Knochen, welche den Gliedern ihre Gestalt und Festigkeit geben, irgend eine formelle Veränderung erlitten haben. Dies kann entweder in ihrer Continuität oder an ihren Gelenkenden stattfinden. Dergleichen Verdrrehungen und Verbiegungen in der Continuität zeigen sich an den langen Röhrenknochen der obern und untern Extremitäten, dem Brustbein und den Rippen; gewöhnlicher aber ist es, daß die Schuld in den Gelenken liegt, indem die einander zugeordneten Knochenenden oder die Knorpelscheiben, welche in manchen Articulationen sich zwischen ihnen befinden, nicht in der gehörigen Proportion zu einander stehen. Nicht selten ist dies letztere die Folge von verschiedenen Gelenkrankheiten acut- oder chronisch-entzündlicher Gattung, die unter dem generellen Namen der Arthroses zusammengefaßt zu werden pflegen, und theils durch organische Veränderungen, theils durch einen krankhaften Wegsaugungsproceß, theils durch Ablagerungen verschiedener neuen Produkte, durch Ankylose u. dergl. m. dieselbe oder jenes Mißverhältniß zwischen den einzelnen Theilen des Gelenkes verursachen. Es ist alsdann sehr natürlich, daß schon der normale Zug der Muskeln das Glied beim Ausstrecken in dem afficirten Gelenke selbst, anstatt in eine grade in eine mehr bogen- oder winkelförmige Richtung versetzen muß. Kührt dagegen das Gebrechen von den Muskeln her, so tritt ein umgekehrtes Verhältniß ein. Die Knochen haben sich dann primär in ihrer Form nicht verändert, werden aber entweder wegen allgemeinen Mangels an Muskelkraft nicht grade ausgestreckt oder deshalb, weil eine Muskelportie stärker ist als die andere, schieb gezogen; denn nicht bloß die verschiedenen beugenden und streckenden Bewegungen des Körpers, sondern auch sein gestreckter Zustand, sind während des Lebens und bei aufgerichteter Stellung die Wirkungen der Muskeln. Jeines wird durch die von ihnen functionen benannten Beugern, dieses von den Streckern des verkräftigt. Sobald also die Strecken der Beugern an Kraft nachlassen, was bei dem günstigen physikalischen Verhältniß, in welchem die letztern überhaupt an die

Knochen sich ansetzen, um so leichter möglich ist, oder dieselben in ihren fehnigen Partien weniger nachgiebig sind, als es zum Gradausstrecken nöthig ist, oder aber von mehreren Streckern, welche erst vermitt. Streckung hervorbringen können, einzelne über die andern an Wirkbarkeit vorbeerschen; so sind dadurch im ersten Falle die Beugungen zu Verkürzungen, im letztern zu Verkürzungen des betreffenden Theiles gegeben.

Unter vielen Umständen und bei gemeinschaftlich auf beide Hauptabtheilungen des Gliedersystems einwirkenden Einflüssen, sowie in bereits lange bestehenden und in ihrer Ausbildung weiter vorgeschrittenen Uebeln zeigen sich Muskeln und Knochen zugleich organisch verändert: zerstört, an Masse geschwunden, unter einander widernatürlich verwaschen u., so daß es sich oft nicht mehr mit Gewißheit bestimmen läßt, von welchem dieser Gebilde das Gebrechen ursprünglich ausgegangen oder ob es nicht die Folge eines Gemeinleidens derselben ist.

Allein obgleich ein jedes orthopädisches Leiden sich zunächst in dem Bewegungssystem und in dessen abnormen Functionen äußert, so liegt doch der letzte Grund desselben keinesweges auch allemal in diesen Theilen selbst. Nur zuweilen ist es der Fall, daß das Uebel aus einer bloss örtlichen Störung oder krankhaften Affection dreht; meistens aber wurzelt es im Gesamtorganismus oder in dessen allgemein verbreiteten Hauptsysteme, dem Nerven- und Gefäßsystem, oder es ging ihm wenigstens ein solches Allgemeinleiden als bedingende Ursache voraus. In Rücksicht dieses letztern Umstandes kann man die fraglichen Deformitäten überhaupt in folgende zwei große Classen einteilen: 1) in solche, die Symptome einer nach vorhandenen örtlichen oder allgemeinen Krankheit sind, und 2) in solche, die sich als krankhafte Erzeugnisse (Producte) irgend einer übrigens an sich schon erfolgten Affection zeigen. Unter diese Rubriken lassen sich nicht allein die sogenannten erworbenen, d. h. erst zufällig nach der Geburt entstandenen, sondern auch die angeborenen, gleich bei der Geburt vorhandenen und angeerbten, von den Vorfahren auf die Nachkommen übergegangenen Formgebrehen bringen; denn sie sind im Wesentlichen immer dieselben, sie mögen sich während der ersten Bildung des Organismus (im eigentlich sogenannten *Nexus formativus*) oder erst später, während der Fortbildung und Forterhaltung des Körpers (in der allgemeinen Lebenskraft) zeigen. Die orthopädischen Formgebrehen können also von dem Standpunkt aus, auf welchem wir zum Ende der Untersuchung ihres Wesens gelangen, folgendermaßen definiert werden: Sie sind solche Abweichungen des Gliedersystems von seinem normalen Zustand in Ansehung der Form und Richtung der einzelnen Glieder, die ohne eine Trennung des organischen Zusammenhangs entweder als Symptome einer noch vorhandenen, oder als Producte einer schon erfolgten örtlichen oder allgemeinen Krankheit erscheinen.

In den bloss örtlichen Uebeln, welche die fraglichen Deformitäten hervorbringen können, gehören: 1) Gewisse Disproportionen, welche zwischen den Gelenkenden der Knochen stattfinden und ihren Grund in einer örtlichen

Anlage haben, z. B. ein größerer Umfang des einen Condylus, fehlerhafte Insertionen der Muskeln oder gänzlicher Mangel derselben, wodurch der gesetzliche Antagonismus unhaltbar gemacht wird. 2) Ungleichmäßige, in Folge von fehlerhaften Angewohnheiten oder einseitigen Körperübungen und Anstrengungen entstandene Ausbildung antagonistisch sich gegenüberstehender Muskeln: die Reuger im Verdäutnisse zu den Streckern oder einzelner Streckern bloss auf der einen Seite u. 3) Auf äußere Gewaltthätigkeiten, als zu starke Ausdehnung, zu große, die insubstanzuellen Kräfte weit übersteigende Muskelanstrengung erfolgende Schwäche und Erschlaffung der Muskeln, Sehnen, Bänder und Gelenkkapseln; nach Verletzung oder Durchschneidung der zu dem leidenden Gliede hingehenden Nerven und Gefäße eingetretene Lähmung und Ernährungslosigkeit der activen Bewegungsorgane; auf äußern Druck / ungewöhnlich gearteter Leiden, Schnürleiden oder Stoß allmählig oder plötzlich entstandene permanente Einbrüche in den Knochen- und Knorpelgebilden, große Haut- und Muskelnarben, welche die nöthige Ausdehnung des Theiles mechanisch behindern, sowie schlecht geheilte Verrenkungen und Knochenbrüche in den Gelenken. 4) Einzelne Muskelpartien, namentlich die Flexoren, und manche Gelenkbänder besaßende rheumatische und andere Entzündungen. Den bloss örtlichen Krankheiten schenken auch diejenigen am häufigsten beizugehört werden zu können, welche dadurch hervorgerufen werden, daß Aufstreben in der Nähe anliegender Organe, z. B. des Herzens, der Leber, der Milz, der Nistabern und Nierenhäutchen (als Nervenmen u.), oder Aftergeschwülste einseitig auf die Knochen und Muskeln trücken, und sie in ihrer Function stören, oder ihre Verorganisation verursachen. Wenigstens stehen dergleichen Leiden oft mit den orthopädischen Formgebrehen in keiner nähern Causalverbindung, sondern sie wirken bloss mechanisch, wie jeder außerhalb des Körpers befindliche Gegenstand es thun würde, sobald er ebenso anhaltend und unverrückt liegen bliebe.

Allgemeinere Krankheiten aber, als deren Symptome oder endliches Product die orthopädischen Formgebrehen austreten, sind besonders: 1) die englische Krankheit (Rachitis), das gewöhnlichste Grundübel, besonders der allgemeinen und bedeutendsten Formgebrehen, indem es in seinem Wesen liegt, daß die Knochen beugbar werden, und theils in Folge der auf sie mechanisch einwirkenden Körperlast, theils aus den für sie zu harten Muskelzug ihre grobe Gestalt und Richtung verlieren. 2) Die der englischen Krankheit in vielen Stücken sehr ähnliche Knochenerweichung (Osteomalacie). Sie hat ihren Grund stets in einer allgemein darnieder liegenden und krankhaften Ernährung, und äußert ihren Einfluß besonders auf die langen Röhrenknochen, welche dabei zuweilen so weich werden, daß man sie mit einem Messer gleich dem Speck durchschneiden kann. Schon der geringste Muskelzug ist hinreichend, um sie verschiedentlich zu verziehen oder zu krümmen. 3) Die Skrofelfrankheit (Scrofalosis), welche auf ähnliche Weise, wie die Rachitis, die Ernährung der Knochen,

befonders an ihren Gelenken so umändert, daß sie ungleichmäßig anschwellen und so in Ueberhältnisse zu einander geraten. Auch tritt in dieser Krankheit gemeinlich eine größere Schließheit der Muskeln ein, welche dadurch das Vermögen, die Glieder grade zu ziehen, mehr oder weniger einbüßen. Aus derselben Quelle entstehen ferner meistens die Tuberkeln in den Knochen und Gelenken, sowie Entzündungen der Gelenkgebilde, der Knochenhaut mit nachfolgender caribsen Zerstörung. 4) Die Gicht (Arthritis), welche bekanntlich die Gelenke gern befällt, und organisch umändert oder erdige (concrementöse, kalkige) Ablagerungen in ihnen bildet, die Steifigkeit und Schließheit des lebenden Gliedes bedingt. 5) Die Luftsuche (Syphilis), durch welche zuweilen auch Aufreibungen und caribse Zerstörungen in den Gelenkpartien herorgebracht werden. 6) Verletzungen mehrerer acuter und chronischer Hautausschläge: der Mälen, des Scharlachs, der Pocken, Flechten, der Krätze u., nach den Knochen und Gelenken, welche darauf in einen entzündlichen Zustand geraten und meistens durch Caries eine Zerstörung erleiden oder atrophisch werden. 7) Abreibungen (Reiterungen, Empyeme), wenn sie Organe oder weiche Gebilde betreffen, die in der Nähe des Rückgrates liegen, und sich auf dieses mit übertragen oder zu krankhaften Erweichungen Veranlassung geben. 8) Verschiedene Krankheiten des Gehirns, des Rückenmarkes, mit ihren Membranen, und des gesammten Nervensystems überhaupt oder einzelne Nervenfäden, in deren Folge Lähmungen der Muskeln und ungleichmäßige oder mangelhafte Ernährung des Gliederungssystems entstehen. Namentlich gehören dahin wasserfuchige und chronisch-entzündliche Zustände des Gehirns und des Rückenmarkes in ihren eignen Höhlen oder in denen ihrer Hülle. 9) Schwächende Krankheiten, durch welche die Muskeln in einen Zustand versetzt werden, in dem sie eine längere Zeit hindurch den Körper nicht gleichmäßig ausstrecken können. Daraus bilden sich nämlich leicht bleibende Disproportionen in den Knochen, Knorpeln und Bändern aus, sobald selbst die wieder kräftiger gewordenen Muskeln das also veränderte Glied grade zu strecken außer Stand gesetzt sind. Man findet daher nicht selten, daß besonders junge, noch im Wachstume begriffene Personen nach schweren und langwierigen Krankheiten, welche an und für sich selbst in dem Bewegungssystem ihren Sitz nicht hatten, schief werden.

Die hier kürzlich aufgeführten örtlichen und allgemeineren Krankheiten bewirken es nun, daß die orthopädischen Formgebrechen bald in kurzer Zeit (acut) entstehen, bald aber auch erst allmählig und langsam (chronisch) sich entwickeln. Dabei kommt es auf die Natur des jedesmaligen ihnen zum Grunde liegenden Uebels und der verursachenden Momente an. Unter allen stehen hinsichtlich der schnellen Entstehung die acuten Entzündungen in den Gelenken und die Tuberkeln in den Knochen oben an, sobald sie in Eiterung übergehen, wie man dies z. B. bei dem eigentlichen Wundel (der Kyphosis oder dem malum Pottii) und den von acutem Rheumatismus und von der

Syphilis herrührenden Verkrümmungen findet. Die Mehrzahl der orthopädischen Formgebrechen bildet sich jedoch nur sehr langsam aus, namentlich wenn sie von Strofeln, Sticht, ungleicher Entwicklung einzelner Muskeln u. herrühren.

Was die Zeit der ersten Entstehung und Entwicklung der verschiedenen Formgebrechen anlangt, so sind sie entweder schon bei der Geburt vorhanden — angeboren — oder entspringen sie sich erst nach der Geburt in Folge eines zufälligen örtlichen oder allgemeinen Leids — als sogenannte erworbene Uebel. Gewissermaßen in der Mitte zwischen diesen beiden Classen stehen die erblichen, zu welchen nämlich, wie es nicht selten beobachtet wird, eine gewisse von den ebenfalls an einem gleichen Körperfehler leidenden Eltern oder Großeltern ausgehende Anlage gleich ursprünglich im Augenblicke der Zeugung eingeplant ist, welche sich insofern erst später zu den fraglichen Gebrechen wirklich entfaltet.

Da die meisten und am gewöhnlichsten vorkommenden Krankheiten, welche die in Rede stehenden Deformitäten zu erzeugen pflegen, in die Kindheit und die früheste Jugend fallen, so geschieht es auch, daß sie diesem zu Bildungen und Verkrümmungen überhaupt am meisten dienenden Alter ganz besonders eigenthümlich sind. Namentlich zeichnen sich hierin jedoch die verschiedenen Entwicklungsperioden: die des Zahnens und der Geschlechtsreife aus, in welchen gewöhnlich auch die erblichen Anlagen erwachen. Doch ist, wie die tägliche Erfahrung lehrt, unter begünstigenden Umständen kein Alter ganz frei von diesen Uebeln, ja es gehört selbst zu den ganz natürlichen Erscheinungen, daß im höhern Alter, wo überhaupt der Organismus in vielen Stücken dem kindlichen wieder ähnlicher wird, das Rückgrat, sowie die untern Gliedmaßen sich krümmen, welchen mehr physiologischen als krankhaften Zustand man mit dem Namen der Greisenbiegung (Kyphosis senilis) belegen kann.

Von den beiden Geschlechtern unterliegt das weibliche den fraglichen Gebrechen ungleich öfter als das männliche, und zwar theils deswegen, weil es in der Regel einen weit zarteren Körperbau hat, theils weil es in den ihm von der Natur angewiesenen Beschäftigungen liegt, daß bei denselben die Muskeln sich weniger ausbilden und stärken können, theils weil überdies noch die weibliche Kleidung, besonders in den höhern Ständen, auf die Entwicklung des Organismus oft sehr hemmend einwirkt. In diesem letztern Betrachte darf man namentlich nur an die leibigen Schnürleiden erinnern, welche, auf die von der Mode gebotene Weise gemißbraucht, dem Rückgrat und dem Brustkorbe so höchst nachtheilig sind.

Auf nicht beseitigten Gründen kommen die hier in Rede stehenden Gebrechen viel gewöhnlicher unter den Bewohnern der Städte, als denen des Landes vor. Man hat beobachtet, daß sich hierin manche Städte noch ganz besonders auszeichnen. Bei einigen derselben mag der Grund davon wohl in der ungesunden Situation oder in andern localen Verhältnissen, vielleicht in dem Wasser u.

liegen, bei andern lassen sich aber auch keine von diesen Ursachen ausfindig machen, was z. B. in Dresden der Fall ist, welches den Behauptungen vieler Reisenden und Ärzte nach unter den an gebrechlichen Personen reichen Städten fast oben an stehen soll.

Obwohl die orthopädischen Mißgestaltungen meistens blos symptomatisch erscheinende Krankheitsäußerungen sind, so werden sie doch mittels einer selbstständigen Rück- und Einwirkung auf den übrigen Organismus nicht selten wieder zu Ursachen mannichfacher anderer Körperleiden und Störungen in den natürlichen Functionen verschiedener Organe und Körperteile. Im Allgemeinen verursachen diejenigen Formabweichungen, welche den Kumpf unmittelbar betreffen, mehr und wichtigere consecutive Zufälle, als die an den untern Gliedmaßen vorkommenden, und diese wieder mehr, als die der obern Gliedmaßen. Ueberdies hängt viel von der Verschiedenheit der Form und des Grades ab, in welchem das fragliche Leiden vorhanden ist, sowie von der Natur der Grundkrankheit, als deren Folgebilde es erscheint. Bei den bedeutendsten Formabweichungen des Kumpfes ist es sehr natürlich, daß die Brust und Unterleiborgane, oder unter manchen Umständen beide Abtheilungen zugleich in ihrem Bestehen und in ihren Verrichtungen mehr oder minder gestört, und wol selbst durch mechanischen Druck organisch verändert werden. Die von einer nur örtlichen Affection herrührenden Gebrechen haben in der Regel einen weniger nachtheiligen Einfluß auf den übrigen Organismus, als diejenigen, welchen ein allgemeineres Leiden zum Grunde liegt; denn im letztern Fall ist der Körper schon an sich krank, und gibt daher auch dem neuen Eintritte leichter nach. Diese hier blos in allgemeinen Umrissen angedeuteten Folgen und Einflüsse können inzwischen erst bei Beschreibung der verschiedenen Krankheitsformen, in denen die fragliche Gruppe erscheint, näher und bestimmter angegeben werden.

Die orthopädischen Formgebrehen sind endlich entweder mehr oder weniger allgemein oder blos partiell. Allgemein, indem alle oder mindestens die Mehrzahl der Glieder zugleich in einem und demselben Individuum von ihnen befallen erscheinen, wie man dies ganz besonders absondert findet, wenn die erste Krankheit oder die Knochenverwundung zum Grunde liegt. Es gibt nicht selten Fälle, wo auch nicht ein Glied seine gestaltliche Gestalt und Gradtheit behalten hat, und wo dergleichen Personen wahre Panoramas von Gebrechlichkeit darstellen. Gewöhnlich erleidet jedoch nur das eine oder das andere Glied eine Gestaltveränderung, obgleich das einmal vorhandene Gebrechen zu ähnlichen Verhältnissen in andern Theilen leicht Veranlassung gibt. Zu den Formgebrehen eines der untern Gliedmaßen sieht man z. B. aus mechanischen Gründen sich sehr oft auch manche des Kumpfes gesellen. Dergleichen bedingen Verkrümmungen des Rückgrates in bedeutendern Graden fast allemal Desviationen der übrigen Knochen des Brustkorbes und des Beckens, und ebenso verhält es sich unter Umständen wieder auch umgekehrt.

Allgemeine Ätiologie der orthopädischen Formgebrehen.

Eine gewisse Prädisposition kommt, wie schon von vorn herein bemerkt wurde, allen Menschen wegen ihrer aufrechten Körperhaltung während des Eigens, Stehens und Gehens zu. Diese ist natürlich um so beträchtlicher, von je geringerem Umfange die Basis ist, auf welcher der verhältnismäßig so lange und schlanke Körper ruhet, und je mehr Einfluß daher jede, auch nur die geringste dynamische oder materielle Disproportion in der Structur des Bewegungssystems auf die äußere Gestalt hinsichtlich ihrer graden, senkrechten Richtung haben muß. Veranlassungen dazu, daß die genannte Prädisposition, welche durch manche, namentlich die lymphatische und Spinal-Constitution, noch besonders begünstigt wird, auch wirklich in eine Formabweichung übergeht, gibt es aber im Leben in der größten Anzahl und Mannichfaltigkeit. Schädliche Einflüsse, die auf den Gesamtorganismus oder blos auf einzelne Theile des Bewegungssystems einwirken, können mittels oder unmittelbar zu ursächlichen Momenten werden. Denn es ist bereits gezeigt worden, daß ebenso gut, als äußere Verletzungen dieses Systems locale pathologische Erkrankungen in ihm erzeugen können, solche sich auch zuweilen von Innen heraus symptomatisch und secundär in Folge allgemeiner Krankheiten entwickeln. Den veranlassenden Ursachen zu den fraglichen Gebrechen ist also, wie hieraus zur Genüge einleuchtet, eine weite Thür geöffnet. Äußere Gewaltthätigkeiten, die üble Gewohnheit, den Körper schief zu tragen, eine ungesunde Diät, die Anstrengung oder plötzliche Unterdrückung verschiedener Krankheiten, Erältungen, große Körperanstrengungen u. führen unter begünstigenden Verhältnissen zu einem und demselben Ziele, nämlich zu diesem oder jenem orthopädischen Gebrechen, deren äußere Form, obgleich sie im Ganzen sowohl in Hinsicht auf die consecutive Zufälle, als auch auf die ärztliche Behandlung oft von großer Wichtigkeit ist, gewöhnlich blos von Neben Umständen bestimmt wird.

Allgemeine Diagnose der orthopädischen Formgebrehen.

Man sollte zwar kaum glauben, es könne über das Vorhandensein eines orthopädischen Formgebrehens einmal ein Zweifel herrschen, da es dem bloßen Auge so deutlich vorliegt; aber dessungeachtet findet man in manchen Fällen eine Verwechselung desselben mit einigen andern Uebeln, die auf den ersten Anblick den orthopädischen zuweilen sehr ähnlich sind. Dies ist z. B. mit den schon oben erwähnten Knochengeschwülsten, Knochenbrüchen und Verrenkungen, ferner mit krankhaften Muskelanschwellungen, verschiedenen Aftergeschwülsten u. der Fall. Eine genaue Untersuchung des leidenden Theiles bei den verschiedenen Bewegungen des Körpers, und ganz besonders die vorausgegangene Ursache der gegebenen Uebel muß insofern sehr bald das nöthige Licht hierüber verbreiten. Ein Mehreres davon bei der speciellen Betrachtung der einzelnen Krankheitsformen und der Theile, an

denen sie vorkommen. Ebenso wichtig ist aber zweitens auch die Unterscheidung dieser einzelnen Krankheitsformen von einander hinsichtlich ihrer eigentlichen Natur; denn es leuchtet von selbst ein, daß ein Tadel ganz anders behandelt werden muß, wenn er von einer spezifischen Destruktion herrührt, als wenn ihm eine krankhafte Ernährung und Abnutzung der Rückgratswirbelsäule zum Grunde liegt. Durch die genaue Erforschung dieses Gegenstandes in den gegebenen Fällen kann sich der Arzt am meisten als rationeller und mit Eckskenntnis in die krankte Natur tief eindringender Heilthiler documentiren, während der bloße Reutimler oder Mechaniker nur die äußere Form des Gebrechens ins Auge faßt und sein einseitiges Verfahren einzig und allein ihr gemäß einrichtet.

Allgemeine Prognose der orthopädischen Formgebrehen.

Auf gleiche Weise, als ein jedes andere Körperköl, lassen sich auch die orthopädischen rüchthlich ihrer Vorberlag von einer zwiefachen Seite betrachten, nämlich 1) ob und inwiefern bei ihnen das Befinden und das Leben des leidenden Individuums beeinträchtigt wird, oder in Gefahr geräth, und 2) wie es sich mit ihrer Heilbarkeit verhält.

In der ersten dieser beiden Absichten sind die fraglichen Gebrehen im Allgemeinen allerdings von nicht unwechthlicher Bedeutung. In den meisten Fällen, insbesondere wenn die Verunstaltungen die Wirbelsäule betreffen und einen etwas höhern Grad von Ausbildung erlangt haben, greifen dieselben mehr oder weniger störend in die Ökonomie des Organismus ein, und verlegen diesen in einen Zustand, in welchem er die gewöhnlichen Verrichtungen und Anstrengungen zu ertragen nicht im Stande ist. Nicht selten werden dadurch die zum Leben wichtigsten Organe, als das Rückgrat, die Lungen, das Herz mit den großen Gefäßstämmen, sowie die Unterleibs- und Redeneingeweide in ihren Eigenschaften und Lebensäußerungen gehemmt, so wol selbst in ihrer ganzen Organisation zum Nachtheil der allgemeinen Gesundheit verändert. Dies führt aber zu einem fortwährenden Siechtum und gewöhnlich zum frühzeitigen Tode. In dieser Beziehung sind sie nun wol als am Leben nagend zu betrachten. Dagegen geschieht es nur selten, daß sie ins Lebensrad plötzlich hemmend eingreifen, da sie überhaupt in der Regel langsam entstehen, und in dem Bewegungssystem als demjenigen ihren Sitz haben, welches in einem sehr hohen Grade von der Norm abweichen kann, etc. das Leben dabei in Gefahr geräth. Am ersten geschieht dies noch bei der in Folge der Caries oder tuberculösen Verwitterung der Wirbelsäule entstehenden, unter dem Namen des Pottischen Übels bekannten Verkrümmung der Wirbelsäule, sowie es zuweilen auch der Fall ist, daß sehr vermochene Personen auf die geringe Veranlassung der Circulation des Blutes erschwerenden Biegungen der größeren Gefäßstämme plötzlich von Apoplexie getroffen werden und sterben. Verkrümmung sind es jedoch chronische Leiden; Wassersuchten,

Abzehrungen, allmähliges Schwächen der Kräfte etc., welche durch die fraglichen Formgebrehen verursacht werden.

Was das zweite prognostische Moment, die Heilbarkeit derselben, so sind sie gleichfalls wieder unter verschiedene Rubriken zu bringen. Die Vorberlagung muß erstlich anders ausfallen bei angeborenen, als bei erworbenen oder erst erworbenen orthopädischen Formgebrehen. Bezüglich der angeborenen auf einem Bildungsfehler, so richtet die Kunst gegen sie nichts Wesentliches aus. Mehr läßt sich aber in den Fällen erwarten, wo eine falsche Kindertage an ihrer Entstehung Schuld oder bloß eine dynamische Verstimmung vorhanden ist, wie wir dies z. B. beim angeborenen Klumpfuß nicht selten finden. Wüthlich steht es um die Hebung des Übels, wenn es auf einer Erblichkeit beruht. Der Grund dazu liegt zu tief im Organismus verborgen, er ist zu sehr mit dem Ausbildungstrieb verknüpft, als daß die Diatthese entkräftet oder das schon in Folge derselben vorhandene Gebrehen gehoben werden könnte. Die frühzeitig dazwischen tretende Kunst vermag nur soviel, daß sich aus irriter und mit der Entstehung selbst gegebene Nechthwendigkeit entspringende Übel etwas zu mäßigen und für den übrigen Organismus weniger schädlich zu machen. Rüchthlich der erworbenen Formgebrehen endlich kommt in prognostischer Hinsicht im Allgemeinen viel darauf an, welchen Grad von Ausbildung sie erlangt haben, ob sie in Folge bloß ökonomischer oder allgemeinerer Kranktheiten entstanden sind, und ob sie sich noch als symptomatische Kranktheiterweiterungen oder als Kranktheiterzeugnisse schon erloschener Affectionen zeigen. Sind sie von der Art, daß sie bei einiger Anstrengung noch Willkür, wenn auch nur temporäre, durch die eigene Kraft des leidenden Individuums oder mit Hilfe wechthändischer Mittel ausgeglichen werden können, was gewöhnlich in denjenigen Fällen, welche von bloß Arngewohnheiten in der Körperhaltung, von Schwäche oder rheumatischer Affection der Muskeln und ähnlichen nur in der Epähre der Dynamik beruhenden Ursachen herrühren, und im Anfange der Ausbildung fast jedes jeden Gebrechens stattfindet; so darf man im Allgemeinen eine vollkommene Wiederherstellung hoffen. Haben sie dagegen schon eine solche Ausbildung erreicht, daß sie nicht mehr, selbst durch Anstrengung des leidenden Individuums, oder durch den Heiland wechthändischer, von Außen her wirkender Kräfte in den Normalzustand zurückgebracht werden können, wo also schon das materielle Verhöltniß der Theile zu einander eine Umänderung erlitten hat, so stehen der Heilung schon weit mehr und größere Hindernisse im Wege, und sie wird, wenn sie noch möglich ist, wenigstens nur äußerst langsam erfolgen. Es bedarf nämlich dazu schon verschiedener Bildungen und Rückbildungen, welcher desamlich besonders in den festern Geweben der Knochen und Knorpel ihre große Schwierigkeiten haben. Dabei kommt überdies viel auf die bedingende Ursache des Leidens an. Ist es bloß örtlich, so dürfen wir gewöhnlich mehr erwarten, als wenn es aus einer allgemeinen Krankheit hervorgeht. Überhaupt oder vermag die frühzeitig und zweckmäßig gehandhabte ärztliche Kunst weit eher etwas in den Fällen,

welche bei noch fortbestehender Grundkrankheit symptomatisch sind, als in denen, welche die Ausgänge schon erschwerter krankhafter Affectionen ausmachen.

Bei der größten Aufmerksamkeit; welche man besonders in neuerer Zeit dieser Gruppe von Gebrechen zu schenken angefangen hat, und bei der daraus hervorgehenden zweckmäßigen Behandlung derselben ist die Prognose im Ganzen weit günstiger geworden. Es muß wol eingeräumt werden, daß so manches orthopädische Gebrechen, welches früher ungeheilt geblieben wäre, jetzt in höhern Graden seiner Ausbildung völlig gehoben wird. Allein desseunungeachtet ist es sehr wahrscheinlich, daß die Folgezeit es hierin vielleicht noch weiter bringen wird, besonders wenn eine glückliche Verbindung der dynamischen Behandlung mit der mechanischen selbst unter den gebildeten Ärzten, die sich mit der Orthopädie beschäftigen, allgemeiner werden sollte.

Verhütung und ärztliche Behandlung der orthopädischen Formgebrehen im Allgemeinen.

Ein je bedeutenderes Uebel jedes nur einigermaßen ausgebildete orthopädische Formgebrehen ist, und je mehr Schwierigkeit in der Regel seine Heilung verursacht, eine desto größere Aufmerksamkeit verdient offenbar seine Verhütung. Diese steht aber im Ganzen sehr in der Gewalt des Menschen. Denn obgleich der Körper, vermöge seiner aufrechten Stellung und Zartheit seiner Glieder zu Mißgestaltungen, gleichsam prädisponirt erscheint, so bedarf es doch, wie wir gesehen haben, noch verschiedener Momente, ehe seine Gestalt eine Beeinträchtigung erleidet. Bei Durchgehung dieser Momente stellt sich aber aus, daß sie größtentheils durch die eigene Verschuldung der Menschen herbeigeführt werden. In den ältern Zeiten kamen diese Uebel weit weniger vor, und auch jetzt noch findet man, daß sie bei demjenigen Volkervorstößen und in der Classe von Menschen, welche eine naturgemäße, ungekünstelte Lebensweise führen, zu den Seltenheiten gehören. Daraus folgt also, daß eine falsch geleitete Cultur, mit einem Worte Verwahrlosung und Schwächung des Körpers eine sehr große Rolle hierin spielen muß. Aus Fehlern dieser Gattung gehen die Mißgestaltungen des Leibes entweder unmittelbar oder mittelbar durch die im Allgemeinen angeführten Krankheiten hervor. Insofern fällt nun die prophylaktische Fürsorge in das Gebiet der Diätetik im weitern Umfange dieses Wortes, auf welche wir hier auch verweisen müssen, da die Ausführung des feiglichen Gesanktes nicht an diesen Ort gehört.

Aber selbst wenn schon Krankheiten vorhanden sind, welche die orthopädischen Formgebrehen leicht zur Folge haben, können dieselben oft noch durch gehörige Sorgfalt abgewendet oder wenigstens in ihrer Ausbildung sehr beschränkt werden, und dies ist wieder eine unauflösbare Aufgabe für den Arzt. Eine jezt genug eingehende gründliche Behandlung der Rachitis, der Strophilkrankheit, der Myriamiden, der verschiedenen Brustanklagen, selbst wenn sie schon einer Verstärkung nach dem Wachstume hin erliegen haben sollten, und der übrigen

hierher gehörigen Krankheiten ist meist im Stande, die Gesundheit des Körpers zu erhalten. Dies wird besonders demjenigen Heilkünstler gelingen, welcher, vertraut mit den oft sehr dunkeln Zeichen der ersten Anzeichen der hier in Rede stehenden Gebrechen, dem bedrohten Theile sogleich seine ganze Aufmerksamkeit widmet und durch zweckmäßige Mittel zu Hilfe kommt. Am meisten ist aber davor zu warnen, daß man sich nicht verleiten läßt, ein sich zeigendes orthopädisches Formgebrehen, es möge auch noch so unbedeutend und bei einer Seltenheit erscheinen, bei welcher es wolle, in der Voraussehung, es werde sich wieder verlieren oder wenigstens nicht schlimmer werden, einzig und allein der Natur zu überlassen. Die tägliche Erfahrung lehrt, daß diese Erwartung fast nie in Erfüllung geht, was im Mechanismus des menschlichen Körpers und in den Gesetzen, die bei dessen einmaliger Störung sich geltend machen, seinen vollen Grund hat.

Der zweite Theil der ärztlichen Wirksamkeit besteht in der Behandlung der bereits entstandenen und mehr oder weniger vorgeschrittenen Formgebrehen; eine Aufgabe, welche die Heilkünstler im Allgemeinen auf sehr verschiedene Weise zu lösen suchen. Bei nur einigermaßen genauer Erwägung des Gesamtstandes muß indes das einzig richtige Hilfsmittel sich von selbst ergeben. Früher, wo die praktische Ausübung der Orthopädie fast nur in den Händen der Aerzte oder solcher Chirurgen war, die keine klare Vorstellung von der Behandlung eines nicht rein mechanischen Gebrechens hatten, hielt man die orthopädischen Uebel ohne Unterschied für bloß örtlich, und behandelte sie auch dieser beschränkten Ansicht gemäß. Man wachte deshalb, ohne alle Rücksicht auf ihre jedesmalige Natur und die ihnen zum Grunde liegenden Ursachen entweder eine reizende Einreibung in flüssiger oder Salbenform, oder ein ähnliches Pflaster an, welche Mittel Alles in Allem thun sollten, oder man steckte das mißgestaltete Glied in eine mechanische Vorrichtung, die je nach der Verschiedenheit seines Baues auch verschiedenlich konstruirt war, oder man suchte, von der Idee ausgehend, daß eine jede solche Abweichung, wenn ihr Grund in einem Gelenke zu liegen schien, eine Verrenkung sei, das besonnene Glied durch Streichen und gewaltsames Einrenken und Ausdehnen wieder gerade zu bringen. In neuerer Zeit ist man nun zwar von diesen rohen und zum Theil in reiner Quacksalberei bestehenden Versuchungsweise etwas abgegangen, aber desseunungeachtet gibt es verhältnißmäßig nur sehr wenige Ärzte, die in der Behandlung der fraglichen Gebrechen wahrhaft rationell verfahren. Immer noch herrschen die verschiedensten Meinungen darüber und während manche bloß dynamisch einwirken, wählen Andere einzig und allein auf dem mechanischen Wege zum erwünschten Ziele zu gelangen. Ohne uns hier über die unauflösbare Unzulänglichkeit des Verfahrens einer jeden dieser Parteien weitläufig auszusprechen, die sich über dies theils aus dem bereits Gesagten, theils aus dem aus dem Folgenden von selbst ergibt, geben wir sogleich zur Angabe dessen über, was einer vernünftigen Theorie

entspricht und nach dem übereinstimmenden Urtheile der wissenschaftlich gebildeten Orthopäden auch am besten zum Zwecke führt. Dies besteht nämlich in des dem gegebenen Umständen angemessenen Verbindung eines dynamischen und mechanischen Kunstverfahrens. Als Gebrechen, deren Grund gewöhnlich in einer Erkrankung der dynamischen Seite des Gesamtorganismus oder wenigstens eines Theiles desselben besteht, fallen die der Dynamie mit andern, als formelle Abweichungen aber, welche nach den Befehlen der Mechanik in der Structur des Wiedererstellungsapparates, erstere sind gewöhnlich auch mechanische oder mindestens solche Mittel, welche mechanisch einwirken. Die bei einem jeden orthopädischen Formgebrehen im Allgemeinen zu folgendes Indicationen sind nämlich zusammengefaßt zu folgenden:

Erste Heilanzeigen: Die dem Uebel zum Grunde liegenden, und noch fortwirkenden ursächlichen Momente zu entfernen oder zu entkräften. Fehlerhafte Augenstellungen in der Haltung und Bewegung des Körpers sind dem leidenden Individuum abzugewöhnen; die in irgend einer Hinsicht ungesund und schwächende Lebensweise desselben, wegen Unreinlichkeit, eingeschlossener Luft, schlechter Kost, zu anhaltenden ruhigen Sitzen, zu großer körperlicher und geistiger Anstrengungen, Benutzung zu widerständlicher Luft zu verbessern und geregelt werden. Kurz es ist oft nöthig, das getriebene Individuum in eine ganz andere, der bickrigen grade entgegengesetzte Lage zu versetzen, wenn man das vorhandene Uebel völlig unterwerfen will. Diese Heilanzeigen fällt indeß in vielen Fällen weg, welche schon Aufgänge verschiedener krankhafter Affectionen ausmachen, denn hier dauert die Wirkung länger, als die Ursache fort. Wir sind aber auch unter solchen Umständen meist untermögend, dem Uebel wehrlich beizukommen, und müssen uns nur darauf beschränken, dasselben in seinem weitem Fortschreiten Grenzen zu setzen, und es dem Gesamtorganismus unschädlicher zu machen, wovon weiter unten besonders die Rede sein wird.

Zweite Heilanzeigen: Die krankhafte Affection, aus welcher das Formgebrehen mittelst oder unmittelbar hervorgeht, ihrer Natur gemäß zu behandeln. Vor allen ist deshalb auszumitteln, ob das Gebrechen von einer bloß kritischen, oder ob es von einer allgemeinen Erkrankung herrührt: — eine oft sehr schwer zu entscheidende Frage, bei welcher der Arzt sich besonders an die vorausgegangenen und veranlassenden Ursachen zu halten und dabei etwa bestehende Umstände, ja selbst die Körperbeschaffenheit der Eltern und Vorfahren, zu berücksichtigen hat, um dahin zur Gewissheit zu gelangen. Die richtige Diagnose führt aber leicht zu einer richtigen Behandlung, welche natürlich sehr verschieden sein muß, je nachdem es der Arzt z. B. mit der englischen Krankheit, oder dem Skrofeln, oder mit Rheumatismen, Gicht, Lufthuche u. zu thun hat. Hieraus leuchtet zugleich ein, daß der orthopädische Arzt die Heilkunde in ihrem ganzen Umfange kennen muß, um immer mit der nöthigen Umsicht zu verfahren.

Dritte Heilanzeigen: Die mißgestalteten Theile selbst allmählig und mit Vorsicht wieder in ihre normale Richtung zurückzuführen, und sie darin so lange zu erhalten, bis das Normalbestreben im Gesamtorganismus sowohl als in dem Bewegungssysteme wieder hergestellt ist. Hier ist ein mechanisches Eingreifen der Kunst an seinem Platze. Es muß unmittelbar auf die äußere und durch sie auf die inneren liegenden Gebilde eingewirkt werden, theils um die Richtung und Form derselben von Außen her durch fremde Kraft zu verändern, theils um dadurch die zu ihrer bleibenden Wiederherstellung nöthige organische Metamorphose entgegen zu helfen. Dies geschieht aber a) durch Leibbänderungen, welche unter manchen Umständen und besonders im Anfang eines Formgebrehens, vornehmlich geleiht, oft außerordentlich viel thun können, da sie beide Zwecke, welche die mechanisch zu Hilfe kommende Kunst zu erreichen sucht, auf eine naturgemäße Weise in sich vereinigen. Man bringt deshalb verschiedene active und passive Bewegungen, welche den ganzen Körper oder theils jugtweise nur die kranken Gliedmaßen betreffen, in Anwendung. Die zu heilenden Individuen müssen gehen, laufen, springen, tanzen, spielen, kaulen, reiten, in Gerouffeln, Reckheiten, kleinen Erstickungen fahren, werden zu veränderter Beschäftigungen, bei denen der Körper eine der Mißgestaltung entgegengesetzte Haltung annehmen und sich anstrengen muß, angetrieben, oder in Leibbänderungen im eigentlichen werten Sinne des Wortes: im Strecken, Springen, Klettern, Laufen, im sogenannten Rumbauen, Schweben, Stehen nach den Regeln der Kunst, Stehen mit Karpieren, Tragen von Gewichten, Ausbängen an den Äpfeln und Bänken, Balanciren auf einem Bein u. unterrichtet. b) Durch Manipulationen, Dabei wird beabsichtigt, entweder auf die Muskeln oder die Knochen, oder auf beide zugleich unmittelbar einzuwirken. Sie bestehen im Reiben der mißgestalteten Theile mittelst der bloßen Hand, weichen Lächer oder Kriechen, und gewöhnlich unter gleichzeitiger Anwendung beider, der geistigen, oder erschütternden und einwirkender Mittel, oder im Strecken und Drücken der abgerückten und hervorstechenden Theile, oder endlich im Stichen an denselben, um sie zu strecken und wieder in ihre normale Lage und Richtung zurückzubringen. Durch das Reiben werden die Muskeln, Sehnen und Bänder, durch das Drücken aber die Knochen in Anspruch genommen, während das Strecken auf die einen nur auf die andern einwirkt. Im Ganzen ist eine dergleichen frühe Behandlung des kranken Theiles von großem Nutzen, wenn darin methodisch verfahren wird, und das Gick noch nicht so bedeutende organische Veränderungen erlitten hat, daß Alles in einem hohen Grad erstarrt und unfähig geworden ist. Ganz besonders hilfreich sind die Manipulationen in den Fällen, wo die Schuld mehr in den Muskeln, Sehnen oder Bändern liegt. Dagegen vermögen sie gewöhnlich allzuna wenig, wenn die Abweichungen von der Continuität der Knochen selbst ausgeht. c) Durch Bänderagen, dieses sind Binden, welche an der Körper

unmittelbar angelegt werden und ihre Wirkung auch unmittelbar auf dessen Oberfläche äußern. Für sich allein finden sie bei orthopädischen Gebrechen im Ganzen weniger Anwendung, weil sie mehr oberflächlich wirken und durch die Theile des Leibes, an denen sie anliegen, selbst erst ihre Form, Befestigung und Wirksamkeit erhalten. Doch werden sie bei einzelnen Uebeln der Art mit Nutzen angelegt, wozu z. B. eine den Kopf stützende Binde, eine Binde gegen den schiefen Hals, die Coersche Binde, die Köhler'sche Mäße, die Schulterriemen oder sogenannten Graddhalter, die Brückneef'sche Binde beim Klumpfuß und einige andere, auch in der gewöhnlichen Verbandslehre vorkommenden Bänder, bei Verrenkungen des Ellenbogens, des Kniees, des Vorfußes zur Befestigung u. c., und besonders auch die Schnürleibchen gehören, welche, so nachtheilig sie sonst im gemeinen Leben zu sein pflegen, sich doch, zweckmäßig gefertigt, und bei manchen Deformitäten des Rückgrates, sehr weitholl erweisen. d) Durch Maschinen. Diese unterscheiden sich von den vorher besprochenen Bandagen dadurch, daß sie aus verschiedenartigen festen Stoffen gefertigt sind, und wozu sie die Bestimmung haben, getragen zu werden, einmal angelegt, durch eine nicht im Körper oder dem betreffenden Theile desselben, sondern in ihnen selbst liegende Kraft eine fortwährende gleichmäßige oder selbst sich steigende Wirkung ausüben. Sie werden dadurch im Ganzen auch anwendbarer und tiefer eingreifender als die Bandagen. Denn obgleich es sich nicht in Abrede stellen läßt, daß namentlich durch die Maschinen und die mit ihnen in eine Kategorie gehörigen verschiedenen Streck- oder Spannnetze u. c. oft unendlicher Schaden angerichtet wird, sobald sie als die einzigen und wahren orthopädischen Heilmittel angesehen und ohne Unterschied bei einem jeden Gebrechen, welcher Natur es immer sein wolle, und über die Gebühr gebraucht werden, oder zweckwidrig konstruirt sind; so kann ihrer doch der praktische Orthopädist unendlich ganz entbehren, und man muß die Erklärung dessen, der bios in ihnen sein ganzes Heil sucht, für ebenso einseitig und falsch halten, als derjenige in großem Irrthum befangen ist, der sie ganz vernirrt und namentlich die Streckbetten für eine des Prokrustes würdige Erfindung ausgibt. Die Beweise für ihren Nutzen, wenn sie zur rechten Zeit und unter den rechten Verhältnissen, welche freilich nur der rationelle Arzt geodrig ausfindig zu machen im Stande ist, angewendet werden, liegen zu klar am Tage, als daß es nötig wäre, ein Weiter darüber hier zu sagen, zumal da sie im Vorhergehenden schon zur Genuge geführt worden sind. Daher nur noch ein Paar Worte über ihre Eintheilung und ihre zweckmäßige Konstruktion und nöthigen Eigenschaften im Allgemeinen. Die orthopädischen Maschinen zerfallen zunächst in zwei Hauptklassen, nämlich 1) in solche, die von dem leidenden Individuum selbst am Körper getragen werden — tragbare Körpermaschinen — und 2) in solche; deren es sich bios zu manchen Zeiten, bei gewissen Stellungen und dergleichen bedient, daß sie mehr als mechanische Apparate angesehen werden müssen — nicht tragbare Ma-

schinen. Dabin gehören: a) die Vorrichtungen, bei denen die Ausdehnung des Körpers durch seine eigene Schwere bewirkt wird, die Schweben und Schwingen; b) die Lehnstühle, Streckstühle und Pfosten, bei deren Anwendung der Kranke sitzen oder stehen muß, und c) die orthopädischen Betten, sogenannten Streckbetten, welche entweder nur durch Lagerung auf einer graden Fläche wirken, oder zugleich einen Extensionsapparat haben, oder endlich welche zugleich Extension und Druck ausüben. Sämmtliche Maschinen und mechanische Apparate wirken entweder direct, gradezu auf das misgeformte Glied, und zwar auf seinen eigentlichen Kern, den Knochen, um es der Abweichungslinie entgegen zur Normallage zurückzuführen — also durch Druck — oder indirect, indem durch Hebung der Hindernisse, Ausdehnung von Verkürzungen, Unterstützung und Herstellung der natürlichen Kraft, die Heilung mehr der Heilkraft der Natur selbst überlassen wird — durch Zug —, oder endlich mehr passiv, indem sie dem Zusammenfallen eines Körpertheiles abzuwehren suchen — durch Stützung. Demnach gestalten sie hinstützlich der Art ihrer Wirkung in die Compressions-, Extensions- und Sustentationsmaschinen.

Eine jede tragbare Maschine muß die Stützpunkte, an welchen sie befestigt ist, und ihre Wirkungspunkte, auf welche sie ihre Kraft äußert, haben. Zu erstern sind die festen gesunden Theile des Organismus zu wählen, z. B. bei den Verdrrehungen und Verkrümmungen des Rückgrates das Becken und der Kopf, bei denen des Kniees das Becken und die Knöchel u. c.; die letztern betreffen aber immer die erkrankten Gebilde selbst. Bei den nicht tragbaren mechanischen Apparaten liegen die Stützpunkte dagegen außer dem Organismus, und bios die Wirkung geht auf den Körper. Ferner werden an eine jede orthopädische Vorrichtung, sie möge tragbar oder nicht tragbar sein, folgende Hauptanforderungen von Seiten der Kunst gemacht: 1) Sie muß der Kraft des Widerstandes der kranken Theile, der Stärke der Muskeln und Bänder, der Straffheit oder Erschlaffung der Fasern, der Härte oder Weichheit der Knochen, dem Alter der Patienten u. c. angemessen sein, d. h. ihre mechanische Action darf unter den gegebenen Umständen weder zu schwach, noch zu stark ausfallen; 2) sie darf durchaus keinem andern Theile des Körpers schaden, während sie vielleicht dem misgeformten Gliede nützlich wäre. Deshalb ist sie möglichst leicht und einfach gebaut und an allen den Stellen, wo sie am Körper fest anliegt oder aufliegt, gut und weich gefüttert oder gepolstert. Aus diesem Grund ist es im Allgemeinen wol zweckmäßig, daß sie 3) gleichsam ein künstliches Skelet, künstliche Knochen, Muskeln, Bänder und Gelenke zu bilden bestimmt, dem lebenden Mechanismus thunlichst nachahmt, und besonders durch Federkraft auf die zu comprimirenden Theile einwirkt und ihre Wirksamkeit erst nach und nach steigert. Kurz sie wirkt langsam ein, bis die Theile sich derselben fügen, ununterbrochen, damit das Gewonnene nicht wieder verloren werde, und mit allmählig zunehmender Kraft, um den immer größten Widerstand zu überwinden. Ueberhaupt aber ist ihr Gebrauch bis zur vollkommenen erreich-

ten Heilung fortzusetzen, und selbst dann nur erst nach und nach oblig aufzuheben.

Vierte Heilangeige: Es werde durch Erregung eines örtlichen dynamischen Processes zur Umbildung der misgefalteten Theile das ausgeübene Gleichgewicht wieder hergestellt. Dieser dynamische Proceß ist zwar nicht allemal, doch in der Regel nöthig, sobald nämlich die ganze Schul nicht blos in der Verkrümmung oder zu großen Rigidität einer Sehne oder eines Bandes liegt, welche sich auf mechanischen Wege allein heben läßt. Ferner erfordert derselbe zuweilen auch keine besondere örtliche Behandlung, da er in Folge der Veränderungen, welche der ganze Organismus beim Verschwinden der allgemeinen Grundkrankheit erleidet, schon von selbst erfolgt. Dies ist öfters z. B. bei der Strofelfrankheit, der Luesche u. d. d. h. Aber ist das Gebrechen mehr localer Natur, oder hat das allgemeinere Leiden öftlich so tiefe Wurzel geschlagen, daß es eine gewisse Selbstständigkeit behauptet, wie wir dies z. B. öfters in den von Rheumatis herrührenden Formgebrechen finden; so müssen neben der allgemeinen örtlichen Behandlung und der Anwendung mechanischer Vorrichtungen auch noch verschiedene örtlich einwirkende, erschlaffende oder stärkende, oder die Ernährung umstimmende Mittel, wie Bäder, Einreibungen, Pflaster u. d. d. gebraucht werden. Es gelten hier dieselben Regeln, wie wir sie in allen andern, sich örtlich ausprechenden Krankheiten zu beobachten haben.

Fünfte Heilangeige: Einzelne, mit dem Gebrechen in einer Verbindung stehende, oder complicirte Krankheitserscheinungen zu behandeln und in unheilbaren Uebeln wenigstens palliativ und lindern einzuwirken. Die erstere dieser beiden Aufgaben findet meist eine nur sehr beschränkte Anwendung, da sie, es möge sich um die Hebung von Caulis oder von Consecutio-Symptomen handeln, gemeinlich zugleich mit der eigentlichen Hauptbehandlung gelöst wird; denn die Caulissymptome gehören unmittelbar zum vollständigen Krankheitsbilde, gegen welche die äetzielle Behandlung, gleichviel ob sie mehr auf dynamischem oder mechanischem Wege eingeschlagen wird, gerichtet ist. Ebenso verhält es sich mit den Consecutivsymptomen, welche mit den orthopädischen Gebrechen, als ihren Ursachen, von selbst verschwinden. Die vorhandenen Längeneiden, Athmungsbeschwerden, Verdauungsfehler u., welche von Verbiegung des Rückgrates, der Rippen und des Brustbeines, und deshalb von Beugung der Brust- und Bauchhöhle herrühren, heilen, sobald der Körper wieder zur Normalrichtung gebracht ist. Die vorhandenen Complicationen erfordern aber allerdings, wenn sie von der orthopädischen Krankheit abhängig sind und mit dieser nicht auf dieselbe Weise entfernt werden können, das ihrer Natur entsprechende Eingreifen der Kunst. Unter manchen Umständen ist es sogar nöthig, daß die orthopädische Behandlung interimistisch ganz eingestellt wird, um sie zuvörderst heben zu können.

Was die zweite Aufgabe anbetrifft, in unheilbaren

Deformitäten wenigstens palliativ und lindern einzuwirken, so findet der Arzt gleichfalls zuweilen noch einen großen Wirkungsfreie. Die meisten Gebrechen, welche besonders in einem schon vorgerückten Alter als Krankheitsproducte noch fortbestehen, oder welchen bedeutende organische Zerstörungen und Umwandlungen vorausgegangen sind, z. B. das Malum Pottii, Verkrümmungen mit Ankylose, der Greifgubdel u., beschränken das Handeln des Arztes größtentheils hierauf. Je nachdem die daraus hervorhebenden Beschwerden mehr in dynamischen Verkrümmungen oder in mechanischen Störungen bestehen, müssen wir auch bald dies bald jenes zu Hilfe nehmen und das eine Mal in der Pharmacie, das andere Mal in der Werkstätte des Mechanikus unsere Mittel suchen.

Allgemeine Eintheilung und Uebersicht der orthopädischen Formgebrechen.

Von dem Gesichtspunkte aus betrachtet, von welchem der rationale Arzt die in Rede stehenden Deformitäten wissenschaftlich zu nehmen hat, sind dieselben zu nächst in Ansehung der ihnen zum Grunde liegenden Ursachen von einander zu unterscheiden, woson namentlich Heidenreich und Delpech ihr Principium dividendi entlehnt haben. Heidenreich nimmt nämlich folgende vier Hauptgattungen der Deformitäten an: 1) die durch blos Gewohnheit veranlaßte *Curvatura habitualis*; 2) die von den Muskeln ausgehende *Curvatura muscularis*; 3) die in Leiden der Knochen beruhende *Curvatura ossearia*; und 4) die von eigenthümlichen Krankheiten im ganzen Organismus herrührende *Curvatura dyscrasica*. Unterarten dieser Zustände sind: in der *Curvatura habitualis* die Entstehung des Uebels aus Gewohnheit, Anstrengung, Trägheit, einseitiger Beschäftigung, besonders der Mädchen von Mäden, Stüden u.; in der *Curvat. muscularis* die Entstehung des Uebels aus Schwäche, Torpidität, Verletzung, schlechter Heilung von Wunden u.; in der *Curvat. ossearia* die Entstehung des Uebels aus Weichheit, mangelhafter Entwicklung, Ankylose u.; in der *Curvatura dyscrasica* die Entstehung des Uebels aus dem eigenthümlichen Leiden, als Strofelfieber, rachitischer Complication u. Die einzelnen Uebel zerfallen aber nach der anatomischen Anordnung: in Deformitäten des Halses, des Rückgrates, des Beckens, der Rippen, des Brustkastens, der Schlüsselbeine, der Schulter, der obern und untern Extremitäten, welche wiederum nach dem Charakter der jedesmaligen Krankheitsgattung, aus denen sie hervorgegangen sind, z. B. als *Obstipitas habitualis*, *Obst. muscularis*, *ossearia* und *dyscrasica* etc. bezeichnet werden.

Auf ähnliche Weise ist Delpech verfahren, indem er die Ätiologie der Deformitäten obenanstellt und die einzelnen äußern Formen gar nicht als etwas so Wesentliches ansieht, sondern nur die unmittelbaren Ursachen: die Schwäche und Lähmung der Muskeln, die fehlerhaften Stellungen, die Misgestaltungen der umgebenden Theile, die angeborene Ungleichheit der Gliedmaßen, den Rheumatismus, die Erweichung und den tuberculösen

Zustand der Knochen etc., zum Eintheilungsgrunde gewählt hat.

Wir halten uns ebenfalls von der Richtigkeit des von den genannten beiden Autoren eingeschlagenen Verfahrens im Ganzen überzeugt, glauben jedoch, daß die Krankheitsgattungen und Arten, welche die in Rede stehenden Deformitäten erzeugen, mehr nach den Grundursachen der allgemeinen Pathologie bestimmt werden müssen. Dem zufolge theilen wir sie zunächst in die angeborenen und in die erworbenen, und die letztern wiederum in diejenigen, welche als Symptome einer noch vorhandenen oder als Producte einer schon beerdigten Krankheit erscheinen, ein. Eine fernere Untertheilung derselben trifft den Charakter der Grundkrankheit, ob diese eine von Fieber begleitete (acute) oder fieberlose (chronische) ist, ob sie mehr vom Nerven- oder vom Gefäßsystem ausgeht, ob das im Umlaufsystem örtlich sich äussernde Leiden idiopathisch oder deutopathisch, und ob es aus einer dynamischen Affection oder aus organischen (mechanischen) Veränderungen der betreffenden Theile beruht. Was aber die Untertheilung der einzelnen Species der Deformitäten hinsichtlich ihres Sitzes und ihrer äußern Formen anlangt, so bezeichnen wir sie ebenfalls nach den Körpertheilen, an denen sie sich zeigen, und nach der Hauptrichtung, in welcher sie von der normalen Achsenlinie abweichen. Sie zerfallen also I. in die Deformitäten des Kumpfes; II. in die der obern und III. in die der untern Gliedmaßen.

I. Orthopädische Formgebrehen des Kumpfes: 1) Perpendiculäre Achsenbrehung der Wirbelsäule (Spondylolisthosis), a) nach rechts und b) nach links. 2) Schiefheit des Halses mit Achsenbrehung (Trachelospondylolisthosis), ohne Achsenbrehung (Trachelokylosis) — Caput obliquum. 3) Rückwärtsbiegung des Halses (Auchenokyrtosis). 4) Ausbiegung oder Rückwärtsbiegung des Rückgrates — der Kugel — (Kypnosis). 5) Einbiegung oder Vorwärtsbiegung des Rückgrates (Lordosis). 6) Seitwärtsbiegung des Rückgrates (Scoliosis), a) nach rechts und b) nach links. 7) Schiefheit der Schulterblätter (Omoplatokylosis). 8) Erhöhung des Brustkorbes — Verlängerung seines Durchmesser von Hinten nach Vorn, — hohe Brust, Gänse- oder Hühnerbrust (Thoracokyrtosis). 9) Vertiefung der Brust — Vertiefung ihres Durchmesser von Hinten nach Vorn; — eingedrückte, eingesunkene Brust (Sternenempyoma). 10) Schiefheit des Brustkorbes — Erhöhung der einen, Vertiefung der andern Seite — (Thoracokylosis). 11) Schiefheit der Hüften (Ichiocambosis).

II. Orthopädische Formgebrehen der obern Gliedmaßen: 1) Angewachsen des Vorderarmes an den Oberarm (Oleocampsis). 2) Angewachsen der Hand an den Vorderarm — Kumpfhand — (Campylachiria).

III. Orthopädische Formgebrehen der untern Gliedmaßen: 1) Angewachsen des Oberschenkels an den Unterschenkel (Scolocampsis). 2) Angewachsen des Unterschenkels an den Oberschenkel (Gonyocampsis). 3) Auswärtsbiegung des Knie — Sabelbein,

Eichelbein — (Gonyekkylosis). 4) Einwärtsbiegung des Knie — Ziegenbein (Gonyekkylosis). 5) Angewachsen der Ferse an den Unterschenkel — Contractur der Achillessehne — Pferde- oder Spitzfuß (Oxypodia — Hippopodia — Pes equinus). 6) Auswärtsbiegung des Fußes — Plattfuß — (Platypodia). 7) Einwärtsbrehung des Fußes — Klumpfuß — (Campsipodia, Talipes).

Literatur.

— Zuerst das die orthopädischen Deformitäten in den besten chirurgischen Schriften mehr oder weniger ausführlich abgehandelt werden, dessen wir uns hier folgende besondern Werke, die über die gesammte Orthopädie sowohl im Allgemeinen, als über die einzelnen darin gehörigen Theile im Besondern sich beziehen:

L'Orthopédie ou l'art de prévenir et de corriger dans les enfans les difformités du corps. Par Mr. Andry. Avec figures. 2. Tom. (Paris 1741.) Überliefert: Orthopédie oder die Kunst, bei den Kindern die Ungeßaltigkeit des Leibes zu verhüten und zu verbessern. Durch Herrn Andry. Mit Kupferstichen. (Weilz 1744.) — Observations sur la nature et le traitement du Rachisme ou des courbures de la colonne vertebrale et de celles des extrémités supérieures et inférieures, par Anton Portal. (Paris 1757.) Überliefert: Beobachtungen über die Natur und die Behandlungsort der Krümmung oder der Krümmungen des Rückgrates, der obern und untern Extremitäten, von A. Portal. (Weilz 1757.) — A practical Essay on the Club-Foot and other Distortions in the Legs and Feet of Children — as well as for curing Distortions of the Spine and every other Deformity, that can be remedied by mechanical applications. By Th. Sheldrake. (London 1790.) w. pl. — Nouvelle Orthopédie ou Précis sur les difformités que l'on peut prévenir ou corriger dans les enfans. Par Mr. P. F. F. Desbois. (Paris 1805. 16.) — Über die Verkrümmungen des menschlichen Körpers für Ärzte und Chirurgen, von D. J. G. W. Jörg. (Weilz 1810. gr. 4.) Mit Kupferstichen. — Practical Observations on Distortions of the Spine, Chest and Limbs; together with remarks on paralysis and other Diseases connected with impaired or defective Motion. By William Willard Ford. (London 1822.) — Recherches pratiques sur les principales difformités du corps humain et sur les moyens d'y remédier. Ouvrage orné de planches lithographiées, représentant les machines orthopédiques et les instrumens employés dans la chirurgie orthopédique. Par Jalade-Lafond. (Paris 1827—29. gr. 4.) — Orthopädie oder Kunst der Mechanik zur Heilung der Verkrümmungen am menschlichen Leibe, von H. W. Heidenreich. (1. Theil Berlin 1827. 2. Theil 1831. noch unvollendet.) — De l'orthomorphie par rapport à l'espèce humaine ou Recherches anatomico-pathologiques sur les causes, les moyens de prévenir, ceux de guérir les principales difformités et sur les véritables fondemens de l'art appelé Orthopédie. Par J. Despech. Tom. II. (Paris 1828.) Avec Atlas in pet. fol. Überliefert: Die Orthomorphie in Beziehung auf den menschlichen Körper oder anatomisch-pathologische Betrachtungen über die Ursachen, Vorbeugungs- und Heilungsmittel der Hauptverkrümmungen und über die wahren Grundbegriffe der orthopädischen Behandlung. Vom Autor Prof. J. Despech. 1. Theil. nebst einem Atlas mit 27 Steinzeichnungen in gr. 4. und 2. Theil. nebst einem Atlas mit 16 Steinzeichnungen. (Weimar 1830.) Der chirurgischen Bibliothek 12. Bandes 1. und 2. Abtheilung. — A Treatise on the Distortions and Deformities of the human Body etc. By Lionel J. Beale. 2. Edition. (London 1833.) — Observations cliniques sur les difformités de la main et des membres etc. Par le Prof. Despech et le Dr. Trinquier. (Montpellier 1833.) Mit Atlas.

Populäre Schriften.

Die Kunst, die Verkrümmungen der Kinder zu verhüten und die entstandenen sicher und leicht zu heben. Für sorgsame Mütter und Erzieher, von D. J. G. W. Jörg. (Weilz 1816.) Mit

zwei Kupfertafeln. — Kurze und deutliche Anweisung für Eltern und Erzieher, wie man bei Kindern die anfangenden Verkrümmungen des Körpers und des Rückgrats durch Erhebungen heilen und die Schwäche der Lungen und der Brustkraft beim Kriechen einem praktischen Arzte. (Graf und Geitz 1831.) Mit einer Kupfertafel. — Der Rathgeber bei dem Schief- und Buckelwerden, oder fälsche Darstellung der verschiedenen Verkrümmungen des Rückgrats und der diätetisch-gymnastischen Mittel, durch welche diese Verkrümmungen verhütet und die leichtere Erabe derselben geholt werden können; gebildeten Eltern und Erziehern gewidmet von D. Zeller. 1831. Schmidt. (Ersch 1831.) — Die orthopädischen Schmerzen des menschlichen Körpers, oder praktische Anweisung, die Verletzungen und Verkrümmungen des Kumpfes und seiner Hüftgelenke zu verputzen oder schädlich zu erkennen, für sorgsame Eltern und Erzieher entworfen von D. Friedrich Julius Siebenhaar. (Dresden 1833.) Mit vier Steinabdrücken.

(F. J. Siebenhaar.)

ORTHOPÄDISCHE INSTITUTE. Zur Vervollständigung der meisten und der bedeutendsten Fortschritten, welche in das Reich der Orthopädie fallen, ist es nöthig, daß außer einer rationellen Innern und äußern Behandlung nicht nur verschiedene mechanische Vorrichtungen in Anwendung gebracht, sondern auch alle Körperbeschäftigungen und die ganze Lebensweise der leidenden Individuen dem Heilgewisse entsprechend eingerichtet werden. Da dies nun weit weniger streng sich durchführen läßt, wenn die Kranken in ihren gewöhnlichen häuslichen Verhältnissen und bloß der Aussicht und Sorge von Personen anvertraut bleiben, welche sehr häufig beim besten Willen nicht das Nützliche vom Schädlichen zu unterscheiden wissen; so sind besondere Institute, in denen die ganze Einrichtung so getroffen ist, daß die mit orthopädischen Deformitäten befallenen Individuen unter der steten Leitung des fachverständigen Arztes stehen, die ganze Cur in einer bestimmten strengen Ordnung, methodisch betrieben wird, und alle sowohl unmittelbar zur Cur als zu ewigen gymnastischen Übungen erforderlichen Apparate sich vorfinden, gewiß höchst zweckmäßig, und wie so manche glückliche Erfahrung gelehrt hat, sehr heilbringend. Die Männer, welche dergleichen Anstalten begründeten, haben sich daher unverkennbar große Verdienste um die leidende Menschheit erworben, und es wäre wol zu wünschen, daß es in Zukunft nicht immer bloß bei orthopädischen Privatanstalten bleiben, sondern daß auch öffentliche (Landes-) Anstalten zu diesem Zweck angelegt werden möchten, in welchen ebenso, gut als die bemittelten auch die ärmern, der Grabsheit und daraus hervorgehenden größern Mangelhaftigkeit des Körpers in der Regel selbst noch bedürftigsten Classen von Menschen Pflege finden könnten. Es ist daher ein sehr löblicher Anfang, den man in Paris gemacht hat; in dem Hospicio des orphelins ist nämlich seit einigen Jahren eine besondere Spitalsabtheilung für die Orthopädie errichtet worden, und man erhält unentgeltlich Consultationen über Verkrümmungen aus dem Central-Bureau der Spitäler in dem Hôpital des enfans malades und dem Hôpital St. Antoine.

Von der andern Seite ist es aber nicht zu verkennen, daß die Behandlung der fraglichen Uebel in dergleichen Instituten leicht zu einseitig wird, was besonders

dann geschieht, wenn der vorstehende Arzt, einer bestimmten einseitigen Ansicht huldigend, die große, aber unerlässliche Kunst zu individualisiren mehr oder weniger aus den Augen fest. In verglichen Fällen werden allerdings nicht selten gewisse Heilmethoden mit einer Konsequenz durchgeführt, die so manches an sich heilsame Uebel nicht nur nicht hebt, sondern im Gegentheile der Gesundheit des ganzen Körpers den größten und einen bleibenden Schaden bringt. In diese Kategorie glaubt der Verfasser mit Recht diejenigen orthopädischen Institute bringen zu müssen, in welchen die zu heilenden Individuen, mit Ausnahme nur einzelner weniger Stunden, den ganzen Tag über, oft Monate, ja Jahre lang fast unbeweglich auf Streckbetten ausgestreckt zubringen müssen. Die Erfahrung hat den Beweis bereits zu Gunste geführt, warum die nüchternen Überlegung und die Würdigung dessen, was in der Natur der Sache liegt, mit solchen nachtheiligen und widersinnigen Verfahrungsweisen sich nie befreunden kann.

Die bekanntesten orthopädischen Heilanstalten in gegenwärtiger Zeit, welche zum Theil aufricht wahrlich, in hohem Maße vollkommen gewachsene, ärztliche Vorleser haben, sind:

In Teutschland: 1) eine zu Lübeck, unter dem Vorstande des Hofraths D. Leibsoh; 2) zwei zu Würzburg, geleitet durch den Hofrath D. Heine und den D. Meyer; 3) zwei zu Berlin, welche der D. Blömer und der Mechanikus Hammer dirigiren; 4) zwei zu Breslau, welchen der Professor D. Kistner und der Professor D. Scerig vorstehen; 5) eine zu Jena, deren Vorsteher der geh. Hofrath D. Kiefer ist; 6) eine zu Halle, unter der Leitung des Professors D. Dyntz; 7) eine zu Genua, geleitet vom D. J. Heine; 8) eine zu Holzminden, unter D. Krüger und 9) zwei zu Hamburg, deren Vorsteher der D. Gurllit und D. Günther sind.

In Frankreich: 1) sieben zu Paris, unter dem D. Malgaigne, D. Jalade-Lafond, D. Dellet, Med. Pract. Laguerre, dem Dr. J. Amros, dem D. Leuchting-Prermann und D. Prava; 2) zwei zu Lyon, welche unter dem D. Jal und D. Galyen stehen; 3) eine zu Montpellier, zum Professor D. Delpech begründet, und nach dessen Tode vom D. Trinquier dirigirt; 4) eine zu Marley unweit Pagny, unter dem Med. Pract. Humbert.

In Italien: eine zu Turin, unter dem D. Borella. In der Schweiz: eine zu Orbe, unter D. Bernoni. In Belgien: eine zu Brüssel.

In Holland: 1) eine zu Leiden und 2) eine bei dem Seebade zu Schiedamschen unweit Haag, gegründet von dem Hofrath Heine, demselben, welcher der würdiger Anstalt vorsteht.

In Dänemark: eine zu Kopenhagen. In Schweden: eine zu Stockholm, unter dem D. Ulfcrman.

In England: 1) eine zu Wrotham, unter dem D. Brandis und 2) eine zu Petersburg, unter dem D. Sagar.

Außerdem haben noch in den meisten großen Städten

manche Ärzte solche Anstalten getroffen, daß sie orthopädische Kranke zwar nicht selbst beherbergen, aber dieselben zu bestimmten Zeiten in ihre Wohnungen kommen lassen und dieselb. mehr oder weniger methodisch behandeln. (F. J. Siebenhaar.)

ORTHOPHANTAE, Name eines alten Volkes in Mesopotamien. *Plin. H. N. VI, 26, 30.* (H.)

Orthophonie, s. Orthographie.

Orthopnoe, f. Engbrüstigkeit.

ORTHOPOGON R. Br. (*Prodr. fl. nov. Holl. p. 194.*). Eine Pflanzengattung aus der zweiten Ordnung der dritten Linne'schen Classe und aus der Familie der Gräser. Char. Die Ähre zusammengesetzt; der Kelch zweispelzig, zweiblättrig; die fast gleichen Spelzen sind ungleich gegrannt; die vollkommene Corolle zweispelzig, unbewehrt, zuletzt verhärtet, die unvollkommene Corolle eins oder zweispelzig, unbewehrt; die Saropse ledrartig. Pollistof der Beauvois hat später (*Agrost. p. 53. t. XI. f. III*) diese Gattung *Oplismenus* (soll heißen *Hoplismen*) genannt und davon die nur durch unmerkliche Merkmale abweichende Gattung *Echinochloa* (s. f. II) getrennt. Es sind 19 Arten der Gattung *Orthopogon* bekannt, welche fast durchgängig zwischen den Wendekreisen einheimisch sind. Nur eine Art, *O. Crus galli Spr.* (*Syst. veg. Paniceum Crus galli L. Schrad. fl. germ. t. 3. f. 8. Engl. bot. t. 876. Hist. gram. II. t. 19 und Crus corvi L., Echinochloa F. H.*), findet sich auch im nördlichen Europa, besonders häufig auf Karstfelsen. Dieses Gras hat einen aufrechten oder knieiförmig gebogenen, glatten Halm, linien-lanzettförmige, zugespitzte, glatte, ober oben stielartige Blätter, einseitige, zusammengesetzte, linienförmige Ähren und eine (unkontinente) Bühlenschäkel. (A. Sprengel.)

ORTHOPODIS, in der Landeskunde von Sibirien der Sohn des vom petropennischen Apis kommenden Plemdos, dem alle Kinder sterben in der Geburt, bis Demeter ihm diesen aufzieht: Vater der Chrysolite, die vom Apollon den Koroneos gebiert, *Paus. II, 5, 8.* — Der Name bezeichnet den Stadtschutzherrn in Beziehung auf die Erhaltung des mit Erbschöpfung betroffenen Hüftflusses durch ihn. (Klausen.)

ORTHOPTERA (Insecta). Eine Ordnung der Insecten mit folgenden Kennzeichen: Der Mund ist mit Kaugorganen versehen, die zwei Flügel sind der Länge nach gefaltet und manchmal außerdem noch in die Quere, und werden von ledrartigen, oft mit Adern netzförmig durchzogenen Flügeldecken bedeckt; die meisten haben Nebenaugen und die Fühler meist mehr als drei Glieder.

Kirby, in der zweiten Ausgabe seines Natursystems, stellte diese Insecten theils zu den Käfern, theils zu den Hemipteren. Geoffroy ließ sie ganz bei den letztern stehen und erst Degeer trennte sie von denselben unter dem Namen *Dermoptera*, der ihnen eigentlich hätte bleiben müssen, welchen aber Fabricius unbedachtiger Weise in Ulfassa veränderte, wegen derer Olivier den jetzigen, nun allgemein angenommenen, einfühler, Kirby und Erach trennten die Gattung *Forficula* als eine eigene Ordnung unter dem Namen *Dermoptera*.

Der Körper dieser Insecten ist meist in die Länge gezogen, von weicher und fleischiger Consistenz, und zerfällt, wie bei andern, in Kopf, Thorax oder Bruststück und Hinterleib.

Der Kopf der Orthoptern zeigt eine sehr verschiedene Größe, Form und selbst Stellung; er ist groß, steht senkrecht und hat bei den meisten wohl oder drei kleine Nebenaugen, deren Stellung auf mancherlei Weise abweicht. Die Stirn verlängert sich manchmal kegelförmig, wie bei manchen Arten *Truxalis* und *Mantis*, auch sieht man an ihr wol einen fleischigen Anhang, der sich vorn über den Kopf herlegt, und den man fast einer Art Schale vergleichen könnte, wie man dies unter andern bei einer spanischen Heuschrecke (*Gryllus unbraculosus*) sieht. Die Augen stehen an den Seiten des Kopfes, sind oft sehr groß und netzförmig. Die Fühler stehen meistens vor den Augen, manchmal unter oder zwischen denselben, sie sind von verschiedener Länge und bestehen aus einer größten oder geringen Anzahl wenig von einander verschiedener Glieder. Sie sind bald fadenförmig, bald kottig, selbst, durchbildet, oder schwertsförmig, einer Degenlänge ähnlich. Der Mund besteht aus einer oder einem Lippe oder Lefze, aus zwei hornartigen Mandibeln, zwei Maxillen und einer Unterlippe. Die Lefze ist am Kopfsitze durch eine deutliche Naht befestigt, sie ist beweglich, immer unbewehrt halbbiedertartig, etwas gewölbt und fast zirkelförmig, vorn zugereundet und über die Mandibeln vorstehend. Diese letztern sind hornartig, dreieckig, kurz, die äußere Seite gebogen, die innere mit mehreren ungleichen Zähnen besetzt. Nach den Beobachtungen von Morel de Carro entsprechen diese Zähne der Ernährungsweise der Insecten. Er unterscheidet daher, wie bei den Säugthieren, Schneidezähne, Eck- oder Hundezähne und Mahlzähne. Die letztern sind die größten und jede Mandibel hat nur einen einzigen, der an der Wurzel liegt. Diese drei Arten Zähne sind nicht immer gleichzeitig vorhanden und aus ihrer Gegenwart, Mangel, oder den Abänderungen ihrer Formen kann man die Art der Nahrung erkennen, von denen sich diese Thiere nähren. Die Gattungen *Mantis* und *Empusa*, welche sich nur von animalischen Nahrungsmitteln nähren, oder mit andern Worten fleischfressend sind, haben nur Eckzähne. Diejenigen Arten, die nur Schneidezähne und Mahlzähne haben, werden nur von Pflanzen. Die Emisoren, oder diejenigen, welche sowohl von animalischer, als auch vegetabilischer Nahrung leben, haben Eckzähne und Mahlzähne, welche jedoch nicht so stark sind. Im Allgemeinen sind die Mandibeln der Orthoptern von ungleicher Größe, und wenn diese Organe einander sehr genähert sind, so greifen die Zähne der einen zwischen die der andern ein, wie dies auch bei den Thieren höherer Organisation der Fall ist. Die Maxillen haben viel Ähnlichkeit mit denen der fleischfressenden Käfer, sie sind sehr stark und wenigstens an ihrem obern Theile hornartig, welcher eine Art kegelförmigen Zahn, der groß und mit zwei oder drei Zähnen versehen ist, bildet. Diese Maxillen haben, wie bei den fleischfressenden Käfern, zwei Palpen (Laster, Greifspitzen),

aber diejenige, welche bei jenen die innere genannt wird, ist hier in ein häutiges, ungeschichtetes, manchmal cylindrisches oder auch dreieckiges und erweitertes Organ umgebildet, welches nach Außen immer gewölbt ist und das Ende der Maxillen bedeckt. Dies ist derjenige Theil oder der innere Maxillarpolyp, welchen Fabricius Galea (Heim) genannt hat, welchen die Franzosen mit Casque überlegen, den Librier, man weiß nicht warum, auch Galotte widergegeben hat. Die äußeren Maxillarpolypen, die einzigen, welche sichtbar sind, heißen auch fünf Gliedern und in ihrem glocken Librier und Maxel de Cerres den Sitz des Sprachorgans enthält zu haben. Der letztere sah nämlich im Innern dieser Falpen zwei Nerven, welche sich auf der blässigen Haut vertheilten, in welche ihr letztes Glied ausläuft, er nennt sie Grundnerven; der eine derselben kommt vom fünften Paar, von dem inneren Seiten des Gehirns, der andere vom ersten Paar der obern und den Seitenflächen des ersten im Kopfe liegenden Ganglions. Zwischen beiden Nerven befindet sich nach Maxel de Cerres eine Trachea, die, bevor sie an ihre blässige Haut kößt, einen Rüssel bildet; dieser Rüssel erweitert sich erst ganz, wenn er in das Innere der Falpe eingedrungen ist und gibt zahlreiche Verzweigungen ab, welche sich in der Hölle dieses Organs vertheilen. Dies ist das Organ, welches Maxel de Cerres und Librier für das des Spraches halten, woran indessen Latreille nach Zweifel legt und meint, daß die anatomischen Angaben erst nach durch gehende Besuche bestätigt werden könnten. Die untere Lippe der Orthoptern, auch das Bündel (sogannete) genannt, ist sehr häufig, lang, am Orte erweitert und in zwei oder vier Leppen getheilt. Im Innern des Mundes steht man noch einen andern Theil, den man als eine Art Bürste bezeichnen kann. Er ist fleischig, steht der Länge nach, ist oben fleischig, an der Basis breiter, vor seinem vordern Ende eingeschnitten, zugewendet, etwas aufgerichtet und unbeweglich. Das Kinn ist lederartig, bildet ein querschnittes Bündel, und ist am Orte schwächer. Die Kieferpalpen bestehen aus drei Gliedern; der Aftor besteht, wie gewöhnlich, aus einem Proktor, einem Mesektor, und einem ziemlich großen Metektor. Der Proktor ist meistens der größte von allen, derjenige, der allein vordrückt ist, nach der ätern und Jügerschen Terminologie der eigentliche Aftor. Er hat eine sehr verschiedene Gestalt und zeigt mitunter die seltsamsten Formen, nach Dintlen ist er in eine, oft sehr lange Spitze verlängert, welche die Stelle des Schildchens vertritt. In diesem Proktor sitzen die vordern Füße, an den andern die vier folgenden Füße, die Hügelgelenke und Flügel. Die Hügelgelenke sind bei der größten Anzahl lederartig, dünn, biegsam, halbdurchsichtig und stark mit Adern durchzogen. Manchmal liegen sie mit der Hügelgelenk in einer Ebene, was bei den Käfern, meistens aber sind sie mehr oder weniger dachförmig geneigt, und wenn sie platt liegen, so freuzen sich ihre innern Ränder. Die Flügel sind breiter als die Hügelgelenke, dünn, stark netzförmig mit Adern durchzogen und der Länge nach sächerförmig gefaltet, nur bei der Gattung

X. Geryll. v. M. u. R. Dritte Section. VI.

tung Foscicola sind sie auch quersällig, wie bei den Käfern. Nachdem Weichen und manchmal auch breiten Geschlechtern fehlen die Flügel. Die Hügelgelenke mehrerer Männchen sind ebenfalls sehr kurz und gleichsam nur Rudimente. Im Allgemeinen sind Flügel und Hügelgelenke der Orthoptern mit bunten, oft sehr schönem Harbin gezeichnet. Bei mehreren Männchen ist ein Theil des innern Randes der Hügelgelenke hell; obgleich pergamamentartig und mit starken Adern durchzogen; das Bismamentiren dieser Theile bringt ihnen eigentümlich von hervor, der allgemein unter dem Namen des Zirpens bekannt ist. Manche Arten bringen dieses Japen auch dadurch hervor, daß sie ihre hinteren Hinterextremitäten gleich Violinenbogen an den Hügelgelenken auf- und abstreifen. Die Hüfe dieser Insekten sind manchmal alle unter einander gleich, manchmal sind die vordern sogenannte Handhüfe, mit Stacheln und Spigen besetzt, mit die Brüste festzuhalten; bei nachden sind sie sehr in die Breite gedehnt, dünn, an der äußeren Seite gerollt, zum Graben in der Erde. Die hinteren Hüfe sind oft größer als die andern und sogenannte Springhüfe. Die vier hinteren Hüfe sind an ihrer Wurzel mehr von einander entfernt und den Seiten der Hinterbrust mehr genähert, als bei den Käfern. Die Zahl der Hinterextremitäten ist nicht bei allen Orthoptern dieselbe, jedoch man sie zum Theil als Einstülpungsbild betrachten kann, im Allgemeinen sind diese Hüfe mit dünnen Gelenkknorpeln (Epiphallen) bekleidet, das letzte Glied ist aber immer mit zwei Klauen versehen. Der Hinterleib ist länglich, eiförmig, epinotisch oder tergalisimig. Er besteht aus acht oder neun äußerlich sichtbaren Segmenten und hat oft am Ende noch kleinere Anhängel. Bei einer großen Anzahl der Weichen ist seine hintere Endmitte mit einem mehr oder weniger langen Kegelsack versehen, der bald die Form eines Trichters, bald eines Trichters oder Stabes hat. Er besteht aus zwei aneinander liegenden Theilen, welche innen ausgekleidet sind und dazu dienen, zwischen ihnen die Eier hindurch in die Erde gleiten zu lassen.

Was den innern Bau dieser Insekten betrifft, so verdanken wir darüber die genauesten Beobachtungen Maxel de Cerres. Nach ihm haben alle Orthoptern mit kräftigen Fühlern, als Maxillen, Mandibeln, Gryllotalpa, Gryllus etc. nur einfache oder reifenförmige Tracheen von zweierlei Function, arterielle und pulmonäre, von denen die letztern allein die Luft im ganzen Körper vertheilen, welche sie durch die ersten empfangen. Bei den Orthoptern mit cylindrischen oder prismatischen Fühlern wie bei Truxalis und andern vordern blässigen Tracheen die Stelle der Pulmonartracheen. Sie sind mit knorpeligen Ringen oder knorpeligen Enden versehen und empfangen die Luft durch röhrenförmige oder elastische Tracheen, welche aus den arteriellen entspringen. Das Ernährungssystem dieser Thiere ist mehr oder weniger verschieden und stellt vier Hauptmodifikationen dar. Die Gattungen Gryllus und Gryllotalpa stehen in dieser Beziehung über den andern. Ihr Magen hat die Form eines Dubelsacks und liegt seitwärts, indessen er bei den andern sich in der Richtung des Schwundes befindet. Bei

den letztern fügen sich auch die Lebergefäße einzeln ein, in dessen die bei den erstern durch einen gemeinschaftlichen Kanal geschieht. Die Gattungen *Truxalis* und *Aerydium*, obgleich sonst hinsichtlich ihres Verdauungssystems der Gattung *Gryllus* fast gänzlich, weichen doch durch die obere Lebergefäße ab, die an ihrem Ende keine aussondernden Gefäße mehr haben, keine erweiterten Säckel, sondern lange cylindrische Kanäle bilden. Die Eingeweide der Gattungen *Blatta* und *Mantis* zeigen bloß zwei Abtheilungen, übrigens ist ihr Verdauungssystem das nämliche. Nur einen Hoden und das Weibchen nur einen Eierstock, haben alle diejenigen, welche mit blässigen Tracheen versehen sind. Diejenigen, welche nur elastische oder ribbenförmige Tracheen haben, besitzen zwei Hoden und zwei Eierstöcke. Die Blasen, welche bestimmt sind, den Samenkanal schlüpfzig zu erhalten, sind, je nachdem ein oder zwei Hoden vorhanden sind, einfach oder doppelt. Auch die Weibchen haben eine Blase, welche den gemeinschaftlichen Giergang schlüpfzig macht. Bei der Gattung *Forficula* mangelt die obere Gallengefäße. Die Eingeweide der Larven kommen mit denen der vollkommenen Insekten überein.

Die Verwandlung der Orthoptern ist unvollständig, und sie gehen im Verlauf einiger Monate aus dem Zustande der Larve in den der Nymphe, in den des vollkommenen Insektes über, bewegen sich und fressen in allen drei Zuständen. Die Larven sind vom vollkommenen Insekte nur durch die Größe und den vollständigen Mangel der Flügel unterschieden. Die Nymphe, etwas größer, zeigen schon Spuren der Flügeldecken und der Flügel. Diese Insekten vermehren sich stark, ihre Eier, meistens in sehr großer Anzahl vorhanden, sind oft sehr groß und länglich gebildet, manchmal sind sie in große Haufen regelmäßig vereinigt und setzen sogar, wie die der Gattung *Blatta*, in einer eigenen Kapsel, welche den neuern, mit einem Schlosse versehenen Strichbeuteln nicht unähnlich sind.

Die größere Anzahl der Orthoptern nähert sich von Vegetabilien, und da sie oft in unzähliger Menge erscheinen, so richten sie dann große Verwüstungen an (s. d. Art. Heuschrecken). Rauche der größten Arten werden nur mementlich in Afrika gefressen.

Latreille hat in seinem neuesten Systeme (*Cuvier, Règne animal* ed. 2. V, 171) die Orthoptern folgen demmaßen eingetheilt: Familie I. *Cursoria*, alle Füße Lauffüße, Flügeldecken breit, Flügel fast bei allen horizontal, die Weibchen haben keinen Eiersackel. Hierher die Gattungen *Forficula*, *Blatta*, *Mantis*, *Spectrum*, *Phasma*, *Phyllium*. Familie II. *Salatoria*, die hinteren Füße sind wegen der dicken Schenkel und langen, dornigen Schienen zum Springen geeignet. — Sprünge sige. Die Männchen jagen, die weissen Weibchen legen ihre Eier in die Erde. Gattungen: *Gryllotalpa*, *Tidestylus*, *Gryllus*, *Myrmecophylla*, *Locusta*, *Pamamora*, *Proscopia*, *Truxalis*, *Gryllus* (hier als Untergattung), *Oedipoda*, *Podisma*, *Gomphoceris*, *Tettix*.

Eine sehr vollständige Sichtung der Gattungen und Arten und Aufzählung derselben vertheilen wir F. G. Aubinet: *Encyclopédie (Annales des Sciences naturelles, T. XXII, p. 28 sq.)*, die wir folgen lassen. Die neuen Gattungen, auf welche wir schon verwiesen, werden am Schlosse des Artikels charakterisirt werden.

Section I. *Cursoria*.1. Familie. *Forficulariae*.

1. Ein Fußpaar (pelote) zwischen den Tarsenklauen. Körper gestreckt, linienförmig. Gattung 1. *Pygidiorana*. 2. *Spongiphora*.

II. Der Fußpaar fehlt.

3. Körper gestreckt, linienförmig.

A. Die Oberseite des vom vorliegenden Segment des Hinterleibes schmal und kurz. Körper von mittlerer Dicke.

a. Füher mit 10 — 14 Gliedern. 3. *Forficula*.

b. Füher mit 15 — 30 Gliedern. 4. *Forficula*. 5. *Diplyta*.

c. Füher mit 40 Gliedern. 6. *Pyragra*.

B. Die Oberseite des vorliegenden Hinterleibsegmentes verlängert sehr deutlich oder lanzettförmig, einem Theil des letzten Segmentes gleichend.

a. Körper von mittlerer Dicke. 7. *Psylla*.

b. Körper platt, kaum dicker als ein Kartentblatt. 8. *Apachys*.

9. Körper flügellos, vom Kopfe nach dem Brustende sich merklich erweiternd. 9. *Chelidoura*.

2. Familie. *Blattariae*.

1. Kein Fußpaar zwischen den Tarsenklauen. 10. *Blaberus*.

11. *Panesthia*.

II. Ein Fußpaar zwischen den Tarsenklauen.

3. Der Körper lang, oben mehr oder weniger plattebrüstet. Das Mittelstück der Flügeldecken an der Basis mit einem gebogenen Streife. 12. *Kateriac* (?) 13. *Blatta*. 14. *Pseudomops*.

15. Körper kurz, oben mehr oder weniger gewölbt. Mittelstück der Flügeldecken ohne Streife.

A. Körper nicht zusammenrollbar. 15. *Corydia*. 16. *Phoraspia*.

B. Körper in eine Kugel zusammenrollbar. 17. *Periphorus*.

3. Familie. *Mantidae*.

1. Die mittleren und hinteren Schenkel mit einem häutigen Blatte versehen.

3. Die Fühe durch den ganzen Schenkel einnehmend. 18. *Hymenopus*.

19. Die Fühe gegen das Ende des Schenkels stehend.

A. Augen rund. Kopf in der Mitte mit hornartigen, oft gestülpten Erhöhungen. 19. *Blapharia*. 20. *Kampos*.

B. Augen gebogen, fast kegelförmig in eine Spitze auslaufend. Kopf häutig. 21. *Harpax*.

II. Schenkel einfach, ohne Dornen.

3. Kopf in der Mitte mit hornartiger Erhöhung. 22. *Oxipila*.

23. Kopf wechsell.

A. Körper von mittlerer Länge. Hinterleib gegen das hintere Ende mehr oder weniger breiter.

a. Oberer flügellich deutlich erweitert. Augen rund. 24. *Chondrodia*. 25. *Epaphrodita*.

b. Oberer kaum erweitert.

a. Augen erhaben, fast kegelförmig, an eine kleine Spitze auslaufend. 25. *Acanthopus*.

3. Augen rund. 26. *Mantis*.

*) Wir nachdrücklich eine so wichtige Namengebung der Orthoptern

sonst nicht werden muß, braucht wol keiner Erinnerung, die Namen sind aber kurz in solchen Dingen!

- II. Körper lang, schmal, röhrenförmig hinterseits fadenförmig oder am hinteren Ende kaum erweitert.
 a. Augen rund. 27. Theopis.
 b. Augen erhaben, fast kugelförmig, in eine Spitze ausgehend. 28. Schizoccephala.
4. Familie. Spectra. (Die Fußballen zwischen den Klauen.)
 I. Zwei deutliche Nebenaugen. 29. Phasma.
 II. Keine deutlichen Nebenaugen.
5. Flügel oder wenigstens Flügeldecken.
 A. Vorderflügel fast nicht hoch so lang als der Mesothorax. 30. Gladonura. 31. Cyphoerana.
 B. Vorderflügel viel länger als die Hälfte des Mesothorax. 32. Xerocoma. 33. Priopon.
 C. Vorderflügel in der Länge dem Mesothorax fast gleich. 34. Phyllium.
55. Körper ganz fadenförmig, auch ohne Flügeldecken. 55. Bacteria. 56. Basilus.

Section II. Saltatoria.

1. Familie. Gryllides. 57. Oceanthus.

2. Familie. Locustariae.

- I. Leberartige Flügeldecken und häutige Flügel, meist von gewöhnlicher Größe bei beiden Geschlechtern. Diese Insektengattung immer unbestimmt.
 II. Die Flügeldecken in Form eines sehr gequälten Daches, fast horizontal, in der Mitte einander etwas bedeckend. 58. Gryllides.
59. Flügeldecken und Flügel ein mehr oder weniger schiefes Dach bildend.
- A. Flügeldecken breit, eiförmig, blattähnlich. Der Hinterflügel zugewandt.
 a. Prästernum ohne Spitze. 59. Scelodora. 40. Phylloptera. 41. Pseudophyllus.
 b. Prästernum zweispitzig. 42. Pterochroa. 43. Phytopyllum. 44. Hexacentrus.
- B. Flügeldecken schmal, der Hinterflügel sehr groß.
 a. Flügel an der Wurzel beiderseits. Prästernum zahnförmig. 45. Scaphura.
 b. Flügel glatt.
 1. Stirn sehr erhaben, in Form eines Kegels oder einer Pyramide.
 a. Prästernum zahnförmig. 46. Copiphora.
 b. Prästernum zweispitzig. 47. Conocephalus.
 2. Stirn ohne kegelförmige Erhabenheit, meist höckerig, selten glatt.
 a. Prästernum zweispitzig.
 a. Thorax eiförmig, ohne deutlichen Seitenflügel, in die Länge gestreckt. 48. Merocentrus.
 49. Acambotha.
 b. Thorax fadenförmig mit einem Riste, Mittelflügel ganz flach. 50. Locusta. 51. Agracina. 52. Polycentrus. 53. Mesopoda.
 b. Prästernum zahnförmig.
 a. Thorax fadenförmig, mehr oder weniger gestielt, Mittelflügel flach.
 1. Flügel in der Mitte nicht über die Flügeldecken reichend. 54. Doctus. 55. Anisopoda. 56. Mesopoda.
 2. Flügel in der Mitte über die Flügeldecken reichend. 57. Phantoptera. 58. Xiphidion.
 b. Thorax röhrenförmig, an der Spitze ohne deutlichen fortlaufenden Rist, quer gestreckt. Kopf lang, vom Thorax absetzend. 49. Rucophala. 60. Lictroscapha.

- II. Flügeldecken häutig, sowie die Flügel, alle Lücke, jene wie diese, durch eine außerordentliche Verlängerung des Metathorax bedeckt. 61. Hyperbomina.

- III. Beide Geschlechter fast ungeflügelt, nur mit sehr kurzen Flügeldecken in Form zugewandter, gemöblter Schuppen versehen.

- §§. Körper sehr lang, fast fadenförmig. 62. Saga.

- §§. Körper kurz, dick.

- A. Polyan fadenförmig, die Metathoraxpalpen sehr einmal so lang als die Endpalpen. Der Hinterflügel sehr kurz. Hüfte von gewöhnlicher Länge und Größe. 63. Bradyporus. 64. Kophippigeria.

- B. Polyan schwächer, die Metathoraxpalpen sehr groß, drei oder viermal länger, als die Endpalpen, die Endpalpen am After sehr verlängert, so lang oder fast so lang als der Hinterflügel. Hüfte lang, schwächer. 65. Phalanopsis.

3. Familie. Acrididae.

- I. Hinterflügel länger, schwach, zum Springen nicht besonders geeignet. Hinterflügel bei den Männchen sehr angeschwollen und bloß, beim Weibchen von gewöhnlicher Gestalt. 66. Paemura.

- II. Hinterflügel länger als der Körper, stark, Springflügel. Hinterflügel fast, wenn stark angeschwollen, nach hinten.

- §. Das vordere Ende des Prästernums bedeckt den Mund nicht. Zwischen den Klauen der Tarsen ein Fußballen.

- A. Die vordere Seite des Kopfes ungestielt. Flügel sehr kurz, fadenförmig, höchstens fadenförmig. Der Kopf veramalgam. 67. Procopina.

- B. Die vordere Seite des Kopfes mit vier Längslinien, die mehr oder weniger sichtbar sind und denen zwei in der Mitte, einer an jeder Seite. Flügel meist so lang oder länger als Kopf und Thorax vereinigt.

- a. Flügel prismatisch, ihre Glieder abgeplattet, ziemlich deutlich.

1. Der Kopf nicht vertikal verlängert, seine Vorderseite röhrenförmig oder fast gerade abwärts blickend.

- a. Prästernum ohne Spitze. 68. Truxalis.
 b. Prästernum mit Spitze. 69. Mesopa. 70. Opahomina.

2. Der Kopf vertikal, das Prästernum mit einer Spitze versehen.

- a. Metathoraxpalpen mit starrer spitzenförmigen Gliedern. 71. Allicora. 72. Proctaria. 73. Xiphocera. 74. Tropinotus.

- b. Die letzten Glieder der Metathoraxpalpen sehr schwach, sehr platt, fast knöchelartig breit, ungerichtet, spatelförmig. 75. Truxalis.

- b. Die Flügel nicht prismatisch, sondern fadenförmig, ihre Glieder röhrenförmig oder fast röhrenförmig.

- I. Prästernum mit einer Spitze.

- a. Flügel mit weniger als zwanzig deutlichen Gliedern. 76. Poecilopoda. 77. Phymatopoda. 78. Potania. 79. Rhamnus.

- b. Flügel aus mehr als 20, doch unter 25 deutlichen Gliedern zusammengesetzt.

1. Der Kopf vertikal, die hinteren Schenkelhaken gegen ihr Ende nicht bedeutend erweitert, oben ohne Riste. 80. Monachidion. 81. Acridion. 82. Callipterus. 83. Ommatarcha.

2. Der Kopf in einer etwas schiefen Richtung liegend. Die hinteren Schenkelhaken gegen das Ende deutlich erweitert und oben mit einer Riste versehen. 84. Oryza.

- II. Prästernum ohne Spitze. 85. Oedipoda. 86. Podisma.

- F. Die Flügel gegen das Ende, wenigstens bei einem Geschlechte, selbst angeschwollen. 87. Gomphocerus.

* Hier wieder Ordnung und Größe in's und nicht unter 43 befindet sich ein Verzeichnis!

11. Das vordere Ende des Prästernums in Form einer halbkugeligen Ausbuchtung und einen Theil des Brustes umfassend. Kein Fußballen zwischen den Tarsienkauen. 88. Tarsis.

Wie lassen nun die Charakteristik und Beschreibung derjenigen Gattungen folgen, auf welche früher hierher verwiesen wurde.

1. *Oecanthus* (*oecanthus* — *Arctoc.*). Die Hübler an der Wurzel sehr genähert, Kopf etwas eiförmig; leichtes Palpenglied cylindrisch, Mandibeln nicht sehr stark, an Ende zweigabelig oder dreizählig. Thorax oben etwas gewölbt, fast ein langer Bireck bildend, vorn etwas eingesogen. Afteranhänge sehr groß, halb so lang als der Hinterleib. Legeflügel (*oviscapit*) fast so lang als der Hinterleib, fadenförmig, fast gerade, gegen das Ende etwas aufwärts gebogen. Hierher:

1. *O. italicus* *Fab.* (Enc. syst. II, 32 unter *Aethia* *Schaeffer*, Leon. Insect. Ratisb. t. 138. f. 4. 5. form. *Platzer*, Fauna 22. t. 17. max.). Kennlich an dem gelblichen Kopf und Brustschilde, den weißlichen, mit den Flügeln gleichgelangen Flügeldecken. Die Hübler sind länger als der Körper, gelblich, der Hinterleib ist schwarz, am Schwanzende stehen zwei haarige Borsten, die vordern Füße sind gelblich, die hintern braun mit schwarzen Spinnweben, jedes Bein lang, lebt in Italien in Feldern. Die beiden andern a. a. D. aufgeführten Arten sind *O. bipunctatus* (*Dufour*, Mem. III pl. 48. f. 7) und *alveus* (ib. pl. 43. f. 6) beide aus Persien.

II. *Doctilus* (*doctilus*), die Flügeldecken schmal (mehr oder weniger groß, aber immer wenigstens so lang als der Körper). Der Abstrand ist sehr grade, (bei dem Männchen mit einem Spiegel, d. h. abstrakter Stelle). Sie sind bei allen bekannten Arten auf eigenthümliche Weise gefleckt. Prästernum ähnlich. Thorax an den Seiten deutlich gefleckt (die Riele etwas schiefstehend). Das Mittelfeld sehr flach (nach vorn schmaler, in der Mitte gefleckt, bald in der ganzen Länge, bald nur im unteren Theile) der hintere Rand zuguerundet, seine Seiten mit einer Ausbuchtung nahe am oberen Seitenfleck. Die Flügel ragen in der Ruhe nicht über die Flügeldecken vor. Die Hübler fein, wenigstens von der Länge des Körpers, in einer tiefen Ausbuchtung stehend, an ihrer Einfügung deutlich durch eine gewölbte Anschwellung der Stirn getrennt, das erste Glied derselben dick und kurz, das zweite wenig sichtbar. Kopf groß, vertikal, ganz unbewaffnet. Stirn sehr convex. Mesosternum und Metasternum schwach ausgehöhlt, ihr hinterer Rand tief ausgerandet, die Mitte der Ausbuchtung eingeschnitten, die Seitenwinkel verlängert, spitzig. Der Legeflügel mehr oder weniger lang, mehr oder weniger nach oben gekrümmt. Die Anhängel am After stark, borstig, weichhaarig. Das am Hinterleib unten am After stehende Schild (Platte) ist beim Weibchen aufgerandet, am Männchen sehr groß und gablig. Die Schenkel sind fast gänzlich unbewaffnet, und sowie die Schenkel von bedeutender Länge. Die Schenkel sind deutlich mit Dornen besetzt, die hintern haben auf der äußeren Seite an ihren beiden unteren Dritttheilen

zwei Reihen seiner Dornen. Von der ziemlich Anzahl Arten führen wir nur folgende an:

1) *D. verrucosus* *Linnae* (Rösel Insectendebussungen II. f. 8. 9. *Platzer* Fauna 89. t. 20, 21). Die Warzenheuschrecke, der Warzenfresser. Eine der gemeinsten Heuschreckenarten. Sie ist meist 14 Zoll lang, grün, auf den Flügeldecken mit schwarzen Flecken. Man trifft sie aber auch sehr abweichend gefärbt an. Das Männchen kommt unter andern mehr oder weniger braun vor, noch mehr aber variiert das Weibchen, theils nach der Farbe, theils nach der Zeichnung. So fand es z. B. Charpentier (*Horas entomologicae* 124) mit auf der Oberseite orangefarbenem Thorax, übrigen grün. Rösel dat a. a. D. die Lebensweise dieses Insekts genügend nach seinen Beobachtungen beschreiben. Bei der Begattung steigt das Weibchen auf das Männchen. Jenes legt im Herbst, in Höhe in die Erde, in jedes sechs bis acht Eier von länglicher Gestalt und weißgelber Farbe, welche über Winter dauern und erst im Frühjahr ausfließen. Die Jungen häuten sich mehrmals, aber sind Anfangs dem Geschlechte nach nicht verschieden gebaut, erst nach der zweiten Häutung erscheint am Weibchen der Legeflügel. Das vollkommenste Insekt besitzt so festig, daß es (nach Rösel), wenn man es in einen Hut hinein läßt, und diesen rasch wegzieht, der Kopf vom Körper sich trennt. Es ist zugleich einen braunen Saft aus dem Rande fließen läßt, so lassen die schwachen Büren es in Wurzeln drücken, um diese auf solche Weise wegzubringen. Diese Thiere werden von vielen Vögeln verfolgt, haben aber auch innere Feinde an Eingeweidenwürmern, namentlich Filarien und an Fliegenlarven. Ueberall in Deutschland, Frankreich, Italien, Schweden.

2) *D. griseus* *Fab.* (*Schaeffer*, Leon. t. 190. f. 1, 2 max. t. 263. f. 1, 2. *Breidert* des Männchens mit röhlichem Thorax, t. 62. f. 1 — 4 und 258. f. 1, 2 Weibchen. *Platzer*, Fauna Locusta dentulata 33. t. 5 Männchen). Der Thorax braun, der Legeflügel stiel förmig, schwarz, an der Basis auf den Seiten gelblich, die Flügeldecken braun und graubunt, die Flügel durchsichtig, die Füße grünlich.

Nach Charpentier variiert diese Art bis ins Vagabunde, seltener mit einem rostrothem Thorax, die innere Seite der Schenkel, meist weißlich, kommt auch rostroth vor. Derselbe erzählt von ihrer Geseßigkeit Folgendes: Exemplum magno voracissimum et sanivitis in proprium speciem praebuit mas Locustae griseae, quem virum et instantum per plures hebdomadas sub campana vitrea observaveram et herbi frustibusque sustentaveram. Foemina doctus ejusdem speciei ei adjuvabam, ne nuptias celebrarent. Uxorem destinatum ille maritus statim aggrediebatur et adscendebat, non tamen solennium celebrandum causam, sed — ut conjugem comederet. In tergo foeminae sedens primo oculum, postea dimidium capitis partem et thoracis cum intestinis in eo inclusis delevat, ejusque negotii crudelissimum tam cupidus erat ut nec saltem, nec alio modo vulneratae uxoris prohiberetur, quominus in hoc insolito modo frueretur. Diese Art findet sich

ebensofalls in vielen Gegenden Europa's. Neun bis zehn Linien lang.

3) *D. tessellatus Charpentier* (l. c. p. 121. t. 3. l. 4. f. 60m.). Graubraun, die Flügeldecken fast durchscheinend, mit einem Streife ganz schwarzer rhomboidaler Flecken gezeichnet. Leib etwa einen Zoll lang. Kommt im südlichen Frankreich und in Portugal vor.

4) *D. maculatus Charpentier* (l. c. 122. t. 3. f. 5. Männchen). Grün, der Thorax flach, niedergebogen, ganz platt, der Kopf höckerig, die Flügeldecken fast durchscheinend, schwarz gefleckt, die Längsbarn schwarz, die Querbarn hellgrün, das Männchen mit doppeltem Flügelspiegel. Der ersten Art sehr ähnlich, aber der Leib wenig über einen Zoll lang. Ward bei Lüneburg gefangen.

III. *Opismoma* (ὀψιμα — ὀψιμας). Die hintern Füße länger als der Körper, flark, Springfüße. Hinterleib voll (solid), weder aufgeschwollen, noch blasig, das vordere Ende des Prästernums bedeckt den Mund nicht, läuft aber in eine sehr stumpfe Spitze aus; zwischen den Längsfalten ein Fußballen; die Füßler prismatisch; ihre Glieder ziemlich deutlich, platt, mit Ausnahme der beiden ersten (jeder Füßler in einer Grube stehend); der Kopf nicht vertikal, verlängert, Gestalt, sowie obere Theil fast horizontal, Stirn in eine legetförmige, horizontale Spitze verlängert. Die Augen sehr groß, eiförmig, flark vorspringend gegen das Kopsende, nahe an den Füßlern stehend, Thorax schmal, nicht breiter als der Kopf, am vordern Theil oben gewölbt, ungefleckt, mit vier Querscheiden, hinterer Rand gerundet, die Brust ist ziemlich breit, platt, glatt; Flügeldecken und Flügel von der Länge des Hinterleibes; vordere und mittlere Flüße von mittler Länge; die hintern Schenkel sehr verlängert, mittelmäßig angeschwollen; die hintern Schenkeine kurz, oben mit zwei Reihen Dornen, von welchen die an der Wurzel kürzer, als die gegen das Ende.

Nur eine Art (Ann. d. Sc. l. c. 269) *O. viridis*, 18 Linien lang. Die obere Seite des Kopfes und Thorax tiefgrün, sowie die Flügeldecken. Augen ziegelroth. Flügel bläulich, mit violettem Schiller. Die Oberseite des Hinterleibes, sowie die untere des Abdomens. An jeder Seite des Körpers ein weißer Längsfleisch, der von der Füßlergrube ausgeht und bis ans Ende des Thorax reicht. Die untere Körperseite gelbbraun. Die vordern und mittleren Füße, sowie die hintern Schenkel tiefgrün, unten gelblich; die hintern Schenkeine roth, mit einem großen grünen Fied an der Wurzel; die Tarsen roth. Das beschriebene Exemplar, dessen Vaterland unbekannt, war ein Männchen.

IV. *Ommexoecha* (ὀμμεχόεχα — ὀμμεχόεχα). Die hintern Füße viel länger als der Körper, flark, Springfüße. Hinterleib voll (solid), weder aufgeschwollen, noch blasig. Das vordere Ende bedeckt den Mund nicht und ist mit einer sehr kleinen Spitze versehen. Zwischen den Längsfalten ein (kleiner) Fußballen. Füßler fadenförmig, ihre Glieder zahlreich, cylindrisch, wenig deutlich. Der Kopf, vertikal (flark, Vorderseite flark rungelig), die hintern Schenken weder erweitert, noch oben rinnenförmig (vier

aber mit zwei Reihen ziemlich starker, ungleicher Dornen besetzt). Scheitel flark erhaben, zwischen den Augen ausgehöhlt, vorn flachelig. Augen sehr vorspringend, kugelig. Thorax rungelig, breit, an den Rändern flachelig, hinten zugrundet. Brust sehr breit, Flügeldecken viel kürzer als der Hinterleib, gegen die Mitte sich plötzlich verschmälernd und dann in eine stumpfe Spitze auslaufend. Die Flügel fehlen ganz oder sind doch zum Flug untauglich. Körper kurz. Hinterleib dreieckig, in eine Spitze endigend. Füße ziemlich kurz, an der Einfügung weit von einander stehend.

Am a. D. ist nur eine Art, *O. viridis*, aufgeführt. Einen Zoll lang. Ganz grün, die Augen braun, die hintern Füße haben einen an der Wurzel großen glänzenden schwarzen Fied. Vaterland Buenos Ayres.

V. *Oedipoda*. Dieser Gattung ward unter ihrem Namen schon gedacht und das Wenige angeführt, was Batreille über dieselbe angebracht hatte. Wir holen nun hier das Genauere nach und bringen die Beschreibungen der wichtigsten Arten bei. Die hintern Füße länger als der Körper, flark, Springfüße. Hinterleib voll, weder aufgeschwollen noch blasig. Das vordere Ende des Prästernums bedeckt den Mund nicht und ist ohne Spitze. Ein (sehr kleiner) Fußballen zwischen den Längsfalten. Füßler fadenförmig (ihre Glieder zahlreich, cylindrisch, wenig deutlich). Der Kopf ohne deutlichen Stirnvorsprung, seine vordere Erite etwas gewölbt, die Kiele desselben wenig vortretend, die zwei mittleren etwas von einander getrennt; das Nebenauge (ocellus) deutlich. Der Thorax hat nur in der Mitte seiner ganzen Länge nach einen Kiel, die Seitenkiele sind wenig bemerkbar, auf der vordern Hälfte stehen undeutliche Querscheiden; der hintere Rand ist an den Seiten dreieckig abgeschnitten, der mittlere Winkel ziemlich spitzig; der vordere Rand ist etwas buchtig, seine Mitte tritt ein Wenig über den Kopf. Flügeldecken und Flügel sind von gewöhnlicher Länge. Die hintern Schenkeine sind oben (mit Ausnahme der Wurzel) mit zwei Reihen dicht stehender Dornen besetzt. Die Arten, unter denen einige durch schon geführte Flügel ausgezeichnet, zerfallen in zwei Abtheilungen: Div. I. Die Seitenkiele des Bruststücks (Thorax) wenig deutlich, grade oder doch fast grade.

1) *O. migratoria* Linné (Rösel a. a. D. t. 24. Schaeffer, Icon. t. 141. f. 4. 5. f. 60m. Var. *Gryllus cinerascens*, Fabr. Ent. syst. II, 59). Die bekannte Wanderschaubkrecke, über deren Verwandtschaft der Artikel Henckes den zu vergleichen. Sie wird über 24 Zoll lang, ist mehr grün, mit dunklen Flecken, die Mandibeln schwarz, die Flügeldecken hellbraun, schwarz gefleckt, der Rückenflügel etwas erhaben. Nach Charpentier (l. c. 133) sind die Schenkeine bald bläuglich, bald ziegelroth, bald rothbraun. Die hintern Schenkel sind unten grün oder schwarzbraun. Nach Rösel Angabe stehen die Eier in einer eigenen kapselähnlichen, doch formlosen Umhüllung. Diese verbreitet in Afrika, Asien, Europa.

2) *O. lava Fabricius* (Degeer, Memoir. III. t. 41. f. 5). Die gelben Flügel mit einer schwarzen Mitte und graulicher Spitze. Füßler kurz, gelblich. Stirn mit

zwei gelben Linien, auf dem Thorax ein weißes Kreuz, die Flügeldecken braun, an der Wurzel mit abwechselnder weißlicher Binde, an der Spitze graulich. Die hinteren Schienbeine blutroth. Nach Fabricius ist das Vaterland America, nach Annal. (l. c. p. 288) aber das Gay der guten Hoffnung.

3) *O. nigrofasciata Latreille* (*Aceridium flavum Olivier*, *Stoll*, *Nauterelles* p. 12 b. f. 44). Braun oder grün, Thorax mit zwei braunen Seitenbinden, in welchen vier convergirende weiße Linien, die Flügeldecken sind durchscheinend, an der Wurzel mit großen, an der Spitze mit kleinen braunen Flecken; die Flügel sind an der Wurzel gelb, haben in der Mitte eine breite schwarze Binde und sind an der Spitze, die mitunter braungefleckt, durchscheinend. Die Schienbeine sind an der Spitze breit blutroth. Im Wallisland, in der Schweiz, im südlichen Frankreich, in Italien.

4) *O. thalassina Fabricius* (*Aceridium strepens Latreille* a. l. c. t. 4. f. 3. mas. t. 2. f. 6. foem.). Thorax am Männchen braun, am Weibchen grün; die Flügeldecken braun gefleckt, mit verworrenem Hinterband, am Weibchen (kleiner am Männchen) ist die vordere Flügelrippe kurz, breit grün gefleckt; die Flügel sind grünlich; die Schienbeine an der Wurzel weiß, braun geringelt, an der Spitze breit roth gefleckt. Sehr, besonders nach dem Größel, verkannt. Eine seltene Veränderung des Männchens sah Charpentier, welche nach Farbe und Zeichen dem Weibchen ganz ähnlich war. Die Größe dieses Insects ist etwa Bolllänge. Es findet sich in Italien, in der Schweiz und Frankreich.

5) *O. caeruleana Fabricius* (Rösel a. a. D. t. 22. f. 3). Die Flügeldecken graulich, mit deutlichen schwarzen Flecken besetzt, welche gegen die Wurzel gleichsam in eine Binde zusammenfließen; die Flügel an der schwächeren Seite bläulich. Nach Charpentier (l. c. p. 143) wird das Weibchen dieser Art sehr groß, so daß es die meisten europäischen Arten an Größe übertrifft, doch wird es nicht so groß als *O. migratoria*. Im südlichen Europa.

6) *O. caeruleana Linné* (Rösel a. a. D. l. c. t. 21. f. 5. mas. 4. 7 foem. et var. *Panzer*, Fauna 87. t. 12. foem.). Braun, grau, oder rüthlich, die Flügeldecken mit zwei dunklen Bändern und dergleichen Flecken gegen die Spitze hin, die Flügel blaugrün, gegen die glatte Spitze und dieser mehr gerändert, mit einer schwarzen gebogenen Binde, bei beiden Beschlechtern. Reißt pollich. In Frankreich, Frankreich u. häufig auf barten Bergweiden.

7) *O. germanica Charpentier* (l. c. 147. *Gr. italica Fabr.*, encl. Syn. ex Linnæo et Rosalia. *Geoffroy*, Insect. d. Paris I, 363. *Le Cripet* a. miles ronge. *Aceridium stridulum Olivier*, *Ahrens* Fauna. I. t. 15. *Gr. fuscolata*, *Gr. minutus Fallax*, *Gr. obscurus Petagna*, t. X. f. 19). Biegeflügel und braunbunt, Thorax gelblich, einfarbig, rauh; die Flügeldecken mit zwei dunklen Bändern und einer weniger deut-

lichen gegen die Spitze; die Spitze memigroth, gegen die glatte Spitze mit einer gebogenen schwarzen Binde; die hinteren Schienbeine braun, an der Wurzel weniger. Von der Größe der vorigen Art. In Italien, Dalmatien, am Po und in der Schweiz und in manchen Gegenden Deutschlands (auf der Rhön).

8) *O. stridula Linné* (*Schaeffer*, Icones t. 27. f. 10. 11. mas. t. 269. f. 5. 6. foem. Rösel a. a. D. t. 21. f. 1. 2. mas. 3. foem. *Panzer* l. c. t. 12. mas.). Unterscheidet sich von der vorigen sehr ähnlichen Art durch die dunkleren rothen, an der Spitze schwarzen Flügel. Die Farbe wechselt (sonst vom Hellrothfarbenen bis ins Braun-schwarze). Die Männchen haben die hinteren Schienbeine schwarz oder dunkelbraun, mit einem blauen oder weißen Ring an der Wurzel. Diese Art findet sich an manchen Orten in Frankreich, Frankreich, in den Pyrenäen, in Schweden. Von der Größe der vorigen Art, das Männchen meist 8, das Weibchen 12 — 14 Linien lang.

Div. II. Die Seitenfalte des Thorax deutlicher, bogig, oft einen gegen die Mitte vortretenden Winkel bildend.

9) *O. grossa Linné* (Rösel a. a. D. t. 22. l. 1. 2. *Panzer* l. c. 33. t. 7. (die Hinterfalte (schwarz colorirt). *Stoll* l. c. t. 23. b. f. 89. *Gr. germanica*, *Gr. triangularis* et *grossa Linné* ed. *Gmel.*) Grünlich, die Flügeldecken beim Männchen länger als der Hinterkörper, beim Weibchen ebenso lang, am äußeren Rande vom bei beiden Geschlechtern gelb, die hinteren Schienbeine unten roth, die Knie schwarz. Das Weibchen erscheint mitunter ganz mit Purpurfarbe überlaufen. Die untere Seite der Schienbeine gleicht mehr ins Bleigroth und Memigrothe als ins Blutroth, mitunter aber fehlt diese rothe Farbe und sie sind ganz gelb. Lebt bei Paris, in verschiedenen Gegenden Europas, Deutschlands, nach Bletterstedt auch in Lothringen. 12 — 15 Linien lang.

10) *O. biguttula* (Rösel a. a. D. t. 20. f. 6. foem.). Braun, am Thorax an jeder Seite eine schwarze Linie, die Flügeldecken grau, mit dunklen Flecken und einer schwarzen, weißlichen Linie gegen die Spitze, die Flügel lang beiderseits.

Bletterstedt (Fauna Insectorum Lapponica I, 449) führt von dieser Art folgende Varietäten an:

a) Männchen und Weibchen in Begattung gefangen. Die Flügel dunkelzinnfarbig, braun gefleckt, die Schenkel unten, sowie Bauch und After gelblich.

b) Ebenso. After breit, blutroth, ebenso die hinteren Schenkel, sammt den Schienen auf der unteren Seite.

c) Ebenso. Die Farbe dunkel, braun, fast ungescheidet; auf dem Rücken des Hinterkörpers ein rother Fleck; Bauch und die hinteren Schenkel unten gelblich.

Charpentier sagt von dieser merkwürdigen Art noch folgendes: *Elytra maris plerumque minus colorata sunt, quam foeminarum, quarum elytra interdum strigam habent marginalem albam, qua maris semper caret. Periphragma plano a foeminarum elytrorum forma diversum habent: sunt enim latiora, breviora, et in margine antico a basi ad tres partes longitudinis quodam modo dilatata. — Color*

elytrorum maris semper est aqueus, nervis et maculis nonnullis fuscis, rarissime elytra parte postica viridia vel subrufo sunt. Foemina vero elytrorum partem posticam seu dorsalem apicissimam (sicuti totum corpus) habent viridem, vel roseam, vel sanguineam. — Mares a congeneribus et praecipua a Gryllo molli distinguuntur seriebus cellularum seu conclavibus elytrorum primis duobus ad marginem anticum: haec cellulae habent ceteris longe majores et sistentes, cum reliquae minores sint et non nitescentes. Cellulae ipsae conclavium primorum aequales magnitudine sunt.

In Teutschland, Frankreich, Schweden, sogar in Lappland einheimisch. Das Männchen sechs bis sieben, das Weibchen acht bis neun Linien lang. Auf trocknen Blättern.

Was schließlich die Literatur dieser Insectenordnung betrifft, so ist sie nicht umfangreich, denn es existiren nur wenige eigene Werke, indessen müssen einige allgemeine hier mit aufgeführt werden, indem sie besonders wichtige Aufschlüsse oder Abbildungen etc. enthalten.

Abrams, Fauna Insectorum Europae. (Halsb. 1821, 12.)
Charpentier, Histoires entomologiques. (Vratisl. 1825, 4. m. 76b.)
Hagenbach, Symbolae summae Insectorum Helvetiae. (Basil. 1842.)
Palisot de Beauvois, Insectes recueillis en Afrique etc. (Paris 1805, fol.)
Pauze, Fauna Insectorum Germaniae. (Nürnberg. 1795, 12.)
Philipp, Orthoptera bononiensis. (Bonn. 1880, 4. m. 76b. neue Acten.)
Rafinesque, Histoire des Insectes de la Sibirie. (Ratisberg 1746 fol. 4. der zweite Theil.)
Stoll, Representation des Spectres, Mantres, Sauterelles etc. (Amstel. 1790, 4. vol. II.)
Zetterstedt, Orthoptera suecica. (Lund. 1821.)
F. Fauna Insectorum Lapponica. (Helsing. 1823, T. I.)

(D. Thon.)

Orthopyxis B. P., f. Moium.

Orthorhina, f. Notodonta.

Orthorhinia Boisduval, f. Notodonta.

ORTHORHYNUS (Insecta). Eine von Schönherr (Caraculionidum dispositio methodica 1826. p. 223) aufgestellte Gattung der Kästler, aus Rhynchaenus Fabr. gebildet, zur Division Gerirrhinidae der Region Mesoorhynchi in der Ordnung Scutigeri gebildet. Als Kennzeichen sind angegeben: Die Fühler reichen über die Mitte des Thorax, sind dünn, das erste Glied lang, fast fadenförmig, das zweite und dritte verkehrt kegelförmig, das vierte bis achte kurz, an der Spitze abgestutzt, die Keule länglich eiförmig. Der Kästler ist lang, nach Unten gebogen, perpendicular, cylindrisch, ganz gerade. Augen klein, eiförmig, platt, in der Stirn einander etwas genähert. Thorax lang, an der Spitze zusammengehöhlet, vorn in der Mitte etwas vorgezogen. Das kleine Schildchen ist deutlich. Die länglichen Flügeldecken sind gegen die Spitze schwächer. Die vorderen Flügel sind etwas verlängert. Die Schenkel zusammengehöhlet, an der Spitze fassig. Der Kopf der Gattung ist Rhynchaenus cylindricornis Fabr. und einige An.

(D. Thon.)

ORTHORHYNCHUS (Aves), Fliegenvogel. Unter dieser Benennung trennte Lacépède vierzehn Arten Trochilus von dieser Gattung, welche einen graden

Schnabel hatten. Brisson hatte früher den Namen Melisaga gebraucht. Ihren Namen und die Gattung hat auch Gervil (Regnes animal ed. 2) beibehalten. Lefson verwandelte denselben ganz ohne Noth in Ornismya. Von dem eigentlichen Trochilus (siehe Trochilidae) unterscheiden sich die Fliegenvögel durch Nichts als den graden Schnabel, ein Kennzeichen, welches noch überdies durch schwache Biegung dieses Organs zu jener Gattung überführt. Mehrere Ornithologen haben daher die Gattung nicht anerkannt, sondern mit Trochilus verbunden gelassen, wie der Prinz von Reuwied (Beiträge zur Naturgesch. von Brasilien. II.), andere, wie z. B. Boie, Swainson, Bonaparte, haben letztere in eine Menge Untergattungen zerfällt, bei denen nicht bloß auf den Schnabel, sondern auch auf andere Merkmale Rücksicht genommen ist. Lefson zerfällt auch seine Gattung Ornismya in seiner durch die herrschenden Kupfer ausgezeichneten Monographie: Histoire naturelle des Oiseaux-Mouches (Paris 1829, mit 85 illum. Kupf.), in die Tribus Cynanthus (Swainson), Phaeornis (id.), Platyrus, Lamprois (Swainson), Lophornis, Campilopterus (Swainson). In der Fortsetzung dieser Monographie: Histoire naturelle des Colibris, suivi d'un supplement à l'histoire naturelle des Oiseaux-Mouches (Paris 1831, mit 54 Kupf.) gab sich des Systematischen keine Erwähnung. Dagegen ist im zweiten Supplement: Les Trochilides ou les Colibris et les Oiseaux-Mouches suivis d'un index general (Paris 1833, m. 66 Kupf.), eine Übersicht der ganzen Gattung Trochilus Linné gegeben, bei welcher jedoch Orthorhynchus oder Ornismya nicht mehr besonders erscheint, sondern in eine Menge Gattungen unter dem Namen Sectionen zerfällt ist, die mit denjenigen, welche einen gebogenen Schnabel haben, vereinigt sind, sodass sogar die letztere fast in der Mitte der gradhakenigen stehen. Bonaparte (Isis XXI.) läßt Melisaga bestehen, zerfällt in Untergattungen. In der demnachst folgenden Übersicht haben wir uns ganz an Lefson gehalten und die merkwürdigsten Arten genauer geschildert. Von denen, welche eigentlich gekrümmte Schnäbel haben, wird bei Trochilidae die Rede sein. Hinsichtlich der Synonymie sind wir ebenfalls größtentheils Lefson gefolgt. Hier aber dürfte noch viel nachzutragen sein, einmal in dem dieser Autor an sich kein zuverlässiger ist, und dann am meisten deshalb, weil diese Vögelchen bis jetzt zu wenig in der Natur beobachtet worden sind, um genau wissen zu können, welche der als Arten beschriebenen Vögel wirklich als solche zu betrachten, oder ob sie vielmehr nur Geschlecht- und Altersänderungen, oder ob wol gar ihr Föderleib, wie bei manchen andern Vögeln sich nach der Jahreszeit richtet. In der That mögen, wie es scheint, manche ein Hochzeitskleid annehmen, und dahin dürften wol meist diejenigen gehören, welche Lefson als males tres adultes beschreibt. Viele als junge Männchen beschriebene Arten sind wol Weibchen, diejenige, welche Lefson als jeunes pronans in la livree des adultes bezeichnet, sind vielleicht nur solche, welche eben das Hochzeitskleid anlegen. Nach dem, was man von ge-

nauer beobachteten weiß, scheint es, daß die Ausfärbung schon im zweiten Jahre stattfindet.

Die Fliegenvögel sind sämmtlich auf America beschränkt, die meisten leben im südlichen, nur ein Paar Arten gehen weiter hinaus. Der eigentliche Aufenthalt sind immer nur blumenreiche Gegenden, namentlich liebten sie alle röhren- oder trichterförmige Blüten, aus denen sie vielleicht eben die reichste Nahrung (Nektar) schöpfen können. Diese bestrebt, beobachtete man früher, nur aus Honig — in dessen hat schon Wilson (American Ornithologist) früher dargestellt, daß diese Vögelchen Insektenfänger sind; der Prinz von Newbird hat in neuerer Zeit durch Vergleichen der Zunge derselben nachgewiesen, daß der Bau derselben ganz dem der Spritzzunge analog, daher auch auf gleiche Nahrung schließen läßt. Lessen hat von dieser Gattung schöne Abbildungen geliefert. Die besten Äster der Zungenwurzel liegen, wie bei den Euphoniiden, über dem Schnabel bis auf die Stirn vorstehend. Außerdem bemerkt sogar, daß sie Insekten im Flügel fangen, was bei dem schmalen Schnabel dieser Vögel nur einem solchen Probatoer zu glauben. Indessen sind sie, gleich dem Schwaben gar sehr zum Flügel gebauet, den man reichend (schon nennen kann. Was die Körperplanung betrifft, so leben sie in Paaren. Viele bauen ein kunstvolles Nestchen und die Gattungen theilen auch im Nestbaue durchsichtig sein, wenn dieser erst von mehreren Arten bekannt ist; wenigstens finden sich nicht unbeträchtliche Abänderungen in Stellung und Material. Nach den Angaben eines Kestates, der jedoch die Sprache nicht genauer begründet, ward ein Nest um so mehr von den Ästern eidekt, je mehr die Zungen in die Höhe wuchsen. Nach allen Angaben legen sie nur zwei Eier, modern aber wol zwei, vielmehr mehr Brutten. Vergl. Trochilidae.

1. Section. (Les Patagons Lessen. Trochil. IV.) Der Schwanz lang, tief gabelig gespalten, der Schnabel rund, lang, ganz gerade, an der Spitze angeschwollen. Das Gefieder von dunklerer, unscheinbarer Färbung.

1) *O. gigas* (Fischl., Gallerie pl. 160. Jardine Humming birds. II. 50. t. 3. Ornismyia titis, Lessen Oia. mouche. 43. t. 3). Männchen. Kopf, Rücken, die untern und kleinen Flügeldecken braungrün, mit grünem Glanze, der untere Theil licht rötlich mit dunklerer Mischung, an den Seiten mit grünlichen Schattungen; die Federn an der Wurzel tiefer gefärbt, mit lichten Spitzen, daher die Farbe an Brust und Bauch als weiß erscheint. Die Federn am Halse, obgleich ohne Glanz, haben doch ganz die Färbung wie bei andern Arten. Die Flügel tragen etwas über den Schwanz hinaus und sind mit den Spitzen etwas aufwärts gekrümmt, ihre Farbe ist einfarbig braun violett. Der zehnförmige Schwanz ist beinahe mit goldgrünem Schiller. Am Weibchen (und Jungen?) sind die Federn der obern Abtheile und die Deckfedern blasserlich gerandet, die an Brust und Bauch weiß gefärbt, die Ästern- und untern Schwanzdecken sind rein weiß. (Weibliche Abbildung zeigt die Spitzen der Schwanz- und Steuerfedern mit weißem Endfaden.) Vaterland: die Küsten

des innern Chilli von Turacanos bis an den Fuß des Anden, aber nicht in Brasilien.

2. Section (Campylopterus Swainson. Lesson l. e. V.) Die ersten Schwanzfedern haben breite, platte, knieförmig gebogene Enden, wodurch die Flügel eine gabelförmige Gestalt erhalten, Kopf ohne Haube, der Schnabel mit ganz schwacher Biegung.

A. Schwanz sehr lang, tief gabelig. (Campylopterus hircodellus Lesson.)

2) *O. macrorhynchus* (Gmelin, Linné (P. Vieillot, Diet. d'hist. nat. VII. 366. Oisneau-mouche à tête bleu, Vieillot. Oia. dorée. pl. 60 (Schwanz übermäßig lang). Trochilus forficatus Latham. Gaimmbi tertia spec. Mar. givoe. Colibri vert à longue queue, Edwards l. pl. 33. Mellinaga cayennensis cauda bifurca, Brisson III. pl. 36. f. 9. T. macr. Shaw. Mus. VII. pl. 222. O. hinduianus Lesson Oia. mouche. pl. 25. nuss. Colibri, Suppl. pl. 39. nuss. adult.). Die ganze Länge etwa sieben Zoll, davon der Schwanz allein fast vier Zoll. Der letztere schwarz, ober mit blauen, untern mit stromförmigen Glanze. Die obern Schwanzdecken blau mit lusterrothem Schiller, die untern einfarbig grün glänzend. Die Flügel sind hellbraun, mit leichtem Pappschiller. Schnabel und Füße schwarz, an der gepalteten Zungenpitze sehr bemerkbare Zähne, den gleichsam kerntförmig. Kopf, der Hals bis an die Brust zeigen das glänzendste Blauviolet, erst oben aber erst schwarz, indem die Federn an der Wurzel schwarz und nur an der Spitze blau violett sind. Schultern, Rücken und Steiß sind braun gelblich, mit rotblauem Schiller. Bauch, Seiten, Unterbrust und die untern Flügeldecken sind von einem glänzenden Erbsenblau. Die Federn an dem Äster und an den Hüften sind rein weiß. Diese Beschreibung noch dem vollkommen erwachsenen Männchen; das erwachsene beiderlei Geschlecht (a. u. v.) etwas abweichend. Die Länge nur sechs Zoll (noch auf gekippten Exemplaren), Schnabel und Füße schwarzbraun, Flügel bedecken 3/4 des Schwanzes und sind braunviolett. Ein glänzendes Blau mit violetter oder lusterrothem Schiller bedeckt den Kopf und den hinteren Theil des Halses bis auf den Mentel, sowie die Wangen, die Kehle und die Kehle selbst bis zur Brust. Jenseits Blau schillert hinten grün, vorn aber wie Kupferlack (couleur carbonacee) und nimmt in der Mitte über die Zungen Fächer ein leuchtendes Weiß an. Rücken, Steiß, Schulterfedern, die obern Deckfedern des Schwanzes, die untern der Flügel, die Brust, der Oberbauch sind tief goldgrün glänzend mit mattbrauner Mischung. Die obern Deckfedern des Schwanzes schillern stark lusterig, die untern rotblau. Der Unterbauch, die Aftergegend sind weiß. Der Schwanz ist zehnförmig, rotblau; jede Feder läuft in eine leicht gekrümmte Spitze aus und hat innen einen breiten, außen nur einen schmalen Fort. — Die Färbung des Weibchens ist noch unbekannt, die Jungen haben weniger glänzende Farben und einen kurzen Schwanz.

B. Schwanz von mittlerer Größe, gleich abgestutzt. (Campylopterus virens. Less.)

3) *O. campylopterus* Gml. (*Trochilus latipennis*, Latham, Shaw. *Trochilus cinereus*, Latham. Oiseau-mouche à large tuyau Buff; enl. 672. f. 2. Vieill. Ois. d'or. pl. 21. Colibri à ventre cendré. pl. 5. Troch. campylopterus, Valenciennes Dict. sc. n. t. 35. Drapiez, Dict. class. IV. Troch. latipennis Swainson Zool. III. 130 mes. 131 foem. Ornism. latipennis Lesson Ois. m. pl. 34). Von starkem Baue, fünf Zoll, einige Linien lang; der Schnabel stark, schwach gebogen, Oberlippe schwarz, unterer schmutzig gelb; die Füße hellbraun. Ein schillerndes Gelbgrün bedeckt Kopf, Hals, den Körper, den Steiß, die kleinen Flügeldecken und die Oberseite der beiden mittleren Steuerfedern; eine aschgraue Farbe zieht sich vom Kinn über den Hals, Bauch bis zu den untern Schwanzdeckfedern, und nur in den Seiten finden sich grüne Mischungen. Die Schwungfedern sind einfach purpurbraun, sie reichen bis ans Ende des Schwanzes, doch nicht immer (Fehler beim Ausstopfen?). Die zwei der mittleren nächsten Steuerfedern des Schwanzes sind an der Wurzel goldgrün, schwarz am Ende, mit weißer äußerer Spitze; die übrigen sechs sind an der untern Hälfte mattschwarz, an der Endhälfte weiß. Nach Swainson halte nur das Männchen solche erweiterte Schwungfederabsätze. Übrigens weichen Männchen und Weibchen in der Färbung nicht ab. Färbungen mit mehr Kupferglanz auf dem Rücken, mehr oder minder lichterem Grau, gehören vielleicht verschiedenen Altersperioden. Vaterland Guiana.

4) *O. Pampa* Lesson (Colibri Suppl. pl. 15). Das erwachsene Männchen fünf Zoll lang, der braune Schnabel stark, sehr schwach gebogen, die gelblichen Zehen bis an die Gelenke besiedet, die drei ersten Schwungfedern mit breiten Schäften, Flügel bis ans Ende des fahlförmigen Schwanzes reichend. Der Kopf oben mit azurblauer Haube, das Gesicht übrigens tiefergrün mit Gelbglanz besonders auf den Schultern und mittleren Schwungfedern. Die ganze Unterseite vom Kinn bis zu dem mit Korkholz gemischten untern Deckfedern rauchgrau, der Bauch weiß, die Flügel braun purpurn, die seitlichen Steuerfedern bronzschwarz. Im Innern von la Plata.

5) *O. ensipennis* Swainson (Zool. III. t. 107. Lesson, Ois. m. pl. 35. nach Swainson. Trochilidae pl. 46 erwachsenes Männchen, pl. 47 junges Männchen. Jardine hum. B. I. pl. 34. *Campylopterus latipennis* *). Die drei ersten Schwungfedern erweitert, besonders die erste stark und dabei knieförmig gebogen. Flügel purpurbraun, fast so lang als der Schwanz, der fast ganz grade abgeschnitten. Die Zehen bräunlich, der

Schnabel schwarz, von mittlerer Länge (zehn bis elf Linien), die ganze Länge des Vogels fünf Zoll. Das ganze Gesicht rein, sehr glänzend smaragdgrün, nur die Kehle azurblau ins Indigoblau übergehend, nach den Seiten und nach dem Halse zu verischend. Die Federn dieses Schiltes nicht wie an andern Arten schuppenförmig. Die vier mittleren Steuerfedern grünlichwarz, goldglänzend, die drei seitlichen an der Wurzel tiefschwarz, übriges weiß. So das erwachsene Männchen. Das junge Männchen ist nicht so dunkel gefärbt, die beiden mittleren Schwanzfedern sind goldgrün, die zwei seitlichen schwarz und weiß, die äußersten an der Wurzel schwarzviolett, übriges weiß. Die Ohrfedern sind schwarz, unten mit einem rein weißen Striche, welcher vom Schnabelwinkel anfängt. Die Kehle bräunlich, auf dem Halse vorn reingrün und azurblaue Schuppen. Der ganze Unterkörper graubräunlich, jede Feder gelbgrün gerandet. Die Seiten und die Halsseiten goldgrün. Die untern Schwanzdeckfedern metallgrün. Vaterland nach Lesson Jamaika und Trinidad, nach Jardine Tabago.

6) *O. cirrholoris* Vieillot (Dict. d'hist. nat. Encycl. meth. Ornismis simplex Lesson, Ois. m. pl. 33. Colibri. suppl. pl. 6. Var. alb. maculata). Männchen (Jardine hält diese Art für ein Weibchen, dessen Männchen noch unten kommt) 4½ Zoll lang, die Flügel so lang als der Schwanz, der grade abgeschnitten, Füße braun, Schnabel schwarz, Zehenfedern weißlich. Das Gesicht besonders an den obern Theilen vom Kopfe bis zum Steiße tief bräunlichgrün, mit wenig goldgrünem Schiller. Die Farben der Kehle, der Brust und des Bauches sind tiefergrau und mit wenig glänzendem Goldgrün gemischt. Die Seiten sind tiefschwarzgrün, die untern Deckfedern des Schwanzes sind graulichweiß, sowie die Federn um die Aftergegend. Die Flügel sind tief purpurbraun, die Steuerfedern einfarbig violettbraun. Vaterland Brasilien.

Eine Varietät war oben goldgrün, unten braun, mit weißen Flecken an Kopf und Hals.

Jesson citirt in seiner Synopsis zu dieser Art mit einem * *Trochilus campylopterus* Lichtenstein Verzeichniß der brt. Doubl. n. 115. „Similia campylopteri, quod picturam at remigum formam, sed minor cauda aequali; rectricibus omnibus concoloribus.“

7) *O. larulus* Vieillot (Encyclopédie II. 557. Galerie pl. 179. *Troch. falcatus, Swainson III. pl. 83. Lesson Ois. m. pl. 36). Dieser Vogel gehört, sowie der *O. ensipennis*, wenn man nur auf den Schnabel Rücksicht nimmt, eher den Colibris an, indem derselbe ziemlich gebogen ist. Die ganze Länge beträgt fast vier Zoll. Der einen Zoll lange Schnabel ist schwarz, die Flügel sind länger als der Schwanz, die Schäfte der ersten Schwungfedern sind hier breiter als an den andern Arten, und Swainson glaubt, daß nur die Männchen solchen Bau haben. Von dem Schnabelwinkel zieht sich ein schwarzer Streif nach dem Ohr, ein goldenes und metallisches Schwarzgrün herrscht auf Kopf, Hals, Rücken und Steiß, und ist glänzend an den Seiten des Halses. Die Ohrfedern sind blaugrün.

*) Jardine citirt hier Swainsons tal. 107, welche doch *ensipennis* unterschreiben und lesen tal. 85, welche doch *latipennis*, aber nicht den untern Nr. 3 beschriebenen Vogel bezeichnen. In der Synopsis läuft er zu seinem *latipennis* außer diesen Citaten noch Lesson pl. 46. Troch., wo *ensipennis* abgedruckt ist. Vielleicht daß er diesen also Männchen, *latipennis* als Weibchen annimmt, worüber ich nichts bemerkt ist, indem er das Weibchen seines *latipennis* beschreibt „femelle, beneath grey, without the gorget,“ was allerdings auf unser Nr. 3 paßt.

A. Gaceli, B. B. u. J. Dittis Creation. VI.

Keble und Vorderhals sind violettblau mit Purpurschiller, der an der Brust grünlich wird, indem er sich mit dem Grün an den Halsseiten mischt. Alle diese so glänzenden Federn haben eine schuppenförmige Gestalt. Der Bauch ist goldgrün bis auf zwei reinweiße Heberbüchel, welche die Wurzel der Schenkel umgeben. Der jugendliche Schwanz besteht aus lebhaft zimmetrothem, am Ende schwarz gekrümmten Federn mit Ausnahme der beiden mittlern, welche oben goldgrün. Das Vaterland ist unbekannt.

III. Section. Schwanz von mittlerer Länge, gleich abgeflucht oder ausgerandet, Schnabel etwas gekrümmt, Formen kräftig. (Les Sériebeaux. Lesson, der in dieser Abtheilung einen Colibri T. auratus und seinen hier nachfolgenden Ornismyia vereinigt, citirt als dieser Abtheilung entsprechend Boie's Gattung Calampsis (die in Calampio schreibt!); zu den Kennzeichen der letztern gehört aber ein stark gebogener Schnabel, da sie überdies den Übergang zu Cuiaryris machen soll, Lesson's Abbildung von O. lugubris zeigt aber einen ziemlich graden Schnabel, wie ihn auch Mar. von Bied angibt. S. folg.)

8) O. ater Max. v. Fried (Keise nach Brasilien. I, 366 und II, 136. Beiträge zur Naturgesch. v. Bras. IV, 52. Troch. fuscus (jung) Virillot. Tr. niger Swainson Illustr. pl. 82 (bona). Tr. atratus Lichtenst. Berd. Doub. p. 14. Colibri leucopygius Spix Av. Bras. t. 81. f. 3 (mala). Ornism. lugubris Lesson Ois. m. pl. 38 mas pl. 39 foem. (jung) letzte Abb.). Männchen. Schnabel stark, ziemlich dick, beinahe gerade, Fühler sehr klein, Oberseitel mit Federhöfen, Fühler erreichen ziemlich das Ende des Schwanzes, der sehr feiner, in der Mitte etwas ausgerandet ist. Schnabel schwarz, Beine schwärzlichbraun. Kopf, Hals, Brust, Oberücken sammtschwarz, dunkel staubblau schimmernd, Bauch und Steiß dunkelschwärzlich, stärker staubblau glänzend, Schwanzfedern dunkelschwärzlich graubraun, etwas violett schillernd, Seiten des Leibes unter den Flügeln, Hinterseite der Schenkel und Aftergegend weiß, Vorderseite der Schenkel schwarz, zwei mittlere Schwanzfedern dunkel staubgrün, staubblau schillernd, die übrigen rein weiß, mit 24 Linien breiten schön violett-blauen Spitzenträndern. Länge 5 Zoll, der Schnabel 87 Linien. Nach Vieillot ist das Weibchen bis auf den geringeren Glanz wenig von Männchen verschieden aber nur 4 Zoll 5½ Linien lang. Was Lesson als Weibchen beschreibt und abbildet, ist nach Vieillot Beschreibung der jungen Vögel. An diesem ist die schwarze Farbe überall nur unrein und bräunlich überlaufen, die Federn wenig glänzend, die Keble ist rothbraun und über ihre Mitte läuft, vom Kinnwinkel an, ein schwarzer Längstreifen; den äußern Schwanzfedern fehlt der schwarze Spitzensaum fast gänzlich, die Federn des Unterrückens sind rothroth gerandet, die der Brust und des Bauches haben weißliche Ränder.

Nach Vieillot ist dieser Vogel einer der scheuesten und hochfliegendsten, in den Urwäldern von Brasilien einheimisch, sich aber gern nach den Pflanzungen ziehend, wo er die Drongon, Popaya, Casparia und andere Baumvögel

then aufsucht. Das Nestchen dieser Art ward Anfangs Januars an der Waldstraße von Itaboa durch die Urwälder auf einem etwa vier Fuß hohen Baume gefunden. Ein großes schmales längliches Blatt trug dieses nestliche, aus gelbstöthlicher Pflanzenswolle dicht zusammengefügte kleine flache Nestchen, das bloß mit Woll an die Oberflache des Blattes geheftet war. Die Vertiefung des Nestes, sowie sein ganzer Umfang waren bedeutend für die Größe des Vogels. Zwei völlig nackte Junge befanden sich darin, an welchen große dicke Waden dergestalt umhertrugen, daß sie die Vögel öfters beinahe verbergen. Man sagte dem Prinzen, daß diese Waden häufig an diesen jungen Vögeln vorkämen. Bei Annäherung sperrten die Vögelchen sogleich den Schnabel auf, die Alten flatterten ängstlich umher.

IV. Section. Der Schnabel mit starken, dichten Zähnen versehen. (Rampodon Lesson, Heliotryx Boie theilweise.)

A. Der Schnabel lang, prismatisch, gerade, an der Basis erweitert, an der Spitze hakig, der Schwanz zugrundet, etwas stäbelförmig.

9) O. naevius Dumont (Diet. de Sc. nat. t. X. p. 55. Vieillot Enyel. Temminck pl. col. 120. f. 3. Drapiez, Diet. class. d'hist. nat. IV, 320. Trochilus squamosus Lichtenst. Berd. Doub. p. 14. Rampodon maculatum Lesson Colibri pl. 1.). Ganz Zoll, sechs Linien lang, wovon der Schnabel 13 Linien wegnimmt. Der Oberkiefer schwarz, der untere weiß mit schwarzer Spitze, die Tarzen weißlich, Fügel fast so lang als der Schwanz, der nur wenig stäbelförmig ist. Kopf, Rücken und Steiß bräunlichgrün, auf dem Rücken mit kupferrothem Schiller, welcher auf dem Steiße noch stärker ist. Ueberhaupt erscheinen diese Vögel schuppig, da alle Federn mit Braun, die auf dem Steiße lebhaftroth eingefärbt sind. Über den Augen zieht ein ziemlich breiter hellrothbrauner Bogen hin, die Augenringe sind braunschwarz, die Seiten der Wangen und der Vorderhals sind mit verlängerten Federn bedeckt von kastanienbrauner fast goldglänzender Farbe, wovon eine Linie kleiner schwarzer schuppenförmiger Federn, die vom Kinnwinkel entspringend sich nach dem Halse herabzieht, stark abhebt. Brust, Oberbauch und Seiten sind mit weißlichen und schwärzlichen breiten Flammen der Länge nach besetzt, welche auf den Seiten und am Unterbauche eckförmig werden. Die untern Deckfedern des Schwanzes sind breit, rothroth, in der Mitte mit einer schwarzen Flamme. Die Schultern sind mit dem Rücken gleich gefärbt, die Schwanzfedern sind purpurbraun, die der zweiten Ordnung an den Spitzen weiß. Von den Steuerfedern sind die vier mittlern oben glänzend kupfergrün welches an den Wurzeln der äußersten in Goldpurpur übergeht, welches an den Spitzen derselben in glänzendem Hellroth übergeht; die untere Seite ist weniger lebhaft. Vaterland Brasilien, in der Nähe von Rio Janeiro, auf dem Berge Corro Bado.

B. Schnabel von mittlerer Länge, schwach gekrümmt. Schwanz in der Mitte etwas ausgerandet, von deltoidealer Form. (Les bees en scie, Lesson.)

10) *O. Petasophorus* *H. B.* (Rüff. nach Brasilien. II, 191. Beiträge IV, 76. *Tenninck* pl. col. 203. Spix Arch. Brasil. t. 81. f. 1 [main]. *Ornismyia petasophora* *Lesson* Ois. m. pl. 1 Männchen. Trochil. pl. 59 Weibchen. pl. 13 jung Männchen [beste Abb.]. *Jardine* H. B. I. pl. 13 [Copie]. Tr. *aericrostris* *Picell.* Diet. d'hist. nat. ed. 2 und *Encyclop.* II. [nach Lesson]. Männchen. Schnabel länger als Kopf, nur leicht (sanft gebückt). Flügel erreichen nicht völlig die Schwanzspitze, am Schwanz die mittleren Federn etwa um eine Linie länger, als die äußeren. Alle obere Teile, sowie die Deckfedern der Flügel grün mit Goldglanz, der Scheitel bräunlich schimmernd. Backen, Kinn, Kehle, Brust lebhaft grün, alle Federn in der Mitte dunkler, mehr blaugrün, so daß die Brust lebhaftblaugrün erscheint; der Bauch mehr goldgrün; der After und untere Schwanzdeckfedern oder Steiß reinweiß, Schwanzfedern dunkelgoldbraun, ins Violette schillernd, Schwanz goldgrün, die mittleren Federn mit dunkelblauen Spitzen, die nebenstehenden grün, vor der Spitze blau, die selbst grün, untere Schwanzfläche blaugrün. Unter den Ohren an jeder Seite von den Backen bis gegen den Hinterhals sich ausbreitend ein dichter Büschel abgerundeter Federn feuerfarbend, blau und goldschillernd. Schnabel schwarz, keine schwarzbraun. Länge 4 Zoll 11 Linien, davon der Schnabel 9½ Linie. Junges Männchen: 4 Zoll 3 Linien lang, Schnabel und Füße schwarz, je nur 8 Linien lang und ohne die Zähne, welche sich beim Erwachsenen finden. Flügel hellbraun mit leichtem Purpurschiller. Die mittleren Steuerfedern glänzend goldgrün, an der Spitze blaugrün, die seitlichen an der Wurzel braun, dann goldgrün, am Ende der äußere Vort weiß. Auf der untern Seite erscheint der Schwanz gegen das Ende mit einem breiten, an den Seiten in das Grün sich verbleichenden stahlblauen Bande durchzogen. Die Wangen bräunlich, unter dem untern Augeneck ein weißer, länglicher Punkt. Hinter den Ohren zeigen eine oder zwei violette Federn mit reichem Metallglanze die Stelle der schönen Federbüschel des erwachsenen Männchens an. Kehle, Vorderhals und Brust sind schmutzig hellgrün mit einzelnen untermischten goldgrünen Federn; die am ebenso gefärbten Bauche fehlen. Hintergehend und untere Schwanzdeckfedern weißlich. Weibchen ist dem jungen Männchen ziemlich ähnlich, doch mangelt die Oberseite ganz und die Länge beträgt vier Zoll, sechs Linien. Kopf, Hals, Rücken, Schultern und Steiß goldgrün, die Federn des Kopfes fein mit Rothroth gefranzt; unter dem Auge ein weißer Streif, ein anderer schwarzer läuft quer über die Wangen. Kehle und Vorderhals sind grau, mit Goldgrün gemischt, so auch die Seiten; die Mitte des Bauches, ist grau; der Unterbauch weiß, die untern sehr langen Schwanzdeckfedern rein weiß, die Flügel sind bräunlich. Schwanzfedern goldgrün, alle gegen das Ende mit stahlblauer Binde, die Spitze der äußeren weiß. Vaterland Brasilien. Der Prinz von Nieb sand ihn an den Grenzen von Minas Gerais an den Wäldern der Nimosen und Arajien.

11) *O. thalassinus* *Swainson* (Philos. magaz. 1827. n. 6. p. 441. *Hoitzschil* in *tepenzillula Hernandez* p. 47 [nach Lesson]. *Ornismyia Anais* *Colibr.* suppl. pl. 3 Männchen. *Ramphodon* A. Troch. pl. 55 altes Männchen. pl. 56 Weibchen. Var. pl. 57 Jung [Weibchen]. *Jardine* H. B. II. pl. 1. 2. Tr. *thalassinus*). Ganz erwachsenes Männchen. Fünf Zoll lang, davon der Schnabel neun Linien. Schnabel und Tarsen schwarz, die Kiemen gegen das Ende mit langen scharfen Zähnen besetzt. Gefieder goldgrün, mit sehr starkem Glanze, die Deckfedern rothroth geädert. Rücken, Steiß und obere Schwanzdeckfedern glänzend kupferroth. Der ganze Vorderhals und Brust sind mit smaragdgoldgrünen ins Schwarzgrüne ziehenden Federn, oder welche in der Mitte einen sammet-schwarzen Fied am Rande schillernd grün zeigen, bedeckt; die Kehle ist aquirblau, welches sich auf die Wangen und nach den Kopfsseiten erstreckt und sich am Hinterkopfe dem der andern Seite nähert. Eine schmale aquirblaue Binde zieht sich in der Mitte von der Brust bis in die Aftergegend hinab. Die Flügel sind hell purpurbraun, der Schwanz unten stahlblau mit glänzend indigoblauer Binde, die zwei mittleren Steuerfedern oben goldgrün, die seitlichen rabblau. Das erwachsene Männchen ist vier Zoll, fünf Linien lang, der Schnabel misst davon zehn Linien; die Flügel purpurbraun, Kopf, Hals, Rücken, Schultern, Steiß, der Körper unten smaragdgrün, Wangen um die Ohren und Halsseiten mit zwei Schilffedern von schuppenförmigen, stahlblauen Federn, Vorderhals und die Mitte der Brust und des Bauches tiefblau; die Seiten grün, die Aftergegend weiß. Die Steuerfedern breit, oben 3 an der Wurzel und an der Spitze tiefgrün metallisch glänzend, gegen das Ende mit einer breiten sammet-schwarzen, auch wie polirtes Eisen glänzenden Binde. Auf der untern Seite sind die Federn lebhafter, stahlblau, die Binde schwarzblau intigapurpurn. Die untern Deckfedern sind an der Wurzel braun, in der Mitte grauweiß, die goldgrüne Spitze grauweiß eingefärbt. Die Parabel des Männchens hat Wangen und die Mitte des Bauches aquirblau, die untern Deckfedern des Schwanzes braun. Der junge Vogel, wächst auch das Weibchen, ist vier Zoll, drei Linien lang; der neun Linien lange Schnabel ist stärker als am Erwachsenen. Das ganze Gefieder oben goldgrün, von der Kehle bis an den Bauch smaragdgrün, von da an den Seiten und am Unterbauche mit schmutzgrau gemischt, die untern Deckfedern blaurothroth, gegen die Mitte grün. Aquirblau zeigt sich nur auf den Wangen, die Oberhäute ziehen sich vom Schnabelwinkel nach dem Hinterkopfe. Vaterland Chili und Mexiko.

V. Section. Schnabel von mittlerer Größe, an den Rändern der Kiemen gezähnt, die Spitze nach oben gebogen, Schwanz mittellang zugearbeitet (Les. *Aracostes leopon*).

12) *O. recurvirostris* *Swainson* (Zool. Illustr. pl. 105. *Ornismyia* rec. *Lesson* Ois. m. pl. 37 Männchen. *Colibr.* Suppl. pl. 34 jung. Männchen. *Jard.* II. B. I. pl. 3). Schnabel platt, die Spitze zugearbeitet, beide Kiemen gleichmäßig in die Höhe gehob.

gen. Das Gefieder goldgrün, ein Schild von schuppigen Federn zieht sich von der Kehle bis auf die Brust und glänzt smaragdfarben, über die Mitte von Brust und Bauch zieht sich ein schwarzer Streif, die Federn um die Schenkel sind weiß. Die Flügel ragen etwas über den grade abgegeschnittenen Schwanz weg und haben die gewöhnliche purpurbraune Farbe, die zwei mittleren Steuerfedern sind ganz blaugrün, die übrigen kupferbraun, unten ganz schön topasfarben schillernd. Das junge Männchen, drei Zoll, drei Linien lang, hat einen schwarzen, unten etwas angeschwollenen, stark gebogenen, in eine schwache, platte, nach Oben gerichtete Spitze auslaufenden Schnabel, die obere Schnabelspitze läuft grade bis an die Spitze. Oben, von der Stirn bis an die Schwanzfedern ist der Körper blaugrün, metallglänzend, Kehle, der Vorderhals und die Seiten desselben bis an die Brust sind glänzend und schillernd smaragdgün. Eine graubraune Linie theilt den Leib der Mitte nach bis in die weiße Aftergegend. Die Seiten sind goldgrün schillernd, sowie die untern Schwanzfedern, die Schenkel sind rein weiß, die Tarsen schwarz. Der Schwanz, etwas kasselförmig, ist oben in der Mitte goldgrün, nach den Seiten blau, unten vom reinsten und lebendigsten goldrothen Glanze. Die Flügel sind purpurwarz und so lang als der Schwanz. Das Exemplar kam aus den Umgebungen von Gaxene.

13) *O. avocetta* Lesson (Colibris Suppl. pl. 24 jung? oder vielleicht eigene Art? Trochilidae pl. 23 junges Männchen). Lesson vermuthet, daß diese Art vielleicht der vorigen mit angehöre und daß das Männchen von dieser nur der erwachsene Vogel zu pl. 23 sei. Der junge Vogel (pl. 24) drei Zoll, sechs Linien lang, der Schnabel schwarz, ziemlich stark, unten nach der Spitze aufgeschwollen, welche in die Höhe gebogen ist; die Spitze beider Kiefern ist schwach abgeplattet, ganz dünn. Die purpurbraunen Flügel sind so lang als der Schwanz, die Steuerfedern sind breit, fast grade abgegeschnitten, oben wie unten einformig tief schwarzblau. Der Oberkopf, der Rücken, Steiß, die Schultern sind smaragdgün, goldglänzend, eine smaragdgüne schillernde Platte nimmt den Vorderhals ein und ist seitlich von einer weißen Linie begrenzt, welche sich bis in die Aftergegend zieht. Die Mitte des Bauches ist tief mattschwarz und wird ebenfalls von dem weißen Streifen begrenzt. Braun, mit Goldgrün gemengt, herrscht in den Seiten, die untern Deckfedern sind bräunlich. An den jungen Männchen sind die Tarsen verhältnismäßig stärker, als an andern Arten, schwarz, die Schenkel sind weiß, der Schwanz ist schwach kasselförmig und von den violettblauen Flügeln überragt. Das Gefieder ist oben, von der Stirn an golden blaugrün, stark glänzend, und wird auf den Wangen, an den Seiten des Halses, an Brust, Bauch und Steiß mehr lebhaft smaragdgün. Die untern Deckfedern des Schwanzes sind rein smaragdgün. Kehle, Vorderhals, Mitte der Brust und des Bauches sind der Länge nach durch eine breite weiße Linie getheilt, in der wieder ein brauner und weißer Streif, nicht scharf begrenzt, herabläuft. Kehle und Vorderhals sind schwarz,

mit goldgrünen, schillernden Schuppen. Von den Steuerfedern sind die beiden mittelften goldgrün, alle seitlichen stahlblau, mit einem großen weißen Fleck am Ende. Unten sind sie an der Wurzel schwach kupferroth angelaufen. Von Gaxene.

VI. Section. Schnabel kurz, grade, die äußern Steuerfedern in lange schmale Fasern auslaufend (les *Polythmus Lesson*).

14) *O. polythmus* L. (*Trochilus polythmus* L. *Latham*. *Ornis* *Myiagria cephalata Lesson* Ois. m. pl. 17. *Picillot* Ois. p. 67. *Edwards* I. pl. 34. *Jardine* II. B. II. pl. 21). Eine der am längsten bekannten Arten! Etwas über neun Zoll lang, von welchem Maße der Schwanz allein fast sieben Zoll wegnimmt. Der Schnabel ist hellgelb, mit schwarzer Spitze, die Flügel sind gelb, mit braunen Adern. Die losen Kopffedern bilden auf dem Kopf eine Art nach Hinten gebogenen Haube. Kehle, die Seiten des Halses, Bauch, Rücken, die Deckfedern der Flügel, sind smaragdgün, glänzend, die Schwanzfedern sind einfarbig rostbraun. Manchmal ist der Flügelzug weiß. Die untern Schwanzfedern sind braun mit graulichlicher Mischung, die beiden äußern Steuerfedern sind auf eine Länge von sechs Zoll entwickelt, schmal, bandförmig, schwach gebogen, am Ende gerundet. Die mittlern sind nur 18 Linien lang, alle oben braun mit grünlichem Schiller, unten tief schwarzbraun. Die Flügel reichen bis auf $\frac{2}{3}$ der längern Steuerfedern. Ratham beschreibt das Weibchen, wie folgt: Schnabel oben schwarz, unten weiß, Gefieder grün, unten weiß, der Scheitel gelb oder schwachlich braun, Steuerfedern gleich lang, mit weißen Spigen. Jamais! Über die Lebensweise ist nichts bekannt.

VII. Section. Schnabel mittellang, fast grade, Schwanz stark, breit, tief gabelig (*Lesbia*, les *Saphos Lesson*).

15) *O. sparganura* Shaw (General Zoolog. VII. pl. 39. *Trochilus chrysurus* Cuv. regn. anim. T. *radiatus Temminck* *Galeria* du Muséum. O. *Sapho Lesson* man. ex Ois. m. pl. 27. *Troch.* pl. 49 Männchen. Letztes in vollem Lichtglanz! Ois. m. pl. 28 Weibchen oder junges Männchen. *Jardine* II. pl. 23). Etwas acht Zoll lang, Flügel bräunlich, Schwanz lang, stark gabelig, die beiden äußern Steuerfedern 4 Zoll lang, die übrigen stufenweis kürzer, alle am Ende gerundet. Das Gefieder goldgrün, an der Kehle ins Smaragdgüne übergehend, Steuerfedern purpurgoldfarben, am Ende mit schwarzen Linien. Schenkel und Flügel schwarz. Eine mehr gelbgoldgrüne Binde zieht sich vom Auge an den Seiten des Halses herab. Aftergegend mit graulich Federn besetzt. Die Steiß- und obern Schwanzfedern mit reinem Innoberglanze. Die Schwanzfedern purpurbraun, mit breiten, knieförmig gebogenen Schäften. Die Steuerfedern bandförmig (gleichbreit), gewöhnlich kupferroth golden glänzend, je nach auffallendem Lichte purpur oder tief violett. Die schwarzen, tief sammtartigen Endbinden sind auf den längern Federn breiter. Das Weibchen? etwas kleiner, oder das smaragdgüne Brustschild; einfarbig goldgrün, hier und

ba tritt das Schwarz der Fiedernurzel vor. Der Schwanz auch ebenso gabelig, aber die Fiedern auf den beiden längsten an der äußeren schmälern Fahne gelblichweiß, innen dunkelpurpurfarben oder violett, welche Farbe auch die kürzern Fiedern haben. Brasilien.

16) *O. bifasciata Swainson* (Cyanobas b. Philoa. Mag. 1827. n. 6. p. 441. *O. Nana Lesson* Colibri suppl. pl. 35 erwachsenen Männchen, pl. 36 jung?). Fünf Zoll lang, davon der Schwanz fast drei wegnimmt. Die Schwänze purpurbraunen Flügel bedecken $\frac{1}{2}$ des Schwanzes. Die zehn Steuerfedern fast wie bei voriger Art, die beiden äußersten mit der Spitze etwas nach Außen gebogen, die mittlern braun, am obern Ende goldgrün polirt glänzend; die siebente und achte einfarbig purpurbraun, nur an der Spitze goldgrün glänzend, die beiden äußersten innen purpurbraun, am Enddrüthelle fast ohne den goldgrünen Glanz; am äußern Rande grauweiß gekümt. Unten sind alle braun violett, metallglänzend, die zwei längsten mit deutlichem weißem Saume. Schnabel und Füße tiefschwarz. Alle obern Theile rein glänzend smaragdgrün, Kehle vom Kinn bis zum Bause weiß, aber jede Feder in der Mitte und am Einbrande mit einem goldsmaragdgrünen Augenfleck, welche Flecken an der Kehle und am Vorderhals am deutlichsten gezeichnet sind, weniger an dem Bause und in den Seiten. Die untern Deckfedern des Schwanzes sind ziemlich lebhaft kastanienbraun, hier und da mit Goldgrün bespitzt. Am jungen Vogel ist der Kopf oben schmutzgrün, fast graulich, die großen Steuerfedern sind durchaus braun, ohne weißen Saum, das Weiß des Körpers zieht am Bause ins Rostrothe und die goldgrünen Fiedern sind in den Seiten weniger deutlich. Mexiko.

17) *O. foreipata Latham* (Edwards. pl. 23. *Picillot* pl. 66 mala. *O. Kingii Lesson* Troch. pl. 38). Der Schwanz doppelt länger als der Körper, die Steuerfedern gleichmäßig abgestuft, die acht innern lang, spitzig, die zwei äußersten weit über diese reichend, nach und nach schmaler werdend, am Ende spitzig und stark nach Außen gebogen. Alle tiefschwarz, die Spigen goldgrün. Die Flügel lang, schwach gebogen, purpurbraun, etwas über den Saum reichend. Schnabel und Tarfen schwarz. Die Federn des Hinterkopfs lose, eine Art Wusch bildend; auf der Stirn goldgrün, hinten weiche braunroth. Das ganze Gefieder schwarzgrün, metallisch, mit wenigem Goldschiller, ausgenommen auf den Schwanzdeckfedern und auf den Schultern. Vom Kinn herab auf dem Vorderhals ein auburnes Schild. Jamaica.

VIII. Section. Schnabel sehr lang, ganz gerade, Gestalt etwas plump, Schwanz mittellang, gleich, oder ganz schwach ausgebreitet (Coeligena, les Clemenceaux Lesson).

18) *O. Clemenciae Less.* (Ois. m. pl. 80 Männchen. Col. suppl. pl. 8 Weibchen). Fünf Zoll lang. Schnabel schwarz, Tarfen braun, Schwanz grade abgeschnitten. Die mittlern Steuerfedern oben und unten tiefschwarz, die beiden äußersten mit weißen Spigen, die

dritten an jeder Seite mit einem weißen Fleck in der Mitte. Flügel so lang als Schwanz, breit, licht purpurbraun. Das Gefieder goldgrün, auf dem Mantel lebhafter, mehr braun auf dem Kopfe, mehr kupferfarben auf der Mitte des Rückens und auf dem Steiße. Die kleinen Flügeldeckfedern goldgrün, was sich etwas nach den Seiten und an den Halsteilen herabzieht. Die Steuerfedern ziemlich lang, grau, ein weißer Streif hinter den Augen einspringend begrenzt sich und dehnt sich etwas nach den Schläfen aus. Alle untern Theile, Brust und Bause sind einfarbig grau, womit sich an den Ecken des Goldgrün der obern Theile mischt. Die Axtengend ist weiß, die untern Deckfedern des Schwanzes sind breit, jede Feder hellgrau gerandet. Das Weibchen misst nur vier Zoll, acht Linien. Die Schwungfedern sind purpurbraun, die mittlern Steuerfedern, oben und unten goldgrün, sind an den Seiten schwarzbraun, gegen das Ende dunkler, mit Ausnahme der beiden äußern, welche an der Spitze einen weißen Fleck haben. Der Oberkopf ist bräunlich grün, ohne Glanz, das ganze Gefieder des Körpers und der Schultern ist goldgrün; die Kehle ist mit schuppenförmigen Federn besetzt, welche in der Mitte braun schwarz und einen hellern Rand haben, die Unterseite des Körpers, die Seiten und der Bause sind bräunlich, an den Seiten ins Goldgrüne übergehend. Die Axtengend ist weiß, die untern Deckfedern sind grün und braun mit weißen Rändern und Spigen. Mexiko.

19) *O. coeligena Lesson* (Troch. pl. 53 Männchen). In der Färbung auffallend abweichend von den gewöhnlichen grünen Kananen! Fünf Zoll, vier Linien lang. Schnabel braun, Tarfen oben braun, unten gelb, Krallen hornfarben. Flügel etwas länger als der Schwanz, mit schwarzen Schäften und rötlich violetten Fahnen. Der Oberkopf, der Hals, die Deckfedern der Flügel, die Schultern, die Rückenfedern stark glänzend, wie polirt Kupfer mit Rubin schiller, welche Farbenpracht jedoch dadurch etwas gemindert wird, daß jede Feder ganz fein schwarz und hellbraun eingestrichelt ist; wodurch sammtartige Wellen entstehen. Unterrücken und Steiß sind ebenso mit kupferrothen goldigen Federn bedeckt, welche aber goldgrüne Franzen haben. Die obern Schwanzdeckfedern sind purpur. Kehle und Vorderhals sind mit hellgrauen Federn besetzt, deren Mitte braun ist; wobei Schuppenfede entstehen. An den Seiten des Halses, an der Brust mengt sich ein kupfriges Purpur mit dem Grau. Der Bause ist grau, lebhaft rostroth gewellt. Die Axtengend ist weiß, die untern Deckfedern sind in der Mitte braun und haben rostrothe Ränder. Der Schwanz ist breit, in der Mitte ausgebreitet, die Spigen sind messinggelb und rinnoberröth, unten ist die Farbe einfarbig braun mit Goldglanze. Mexiko.

20) *O. fulgens Swainson* (Philos. Mag. 1827. n. 6. *O. Rivoli Lesson* Ois. m. pl. 4). Schnabel schwarz, Tarfen Flügel länger als der Schwanz, der ganz grade abgeschnitten. Tarfen bis auf die Beben besetzt. 4½ Zoll lang. Hals, Rücken, Mantel, Flügel, Steiß und Schwanz goldgrün, Schwungfedern tauchbraun, die Haube des Kopfes purpurviolettblau. Vom auf dem

hals zeigt sich ein smaragdgrüner, nach den Seiten herab verlängertes Schild, unter anterm Rande schwärzlich fälschend. Bauch und Seiten sind goldgrün, wie der Körper, in der Mitte etwas schwärzer. Die untern Schwandfedern sind sehr dicht, hellgrau, mit weissen Rändern. Mexiko.

Tribus II. Schnabel sehr lang, gerade, an der Kehle ein amethystrfarbenes Schild.

21) *O. mesoleucus Temminck* (pl. col. 317. f. 1 Männchen; 2, jung; 3. Weibchen. Tr. squamosus, pl. col. 203. f. 1. Tr. Temminckii Lesson Ois. m. pl. 20 Weibchen. Ornismya mesoleuca, Ois. m. pl. 29. Troch. pl. 45 Männchen. Ois. m. pl. 30 Weibchen). Kopf reich goldgrün, über den Augen zwei hellere Binden, Hals, Brust, Bauch und Seiten ebenso, aber dunkler gefärbt, mit sammtartigem und Seitenlang, Rücken und die Deckfedern der Flügel ebenfalls goldgrün, ins Schwarze ziehend. An der Kehle ein purpurgoldiges Halsband, mit lappigblauem Schiller, an den Seiten tief herunterziehend, wie ein nach Unten gelegter Kragen. Eine mehr oder weniger rein weisse Binde geht von der Gabel dieses Kragens aus, schneidet von den grünen Seiten ab und zieht sich der Länge nach über die Mitte von Brust und Bauch bis in die untern Schwandfedern, welche grün, mit weissen Rändern sind. Der schwachgebogene Schwanz ist, sowie die Schwandfedern, braun, die äussersten dieser letztern haben schwach erweiterte Schäfte; bis die Farbe des erwachsenen Männchens. In den jungen Vögeln ist in den ersten zwei Jahren der Kragen nicht so deutlich abgezeichnet, seine Farben sind weisslich oder bräunlich, die schuppenähnlichen Federn, aus denen er besteht, sind in der Mitte schwarz und haben weisse Ränder. Hier und da zeigen sich glänzende Purpurschuppen als Verklünder des folgenden Gefieders. Sonst gleichen die Vögel bis auf weniger lebhaftes Farben den Alten. Das Weibchen hat eine rauchgraue Kehle, die Mittelbinde ist schmutzig weiss und nicht streng begrenzt, das Goldgrün zeigt sich als ein glanzloses Dunkelgrün. Der Schwanz ist braun, die beiden äusseren Federn haben weisse Flecken auf den Spizen. Das Weibchen ist aber etwas größer als das Männchen. Das von Lesson pl. 45 ein livrés complet abgebildete Männchen war 44 Zoll lang. Schnabel und Tarsen schwarz, Flügel purpurbraun, weniger lang als der etwas ausgebreitete Schwanz. Die Federn des Kopfes sind glänzend grauolivgrün, der ganze Oberkörper goldgrün, mit Kupferglanz. Die Oberfedern sind braun, unten schmal weiss gekäumt. Der breite amethystrfarbene Halskragen schillert lebhaft rubinroth, der Mittelstreif ist schneeweiss, von dem tiefen Goldgrün der Seiten des Halses und des Leibes eingefasst, der Unterbauch ist rein weiss. Die untern Schwandfedern sind bräunlich und grünlich mit weissen Rändern. Die Steuerfedern sind oben und unten bronzegrün und kupferfarben, die beiden äussersten mit weissen Enden. Brähnen.

22) *O. superba Shaw* (Misc. t. 13. Gener. Zool. Birds. VIII. pl. 41. Temminck pl. col. 299. f. 1. Troch. longirostris Vieillot Ois. dorée. pl. 59. Lesson Ois. m. pl. 2 Männchen. Coll. Suppl.

pl. 33 junges Männchen. Troch. pl. 34 sehr junger Vogel). Drei Zoll und einige Linien lang. Gefieder im Allgemeinen goldgrün, der ganze Oberkopf aublaun, welches an den Augen abschneidet, wo eine breite sammtschwarze Binde sich anheftet, die vom Schnabelwinkel anfängt und durch die Augengänge bis hinter die Wangen sich zieht. Eine zweite mattweisse Binde zieht sich mit der ersten laufend von dem Hinterhau herab. Ein formlosrothes violetschillerndes Schild nimmt die Vorderseite des Halses bis an die Brust ein und breitet sich nach den Seiten des Halses aus. Die Keilfedern, der Mantel, die obere Gegend des Unterleibes sind einfarbig goldgrün. Der Unterbauch und die untern Deckfedern des Schwanzes sind schmutzig grauweiss. Die Schwandfedern sind bräunlich und weniger lang als die Steuerfedern. Diese sind braun, außen gelbgrün gerandet und die zwei äusseren haben jede zwei runde weisse Flecken an der Spitze, in denen die beiden inneren nur einen haben. Der Schwanz ist zugrundet. Schnabel und Tarsen sind schwarz. Das junge Männchen ist goldgrün und die blaue Haube hängt ein auf der Seite sich mit schwacher Färbung zu zeigen. Auf dem Steiss ist das Weiss vordringend, die Flügel sind purpurbraun. Von den Schwandfedern sind die mittleren grün, die seitlichen braun, mit weissen, runden Enden. Die Kehle ist purpurviolett, mit wenig Goldschiller, auf jeder Seite mit einem weissen Streifen gefasst. Der ganze Unterkörper ist rostgrau, an den Seiten mit Grünlich gemischt. Die untern Schwandfedern sind braungrün, mit Weiss eingefasst. Die Tarsen sind braun. Der ganz junge Vogel ist vier Zoll, vier Linien lang *). Schwandfedern purpurblau, Steuerfedern in der Mitte etwas länger, sind oben goldgrün glänzend, mit mattschwarzen Enden und einem weissen Spitzensende, der an den äusseren größer erscheint. Die Tarsen sind braun. Das Gefieder ist, von der Stirn aus, Rücken, Schultern und obere Schwandfedern sehr frisch goldgrün, erscheint aber braun und rostig marmorirt, weil jede Feder mit Braun und Lebbastrosthorben eingefasst ist. Auf dem Steiss steht ein großer weisser und rostroter Fleck. Auf Kinn und Vorderhals steht ein vierseitiges rauch braunes Schild, der ganze Unterkörper ist schmutziggrau und bräunlich, in der Mitte heller als an den Seiten. Die Hintergegend ist weiss, die untern Schwandfedern braun, kann weiss. Insel Trinidad.

IX. Section. Schnabel kurz, gerade, Schwanz breit oder kaffelförmig (les Jacobines Lesson). 23) *O. auratus Shaw* (Misc. pl. 977. Vieillot Ois. dor. pl. 25 max. 26 locm. Lesson Ois. m. pl. 10. Misc. Beiträge IV. 104). Ihren Namen hat diese Art von den obdrählchen Federn am Kopfe. Sie ist 44 Zoll lang, der Schnabel schwach und schwarz. Der Oberkörper, nämlich Kopf, Rücken und Schwandfedern, ist einfarbig grün, mit Goldglanz. Von dem Schna-

*) Wir geben die Masse nach Lesson, wie sehr auch ihre Abweichung unter anderen; B. im vorstehenden Falle, als auffallend erscheint.

beinhaltet zieht sich ein tief schwarzes sammtartiger Streif durchs Auge nach hinten, der an den Seiten des Halses schön violett endet. Die ganze untere Körperseite von der Kehle bis an die unteren Schwanzdeckfedern ist schneeweiß, die Steuerfedern sind zugewunden und bei jungen Vögeln von ungleicher Länge. Die vier mittlern sind tief schwarzblau, weiche Farbe sich um so mehr abschleibt, als die sechs andern, b. b. die drei zu jeder Seite ganz weiß sind. Die Schwungfedern sind braun und reichen auf $\frac{3}{4}$ des Schwanzes. Tarfen braun. Länge 4 Zoll, 94 Linien. Der junge männliche Vogel (Weib a. a. D.) ist weniger rein und matt gefärbt als der alte, die Kehle ist gänzlich weiß, allein es zeigen sich darauf schon einige grüne Fiedern; der ganze Rücken ist schwarz und von dem violetten Flecke noch keine Spur vorhanden. Von dem Weibchen bemerkt (Weib a. a. D.): „dieses möchte wol dem jungen Männchen ähnlich sein, da ihm ebenfalls der violette Halsfleck fehlt.“ Besson hat in den Ois. pl. 11 einen Vogel als das Weibchen dieser Art abgebildet, nimmt aber in seiner General Synopsis diese Bestimmung zurück und führt denselben als eine folgende Art *Ornaryia nigrois* auf, Weib aber zieht gebachte Abbildung auch hierbei, weshalb wir die Beschreibung folgen lassen. Statt der Oberflüche zeigt sich bei dem Weibchen der schwarze Streif mehr nach dem Halse verbreitet; das Weiß des Unterleibes ist mit zahlreichen braunen Flecken oder Klammen besetzt; weiche sich auch auf den unteren Deckfedern des Schwanzes finden. Bei einigen sind nur die mittlern Steuerfedern braun, die beiden seitlichen sind an der Wurzel braun, an der Spitze weiß. Büßen und Besson geben Capenne als das Vaterland an, der Prinz von Neuwied fand viele Art aber auch in Brasilien auf der Insel Caçoeira im Flusse Belmonte, wo er an den Mammonsbäumen (Carica) herumschwirrte und oft mit seinem fächerförmig ausgebreiteten Schwanz schnellte. Doch war sie dort und auch sonst nicht häufig.

24) *O. mollivorus* Linné (Latham, Vieillot Ois. d'ores pl. 23, Edwards pl. 33, Buffon pl. enl. 640, f. 2. 276. f. 2. Troch. limbricatus Gmel. Lath. Vieill. l. a. pl. 22, 23, 24. Lesson Ois. a. pl. 21 Männchen, pl. 22 Weibchen). $\frac{4}{5}$ Zoll lang; Formen ziemlich dert; Schnabel schwarz; an der Spitze etwas aufgeschwollen, an der Basis etwas flach. Tarfen schwarz, mit baardähnlichen Federn bis an die Beine bedeckt. Flügel so lang als der gradlinig abgeschnittene Schwanz. Am vollkommen ausgefärbten Vogel ist Kopf, Vorderhals, Kehle und Oberbrust reich kupferblau, welches sich am Hinterkopf und an den Seitenhellen des Halses ins Grüne, vorn aber ins Dunstige zieht. Eine goldgrüne Binde geht quer über die Brust und verbreitet sich auf den Seiten bis an den Steiß; das Weiß mit einlassend, welches am Bauch einen großen eiförmigen Fleck bildet und sich auch auf den Federn des Unterleibes und den untern Schwanzdeckfedern zeigt. Der Oberkörper ist glänzend metallgoldgrün, welches sich auch auf die Schwanzdeckfedern erstreckt, welche so stark entwickelt sind, als die Steuerfedern, die von ihnen bedeckt werden. Dies Grün, auch auf den obern Flügel-

deckfedern herrschend, wird durch eine über die Brust ziehende sehr reine, mattweiße Binde unterbrochen. Die Schwungfedern sind purpurbraun, die Steuerfedern rein weiß, aber fein braun gekäumt und am Ende mit einem schwarzen Bande besetzt. Im pariser Museum finden sich folgende Varietäten: 1) das Blau der Brust und das Grün der obern Theile schmutziger, weniger schillernd, die mittlern Steuerfedern vollkommen schwarz. 2) Das Blau der Kehle und der Oberbrust bildet nur ein schmales Band und über der Kehle und unter den Augen weg zieht sich eine breite rostfarbene Binde weg. Die mittlern Steuerfedern sind braun, die weissen haben eine breitere schwarze Binde. Das Goldgrün des Oberkörpers ist mehr schmutzig bräunlich. Bei Vieillot (pl. 24) findet sich eine andere Varietät. Oberkopf und Hals, Rücken, Steiß und untere Schwanzdeckfedern sind grün und blaubunt, die Kehle ist grau, blau und weiß gemischt, die großen Flügeldeckfedern sammt den Schwungfedern der zweiten Ordnung sind violettbraun, die Schwungfedern sind goldgrün, weiß gerandet, an der Spitze blau; Schnabel und Füße sind schwarz. Der junge Vogel (Tr. limbricatus, punctatus Vieill. pl. 22) ist oben goldgrün, Vorderhals und Oberbrust sind schwarz und weiß geschnitten (Federn schwarz, mit weissen und hellgrünen Klammen), Unterbrust und Bauch sind grünlich ins Braune braune ziehend, die Steuerfedern sind braun und haben weiße Säume. Mehr erwachsen zeigt diese Art folgende Färbung. Nur einzelne Federn am Vorderhals zeigen das Blau, welches sich am alten Vogel findet, das Goldgrün, anstatt schmutzig zu sein, bekommt Glanz und das Weiß der Bauch- und Steuerfedern wird reiner. Das Weibchen ist auf dem Kopfe, dem Rücken und den kleinen Flügeldeckfedern glänzend grün. Vorderhals, Brust und Seiten sind grün, braun, grau und weißlich gestreift; die Mitte des Bauches ist weiß; die Steuerfedern sind oben glänzend, unten mattgrün, und erscheinen auf dieser Seite mit einem breiten schwarzen Bande und weissem Saum eingefasst. Martinique, Brasilien, Guyana.

X. Section. Schnabel kurz, grade, Schwanz gabelig (s. Glaucoptes Lesson; Mollinga Brisson, Göt.).

25) *O. glaucopsis* Gmel. L. (Brisson III. pl. 37, f. 5. Troch. frontalis Lath. Vieillot, Lesson Ois. a. pl. 58 Männchen, pl. 59 Weibchen). Vier Zoll, drei bis vier Linien lang. Schnabel schwarz, Schwungfedern bis auf $\frac{3}{4}$ des Schwanzes fast erstreckend, purpurbraun, Steuerfedern fahlblau, Tarfen bräunlich. Oberkopf vom Schnabel bis an den Hinterkopf indigoblau mit grünem und purpurfarbener Rücken, Flügeldeckfedern, Steiß tief goldgrün. Kehle, Brust, Vorderhals, Bauch und Seiten smaragdgrün, Unterbauch mit Grau gemischt, untere Deckfedern des Schwanzes grün und graulich bunt. Der junge Vogel ist schmutziger gefärbt, die Kophaube erscheint mehr grün; die Federn des Unterleibes sind mehr mit Grau gemischt, die Aftergegend ist weißlich. Das Weibchen ist kleiner, die Steuerfedern sind oben goldgrün mit blauen Spigen, der Oberkopf ist goldgrün, wie der Rücken, die äußersten Schwungfedern haben an den Spigen weiße rundliche Flecken. Kehle, Bauch und alle

untere Theile sind rauchgrau, an den Seiten mit Goldgrün überlaufen. Unterbauch und untere Deckfedern sind rostgrau. Im ersten Jahre haben die jungen Männchen einen braunen Kopf, die unteren Theile sind hellgrau; oben auf der Brust steht ein halbes, goldgrünes Halsband. Das Nest (Wied a. a. O. 89) fand der Prinz von Neuwied auf einem Nestklosterstrauch, in der Gabel eines Zweiges aus gelber Pfingstweide erbaut, 1½ Zoll hoch und breit, tief, außen mit weißen Flechten besetzt. Die zwei Eierchen waren 6½ Linien lang und sehr schmal. Brasilien.

26) O. Wagleri Lesson (Ois. m. pl. 73. Tr. sapphirinus Vieill. Ois. d'or p. 57 Männchen). Vier Zoll lang, Schnabel und Tarzen bräunlich; Schwungfedern purpurbraun, Steuerfedern tief indigoblau, Kopf, Kehle, Hals, Oberbrust aubrun, mit Goldglanz; alles übrige Gefieder tief smaragdgrün, mit Gold und Indigoblau besprengt. Das Grün des Rückens zieht ins Dunkle, das der unteren Seite hat einen schwarzen Seidenschleier. Brasilien. Wied zieht Vieillots angelegte Abbildung zu O. sapphirinus.

27) O. Maugaei Lesson (Ois. m. pl. 68 Männchen, pl. 69 Weibchen. Tr. Maugaeus Vieill. pl. 37, 38. Edwards pl. 35. f. 2. Troch. Ourisia Linn. pl. enl. 227. f. 3). Drei Zoll, sieben bis acht Linien lang. Gefieder tief goldgrün, glänzend, Brust, Unterhals, Ober Rücken mehr oder weniger flachblau, Unterbauch weißlich, Steuerfedern blau. Das Weibchen schmutziger gefärbt, oben kupfergrün, untere Theile graulich, die mittleren Steuerfedern grün, die seitlichen blau, die beiden äußeren mit weißen Spizen. Portorico.

28) O. foratus Gmel. L. (Plan. enl. 599. f. 2. Vieill. pl. 34. Lesson Ois. m. pl. 18). Drei Zoll, neun Linien lang. Kehle smaragdgrün. Bauch aubrunpurpurfarb, Rücken goldgrün mit aubrunblauer Binde, Schwanz flachblau. Surinam, Jamaica.

29) O. Eriphile Lesson (Col. Suppl. pl. 25). Dem vorigen sehr ähnlich. Drei Zoll zehn Linien lang. Schnabel schwarz. Der ganze Oberkörper von der Stirn bis zum Steiße goldgrün glänzend, Kehle und Vorderhals mit einem smaragdgrünen Schilde, Brust, Bauch und die Seiten glänzend aubrun, Flügel purpurbraun, Schwanz tief flachblau, Unterbauch und untere Deckfedern grau bräunlich. Brasilien.

30) O. quadricolor Vieill. (Enyel. II. 573. O. cyanocephala Lesson Col. suppl. pl. 17 Männchen, pl. 18 jung.). Drei Zoll, zehn Linien lang. Das erwachsene Männchen oben goldgrün, unten weiß, Kopfhaube aubrun. Beim jungen Männchen ist die Farbe unten graulich und weißlich, die Kopfhaube zeigt sich schmutzig bläulich. Brasilien.

31) O. elegans Vieillot (Ois. d'or. I. pl. 14. O. Swainsonii Lesson Ois. m. pl. 70). Vier Zoll, zwei bis vier Linien lang. Schnabel braun und weiß, Körper oben goldgrün, Kehle und Vorderhals smaragdgrün, Brust in der Mitte samischwarz; Unterbauch grünlich, Hintergegend weiß, Steuerfedern indigoblau. Brasilien.

32) O. Canivetti Lesson (Colibr. Suppl. pl. 37 fast erwachsen. Männchen, pl. 38 Jung.). Schnabel drei Zoll lang. Körper oben graublaugolden, Kehle smaragdgrün, Brust und Bauch bläulichgrün, Steuerfedern bräunlichblau, mit weißen Spizen. Das junge Männchen ist oben fast goldgrün glänzend, unten schwarz, am Vorderhals stehen schillernde blaugrüne Schuppenfedern. Brasilien.

XI. Section. Schnabel lang, schwach gebogen, dünn, Schwanz gabelig, auf der Brust ein amethyst- oder flachblaues Schild (des Lucifers Lesson).

33) O. lucifer Swainson (Phil. Mag. 1827. n. 6. p. 442. O. cyanopogon Lesson Ois. m. pl. 5 Männchen. Colibr. suppl. pl. 9 erwachsener junger, pl. 10 ganz junger Vogel). Nicht ganz drei Zoll lang, Schnabel lang, dünn, schwach gebogen, den Übergang zu den eigentlichen Trochiliden-Arten machend; Körper oben goldgrün, unten grauweiß, Steuerfedern braun, zugespitzt, vorn an der Kehle und am Vorderhals ein purpurflachblauer glänzender Federbogen. Das Weibchen vorn grau, die Kehle grauweiß, das Gefieder auf dem Rücken wenig goldglänzend, die unteren Theile graulichweiß; Schwanz zugespitzt, grün mit wenig Goldglanz, oben mit weißen, unten mit bräunlichen Spizen. Der junge Vogel in mehr vorgerücktem Alter, oben goldgrün, der Halsbogen blau irisirend, Körper rostrothlich, unten grünlich. Der ganz junge Vogel ist oben goldgrün glänzend, unten gelblich, mit einigen purpurfarbenen Schuppenfedern an der Kehle. Mexiko.

34) O. Vesper Lesson (Ois. moueb. pl. 19 Männchen. Troch. pl. 6 Weibchen, pl. 48 junges Männchen). 4½ Zoll lang, Schnabel sehr lang, Kehle flachblau, schillernd, Gefieder grau grün, wenig glänzend, Steiße kastanienbraun, vor dem Auge ein weißer Punkt, Brust und Bauch hellgrau, ins Weißliche übergehend. Das Weibchen oben goldgrün, unten rauchgrau, hinter den Augen zwei weiße Flecken, Kehle reinweiß. Das junge Männchen oben goldgrün, der Steiße lebhaft rostroth, an der Brust einige amethystfarbene Schuppenfedern. Mexiko.

35) O. Dapontii Lesson (Colibr. suppl. pl. 1). Drei Zoll, vier Linien lang. Goldgrün, Kehle sapphirblau, violetschillernd, die äußeren Steuerfedern spatelförmig, bronzroth, lebhaft gelb, weiß und braun gestreift. Mexiko.

XII. Section. Der Schwanz aus spitzigen Federn bestehend, die beiden äußersten zum größten Theile bartlos am Ende mit eirundlichen Fächern (des Platurus, Platurus Lesson).

36) O. platurus Latham (Vieillot Ois. d'or. I. pl. 52. T. longicaudus Gmel. L. Lesson Ois. m. pl. 40 erwachsenes Männchen. Colibr. suppl. pl. 31 Jung. Wied Bild. IV. 96). Der männliche Vogel beschreibt der Prinz von Neuwied folgendermaßen: Schnabel beinahe gerade, schwarz; Beine dunkelsteibbraun, Kinn, Kehle, Hyargent, Nacken und Unterhals mit prächtig grünen, selten Schillernden bedeckt, Brust mit breiten, größern, sehr schön hellblaugrünen, stark weiß

eingesetzten Federn geschnappt, Unterbrust und Oberbauch schwarz, mit runden goldfarbenen Flecken bezeichnet, weil die Federspitzen goldfarben; Bauch zwischen den Beinen und der Aftergegend weiß; Steiß fahlgelblich, alle Obertheile wie gewöhnlich goldgrün, in den Seiten vor dem Schwanz weiß; Flügel schwarzbraunlich mit violetem Schiller, Steuerfedern schwarzlichbraun, jede von der Wurzel bis zur Spitze in der Mitte mit einem röhlichweißen Längsstich und weißem Schafte, die beiden runden Endfedern der äußeren Schwanzfedern schwarz mit violetem Schiller. Länge etwa drei Zoll, acht Linien. Den jungen Vogel beschreibt Lesson: Ober goldgrün, Brust und Bauch grauweiß, zwei reinweiße Ankelbänder, vorn am Hals ein schwarzer Strich, Schwanz zugewendet mit schwarzer Spitze, die äußeren Steuerfedern mit grauen runden Flecken. Brasilien.

37) *O. Underwoodii* Lesson (Troch. pl. 37 Männchen). Wie vorige Art gestaltet, aber die Endfedern der äußeren Steuerfedern länglich, die Flüsse mit weißen, haarförmigen Federn besetzt. Brasilien.

XIII. Section. Schnabel lang, grob; Schwanz zugewendet, mittellang, Gefieder oben wie unten smaragdgrün, oder nur mit Weiß gemengt (les Emeraudes Lesson. Brasiliana Boit).

38) *O. leucogaster* Gml. L. (Vieill. Ois. d'or. I. pl. 43. *O. albivestris* Lesson (Ois. m. pl. 78). Drei Zoll, vier Linien lang. Der Schnabel schwach gekrümmt, schwarz und weiß, sein Linien lang, Körper oben goldgrün; vordere Theile weiß, über die Brust eine grüne Binde, Unterbauch graulich, Steuerfedern braun, mit bläulichem Schiller, die zwei mittlern kupfergrün. Guiana.

39) *O. albicollis* Vieill. (Encycl. Temminck pl. col. 203. f. 2. Lesson Ois. m. pl. 63). Vier Zoll lang, Schnabel neun Linien lang, stark, gebogen, schwarz und weiß, sein Theile reich goldgrün, sowie die Seiten des Halses, die Brust und die Bauchseiten, die Kehle vorn und die Mitte des Leibes schneeweiß, die mittlern Steuerfedern grün, die seitlichen blau mit weißen runden Flecken. Brasilien, St. Paul.

40) *O. albiventris* Lesson (Ois. m. pl. 76 Männchen. Troch. pl. 32 vollkommen erwachsenen Männchen. Tr. Thaumantias L. pl. enl. 600. f. 1. Tr. leucogaster Lath. Brisson enl. 672. f. 1). Vier Zoll lang, Schnabel neun Linien, schwarz und weiß, Körper oben kupfergrün, auf Kopf und Steiße mehr ins Rother ziehend, Vorderteils rein grün, Unterleib und untere Deckfedern rein weiß, Steuerfedern braun, die beiden mittlern goldgrün, alle mit grauen Spizen. Des vollkommen erwachsenen Männchen ist oben smaragdgrün, der Bauch rein weiß, der Schwanz fastblau. Guiana.

41) *O. brevirostris* Lesson (Ois. m. pl. 77). Drei Zoll, acht Linien lang, Schnabel nur sechs Linien, schwarz und weiß, dünn, Körper oben goldgrün, Kopf kupfergrün, untere Theile reinweiß, auf dem Bauch eine grüne Binde, Aftergegend und untere Deckfedern weiß, schwachgrau überlaufen. Guiana.

42) *O. tephrocephalus* Vieill. (Encycl. Lesson Ois. m. pl. 62). Drei Zoll, neun Linien lang.

X. Encycl. d. H. n. S. Dritte Section. VI.

Kopf blaugrün, ins Aschgraue ziehend, Rücken kupfergrün, untere Theile von einem wenig glänzenden Goldgrün, Aftergegend und untere Deckfedern rein weiß, Steuerfedern oben goldgrün, unten tiefschwarz. Brasilien.

43) *O. viridissimus* Vieill. (Ois. d'or. I. pl. 42. Lesson Ois. m. pl. 75. Troch. pl. 7 Männchen). Drei Zoll, acht Linien lang. Der Schnabel zehn Linien, schwarz und gelblich. Die oberen Theile goldgrün, der Steiß kupfergrün, Kehle und Brust grün und weiß gemischt, Bauch und Aftergegend braungrau, Steuerfedern oben goldgrün, unten blau, mit weißen runden Flecken. Brasilien.

44) *O. virens* Dumont (Dictionnaire des sciences. nat. X. p. 49. Tr. viridis Vieill. Ois. d'or. I. pl. 41. Lesson Ois. m. pl. 60 Männchen. Troch. pl. 33 etwas erwachsener, pl. 34 ganz junger Vogel. Wie Beitrage IV, 107). Nach den Angaben des Prinzen von Rumold (s. a. D.) hat das Männchen folgende Färbung: Obertheile schwärzlich, die untere weißlich, Beine dunkel graubraun, Iris unbemerktbar; eine weiße Linie läuft über, eine andere unter dem Auge weg, jene ist zuweilen undeutlich; die Obertheile sind goldgrün, alle untern von einem schönen glänzenden Goldgrün, nach dem Richte kupferförmlich goldfarblich schillernd; Aftergegend weiß; Steißecken an der Wurzel weiß, übriges glänzend hellgrün, Schwanz und große Flügeldeckfedern schwarzlichbraun, mit violetem Schimmer, Schwanz oben und unten schön und leicht schillernd grün. Am Weibchen sind die Farben viel matter, Oberkopf braungrau, die übrigen Obertheile grün, mit starkem kupferförmlichem Goldglanze, wie beim Männchen, Kinn weiß, Kehle grün und etwas weiß gemischt, indem die weißen Federwurzeln durchblinden; Brust sehr stark kupfergrün, überall etwas weiß durchblinden; Bauch weiß, an den Seiten kupfergrün; After und Steiß weiß, letzterer hier und da ein wenig gelblich überlaufen, mittlere Schwanzfedern dunkelgrün, fast ins Stahlblaue fallend, übrige Federn schwärzlich, mit starken weißen Spizen, die äußere mit einem weichen Saume nach Außen. Länge 4 Zoll, 3 Linien. Das junge Männchen gleicht in allen Stücken dem Weibchen, nur sind die weißlichen Augenflecken stärker ausgeprägt, Kehle, Brust, Bauch und alle Untertheile zeigen nichts Weißes, sondern sind schon gänzlich grün, doch nicht so lebhaft und glänzend als am alten Vogel, sondern durch die vortretenden grauen Federwurzeln grau überlaufen; Kehle und Brust am lebhaftesten schillernd grün, mittlere Schwanzfedern gänzlich grün, die übrigen grün, mit weißen Spizen, die Steißecken ganz grün. „Männchen und Weibchen,“ sagt der Prinz, „scheiden bei dieser Species in der Größe nicht bedeutend voneinander, doch befindet sich in meiner zoologischen Sammlung ein sehr vollkommenes männlicher Vogel dieser Art, der etwas kleiner ist, als das weitere oben genannte Weibchen; indem sein Schnabel selbst um mehr als eine Linie kürzer ist, und doch ist der Vogel alt und sehr vollkommen ausgefärbt. Ich habe gefunden, daß die hier beschriebene Art die Ahasenform gewöhnlich sehr stark abgibt, d. h. daß ihre Nase gewöhnlich nicht abgerundet

ist, welches von dem tiefen Eindringen in die Blumenröhren herrührt. Den schönen Vogel dieser Beschreibung erhielt ich am Flusse Belmonte nicht selten; er macht durch seinen schon ziemlich stark, jedoch sanft gekrümmten Schnabel den Übergang zu den drei nachfolgenden Arten (Troch. brasiliensis etc.) welche einen härter gewölbten Schnabel besitzen. Nördlich vom Flusse Belmonte kommt diese Art überall vorzukommen; in Lebensart und Manieren kommt sie mit den übrigen Fliegenvögeln überein. Vieillot sagt, er lebe auf Trinidad und in Guiana, daher scheint er über den größten Theil von Südamerika verbreitet zu sein. Lesson gibt eine hübsche Abbildung dieser Species, allein sie ist ein weiblicher oder junger Vogel, da die Schwanzfedern weisse Spitzen haben; der Schnabel ist nicht richtig illuminiert. Der Prinz konnte die neuesten Tafeln Lessons noch nicht kennen, sondern redet bloß von pl. 60. Jene stellen, wie bemerkt, auch nur junge Vögel dar.

45) O. minimus Lesson (Ois. m. pl. 79 Männchen. Vieill. Ois. d'or. I. pl. 53. Brisson III. pl. 26. f. 8. Tr. niger Gmel. f.). Wol die kleinste Art, der echte Fliegen- oder Hummelvogel der Reisenden, denn sie misst nur zwei Zoll, vier Linien. Der Schnabel schwarz, die Flügel nur zwei Linien auf den Schwanz reichend. Die Oberseite von Kopf, Hals, der Rücken, Steiß, die Schenkel und Deckfedern der Flügel und des Schwanzes kupfergrün. Kehle, Unterhals, Brust und Bauch weißgrau. Auf der Kehle einige braune Flecken. Die untern Schwanzdeckfedern weiß, die Schwanzfedern braun, ins Violette ziehend, die Steuerfedern wie der Rücken gefärbt. Die Federn an den Beinen wie die am Rande gefärbt, Füße und Krallen schwarzlich. Das Weibchen ist kleiner, der Unterleib schwärzlicher. Die Steuerfedern haben weisse Spitzen, mit Ausnahme der mittleren, welche die Farbe des Rückens haben. Die Jungen gleichen dem Weibchen. Vieillot beobachtete diesen Vogel auf St. Domingo. Einige sehen ihr Nestchen auf Zweige, andere besetzen es an den Seiten derselben. Es ist aus der Welle von Bombax weiss gebaut und außen mit Flechten besetzt. Wirtunter befinden sich lange Fäden zwischen Dornen geschlungen daran und geben dem kleinen Bau eine grössere Festigkeit, als man ihm sonst zutraut. Der Vogel lebt einzeln, nur zur Fortpflanzungszeit gepaart. Das Männchen ist sehr jählich gegen das Weibchen. Die zwei Eier, welche dasselbe legt, werden 12 Tage bebrütet, am 13. kriechen die Jungen aus und bleiben 17 — 18 Tage im Nest. Am meisten hatten sich diese Vögel an auf den Zweigen von Cytisus Cajan auf.

XIV. Section. Schnabel gerade, mittellang, rötlich, Gefieder oben grün, unten weiß, mit Rosifarbe oder Purpur (les Amazilia Lesson).

46) O. Amazilia Lesson (Voyage de la Coquille. Zool. pl. 31. f. 3. Ois. m. pl. 12 Männchen, pl. 13 junges Männchen). Vier Zoll lang; Schnabel kurz, ziemlich stark, Brust smaragdgrün, Körper oben goldgrün, Bauch rostroth, Schwanz gleichlang, zimmetfarben. Das

junge Männchen hat eine graublauliche Brust, der Bauch ist weislich, der Schwanz grün und rostförmlich.

47) O. erythronotus Lesson (Ois. m. pl. 61). Länge drei Zoll, drei Linien. Schnabel schwarz und weiß, gerade, ziemlich stark, das ganze Gefieder schillernd smaragdgrün, Steiß kupferfarben, Aftergegend weiß, Unterleib tieftigblau. Brasilien.

Lesson meint, daß Cyananthus latirostris Swainson (nicht der gleichnamige Biedt) (Philos. Mag. 1827. n. 6. p. 441) dieser Art am nächsten verwandt. Er ist grün, unten bläulichgrün, Kinn und Brust fast sapphirblau, der Schwanz mittellang, stark gabelig, ist schwarzblau, die Basis des Schnabels roth.

48) O. Arasinus Lesson (Col. suppl. pl. 28 erwachsenen Männchen, pl. 29 junger Vogel). Drei Zoll, sechs Linien lang. Schnabel schwarz; Kopf, Hals und Kinn goldgrün, Rücken kupfergrünroth, Steiß violett, Flügel in der Mitte rostfarben, Kehle, der Hals vorn und an den Seiten, Brust und Vorderbauch fast smaragdgrün schillernd, Bauch und Seiten grau; Aftergegend weiß, untere Deckfedern rostroth und weiß, Schwanz etwas gabelig, purpurviolett. Der junge Vogel hat einen rötlichen Schnabel, Kopf, Hals, Rücken, Schultern und Steiß sind goldgrün, die Flügel einfarbig purpurbraun, Kehle und Vorderhals smaragdgrün, Brust goldgrün, Bauch bräunlich, die untern Deckfedern zimmet, Schwanz kastanienbraun mit kupferförmiger. Riofio.

49) O. Dumerilii Lesson (Col. Suppl. pl. 36). Drei Zoll, acht Linien lang. Körper grau, oben goldgrün überlaufen, Schnabel lebhaft gelb, an der Spitze schwarz, Kehle weiß, mit grünen runden Flecken. Unterleib zimmetroth, am Unterhals und an der Diederbrust ein breiter weißer Fleck. Gütli?

XV. Section. Schnabel gerade, dünn, Kopf mit einer Haube, Schwanz gerundet, Unterleib mit runden Schuppenfedern, Kopf violett oder sapphirblau (les Sephanoides Lesson).

50) O. Sephanoides Lesson (Voyage de la Coquille. pl. 31. f. 2. Ois. m. pl. 14 Männchen, Col. Suppl. pl. 5 Weibchen. Mellin de Longis Kingii Zool. III. p. 432 not.). Vier Zoll, drei Linien lang. Schnabel gerade, ziemlich lang, die sapphirblau Haube in ein schönes Violett ziehend, Oberhals goldgrün, Kehle und Vorderhals weiß, mit goldgrünen Augenflecken, Bauch rötlichweiß, Schwanz zugrundet, grünlich. Das Weibchen ist oben goldgrün, der Kopf braunroth, der Unterleib grau, die Kehlfedern wie beim Männchen gefärbt, der Schwanz goldgrün, mit weissen Spitzen. Gütli.

51) O. Stokesii King (Lesson Troch. pl. 60. Jardine Him. birds. II. 55. pl. 5). 4½ Zoll lang. Haube himmelblau, Körper oben goldgrün, unten weiß, smaragdgrün gefleckt, Steuerfedern grün und weiß. Juan Fernandez.

XVI. Section. Schnabel sehr kurz, gerade, eine Haube, welche mit einer breiten verlängerten blauen oder rothen Faser endet (les Luppens Lesson. Smaragdites Boie, pars).

52) O. Delalandii Vieill. (Dict. d'hist. nat.

XXIII. pl. G. 26. f. 3. *Temm.* pl. col. 18. f. 1, 2. Troch. varicolor, *Viell.* l. c. Jung. *Lesson* Ois. m. pl. 23 Männchen. pl. 24 Weibchen. Col. Suppl. pl. 19 Jung. Troch. pl. 41 Männchen. Drei Zoll, vier Linien lang. Die Haube aus Blau und Grün gemischt, hinter jedem Auge ein weißer Fleck, Körper oben grün, unten aurbrau, Schwanz braun, mit runden weißen Flecken. Dem Weibchen fehlt die Haube, der Körper ist oben grün, unten aschgrau. Der junge Vogel hat einen kurzen, schwarzen Schnabel; die Haube fehlt, der Körper ist oben goldgrün, unten aschgrau, auf der Mittellinie mit aurbraunen Schuppen; Schwanz mit weißen Spizen. Brasilien.

53) O. Loddigesii Gould (*Lesson* Troch. pl. 51). Haube aurbrau, Rücken goldgrün, Unterflügel aschgrau, mit einem schwarzen Mittelflecken, Schwanz blau, mit weißen runden Endflecken, hinter dem Auge ein weißer Punkt. Brasilien, St. Paul.

54) O. cristatus L. (Var. A. *Lesson* Ois. m. pl. 31 Männchen. pl. 32 Weibchen. Troch. pl. 80. *Reff.* *Edwards* l. pl. 37. *Mellisaga cristata* *Brisson* III. pl. 37. f. 2. *Viell.* Ois. d'or. pl. 47 Männchen. pl. 48 Weibchen. *Enl.* pl. 227. f. 1. Var. B. etwas größer. Haube aurbrau. *Lesson* Troch. pl. 4. Tr. exilis *Lath.* Tr. punctatus *Gmel.* L. Tr. pilatus *Lath.* *Viell.* Ois. d'or. pl. 63). Drei Zoll lang! Schenkel schwarz, grade, kurz. Gefieder rauchgrau, sehr demartig, wenig mit Goldgrün überlössen, Haube spitzig, aus Schuppenfedern bestehend, smaragdgrün. Weibchen oben goldgrün, die untere Theile rauchgrau, Haube fehlend. Trinidad, Martinique. Die Var. B. von St. Domingo.

XVII. Section. Schnabel sehr kurz, Schwanz aus langen, dünnen, spitzigen, abgeflachten Steuerfedern bestehend (des *Queues étroites* *Lesson*, *Helicinctus Boie*, *Cyananthus*, para *Swainson* Zool. J. III, 357).

55) O. cornutus *Wied* (Reise nach Brasilien. II. S. 190. Beitrag zur Naturgesch. IV. 99. Tr. bilophus *Temm.* pl. col. 18. f. 3. Troch. dilophus *Viell.* *Enc.* Ora. chrysolopha *Lesson* Ois. m. pl. 7 erwachsene Männchen. Colib. Suppl. pl. 32 Weibchen. Ois. m. pl. 8 junges Männchen). Der Prinz von Renwied beschreibt (a. a. D.) das Männchen, wie folgt: „Gesicht schlang, von mittlerer Größe, sehr zierlich, Schwanz etwa so lang als der Körper; Kopf schlang zugespitzt, Schnabel grade, etwas länger als der Kopf, höchst fein prismenförmig zugespitzt, an der Wurzel ein wenig niedergebückt, ohne deshalb an diesem Theile sehr breit zu sein; vor der Spitze wenig zusammengedrückt, bis über die Nasenlöcher auf der Stirne befindend, und ebenso weit ist auch der bis auf zwei Drittel der Schnabellänge vortretende linienförmige Kinnwinkel befindend, Zunge, wie weiter oben angegeben, lang; Augen lebhaft und rund; Füßchen höchst zierlich, mit langen, schlanken Nägeln, Fersel bald befiedert, nicht völlig eine Linie hoch frei; die steilen Flügeldecken erreichen etwa die Mitte des Schwanzes, Schwanzfedern an der Spitze sanft aufwärts gekrümmt, die vorderste die längste; Schwanz

lang, schmal, keilförmig zugespitzt, seine Federn sämtlich abgeflummt, die beiden mittleren um drei Linien länger als die nebenstehenden, alle übrigen nehmen etwa in diesem Verhältniß ab, so daß die längsten einen Zoll, drei Linien länger sind, als die kürzesten. Schnabel und Augen schwarz; Beine dunkelbraunlich; Nase, Zügel und Scheitel mit festen, prächtig blauen, violett und grünspangrün schillernden Glanzfedern bedeckt; über jedem Auge nehmen die Federn dergeßalt an Länge zu, daß sie an der Seite des Hinterkopfs einen nach hinten hinausliegenden, zugespitzten Bulb von zum Theil drei und zwei Dritteln Linien langen steifen Federn bilden, der im Aspect aufgerichtet werden kann, und alsdann dem niedlichen Vogel ein gebornenes Ansehen gibt. Dieser längsten Federn sind sechs, welche sämtlich hinter einander stehen; ihre prächtige Farbe ist ein vorzügliches Schiller von hellfeurigem Metallroth oder Feuerroth, mit Goldgrün und goldnem Gelbgrün, indem die Spizen der Federn goldgrün, die Mitte goldbraun und Buzel fernerfarbenerkupferroth erscheint; Nacken, Kinn und Kehle sind sammschwarz, mit gewöhnlichen, also nicht mit Schillerfedern bedeckt, scheinen aber nach der Betrachtung doch ein wenig dunkelblau, sie sind in der Mitte der Kehle beinahe fünf Linien lang, schmal zugespitzt und bilden hier einen spizen Fiederkopf oder Bart, der von dem Vogel sehr niedrig abgebildet werden kann, in der Ruhe aber sich sehr nett auf der weißen Farbe des Unterbalses abzeichnet; alle Untertheile des Vogels von der schwarzen Kehle an, sowie die Seiten des Halses bis gegen den Nacken hinauf, sind milchweiß, nur die Seiten anler den Flügeln und die Seiten der Brust sind etwas goldgrün; Oberbals, Nacken, Rücken und alle Obertheile, sowie die innern und äußern Flügeldeckfedern sind goldgrün, Schwanz und große Flügeldeckfedern schwärzlich graubraun, mit ein wenig violettem Schimmer, zwei mittlere Schwanzfedern dunkel kupfergrün, die nachfolgenden weiß, wie alle übrigen, nur die drei äußern kleeblatt an jeder Seite sind an der äußern Spitze etwas blaß aschgrau gefärbt. Länge vier Zoll, fünf Linien. Das Weibchen ist scheinbar in der Größe vom Männchen nicht verschieden, völlig gebildet wie dieses, allein die verlängerten Kopffedern fehlen gänzlich; Kopf und Scheitel goldgrün, wie der Rücken; Kinn, Seiten des Kopfs und Kehle blaß rötlich graubraun, Brust graubraun, kupfergrün gefleckt und überlössen, mittlere Schwanzfedern bläulich kupfergrün, mit schwärzlicher Spitze und jewelien weißen Schall; übrige Federn an der Wurzelhälfte schief schwarz, übriges weiß, die kürzesten Schwanzfedern haben bloß eine weiße Spitze. Das junge Männchen ist etwa gezeichnet wie das Weibchen. Der Prinz von Renwied fand diese Art zuerst an den Grenzen der Provinz Bahia und Minas Geraes in dem weiten Campo Geral del Bals, wo sie besonders in den Schluchten und warmen Abhängen, die mit Wald und Gebüsch ausgefüllt sind, die Blumen und Blüthen umschwärmt. Sie war in jener Gegend nicht selten.

56) O. Langsdorffii *Viell.* (*Enc.* *Temm.* col. pl. 66. f. 1. *Lesson* Ois. m. pl. 26 Männchen. Co-

libr. Suppl. pl. 16 und Troch. pl. 35 jung Männchen. Troch. pl. 60 Weibchen. Kinnf. hell lang. Der Schnabel grad, dünn, die obere Hälfte glänzend goldgrün, am vordern Theile des Halses ein smaragdgrünes Schild, auf der Brust eine orangefarbene Binde; Bauch braun violett, Ästergelenk schmerweiß, Steuerfedern lang, spitzig, die mittleren blau, die äußeren weiß. Das junge Männchen ist oben goldgrün, über den Streif zieht eine weiße Binde, Kinn, Brust und Mittelbauch sind schwarz, am Vorderhalse stehen grüne, runde Glieder; die Seiten sind weiß, die Steuerfedern schmal, fast gleichlang; auch findet sich dasselbe nach hinten mit smaragdgrüner Kehle, bronzrother Brust, weißem Bauch und weiß gestricheltem Schwanz. Das Weibchen ist goldgrün, Brust und Kehle weiß, goldgrün punktiert, die Steuerfedern fast gleich, dünn, die äußere mit weißen runden Endspitzen. Brasilien.

57) *O. enicurus Vieill.* (Dict. d'hist. nat. Temm., col. pl. 66. f. 3. *O. heteropygia Lesson* Ois. m. pl. 15). Vier Zoll lang, davon aber der Schwanz die Hälfte wegnimmt. Im Schwanz sollten nur sechs Federn sein, die übrigen vier sind aber nur klein. Der Schnabel ist schwach, wenig gekrümmt, am Halse ein amethyst- und staubblauer Kragen, das Gefieder oben goldgrün, ein weißes Halsband ist unten und oben gelb eingefasst. Insel Trinitad.

58) *O. Cora Lesson* (Ois. m. pl. 6 Männchen. Troch. pl. 39 älteres Männchen, pl. 40 junges Männchen. Voyag. de C. Coq. Zool. pl. 31. f. 4). Kinnf. hell, fünf Linien lang, der Schwanz drei Zoll, zwei Linien. Schnabel kurz, schwächig, obere Hälfte goldgrün, Kehle amethystfarben, untere Theile weiß, Steuerfedern ungleich lang, braun, mit weißen Spizen, die zwei mittleren lang, braun, weiß, mit braunen Spizen. Bei dem älteren Männchen sind die Steuerfedern braun, die mittleren weiß mit braunen Spizen. Am jungen Männchen sind alle Steuerfedern braun, der Körper unten hellgrau, an der Kehle stehen einige amethystfarbene Schuppenflecke. Das Weibchen ist grün, unten lebhaft rothfarben, der kurze Schwanz ist braun und hat weiße Spizen. Peru.

XVIII. Section. Schnabel kurz, gerade, an der Kehle ein amethyst- oder rubinfarbnes Schild, Schwanz mittelang (les Rubis, Lesson. Calliphox Boie).

Trieb 1. Kehle amethystroth (les Amethystes Lesson).

59) *O. amethystinus Lesson.* (Lath. Enl. pl. 672. f. 1. Lesson Ois. m. pl. 47 Männchen. Collibr. Suppl. pl. 20 fast erwachsenes Männchen, pl. 21 junges, pl. 22 fest junges Männchen. Troch. pl. 62 Weibchen. Vieid. Hist. IV. S. 90). Länge ziemlich drei Zoll. Der Schnabel schwächig, gerade, dünn, Körper oben bräungelblich, Kehle amethystfarben, untere Theile grau. Das fast erwachsene Männchen oben goldgrün, die Stirne grau, auf dem Rücken ein weißer Streif, am Vorderhalse zeigen sich amethystfarbene Schuppenflecken, Brust und Bauch sind grau. Das junge Männchen ist oben goldgrün, Kehle braun, hier und da zeigen sich ei-

nige amethystfarbene Schuppen, der untere Körper ist rauchbraungrau. Der Prinz von Newmied gibt folgende genauere Beschreibung: Schnabel schwarz, Iris unheimlich dunkel; Beine dunkel schwärzlichbraun, alle Obertheile grün, mit Gold- und Kupferglanz. Schwanz und Schwanzfedern dunkelviolethbraunlich, Kinn und Kehle weißlich, mit kleinen, graubraunen Flecken, aber einzeln mit schönen violethrothen Federn durchsprenkt, welche erst in dieser Mauser erschienen und schließen lassen, daß die ganze Kehle diese Farbe annehmen werde; vom Auge unter dem Dorn weg ist die weiße ungestrichelte Kehle von einem kupfergrünlich-graubraunen Streifen rundum eingefast, der bloß in der Mitte des Unterhalses ein wenig unterbrochen ist; unter dem sogenannten Halsbande liegt rund um den Hals und bloß nach oben unterbrochen, ein breiter weißer Halsring, Brust und Bauch hellbraunlichgrau, an den Seiten fast kupfergrün gemischt und gestrichelt, Äster weiß, Streifenbraun grünlichgrau, weiß gerandet, Schwanzfedern schwärzlich, an der Unterseite besonders schön violett schillernd. Einem anderen Exemplare fehlte die dunkle Einfassung der Kehle.

Den Vogel, welchen Lesson für ein ganz junges Männchen hält (pl. 21), beschreibt der Prinz von Newmied (a. a. D. S. 73) als eigene Art *Trochilus campestris*. Ich kenne von dieser Species wahrscheinlich auch nur den jungen Vogel. Er ist sehr klein, der Kopf dick, Körper gedrungen, Schwanz ziemlich kurz; Schnabel wenig länger als der Kopf, gerade,mäßig breit, Spitze sanft gekrümmt; Kinnwinkel linienförmig, befeuert, sowie die Gegend der Rosenbüchel, wodurch der Kopf eine zugespitzte Gestalt bekommt, Spitze des Vorderkopfes sehr sanft abgestutzt, der des untern ebenso viel aufsteigend; um das Auge eine kleine nackte Stelle, Beine beinahe bis auf die Mitte der Ferse bedeckt; Flügel fast, aber zwei Drittheile des etwas keilförmig zusammengelenkten Schwanzes hinausfallend, weiß gebogen; Schwanz nur sehr wenig abgestuft, mittlere Federn die längsten. Iris und Schnabel schwarz, Beine dunkelbraunlich; alle Obertheile gold- oder kupfergrün; Seiten des Kopfes und Halses zum Theil graubraun, auch sowie der Schenkel ein wenig mit dieser Farbe überlaufen, grünlich glänzend, Kehle weiß, mit einigen kleinen, graugelblichen Drosselflecken, die zum Theil Goldglanz haben, woraus zu schließen ist, daß die ganze Kehle diese Farbe annehmen werde; Brust und Seiten des Halses grünlich weiß, welches nach den Seiten hin eine Art von oben unterbrochenem, weißem Halsbande bildet; Brust und Bauch in ihrer Mitte weiß, Seiten der ersten kupfergrün; Seiten des Bauches und Schenkel zimmetbraun, Äster weißlich, Streifenbraun zimmetbraun, mit weißlicher Einfassung; äußerste Schwanzfeder schwärzlich mit schmetterlicher Spitze, die zweite mit kleiner weißer Spitze, die mittleren kupfergrün; Flügel schwärzlich graubraun, mit violetter Blasse. Länge zwei Zoll, neun Linien. Das Weibchen des eigentlichen *Amethystinus* beschrieb Lesson als ein Weib, Brust und Seiten grau, Ästergelenk weißlich. Brasilien.

60) *O. rubicundus Vieill.* (Ena. O. amethystinus Lesson Troch. pl. 25 erwachsenes Männchen, pl.

26 dasselbe jünger, im Übergange zum Kleide des Erwachsenen, pl. 27 jung, pl. 30 Nest und Eier, welche indessen dem Namen nach voriger Art angehören, denn es ist in der Überschrift nur vom Amethysto die Rede, da Spec. 59 lo petit Amethysto genannt). Länge 24 Zoll. Körper oben goldgrün, Kehle amethystfarben mit Goldschiller, um den Hals ein hellgraues Band, Brust grau, Schwanz mittelmäßig gabrig. Bei dem Übergange des Farbenkleides des Männchens in das erwachsene zeigt es eine weisse Binde über dem Steiß, und der Vorderhals ist hellgrau. Bei dem jungen Vogel ist Kehle und Vorderhals weiss, gesprenkelt mit Schwarz und einzelnen amethystfarbenen Schuppen, besonders auf der Mittellinie. Das Nest besteht aus Flechten, doch am meisten aus ganz schwachen Wurzeln, welche durch einander geflochten und mit Baumwolle unterwebt. Es bildet eine Halbkugel und der Rand ist besonders weich und gestützt. Die beiden Eichen waren länglich eiförmig, von der Grösse einer Bohne, das Nest selbst an dem dünnen Zweig einer Passionsblume künstlich befestigt. Brasilien.

61) *O. orthorhynchus Lesson* (Troch. pl. 28 fast erwachsenes Männchen, pl. 29 junger Vogel). Gegen 24 Zoll lang, oben goldgrün, um den Hals ein violetter Kragen, Schwanz gleichlang, breit, mit weissen runden Endflecken. Am jungen Vogel steht hinter dem Auge ein weisser Punkt und die Kehle ist weisslich mit braunen Punkten. Guiana.

62) *O. montanus Lesson* (Troch. pl. 63 Männchen, pl. 64 junger Vogel). Etwas über drei Zoll lang, Kehle amethystfarben, Schwanz keilförmig mit spitzigen Steuerfedern. Der junge Vogel goldgrün, die Kehle nur gesprenkelt. Merito.

63) *O. platycercus Swainson* (Phil. Mag. 1827. n. 6. p. 441. *O. tricolor Lesson* Collier. Suppl. pl. 14). Drei Zoll, sechs Linien lang, Schnabel schwarz, Rücken und Oberkörper goldgrün, Kehle und Oberhals vorn rubinroth, die Mitte des Halses weiss, Brust und Bauch grau, Seiten grau, mit Grün überlaufen, untere Deckfedern des Schwanzes grau, mit braunen Flammen, Schwanz oben grün, die äussern Steuerfedern braun, am Ende zugespitzt. Merito.

Ardus II. Kehle rubinroth, Körper oben goldgrün (los Rubis Lesson).

64) *O. Colubris Linn.* (Sharp Misc. f. 2. *Hil. Amerie. Ornith.* II. pl. 10. f. 3. 4. Audubon birds of Amerie. pl. 47. f. 1, 2, 3. *Pieil. Ois. d'or.* pl. 31, 32. Lesson Ois. m. pl. 48 Männchen. Troch. pl. 1 sehr alt. Männchen. Ois. m. pl. 48 bis junges Männchen. Edwards pl. 38). Diese Art ist ein Wandervogel und wohnt diejenige Zeit, welche am weitesten nördlich wohnt. Audubon sah sie schon den 10. März in Louisiana; ihre Ankunft in diesem, sowie in andern Staaten ist aber manchmal um 14 Tage später oder früher. In den Mitteleuropäern kommt sie selten vor dem 15. April, meist erst im Anfange Mai's. Der oben genannte Beobachter bemerkt, dass er nicht im Stande gewesen sei, sich selbst darüber zu vergewissern, ob die Wanderung dieser Vögelchen bei Tage oder bei Nacht

statt habe, dass er aber das Letztere zu glauben geneigt sei, da man sie den Tag über zu allen Zeiten sehr geschäftig nach Futter umherfliegen sieht, was nicht der Fall sein würde, wenn sie auch am Tage weite Flüge vornähmen. Sie durchschneiden die Luft in langen Wellenbogen, indem sie von Strecke zu Strecke in einem Winkel von 40 Grad in die Höhe steigen und dann in einem Bogen wieder sich senken; ihre geringe Grösse macht es aber unmöglich, sie ohne die größte Schwierigkeit weiter als 50 oder 60 Ellen, selbst mit einem guten Fernglafe, zu verfolgen. Eine Person, die in einem Garten neben einer gemeinen blühenden Althea steht, wird erkennen, wenn sie auf einmal das Flügelsummen dieser kleinen Vögelchen vernimmt, sie wenige Fuss vor sich schwirren sieht und ihr flüchtigen in wenigen Minuten ihr aus dem Gesichte und kein Ton mehr von ihnen zu vernehmen ist. Sie sehen sich nicht auf die Erde, sondern nur auf Äste und kleine Zweige, wo sie sich fleischlich mit allerlei abgemessenen Schritten bewegen, häufig die Flügelchen aus einander breiten, wieder schließen und mit Nichtigkeit und raschen Bewegungen ihren Fersenschwand pugen und ordnen. Besonders lieben sie es, von Zeit zu Zeit einen Flügel auszustreizen und jede Schwungfeder einzeln der ganzen Länge nach durch ihr Schnäbelchen zu ziehen, wo dann bei Sonnenschein der Flügel ausnehmend glänzend sich zeigt. Sie können den Zweig augenblicklich ohne Schwierigkeit verlassen und scheinen mit einem vortheilhaften Gesichte begabt, indem sie gerade auf eine Schwalbe oder einen blauen Steinschmäger (*Saxicola alula*) aufpassen, welche 50 oder 60 Ellen von ihnen entfernt sind, und haben diese erreicht, ehe sie es selbst gewahr werden. Kein Vogel scheint ihnen Angriffen zu widerstehen, sie selbst werden aber oft von den größten Arten Dummeln verfolgt, um die sie sich übrigens gar nicht kümmern, indem ihr reissender schneller Flug sie ihren Verfolgern augenblicklich entzieht. Das Nest dieses Vögelchens ist äusserst fein gebaut. Das Äussere besteht aus einer lichte grauen Flechte, welche sich an Baumästen oder alten Baumstämmen findet und so nett um das ganze Nest angelegt ist, dass man in einiger Entfernung von dem letztern dieselbe für einen Theil des Astes oder Stammes selbst hält. Diese kleinen Nistkastenchen verbindet der Vogel mit Hilfe seines Spitzels. Die nächste Lage nach Innen besteht aus einer baumwollenartigen Substanz, und die innerste aus seidenartigen Fasern von verschiedenen Pflanzen entnommen, alle äusserst fein und weich. In so einem Nestchen finden sich gegen die Regel, dass kleine Vögel viele Eier legen, immer nur zwei, reinweiss von Farbe und eiförmig. Drei Tage sind zum Brüten erforderlich und es werden zwei Bruten im Jahre gemacht. In einer Woche sind die Jungen flügg, werden aber noch eine Woche von den Eltern gefüttert. Sie werden, wie die Tauben, unmittelbar aus dem Schnäbel gedut. Audubon glaubt, dass die Jungen nicht früher im Stande sind, sich selbst zu versorgen, als bis sie sich mit andern Bruten vereinigen und abgetrennt von den Eltern ihre Zugsflüge beginnen; denn er sah 20 bis 30 Junge um eine Gruppe Trompetenblumen vereinigt,

wenn nicht ein einziges altes Männchen zu sehen war. Die Jungen erholten ihren vollen Fardenglanz erst im nächsten Frühjahr, obwohl die Brust des Männchens stark mit Roth gefärbt ist, bevor sie die Herbstwanderung antreten.

Wilson in seiner American Ornithology erzählt, daß man es versucht habe, diese Vögelchen aus dem Neste zu nehmen und im Käfig aufzuheben. Ein gewisser Gaster zu Fairfax in Virginien hielt ein Paar solche Vögelchen einige Monate in einem Käfig und reichte ihnen als Futter Honig mit Wasser verdünnt, den sie gern nahmen. Als die Zähigkeit dieser Flüssigkeit kleine Fliegen und Würden in Menge herbeizog, wurden sie von den Vögelchen eifrig verfolgt und weggeschluckt, so daß diese Insekten keinen unbedrängten Theil ihrer Nahrung ausmachten. Im Sommer 1803 wurde Wilson selbst ein Nest mit solchen Vögelchen gebracht, die kaum fliegen waren. Eins derselben, welches wirklich aus dem Nest her aus und auf eine Mauer stieg, fand da seinen Tod. Das andere verweigerte Nahrung zu nehmen und am nächsten Morgen fand Wilson, daß es nur eben noch lebte. Ein Frauenszimmer im Hause unterwies es, seine Weibchen zu werden, legte es in ihren Busen, und als es wieder aufleben begann, löste sie etwas Zucker im Munde auf und ließ sein Schnäbelchen hinein, wo es dann mit großer Begierde diese Nahrung einzog und auf diese Weise so weit gebracht ward, daß man es in den Käfig bringen konnte. Es ward nun über drei Monate von Wilson darin erhalten, indem er ihm täglich in Wasser aufgelöst reichte, den es dem Honigwasser vorzog; dabei gab er ihm jeden Morgen frische, mit jener Flüssigkeit besprenzte Blumen und umgab den Raum, in dem sich der Vogel befand, mit Gaze, damit er sich nicht verletzen konnte. Dieser war munter, thätig, lustig von Blume zu Blume schwebend, als ob er in seiner Wildnis wäre und drückte durch Bewegung und Zittern sein Vergnügen aus, wenn frische Blumen in seinen Käfig gestellt wurden. Der kleine Vogel ist sehr empfindlich gegen Kälte, und wenn er lange dem drückenden Einfluß der Sonnenstrahlen ausgesetzt ist, traurt er und stirbt bald. Es ward Wilson ein schönes Männchen gebracht, das er in einen Drahtkäfig setzte und in eine schattige Stelle im Hause setzte. Nachdem es einige Zeit gefastet hatte, ward das Wetter ungewöhnlich kalt, es hing sich der Vogel an das Gitter und blieb einen ganzen Vormittag in einem Zustande der Erstarrung. Kein Heben der Lungen war zu bemerken, die Augen geschlossen, gab der Vogel kein Zeichen des Lebens oder der Bewegung, wenn man ihn berührte. Wilson brachte ihn an die freie Luft, unmittelbar in die Sonne, an einen geschützten Ort. Nach wenigen Stunden zeigte sich wieder Respiration, der Vogel athmete kräftiger und immer kräftiger, öffnete die Augen und begann, wenn auch mit weniger Lebhaftigkeit als sonst, sich umzuschauen. Nachdem er sich völlig erholt, ward er der Freiheit übergeben. Er flog auf einen nahen Ast, brachte dort einige Zeit sein struppig Gefieder in Ordnung und verschwand dann wie ein Blitz.

Der reichblauflügelte Fliegenvogel, sagt Audubon (Orn. biog. p. 251) hat eine besondere Vorliebe für diejenigen Blüten, welche in ihrer Form stark röhrenförmig gebaut sind. Der gemeine Eteckapfel (*Natura Scramonium*) und die Trompetenblume (*Higononia radicans*) werden am meisten von ihm besucht, demnachst Geißblatt, die Gartenbalsamine und die wilde Balsamine (*Impatiens noli tangere*), welche an Bächen und andern fruchten Orten wächst, außerdem bietet ihm jede Blüthe, die zur Blüthe, einen Theil ihrer Nahrung dar. Diese besteht hauptsächlich in Insekten und zwar im Allgemeinen aus der Ordnung der Käfer, welche mit einer fast gleichen Anzahl kleiner Fliegen gemeinlich in seinem Magen gefunden werden. Die ersten sucht er sich in den Blumen auf, die letztern fängt er im Fluge, und es kann dies Vögelchen als ein vortheilhafter Fliegenjäger angesehen werden. Der Nektar oder Honig, den es aus verschiedenen Blumen schlürft, zur Nahrung selbst unzulänglich, dient mehr dazu, seinen Durst zu löschen. Audubon sah solche Vögelchen eingespirrt, denen man künstliche, mit Honig oder Zuckersirup gefüllte Blumen hinstellte. Sie wurden nun damit genährt, lebten aber auch nur wenige Monate und fanden sich nach dem Absterben ganz abgemagert. Andere dagegen, denen man täglich zweimal frische Blumen aus dem Wald oder dem Garten brachte, und welche in Zimmern eingeschlossen waren, deren Fenster man mit Gaze verwahrt hatte, durch welche kleine Insekten eindringen konnten, lebten zwölf Monate, nach deren Verlaufe man sie wieder in Freiheit setzte. Ubrigens war der Raum, in dem man diese Vögelchen hielt, während der Wintermonate künstlich erwärmt. Es aber gleich Männchen und Weibchen sehr zärtlich mit einander waren, so bauten sie doch kein Nest.

Dieser Fliegenvogel ist übrigens nicht so sehr an Blumen, als man zu sein pflegt. Häufig kommt er an Blumen, in den Fenstern stehen, oder er fliegt sogar in Zimmer, wenn sich solche darin befinden, und fliegt wieder zurück, so lange sie unvertieft sind. In Louisiana sind diese Vögelchen im Frühjahr und Herbst ausnehmend häufig, und wo sich nur eine schöne Trompetenblume in den Wäldern findet, sieht man sie darum verkommen, oft zehn und zwölf Stück auf einmal. Sie sind sehr freischützig und liefern sich häufig Kämpfe in der Luft, besonders die Männchen. In einer eben mit Nahrung versehenen in einer Blume beschäftigt, und ein anderer naht, so steigen beide sogleich in Spirallinien aufsteigend und drehend in die Luft, bis man sie nicht mehr sieht, beide kehren dann zur Blume zurück, aber nur der Sieger weilt bei ihr, der Besiegte fliegt vorüber.

Was den Flug betrifft, so meint Audubon, lasse sich derselbe noch am nächsten mit dem eines großen Abend-schmetterlings von Blume zu Blume schwermend vergleichen. Um sich diese Vögel aber für eine Sammlung zu verschaffen, sei nichts geeigneter, als ein gutes, wol gehandhabtes Schmetterlingsnetz.

Vom Vogel selbst gibt letzterer Schriftsteller folgende Beschreibung: Am erwachsenen Männchen ist das Gefieder dicht, oben und an der Brust schuppenförmig mit

metallischem Glanz, unten gemischt. Flügel lang, schmal, gegen das Ende etwas gekrümmt; die erste Feder die längste, der Schwanz, wenn er geschlossen, gabelig, wenn er aber ausgebreitet ist, so erscheint er in der Mitte grob, an den Seiten gerundet; die zehn Steuerfedern sind breit und die äußeren nach Innen gebogen. Schnabel und Füße sind schwarz, so wie die Iris. Die oberen Theile, die zwei mittleren Schwanzfedern mit eingeschlossen, sind grün mit Goldschiller. Schwanz und Flügel sind purpurbraun. Brust, die Seiten des Kopfes und der Vorderkopf sind purpurschwarzbraun mit Schwarz gefleckt, welches hochrot, orange und tiefschwarz schillert. Die Seiten sind gefleckt wie der Rücken, das übrige der unteren Theile ist grünlichweiß mit grüner Mischung. Die Länge beträgt 3½ Zoll. Bei dem erwachsenen Weibchen ist der Brustfleck weiß, so find auch im Allgemeinen die unteren Theile, auch die der äußeren Schwanzfedern haben weiße Spizen. Beim jungen Vogel sind die unteren Theile bräunlichweiß, auch der Schwanz hat weiße Spizen und die Federn der oberen Theile sind heller. Im Herbst zeigen sich rotte Federn an der Brust.

65) *O. rubraeus* Gml. L. (Lath. Brisson III. pl. 37. f. 4. *Picill.* I. pl. 27 unter *Troch. obscurus*. pl. 28 junge einjährige Vogel. *Tr. colicodinus* id. im Dict. d'hist. nat. *O. rubraeus* Lesson Ois. m. pl. 44 Männchen. pl. 45 Weibchen. pl. 46 junges Männchen. Mit vorigem oft verwechselt. Vier Zoll vier Linien lang. Schnabel stark, Oberkiefer ganz goldgelb glänzend, Kehle rubinroth schillernd, Steuerfedern lebhaft zimmetroth, schwarz gefleckt. Am Weibchen ist der Oberkörper goldgrün, die unteren Theile lebhaft zimmetroth, die Unterengegend weiß, hinter jedem Auge steht ein weißer Punkt, die rotte Kehle fehlt. Das junge Männchen ist dem Weibchen ähnlich, nur zeigen sich an der Kehle vorstehende Fiedeln. Gulan.

Tribus III. Kehle rubinroth, untere Körperseite gelblich (von Sauter Lesson)

66) *O. rufus* Gml. L. (*Tr. ruber* Edwards pl. 32. *Troch. collaris* Lath. *Picill.* Ois. d'or. pl. 61, 62. Lesson Ois. m. pl. 66. *Troch.* pl. 43 Männchen. Ois. m. pl. 67 junger Vogel. Colibr. Suppl. pl. 11 junges Weibchen. Suppl. pl. 12 Männchen im zweiten Jahre, pl. 13 fast erwachsenes Männchen). Nicht ganz drei Zoll lang. Schnabel gerade, dünn, rundlich, Oberkiefer bestroffen, auf dem Rücken schwach mit Gold überlaufen, am Vorderhals ein gabeliges rubinroth glänzendes Schild. Das Weibchen (nach Sauter) oben grün, die Brust lebhaft roth gefleckt, die Steuerfedern mit weißen Spizen (ist wol junges Männchen). Der junge Vogel (nach Lesson) oben goldgrün, über dem Auge ein brauner Strich, der Schwanz braun, das Brustschild rubinfarben mit Topasfarbe überlaufen, die untere Kehle graugrünlich. Am jungen Weibchen zeigt sich der Oberkörper graugrünlich, der untere hellgrün, der Schwanz ist grünlichbraun, an den Seiten mit weißen Spizen. Das Männchen im zweiten Jahr ist oben goldgrün, der Steiß rotbraun, der Körper unten weißlich, auf dem Wangen stehen einige goldgrüne Punkte,

der Bauch ist lebhaft kastanienroth. Das fast erwachsene Männchen ist ebenfalls goldgrün, die oberen Deckfedern sind kastanienbraun, die Steuerfedern braun, mit weißen rundlichen Endfiedeln, die Seiten und der Körper unten rostroth, an der Kehle stehen purpurfarbene Schuppen. Californien, überhaupt die Küste des nördlichen America.

Tribus IV. Der Kopf wie bei voriger, die Kehle rubinamethystfarben (von Anna Lesson).

67) *O. Anna* Lesson (Ois. m. pl. 74. Colibr. Suppl. pl. 7 der junge Vogel). Drei Zoll, fünf Linien lang. Schnabel gerade, dünn, etwas platt, Haube, Wangen, Vorderhals mit schuppigen amethystfarbenen Federn bedeckt, die oberen Theile goldgrün, die unteren schwach grünlichgrau, die unteren Deckfedern des Schwanzes grün mit grauen Rändern. Am jungen Vogel ist das Gefieder oben schmutzgrün, unten schiefergrau, das Halschild besteht aus sehr zerstückelenden ersten wenig vorgelagerten Schuppen. Californien.

XIX. Section. Schnabel gerade, Schwanz gerundet, Kopf rubin und Kehle topasfarbt (*Chrysolaema* Brisson, les Topazes Lesson).

68) *O. nuchatus* Lesson (Lath. Brisson III. t. 37. f. 1. *Trochilus elatus* und *guianensis* Lath. *Buff.* enl. pl. 640. f. 1. *Picill.* Ois. d'or. pl. 29 erwachsenes Männchen, pl. 30 junges einjähriges, pl. 46 junges zweijähriges, pl. 55 Weibchen, pl. 56 Männchen vor der Kaiser. *Troch. obscurus* id. pl. 28 Weibchen. *Troch. hypophaeus* und *Leucogaster* Gml. *L. Buff.* enl. 672. f. 3 jung. *Tr. carbunculus* Lath. *Picill.* Ois. d'or. pl. 34 alt. *Troch. pegasus* Lath. *Buff.* enl. pl. 344. Lesson Ois. m. pl. 52 Männchen. *Troch.* pl. 15 junges Männchen, Ois. m. pl. 53 f. 1 Weibchen f. 2 junges Männchen, pl. 54 junges Weibchen). Männchen: Schnabel und Kopf sehr verlängert und zugespitzt, der erstere ziemlich gerade, nur höchst sanft gebogen, prismenförmig dünn, an der Spitze zusammengedrückt, Oberkiefer etwas länger als der untere, sehr zugespitzt; Schnabelmurzel etwas aufgebogen, der Kinnwinkel aber ein Drittheil des Schnabels hinaus bedeckt, Oberkiefer bis über die Hälfte hinaus dicht mit glänzenden Federn bedeckt, ein sehr ausgezeichneter Charakter dieser Species; Umgebung des Auges ein Wenig nadrt; Flügel sehr lang und schmal, keine das Schwanzende erreichend; Schwanz stark, abgerundet, aber seine äußeren Federn nur wenig länger als die mittleren, Schäfte der ersten nur sehr sanft gekrümmt; Kehle sehr hart, Fiedeln nur unter der Brustbeuge ein Wenig bedeckt, übriges glatt; Feder des Körpers hart und von gewöhnlicher Art, die des Oberkopfes bis in den Nacken, sowie der Kehle bis zur Brust sind abgerundet, fester schillend. Schnabel schwarz, Kehle bräunlich, Feder des Oberkopfes von der Mitte des Oberkopfes bis in den Nacken, nach dem Lichte genannt, prachtvoll glänzend und schillernd rubinroth, in entgegengesetzter Richtung unscheinbar dunkel; Kinn, Kehle, Unterkeis und Oberkeis, im Lichte, prachtvoll orangefarben; goldglänzend, dem Lichte mehr abgewandt bräunlich oder grünlich schillernd; der sehr alten Vögeln schillert das feurige Orangefarben der Kehle

in ihrer Mitte beinahe so roth als der Scheitel, aber immer mehr goldfarbig; Rücken und Schultern dunkel kaffeebraun mit kupfergrünem Schiller, zuweilen matt, bei jüngern Vögeln; Flügel dunkel graubraun, mit violettem Schiller; Bauch und Unterbrust wie der Rücken, aber etwas bläulich, mit etwas metallischem Schiller; Steiß rothfärbend, Afterfedern weiß, Schwanz vorzüglich schön rothfärbend, alle Federn mit schwarzem Spitzenraume, die Unterflügel der Federn vorzüglich schön kupferfarbig schillern; innere Deckfedern der Flügel dunkelbraun, wie der Körper. Länge drei Zoll, neun Linien. Das junge Männchen gleicht in den Hauptzügen dem Weibchen, allein der Schwanz ist nicht rothroth, sondern bräunlich violett, die mittlern Federn mit einigen kupfergrünen Flecken, die äußern mit weißer Spitze, hinter welcher sich ein schwarzheller Fleck befindet, die Kehle zeigt in ihrer Mitte auf blas schwarzig bräunlich-graume Grunde schon einen Längsfleck von den schön goldfarbenen Federn, da an dieser Stelle zuerst der Federnwechsel beginnt. Das Weibchen ist unansehnlich. Obertheil fast und verblüthen-kupfergrün, Scheitel fast graubraun; Untertheil ohne Unterschied fast bräunlich-schwarz, an den Seiten der Brust kupfergrün, Flügel matt graubraun, Schwanzfedern rothroth, die mittlern mit breitem, kupfergrünem Saum an der Spitze und schwärzlich verlaufen, die darauf folgenden Federn mit blas schwärzlichen Spitzen, die äußersten mit weißer Spitze, hinter welcher sich ein schwarzer Fleck befindet. Länge 3 Zoll, 6½ Linien.

Der prächtige Fliegenvogel dieser Beschreibung, sagt der Prinz von Newbich, ist einer der schönsten und über einen großen Theil von Südamerika verbreitet. Er glänzt in den heitern Strahlen der tropischen Sonne unergleichlich schön, und steigt gewöhnlich mit schweifartig aufgetriebenem Schwange, sowie den Federn des Scheitels zu einem Häubchen aufgerichtet, wodurch er sich gewöhnlich schon von Fern auszeichnet. Er hat die Lebensart der übrigen Fliegenvögel, findet sich aber nicht an der Küste, sondern man muß erst die innern, höhern und trocknern Gegenden erreicht haben, um ihn zu bemerken. Dort sind viele Triften mit Gras und kurzen Gebüsch bewachsen, in deren Blumen diese niedlichen Vögel in Menge ihre Nahrung suchen. Sie kommen in jenen Gegenden ebenso wol in den Wäldern vor, als an offenen Orten. So habe ich sie z. B. nirgends häufiger gesehen, als in der Nähe von Barra da Vareda am Rio Paro, wo sie die Stämme der Goothea sompferlorens umflatterten, welche zu jener Zeit mit ihren charactistischen Blumen bedeckt waren. Man schoß mit dem feinsten Bogelbunt eine Menge dieser Vögel ab, ohne daß die übrigen sich dadurch verschrecken ließen. Das Reiz unsers Vogels habe ich nicht gefunden, doch bin ich überzeugt, daß dasselbe, sowie seine Eier, nicht bedeutend von denen der übrigen Arten dieses schönen Geschlechtes abweichen.

XX. Section. Gefieder goldgrün mit Blau überlaufen oder die Kehle aublaub, der Schwanz gleich, der Schnabel klein, dünn grade (Hylaeobaris Boie, les Saphirs Lesson).

69) O. Audebertii Lesson (Troch. coerulesus Vieill. Ois. d'or. pl. 40. Lesson Ois. m. pl. 51. Bied Beitr. IV. S. 67). Das Männchen hat die Größe von O. saphirinus. Schnabel völlig grade, etwas länger als der Kopf, an der Spitze durch die Zusammenrückung, von der Seite gesehen, ein wenig klobig, von oben gesehen mäßig breit, mäßig zugespitzt, mit flachrundlicher-kabener Gabel; Kinnwinkel wenig besiedert, bis auf zwei Dritttheile des Schnabels zuerst breit, und alsdann nistensförmig zulaufend, Bunge wie bei den übrigen Arten, Auge ziemlich stark von nader Haut umgeben, Felle glatt, nur sehr wenig unter der Fußbräuge mit Federn bedeckt; Flügel lang, stark, wenig gekrümmt, erreichen fast mehr als zwei Dritttheile der Schwanzlänge, also beinahe die Spitze, Schwanz aus breiten, starken, am Ende abgerundeten, ziemlich gleichen Federn bestehend, welche in der Ruhe über einander geschoben werden. Obertheil schwarzlich, der untere weißlich-fleischfarbig, Füßchen dunkelbraun, alle obere Theile haben sehr zerfallene goldfarbene Federn; Caputars und Flügeldeckfedern, sowie die des Unterflügels ein wenig mehr ins Goldfarbige oder Kupferrothe lebend, alle untere Theile bis zum After sind mit breit abgerundeten, prächtig grünen Glanzfedern bedeckt, die an Brust, Unter- und Seitenhälften nach dem Richte fast ins Himmelblau schillern, das Kinn ist gänzlich blau; Schwanz und große Flügeldeckfedern wie bei allen beschriebenen Fliegenvögeln, dunkelbräunlich ins Violette schillern, Schwanz glänzend stahlblau, Steiß goldgrün, Aftergegend mit einigen weissen Federn besetzt. Länge 3 Zoll, 5½ Linien. Nach den Angaben des Prinzen von Newbich hat das Weibchen oder vielleicht auch ein junger männlicher Vogel die Obertheile mehr oder weniger lebhaft gefärbt, Kehle lebhaft grün, ebenso Unterbauch und Brust, doch nicht so schön als ein Männchen, das Kinn schwarzlich, grau bräunlich weiß, Brust schön weiß gemischt, Bauch und After weißlich, Steiß grün, Kopf oben, graubräunlich, von den Seiten her einige grüne Federn, der Schwanz stahlblau, aber wenig lebhaft. In einem andern männlichen Vogel fehlen das blaue Kinn, der Schnabel war an der Wurzelhälfte rüthlichbraun. Das Weibchen ist Braßilin und Guiana.

70) O. bisolor Gml. L. (Vieill. Ois. d'or. I. pl. 36. Lesson Ois. m. pl. 49. Männchen, pl. 50 und Troch. pl. 17 junger Vogel, Troch. pl. 16 Weibchen). Drei Zoll, drei Linien lang. Schnabel schwarz und weiß, Körper oben goldgrün glänzend, ebenso auf den unteren Theilen, Aftergegend weiß, auf der Stirn ein blaues Band, ein gleiches Schild vorn auf der Kehle, Steißfedern stahlblau. Das Weibchen ist oben goldgrün, unten grau, der Schwanz stahlblau. Der junge Vogel hat die vordere Theile der Kehle und des Halses aus reinem Weiß und Goldgrün gemischt, der Unterbauch ist hellgrau, die unteren Deckfedern des Schwanzes grün. Guiana.

71) O. saphirinus L. (Lath. Tr. Oarissa Lath. Vieill. Ois. d'or. pl. 33, pl. 58. Ornismia lactea Lesson. Synops. Troch. Ornism. saphirina. Ois.

m. pl. 56. Wied. Beitr. IV. S. 61). Schnabel fleischroth oder rosenroth mit schwarzer Spitze, besonders lebhaft in der Paarungszeit, wo er oft karalleroth erscheint; gewöhnlich, jedoch selten, ist der Oberkiefer etwas bräunlich, Beine schwärzlich braun, Oberrücken und Obertheile goldgrün, sowie die Flügeldeckfedern, der Schwanz etwas bräunlich überlaufen. Kinn, Kehle, Unter- und Seitenhals, sowie die Brust, von einem schönen, nach dem Lichte grünlich und schwarz schillernden Dunkelblau, Seiten, Bauch und Schenkel goldgrün, ins Blau schillernd, Mitte des Bauches, Aftergegend und Steiß weiß, Schwanz- und größte Flügeldeckfedern schwärzlichbraun, Schwanzfedern schwärzlich, etwas blau oder violett schillernd, die äußeren mit einem bläulich feinen weißlichen Epigenaume, die mittleren gömlich dunkel kupfergrün. Länge 3 Zoll, 3 Linien. Am Weibchen sind die Obertheile goldgrün, die untere schwammig weißlich, der Schnabel rosenroth mit schwarzer Spitze, die mittleren Schwanzfedern grün; die äußeren mit weißlichem Epigenaume und mit einem weißlichen Flecken an der untern Spitze. Das junge Männchen gleicht in der ersten Zeit dem Weibchen, nachher ist graulich blau, schon blau gemischt auf dem Unterbaise, die Stirn ist ebenfalls gewöhnlich schon früher schon blau. In allen von dem Prinzen von Neuwid betreffenden Gegenden Brasiliens eine der gemeinsten Arten, der ohne Einwurf sich ten Wechungen nähert. Sie ist auch in Culiana einheimisch, dort einen schwachen einsinnigen Laut wie alle, und legt zwei kleine weiße Eier.

72) *O. lufirostris* *Hud.* (Beiträge IV. S. 64. Ornamin v. saphirina *Ois* m. pl. 55, 57). Häufig mit vorigen verwechselt. Schnabel länger als der Kopf, beinahe gerade, nur an der letzten verlängerten Spitze sanft herabgebogen, an der Wurzel sehr platt, breit und auf der Nase ganz von oben entsetzt. Kinnwinkel an der Wurzel breit, hier etwas befeuert, hernach in einer feinen Linie entgehend, Flügel lang, schwach, fast, nur sehr wenig gekrümmt, erreichen beinahe das Schwanzende. Der Schnabel sanft keraulmoth, an der Spitze schwarz, Beine dunkelbräunlich, alle obere Theile schon lebhaft goldgrün, ebenso die Brust und der Bauch bis zu den Schenkeln, Seiten des Kopfes und die Oberrücken, Schenkel bräunlich überlaufen, Kinn und oberer Theil der Kehle rothbraun, sowie die Steißfedern, der ganze Unter- und Seitenhals des Halses schon lebhaft schillernd dunkelblau, wie am vorigen, Aftergegend mit langen dichten, wolkigen weißen Federn bedeckt, Schwanz- und größte Flügeldeckfedern dunkel schwärzlichbraun, mit violetem Schimmer, Schwanzfedern einsinnig dunkelkupfergrün, ins Violette ziehend. Länge 3 Zoll, 8 Linien. Am jungen Vogel bemerkt man noch nicht von der rothbraunen Kehle, welche dagegen weißlich gemischt ist, der Unterbaise ist blau, sowie der Hinterkopf, die Steißfedern sind dunkel schwärzlichgrau, flachblau glänzend. Nach dem Prinzen von Neuwid in Brasiliens, seltener als der vorige, besonders an den Klümen der Corica-Edm.

73) *O. cyanogarys* *Wied.* (Beitr. IV. S. 70. *O. Wiedii* *Lesson* *Colibr.* Suppl. pl. 26. *Edwards* *N. Gess.* d. W. u. S. Brill. Section. VI.

Gl. 360. f. 1). Schnabel und Beine schwärzlich, der obere an der Wurzel des Unterkiefers weißlich, Obertheile matt goldgrün, mit kupferlichem Schiller, Schwanzfedern dunkelbraun mit violetem Schiller, Schwanzfedern dunkel flachblau mit kleiner lebhaft grüner Spitze, alle Untertheile sehr lebhaft prächtig grün, je nach dem Lichte ins Blau und Gelbfarbene schillernd, das Kinn schon blau wie am Auduberti, Aftergegend weiß, Steiß grün. Länge etwa zwei Zoll, drei Linien. Das Weibchen gebildet wie das Männchen, allein an den untern Theilen weißlich gefärbt, Seiten der Brust und des Leibes mit grünen Federn besetzt. In Brasiliens in manchen Gegenden nicht selten.

74) *O. Atala* *Lesson* (Troch. pl. 42). 24 Zoll lang. Glänzend goldgrün, Unterbauch weiß, Schwanz fast gleich, tieflau. Brasilien.

75) *O. viridissimus* *Linne* (Lath. nicht der neuen Autoren *O. prasina* *Lesson* *Ois* m. pl. 65). Zwei Zoll, acht Linien lang. Schnabel spitzig, das ganze Gefieder grün mit Goldglanz, Aftergegend weiß, Steißfedern einsinnig tief indigoblau. Brasilien.

XXI. Section. Schnabel kurz, gerade, dünn, Schwanz zugrundet, grün, Kopf und Hals querdou (les Bleus *Lesson*).

76) *O. lucidus* *Show* (General Zool. Birds VIII. pl. 1. Troch. leucotis *Vieill.* Tr. *lanceocrotaphus* *id.* Troch. *melanotus* *Swainson* Phil. Mag. 1827. a. h. p. 441. *Lesson*, *Ornithia* *Araceli*. *Ois* m. pl. 9 Männchen. *Colibr.* Suppl. pl. 27 Weibchen). Drei Zoll lang. Schnabel an der Wurzel gelb, an der Spitze, Kopf braunviolett, Stirn, Kehle und Wangen querdou, Vorderhals smaragdgrün, hinter dem Auge ein weißer Streif, Seiten und Unterbauch goldgrün, wie der Rücken. Am Weibchen der Schwanz schwammig und graulich, der Rücken goldgrün, glänzend, die untern Theile graulich, hinter dem Auge ein weißer Streif. Brasilien.

77) *O. cyano* *Vieill.* (Dict. d'hist. n. *Lesson* *Ois* m. pl. 71 Männchen. *Colibr.* Suppl. pl. 23. Troch. pl. 22 junges Männchen im Übergange zum aufgefärbten). Drei Zoll, vier bis fünf Linien lang. Schnabel kegelförmig, mit schwarzer Spitze, Kopf blau, Vorderhals aus Graubraun und Ultramarin gemischt, Kehle mit einem himmelblauen, kupferglänzenden Schilde, über dem oberen Kupfergrün, steil kupferroth, Steißfedern flachblau, Unterbauch grau, Aftergegend weiß. Am jungen Männchen zeigt sich der Körper oben goldgrün, auf dem Steiße kupfergrün, Kehle und Vorderhals grau, mit querdouen Punkten, Bauch graulich. Wenn es aber im Übergange zum aufgefärbten begriffen, ist es oben goldgrün, mit einigen querdouen Schuppen auf dem Hinterkopfe; der Vorderhals ist kegelig, mit blauen Schuppen. Brasilien.

XXII. Section. Schnabel schwach gebogen, Schwanz aus zugespitzten goldgrünen Steißfedern bestehend (les Chrysos *Lesson*).

78) *O. Oenone* *Lesson* (Colibr. Suppl. pl. 30). Drei Zoll zehn Linien lang. Kopf und Hals purpur-

blau, Körper oben und unten gelbgrün. Schwanz stark goldig zinnoberroth. *Acridod.*

79) O. *chrysos Lesson* (Colibr. Suppl. pl. 4). Drei Zoll, sechs Linien (das Männchen). Oben gelbgrün, der Schnabel gelb, das Kinn rostroth, Hals und Brust gelbgrün, Bauch grau, Schwanz rein glänzend. Brasilien.

XXIII. Section. Schnabel kurz, nadelförmig, gerade, dünn, die Federn des Halses in fächerförmige Diederbüchel verringert, Schwanz mittellang, gerundet (Lophornis *Lesson*, les Coqueals! *Bellatrix Boie*).

80) O. *ornatus Linn. Gm. (Lath. Buff. an. 640. l. 3. Viell. Ois. d'or. l. pl. 49, 50, 51. Lesson. Ois. m. pl. 41. l. 1 Männchen, l. 2 Weibchen. Troch. pl. 24 sehr junges Männchen). Zwei Zoll, einige Linien lang. Schnabel klein, gelb, an der Spitze schwarz, Stirn und Kehle smaragdgrün, auf dem Kopf ein Hauch von dünnen, verlängerten rostfarbenen Federn, an den Seiten des Halses stehen zwei Büsche langer, rostrother Federn mit grünen Spitzen, der Körper ist goldgrün; auf dem Steiße steht ein weißer Gürtel, der Schwanz ist rostroth, die zwei mittlern Steuerfedern sind grün. Dem Weibchen fehlt die Haube, der Oberkörper ist goldgrün, der Vorderhals rostroth, der Schwanz rostroth und grün. Der ganz junge Vogel ist unten rostroth, oben goldgrün, der Kopf rostfarben, die obern Deckfedern des Schwanzes schön violett. Guiana.*

81) O. *Gouldii Lesson* (Troch. pl. 33). So groß wie voriger. Haube rostroth, die Halsfedern schmal, weiß, mit schwarzgrünen Spitzen, Kehle glänzend goldgrün. Vaterland?

82) O. *magnificus Vieill.* (Nouv. Dict. d'hist. n. Troch. *decaurus Lichtent.* Doubl. Catal. Tern. pl. col. 229. l. 2. Colibri *Helios Spix* Spec. nov. Av. t. 82. l. 2. *bleph. O. stromaria Lesson* Ois. m. pl. 42 Männchen, pl. 43. l. 1 Weibchen, l. 2 junger Vogel). Schnabel gerade, kaum länger als der Kopf, sehr pfriemenförmig zugespitzt, an der Wurzelhälfte ein wenig platgedrückt, mit nur sehr wenig nachgehobener Spitze, hinter der Spitze ein wenig zusammengedrückt, auf der Spitze bis gegen das Ende der Nasenhöhle befindet, Kinnwinkel schmal bis auf zwei Drittel der Schnabellänge verlängert, und bis gegen das Ende der Nasenhöhle befindet, Zunge wie weiter oben beschriebene, lang, lebhaft und rund, Füßchen sehr zart, Kerse nur wenig befiedert, aber von den Schenkel Federn bald bedeckt, Flügel lang und hart, Schwungfedern wenig gekrümmt; sie reichen gestaltet über zwei Drittheile des starken, breiten Schwanzes hinaus, dieser ist ziemlich gleich, die mittlern Federn nur sehr wenig kürzer als die äußern, dabei breit und unten abgerundet, auf dem Kopfe ruht dieser kleine Vogel eine gewöhnliche niederliegende Haube von verlängerten Federn, die über den Hinterkopf um drei Linien hinausreichen, und im Aspect als ein harter, gewöhnlich etwas zugespitzter Buckel aufgesetzt werden; Kinn, Kehle und Unterhals sind mit sehr feinen Schillerfedern bedeckt, der übrige Körper mit gewöhnlichen Federn, an jeder Seite des Halses steht ein keisen, absteigendes Kraus von breiten, vorn sanft runde

lich abgeflüpften, sanft Linien langen Federn, welche in der Ruhe seitwärts den ganzen Hals bedecken, im Aspect aber aufgerichtet werden, und den Vogel alsdann etwas mehr zieren. Der Schnabel ist rostroth, mit einem kleinen schwarzen Spitzchen, Beine dunkelgrau braun, Stirnrand über dem Schnabel, Flügel, Hals, Kinn, Kehle und Unterhalsfedern prachtvoll grün, im Lichte vortheilhaft schillernd, Scheitel und ganze Haube lebhaft rostroth, die langen Federn des Halskraus sind weiß, mit einem harten, schön grünen Spigenhaume, die zunächst an der grünen Kehle stehenden sind zum Theil rostroth mit grünem Saume, doch wird die rostrothe Farbe an dieser Stelle nur wenig bemerkt; an der Brust stehen einige weiße Federn, übrige Untertheile bräunlich, dunkelgrün, stark kupfergrün überlaufen und gescheckt, die einigen Individuen, wahrscheinlich recht alten, an Unterbrust und Mitte des Bauches bedinnde ganz kupfergrün, Becken und Gegend um das Auge bräunlich, alle andere Theile goldgrün, ebenso die Flügeldeckfedern; zwischen Rücken und Unterhals befindet sich meistens ein weißlicher Querstreifen, Schwungfedern dunkelbraun, etwas violett fahelnd, Schwanzfedern rothbraun, die beiden mittlern nur an der Wurzel, übrigens kupfergrün; die übrigen Federn haben an der äußern Spitze einen harten kupfergrünen Saum, Steiß rötlichbraun, Länge zwei Zoll elf Linien. — Weibchen: Der Prinz von Reuvid meint, das dasselbe ziemlich mit der Färbung des jungen Männchens übereinstimme, nur werde der Oberkopf, statt rostroth, goldgrün, wie der Rücken, gefärbt sein. Besson gibt an: Keine Haube und ebenso wenig ein Halskraus, die Färbung überhaupt schmutzig, Stirn und Kehle lebhaft rostfarben, Brust und Unterhals rauhbraun. — Junges Männchen: Die Haube fehlt gänzlich, ebenso der Halskraus, Schnabel schwarzbraun, Scheitel rostroth, Kehle grün mit rostfarbenen Rändern, Seiten des Kopfes grün und rostfarben gemischt, Oberhals und Rücken goldgrün, Rücken vom uropygium durch eine weißliche Linie getrennt, letzteres etwas kupferförmlich glänzend, mittlere Schwanzfedern grün, Spitzen derselben dunkler, die übrigen rostroth mit goldgrünen Spitzen, Bauch bräunlich grau, After weiß. Ein anderes junges Männchen: Hier war nur die Stirn rostroth, der weiße Rückenkraus etwas mehr gelblich, vielleicht Geschlechtsunterschied. (Wied.)

Der Prinz von Reuvid sagt: Der Fliegenvogel mit dem weißen und grünen Halskraus scheint über einen großen Theil von Brasilien und selbst von Südamerika verbreitet zu sein; denn er wurde aus La Guayra gesandt. Seine erste Bekanntschaft machte ich unweit Rio de Janeiro an dem kleinen Flusse Quagindiba unweit Praya Grande, wo diese Vögel im Monat Juli und August auf einer Lärche unterkriechen, welche mit Farnen Gräser und den blühenden Gesträuchen des *Aucouplum caruana* bedeckt war. Hier erlegte ich den jungen Vogel, fand aber später im Campo Geral, zu Pato an den Grenzen der Provinzen Bahia und Minas Gerais diese Species ziemlich häufig, wo sie besonders in den Apalinschnitten und Vertiefungen an den mit den

oder grüulich, meist mit hellern Längsflecken und Punkten auf jedem Seiten. Ihre Verwandlung erfolgt unter der Erde oder auf derselben unter leichtem Gewebe. Eine der bekanntesten europäischen Arten, welche als Lepus gelten kann, ist:

O. instabilis Fabricius (Hübner Noct. t. 35. l. 165. Männchen. Esper, Schmetterlinge. IV. t. 177. f. 4; t. 151. f. 2, 3 als Noct. triginta, contracta und instabilis. Rötzel, Insektenbeobachtungen. I. 1853. Die Mantelrute).

Dieser sehr bekannte Schmetterling durchläuft alle Stufen vom fleischigen Larvenstadium bis zum fliegenden, der Farbe von Noctua olivacea gleichenden Rothbraun, und setzt zuweilen ganz ins Dörstelbe oder Rothfarbige aus, so daß er die Namen instabilis, inconstans u. von sich selbst und verdient. In Größe gleicht er ungefähr der Mon. Pisi. Kopf und Rücken sind stark wollig, von der wechselnden Farbe der Vorderflügel, mit eingemischten hellern oder dunklern Haaren. Die Flügel sind braun, an der Wurzel weiß, beim Männchen mit starken Zähnen. Die Hinterflügel sind aschgrau, gelblich oder röthlichgrau, stets heller als der Rücken. Die Füße sind grau oder braun, gelblich gefleckt. Die Hinterflügel des Männchens und die kleinen zu beiden Seiten stehenden Haarbüschel sind rothfarbig. Die Vorderflügel haben einen gestrichelten Außenrand, bald verlorene, bald deutliche Querlinien, und eine besonders scharfe, zu beiden Seiten nach Innen gebogene, sonst sanfte Adenlinie. Die beiden Rachen sind gewöhnlich gelblich begrenzt, die rundliche Fühler des Hinterleibs mit einem Theile schwarz gefärbt. Hinter der Rachenmaße steht eine Reihe schwarzer Punkte. Zwischen den Rachen geht eine in der Mitte nach Außen geschweifte rothfarbige oder schwärzliche Binde durch. An der Adenlinie nach Innen hängen zwei vermischte dunkle Flecke, nämlich am Anfange, vor der Mitte und am Ende. Die Fugen sind heller als der Grund, gezähnt, mit einer Punktreihe und einer feinen hellen Linie eingefast. Die Hinterflügel trifft man aschgrau, rothgrau oder schwärzlich behaßt, mit einem starken Mittelflecken und dunkler gegen die gelb- und rothgrauen Fugen. Auf der Unterseite sind alle Flügel hellgrau mit einem adwärts in Punkte sich auflösenden Bogenstreif und starken, meistens hohlen Mittelflecken. Der Außenrand hat mehr Glanz und ist heller, der Abwärts ist fast unbehaart. Man trifft die Raupe in den Monaten Mai und Juni auf Rässen, Linden, Eichen und mehreren Obstdäumen. Rötzel fand sie zuerst auf Rössen. Ghorbert Meyer in Hüpf's Magazin a. a. D. nennt sie: „Die grüngelbe Raupe mit unflüchtigem Rücken und gelben Seitenstreifen, aus vier Reihen sehr kleiner, gelber Punkte. Der Kopf nämlich und der ganze Körper sind meistens grüngelb. Über den Rücken geht ein grüner, unflüchtiger Streif, und auf jeder Seite ist ein gelber, breiter Streif. Außerdem stehen auf dem Körper vier Reihen kleiner gelber Punkte. Vor der letzten Häutung ist der unflüchtige Rückenstreif gewöhnlich nicht vorhanden.“ Ghorbert Meyer nähte auch eine Raupe, welche über jedem Seitenstreife noch eine grüne Linie

hatte, und bei der ausgewachsenen Raupe fanden sich auf dem Rücken statt des unflüchtigen Streifes drei gelbliche weiße Linien. Sie wuchs zu einer rothbraunen Puppe, in der die Phaläne sich noch vor dem Winter ausbildet. Einige wägen Frühlingstage, erst schon der Sonnenschein im Februar, veranlassen dann ihre Entfaltung. Sie wohnt überall in Teufelskand und mehreren Bäumen immer fast häufig. (D. Thon.)

Orthosia, f. Orthosia.

ORTHOSTOMEN R. Br. Eine Pflanzengattung aus der ersten Abtheilung der vierten Linné'schen Classe und aus der Familie der Gentianaceen. Gr. ae. Der Stiel röhrig, vierzählig; die Corolle mit kurzem, vieltheiligem Saum und nacktem Rachen; die Staubfäden in der Corollenhöhle angewachsen; der Griffel einfach mit zwei knospenförmigen Narben; die Kapfel halbweisfächerig, vielsamig. Die einzige bekannte Art, O. erectum R. Br. (Prodr. l. nov. Holl. p. 454, Exaemum Roth nov. sp. p. 83), wächst als ein kleines, aufrecht stehendes mit eiförmigen, dreierzigen Blättern, von denen die untern gestielt sind, und mit Doldentrauben, welche am Ende des vieredigen Stengels stehen, in Hindien und Neu-holland. Dieses Pflänzchen sieht einer Erythraea sehr ähnlich, unterscheidet sich aber, nächst der Zahl der Blüthenzweige (bei Er. fünf), besonders dadurch, daß die Ähren aufrecht stehen bleiben, während sie sich bei Er. nach der Befruchtung scheinbar strecken. (A. Sprengel.)

ORTHOSTOMA Ehrenberg (Holmstuth). Im Fasc. I. der Symbolae physicae (animalia evanescens) als eine neue Gattung der (sogenannten) Eingeweidewürmer aufgestellt. Sie gehört zur Gattung und ist charakteristisch: Corpus iocum, elongatum, molle, proterum, nudum (utrinque obtusum, aequabile); tubus cibarius simplex, rectus, ore anoque terminalibus oppositis; apertura genitalis distincta nulla; ocellorum vestigia nulla. Die Art O. pellucidum — semilineare, hyalina; pellucidum, ani plicis vermiciformibus 4 ad 5 ist Phytocora tab. 5. f. 1. abgebildet. Es heißt von ihr: In aquis Nili Domogolae inter Conservas cum Polygisticis et Rotatoriis, nos non cum Acolozomato Hemphrii lectum animalculum. Animal + lineam longum, 1/2 lineae latum, nunc lineare margine integro, nunc margine undulatum, nunc nodosum, nunc bis, ter, quater constrictum. Praeter tubum cibarium distinctum, laeum (ob partium omnium perspicuitatem) nullum viscus cernitur. Corpus intus celluloso. Tubi intestinalis pars anterior diaphana (oesophagus) subito in tubum dilatatum, materia turbida repletum abit. Ex apertura anali animal excrementa dejicere et oris aperturam subrotundam, internam vidimus. Semel post ejectas faeces ex ano cirrurum brevium coronam emorgere observavimus. Nataali imperitum repit et nudo oculo conspicuum est. (D. Thon.)

ORTHOTETES (Palaepol.), (von ὀρθός, grade Richtung), nennt G. Fischer von Waldheim ein fossiles Buchelgenus, welches mit dünner Schale versehen, den Geschlechtern Planura und Pedum verwandt,

aber durch einen geraden linienförmigen Luerindruck, den das Schloß der einen Klappe darbietet, bezeichnet ist. Dieser Eindruck ist in der Mitte unterbrochen durch eine tiefe Einkerbung, welche durch eine Verlängerung des Schloffes, wie mit einem Dache bedeckt wird, welches selbst über die Fläche des Klappenrandes herausragt und sich an die Oberflache anpassend scheint. Im Innern der Klappe setzt jene Verlängerung in Form einer geraden und rinnenförmigen Rille fort. Der Muskeleindruck ist tief, sehr groß, kreisrund, gestrichelt. Der Rücken des Schloffes ist hoch, wie gekrönt und gegliedert. Die einzige Art, von *Paltrino* kammend, ist uns, wie die Formation, nicht näher bekannt, wie wir denn überhaupt diese Noth nicht unmittelbar aus der Quelle zu schöpfen im Stande waren, daher wie auch über die sonstige Verwandschaft des Geschlechts keine eigene Ansicht darzulegen im Stande sind *).

(H. G. Brown.)

ORTHOTETES (Mollusca). Eine von Jätker (Bulletin de la Soc. de Nat. à Moscou. I. p. 375) jedoch nur auf eine Schale begründete zweifelhafte Notizengattung, deren Stellung im System daher ganz zweifelhaft ist. Die Schale ward von Coenx zu *Paltrino* gefunden, und die Gattung ist mit folgenden Worten charakterisirt: *Coquille libre, subrégulière, plate, subéquivalve, subéquilaterale. Charnière droite et transversale. La valve operculaire offre une impression articulaire droite interrompue au milieu par un anfractement profond, qui est convert par un prolongement de la charnière comme par un toit qui avance méme au delà du plan de la valve et paraît s'adapter à la valve supérieure. Cette apophyse ou un prolongement avancé en dedans de la coquille en une arête droite et canaliculée. L'enfoncement pour l'attache du muscle est très grand, circulaire et rayonné. Le dos de la charnière est aplati, lisse et comme soie et poli. Cette coquille offre quelque ressemblance avec les genres *Placuna*, *Pedum* etc. Il y a même un canal creusé, dans la dos de la charnière, ce qui peut montrer quelque analogie avec la dernière. Elle est au resto presque aussi mince qu'une Anomie, mais très régulièrement aplatie et rayonnée.*

(D. Thon.)

ORTHOTOMUS Horsfield (Aves). Eine Vögelgattung aus der Familie *Cathartidae* *Leach* oder *Anthomyi Bonaparte's* aufgeführt in *Transactions of the Linn. Soc. XIII. p. 165* (1821), von Guvier und dessen Übersetzer Voigt überausen, auch sonderbarer Weise von Lesson in dessen *Traité d'Ornithologie*, aber aufgenommen in dessen *Manuel*! Die Kennzeichen sind angegeben: *Rostrum medioce, rectum, subdepressum, basi triquetrum, attenuatum: culmine basi carinato, versus apicem leviter arcuato. Mandibula*

*tomis rectissimis. Nares basales, magna, superne membrana clausae, inferne rima longitudinali apertae. Alae: remiges, 1 spuria, 2 et 3 abrupte longiores, 4-8 longiores subaequales externae emarginatae, ceterae gradatim breviores cuneatae. Pedes subelongati. Digulus exterior a medio ad basin connexus: hallux validus. Ungues compressi acutati acui, postico medio duplo majore. Acropodia subulata. Es ist a. D. nur eine Art beschrieben, *O. aspinum*, bei den Japanesen Chigle, vier Zoll lang, olivenbräunlich; Kopf und Schienen rötlichbraun, Schwungfedern braun, Kehle und Brust schwärzlich, Unterleib gelblich. Lebensart der *Certhia* ähnlich. (D. Thon.)*

ORTHOTONA (*Ophiorhiza*), oder „mit dem großen Accent gesprochen,“ nennt man in der griechischen Grammatik die Wörter, in denen der Accent auf dem Worte selbst steht, die für sich selbst betont werden, und setzt ihnen entgegen die *hyporhiza* oder die kleine Zahl ein- und zweifelhafte Wörter, die ihren Ton auf das vorhergehende Wort werfen, dem sie sich dadurch in Sinn und Aussprache anschließen. Vergl. *Encliticae*. (H.)

ORTHOTRICHUM. Diese von Hedwig (*Rauhe moose* II. S. 111) gestiftete Gattungsgattung aus der Familie der Laubmoose und aus der 24. Linne'schen Classe hat zum Charakter: eine elliptische oder ablange Kapselform; die Fruchtblasse meist am Ende stehend, oft sehr kurz; der Rindungsbeleg doppelt, der äußere aus 16 freien, später häufig zurückgeschlagenen, gespaltenen oder gedoppelten Zähnen, der innere aus meist nach Innen gebogenen Wimpern bestehend, welche auch zuweilen fehlen (*Macromitrium* *Brid.* *man. muse.* p. 132. *Bryol.* I. p. 306. *Schwägr.* suppl. II. p. 35. t. 111); der Kapseldeckel ist kegelförmig, oft pfriemenförmig; die Haube mühsenförmig, nach oben haarig oder nackt, an der Basis zerlegt. *Uloa* *Mohr* (*Brid.* *man. p. 112. Bryol.* I. p. 298) und *Leiothea* *Brid.* (*Bryol.* I. p. 304) sind nicht wesentlich verschieden. Gegen 50 Arten dieser Gattung sind bekannt, welche über die ganze Erde verbreitet, besonders auf Baumstämmen und auf Felsen vorkommen. In Deutschland finden sich folgende sechs Arten dem häufigsten: a) mit 16 Wimpern des innern Peristoms 1) *O. affine* *Schrad.* (*Engl. bot.* 1323. *Sturm*, *Zeitsch. fl.*, hierher gehören *O. steinum* *Schwägr.* suppl. t. 49 und *O. pumilum* *Sv.* *Engl. bot.* 2168. *Sturm* a. a. D. *Schwägr.* t. 50), 2) *O. obtusifolium* *Schrad.* (*Schwägr.* t. 50. *Sturm* a. a. D.); b) mit acht Wimpern 3) *O. crispum* *Hedw.* (*Stimp.* II. c. 35. *Engl. bot.* 996), 4) *O. diaphanum* *Schrad.* (*Engl. bot.* 1324. *Fl. dan.* 1420. *Schwägr.* t. 55. *Sturm* a. a. D.); c) ohne Wimpern 5) *O. eupulatum* *Hoffm.* (*Schwägr.* t. 55. *O. anomalum* *Engl. bot.* 1423), 6) *O. anomalum* *Hedw.* (l. c. t. 37. *Fl. dan.* 1420. f. 2. *Sturm* a. a. D.). (A. Sprengel.)

Orthogoriscus, *Orthogoriscus*, f. *Orthogoriscus*.

ORTHROS, der Hund des Heronens, eine Ausgeburt der Vermählung des Sturmwindes Typhon und des Schlangenhais Echidna, Bruder des Kerkubos, der irdischen Hydre und der Chimära (*Hesiod. Theog.*

*) Jätker v. Waldheim im Bulletin de la Société des Naturalistes de Moscou (Moscou 1825). I. 575. *De Firsac*, Bulletin des Sciences. nat. 1850. XLII, 144, 145. *Bibliothèque universelle*. 1850. Août. (Science et Arts) XLIV, 412-16. *Beilage für Mineral.* 1851. S. 395.

309 sq.), erzeugt mit der Chimära, die Ephyra und den nematischen Löwen (ibid. 326 sq.), selbst zweifölig (Apollod. II, 6, 10, wie sein Bruder Kerkeros nach Eginen dreifölig, nach Androm funfhölig), während beim Geryoneus und dessen Rinderhirten Eurysion in dunkler Stellung jenseit des Ikonos in der umflossenen Gephira, wo ihn, wie den Karpion und Geryoneus, Herakles erschlägt und die von ihm getödteten Rinder wegzieht (Hes. Th. 293. Apollod. I. e.). Im bedeutungsvollen unter ähnlichen Erwähnungen des Diktros ist die in der Abogonie des Hesiodos, und in dieser fällt auf namentlich die Zusammenstellung der Hunde Kerkeros und Kerkeros (die auch Schol. Apollon. IV, 1369 hervorgehoben wird); dieser der vielföhlige Hund des Hades, dessen Rinderherden der Hirt Menestes in der Nähe weidet (Apollod. I. e.), jener der wenigstens bei den Epikürern zweiföhlige Hund des dreiföhligen Geryon in der rühmlichen Insel, aber auch in dunkler Stellung. Dort in der Nähe sind noch Hesiod auf die Hesperiden mit ihrem von der furchtbaren Schlange bewachten Apfel, dort auch die Geryonen, aus deren Blute Geryons Vater Eurysion hervorgegangen, im letzten tiefsten Dunkel der Nacht, dort die Wohnungen von Tag und Nacht, von Schlaf und Tod, von Hades und Persephone, dort das Haus des Eter, die Quellen des Letars und die Grenzen und Enden aller Welt. Da nun im altentümlichen Gebrauch als Behälter heiliger Heerden vorzugsweise der Sonnen Gott gedacht wird, so Geryoneus' heiligen Eigentum des Sonnengottes selbst gewesen sein sollen (Apollod. I, 6, 19), da das rühmliche Geland Ephyra eine Erinnerung an die Abenteuere oder Morgenröthe nicht abweisen kann, da Kerkeros als Hund des Dunkels und Todes ihm entgegensteht, so ist die Bedeutung des Morgenhundes als Wächters der Sonnenherden im Gelande der Abenteuere deutlich als die, daß der Morgen der ewig wake ist, und die zweiföhlige Gestalt mag außer der Verdoppelung der Stärke ihren Anlaß darin haben, daß der Morgen selbst sowohl der Nacht, als dem Tag angehört. Daß die Sonnenherden dem Hades nahe wären, kann so wenig auffallen, wie daß dort auch der Tag sein Haus hat, daß der Morgenhund seine Stellung, dat in der Abenteuere, so wenig, wie daß bei Homer die Wohnung des Morgenlichts sich im fernsten Westlande nach am Hades auf der Insel Aios findet (Od. XII, 3); Hesiod stellt dort die Wohnungen und Urquell aller Naturmächte zusammen. Daß die vom Morgenhunde gebähten Rinder dem Sonnengotte gehören, davon zeugt sich noch eine Spur in der Sage, nach welcher dieser dem Herakles seinen Reich, in dem dieser nach Ephyra schiffte, nicht gewillig, sondern gewinnig, als jener ihn mit dem unersättlichen Pfeilschusse bedrückt, adtritt (Pausanias Clem. Cohort. 31 und Pherekydes Athen. XI, 469), wie denn auch Antimachos einem Sonnenpala auf Ephyra ansetzt (Athen. I. e.). Wenn nun Diktros so wesentlich sich auf den Sonnengott bezieht und die Bedeutung seines Namens klar vorliegt, so ist wenn der Diktrosgrund für Hesiod, ihn in den Weisen zu versehen, sich deutlich aufzeigen läßt in

der Vereinigung aller jener Geheimnisse und heiligen Begehungen daseibst, auch nicht zu leugnen, daß wenn dem ordnenden Dichter die Ansehung im Wesen nicht schwer fiel, diese Annahme doch schwerlich unmittelbar in der Volkshandlung sich bilden konnte, worin die Sage zuerst entstand, und es ist daher wahrscheinlich, daß die Dithyrische Argonautik, wenn sie Ephyra der Kolchis im Ekin ansetzt (B. 1086), darin aller Überlieferung folgt, so daß ursprünglich der Morgenhund die Sonnenherden im Morgenlande weidete, und Hesiod seiner Veranlassung zu Liebe aus dem Gelande der Morgenröthe das der Abenteuere machte, wiewohl, vielleicht eben wegen dieser Veranlassung, der Weisen nicht ausdrücklich genannt ist, und nur theils aus der Erwähnung der dunklen Stellung, theils aus den vorher genannten Umgegend, die alle in dem Wesen geborgen, sich schließen läßt. Damit stimmt überein, daß (ebenso Diktros' Mutter Ephyra im Ekin bei der Trimeren bußt, als auch die Chimära nur im Ekin angelost wird, und Pisanor die Ephyra aus dem Ekinen bezieht. Außerdem ist in Hesiod Darstellung zu bemerken, daß wie Diktros dem Sonnengott, Kerkeros dem Hades dient, so die Hydr und der Löwe der Hera nach Hesiodos selbst, die Ephyra derselben nach Pisanor. Wie Herakles nun jene beiden überwältigt, so auch die Hunde des Sonnengottes und Todengottes, in allen diesen Thoren Eingriffe in das Eigenthum der Götter vollbringen, die selbst Geryoneus, der Schallröthe des Donners, des Sohns des Goldschweids und der Schönwelle, durch seinen Vater abstammend von dem Geryonen, den um die Quellen des Letars gestrigen Schauern, die jetzt den Göttern dienlich sind, am Sturmlichte des Donners Zeus, nicht zu rächen vermag, sondern neß seinen Rinderhirten, dem Weltwachtenden, vom Heros erschlagen wird, während sonst Zeus' Donnergetosch unschlagbar jede Verletzung göttlichen Eigenthums ahndet. (Dieser Grundgedanke der Sage ist nachgewiesen: Äg. Schulz. 1833. II. Nr. 45 sq.). Die Epikürer erwähnen den Diktros hier und da, Theophrast ihm zu seinen zwei Hundköpfen noch sieben Dronköpfe (Izeta. Lycophr. 653). Geryoneus' grimme Hunde, jütend von Herakles, erwähnt Pindar (Iachm. I, 15. Vergl. Schol.). Eine weitere Aussprache nannte den Hund Diktros (Eustath. II. XXIV, 316 und Od. XXIV, 465. Hygin. f. 30. Sil. Ital. XIII, 845), wo die Lesart schwankt zwischen beiden Formen. (Klaimen.)

ORTI ist ein Städtchen, welches ungefähr 1100 Einwohner zählt, die sich fleißig mit Seidenbau beschäftigen und liegt in einem Thale von Agrumen in der Provinz Calabria ulteriore I. des Königreichs Neapel (Eisenen.)

Origina Faull., f. Loana.

ORTIGUES, eine Art französischer Pachtelwand aus dem ehemaligen Languedoc. (Karmarch.)

ORTIGUES (Annibal d'), oder Lortiques, französischer Dichter, geb. zu Apt in der Provence 1570. Sein Vater, Paris d'Ortigue, gehörte zu einer alten adeligen, aber armen Familie, von dessen drei Söhnen Annibal der zweite gewesen zu sein scheint. Dieser er-

wählte die militärische Laufbahn und diente während der Eigue mit Auszeichnung in der königlichen Armee, machte mehrere Feldzüge zu Land und zu Wasser, besuchte fast alle östereuropas, von denen er ziemlich treffende, aber satirisch gehaltene Portraits *) entwarf, namentlich die von Paris, London, Brüssel, Lissabon, Rom und Florenz. Von Belohnung für seine während der Eigue und späterhin dem Staate geleisteten guten Dienste erhielt er von Ludwig XIII. durch Decret vom 29. Aug. 1636 die confiscirten Güter eines gewissen Charles Negre. Er lebte wenige Jahre darauf unverehelicht, von seinem jüngeren Bruder Balere stammt die noch jetzt in der Provence lebende Familie. Seine Schriften sind: La Trompette spirituelle (Lyon 1609. 12.). Poesies diverses, où il traite de guerre, d'amour, gaité, point de controverses, hymnes, sonnets etc. (Paris 1617. 12.); die bedeutendsten Stücke darin sind: Apologie des femmes gegen Juvenal, les armes d'Achille, l'Ortis (mit dem Motto: si tangas, soriet), les Prosopopées, oraison funèbre du carnaval, l'amour fatal de Cesarin Suard de Mars et d'Olympe, hymne à la pauvreté. Le desert du sieur de Lorigues sur le mépris de la cour (Paris 1637), ein philosophisches Gedicht in 12 Gesängen in Sapphon. (Biographie universelle. T. XXXII. p. 182 sq.) (H.)

ORTJE, eine Scheidemünze, soviel als zwei Deut, oder ein Viertelsüber, ungefähr 1½ Pfennig ¹⁾. Die ostfriesischen Drijsen galten soviel als 2½ Bitten. Zu Embden, wo nach Reichthalern zu 27 Schas oder 34 Stüver und nach Gulden zu 20 Stüver à 10 Bitten gerechnet wird, machen 2 Drijsen oder 5 Bitten 1 Sphers, 1½ Sphers oder 3 Drijsen 1 Groot, 1½ Groot oder 2 Sphers oder 4 Drijsen 1 Stüver, 2 Stüver oder 8 Drijsen 1 Schaap, 1½ Schaap oder 12 Drijsen 1 Hinderde, 2 Hinderde oder 24 Drijsen 1 Schilling. Auf 1 Rthlr. gingen ²⁾ 216 Drijsen. Diese sind soviel als

*) Als Probe mögen folgende Verse dienen, die das Ganze über den französischen Hof:

Valer tout le jour de crainte en esperance;
Sans cesse cresser ment qu'on vaudrait voir morte;
Après, en moquer d'eux, et d'un vire-retour,
Demi-cillant les yeux, faire la révérence;
Se balser à la jupe en tendre contenance;
En promettre toujours prodigieux des trésors;
Disminuer, flatter, occurrer des mylords;
Que l'on voit gouverner l'état en apparence;
Voller ses cheveux blancs pour tromper Cupidon,
Se musquer, se friser, comme un brillant Adon,
Porter une bouffée, et s'en frapper la botte;
Contrefaire les grande, bagayer quelquefois;
Désigner la dévotion à la trahison de sottise.
Sont les traits contumaces de la cour de nos rois.
und dann den Schluß des Sonnets über den spanischen Hof.

Poeter un chapellet pour prier l'Éternel,
Et prononcer toujours quelques vaines paroles;
Pratiquer dans l'assemblée une assignation (s. p. ein Stillschicken);
Redouter moins l'esprit que l'inquisition;
Telles sont les vertus de la cour Espagnole.

1) Auger Gaimard eines Münzler. (Kraal. a. W. 1748.)
3 Drijsen gehen auf 1 Schas. 2) Nach dem preuss. Cour. Fuß.
Voll. Pfl. à 5½ Aplr.

34 Stüver oder 9 Schillinge. Auf eine kölnische Mark sein Gold gingen 44,717½, auf eine köln. Mark sein Silber 3024 Drijsen. Der Werth eines Stückes in dem Conventions 20 Fl. Fuß, die pass. Pissole à 5 Rthlr., beträgt 1½ Pfennig, in dem preuss. Courantfuß 1½ Pfennig ¹⁾. Drijsen oder Stüver oder Adons im städtischen à 3 Denieren oder 4 Pfennige. Es galt nämlich 1 Rthlr. 4 Gulden, 1 Gulden 2 Schillinge, 1 Schilling 10 Stüver, 1 Stüver 4 Drijsen, 1 Drijs 4 Pfennige. Auf 1 Rthlr. nach dem städtischen Fuß à 8½ Fl. gingen 320 Drijsen. Diese waren soviel als 80 Silber oder 8 Schillinge oder 4 Gulden. Auf eine kölnische Mark sein Gold gingen 46,529½, auf eine kölnische Mark sein Silber 3373½ Drijsen. Der Werth eines Stückes betrug sowohl in dem Convent. 20 Fl. Fuß, die pass. Pissole à 5 Rthlr., als in dem preuss. Courantfuß 1½ Pfennig ²⁾. Häufig rechnet gegenwärtig die Kassen und Konten nach Gulden zu 100 Cents ³⁾. Nach neuern Nachrichten soll im Königreich Belgien die Münzeinheit den Werth eines französischen Franken haben und den Namen Livre erhalten. Dann würden die früheren Couranten wieder stattfinden und in der Hauptstadt nach dem städtischen von Paris zu Grunde gelegt werden. — Drijs, Drijsen, im Groveschen und Meursischen. Dasselbst machten 2 Heller (Andere: 1½) 1 Pfennig, 2 Pf. (Andere: 3 Pf.) 1 Drijsen, 2 Drijsen 1 Pfennig, 2 Drijsen oder 4 Drijsen oder 8 Deut oder 12 Pf. einen Stüver, 5 Drijsen 1 guten Groschen. Der Reichsthaler ward zu 60 Stüvern gerechnet. 240 Drijs 120 Pfennigen oder 90 Kreuzer oder 60 Stüver gingen auf 1 Rthlr. nach dem preuss. Courantfuß, pass. Pfl. à 5½ Rthlr., 49,686 Drijs auf eine köln. Mark sein Gold, 3360 auf eine köln. Mark sein Silber. Der Werth eines Drijs betrug in dem Convent. 20 Fuß, die pass. Pfl. à 5 Rthlr., 1½ Pf., in dem preuss. Courantfuß 1½ Pf. ⁴⁾. Also rechnet gegenwärtig wie Berlin nach Thalern zu 30 Silbergrößen à 12 Pfennige. Die früheren Münzsorten, die noch umlaufen, werden bei den öffentlichen Cassen, nach ihrem Gold- oder Silberwerthe berechnet, in Zahlung angenommen. Die Banquiers führen Buch und Rechnung in Thalern preuss. Courant, aber in Hunderttheilen dieses Thalers. Vergl. Orth. (G. Rathgeber.)

ORTLER- oder ORTELER-SPITZ, einer von den höchsten Berggipfeln der Alpenkette, und im rätischen Gebirge wirklich der höchste. Er erhebt sich nahe an der Schwagergrenze zwischen der ehemals bündnerischen, jetzt österreichischen, Landschaft Bormio und Tyrol zu einer Höhe von 12,059, nach andern Angaben zu 13,930 Fuß über das Meer. Er wurde im J. 1804 zum ersten Male durch einen Tyroler erstiegen; seither öfter. Der Anblick dieses Berges von der Walfersee aus ist prächtig; er erhebt sich über 10,860 Fuß.

5) Gerhard, Handb. (Bett. 1788.) S. 126. über Österreich. (Lind. Versteig. Steierl., f. d. d. d., Zeitungs. Reichs. Münz. Arch. 7. Ab. S. 92. 5) Gerb. a. d. 6) Robad. Boult. Hamb. d. Münzgesch. 1. Abth. S. 144. 6) Gerb. a. d.

Die neue Kunststraße vom Comersee her, durch Bellin und Bormio nach Tyrol, führt in seiner Nähe vorbei *).

(Escher.)

ÖRTLIEB (eutsche Heldensage) — wohlbedeutend von Ort in der Bedeutung von Schwertspitze, als Freund des Schwertes — ist Egels und Erismbilts einziges Kind, mythisch wichtig durch seinen tragischen Tod und die Folgen desselben. Nach dem Nibelungenliede *) wird das Kind Örtlieb bei dem großen Gastmahl, welches durch den großen Kampf in der Nibelungennoth eine so schreckliche Unterbrechung erleidet, von Egels Mannen zu der Fürstin Lîse getragen, damit der König seinen einzigen Sohn dessen Rheimen Gûnter, Gernot und Siegfried zeigen könne. An diesem Lîse sitzt auch der grimme Hagen, und zeigt gleich seine feindselige Stimmung; denn auf Egels Worte, daß Örtlieb, erwachse er noch Mannes, stark und wohlgehan werden werde, und er noch bei seinem Lebzeiten mit 12 Ränder geben wolle, und auf die Bitte an seine Schwäger, ihren Neffen mit an den Rhein zu nehmen und bis zum Manne zu erziehen, erwidert der grimme Hagen, der junge König sei so feiglich geihen (in dem alten feig liegt zugleich die Bedeutung, dem Tode nahe, zum nahen Tode bestimmt), wann werde Hagen selten noch Örtlihen zu Hese gehn seken. Durch diese Rede schon empört Hagen den König und die Fürstin. Als hierauf Antwort die Nachricht zu seinem Bruder Hagen bringt, daß die hunsische Rachen unter Hildibân, welchen Erismbilt zum König

in des Kampfes genommen hat, die Ritter und Knecht in der Herberge erschlagen, sämmtig Hagen das Schwert aus der Hand genommen, daß das Kindes Haupt in der Mutter Schoos springt, sein nächster Schlag entkauptet Drillebs Wagesogen (Erzherz), und es erbebt sich das große und geträumte Wort. Gleiche Folgen hat Drillebs Tod auch in der Befallung der Heidenfage nach der alten Übersicht der Sagen des Heidenbuches und der Bälfin Saga, wird aber anders herbeigeführt. Hier kommt Ghrimbilt, von dem Hader anzufragen, ihren Sohn, den nur wenige Winter alt ist, und den sein Oheim Gintther in den Armen zum Gastmahle getragen, auf seinen Tisch zu legen, und Hagen, wenn er sich über den Fisch beuge, einen Bechensreich zu geben. Hagen verdrängt den ersten Bechensreich um Drillebs Kindheit willen. Als dieser, von seiner Mutter abermals aufgemuntert, aber wietesamant, und einen zweiten erteilt, sagt ihn, will er es nicht von sich selbst geben, Hagen bei dem Hare, kaut ihm das Heupt ab, und wirft es an die Brust der Mutter *). In der nordischen Befallung der Nibelungenfage, in welcher Guntun (Ghrimbilt) durch die gerechten Zaubertant das Nadergefil gegen ihren Hader wegen Siegrichts Ermordung ausgehen, und dieselben vor Atlis Einladung, wiewol fruchtlos, genannt hatte, schlachtet sie, um ihrer Brüder Tod an Atli zu rächen, die beiden mit ihm erzeugten Söhne, Erp und Atli, läßt aus ihren Edeldrin mit Gold und Silber verzierte Trinkgeschenken machen, und bei dem Schmause bei der Totenfeier der Nibelungen den Vater mit dem Blute seiner Söhne vermischten Mith trinken, brät ihre Herzen und gibt sie dem Vater zu essen, und sagt ihm dann dieses mit vielen andern Worten *). Guntunns Ausopferung ihrer Söhne, um ihr Nadergefil zu befriedigen, spiegelt sich wieder in dem Edalsfil ihrer drei in drittes Erbe mit dem Könige Bönalur erzeugten Söhne, Caurli, Pandie und Erzur, welche sie wider ihren Willen hinausschickt, die Ermordung ihrer in erster ihr einzig verbleibenden Erbe mit Sigurd erzeugten Tochter Trankildur an dem Könige Jernumwel zu rächen, wobei ihre Söhne aus drittes Erbe umkommen *). Einen tragischen Tod finden auch schon in ihrer Jugend Heide Söhne, Erp und Irwin, wovon wir im Art. Irwin sehen, aus erster Erbe mit Heide (Helte). Der Grund, warum in der Heidenfage sein Sohn Heide überlebt, ist wol kein anderer, als weil das Reich des geschicklichen Atli

*) Von (historischen) Abgründen umfloren, von einem Scherz und fundernartigen Stilleiten eines unmöglicht, verheißt sich aus dem Drost und Entzirkelnde dieser Disproportion, nach der trigonometrischen Aufnahme der f. f. Ahr. Catecheten. Landbestimmung zu einer Höhe von 2058,60 Wiener An. oder 12,948 m. B. Der Edlitz Thall bestimmte Herr Adlitz auf 12,900 gar oder 12,852 m. Fuß, und eine am 21. Aug. 1835 auf dem Hügel der vorgenannte barometrische Beobachtung liefert als Resultat eine Höhe von 12,852 m. Fuß. 27. Aug. 1835.

*) Der Geograph Herr Johann wurde dieser Berg am 27. Sept. 1809 von dem Gemeindeführer Johann Fiedler zum ersten Mal erklimmt, und der erste wissenschaftliche Feiler, der ihn erklimmt am 30. Aug. 1805 erfolgte, nachdem C. L. f. Adlitz früher als Anhaltin das hatte treffen sollen, wor der Botaniker Adhart; dieser befugte ihn im Laufe dessen Jahres, in Begleitung seiner Freunde heimlich, erstiegte oben ein Feuerwerk, stiegte eine große, mit Efeu umwundene und in Fiedr gestülpte Eisenkette an, und schenkte auch dem Berg eine neue Benennung, die zum ersten Male in der Geschichte der Berge gemacht, wurde, und sich erweisen, oder vergangen, in dem genannten Berg wurde es am 21. Aug. von dem obigen Adlitz Fiedler aus Pöhlern in Begleitung mehrerer Anderer ebenfalls erklimmt.

(G. F. Schreiner)

[illegible]

2) Mit Überfahrt der Sagen des Eidenbüchlers. Den alten
Frueden der Eidenbüchler, franckfurter Zug. S. 1560. Nr. 187 s.
Wilkins-od Nollungs-Saga. Cap. 534 tri bi b. Jäger, Rott.
S. 5. Eb. c. 42. Cap. 547, 7. Cap. 559 p. 85. Cap.
553. p. 87. 88. In die heist Eitlich Andrian, ein Jäger
und Sohn. 3) Drap Nollung. fr. Zug. b. Ebba
muntar. 2. 4). c. 226. Alia-Quida in Graenleuzio. Et. 89.
40. c. 402. 48. Alia-Mäl in Graenleuzio. Et. 72-81. e.
466-472. Hamdis-Mäl. Et. 5. c. 493. Volungs-Saga. Et.
472 tri bi b. Jäger, Aitnerhöfder Saga und Sieber, wider zum
Seibetrich der Eidenbüchler girs. c. 105. 106. Jänger Ebbo,
Daemona 76, tri Demf. 13. 4) Hamdis-Mäl. Et. 438.
— 518. Gudroner-Hvart. c. 520 — 532. Jänger Ebba 78.
Döm. c. 15. 16. Volungs-Saga. Cap. 532. S. 110 — 113.

unter dessen Söhnen in Trümmer geht. Dieses hat die Heldensage, ihren tragischen Zweck gemäß, und ihrer Freiheit sich bedienend, das hinter einander und aus einander Liegende zusammenziehen zu dürfen, so benutzt, daß Egel das Verfallene seines Reiches noch selbst vor Augen sieht, da er seinen Sohn hinterläßt, und auch seinen Bruder Hilbel im Kampfe mit den Nibelungen verliert. Dittlieb Tod wirkt auf Egel am tragischsten, weil es sein letzter Sohn ist. Wahrscheinlich entspricht er unter Attila's vielen Söhnen dem Elac, dem dieselben, welchen Attila vor den übrigen geliebt und ihnen allen bei der Reichsnachfolge vorgezogen haben soll⁵⁾, denn dieser mußte für die Heldenlage des Hebrantenblei sein, da er in der großen Völkerschlacht nach Attila's Tod am Flusse Retab in Pannonien, nachdem er unter den Feinden das größte Blutbad angerichtet, durch den rühmlichsten Helden Tod, den sein Vater selbst, wie Jordanes sagt, gewünscht haben würde, sein Andenken unter den Feinden verewigte, und da durch den Verlust dieser Schlacht das Hunnenreich in Trümmer ging und die sterbenden tausenden Völker Freiheit und Unabhängigkeit wieder erlangten. Nach Rom, welchem die Heldenlage aus der Götterfrage in Menschenfrage umgewandelt ist, ist der Mord des unehelichen Dittliebs in der Heunenfage das Gleichniß zu Siegfried's Mord, und Siegfried ist Dittin und Walbur, oder der Sonnengott der alten Teutschen⁶⁾.

(Ferdinand Wächter.)

5) So nach Jordanes, De reb. Get. Cap. 50, bei Muratori, Script. Ital. T. I. p. 216. Priuscu bingen, als er bei seinem künftigen Gefehte, dem er an Egel's Hof bewohnt, sich verabschiedet, weil mit andern Prinzen jählich bekannt wurden als Feinde, vernahm die Sage, daß die Heldenfrage dem jüngsten Egel und die Erbfolge der Monarchie verlobt hätte. Er hatte aber nicht gehindert, daß Attila bereits damals den Egel, den Elac, den König der Aequen an den panonischen Gewässern ernannt und dahin geschickt hatte. Freilich von Wapen (Rationalgeschichte der Teutschen, 2. Bd. S. 352, 764) findet zwischen dem Reichte der Priuscu und der Erzählung der Jordanes keinen Widerspruch, denn jene oder mehr Jahre früher, als Priuscu an Attila's Hof war, könne dieser den jüngsten aus Verlegung, und so viele Jahre später werde er den Egel, gerichtet sein, aber aus Staatsmanen vorgehen haben. Nach unserer Meinung ist in Jordanes' Erzählung schon die Einwirkung der Sage sichtbar, er sagt auch selbst, wenn (nämlich von Elac) tantum pater super caeteros amans perhibebatur, ut cum cunctis diversarum filia in regno perbreceat, und auf Elac, als den für die Heldenfrage bedeutensten, ist übergetragen, was früher von Attila's Tode zu Dittlieb erzählt wurde. Ferner (Arnach) sei nämlich nicht in jener großen Völkerschlacht, und wählte mit den Teutschen am äußersten Theile von Klein-Asien seine Ehe (Jordanes a. a. D.). Hierdurch verlor er für die teutsche Heldenfrage alle Bedeutung, oder diese konnte gleichwohl nicht andern lassen, daß Attila seinen seine Söhne aufstellen allen andern vorgezogen. Er trug diese also auf Elac über, der durch seinen Tod für die Nibelungslage hatte, und diese erhielt durch jene Übertragung um so größer. Nach Grimm (Alt. Nibel. 2. Bd. S. 116) mit Arnach oder Arnach dem Romen und Elac nach ein, doch nicht dieses im Sinne der Heldenfrage, nur nicht in geschichtlicher Auffassung. Arnach, die Heldenfrage sich antwortet, je mehr über sie der Recht, und so kam es; daß auch Elac, an den die Sage von Arnach geknüpft worden, und dessen Namen verlungert hatte, endlich auch seinen Namen verlor und als Egel gedacht, einen bei der Lauf geschichtlichen Namen erhielt.

6) Wapen, Gesch. d. N. d. 2. Teils Section. VI.

ORTLIEB, Bischof von Basel, geborener Graf von Broburg, erwarb sich einen Namen durch seine Dienste, welche er dem Könige Konrad III. und dem Kaiser Friedrich II. leistete, trat mit Erstem im J. 1147 den Kreuzzug von Regensburg über Constantinopel an, theilte die Leiden, welche das Kreuzthor durch die Tüde der Griechen und das Schwert der Türken in den Wäldern und dem Gebirge von Kappadokien trafen, war aber unter denen, welche bei diesen Unfällen dem Tod entgingen, reiste mit dem Könige nach Constantinopel zurück, wo sie den Winter vom J. 1147—48 zubrachten¹⁾, landete in der Osterwoche 1148 mit dem König in Ptolemais, und besuchte mit ihm Jerusalem und die andern heiligen Orte²⁾. Hierauf erfolgte die Belagerung von Damaskus, denn die von Saladin, und endlich die Heimkehr des Königs, unsern Bischofs und der übrigen Pilger über Aquileja und Raibach, wo sie sich den 8. Mai 1149 befanden. Keinen Ruhm gewann das Kreuzthor, unter welchem Dittlieb sich befand, im Ganzen, aber einzelne Theilnehmer durch einzelne Thaten, und Dittlieb durch seine Ausopferung im Dienste des Königs. Konrad, der nach der Rückkehr aus der mit so vielen Beschwerden verbundenen Wallfahrt diejenige, welche die leidenschaftliche Bahn mit ihm treulich durchlaufen, königlich zu belohnen beschloß³⁾, hielt unter ihnen seinen geliebtesten und getreuesten Dittlieb, wie er ihn nennt, ihn, der in den verschiedenen Gefahren selbst bis zur Verweisung am Leben dem Reich und dem König in treuen Diensten beigefanden, für würdig, ihn und seine Kirche vor allen zu beehren, nahm auf dem Hofstage zu Regensburg, den 1. Jun. 1149, die Güter des Hochstiftes, namentlich die dem Hochstifte von Trudwin und Heinrich ertheilten Zugen Alu- und Reumolden in seinen besondern Schutz, und verlieh dem Bischof und seinen Nachfolgern das Münzrecht in der Stadt Basel in dieser Ausdehnung, daß es Niemand außerhalb der Stadt in dem Bisthum üben durfte⁴⁾. In der Spitze der feierlichen Sendtschaft, welche König Konrad im J. 1150 an den Papst Eugenius III. zur Entscheidung der, zwischen der Kirche und dem Reich abwaltenden, Streitigkeiten sandte, fand Bischof Dittlieb⁵⁾. Zweimal beglückte er, dem Kaiser Friedrich II. auf dessen Veranlassung nach Italien⁶⁾, wohnte im J. 1159 der Kirchensynode zu Pavia bei, die der Kaiser zur Beilegung der Trennung im

leitung in der Nibelungensage. §. 48. S. 52, 53. §. 65—74. S. 74—89. Derf. Gesch. des Heidenthums im nördl. Eur. 2. Bd. S. 326, 329.

1) Hilfen, Gesch. der Kreuzzüge, 2. Bd. 1. Abth. S. 95 ff. Maceo, Commentar, da reb. imp. ab Conrado III. Lib. IV. p. 201 sq. Dahn, Teutsche Staats-Gesch. 2. Bd. S. 280 ff. und die von ihnen angeführten Quellen. 2) Otto Frisinger, De rob. quae. Frederici II. Lib. I. Cap. 58 ff. Maceo, Script. Ital. T. Vh. p. 692. 3) Arch. der König Konrad vom 8. Mai 1149 bei Colletta, Italia sacra, p. 551, 552. 4) Hist. dessein vom 1. Juni 1149 bei Urbinas, Chron. Basil. f. 195 und viele darauf auch bei Maceo a. a. D. Annotat. ad res Conradi, 11 et 12. p. 351—355. 5) Siehe aus Wapen's Schreiben, die übrigen Urkunden bei Maceo a. a. D. S. 273. 6) S. Anmerkung 4. dieses Art.

Papstthume halten ließ¹⁾, und starb den 17. November 1167²⁾.

(Ferd. Wächter.)

ORTMANN (Benno), Benedictiner zu Prülling in Baiern, Sohn eines armen Steinbrechers zu Mariaort bei Regensburg, wo er den 1. Febr. 1752 geboren war. Schon im siebenten Jahre kam er als Altartdiener nach Prülling, im zwölften nach Regensburg, und nachdem er in Landsbut die philosophischen Studien genossen hatte, trat er 1773 zu Prülling in den Benedictinerorden. Er folgte 1782 einem Ruf an das Gymnasium zu Amberg, und 1794 als Gymnasialprofessor der Rhetorik nach München. Seit 1798 war er Präses der lateinischen Congregation zu München, und den 7. März 1811 starb er. Mit vielen gelehrten Kenntnissen verband er einen nie ruhenden Eifer, der Jugend zu nützen, und in seinem Kreise Licht und Wahrheit zu verbreiten. Von seinem Standpunkt aus betrachtet, daß er auch als Schriftsteller viel Gutes gestiftet, unter andern durch folgende nützliche Bücher: Die ersten Anfangsgründe der italienischen Sprache (Amberg 1793); Umfang der deutschen Poesie im Allgemeinen und Besondern, zum Gebrauche der Vorlesungen in lat. Schulen. 2 Bde. (Eulzbach 1795 — 1809); Verblüfftheit in ihrer Uebersicht, oder Plan der rhetorischen Gegenstände (München 1795); Christlich-patriotische Aufsprache an die Studirenden meines Vaterlandes, ein Erbauungsbuch (Ebd. 1797); Principia cum sacrae, tum civilis eloquentiae (ibid. 1797, 1800); Discursus christianorum-moeroris (ibid. 1800); Facies primaevae ecclesiae christianae in Bavaria usque ad saeculum X. (ibid. 1803); Geschichte des altbayerischen Sprengelns Haufes, mit histor. Kellerionen dargestellt, nach den bewährtesten Urkunden (Münch. 1806); *A. T. Persii satyras, cum paraphrasi tentionica et notis* (Monach. 1807. 4.); *Oden, Cantaten, Lieder*, bei verschiedenen Veranlassungen einzeln gedruckt³⁾.

ORTMANNSDORF, Pfarrdorf im erzgebirgischen Kreise Sachsen, zum Theil zur Herrschaft Wildenstein, zum Theil zur schönburgischen Herrschaft Wildenstein gehörig, am Müßensbache, hat 1200 (mit Kirchspiel 2100) Einwohner. (G. F. Winkler.)

ORTOFEN (Hüttenwesen). Wenn zwei Schmeltzofen unter einem Rauchgewölbe oder Schlotte stehen, so pflegt man, im Mansfeldischen wenigstens, den Ofen, welcher vom Gefäßschrabe und der Kadesflube am weitesten

absteht, oder der entgegengelegten Seite zugewendet ist, den Ofen zu nennen. Der zweite heißt der Wasserofen, weil er dem Wasserrade zugekehrt ist. (Plümcke.)

ORTOKIDEN, eine Turfomanendynastie, welche mit und unter der Seltschukenderrschaft in Mesopotamien entstand, wo sie die Stige der kurdischen Vervandten einnahm, welche ihrerseits von dort die Hamdaniden vertrieben hatten. Sie verzweigte sich in zwei Hauptlinien, und spielte im 12. Jahrh., also in der Periode der Kreuzzüge, eine, wenn auch untergeordnete, doch öfter nicht ganz unbedeutende Rolle. Für ihre Geschichte gibt es kaum besondere Quellen; wenigstens sind deren eben nicht bekannt. Nur eine solche Specialquelle führt Abulfeda an in den Annalen Th. IV. S. 454, nämlich den

تقويم حل ماريين, d. i. Feststellung der kurdischen Einkünfte von Mardin, worin er die Reihe der Ortokidenregenten von Mardin verzeichnet fand. Erst nach die Nachrichten über sie zerstreut in Abulfeda's Annalen, die bekanntlich größtentheils nach Ibn el-Akthe gearbeitet sind, in Abulfarads kurdischer Chronik und Geschichte der Dynastien, sowie Einzelnes bei den arabischen Schriftstellern über die Kreuzzüge. Nach diesen Quellen sollen hier die nennenswerthen Data kurz zusammengestellt werden.

Der Gründer der Dynastie, Detof (أرتوق), Sohn des Akaf (oder, wie Andere schreiben, des Akfab oder Akfat), diente im J. 477 der Heftkara (Sdr. 1084) dem Seltschukensultane Mülisrab gegen Scherefseddaua Woslem, welchen er in die Flucht schlug und in Amid einschloß, bis derselbe durch eine Geldsumme den Abzug von Detof erkaufte¹⁾. Die Strafe solchard Bestechlichkeit (sich) entfernte sich Detof aus dem Heere des Mülisrab und suchte dessen Bruder Zutsch (bei Abulfeda fälschlich Tanosch genannt) auf, mit welchem er zwei Jahre später einen Zug gegen Haleb unternahm, der jedoch nur halb gelang²⁾. Zutsch gab dem Detof Jerusalem, als dessen Fürst er im J. 484 f. (Sdr. 1091) starb. Seine zwei Söhne, Igbasch und Sotman, erhielten das väterliche Erbe, bis Akfab im Namen des ägyptischen Khalifen im J. 489 f. sie vertrieb³⁾. Sie wandten sich östlich, Sotman nach Diarbek, Igbasch nach Irak, und gründeten nun die doppelte Linie der Ortokidenastie.

I. Sotman nämlich erbte im J. 495 f. (Sdr. 1101) von dem Turfomanen Kula zu Mosul für geleistete Hilfe das Gebiet von Hijn-Kifa in Diarbek⁴⁾, welches seine Nachkommen zu behaupten wußten. Sotman war es, der in Verbindung mit Dschelertemisch und den Turfomanen im J. 497 f. (Sdr. 1104) die Franzosen am Fluße Balis schlug und den Baltsin gefangen nahm⁵⁾. Derselbe brachte auch Mardin an sich⁶⁾, wels

7) Epistola praesidentium concilio bei Radewis. Prising. de reb. gest. Frederici I. Lib. II. bei Muratori a. a. D. 850.

8) Ursulinas, Epitome Hist. Basil. una cum episcoporum Basil. catalogo. p. 297, 298. Hülfer den das Kloster Eßel (Eusel) betreffenden Urkunden bemerken wir noch Urk. des Bischofs Gebhard von Bamberg (im Chron. Reichersberg. der Ludewigs. Script. Ker. Germ.) wegen Dittels Gegenwart zu Weiden den 19. Nov. 1158, als er den König Friedrich I. nach Italien zur Kaiserkrönung (im J. 1155) begleitete, und Urk. des Kaisers Friedrich des 26. Febr. 1162 (bei Schlegel, De Gella vet. p. 14) wegen des Kaiserthums Dittels zu Eßel, dem Hauptquartier des Kaisers, als dieser Mailand besuchte.

9) Schenck's neue Chron. von Amberg. 275. Oberörtliche Literatur. 1811. Nr. 106. Banders der. bair. Schriftsteller. 1. Bd. 2. 29.

1) G. Abulfeda, Annal. muslim. ed. Reliaki et Adler. T. III. p. 252. 2) Ebd. III. 260. 3) Ebd. III. 280, 309 und Abulfarag. Hist. dynast. ed. Pocock. p. 869. 4) Abulfeda, Annal. muslim. III. 856. 5) Ebd. III. 842. Wilhelm. Tyr. X. 29. 30. 6) über die Art, wie dies geschah, s. Abulfeda a. a. D. III. 250 fg.

des nach seinem Tod an seinen Bruder Iahassi fiel. Sofman starb 498 J. (Chr. 1104) auf dem Wege nach Damask, wo er dem kranken Tugtekin gegen die Franken Hilfe leisten wollte. Ihm folgte zu Hiss-Kisa sein Sohn Ibrahim, und diesem um das J. 522 Kofned-baula Dawud, dann seit 539 J. (Chr. 1144) dessen Sohn und Sofmans Enkel, Kathredbin Kara Arslan. Letzterer erobert 556 J. das kurdische Schloß Schatan, wird eine Zeit lang von seinem Bruder Arslan Tugtekin verdrängt, aber durch Masud, den Sultan von Konium, wieder eingesetzt, und stirbt 562 J. (Chr. 1167, worauf ihm sein Sohn, Kuredbin Mahmud (oder Muhammad) folgt⁷⁾. Dieser unterstüßt den Saladin auf einem Zuge gegen Oessa⁸⁾, und erbält von ihm im J. 579 J. (Chr. 1183) die Stadt Amid⁹⁾. Sein zehn-jähriger Sohn, Kothredbin Sofman, wird 581 J. (Chr. 1185) von Saladin anerkannt. Er regiert Anfangs unter Vormundschaft eines gewissen Kowwomebbin Ascharbi, den aber Saladin entsetzt¹⁰⁾. Durch seine Sturz vom Dache kommt er um, und man wählt seinen Bruder el-Melil es-Saleh Rasredbin 597 (Chr. 1200), obgleich dieser von der Nachfolge ausgeschlossen worden war¹¹⁾. Nach ihm regiert noch sein Sohn, el-Melil es-Rasub, welchen Melil es-Kamil, der Brudersohn des Saladin, nachdem er Amid genommen, entthront und gefangen nach Ägypten führt im J. 629 J. (Chr. 1231), womit diese Linie der Ortokiden erlischt.

II. Ighassi (bei Wilhelm von Tyrus Gassii), der zweite Sohn des Ortol, war im J. 497 J. (Chr. 1103) Statthalter des Sultans Borissarof zu Bagdad¹²⁾. Bei seines Bruders Sofmans Tode 498 J. besetzte er Macebin (s. oben). Auch Reshid gehörte ihm¹³⁾. Als er darauf im J. 508 J. vom Sultan Muhammad, Melischahs Sobne, Befehl erhielt, gegen die Franken zu kämpfen, widersetzte er sich diesem Befehle, schlug den Abgesandten des Sultans, stob aber aus Furcht vor Rache nach Damask, wo er mit Tugtekin sich den Franken befreundete. Auf seiner Rückkehr wurde er gefangen, dann aber wieder entlassen. Ein Heer des Sultans kastei ihn für seine Treulosigkeit¹⁴⁾. Im J. 513 J. (Chr. 1119) siegte Ighassi wider die Franken in der Nähe von Haleb, wo Roger fiel¹⁵⁾. Im J. 515 J. dämpfte Ighassi den Aufstand eines seiner Sobne in Haleb¹⁶⁾, und erhielt vom Sultane Mahmud Mejjasarikin¹⁷⁾, wo er 516 J. (gegen Ende 1122 Chr.) starb. In Marbin folgte ihm sein Sohn, Hussamebbin Amuratsch, während Mejjasarikin an einen zweiten Sohn, Wamens Esilman¹⁸⁾, und erst durch dessen Tod 519 J. wieder an Amuratsch fiel. Dieser erhielt durch den Tod seines Verwandten Balak¹⁹⁾

auch Haleb, war aber zu träge, um es zu halten. Doch brachte er später im J. 532 J. noch das Schloß Hatah (bei Abulfeba fälschlich Hanah genannt) in seinen Besitz²⁰⁾, und ebenso Bira am Eufrat im J. 539, letztere durch eine Schenkung der Franken²¹⁾. Amuratsch starb 547 J. (Chr. 1152). Es folgte ihm sein Sohn, Reschmebbin Abi, hernach dessen Sohn, Kothredbin Ighassi, 572 J. (Chr. 1176), und diesem 580 J. (Chr. 1184) der minderjährige und blödsinnige Jussuf Arslan (bei Abulfeba IV, 64 Suluf Arslan) unter der Leitung des Mamuluf Balak. Ihm entriß sein Verwandter, Sofman Schah Armen, Fürst von Khatel, die Stadt Mejjasarikin, welche bald darauf von Saladin erobert wurde²²⁾. Unter seine Scheinherrschaft fällt auch der vergebliche Angriff Melis Adels auf Marbin nach dem regiert sein Bruder, Rasredbin Ortol Arslan, bis zum J. 601 J. ebenfalls unter Leitung jenes Mamuluf²³⁾. Er starb 636 oder 637 J.²⁴⁾ Sein Sohn und Nachfolger, el-Melil es-Saleh Reschmebbin Schah, regierte bis um das J. 653 J., dessen Sohn etwa bis 691, hierauf dessen ältester Sohn, Schmebbin Dawud. Er behauptete den Thron nur ein Jahr und neun Monate, worauf sein jüngerer Bruder, el-Melil es-Manfur Reschmebbin Schah, zur Regierung kam im J. 693 J.²⁵⁾. Er herrschte bis zum J. 712 J. (Chr. 1312), dann sein Sohn, Abi Melis es-Adel, nur etwa 13 Tage, endlich dessen Bruder, Schahs zweiter Sohn, Melis es-Salih Schmebbin Salih²⁶⁾, welcher noch im J. 727 J. (Chr. 1328) regiert zu haben scheint, weil Abulfeba seine Annalen da schließt, ohne noch seines Todes zu erwähnen. Weiter herab aber reichen die vorhandenen Nachrichten nicht; indessen scheint auch dieser Zweig der Dynastie bald erloschen zu sein. (E. Rüdiger.)

ORTOLAN, Gartenammer, Kettammer, Emberriza hortulana Linné (Kang und Mäusung). Dieser sich in großer Menge im südlichen und mittlern Europa bis nach Russland und Sibirien hin ausbreitende Vogel gehöret unter die Ferkelbissen der Finkensvögel, und ist unstreitig der fetteste Vogel, der in Teutschland gefangen wird. Er lebt vorzüglich in den Feldbütern und Gebüsch, Weinbergen, Gärten, lumpigen, mit Hecken umgebenen Wiesen, und wird hieselbst im September nach der Hasenernte bis in den October auf dem Zuge gefangen. Früher war seine Consumption noch häufiger und er noch weit gesuchter, denn zu der Zeit, wo man für dert Stroh (s. III, 332, 335). Später, im J. 515. J. (Chr. 1122) nahm er Jotellin und Balwin gefangen (Abulfeb. III, 412. Abulfar., Chron. syr. p. 302), eroberte Baran, entriß Haleb dem Soliman, einen Resten des Ighassi (Abulfeb. III, 418, 420) und bieb der Wandsche 518 J. d. Abulfeb. III, 422, 438. Abulfar., Chron. syr. p. 303, dessen hist. dyn. p. 579 nach Wilhelm v. Tyrus XIII, 11 hätte Jotellin den Balak geblüet, was aber irrig ist. S. Willen comment. de bell. cruciat. p. 61. 20) Abulfeb. III, 478. Abulfar., Hist. dyn. p. 587. 21) Abulfar., Chron. syr. p. 305. Hist. dyn. p. 587. über eine Irrung bei Abulfeb bei diesem Factum f. Willen, Commentat. de bell. cruc. p. 83. 22) Abulfeb. IV, 66 f. Abulfar., Hist. dyn. p. 412 a. 23) Abulfeb. IV, 64. 24) Chron. IV, 452. 25) über diese letzten Regenten f. Abulfeb. IV, 454. 26) Chron. V, 256, 256.

7) Abulfeb. a. a. O. III, 604. 8) Chron. IV, 50. 9) Chron. IV, 56. 10) Chron. IV, 66. 11) Chron. IV, 192 f. 12) Chron. III, 340. 13) Abulfarag., Chron. syr. p. 250. 14) Abulfeb. a. a. O. III, 582, 586. 15) Chron. III, 394. Abulfar., Chron. syr. p. 300. Wilhelm, Tyr. XII, 9. Gouter, Cancellar. p. 450 sq. 16) S. Abulfarag., Hist. dynast. p. 879. 17) Abulfeb. III, 412. 18) Chron. III, 418. 19) Balak, ein Enkel des Ortol, deselb. Geruch, wurde aber von den Franken verrath, worauf er Ana und Schabib eroberte (Abul-

schon einen Scheffel Roggen kaufte, zahlte man häufig 16 Groschen für einen Ortolan. Selbst aus dem südlichen Italien und aus der Insel Cypern, wo dieser kleine Vogel überwintert, wurden sie, etwas angepöckelt, mit Salz und Essig eingebracht und in Häfen verpackt, in großer Menge nach Frankreich, Deutschland und England verladen, und ihr Gang im Winter bildete einen nicht unwesentlichen Nahrungsweig der auf der Insel Cypern lebenden Christen (Lacouriers Reise S. 48). Gegenwärtig ist er immer noch eine geschätzte Delikatesse, vorzüglich in Italien, doch legt man nicht mehr den großen Werth darauf als früher. Er lebt vorzüglich von Hirse, Hafer, Buchweizen, Hanf &c., und zieht sich im Herbst gern in die Nähe der Felder, welche noch spät mit diesen Getreidearten besetzt sind. Hier trifft man in niedrigen Gebüsch, in Feldbüschen oder Hecken schon gegen Mitte August die Veranstaltung zu seinem Gange, der jedoch nie sehr reichlich erfolgt, weil er nur in wenig zahlreichen Zügen seine Wanderungen beginnt und fortsetzt. Man fängt ihn theils auf Reimruthen mittels der Lockvogel, in welchem Fall er jedoch gleich getödtet werden muß, oder besser auf einem dazu eigens eingerichteten Ortolanbrett. Man räumt hierzu eine passende Stelle im Gebüsch ob, und bedeckt sie spät mit Hafer oder Hirse, umstellt sie weit auch allenthalb mit Hafer oder Hirsegärten. Der auf derselben zu errichtete Hieb selbst wird ganz in der Art eines Finkenderbes eingerichtet, und neben ihm sind drei bis vier Lockvögel in Bäumen ausgehängt. Um denselben wird ein Zaun von eingestrichem Reisigholz gezogen, wiewohl auch die Hütte gut damit gedeckt ist. Seiten wo man mehr als zwei bis drei Vögel auf einmal auf ihm fangen, und 60—80 Ortolane des Jahres gehen schon als ein reichlicher Fang. Gewöhnlich sind derselben bereits, wenn man sie fängt, mehr Kellampfen, doch misst man sie auch wol noch in eigens dazu eingerichteten Kammern mit Hirse und gekochtem Hafer, wobei sie reines und immer frisches Wasser zum Trinken bekommen. Auch ohne die sonst übliche Einrichtung, daß die Kammer durch Laternen erleuchtet wurde, damit sie keinen Unterschied zwischen Tag und Nacht merken und ununterbrochen fressen, werden sie so fett, daß ein solcher kleiner Vogel eine Schwere bis zu drei Unzen erreicht. Auch schon bei den Römern wurde das kleine Thier als ein sehr wichtiger Bestandtheil einer gut versehenen Speisekammer betrachtet, und sie wendeten auf seine Fütterung eine ganz besondere Aufmerksamkeit. (Pfeil.)

ORTOLANO (Johann Baptist), ein berühmter Stilllebenmaler und Rüscher der Vened. Liko oder Garofalo. Er hieß eigentlich *Venducutio*, erhielt aber als Sohn eines Schmieds den Beinamen Ortolan. Er war gebürtig von Ferrara und lebte gegen 1525. Seine Werke zeigten große Schadeinheit des Stils und schöne Zeichnung der Formen, worin sich der Charakter des Rafael Sanzio, nach welchem er studirte, ausdrückt; ein schönes Colorit, was mehrere Kunstkenner wahrer erkennen, als das des Rafael. Die Kunstgeschichte erzählt, daß er auch dem großen Meister Bartolomeo Ramenghi oder Bagna-

cavallo sich zum Vorbilde genommen hat. Seine Arbeiten sind in Galerien öfter für Werke von Garofalo oder gar für Rafael's aus gegeben worden. Mehrere seiner Gemälde befanden sich zu Rom in einigen Privatgalerien, so auch zu Ferrara und ein Bild eines Altars zu Bologna mit 1520 bezeichnet. Langi (4. Band S. 265) spricht ziemlich ausführlich von ihm. (Fresenl.)

ORTONA A MARE, Stadt am Meer und am Abhang eines Hügel's in der Nähe des Cap Aquabella in der Provinz Abruzzo citeriore in Neapel. Sie ist ummauert, hat eine Citadelle, zwei Vorstädte, eine Kathedrale und gegen 6000 Einw., die sich mit Fischerei beschäftigen. Die Einkünfte aus dem schlechten Hafen schenkte Karl I. der Peterskirche zu Rom. Schon im 6. Jahrh. befand sich hier ein Bisthum, welches später einging; Pius V. errichtete hier im J. 1570 aus Neu ein Bisthum, welches 1607 von Clemens VIII. mit dem zu Campit vereinigt wurde. (L. F. Kämtz.)

Es ist dies das im Alterthum *Ortona* oder *Ogryna* genannte Städtchen, was uns Strabo (V, 242) als Stadt und Hafenort der Fremtaner nennt, was auch bei Plinius (III, 12, 17) erwähnt wird, in der Nähe der Mündung des Sagarus lag, nach der Peutinger'schen Tafel XVI Willen von *Idia* entfernt war. Darnach wird *Eriona*, *Latina urbs* erwähnt bei Ptolem (II, 43, 2. III, 30, 8), bei Dionys. (A. R. VIII, 91) steht dafür *Ogryna* (Cod. Vatic. *Ogryna*, X, 26 aber *Reptura* (Cod. Vatic. *Reptura*). (H.)

ORTOPULA, alter Name einer Stadt in Phrygien (Ptolem. III, 21, 25), des Ptolemäus *Ogryna*. (H.)

ORTOSPANA oder **OROSPANA**. Strabo (XI, 414), Ptolemäus (VI, 10) haben die erste, Strabo (XV, 723) die zweite Form, Plinius (VI, 21, 17) *Ortopanum*, Ammian (III, 6, 70) *Ortopana*, eine Stadt in der Landschaft Paropamisus, auf der Straße von Bactra, die man für das heutige Candahar hält. (H.)

ORTOSPEDA (Ptolem.), oder **OROSPEDA** nach Strabo (III, 161 sq.), ein Gebirge im Innern Perliens, dessen Richtung, sowie die an demselben wohnenden Völker, Strabo so beschreibt, daß man die heutigen Sierra Morena, S. de Toledo, S. Nevada u. a. erkennt. (H.)

ORTPÄUSCHEL (Bergbau), ist jetzt ein wenig gebäuhlicher, größerer, schwererer Häufel, das der Krebiter nur zuweilen und mit beiden Armen führt, um eingebeulte Reile zu treiben, große, dreieit gewonnene Bände zu zerlegen. Es ist dem Handstauel ähnlich geformt, zuweilen nur etwas mehr zusammengebrängt, und gleicht noch einmal, so schwer (6—8 Pf.). Als man die am hangenden oder liegenden verschärften Gänge durch Reile abzutreiben, weniger zu schießen pflegte, war dies Werkzeug wesentlicher als jetzt. Vergl. Pauschel. (Plümcke.)

ORTPFAHL (Bergbau), 1) einer von den Pfählen, mit denen das Abtreiben eines Ortes geschieht, s. Ortsgetriebe. 2) Der Pfahl, mit dem man die an den Tag gebrachte Leitung einer Straße, Stauds u. d. zeichnet. (Plümcke.)

ORTPFEILER (Hüttenwesen). Zwei Schmied-

ßen unter einem Schlotte brauchen drei starke Pfeiler von fester Mauer, das Anseinandertreiben durch die Hüge zu verhindern, zwischen denen die eigentlichen Ofenschächte eingesetzt (eingemauert) werden. Der mittlere dieser Pfeiler heißt der Mittelpfeiler, der dem Gefälle zugekehrt der Wasserpfiler, der dritte diesem entgegengekehrte der Drüpfpfeiler. Vergl. Ortsform, Ortsosen. (Plümcke.)

ORTPFLOCK (Bergbau), soviel wie Drüpfpfeiler. Nur ist der Drüpfpfeiler kleiner als der Pfeiler. (Plümcke.) Ortsposen, f. Orispalen.

ORTSARBEIT (Bergbau), die Arbeit von Metern, Handhabung der Gezüge (Werkzeuge), Anwendung der Mittel, Vorkkehrungen zur Erlangung eines Ortes. Im lothorn, druckhaften Gebirge ist wenig Arbeit zur eigentlichen Gewinnung nötig, aber manche Vorsicht zur Bewahrung, Offenhaltung des Ortes, ohne welche es natürlich nicht eintreten könnte. Im lothorn Sand und in andern lothorn Massen braucht der Bergmann nur wegzufüllen, muß aber das Ort ganz oder theilweise zumachen, verspiegeln. Er braucht dann nur Schaufel, Krage und Fülltrug, zuweilen die Keilhaue; den Häufel nur zum Zerlegen (Zerkleinern) einzelner fester Bänke, die in solchen lothorn Massen wol vorkommen. Im weichen, adern Gebirge, z. B. im plastischen Thone der Braunkohlenformation, in manchen Letten, Mergel u. zum Förmachen die Kadebau, oder derselben ähnliche Hauern mit breiter, zuweilen im Blatte löthelförmig gebogener Schneide. Eine Keilhaue mit nur einem Zoll breiter graber Schneide in der gemeinen Braunkohle. Im schwimmenden Gebirge braucht er kein Gezüg zur Gewinnung, es kommt von selbst herein, sowie er den Drüpfstoß aufmacht, d. h. ein Zumaachetret vor demselben aufnimmt. Hier ist es Hauptsache, zu verhindern, daß nicht zuviel auf einmal hereinkommt, auf ähnliche Weise, wie vor Bruchorten. Genaues Zusammenschließen aller Pfähle und Zumaachetreter, und wo dies nicht möglich, Verstopfen aller Fugen, durch welche das schwimmende Gebirge hereinfließen könnte, ist hier Hauptsache. Dazu muß die Zimmerung eingerichtet sein. Im zerbrochenen Gebirge, wenn es aus lauter festen Bänden besteht, wie beim Druckbau die Brechflänge zum Hineinbrechen und Bannen großer Bände, ferner Schlägel und Eisen, große Häufel von 25—40 Pf. Gewicht, zum Zerlegen (Zerschlagen), damit die Stücke in den Fördergefäßen Platz finden; auch zur grollenden Scheidung des haltigen vom Unhaltigen. Besteht das Trümmergebirge aus festen Bänden mit milder Zwischmasse, so braucht er die Keilhaue zum Aufschämen der letzten, ferner Schlägel und Eisen, Brechflänge oder Biegenfuß; bei sehr großen Bänden auch Bohren und Schießen zum Hineinzuwinnen der festen Massen. Ist die Masse sehr zerklüftet, dabei mild, z. B. wie manche thonige dünngeschichtete Gebirgsarten, so reicht die Keilhaue auch noch aus, zu weilen Schlägel und Eisen, oder lange Keile. Keilbauarbeit heißt die Ortsarbeit, wenn hier Gezüg das einzige oder vornehmste zur Gewinnung ist. Die Schlägel- und Eisenarbeit tritt an ihre Stelle,

wenn das Gestein zwar zerklüftet, dabei aber so hart ist, daß es die Keilhaue nicht annimmt. Der Hieb mit der Keilhaue ist dann nicht wirksam genug, deren Ort oder Spitze in die Klüfte soweit hineinzugetrieben, daß ein Hineinbrechen erfolge. Das Zergerissen aber vermag dies, wenn es durch die Schläge mit dem Häufel hineingetrieben wird. Früher war diese Arbeit die vornehmste, auf jedem, auch dem festesten, Gesteine (f. Schlägel und Tagewerk). Ist das Gestein wenig zerklüftet, so reicht die vorige Arbeit nicht aus. Enthält es milder feste Zwischenlagen oder eine klüftige Bank, so macht man in dieser entweder mit der Keilhaue, oder mit Schlägel und Eisen eine Vertiefung (so bei Gewinnung des bituminösen Mergelschieferföls und mancher Gangmassen), einen Einbruch, den man Schram nennt (f. v. Art.). Die Nachgewinnung des festen Gesteins ober- und unterhalb dieser Lage wird dadurch wesentlich erleichtert, daher der Einbruch oder Schram immer vorausgehalten wird. Diese Nachgewinnung erfolgt durch Bohren und Schießen. Besteht es an einer solchen mildern Zwischenlage, so wird auch der Einbruch mit Bohren und Schießen gemacht. Jede zufällige Klüft, jede Abklüftung wird dazu benutzt, den Schüssen, indem man sie daran abdecken läßt, mehr Wirkung zu geben. Besteht aber jede Klüft (wie im ungeschichteten massigen Gesteine), so schließt man den Einbruch an der sonst bequemsten Stelle, gewöhnlich in der Mitte des Drüpfstoßes, oder nahe darunter. Bei Schlägel und Eisen, sowie bei Bohren und Schießen, pflegt das Ort (die Fläche des anstehenden Ortes) in einige horizontale Abtheilungen getheilt, gedacht zu werden, wenigstens in drei. Die mittlere, flächste oder höchste, in welcher immer zuerst, den andern beiden vorausgearbeitet, der Einbruch gehalten wird, heißt Einbruch, Reindruch (f. Zeichnung). Die Höhe desselben ist nach Umständen z. 4 und selbst mehr von der ganzen Drüpfhöhe. Die oberste Abtheilung heißt die Drüpförste, die unterste die Drüpfstrosse (f. diese Art.). Bieten regelmäßige Klüfte, z. B. Schichtungsklüfte, die regelmäßige Anlage von dergleichen parallelen Abtheilungen dar, so müssen sie, als von der Natur gegeben, vom Bergmann wohl beachtet werden. Jede Gesteinslage oder Bank zwischen zwei solchen Klüften (wenn sie nicht unter 5—6' stark) gibt einen Stoß. Das Ort wird dann stoßweise fortgebracht (vergl. Fig. Q zu Ortsprofil), der Einbruch zuerst, dann der nächste Stoß darüber, d. i. die Kräfte des Einbruchs oder aus dem Einbruch; dann der nächste Stoß über diesem, oder die andere Kräfte. Ob hierauf die erste Strosse, d. i. die zunächst unterm Einbruch, zuerst angegriffen werde, oder vorher noch der oberste (der Försenstoß), richtet sich nach den Umständen (vergl. die Artikel Ortsartasse, Orisstrosse, und die Figuren unter Ortsprofil). Es finden hier viele Modifikationen statt, deren specielle Erläuterung aber in die systematische Abhandlung der Bergbaukunst gehören: so namentlich die, welche durch die Neigung der Schichten verursacht werden, ob diese dem Bau zu oder abfallen, ob rechts oder links aus dem Ort heraus und dieselbe hineinfallend u. Ist das Ort so fest, daß auch mit Bohren und

Schießen wenig ausgerichtet, so braucht man diese Arbeit nur zum Einbruchmachen, und setzt dann Feuer (f. d. Art. *Feuersetzen, Brennpunkt, Setzort*). (*Plümicke*.)

ORTSBELEGUNG (Bergbau), die Mannschafft, welche in der Arbeit vor einem und demselben Orte schichtweise abwechselnd und sich in das daseibst verdiente Lohn theilt. Diese Abwechselung, oder der Schichten- und Arbeiterwechsel kann alle zwölf Stunden, alle acht Stunden, sechs Stunden, sogar alle vier Stunden erfolgen. Danach Belegung zu 7, 8, 9 u. Siehe Schicht und Zwölfschicht. Vor Hauptwörtern von Lachter Höhe und darüber, 1 Lachter Breite und mehr, können zwei Mann im Einbruche neben einander zugleich arbeiten, ein dritter beim Nachbringen der Hölzer, ein vierter, wol auch fünfter, beim Nachbringen der Stöße. Die Belegung eines Orts kann daher in ein oder zwei Mann, aber auch in 15—20 Mann bestehen, je nachdem es von gewöhnlichen Dimensionen oder darunter und nur mit mäßiger Geschwindigkeit fortzuden soll; je nachdem es als Hauptort, Stollort u. in größerer Höhe und Breite und mit Beschleunigung zu betreiben ist.

Starke Belegung ist nur dann zweckmäßig, wenn dabei kein Arbeiter von den andern getrennt wird, seine Kräfte und alle Arbeitsvorteile vollständig zu benutzen. Es ist nicht leicht, die einzelnen Arbeiten des Ortsbetriebes darnach zu vertheilen, daß jeder einzelne Mann der Belegung wesentlich zur Beschleunigung des Orts beitrage. Andere Beschleunigungsmittel siehe Doppelort, Gegenort, Prämiengebinde. (*Plümicke*.)

Ortsbestimmung (geographische), f. Breite und Länge.

ORTSBETRIEB, die Art und Weise, Orte mit Vortheile, d. h. mit den geringsten Kosten und zugleich mit dem größten Effecte der Arbeit, also mit der zweckmäßigsten Beschleunigung, zu betreiben. Die Kenntniß des Ortsbetriebes ist Sache des Beamten; die der Ortsarbeit Sache des arbeitenden Bergmanns; aber jene setzt diese voraus, wenn sie gründlich, vollständig sein soll. Sie ist ein höchst wichtiger Theil der Kunst des Bergbaues, zu dessen vollständiger Kenntniß die Vereinigung einer Menge sehr verschiedenartiger technischer Erfahrungen, und zugleich geübter praktischer Blick gehört.

Bei der großen Verschiedenheit der Gebirgsarten und Gesteine, bei der Verschiedenheit des Zusammenhalts einer und derselben Gebirgsart an verschiedenen Punkten ihrer Verbreitung, nach den Modifikationen ihrer Textur und Structur, nach Verwitterung, Verwachsung ihrer Bestandtheile und Lager; Einmischung fremdortiger Theile, Absonderung durch regelmäßige Klüfte (Schichtungs- klüfte) zufällige Klüfte u. muß der Ortsbetrieb selbst sehr verschieden sein. Allgemeine Regeln, die überall gelten, sind folgende:

- 1) Das Ort muß 1) in den geborgenen und gleichbleibenden Dimensionen und unter schiedlicher Form,
- 2) gradlinig, wenigstens nicht mit unnötigen, durch die Verhältnisse nicht gebotenen Krümmungen;
- 3) mit Beibehaltung des angenommenen Anstieges

(seiner Sohle, oder ohne Anstiege, d. h. eben- schlig) (horizontal) getrieben werden.

Ad 1) **Geraumigkeit** erleichtert alle Arbeiten, zuerst die der Gewinnung, des Ortsbetriebes selbst, dann die Beförderung der gewonnenen Erze und Bergmassen, ferner den Wasserabgang, den Zutritt frischer Luft, oder das, was der Bergmann Wasser- und Wetterlosung nennt. Das Ort darf daher nicht enger, nicht niedriger gefaßt werden, als es sich mit der Handhabung des Arbeiters verträgt, d. i. 1½ bis 1½ Lachter hoch, 1 bis 2° weit, sonst kann er seine Kräfte nicht gehörig gebrauchen, und der Ortsbetrieb wird auf die Länge beschwerlich und theuer. Nur bei Such- und Feldorten auf einem schmalen starfallenden tauben Gange oder Flöze, bei bloß ostweisem Aufstehen richtet sich die Orts- höhe und Breite nach der Mächtigkeit, kann also mit dieser ab- und zunehmen, pflegt auf das Geringste, 1 bis 2° beschränkt zu werden, weil man auch rascher vor- rücken, und weniger Fördermasse fortzuschaffen zu müssen, auf dem Gange bleibt, das Hangende und Liegende schon.

Wird aber das Versuchort, Stützort u. querschligig betrieben, soll es auf große Längen, andern Orten voraus, ins Feld gebracht werden, so muß ihm dennoch ohne Beeinträchtigung durch die Mächtigkeitabnahme der Lagerstätte, eine größere und gleichbleibende Breite und Höhe (1 bis 2° Breite, 1 bis 1½° Höhe) gegeben werden. Den Wasser- und Wetterlosung ist der Grund, warum man bei Stößen wenigstens diese, oft noch größern Dimensionen annimmt (f. Ställe). Schiedliche Form ist die, bei welcher das Ort, sowohl zum Durchfahren der Arbeiter und Beamten, als zur Förderung, zur Wasser- abführung, oben, unten, in der Mitte überall den genügenden Raum darbietet, ferner die, bei welcher das Ort am längsten von selbst offen bleibt (am spätesten der Unterlösung bedarf). Insofern die schiedliche Ortsform nicht bestimmt wird durch die ersten Zwecke, ergibt sie sich in der Regel von selbst durch die Absonderungsverhältnisse der Gebirgsarten, durch den Widerstand derselben gegen die Schiffe. Sie ist gewöhnlich parallel- grammatisch, aber auch trapezisch und trummig, dieser oder jener Gebirgsfigur nahekommend (f. den Art. *Ortsprofil*).

Ad 2) **Gradlinigkeit**: Hauptbedingung für leichte Förderung, gute Wasser- und Wetterlosung. Sie ist daher wieder bei Stößen, bei Haupt-, Wasser-, Wetter- und Hörsenstrecken eine Hauptsache; abgesehen davon, daß die grade Drähtlinie immer die kürzeste, und unter gleichen Umständen am wohlthätigsten zurückzulegen, oder zu durchfahren ist. Orte, die der Lagerstätte folgen sollen, müssen deren Windungen mitmachen. Werden diese Windungen zu bedeutend, kann man die Lagerstätte jenseit der Windung voraus erkundigen, oder ist die Krümmung erst zurückgelegt, so treibt man nicht selten das Ort in grader Fortsetzung seiner früheren Richtung durch Hangendes oder Liegendes durch, erspart so den Umweg, den man machen müßte, oder scheidet den bereits gemachten auf solche Art ab, corrigirt die Ort als

nie. Soll eine absichtliche Abweichung von der graden Linie stattfinden, so müssen die Gründe dazu höchst bedeutend sein (s. Stollen). Die Mittel zum grablinigen Forttriebe sind Fräben, Bistriebe, Spreizen mit Ketten und durch dieselbe ausgespannte Schnuren, unter Umständen selbst der Lampenschatten.

Ad 3) Gleichmäßiges Ansteigen und Weichhaltung der Sohle. Große Verfälle dagegen, abwechselndes Ansteigen und Senken der Ortssohle wird in jeder Beziehung hinderlich und fortbauend hinderlich, zuerst wieder fühlbar beim Wasserablassen und der Förderung. Aber auch kleine Verfälle dürfen bei Dörtern von Wichtigkeit, bei solchen, die mehrere Zwecke vereinigen, nicht vorkommen.

Es ist möglich, ein Ort ohne Wasser, todtschlüßig (s. d. Art.), es ist möglich, ein Ort, dem Wasser zugehen, z. B. einen Stollen, mit höchst geringem Ansteigen (von einem bis zwei Zoll auf 100 Lachter) fortzubringen. Wie die Schwierigkeiten aber zunehmen, je mehr Wasser dem Orte zugehen, davon abgeleitet werden müssen; warum die Wasserseige eines Orts todtschlüßig fortzuführen, zwar nicht unmöglich, aber unnütz, und nur behindernd sein würde; welches Ansteigen der Sohle die Bergordnungen gestatten; Verpflichtungen, welche sie deshalb auferlegen, s. d. Art. Stollen, Rösche. Auch ist zu vergleichen, was unter Grabenführung, Gefälle der Gräben und Kanäle gesagt ist.

Am leichtesten wird gefehlt durch ein zwar allmähliges oder gleichbleibendes, aber unnötig starkes Ansteigen der Ortssohle (s. d. Art.), dort auch die Mittel durch Weichhaltung eines gewissen Wasserlaufes richtige Sohle zu halten, und auf andere Weise ohne Wasser, gleichförmiges Ansteigen zu beobachten. Dies Letzte ist bei Förderstrecken, auf denen eine schwunghafte, möglichst effectvolle Förderung gehen soll, wesentlich.

Man kann nach eins, zwei und drei oder darnach, wie diesen Forderungen genügt ist, den Standpunkt der bergmännischen Technik, auf einer Grube, einem Revier und namentlich bei einem Stollenbetriebe beurtheilen, wenn man nicht vergißt, in Abzug zu bringen, daß höchst unregelmäßige, in ihrer Lagerung oft gestörte Lagerstätten allerdings nicht gestatten, jene Regeln bei jedem einzelnen Orte zu befolgen. Am wenigsten geht dies an bei Redenverfuchdörtern, bei Feldörtern, bei bloßen Verbindungsstrecken, auf der Lagerstätte betrieuen, wo der Kostenpunkt immer eine Hauptfrage zu sein pflegt; es kann aber auch bei solchen Dörtern am ersten eine kleine Abweichung geduldet werden, wenn nur der beschränkte Zweck derselben erreicht wird. Bei Dörtern von Bedeutung muß auf Befolgung der Regeln streng gehalten und theilweise Abweichungen müssen durch die wichtigsten Gründe gerechtfertigt werden.

Die Kosten des Ortsbetriebes pro Lachter der aufgeführten Längen müssen nach dem Obigen höchst verschieden sein. Bei gleichem Gestein und gleicher Festigkeit desselben werden die Dimensionen des Orts oder das Gehirnsdolumen, welches in einem Lachter Ortslänge enthalten ist; soann die Zimmerung, welche dieses Ort

verlangt; weiter die Wasserbedingung, die Förderlänge (wonach die Kosten der Beschaffung des Gewonnenen sich richten); auch die Fördermethode; werden zufällige Vortheile, wie z. B. der Arbeit förderliche, hinderliche Klüfte oder Ablösungen, ja selbst die Wetter großen Einfluß äußern.

Es gibt Dörter, die mit 16 St. (20 Egr.) pro Lachter incl. Vorrichtung und Einbau der Zimmerung bezahlt, in jeder Schicht ein Lachter fortgebracht werden, z. B. in Braunseide. Es gibt Dörter von gewöhnlichen Dimensionen, aber in sehr seltenen Gesteinen; das Lachter mit 80 bis 100 Thaler bezahlt wird (so in manchem Granit, Grünslein und andern Hornblendgesteinen; im quarzigen Sandstein und Conglomerat) und das Ort etwa einen Zoll und kaum soviel im Durchschnitt pro Schicht vorrücken kann. Wie es mit diesem und dem Verlaufe des Orts überhaupt gemeint ist, vergl. die Figuren zu dem Artikel Ortsprofil. (Plümcke.)

ORTSCHEID (Bergbau). Am Pferdegepel, eins von den beiden an der Woge hängenden Hölzern (von circa 30" Länge, 2 Zoll Stärke) woran jedes von beiden Pferden mit den beiden Zugsträngen gespannt wird. An den Fuhrmannswagen wird es auch Seil, Segele, scheide, Wagseil genannt. (Plümcke.)

ORTSCHICK, ORTSCHICKS (Bergbau), adverbialiter vom Zusammenkommen, Übersetzen der Klüfte und Gänge unter scharfen Winkeln. Vergleichs Dörten (s. d.), sich örtern, scharfen, sich zuscharen, zusammenfahren. Klüfte setzen ortschick über, scharfen ortschick zu; solche, die mit dem Gang ein schiefwinkeliges Kreuz, Andreaskreuz, bilden. — Der wenig mehr gewöhnliche Ausdruck bezeichnet also ein Zusammenkommen unter etwa 30 bis 60 oder 120 Graden. (Plümcke.)

ORTSCHICKIG (Bergbau), adjectiv 1) in der selben Bedeutung. 2) Schneidig, gebrech. Ortsschick heißt das Gestein, welches die Dörter (die scharfen Ecken, Schneiden) der Werkzeuge annimmt. Siehe Ort in erster Bedeutung. (Plümcke.)

ORTSCHIEF (Bergbau), soviel wie Ortschieks. (Plümcke.)

Ortschuck, f. Raschschuck.

ORTSFÖRSTE, auch Fürste, Fürste (Bergbau), Förste, von Forst, oberster Theil, z. B. eines Hauses, ist wahrscheinlich das Richtige. — Die obere Begrenzungsfläche des ganzen Dörtraumes, die der Sohle (s. d. Art.) gegenüber und parallel sich erstreckt. Diese Fläche ist häufig gebogen, wölbungsähnlich. So im festen Gestein ohne Klüfte, im compacten Gebirge; sie ist grade, wenn Schichtungen; oder auch zufällige Klüfte eine grade Fläche ergeben; siehe Ortsprofil. Das Ort ist an der Förste gewöhnlich schmaler als unten auf der Sohle (zuweilen nur z. f. soweit), entweder weil die Schäfte hier weniger freie Wirkung haben (mehr im Bezugsangehen) als die jundsch über dem Einbruch in der Dörsmitte u., oder weil man an Raum, an Gewinnungs- und Förderstoffen ersparen will; denn in und jundsch an der Förste bedarf es nur der Weite für Kopf und Schultern des Durchfahrenden. Ortsförste bedeutet

aber auch den obersten Stoß von 5, 6, 8 Zoll Stärke, durch dessen Herintreiben, Herinlauflassen, die richtige Drithöhe hergestellt wird. Dieser Stoß ist in der Regel einer der schwächsten, und man läßt ihn, wenn das Drt hoch genug ist, 1, 2, 3 Ekt. zurück, ehe man an das Nachschießen geht; um der Schwere in der von Unten entbühnten Gesteinsmasse Zeit zu lassen, auf Anrennung derselben vom Gangen zu wirken, der Pulverstoß beim Sprengen zu Hilfe zu kommen. Zum Unterschiede von dieser nennt man die Drtsförste im ersten Sinn auch: feigern Förste, und sagt: der Förstestoss macht (beim Wegnehmen) feigern Förste. Vergl. die Figuren zu dem Art. Ortsprofil. (Plumicke.)

Ortsgeächtnisse, s. Gedächtnisse.

ORTSGETRIEBE (Bergbau). Das Ganze der Abtreibezimmerung vor einem Drt, mit deren Hilfe dasselbe nicht bloß offen erhalten, sondern auch im rolligen, bruchhaften, laufenden Gebirge fortgebracht wird (s. Abtreibezimmerung). Dazu gehören Förstensäble; Seilensäble; wenn das Gebirge laufend, schwimmend; auch Zuckendbreiter (vergl. Drtsnamen unter Ort), ferner Abtriebslöcher mit Kappen, sonst Insektbüchse als Hiltbüchse und Einwechler, und mancherlei Spreizen, Bögen, Pfänderteile u. Die Hauptaufgabe dabei ist: alle diese Pfähle im festen Anemanterschlusse fortzutreiben, das Drt damit in Förste und bei denen Stößen zu umschließen. Dies heißt: das Drt abtreiben. Die Länge der zugleich angestrichen und mit einander abgetriebenen Pfähle gibt die Länge eines Getriebes, d. i. die Drtslänge, welche in einem Getriebe enthalten ist, davon ausgemessen wird. Die Arbeit ist mitunter höchst schwierig. Ungleichem Widerstand des Gebirges, gegen welches die Pfähle abgetrieben werden müssen, einzeln fester Wände, die nicht weichen wollen; im zertrümmerten Gebirge und im schwimmenden, der oft suchtbare Druck gegen das ganze Drt, wie gegen einzelne Pfähle (er ist pro Quadratfuß zuweilen auf einige tausend Pfund zu berechnen), der im schwimmenden Gebirge das Hineinrücken derselben durch jede auch die kleinste Fuge verursacht (vergl. Ortsbetrieb), hemmen die Arbeit ungemein. Bechen, Spaltren, Klagen einzelner Pfähle, selbst der Abtriebslöcher und Kappen, Ausweichen der Abtriebslöcher nach einer Seite, oder gegen die Drtsfläche hinein, sind gewöhnliche Erscheinungen, und es bedarf oft der ganzen Kunst und Wachsamkeit des gebirgen Bergmannes, um das Zurückgehen des Drts selbst zu verhindern. Diese Arbeit kommt kaum anders, als vor Stollhörtern vor, die an ihr Ziel unter allen Umständen gebracht werden müssen. (Vergl. Stollgetriebe, wo auch die dazugehörige Zeichnung gegeben wird.) (Plumicke.)

Ortsguldern, s. Ott.

ORTSPROFIL (Bergbau). Der Umriß, die Form eines Drts gewöhnlich im Querschnitte, redeweinig auf die Länge des Drts; oder auch parallel damit. — Im Nachfolgenden ist von dieser Drtsform ohne Rücksicht auf Drtszimmerung, bloß im Gesteine, Gebirge selbst die Rede.

Dies Profil richtet sich 1) natürlich nach den Dimensionen (Länge, Höhe, Breite), die für das Drt vielleicht aus andern Gründen festgesetzt wurden. 2) nach der Lagerflähe, 3) nach der Gesteinsfestigkeit und den Klüften.

Wegen 1) ist keine Erdäuerung nöthig. Soll und muß es sein, so kann das Drt in jeder Figur gefast, fortgetrieben werden. Man wählt aber die Form, oder läßt sie entstehen nach den Bedingungen unter 2 und 3, wenn es, wie gewöhnlich, nur darauf ankommt, daß das Drt gehörige Höhe und Breite habe.

Geht das Drt auf der Lagerflähe fort, ist deren Mächtigkeit nicht größer als die notwendige oder schädliche Breite des Drts, so richtet sich das Drtsprofil nach dem Hangenden und Liegenden. Die Sohle des Drts erscheint im Profile meist als eine horizontale, oder fast horizontale Linie. Hangendes und Liegendes bilden die Stöße, die also parallel sind. Fig. A. Die Fierst wird gewöhnlich etwas gewölbt zugeführt, weil sie so haltbarer ist. Horizontale Klüfte, geringe Neigung der Schichten geben indeß auch geradflächige Försten mit scharfen Winkeln.

Fällt die Lagerflähe feiger, so ist das Quersprofil des Drts völlig ein Kettangel, wenn die Förste geradflächig ist; oder weicht nur wenig davon ab. Paralleltreppe oder wenig anders bei merklicher Schichtenneigung, bei starkem Fallen. Fig. B.

Ist die Lagerflähe so mächtig, daß das Drt nur mit einem seiner Stöße (Seiten) das Hangende, oder auch das Liegende berührt, so wird der andere Stoß feiger. Fig. C.

Geht das Drt in der Mitte der Lagerflähe fort, so werden die Stöße lotrecht, oder gegen die gewölbte Fierste wenig zusammengeengt. Fig. D. E.

Al die Lagerflähe sehr schmal, und dabei so merklich fallend, daß die Förstergesähe am Hangenden anfließen würden, so wird aus dem Liegenden der ihrwegen nöthige Raum ausgebrochen. Dies geschieht auch, wo die Stellung des Fahrens zu sehr nach einer Seite geneigt sein müßte. Fig. F.

Ist der Gang, das Fied sehr schmal und gebrech, hat man Urfach, das Hangende zu schonen, und zur Herstellung des passenden Drtsprofils in das Liegende zu greifen, wie auf dem Kupferfährstrieß, so rückt bei 40—50 Grad Fallen der Lagerflähe das Drt ein Quersprofil wie Fig. G.

Geht das Drt bei sanfterem Fallen der Lagerflähe auf einem festen Liegenden fort, so wird das Profil ein nem Paralleltreppe, dessen nicht parallele Seiten gebogen sind, ähnlich. Der höchste Stoß ist am merklichsten gebogen, der tiefe weicht am wenigsten von der lotrechten ab. Braucht man eine besondere Wasserseige, ist das Liegende dazu wegen Dichtigkeit des Gesteins gering, so rikt man in demselben auf $\frac{1}{2}$ — $\frac{1}{4}$ Fußtiefe aus.

Das Drtsprofil erscheint dann wie aus zwei Paralleltreppen zusammengefaßt. Fig. I.
Bei querflächigen Drtern, deren Richtung quer

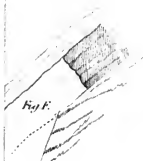


Fig. F.



Fig. G.

Einbruch
und dazu ge-
hörige Kropfen

oder ziemlich rechtwinklig, gegen das Streichen der Gesteine = c. Gebirgsschichten, ist das Drißprofil größtentheils von dem Einbruch abhängig. Am Einbruche pflegt es am weitesten zu sein, wird von diesem gegen die Sohle hin merklich enger, und die Stöße krümmen sich Fig. K. Die Gestalt wird im festen Gestein, ohne Durchlöcher ellipsoidisch, Fig. L, wenn der Einbruch in der Dürmiste genommen wird; der halben Ellipse Fig. M. selbst der Parabel ähnlich Fig. N.; wenn er auf der Sohle genommen wurde. Wäre die für den Einbruch geeignete Gesteinslage oben, so ist das Profil fast das Umgekehrte vorige. Dieser Fall kommt vor bei dem querschlägigen Anfahren eines Kohlenflözes, auch des Kupferschiefersflözes, in der Richtung aus dem Liegenden gegen das Hangende; wo man das mildere Gestein zuerst in der Drißförsle anfährt, und aus ihm Einbruch macht; das feste Liegende flachweis nachschiebt, Fig. O. P.

Nach Försle und Sohle zieht sich das Driß (den Einbruch in oder gegen die Mitte gedacht) von selbst zusammen, weil die Schüsse, je weiter sie sich von dem Einbruche entfernen, immer weniger flucht, immer mehr Widerstand von dem Gesteine haben. Ebenso wölbt sich die Försle von selbst, wenn der Schuß nicht an einer hier befindlichen geradflächigen Kluft abwirft. Das Längenprofil des in den Vordrücken begriffenen Drißes fällt ebenfalls sehr verschieden aus. Der Einbruch ist auch hier bedingend, da die Tiefe, in welcher er vorausgehalten werden kann, die Art der Nachbringung von Drißförsle und Sohle ihm bestimmt; das Längenprofil ändert sich indes fast in jeder Schicht etwas, weil außer dem Einbruch ein Theil des Drißes, über oder unter dem Einbruche nachgebracht wird, und das zuerst entworfene Profil kann erst nach einer gewissen Anzahl von Schichten ungefähr als das Nähmliche sich wieder gestalten.

Bei dem Drißbetriebe mit Schlägeln und Eisenarbeit allein von dieser Wechsel des Längenprofils fast regelmäßig; er ist es weit weniger bei der Bohr- und Schraubarbeit, bei welcher die kleinste Veränderung des Gesteins und seiner Klüfte eine Änderung in dem Ansetzen und Richten der Bohrstöcke hervorbringt, die auf das Drißprofil Einfluß haben muß. Im Allgemeinen wird das Drißprofil eine der diesem Artikel beigegebenen Figuren oder doch eine ähnliche zeigen.

Vor dem einen Driß Fig. Q. wird in oder gegen die Dürmiste eingebracht; vor dem Fig. R. gegen die Sohle; vor dem Fig. S. in der Nähe der Försle.

Was in den Figuren T, U, V mit I (1a oder h) bezeichnet, ist der Einbruch, sowohl der erste Anfang, als seine Fortsetzung; II a b ist das, was zur Drißförsle, III was zur Drißsohle und deren Nachbringung gehört. Die durch Striche und dunklere oder hellere Färbung markirten Abtheilungen zeigen an, wie jeder dieser Theile der Drißfläche vorrückt, und die Schraffirung deutet die mittlere Neigung der Bohrstöcke an. In der ganzen Zeit, während welcher das Driß im Betriebe erhalten wird, braucht nie der erste feigere Driß, wie er zu Anfange des Betriebes hier gedacht und vorge stellt wird, gemacht zu werden. Drißstroffen und Försle sind daher

niemals bis zur feigern Stofffläche nachgebracht, sondern immer etwas zurück; der Einbruch immer etwas voraus, wie dies in den Figuren durch den punctirten Einbruch angedeutet ist. Wie ein Hauptort, dem ein Einbruch in Eigortsböthe, zunächst an der Försle vorausgehalten wird, im Längenprofil ausfallen kann, zeigt Fig. S. Die zweite oder untere Drißhälfte wird hier flachweis nachgebracht, zwei Stroffen, z. B. 1, 2, sind, oder können einer besondern Kameradschaft in das Gebirge gegeben sein, ebenso die dritte, und wenn auch eine vierte vorhanden ist, auch die vierte, so daß die zwei Drißstroffen dauer Kameradschaften einander ebenso wenig, als beide der dritten oder Einbruch Kameradschaft in den Weg kommen.

Ähnlich, nur umgekehrt, ist es in Fig. R. wo einem Hauptorte von großen Dimensionen ein Eigort zunächst an der Sohle vorausgetrieben wird. Die Försle kann hier in 3—4 Stößen (der 4. liegt außerhalb der Zeichnung) an eine andere Kameradschaft verdingt werden.

Es wird hier ebenso nöthig sein, die ansteigende Eigortsohle zuweilen brüchig nachzubohlen, wie bei S die herabfallende Drißförsle.

Wird ein Eigort, oder Einbruch in halber Drißhöhe in der Mitte des Hauptorts vorausgehalten, so ist das Längenprofil ungefähr, wie Figur Q.

Ist das Driß nur 1° hoch, oder wenig mehr, so lohnt es einer Veranlassung, wie bei Q. R. S., um so weniger, je fester, dicker das Gestein. Denn dann ist es Hauptsache, zu dem Einbruch immer guten Raum zu haben, er kann da nicht tief vorausgehalten, Försle und Sohle nur wenig, kaum $\frac{1}{4}$ — $\frac{1}{2}$ zurückgelassen werden.

ORTSPULEN, die ersten oder äußersten Federn in den Füßeln der Gänge. (Plümcke.)

(Karmarsch.)

Ortsinn, s. Gedächtniss.

ORTSOHLE (Bergbau), die Unterfläche des Drißes, welche der Försle entgegengesetzt, dieser aber parallel ist. Die Drißsohle muß 1) richtig sein. Bei jedem Drißbetriebe von einiger Bedeutung kommt viel, zuweilen Alles, auf richtige Sohle an. Das Hauptmittel, diese bei zu erhalten, ist die Auspiegelung der Wasser; es muß nämlich der gegebene oder einmal stattfindende Wasserstand über jedem Punkte der Sohle des weiter erlangten Driß stets derselbe sein. Ist daher die Sohlenkroste, d. i. die tiefste unterste Abtheilung der Drißstroffe, herausgehauen oder nachgebracht, so überzeugt man sich vom Richtigthalten der Sohle dadurch, daß man durch den Haupt- und Drißdamm die vorher abgemessenen Wasser hindurch treten läßt (vergl. Ortsdamm). Soweit die Sohle nun wirklich richtig ist, werden die Wasser ebenso hoch stehen, wie sie vorher allein vor dem Damm standen. Zuweilen besonders, wenn der Zubrang der Wasser aus den Gesteinklüssen vor Ort, und in der Strosse zu stark, muß nachgeholfen, das zur richtigen Sohle Relieue noch herausgestuft, herausgebrannt werden. Zuverlässige Arbeiter indessen wissen dies zu vermeiden, durch stete Beobachtung des Wasserstandes von drei, vier bis sechs Zoll Höhe zwischen Haupt- und Drißdamm. Das Nachwägen

mit dem Stradbogen dient dazu, sich völlige Gewissheit zu verschaffen. Es geschieht nur in großen Zeitabschnitten (von viertel, halben, ganzen Jahren) und dann wird an der, dem Orte nächsten, richtig besundenen Stelle ein Zeichen in einen Driftloß gebaut, und bemerkt, wie viel Zoll unter diesem Zeichen die richtige Sohle ansetze. Dies Zeichen dient zum Anhalten, wenn von dem weiter erlangten Orte wiederum die Sohle nachzuwägen ist.

Die Sohle eines wasserführenden Orts muß ferner eben und ganz sein, nicht unterbauen, unterwirft. Eben, weil abwechselnde Erhöhungen oder Ruckel ein Stauen der abgehenden Wasser, und damit an den Stellen, wo die Sohle zwischen ihnen richtig wäre, einen unnötig höhern, der Arbeit stets hinderlichen Wasserstand verursachen würden, weil Wasserläufe sich mit nutzlosen Schlammern füllen. Zum gleichförmigen Wasserabgang gehört gleichförmige ebene Sohle, um so mehr, je mehr das Ort sich nach der Sohle zu verengt, in einem bloßen Riß ausläuft.

Ganze, d. h. nicht zerrissene, nicht angeschredete, nicht geklüftete Sohle, bedürfen vorzüglich die wasserführenden Orte, welche nicht die tiefsten des dormaligen Grubenbaues sind, unter denen sich noch tiefere Sohlen oder Baue befinden, oder noch angelegt werden sollen. Daher alle Stollen, wenn Tiefbaue (Baue unter ihnen) stattfinden; alle Stützstrecken und Wasserlöcher. Es darf daher auf den untersten Stößen des Orts, zumal auf der eigentlichen Sohlenstöße zuweilen gar nicht, oder doch und mit großer Vorsicht geschossen werden. Im letzten Falle kommt es darauf an, die Löcher so zu bohren und zu besetzen, daß sie nicht mehr, als das Vorgegebene und zwar scharf abwerfen, das ganze Gestein nicht anscheren, dessen Klüfte nicht öffnen. Sonst würde dies Ort die Wasser nicht behalten, wenn ein tieferes sich ihm näherte, oder darunter durchginge. (Vergl. Sohle, Stollensohle.) Führt das Ort keine Wasser, so muß die Richtigkeit der Sohle, sie sei ebenfalls, oder unter gewissem Graden ansteigend, bei jedem Stollsbauen mit Sorgfalt und Nichtsahn untersucht werden. Die Nachwägung durch den Maßscheider geschieht, wie im ersten Falle. (Plümcke.)

ORTSTANGE (Kunstwesen beim Bergbau), eine eiserne Stange, an jedem Ende mit angeschweißten Röhrenenden, zum beweglichen Anschlusse mittels Baden-eisen (vergl. Zeichnung). Bei Kunstzeugen nach der von Joseph von Bader zuerst angegebenen Einrichtung verbindet sie die stehende Schwinde (auch Bruchschwinde, wiewol uneigentlich so genannt), an welcher die Korbstange angeschlossen ist, mit dem Kunstkreuz. Die Zeichnung ergibt, wie durch diese Driftstange der Hub der Sohlstollen verändert (verstellt) werden kann. Die stehende Schwinde nämlich muß immer der Korbstangen Bewegung folgen, und die Driftstange dient zur Übertragung dieser Bewegung auf das Kunstkreuz. Ihre Lage muß im halben Hube genau horizontal, in jeder andern Stellung fast horizontal sein. Wird nun die Driftstange an der Schwinde fortgerückt, oder in einer der tiefer liegenden Pfannenöffnungen angeschlossen, so muß sie auch

am Kreuz und zwar ebenso viel herabgerückt werden. Die Hebellänge an der Schwinde ist also kürzer, am Kreuze länger, als vorher, und da die Driftstange nunmehr an der Schwinde einen kleineren Bogen, als vorher, zu beschreiben hat, so ist dasselbe auch am Kreuze der Fall. Der Hub in den Sägen ist also geringer. So kann der Hub bei einem dergestalt eingerichteten Kunstzeuge auf den eisenbüchsenförmigen Bergweiten von 54 Zoll bis zu 24 Zoll vermindert, abwechselnd auch wieder bis zu 54 vermehrt werden, je nachdem die knappen oder reichlichen Aufschlagwasserhüte ratsam machen. Jede einzelne Pfannenöffnung an der Schwinde gibt einem um sechs Zoll vermehrten oder verminderten Hub in den Sägen dieses Kunstzeuges. (Plümcke.)

ORTSTEG (Bergbau). Die Stege des Tragerwerks in Orten, in Streden, auf denen die Tragerwerksbohlen der Länge nach mit der Stirn aneinander zu liegen kommen, auf denen also ein Wechsel der Bohlen stattfindet. Sie sind darum, weil jede Tragerwerksbohle zur sichern Auflage an ihrem Ende wenigstens zwei Zoll Fläche bedarf, mindestens vier, aber auch fünf, sechs Zoll oben breit und fast ebenso hoch, immer breiter und stärker, als die Mittelstege, durch welche jede Bohlenlänge in oder gegen die Mitte ein bis zweimal unterstützt wird. (S. die Art. Stieg und Tragewerk und die hierher gehörige Figur.) Der Name kommt daher, weil das Tragerwerk dem vorausgehenden Orte nicht eher nachgelegt (nachgezogen) wird, als bis das Ort soviel fortgerückt ist, daß ein neuer Driftleg 1—1½° vom Orte rückwärts geschlagen werden kann. (Plümcke.)

Orsthaler, f. Ort.

ORTSTURN (Bergbau), soviel wie Driftloß. Das Wort entstand wol daher, daß beim Einbreiten, Arbeiten von Ort der Bergmann diesem die Stirn entgegenwendet. (Plümcke.)

ORTSTOCK. Der Korbmacher nennt Driftstöcke die starken hölzernen Stäbe, welche an den Enden der vierseitigen Körbe eingefügt werden, um dem Geflechte die gehörige Festigkeit zu geben. (Karmarsch.)

ORTSTOCK (Bergbau), soviel wie Driftstod.

(Plümcke.)

ORTSTOSS (Minerkunst), ist die dem Minierer senkrecht (steigt) entgegenstehende Wand, in die er sich hineinarbeiten will; auch Driftgang genannt. Aus dem Driftloße nimmt er den Neubruck (Neinbruch) oder das erste Lagerwerk, d. h. er baut eine Vertiefung, nach Weggabe der Festigkeit des Gesteins von 3—12 Zoll aus, in der Höhe, die der Gang haben soll, und zwar so, daß der dadurch entstehende neue Driftloß sich bildet, von dem aus er im zweiten Lagerwerk die Feste aus dem Steinbruche nimmt und dann im dritten mit dem Sohlstangen vorgeht. Er arbeitet dabei entweder über das Eisen, unter das Eisen, vor der Hand oder hinter der Hand. (Benecke.)

ORTSTOSS (Bergbau), das Ende eines Orts in der Richtung, nach welcher dasselbe erlangt wird. In den Driftloß muß eingebrochen werden, wenn das Ort

erlangt werden soll (s. Ort in zweiter Bedeutung). Erststoß, im Gegensatz von Seitenstoß, d. i. der beiden Flächen, welche das Ort links und rechts begrenzen. Wenn man schlechtbin von den Stößen des Ortes spricht, so sind immer die Seitenstöße gemeint. (Plümicke.)

ORTSTROSSE (Bergbau), der Theil des Orts unterm Einbruch; dieser der Einbruch ist das Bestimmende für die Höhe der Ortstrosse im Ganzen. Ist für den Einbruch keine andere milde oder gestützte Lage vorhanden, als in der obern Drithälfte, oder nahe an der Höhe, so nimmt die Ortstrosse die halbe Ortshöhe, auch wol mehr ein. (Vergl. die Figuren zu dem Art. Ortsprofil.) Die Strossenarbeit im Allgemeinen, also auch vor Ort, geschieht meist von Oben nieder. (S. Strosse.) Die Ortstrosse wird gem wenigstens 1", lieber 2—3 Licht zurückgelassen, wenn die Höhe des ganzen Orts und die sonstigen Verhältnisse es gestatten, damit sie von besondern Arbeitern nachgebracht, der Einbruch und der Forttrieb der obern Drithälfte für sich fortgehen können. Wie das Ort selbst, so theilt man auch diese Strossen in zwei, drei und noch mehr Stöße (vergl. Ortsarbeit, Ortsbetrieb); dies muß geschehen, wenn die Schichtung oder Abtheilung der Gesteinsschichten darauf hinweist. Ist die ganze Strosse hoch genug, so werden die einzelnen Stöße, oder wenigstens je zwei derselben von den nächsten zwei Stößen ebenso entfernt gehalten, wie der dem Orte nächste oberste Stossstoß vom Ort selbst zurücksteht. Dies Verfahren gestattet auf jedem Stoße, oder wenigstens auf je zwei derselben (wenn sie niedrig, nur 8—10" hoch sind) einen besondern Arbeiter anzulegen, ohne daß diese Arbeiter einander, oder den Einbruch machenden Drithauern hinderlich sind; es gestattet also das Ort, insofern dies vom Nachbringen hoher Strossen abhängt, der Einbruch rasch genug vorwärts, zu beschleunigen. (Vergl. die Figuren Q, R, S zu dem Art. Ortsprofil.) Wird das Ort mit einem gewissen Wasserstand über der Sohle fortgetrieben, s. B. Stöhlen, Segeugfressen und viele andere Lötter, so bedarf man der Dämme (s. Ordnamn) zur Abhaltung dieser Wasser beim Heraushauen, Nachreißen der unter den Wasserpiegel stehenden Stöße. Dadurch wird, bei notwendigem hohem Wasserstande, wie vor Hauptstöhlen, schiffbaren Stöhlen u., oder wenn dem Orte, den Strossen sehr viel Wasser aus dem Gesteine zugehen, die Arbeit beschwert, namentlich wegen des Trockenmachens der wegzuschleppenden Sohle, und man verliert leicht etwas Sohle, durch zu merkwürdiges Ansehen derselben. Der letzte, am weitesten zurückbleibende unterste Stossstoß, die Sohlenstrosse genannt (s. Ortssohle), pflügt der schwächste zu sein. Mit seiner Herausnahme muß die richtige Drithöhe hergestellt werden. Dazu bedarf es geschickter und aufmerksamer Arbeiter; denn Fehler dagegen werden um so nachtheiliger sein, je wichtiger das Ort selbst und die Beobachtung richtiger Sohle ist. (Plümicke.)

Ortsweise, s. Ortweise.

ORTSZWITTER, ÖRTERZWITTER (Bergbau), heißen auf dem altenberger Zinnbergbau die Zwitter, welche aus dem Stollen der Ort gewonnen werden;

im Gegensatz zu denen, welche durch das Ausbrennen der Beutungen beim Stodwertsbau fallen. (Plümicke.)

ORTULFO oder **ORTULPHIO**?, Bildhauer oder vielmehr Bildschnitzer des 14. Jahrh., welcher zu Götting in der Oberlauß 1385 in der Dreifaltigkeitkirche das schöne Ghor oder die Stellen der Mönche mit sehr reicher durchbrochener Arbeit in Eichenholz schnitzte und mit herrlichen Verzierungen von Wägen, Blumen und Früchten schmückte. Ebenso ist die alte Orgelverzierung (von früher im Jahr 1392 von ihm vollendet worden. (Frenzel.)

ORTUNG, ÖRTUNG (Bergbau), im Grunde synonym mit Ort, soweit dies das Ende einer Strecke, eines streckenähnlichen Grubenraumes bedeutet; nur daß Örtung mehr ein Kunstwort des Markscheiders ist, und als solches den Endpunkt eines Orts im geometrischen Sinne bedeutet. Insofern nun von der markscheiderischen Angabe, unter welchem Punkte der Tagesoberfläche, unter welchem Punkte eines Grubenbaues irgend ein (tieferer) Ort oder ein Punkt desselben befindlich sei, die Rede ist, bezeichnet Örtung auch im Allgemeinen jeden solcherhalt zu bestimmenden Punkt des Grubenbaues, nicht allein das Ende eines wahren Orts. Örtung also der durch markscheiderische Messungen über Lage, oder auch in einem gewissen Grubenbau aufgefundenen Punkt, der mit einem andern in der Grube gegebenen Punkte übereinstimmt, gegen ihn eine gewisse, genau erforstete Lage hat, mit ihm in einzelner feigerer Linie liegt. Ein solcher Punkt, ist er abgezogen und zugelegt, d. h. auf die Projectionsebene der Tagesoberfläche, oder eines andern Grubenbaues gebracht, wird mit einer Stufe, d. i. einem Markscheidezeichen, in den Stoß eingebauen, markirt. — Örtung oder Ort abpfählen, abpfählen, abpfählen, den Drütpunkt, die Örtung in der verlangten Projectionsebene mit einem eingeschlagenen Pfahle, Pflock, Stöcken oder Stock bezeichnen. Dies ist der Drütpfahl, Drütpflock, Drütsflock. Ort abziehen, heißt mit Hilfe der Markscheideinstrumente den Zug, die Messung verrichten, aus deren Resultate die Örtung angegeben werden kann. Im Allgemeinen auch: das Ort nach Länge u. und Winkeln messen, um es zu Risse zu bringen. Die Operation des Abziehens gibt nämlich alle, oder doch die nöthigsten Data, die zur Bezeichnung, Projection des abgezogenen Orts in jeder beliebigen Projectionsebene erforderlich sind. Örtung angeben, ist der allgemeine Ausdruck für diese Bestimmung, Projection eines Drütpunktes. Die Angabe der Örtung zu Lage erfolgt also: 1) Der Markscheider fängt seinen Zug mit Compaß und Gradbogen u. an dem gegebenen oder angenommenen Drütpunkt in der Grube an, mißt jede Schur und observirt jeden Winkel, bis an den nächsten Tagesfackel, d. h. das Ort wird bis am den nächsten Tagesfackel abgezogen der Grubenung verrichtet. Ist dies ein feigerer Schacht, so wird 2) von der Hängebank desselben ein Loth bis zur Sohle des Ortes am Schacht, in welchem der erste Zug verrichtet wurde, hereingelassen. Wo dieses Loth die Drütsfackel trifft, oder an der Lothlinie selbst, senkrecht über dem Lothe, das ist der Endpunkt des Gruben- oder Drütszugs

gegeben. Wäre der Schacht nicht feiger, sondern flach, tonläßig, so daß der ganze Schacht vom Tage nieder nicht abgelothet werden könnte, so muß der erste Zug dergestalt fortgesetzt werden, daß man von der Driftsohle an oder unterm Schacht, in diesem in die Höhe zieht, bis an einen Punkt, auf welchem sich von der Hängebank nieder ein Loth fallen läßt. Durch das Verfahren unter 2 wird der Endpunkt des Grubenjuges zu Tage gebracht, d. h. der Anhaltspunkt am Tage (an der Hängebank des Schachtes oder darüber) gegeben, der sich lothrecht über dem Endpunkte des Grubenjuges befindet. Jetzt ist die Aufgabe zu lösen, von diesem Anhaltspunkte aus am Tage den Punkt zu bestimmen, welcher in feigerer Linie über dem Drftpunkt in der Grube befindlich ist. Dies kann geschehen: 1) mit gepaarten Zügen (siehe Paaren). Geschieht kaum noch irgendwo, aus dort angegebenen Gründen. 2) Wenn der Zug in der Grube gehörig berechnet (nach Soblen und Seigerzeufen) und darnach sogleich zugelegt, in Grundriß gebracht ist; oder wenn nach Streichsinus und Cosinus die Lage des Drftpunktes gegen eine Mittaglinie durch den Anhaltspunkt überm Schachte gezogen, genau bestimmt ist, so läßt sich die Länge der Linie und deren Compaßwinkel aus der Zeichnung angeben, welche von dem Anhaltspunkt über Tage aus, sogleich abgemessen werden müßte, um über den Drftpunkt zu gelangen. Dies Verfahren setzt aber voraus, daß über Tage nach der Gegend, wozu sich das Drt erstreckt, eine horizontale oder fast horizontale Fläche, oder eine ganz gleichförmige ansteigende, abfallende Fläche, auf welche jene sölige Driftlinie leicht zu reduciren, vorhanden sei. Ist das, wie gewöhnlich nicht der Fall, so unterbleibt diese Lösung und man gibt die Drtung an; 3) Durch einen Tagezug mit verlorenen Schnüren vom Anhaltspunkt über dem Schachte aus. Man zieht nämlich von diesem Punkt aus nach der Weltgegend, nach welcher das Drt vom Schachte aus getrieben ist, mit willkürlichen Schnüren und Winkeln fort, bis an einen Punkt, eine Gegend, wo man vermutet, daß das Drt ansetzen möchte. Hier schlägt man einen Pfahl oder Pfied, den verlorenen Drtspfad, und embigt einwärts auf diesem den Tagezug. Dieser Zug wird nun vom Marktscheider in seiner Wohnung berechnet und zugelegt, auf denselben Papiere, worauf der Grubenzug zugelegt war. (Vergl. Figur hierzu.) Der verlorne Drtspfad, als der Endpunkt der Tageszugskulage, zeigt nun, wie viel man in jener Vermuthung, den Drtpunkt über Tage erreicht zu haben, irrte, und das Verfahren ist gleich dem, in der Antikneit bekannten, von einem angenommenen, aber wahrscheinlich falschen Resultat aus das richtige zu finden.

Auf der Zulage (dem Riße) bestimmt der Marktscheider nun, indem er an die Linie, die zwischen dem Drtpunkt auf der Zeichnung, und dem Punkte des verlorenen Drtspfaßes auf derselben Zeichnung gebracht und gezogen wird, den Compaß anlegt, in welcher Stunde, und durch Abmessen dieser Linien, auf welche Länge von dem wirtlichen Drtspfad (auf der Grube selbst) vorwärts, rückwärts, seitwärts gezogen werden

müsse, um den richtigen Drtpunkt zu erreichen. Dies wird verrichtet und am Ende dieser Linie oder Schnur der sichere, richtige Drtspfad eingeschlagen, zu dessen Aufspadung der verlorne dient. Dies ist das fast allgemein geübte Verfahren, die Drtung an den Tag zu bringen.

Soll ein Punkt über Tage in die Grube gefällt werden, so ist das Verfahren dasselbe, nur in umgekehrter Ordnung. Die letzte Linie auf der Zeichnung gibt dann an, in welcher Stunde und Länge ein Drt in der Grube, von dem verlorenen Drtspfad ober Reichen aus zu treiben ist, um lothrecht unter den gegebenen Tagepunkt zu kommen.

Ebenso ist es bei Angaben von Drtungen in der Grube, auf tiefem, höhern Soblen desselben Grubenbaues. Das erste hier umständlich erläuterte Verfahren ist ganz einerlei mit der Lösung der Aufgabe, einen feigern Schacht, der auf einer Grubenortung niedergebacht werden soll, (am Tage) anzugeben, das letzte, die Lösung der Aufgabe, einen blinden Schacht, ein Gestel, das von einem obern Soblenpunkt, auf eine tiefere niedergebacht werden soll; auch ein Überbrechen, das von einem tiefem Soblenpunkte bis zu einer höhern hinaufgemacht werden soll, anzugeben. — Drtung an Tag bringen, diese Bestimmung in Beziehung auf die Tagesoberfläche machen. Drtung einbringen, fast gleichbedeutend mit Drt einbringen, mit einem Drt einkommen; nur daß dies Einbringen einer Drtung das geometrische Verhältniß, in Beziehung zu andern Drten, Grubenbauen, in welche sie eingebracht wurde und werden sollte, bezeichnet. z. B. die Drtung ist richtig eingebracht; sie ist x Zoll zu tief, zu hoch, x Loth, zu weit seitwärts n. eingebracht. Drtung in die Grube fallen: einen gegebenen oder angenommenen Punkt der Tagesoberfläche lothrecht darunter in dem Grubenbaue, Grubenorte bezeichnen. Drtung gewinnen: das Gestirn gewinnt Drtung, es nimmt die Drter (des Gestirns) an. (Siehe Ort in der ersten Bedeutung.) Drt pflücken, siehe Abpfücken, Ortsplock. Drtung zu Tage bringen, zu Tage ausbringen, soviel wie an Tag bringen.

(Plümcke.)

ORTWEISE (Bergbau), oder Drtweise ausfahren, heißt: in der Art und Weise, wie mit einem Drt ausfahren. Drtweise ein Mittel durchschneiden: einem Raum gleich einem Drte hindurchbringen. Drtweise von dem Hauptgang ausläufen: ein kleines Drt vom Hauptgang auf zufallenden Klüften und Geschieben treiben. Gewöhnlich ist der Raum, von dem man sagt, er sei ortsweise getrieben, niedriger und enger, weniger regelmäßiges als ein rechtes Drt, und wird es mit der Höfste und Sohle dabei nicht so genau genommen. Vgl. Sighort unter Ort.

(Plümcke.)

ORTWIN, ORTEWIN, später ORTWEIN (teutscher Feldensage), von Ort, Spitze, und Win, Freund, also Fes und des Schwertes. 1) Ortwin, verführt auch bloß Ort, Oris, des König Heils und Heils (Ort's) Sohn, spielt eine nicht unbedeutende Rolle durch seinen frühen tragischen Tod. Nach der Gestaltung der Sage

in dem Heldenliebe, die Schlacht von Raben (Ravenna-Schlacht) genannt¹⁾, bittet Ortwin oder Ort, wie er hier heißt, und sein Bruder Scharfe ihre Ältern, sie mit Dietrich von Bern, als dieser gegen Emeric zieht, reiten zu lassen, um Bern zu schauen. Die Ältern, Emeric's Töchter fürchtend, verweigern den Kindern ihren Wunsch, bis Dietrich von Bern sich erbietet, sie unversehrt zurückzubringen. Nun die ereignisvollen Abschiedsszenen. Dietrich läßt, während er gegen Raben zieht, sie nebst seinem Bruder in Bern (Verona) unter der Obhut des Meisters Isan zurück. Sie bringen aber so lange mit Bitten in ihn, bis er ihnen erlaubt, vor die Stadt spazieren zu reiten. Sie kommen aber bei dichtem Herbstnebel auf eine unrechte Straße und verirren sich auf die Heide bei Raben, wo Wittich auf der Warte ist. Der Nebel zerstreut sich, sie erblicken den ungetreuen Wittichen, und kämpfen mit ihm, zuerst Scharfe, dann Ortwin, entbrannt, des Bruders Tod zu rächen, bringt Wittichen mehrere Wunden bei, fällt aber endlich im Kampf, und so auch sein Freund Diether. Groß ist Dietrich's Verzweiflung über ihren Tod, und zuletzt die tragischsten Momente, wie er ohne die Kinder nach Heunenland zurückkehren muß, den Ältern die Schredensnachricht zu bringen u. Anders ist die Gestaltung der Heldenlage von Ortwin nach der Wilkina-Sage. Hier ruhet Erza ihre Söhne Erpe und Ortwin zur Fahrt mit dem König Dietrich, der sein Reich wieder gewinnen will, damit sie ihm beistehen sollen. Unter der Obhut des Ritters Helfrich bitten Erpe und Ortwin nebst ihrem Pflegebruder Diether eine der Herrscharen, und in ihrem Gesolge ist Herzog Rodung von Baisaburg²⁾. Als dieser in der Schlacht gefallen, reitet Ortwin Wittichen entgegen und Helfrich findet den Tod, hierauf Erpe und Diether. Dietrich's Verlegenheit ist nun dieselbe³⁾.

2) Ortwin, von Meiz, Hagens von Tronege (Troned) Schwestersohn, des Königs Günthers Neffe und Truchseß (d. h. Obertruchseß) tritt als solcher im Nibelungenliede vor den übrigen Dienstmannen Günthers bei Anordnung der Vorbereitungen zu den Hochzeiten (großen Hoffesten) beim Empfang der Gäste und Sorge für dieselben u. am bedeutendsten, gerichtlich und gewaltstun hervor, während die übrigen Dienstmannen, außer Hagen, dem Marschall, dessen Gehot auch wie Ortwin's niemand zu unterlassen wagt, eine minder wichtige und Rumold der Küchenmeister⁴⁾ sogar eine komische Rolle

spielen. Als des grimmen Hagen Schwestersohn, worauf sich dabei ausdrücklich bezogen wird, theilt Ortwin dessen feindselige Befinnung gegen den Helden Siegfried von Niederland, so bei dessen erstem Erscheinen an Günthers Hof, thut ihm die Sühne seines Königs mit Siegfried Harleide, und er ruht nach Schwertern, so als der Entschluß zur verrätherischen Ermordung Siegfried's gefaßt wird, betreibt diese nach dem grimmen Hagen Ortwin am meisten. Doch muß er als Truchseß nebst den übrigen Dienstmannen für Grimelind, als sie sich nach Heunenland verbeirathet, die Nachfolge (Nachherberge) bis an die Donau schaffen. Bei der Heerfahrt Siegfried's und Günthers gegen die Sachsen verläßt in der Schlacht Ortwin den Heer mannes Helms, und die sein Schwert erreicht, müssen wund oder meist tot bleiben. Man sollte so erwarten, er werde in dem großen letzten Kampfe der Nibelungen mit Etzel Reden bedeutend hervortreten, aber er erscheint hier gar nicht, ungeachtet er noch da erwähnt wird, wo Etzel's Geliebten Wäbelin und Emmelina, welche die Nibelungen zur Fahrt ins Heunenland einladen, beschenkt werden sollen. Der Verfall der Nibelungenliedes, ungeachtet er Ortwin's Tod nicht berührt, folgte also den Sagen, in welchen Ortwin vor Nibelungen-Roth vom Schauplatz dieses Lebens abgetreten war⁵⁾. Im Nibelungenliede beiläufig König Günther, der eben hört, daß ihm Gäste gekommen, seinen lieben Neffen Ortwin von Meiz, der zu früh in seinen Tagen starb, und gedenkt dessen, der ihn von fremden Weiganden (Kämpfern) aus jeglichem Lande sagen soll. Doch ist ein anderer Ortwin da, der sein Vettersohn ist, welcher bei den Sachsen von Kindheit an erwachsen war⁶⁾. Aber ist wol dies ein Nachbild des verstorbenen Ortwin, auch er wird Ortwin von Meiz genannt. Jedoch ist er nicht Truchseß, sondern dieses ist Einbold, der im Nibelungenliede Schenke ist. Wie wollen sogleich andeuten, was diesem Ortwin II. von Meiz, wie wir den Vettersohn des ersten nennen wollen, be trifft. Da wo Hildebrand bestimmt war von Etzel und Emeric's Mannen vor Worms mit Günthers Leuten kämpfen soll, kommt auf Verhütung der junge Ortwin. Dieser Ortwin von Meiz erbietet sich, als Räuber seine Vorkraft an Günthers Hof bringt, mit seinen hundert Heiden aus dem Plane bei den Gästen zu sein. Als Siegfried tausend Mark als Lösegeld für einen, der gefangen werde, und für sein Wächterwand (Küftung) bestimmt, widerspricht der junge Degen Ortwin, denn seine Hoffnungen stehen doch auf Wittich's Helm und Schwert, kommen diese in seine Gewalt, niemand solle ihn verhindern, sie zu behalten. Im Kampfe dann bringen auf Wittichen, welcher Heimen aus der Gefahr entreißt, in die ihn Rumold, der Küchenmeister, bringt, Hagen, der kühne Ortwin, Einbold und Einbold ein, um Ru-

1) Ravennaschlacht (in v. d. Hagens und Primmers Heldenbuch in der Übersetzung. S. 10-12. Als Übersicht des Gesamttextes des Heldenbuches zu diesem, franfurter Ausgabe von 1560, VI. 185, S. 1. Ep. 2.) Nach dem Nibelungenliede (ebend. S. 84) findet sich in der Gesellschaft Erts und Erles, wie er hier heißt, als er die jungen Göt Dietrich, Ritterssohn's Sohn, an ihres Vaters Hof empfangen, der junge Markgraf Rodung, der schönen Götlinde Kind, also des Markgrafen Ritterssohn von Pechlarn Sohn. 3) Wilkina- oder Nidlunga Saga. Cap. 296-299 bei v. d. Hagen, Nord. Fik. S. 370-378. Cap. 501. p. 584. Cap. 507. p. 598. Cap. 509. p. 402-404. Cap. 515. p. 416-418. 4) über des Besam's des Küchenmeisters neben dem des Truchseß, f. d. Art. Küchenmeister.

5) Nibelungenlied. Ausg. durch v. d. Hagen v. 1816. S. 4, 15, 20, 25, 27, 53, 61, 63, 65, 66, 92, 117, 125, 156, 156. 6) Nibelungenlied. S. 61. vergl. S. 26, wo der Wäbel Ortwin's dem Hof gebracht wird, welche zu Meiz wol hundert oder mehr Ritter hat.

moßen beizuflehen, und Wiltich, Berchtung, Heime, Rantold und Rinnold müssen zurückweichen. In dem Kampfe, welcher am folgenden Tage stattfand, führt Ortwin des Königs Fahne, und Wülbiger, der Dietrichs Schaar leitet, läßt gegen Ortwinen Helfrichen sich mit der Fahne wenden⁷⁾. Dieses von Ortwin II. von Rhe, dem Nachbarn Ortwins I. Diese beiden Ortwinen kämpfen für den König Guntter. Aber in den Heldenbogen von Dietrichs von Bern kämpfen mit Ortwin vor dem Verluste seines Reiches, um es gegen ihn zu behaupten, und nach dem Verluste desselben, um es wieder zu gewinnen, kommt Ortwin von Rhe unter den Mannen Dietrichs und für diesen kämpfend vor⁸⁾, namentlich besteht in der Schlacht vor Raben (Ravenna) den Landesgrafen von Thüringen, der Markgraf geheißen ist⁹⁾, ungeachtet König Guntter dem Kaiser Ortwin gegen Dietrich Hilfe leistet. Daß wir hier keinen andern Ortwin von Rhe vor uns haben, als den bekannten Ortwin (den I.) von Rhe, lehrt, daß in seiner Gesellschaft Stutenfuß (s. d.) vom Rhein erscheint, jener Stutenfuß, der im Rosengarten auf der Seite der Burgunden gegen einen der Wölflingen kämpfte. Da in den Eiedern von Dietrichs Ahnen und Töchter und von der Schlacht vor Raben Ortwin ausdrücklich von Rhe genannt wird, so ist der Ortwin, welcher im Riede von Altparts Tode unter Dietrichs Rieden erscheint¹⁰⁾, auch kein anderer als unser Ortwin von Rhe. Im Rosengartentiede treten zwei Ortwinen auf, der junge Degen Ortwin, und der Riese Ortwin, jener ist unter Dietrichs Rieden und kämpft mit Volter dem Spielmann und besiegt ihn; der andere Ortwin ist unter Gherimilts Kämpfen, ist unter allen Riesen der theuerste mit aller List, sein Bruder ist der Riese Pusol, der im Kampfe mit Wolfhart fällt. Der Riese Ortwin kämpft nun, um seines geliebten Bruders Tod zu rächen, desto eritterter mit Siegfried und wird von diesen erschlagen¹¹⁾. Nach unserer Meinung sind Ortwin der Degen und Ortwin der Riese aus Dietrich von Rhe gebildet, ungeachtet sie nicht so genannt werden, der eine zu Folge der Helden sage, nach welcher Ortwin von Rhe auch dem Berner beistehet und der andere nach der Helden sage, nach welcher Ortwin von Rhe am Hofe der Burgunden ist, und zu Folge der feinfeligen Behandlungen der Kämpfer Siegfrieds und Gherimilts, nach welchen sie zu Riesen gemacht werden.

7) Hiltesried. S. 78, 86, 87, 107, 120, 121. 8) Dietrichs Ahnen und Töchter zu den Hünen. S. 33, 61. 9) Ravensschlacht. S. 87, 46. 10) Altparts Tod, im v. d. Hagens ersten Heldenbuche von 1811. S. 16. 11) Rosengartentiede. S. 4, 21, 22, 31, 59, 40, 52, 53. Bearbeitung desselben in der alten Ausgabe des Heldenbuchs v. 1560. Bl. 143. S. 2. Bl. 149. S. 2. Bl. 156. S. 2. Bl. 160. S. 2. Bl. 161. S. 1 in der Bearbeitung durch Kaspar von der Rön (in v. d. Hagens und Primiffers Heldenbuch in der Ursp. S. 192, 205, 210. In der andern Gestaltung der Heldenb. vom Rosengarten zu Worms, in der Heidelberger und Straßburger Handschrift, welcher der große Rosengarten heist, und sich auch in v. d. Hagens und Primiffers Heldenbuche findet, tritt kein Ortwin auf.

3) Ortwin von Bonn (Bonn) wird nach der alten Übersicht des Sagenkreises des Heldenbuchs vom Berner erschlagen¹²⁾, ist wol auch kein anderer als Dietrich von Rhe, welcher nur einen andern Sitz erhalten hat, wenigstens wird dieses durch wahrscheinlich, daß der Verfasser jener Übersicht Ortwin von Rhe nicht getrennt.

4) Ortwin, König von Ortlund, Hortland, gewöhnlich aber auch Nortland genannt, also Norwegen, Sohn des Königs Hettelin von Segelungen und Hilde's, des Königs Hagen Tochter von Eyrland (Ireland), Bruder Gutturons, Gutturuns (Gubrun), zieht mit seinem Vater, dem Bräutigam Gutturons, Herwig, Könige von Soren, d. h. Seeland, wie sein Land auch genannt wird, zu Hilfe, als dieser von Seyfried, dem Könige von Nortland, betrogen wird, und desirgt die Noren (Nauern) in einer zwölftägigen Schlacht. Unterdessen wird Ortwin's Schwester von ihrem verschmähten Bewerber Hartmut und dessen Vater, dem Könige Ludwig von Dranionien, Ormandie, Normandie, geraubt. Hettel und Ortwin setzen ihm nach. Hettel fällt in der Schlacht auf dem Wolpenland, Ortwin, obgleich herrlich kämpfend, kann seine Schwester nicht befreien, da die Feinde mit ihr des Nachts von dannen fahren. Hilde bringt ein großes Heer zusammen und sendet es mit Ortwinen, ihre Tochter aufzusuchen und zu befreien. Ortwin legt bei einem Sturme mit der Flotte an einer waldigen bergigen Strecke der Küste in der Nähe der Normandie an, und begibt sich auf einem Bote nur mit Herwig in Ludwigs Reich, um den Ort aufzusuchen, wo Gutturun sich befindet. Sie finden sie, wie dieselbe, da sie die Verbindung mit Hartmut verschmäht, von dessen teuflischer Mutter gepeinigt, auf dem Meeresstrande mit dem mit ihr geraubten und ihr treugebliebenen Hofräuberin Hildeburg die starker Kälte Kleider waschen muß. Nach rührender Erkennungsscene will Herwig seine Braut mit sich nehmen. Aber diesem widersteht sich Hartmut, indem er sagt: Hätte ich hundert Schwormen, die ließ ich eher sterben, als daß ich mich so stark in fremdem Lande verhehle, und die meinen grimmigen Feinden bähle, die man mit Sturm genommen. Der Bruder und der Bräutigam Gutturun kehren zum Heere zurück. Diese entgeht Seelands Mißhandlungen, indem sie sich geneigt zur Verwundung mit Hartmut stellt. Ortwin wird in der Schlacht von Hartmut verwundet, gewinnt trotz den Sieg, indem Ludwig durch Herwig fällt, erobert die Königsgut und stürzt mit dem gefangenen Hartmut und dessen Schwester Ditrun heim. Diese läßt Gutturun freundlich beibringen, und Ortwin heirathet sie auf seiner Schwester Rath, während der von Ortwin mit der Freiheit besetzte Herwig sich mit Hildeburg verbindet¹³⁾. Ortwin gehört in den Sagenkreis des Heldenbuchs, welcher Hiltesriederungen an die Rauhjäger

12) Alte Übersicht des Sagenkreises des Heldenbuchs zu diesem, Hagen, v. 1560. Bl. 134. S. 2. Ep. 2. Bl. 185. S. 1. Ep. 2.

13) Gutturun in der v. d. Hagens und Primiffers Heldenbuche in der Ursp. S. 30, 86, 87, 47, 49, 57, 58, 60, 61, 63, 65, 69—84.

der Nordmänner enthält¹⁴⁾. Erwin's Mutter Hilde ist die Hildur, die Tochter des Königs Hogni, welche von Hebin, Hioranb's Sohn, geraubt wird, in der nordischen Sage, welche in der Skalda aufbewahrt ist¹⁵⁾. Aus dem Namen Hebin ist der von Erwin's Vater, Hettelin, Hebin abgeleitet. (Ferdinand Wachtel.)

ORTYGIA. Über die verschiedenen im Alterthum Orygia benannten Länder und ihren etwaigen Zusammenhang bleibt auch nach den Forschungen von S. H. Waf¹⁶⁾, Dissen¹⁷⁾ und C. D. Müller¹⁸⁾ Manches dunkel. Daß der Name mit dem Dienste der Artemis zusammenhängt, welche Göttin selbst den Beinamen *Orygia* bei Sophokles¹⁹⁾ führt, während andere²⁰⁾ die Amme der Göttin oder die Schwester der Latona so nennen, ja daß namentlich die Benennung eines Ortes Orygia denselben als geblauete Geburtsstätte der Göttin bezeichne, ist an sich einleuchtend. Wir finden aber diese Benennung 1) auf dem attischen Berge Ghalcis und es war die, aber freilich durch nichts sonst erwiesene Meinung sowohl des Phanobitus in der Geschichte von Delos, als des Nikander im dritten Buche seiner attischen Geschichte²¹⁾, daß alle *Orygiae* genannten Orte Colonien von dem und sonst weiter nicht bekannten Orte in Ätolien seien. 2) Wird bald eine Delos benachbarte Insel, bald Delos selbst Orygia genannt; jenes, nämlich daß Orygia von Delos unterschieden wird, ist der Fall in dem homerischen Hymnus auf Apoll B. 15, welcher Vers auch im Orphischen Hymnus²²⁾ wiederholt wird, wornach Apoll in Delos, Kretis in Orygia geboren wurde; und da Strabo²³⁾ auszuweisen scheint, daß Rhenea auch Orygia genannt worden sei, so wäre es wol das Naturlichste bei diesem V. eben an Rhenea zu denken, wenn nicht gar ein bestimmter Theil von Delos selbst auch hier zu verstehen; denn allerdings gab es eine andere Sage, wornach auch Artemis auf Delos geboren, dieses Eiland selbst das Orygia sei; dies scheint die Bedeutung des Wortes schon in der Odyssee (V. 123. XV. 404) zu sein, und man wird viele Belege dafür bei Lyfchud²⁴⁾ gesammelt finden; den Namen leiteten einige von den Wachteln ab, die hier gern oder zuerst verweilt hätten, andere von der Verwandlung der Latona, oder der Asteria, ihrer Schwester, in eine Wachtel, andere davon, daß Jupiter in der Gestalt einer Wachtel mit der Latona Umgang hatte. 3) War theils bei Ephesus ein vom Genatris durchflossener anmuthiger Geysserhain Orygia, in dem der Sage nach Artemis geboren ward, wo Tempel standen und Feste begangen wurden²⁵⁾, theils soll Ephesus selbst Orygia geheißen haben²⁶⁾. 4) Ein berühmtes Orygia war das

von Syrakus, was schon von Herod²⁷⁾ erwähnt wird und unter allen fünf Theilen von Syrakus am frühesten angebaut war, Anfangs Insel, später durch einen Steindamm, noch später durch eine Brücke mit dem festen Lande verbunden, Halbinsel, darum dieser Theil bald *vā-sos*, *vā-sos* auch bei lateinischen Schriftstellern *Naxos*, *Naxos*, *Insula*, bald *Νεχόρρος*, *Peninsula*, benannt wurde; auf Orygia war die fischreiche Quelle süßen Wassers, *Arcthusa*, durch Sagen verherrlicht; hier war Hieron's Königstempel; bei Orygia waren zwei Häfen, an jeder Seite einer; es war dasselbe schon früh befestigt und wurde es noch mehr unter Dionys dem Ältern. Bergl. Güller, De sit. et origin. Syracus. p. 39 sq. Dieses Orygia nun nennt Pintar (N. I. init.) *Δελος ναορύγης* „Delos verschwiebert“ wegen des gemeinsamen Cult. 5) Nach Stephan Byz. heißt auch Ägypten *Orygia*. (11.)

ORTYGIA *Leach* (Mollusca). Eine Gattung zweischaliger Muscheln, deren Brown in seinem: *The Conchologists Text-Book* p. 126 gedankt und sie in den Tribus *Conchacea* zwischen *Venericardia* und *Venus* stellt. Kennzeichen: Schale gleichschalig, quer in jeder Schale drei Hauptkämme, von denen zwei gerändert, einer entfernt; das Band fast äußerlich, die Wirbel mehr nach einer Seite geneigt, zwischen ihnen ein längliches herzförmiger Eindruck; der verlängerte Schließrand schiefl, stark niedergedrückt, mit einer länglichen Grube der rechten Schale zur Aufnahme des Randes der linken. Als Typus ist angeführt *O. gallina* (ib. pl. 16. f. 19). Et was herzförmig mit schwach gebogenen concentrischen Streifen, und drei oder vier strahlenförmigen Bünden, vom Wirbel nach dem Rande, häufig mit überlaufenden Fisdachlinien. Innere Seite weiß, der Rand fein geteilt. Ein Zoll lang. In den britischen Meeren. (D. Thon.)

ORTYGINAE *Charl. Bonaparte* (Aves). Eine Abtheilung der Familie *Crypturi*, diejenigen enthaltend, welche nur drei Beine haben. Es gehört hierher die einzige Gattung *Orygia*. (D. Thon.)

ORTYGIS *Illiger* (Aves). Eine Gattung aus der Ordnung der hühnerartigen Vögel, welche aus *Tetrao* Linne's getrennt, zuerst von Bonaparte unter dem Namen *Turnix* aufgeführt ward, dann aber im Ganzen und nach einzelnen Arten verschiedene Namen, als *Orygodes*, *Oryxelos* und *Sorticella* von Vieillot, *Tridactylus* von Lacépède, *Hemipodius* von Temminck erhielt, und theils, wie von Cuvier, als eigene Gattung in die Nähe der Hauptgattung *Tetrao* gestellt, theils wie von Bonaparte als *Tyrus* einer eignen Familie *Oryginæ*, nur aus ihr bestehend (Zfsl. 1832. E. 307) betrachtet worden ist.

Die Kennzeichen sind folgende: Schnabel mittelmäßig lang, schwächig, grade, stark zusammengebrückt, Fie-

14) Bergl. über die Zeiträume der Helensage *Wone*, Gesch. des Hellenismus im nördlichen Europa. T. 2. h. E. 285. 15) S. Skalda in der *Scoria* Edla. Zug. von H. A. f. S. 163—165. 16) Delos und Orygia in den Archäologischen Briefen. III, 215 ff. 17) Explicat. ad Pind. N. l. p. 390 sq. 18) Dissen. I, 577 ff. 19) Trach. 212. *Ἀγρινύς* *Orygia*. Schol. *viv* *ἢ* *Orygia* *ἡμυατρῶν*, *ὅθεν* *Ovid*, *Metam.* I. 695. 20) Strab. XIV. 619 sq. Schol. ad Apollon. Rhod. I. 308. 21) Schol. ad Apoll. Rhod. I. 419. 7) XXXIV. 5. 8) X, 486. 9) Ad Mel. p. 777. 10) Strab. XIV. 639 sq. *Tacit.* *Annal.* III, 61. 11) Plin. V. 29. 29. *Steph. Byz.* h. s. *Ἐγυσιος*.

ße hoch, nach der Spitze herabgebogen; Nasenlöcher an der Wurzel des Schnabels, seitlich, linienförmig, der Länge nach bis gegen die Mitte des Schnabels gespalten, zum Theil durch eine nackte Haut geschlossen; Füße mit langen Karfen, nur drei nach vorn gerichtete, bis an die Wurzel gespaltene Lehen, Schwanz mit schwachen, in einen Büschel versammelten, durch die oberen Deckfedern verdeckten Federn, Flügel von mittlerer Länge, die erste Schwungfeder die längste.

Die Form dieser unter den höfnerartigen kleinen Vögeln gleicht der der Trappen. Sie leben in dünnen, sandigen Gegenden des alten Continents, halten sich unter hohen Kräutern verborgen, unter welche sie bei jeder drohenden Gefahr fliehen, leben polygamisch und entziehen sich Verfolgungen oder durch ihren schnellen Lauf als durch den Flug. Ihre nähere Lebensweise ist noch unbekannt.

1) *O. pugnax Temminck* (pl. col. 60. f. 2. Männchen). Körperlänge sechs bis acht Linien lang, lebt auf den Sundas-Inseln, namentlich Bonorou, Java, Manilla, wird dort bonrong-gema genannt und dient wegen seiner Kampfsucht den Javanesen ebenso zur Belustigung, wie den Engländern die Kampfhähne. Die oberen Theile sind rostbräunlich, der Rand jeder Feder abwechselnd weiß und schwarz halbmondförmig gezeichnet; Seiten und Flügel sind bräunlichgrau, mit weißen Punkten, die Wangen braun, mit weißen Flecken; die kleinen Flügeldeckfedern sind weißlich aschgrau, jede mit zwei breiten schwarzen Streifen; die übrigen sind rötlich aschgrau, mit breiten schwarzen Bändern; die Steuerfedern außen mit rostgrauen Rändern; Kehle und Vorderhals in der Mitte rein schwarz; die Seiten des Halses, die Brust und die Seiten weißlich aschgrau, mit schwarzen Streifen; die unteren Theile hell kastanienrothfarben; Schnabel gelb, die Füße rötlich. Am Weibchen sind die Farben weniger lebhaft, die Längsbinde an der Kehle ist weiß, mit schwarzer Einfassung, die Mitte des Bauches ist rostbräunlich weiß.

2) *O. nigricollis Latham* (Temminck Gallinae. III. p. 619. pl. enl. 171). Sechs Zoll lang, Schnabel und Füße fleischfarben, Kehle und Hals tiefschwarz, Körper kastanienbraun, oben schwarz, unten aschgrau gestreift, auf den Flügeln zerstreute weiße Flecken. Madagaskar.

3) *O. luzoniensis Gmel. Linn. (Il. thoracicus Temm. Gallin. III. 619. 753. Sonnerat voyage pl. 23.)* Sechs Zoll lang, Schnabel und Füße grau, Gefieder oben schwärzlich grau, unten gelblich; der Kopf weiß, mit schwarzen Punkten bedeckt, die Brust lebhaft rostroth. Cuvier zieht auch Vieillot's und Temminck's *Hemipodius maculosa* (Gallérie pl. 217) hierher, der aber der ganzen Färbung nach wol eigene Art ist. Die Länge beträgt nur fünf Zoll, zwei Linien, Schnabel und Füße sind gelb, der Schwanz ausnehmend kurz, das Gefieder ist oben rostroth, mit schwarzen, rostrothen, weißen und bleifarbenen Flecken; die unteren Theile sind lebergelb, auf dem Hinterkopfe steht ein weißer Streif und über die Augen zieht eine rostrothe Binde. Nach Dufsumier auf Manila, besonders aber auf der Insel Luzon. Soll auch in Neuholland vorkommen!

4) *O. andalusica Lath. (Synopsis. t. II. Tituli Luperi. H. tachydromus Temminck)*. Nicht ganz sechs Zoll lang, Schnabel fleischfarben, Füße rötlich, an den oberen Theilen ist jede Feder in die Quere schwarz, und rothgelb in die Quere gestreift, und hat einen weißen Rand, unten ist der Körper rötlich weiß, über den Hinterkopf zieht eine rostrothe Längsbinde und über die Augen verläuft ein Bogen. In Andalusien, auch in Afrika.

5) *O. gibraltaria Lath. (Il. lunatus Temminck)*. Eigentlich in Afrika einheimisch, kommt aber auch nach Spanien. Ungefähr 6½ Zoll lang, Schnabel schwarz, Füße bleich, Gefieder schwarzgelblich, mit weißlich gelben Streifen, Flügeldeckfedern gestrichelt, Kehle schwarz und weiß gestreift, auf der Brust stehen schwarze Halbmonde.

6) *O. hottentota Temminck* (Gallin. 636, 757). Fünf Zoll lang, Schnabel rötlich gelb, Füße gelb, Schietel schwärzlich mit rostrothen Flecken, Kehle weiß, Körper oben und unten rötlich weiß mit rostbräunlich und weißlich gestrichelt, Aftergegend weißlich.

Nach Ervaillant soll das Weibchen, das sich nur durch mattere Färbung vom Männchen unterscheidet, unter kleines Geflügel acht schwärzlich graue Eier legen.

7) *O. nigricornis Temminck (Vieillot Gall pl. 218. Diet. de Sc. nat. Atl. pl. 86. f. 2.)*. Die oberen Theile rostroth, schwarz und rötlich weiß bunt, Kopf und Nacken rostbräunlich, mit schwarzen Flecken, zwei weiße und eine schwarze Lurline auf der Stirn, die Flügeldeckfedern gelblich rostfarben, gegen die Spitze schwarz gestrichelt, Schwungfedern schwärzlich grau, Kehle rostbräunlich, ebenso Vorderhals und Brust, beide aber mit kleinen schwarzen Flecken übersät; die unteren Theile weiß. Schnabel und Füße rötlich, Nägel braun. Länge sechs Zoll. Indien.

8) *O. Dussumieri Temminck pl. col. 454. f. 2.*

9) *O. Meiffrenii Vieill. (Temm. pl. coll. pl. 60. f. 1. Hemipodius nivosus Swainson. Zool. III. pl. 163. Ortygodes variegata Vieill. Analyse. Gall. pl. 300. Torticella)*. Vier Zoll lang. Über die Stirn zieht ein weißes Band, geht über die Augen weg und erstreckt sich bis zum Nacken; der Raum zwischen den Augen hoch rostgelb, die Mittellinie auf dem Scheitel mit weißen Flecken. Vorderhals und Nacken schwach rötlich weiß, im Nacken mehr rostfarbig. Rücken, Schultern, Steiß und Schwanz, die großen Flügeldeckfedern und ein auf der Brust unterbrochenes Halsband rostgelb mit kleinen weißen Flecken und mit weißem Rand eingefasst. Das Halsband zieht sich auf der Brust ins Rötliche, alle Flügeldeckfedern sind rein weiß, die Schwungfedern schwarz, in der Mitte und am Ende rostbraun gesäumt, nach Innen mit einem großen rostbraunen Fleck. Bauch und Untertheile weiß, Schnabel graulich, Füße fleischfarbig, Nägel weiß. Am Senegal. (D. Thon.)

Ortygodes, f. Ortygis.

ORTYOMETRA (Aves), älterer Name für *Rallus Crex Linne*. Stephens hat unter diesem Namen die Gattung *Crex* Bechsteins aufgeführt. (D. Thon.)

ORTYON (Aves), alt- und neuereigeführter Name der Wachtel. (D. Thon.)

ORTYX Stephens (Aves). Eine Gattung der höhnartigen Vögel, aus *Perdix* der Neuen oder *Tetrao* Linne's getrennt, von *Boie* *Ortygia*, von *Lesson* früher (*Manuel d'Ornithologie*) *Colinus* genannt. Der Schnabel ist kurz, stark gewölbt, mehr doch als breit, der Oberkiefer von der Wurzel an gekrümmt, die Augenkreise sind durchaus besiedert, die Tarfen nackt, ohne Sporn, die Flügel kurz, gerundet, die dritte und vierte Schwungfeder sind die längsten, der kurze Schwanz besteht aus zwölf Steuerfedern. Sie sind alle in Amerika einheimisch, in ihrer Lebensweise den Wachteln verwandt.

1) *O. virginiana* Latham (*Tetrao mexicanus* Gmel. Linn. *Buffon* pl. enl. 149. *Perdix virginiana* Wilson *Americ. Ornith.* vl. pl. 47. f. 2. *Tetrao marylandicus* *Albia* t. 28. *Perdix borealis* Vieillot *Galerio* pl. 214. Frisch *Vögel* t. 113). Dieser Vogel, die am meisten bekannte Art und gleichsam *Typus* der Gattung, wird in den östlichen und mittleren Theilen der vereinigten Staaten von Nordamerika Quail, in den westlichen und südlichen Partridge genannt, welche letztere Benennung die passendere ist. Er findet sich in Ueberfluth in allen Theilen jener Republik, doch besonders mehr im Innern. In den Staaten von Ohio und Kentucky, wo er in Menge vorhanden, wird er sehr häufig todt und lebendig auf die Märkte gebracht. Er macht gelegentlich Wanderungen von Nordwest nach Südost, meist mit Anfang Octobers, ziemlich in der Weise, wie der wilde Truthahn (*Meleagris Gallopavo*). Einige Wochen in dieser Jahreszeit hindurch sind die nordwestlichen Küsten des Ohio mit Flügen dieser Vögel bedeckt. Sie laufen im Walde am Flüsse hin und fliegen meistens gegen Abend über. Gleich den Truthähnen fallen viele dieser schwachen Rebhühner bei dem Versuche des Ueberfliegens ins Wasser und gehen meist zu Grunde, denn wenn sie auch gleich zum Ersinken schwimmen*), so haben sie doch nicht hinreichende Kraft, eine längere Anstrengung auszubalten; wenn sie daher einige Elen vom Ufer ins Wasser fallen, so entgehen sie selten dem Erfassen. Wenn sie aber über die Hauptströme geflohen haben, so zerstreuen sie sich in einzelnen Flügen in der Gegend und kehren zu ihrer gewöhnlichen Lebensweise zurück. Es fliegen diese Vögel sonst nur kurze Strecken, ihr Flug ist rasch mit schnellen Flügelstößen, doch nur eine Weile, dann segelt der Vogel still bis an die Stelle, wo er sich niederlassen will, was dann mit einigen Flügelstößen geschieht. Wenn sie von Hundten gejagt oder von einem andern Feinde gestört werden, so setzen sie sich auf die mittleren Äste von Bäumen gewöhnlicher Größe, bis die Gefahr vorüber ist. Sie halten sich leicht auf den Ästen. Wenn sie bemerken, daß sie beobachtet werden, so schäuben sie die Kopfseiten, geben einen schwachen Ton von sich und ziehen entweder auf demselben Baume höher oder zu einem entferntern. Fliegen sie von selbst auf, so nimmt das ganze Volk (nach der Jägersprache) dieselbe Richtung, werden sie aber aufgejagt, so zerstreuen sie sich, rufen einander nach dem Wiederlos-

sen und verringen sich wieder, indem sie dahin laufen oder fliegen, wo der wohlbekannte Ton des Führers des Volkes herschallt. Bei tiefem oder anhaltend liegendem Schnee sitzen sie stundenlang auf Ästen. Ihr gewöhnlicher Ton ist ein heller Pfiff aus drei Noten, von denen die erste und letzte ziemlich von gleicher Länge, und alle an Stärke abnehmen. Bemerken sie einen Feind, so geben sie gleich einen Ruckelpstoss oft nach einander von sich und laufen mit ausgebreitetem Schwanz, gestäubten Kopfseiten und hängenden Flügeln davon, sich unter den Schug irgend eines Dicksich oder eines umgestürzten Baumes verbergend. Hat sich ein Stück vom Volke zufällig verirrt, so locken sie ebenfalls einander. Sie haben überdies einen lauten Ton als andere Arten, der einige hundert Elen weit gehört wird, aus drei bestimmten Noten besteht, von denen die zwei letzten lauter als die übrigen am weitesten hörbar, die ersten nur mehr in der Nähe, sie klingen deutlich wie ah boh weil! Nach der Paarungszeit wird dieser Ton wenig vernommen, während derselben lockt der Jäger das Männchen leicht zum Schuß, indem er den eigenthümlichen Ton des Weibchens nachahmt. In den mittleren Districten hört man den Kostens des Männchens von der Mitte des Aprils, in Louisiana früher. Das Männchen sitzt dabei stundenlang auf einem Baumspahl oder niedrigen Baumast und wiederholt sein Locken in Zwischenräumen von einigen Minuten, bis ein weiblicher Lockton erschallt, wo es dann gleich nach der Gegend fliehet, von woher er kommt. Wenn bei solchen Gelegenheiten mehrere Männchen zusammen kommen, so kämpfen sie mit großem Muth und großer Ausdauer, bis der Sieger das Feld behauptet.

Das Weibchen baut ein Nest aus Gras in kugelförmiger Form mit einem Eingange, nicht unähnlich dem eines gewöhnlichen Hens. Es legt am Fuße von einem Busche dichtverschlungenen Stroh oder dichter gestochenen Getreidehalmen und ist zum Theil in den Boden versenkt. Die Zahl der Eier beträgt 10 — 18, die an einem Ende spitziger und rein weiß sind. Das Männchen löst das Weibchen im Brüten ab. Das Weibchen macht nur eine Brut, es sei denn, daß das Nest mit den Eiern oder den noch kleinen Jungen zerstört würde, wo dann noch eine, und wenn diese auch wieder so zu Grunde geht, eine dritte Brut veranstaltet wird. Die Jungen laufen sofort nach dem Ausschließen und folgen den Ästern bis zum Frühjahr, wo sie dann ihre vollständige Färbung haben, sich paaren und brüten.

Eigen ist die Weise, wie diese Vögel die Nacht zubringen, nämlich im Gras oder unter einem niedrigeren Baumstamme; wobei die sämtlichen Individuen eines Volkes einen Ring bilden und zwar, indem sie sich rückwärts so lange nähern, bis sie in dichter Berührung mit einander sind. Werden sie nun aus solcher Stellung aufgeschreckt, so hat gleich jedes Stück seine besondere Flugrichtung und vermag der ganze Haufe dem Feinde leichter zu entgehen. Man jagt diese Vögel auf verschiedene Weise, die meisten aber werden in Netzen gefangen. Auch füttert man sie in Käfigen, wo sie

*) Kabanov versichert dies auch vom wilden Truthahn.

recht fett werden. Versuche, sie aus den Eiern aufzuziehen, sind im Allgemeinen fehlgeschlagen, wahrscheinlich weil es an der eigenthümlichen Pflege fehlt und aus Mangel an Insekten, von welchen die Jungen leben. Die gewöhnliche Nahrung dieser Art besteht aus Ameisen verschiedener Art und solchen Beeren, welche nahe an der Oberfläche der Erde wachsen, mit welchen sie dann auch eine Menge Sand und Kies mit aufnehmen. Gegen den Herbst, wenn die Jungen eben ihre volle Größe erreicht haben, bekommen sie ein fettes, saftiges und zartes Fleisch, das, da es auch eine schöne Weiße zeigt und einen guten Geschmack hat, sehr gesucht ist. Vor 20 Jahren kostete das Duzend zwölf Cent, jetzt (1830) werden sie gewöhnlich mit 50 Cent bezahlt. Bei harten Wintern leiden sie in den mittleren Districten gar sehr und werden in ungeheurer Zahl getödtet. Man hat sie auch nach verschiedenen Gegenden Europa's versetzt, doch ist man eben nicht mit ihnen zufrieden, denn sie sind so leichtsüchtig gegen die inländischen gemeinen Rebhühner, daß sie diese, welche man für ein besseres Wildpret ansieht, vertreiben. Das erwachsene Männchen hat einen kurzen, starken, stumpfen Schnabel, dessen Wurzel mit Federn bedeckt ist, welche auch die Nasenlöcher verdecken; das Gefieder ist dicht, glänzend, die Federn auf dem Oberkopfe können als ein Busch aufgerichtet werden, die Flügel sind kurz, breit, gekrümmt und gerundet, die vierte Schwungfeder ist die längste, der Schwanz ist kurz, zugespitzt, und besteht aus zwölf ebenfalls zugespitzten Federn. Der Schnabel ist dunkelbraun, die Iris basellinsfarbig, die Füße graublau. Vorderkopf, eine breite Linie über jedem Auge, Brust und Vorderhals sind weiß. Flügel, Oberdeckfedern und ein breites halbmondförmiges Band am Vorderhals sind mehr oder weniger schwarz. Oberkopf, hinterer und unterer Theil des Halses ringsherum röthlichbraun. Ober Rücken und Deckfedern der Flügel sind lichtbrüchlichbraun, der Unterrücken lichtbrüchlich mit Gelb. Die ersten Schwungfedern sind dunkel, außen blaugerandet, die zweiten unregelmäßig mit Hellroth banded. Der Schwanz ist graublau, mit Ausnahme der Mittelfedern, welche grauweiß mit Schwarz geprenzt. Die Seiten des Halses sind weiß geprenzt. Die untern Theile sind weiß, röthlichbraun gestreift, in die Quere schwarz wellenförmig banded. Die Seiten und untern Schwanzdeckfedern sind röthlich. Die Länge beträgt 10 Zoll, die Ausbreitung der Flügel 15 Zoll. Das junge Männchen gleicht dem erwachsenen in der allgemeinen Farbenvertheilung, aber das Weiß am Kopf und Brust ist schwach röthlich gelb, das Schwarz am Vorderhals und an den Seiten des Kopfes ist tieferbraun, die untern Theile sind weniger rein, mehr dunkel, der Schwanz ist dunkler grau. Das erwachsene Weibchen gleicht dem jungen Männchen, ist aber bestimmter gezeichnet, der Schnabel dunkler, der Kopf mehr einfarbig und reicher gelblichroth, die Seiten des Halses sind gelb und schwarz gefleckt. Die Länge beträgt nur 9½, die Breite nur 14 Zoll. Die jungen Weibchen sind kleiner und besser gefärbt als die jungen Männchen. Am ganz jungen Vogel ist der Schnabel bräunlich gelb, die Iris hell basellinsfarbig, die

allgemeine Färbung der obern Theile licht gelbbraun, mit grauen Flecken, die Kopsseiten dunkel. Kubodon, aus dessen Ornithological Biography wir vorstehende Beschreibung entnommen, hat auf Taf. 76 seines kostbaren Kupferwerks the birds of America eine Gruppe dieser Rebhühner von einem Habitus verfolgt schön dargestellt, und zwar vier erwachsene Männchen Fig. 1, zwei junge Fig. 2, drei alle Weibchen Fig. 3, drei junge Fig. 4 und sieben ganz junge Vögel Fig. 5.

2) O. californica Latham (Shaw Misc. pl. 345. La Peyrouse Voyage pl. 36). Kehle schwarz, mit weißer Einfassung, Seiten grau gestreift, auf dem Hinterkopfe drei zusammenliegende breite, aufrechtbare, ganz schwarze Federn, die Seiten des Halses mit Perisäcken, Gefieder aschgrau blau, Bauch und Seiten weiß, mit schwarzen und grauen Wuschelflecken, die Mitte des Bauches rostroth. Vaterland Californien.

3) O. pica Douglas (Transactions of the Linn. Soc. tom. XVI. p. 243). Das Männchen ist braun, unten rostroth mit schwarzen Binden, die Kehle ist purpurroth mit schöner weißer Einfassung, Brust, Scheitel und Schwanz sind bleigrau, auf dem Kopfe steht ein sehr langer linienförmiger, schwarzer Federbusch aus drei Federn, über den Augen weiße Bögen, die untern Schwanzdeckfedern rothfärbend, der Schnabel klein, schwarz, der Tarsus röthlich, Länge zehn Zoll. Am Weibchen ist der Federbusch nur ½, beim Männchen 2 Zoll lang. Jenes hat Kehle und Brust rothbraun, mit braunen Binden. Vom October bis März in großen Scharen, in immerwährendem Krieg unter den Männchen, die sich oft umbringen. Beim Fressen geben sie geträgt vorwärts und jedes sucht dem andern zuvorzukommen, besonders auf Sandboden in offenen Wäldern. Sie fressen Samen von Bromus altissimus, Madia sativa, Nüssen von Corylus, Blüthen von Fragaria und Insekten. Ihr Geschrei lautet wiß, wiß, wiß. Sie bauen ein Nest auf den Boden, in Büsche, von Pteris, Aspidium, Rabus, Rhamnus und Ceanothus aus Gras und Laub, sehr verborgen und legen 11 bis 15 Eier, die gelblichweiß mit kleinen braunen Flecken, nach der Parung im März. Diese Art ist gemein im Innern von Californien, und geht im Sommer nördlich bis zum 45. Grade. Fleisch braun, schmackhaft.

4) O. Douglasii Id. (ib.) Bleibbraun, der aufrechte einen Zoll lange Federbusch auf dem Kopf und die Flügel oben gestülpt braun, die letztern rostroth gestreift, Kehle weiß mit braunen Flecken, der Unterleib weiß getupft. Schnabel braun, die ganze Länge neun Zoll, am Weibchen der Kamm kaum bemerkbar. In Nortamerika, liebt aber gemäßigteres Klima und geht nur bis 42 Grad hinauf.

5) O. elegans Lesson (Centurie Zoologique pl. 61). Der Vorderhals mit schwarzen und weißen Wuschelflecken bedeckt, Wangen und Stirn grau, vier oder fünf grade, fleise, lebhaft rostrothe Federn stehen auf dem rostrothen Hinterkopfe, das Gefieder im Allgemeinen schiefergrau, auf den Flügeln, dem Bauch und den rostrothen Seiten weiße Flecken. Am Weibchen ist der

Kopf rothgrau, ebenfalls mit einem Busch aus drei Federn, hinten ist der Hals gewässert, die Kehle ist grau, die Brust aschgrau, Flügel, Rücken, Steiß grau, braun, der Bauch weiß mit braunen Monden, die untern Deckfedern rothroß, mit braunen Flammen. Ebenfalls in Californien einheimisch.

6) *O. cristata Latham* (Buffon pl. enl. 126. f. 1). Die obere Theile aschgrau mit braunen und weißlichen Flecken und Zickzack; der Kopf rothbraun, braun und gelblich bunt, mit weißlichen, zu einer Haube aufrichtbaren Federn; Schwungfedern aschgrau, auf den Fingergedern schwarze Flecken, die Steuerfedern aschgrau, braun, mit weißlichen Zickzack, die Kehle rothroß mit schwarzen Federrändern; die Seiten des Halses weißlich, mit einem kleinen schwarzen Flecken an der Spitze jeder Feder, die Brust weißlich, mit schwarzen Querstreifen, das übrige der untern Theile weiß, schwarz und rothroß bunt; die Seiten weiß, mit schwarzen Flecken an den Federstäben, der Schnabel braun, an der Wurzel gelblich, sowie die Füße, Länge acht Zoll. Das Weibchen kleiner und ohne Haube, auch weniger lebhaft gefärbt. Mexiko.

7) *O. Sonnini Temminck* (pl. col. 75). Die obere Theile rüthlich aschgrau mit schwärzlichbraunen Flecken und Zickzackstreifen, Schenkel des Kopfes gelblich, mit einer Haube aus einigen aufgerichteten, braunen gelblich gestäumten Federn; hinter den Augen eine breite rothbraune Binde; Nacken und Seiten des Halses weißschwarz und kastanienbraun bunt; Flügeldeckfedern braun, Schwungfedern schwärzlichbraun, Steuerfedern braun, mit schwarzem Zickzackstreifen; Kehle tief rothroß, Brust hellgelb rothröthlich, mit weißen Flecken und schwarzen Punkten; die Federn der untern Theile rothröthlich, jede mit drei eiförmigen, weißen, schwarz eingefassten Punkten; Schnabel schwarz, die Füße gelb. Länge sieben Fuß, vier Linien. Weibchen etwas weniger groß, Farben blässer, die Kophaube fehlt. Im südlichen Amerika einheimisch. (H. Thon.)

Orizimierung (Bergbau), f. Streckenzimmerung.

Oraa, f. Curassao.

Orange, f. Alibori.

O'RUARC, großes irändisches Geschlecht, aus dessen Besitzungen, dem westlichen Breffney, die Grafschaft Leitrim gebildet worden, das aber auch die östlich anschließende Landschaft Falt-Breffney besaß. Tiernam Druarc, der kriegerische Fürst von Breffney, wurde, 16 Jahre vor Ankunft der Engländer, von den beiden Großkönigen der Insel, von Lorlogg D'conhor und D'lochlan gedächet, und durch die Volzhäher der Acht, die Stammschäpfer von Gonnauht und Keinfier, aller seiner Staaten entseht. Dermot, der Fürst von Keinfier, war aber keineswegs mit einem so vollständigen Siege zufrieden. Er hatte eine beständige Reigung für des Fürsten von Breffney Gemahlin, die wegen ihrer Anmuth und Schönheit so berühmte Droorgolb, gefaßt, eine Reigung, die, wie die bde Welt in Irland damals versicherte, durch der Prinzessin Coquetterie und Lockungen gar sehr erhöht worden. Es besteht sogar einiger Verdacht, als habe diese irändische Helena die ganze Fehde eingeleitet, um ihrem Liebhaber nützlich zu werden. Dem sei, wie ihm

wolle, Dermot war entschlossen, die Noth, in der sich sein Segner befand, zu benuzen. Auf seine Drohnungen wurde die Prinzessin ihm von ihrem Bruder, dem Fürsten von Reath, bei dem sie Zuflucht gesucht hatte, ausgeliefert (1153), und im Triumphe führte er die schöne Beute nach seinen Staaten, doch müssen wir, als ein wahrhaftiger Geschichtschreiber, hinzufügen, daß sie sich, wenigstens äußerlich, soviel scheidlich und thöulich, sträubte. Der unglückliche Tiernam, zugleich seiner Herrschaft und seiner Frau verlustig, rief Himmel und Erde an, um wieder zu dem Seinigen zu gelangen, und seine Bemühungen bei einem der Großkönige, bei Lorlogg D'conhor, blieben nicht erfolglos, zumal er diesem den Fürsten von Keinfier als einen ungetreuen Lebensmann, und als den wärmsten Anhänger des zweiten Großkönigs, des D'lochlan, zu schildern wußte. Lorlogg, nachdem er von Druarc das Versprechen unwandelter Treue und Anhänglichkeit empfangen, fiel mit seinen Scharen in Keinfier ein und erzwang seines Schicksals vollständige Restauration. Wie billig, durfte auch Droorgolb nicht vergessen werden; sie wurde ihrem Gemahle zurückgegeben (1154), und bemühte sich fortan, den kleinen Ausfall durch exemplarischen Wandel und fromme Eristungen vergessen zu machen. Solcher Reue konnte Tiernam so wenig, wie irgend ein anderer Ehemann, seine Verzeihung versagen, er lebte mit der schönen Scländerin in friedlicher Eintracht, bewachte aber dem gewaltthätigen Vorfürher unausschließlichen Haß, der sich vornehmlich in einer fortwährenden Reihe von Fehden aussprach. Dermot kämpfte mit entschiedenem Unglück, und der Fürst von Breffney hatte ihn gar sehr in die Enge getrieben, als des Großkönigs Lorlogg Tod (1156) eine allgemeine Veränderung herbeiführte. Sein bisheriger Colleague, D'lochlan, der jetzt zur Alleinenschaft gelangte, war Dermots entschiedener Sohn, und der Beifall, den er diesem zukommen ließ, machte des Fürsten von Breffney Lage alsbald sehr mächtig. Falt Basse führte Tiernam einen mühevollen und verzweifelten Vertheidigungskrieg, bis D'lochlan Tod in der Schlacht bei Kiltierluin (1167), die höchste Wunde auf Lorlogg D'conhorts Sohn, Robert, übergeben ließ. Robert, treu der väterlichen Politik, vereinigte sich mit Druarc zu Dermots Untergang; das Gebiet von Keinfier wurde ohne Mühe eingenommen, der Fürst abgesetzt und genöthigt, in England Hülfe zu suchen. Sie wurde ihm versprochen, er kehrte nach Irland zurück (1169) und nahm ohne Widerstand von einem Theile seines Stammgebietes, von Hiar-Rinslagh, Besitz. Schnell zog ihm König Robert, dem sich der Fürst von Breffney beigesellt, entgegen; es wurden mehre Gesandte gelieset, in einem blieb Druards Tainisse, oder der zu seinem Nachfolger erwählte Vetter, und am Ende kam es zu einem Vergleich, den Dermot zum Theil den 100 Tausen Soldaten, womit er den Fürsten von Breffney beschenkte, zu verdanken hatte. Auch in den spätern Kämpfen gegen Dermot und die Engländer erscheint letzterer stets in Robert's Heeren, und er bewährte sich als ein so nützlich Vertheidiger, daß der König nicht umhin konnte,

seine Staaten durch Hingabegabe der östlichen Hälfte von Reath zu vergrößern. Diese Erwerbung verlangte aber eine neue blutige Fehde mit Dermot, der bis in das Herz von Breffney einbrang, zuletzt aber in zwei großen Schlachten unterliegen und schließlich entfliehen mußte. Nicht so glücklich war Druarc, als er die Schwach zu rächen, welche die gefammte Streitmacht der Insel in der Belagerung von Dublin (1171) erlitten, bald darauf, nur von seiner Hausmacht begleitet, vor dieser Stadt erschien. Seine Angriffe waren äußerst heftig und kosteten den Engländern viele Leute, daher der Commandant, Milo von Gogan, selbst an dem Schicksale seiner Festung verzweifeln wollte; aber mit einem Male verschwanden die Irländer ebenso plötzlich, als sie gekommen waren; ein Sohn Druarc's fiel nämlich in einem der Stürme, und augenblicklich säuberte das Heer aus einander. Seine Wierseitslichkeit gegen die Engländer gab Druarc jedoch nicht eher auf, als bis Heinrich II. in Person nach Irland kam, um die Huldigung seiner neuen Unterthanen zu empfangen; jetzt entlagte Druarc die Freundschaftsbedingung, der doch seine Interessen vertheidigt, die ihm angethanen Unbilden gerächt, sein Gebiet so bedeutend vergrößert hatte, und der Abteuung wurde freiwillig des Königs von England Vasall. Seine Gebiete, Breffney, wie Reath, blieben ihm unverlöst, allein er stülte sich bald beunruhigt durch die englischen Colonien, welche Hugo von Lacy in dem westlichen Reath ansetzte, und welche, seiner Bebauung nach, bereits anfangen, ihre Grenze zu überschreiten. Er begab sich nach Dublin, um gegen de Lacy Gerechtigkeit zu suchen, erhielt auch social, daß über die gegenseitigen Ansprüche verhandelt wurde. Ein Resultat hatte sich aber nicht ergeben, daher man irländischem Brauche nach eine zweite Zusammenkunft, auf dem Berge von Torag, verabredete. In der Nacht vor der Zusammenkunft träumte, wie die Engländer berichten, dem Reffen des Königs Fitz-Gerald, dem Griffith, sein Oheim und Hugo de Lacy würden von wilden Schweinen angefallen, und ein Ober von besonderer Blüthe würde beide gerissen haben, wozu es ihm, Griffith, nicht gelungen, das Unthier zu erlegen. Seines Traumes voll suchte er die Zusammenkunft zu hintertreiben, aber de Lacy lachte des Traumes, und eilte dem Berge zu, wo auch Tiernam sich einfand. Nachdem man sich gegenseitig nochmals das Wort gegeben, ihre Feindseligkeit zu unterlassen, schickten die Führer ihre Gefolge zurück, nur bedeckt jeder einige Vertraute bei sich. Griffith, immer noch mit seinem Traume beschäftigt, stellte aber noch außerdem in einiger Entfernung sieben bewaffnete Krieger auf. Lacy und Fitz-Gerald von der einen, Tiernam von der andern Seite rückten die Unterhandlungen, konnten sich aber in nichts verständigen. Der Mörder ging, ein Bedürfnis zu beschreiben, bei Seite, gab aber zugleich seinem Gefolge das verabredete Zeichen, so daß dieses zugleich mit ihm die Höhe des Berges erreichte. Fitz-Gerald zog den Degen, aber kaum, daß er noch Zeit gehabt, den Lacy zum Widerstand aufzufodern, wurde er von Druarc angefallen. Sein Dolmetscher sprang da-

zwischen, um den Schlag der irländischen Streitart abzuwehren, und fiel auf den ersten Hieb. Lacy wurde zweimal zu Boden geworfen, und wäre unfehlbar des Todes gewesen, hätte nicht Fitz-Gerald seine Vertheidigung übernommen und wären nicht Griffith's sieben Männer und nachmals der Engländer Hauptmacht dazugelommen. Druarc wurde von Griffith erlegt, als er sich auf sein Pferd zu schwingen suchte. Seine drei Knappen hatten gleiches Schicksal, und unter seinen Truppen wurde ein aegres Blutbad angerichtet (1173). Als des Sieges Aeopha wurde des erlagenen Fürsten Haupt nach England gesendet, mit ihm ging seine Erwerbung, das östliche Reath, verloren. Die spätern Fürsten von Breffney verschwanden beinahe in den Chroniken der Engländer, bis auf die Seiten der Königin Elisabeth. Brian Druarc, Fürst von Breffney, hatte sich in Verbindung mit Alexander Macdonald, dem Oberhaupt der schottischen Colonie in Ulster, gesetzt, und dessen Empörung auf alle Weise befördert; er hatte den Anton de Lyona, einen der spanischen Heerführer, welche dem allgemeinen Schicksale der unüberwindlichen Flotte entgegen waren, sammt seinen Truppen gastlich aufgenommen, und durch ihn Verbindungen mit dem spanischen Hof angeknüpft; er hatte der Königin Willnig an einen Pferdeschwarz geheset, durch die Straßen seines Wohnortes schiefen, so dann in Städten schneiden lassen; er hatte der Königin getreue Unterthanen mit Feuer und Schwert verfolgt, und die Krone der Insel dem Könige Jakob VI. von Schottland angetragen. So vielfacher Frevel konnte der verdienten Abndung nicht entgehen. Kaum war Anton de Lyona eingeschifft, um nach Spanien zurückzufahren, so überzog Bingham, der Präsident von Connaught, die Söge des Druarc's, und Brian mußte nach unbedeutendem Widerstande seine Zuflucht in Schottland der König Jakob suchen (1590). Auf dessen Befehl wurde er aber alsbald verhaftet und den Engländern ausgeliefert, um die gewöhnliche Strafe des Hochverraths in ihrer ganzen Strenge zu erleiden (1591). In dem Laufe des Processes hatte er darauf bestanden, daß die Königin ihr eigener Person dem Gerichtshofe präsidire, damit abgesehen, verweigerte er auf das Bestimmteste, sich auf irgend eine der ihm gemachten Anschuldigungen einzulassen. Ebenso wenig war er zu der fassälligen Abbitte, die in England vor der Hinrichtung von dem Verurtheilten gefordert wird, zu bewegen. Wegen dieser Halskarrigkeit wurde ihm aber wahrscheinlich die letzte Bitte verweigert. Er hatte gewünscht, man möge ihn nicht mit einem Stride, sondern nach irländischer Weise mit einer aus Weidenweigen geflochtenen Schlinge ersticken. Seine Güter wurden der Krone zugeprochen, und der König Perrot bildete daraus die Grafschaft Leitrim, mußte aber noch längere Zeit mit Brian's Söhne fechten, obgleich dieser den Pacificationen von Dunalk (1596 und 1597) beigetreten war. Der nämliche Fürst von Breffney erscheint noch später als einer der thätigen Gegner des Grafen von Essex, in dessen Expedition gegen Tyrone; erstocht auch den wichtigen Sieg bei Bellef (1599). Er hatte nur 200 Mann und damit überfiel er in einem Eng-

passe den Präsidenten Comtes Glifford, der an der Spitze von 1500 Engländern gegen ihn ausgezogen war. Comtes Glifford selbst, der Ritter Alexander Ratcliff und 120 Mann blieben auf dem Plage; der Rest wurde vollkommen gestreut. Indessen wußten die Isländer, wie gewöhnlich, ihren Vortheil nicht zu verfolgen, und ein schweres Strafgericht traf die Druacs. Sie wurden beinahe gänzlich zu Grunde gerichtet und ihre Besessungen, kommt dem Grafentitel von Keirim, kamen an die de Burgo. Der letzte dieser Grafen von Keirim starb im J. 1640. (v. Stramberg.)

Oruba, f. Curassao.

Orulong, f. Carolinen.

ORUM, ein Pfarrdorf im hildesheimischen Amte Schlagen an der Eder und unter dem Ober, mit 37 Feuerstellen und 323 Einwohnern; das Dorf, welches in der Geschichte jener Gegend am frühesten von allen Ortschäften genannt wird. Es ist das Nordheim an der Rodaca, bei welchem sich die durch Grippio ausgezogenen Sachsen im J. 747 Pipin entgesenstellten; eben da wird es gewesen sein — es ist nur die Eder genannt — wo sich 775 die Dänen mit ihrem Fürsten Hessi Karl unterwarfen, Treue schworen, Weisen stellten, und wieder war es bei Drum, wo sich Karl im J. 780, als er von Gredburg und den Quellen der Elbe per ganz Sachsen durchzog, lagerte, und die Laufe der Bardengauer und der übrigen Sachsen verfolgen ließ. Die Kirche des Dorfs wurde im J. 1022 dem Michaeliskloster zu Hildeheim beigelegt. (Lüntzel.)

ORUROS, Grenzort des römischen Reichs am Euphrat in Mesopotamien. *Plin.* VI, 26, 30. (H.)

ORUS, Name des Sternbilds „die Zwillinge“ (f. d. Art.). — Über Schriftsteller dieses Namens f. Orion, Horos, Horus. (H.)

ORVAL, die berühmte und reiche Cistercienserabtei, in dem Herzogthum Luxemburg, ist bereits unter dem Art. Clairvaux (f. d.) beschrieben worden; es können demnach hier nur Verbesserungen und Zusätze gegeben werden. Dem Bernhard Percin de Montgaillard kamte nicht aus einer altenglischen Familie, sondern war von Geburt ein Gasconner, und leblich sein Geschlechtsname Percin hat seinen Biographen Anlaß gegeben, ihn, ohne Beweis und ohne Wahrscheinlichkeit, den englischen Percy anzureihen. Die erste Abtei, die ihm der Erzbischof Albert verlieh, heißt keineswegs Nivelles, wie zwar auch bei Helvet zu lesen, sondern Rixelle, und liegt in Brabant, nördlich von Nivelles, zwischen Braine-l'Alleu und Braine-le-Comte; das Damenstift Nivelles war wol nicht zu einer männlichen Commende geeignet. In der Zahl der Abte von Orval ist Dem Bernhard keineswegs der 38., sondern der 42. Unter seinem unmittelbaren Nachfolger, Lorenz von la Roche, im J. 1638, wurde die Abtei von den Franzosen geplündert und eingeäschert; Lorenz starb den 5. Dec. n. J. Der an seine Stelle ernannte Heinrich von Neugen hielt sich mit dem sehr reducirten Convent in dem Abteihause zu Longwy auf, und starb daselbst 1668. Dessen Nachfolger, Karl von Wenzersab, aus Epternach, unternahm die Wiederherstellung

lung des Klosters, und zugleich vom J. 1674 an die Klosterdisciplin, und es war in der Zwischenzeit die ursprüngliche Regel von Clugny so glücklich, daß es nicht aber Montgaillard, in dem Kloster selbst als dessen Reformator betrachtet wurde; den Franzosen Helvet, Bläse-Herre und Châtelein fiel es freilich nicht ein, daß ein Gentilhomme Allemand (Karl von Wenzersab) d'une sainteté solide, mais très-agrable, wie sich Châtelein ausdrückt, dergleichen habe zu Stande bringen können. Im J. 1706 schickte Karl eine Colonie aus, um das ihm von dem Kurfürsten Karl Philipp von der Pfalz übergebene Priorat Düsselthal, bei Düsseldorf, welches seitdem von Ignoranten für ein Trappistenkloster gehalten wurde, zu bevölkern. Er starb im J. 1707. Die von ihm eingeführte Reformation wurde aber von seinem Nachfolger, Stephan Henrion, mit Ernst gehandhabt, auch 1710, auf des Herzogs von Lothringens Begehren, nach Beaupré, umweit Lénoville, verpflanzt. Mit den Jahren wurde Stephan jedoch allmählig schwächer, es verbreitete sich ein Gerücht von Janenistischem Untrieben in der Abtei, und als der Abt von Grimberg mit einer apostolischen Commission in Orval eintraf, um eine Visitation anzustellen, ergriff, nach den ersten Besprechungen, der Prior sammt 14 andern Conventualen die Flucht. Sie gingen nach Holland, und gründeten dort das Priorat Rhynswick, umweit Utrecht, wozu ihnen eine starke, aus der Abtei mitgenommene Geldsumme gar förderlich war. Stephan starb im J. 1729. Ihm folgten Johann Matthäus Kommeris, Albert von Meulere, Stephan Scholtes, Bartholomäus Lukas. Letzter erlebte die abermalige und unweiderstehliche Herabsetzung der Abtei durch die Franzosen; schon geraume Zeit vorher war die Strenge der Disciplin gar sehr gemildert worden. Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts waren der Conventualen gewöhnlich 80; die Conventen, etwa in gleicher Zahl, hatten in der Stiftskirche einen eigenen Chor. Unter diesen Conventen befanden sich häufig ausgezeichnete Künstler, einer ist der Welt als ein Künstler ohne Gleichen bekannt geworden. Für das Geseinde und die Pöbelkirche, denn die Abtei betrieb ein bedeutendes Eisenwerk, das sie auch überliehrt hat, diente die St. Margarethenkirche, in der Nähe der Klostergebäude, als Pfarrkirche. In dem von der Abtei abdängigen, vier Stunden entfernten Priorate Conques lebten 20 Religiosen. Ubrigens herrschte in Orval ein sehr feiner, ja vornehmer Ton, und große Gastfreudigkeit. — Xabius von Orval, ein Zeitgenosse des 13. Abtes, des Johann von la Roche, hat des Parigiers und Anselmus Gesta Pontificum Ludovicianum von 1048 bis 1251 fortgeführt. In Orval fand auch der Herzog Benedictus von Luxemburg und Brabant seine Ruhestätte. (v. Stramberg.)

*) Der Name Orval, aurea vallis oder das gelbe Thal, ist der Sage nach auf folgende Art entstanden: Michaelis, Gottfried des Heiligen, Herzogs von Niederlothringen, Gemahlin, wurde im brabantischen Krieg ihrem Gemahl, und auch nach ihrem einzigen Sohn verloren. Des Arzels bedrückte nahm sie ihre Zuflucht in dieses Kloster. Als er sich aber unge-

Orvala I., f. Lomium.

ORVANDILL, ORVANDILL, AURVANDILL, ohne Zeichen des Rominativen ORVANDIL (nord. Mythologie), ein Riese, mit dem Beinamen des Lebhaften, mord von Thor, als dieser von Norden herkam, und über die mythisch berühmten Elivagar (kalten Gewässer) setzte, in einem eisernen Korb aus den Riesenwelten getrieben. Eine seiner Füßkette, die von ungeheurer aus dem Korb hervorragte, erfasste der Kälte, und brach ab. Thor warf sie in den Himmel empor, und gab dadurch einem Sterne, der Orvandillás (Orvandillsehe) genannt ward, seine Entstehung. Orvandill's Gattin war Groa, eine Wala (weissagendes Zauberweib). Sie sang über Thors Haupt, in welchem ein Stück von des Riesen Hrugnir's Steinfeile stecken geblieben, ihre Zaubersprüche, bis der Stein sich lösen wollte. Als Thor dieses sah, suchte er sich dankbar zu beweisen, und ergabte ihr, was für einen Dienst er ihrem Gatten geleistet, und daß Orvandill bald nach Hause zurückkehren werde. Hierüber war die Wala so erfreut, daß sie sich seiner Zaubersprüche mehr erinnerte, und der Weisheit nicht losen als zuvor ward, so daß er noch jetzt in Thors Haupte sitzt¹⁾. Was die Isländer und übrigen Nordgermanen unter Orvandillás für einen Stern verstanden, ist, soviel man weiß, nicht mehr bekannt. Trautvetter deutet Orvandill als die Erbsche und Umlösung, Orvandillás als Polarnächte und Groa als das kalte Fieber, wie Karl

Schmidt²⁾ die Graene, die Lächter des Phorhys und der Gero; auch treffe sich Ähnlichkeit der Namen. Grán (alt), gránn, grámlí, sei das trauöse Burgenwort. Die Deutung des Mythos gibt er durch die regelmäßige Wiederkehr und Zunahme jener Krankheit zu gewissen Jahreszeiten³⁾. None nimmt bei der Deutung vorliegenden der Hötterlage darauf Rücksicht, daß nach dem Alvis-mal (10⁴⁾), wo die göttlich dichterischen Benennungen der Erde aufgeführt werden, die Alfar (Elfen) die Gróandi (Gránnde) nennen. Danach ist ihm Orvandill das äufreife, Gróa (die Wachsende) das süßliche Nordland, und die nördlichen Elivagar das Eismeer, Orvandill der ewig kalte, das Polarland, das nie aufthaut, seine Füßkette, die Thor zu einem Gefirne macht, also wahrscheinlich der Polarnächte, Thor die Kraft des Erdfeuers. Er trägt den Orvandill über die Elivagar, das geschieht im Frühling, wo die gefangene Erbwurde vom Nordpale wieder zurückkehrt, darum sagt Thor zu Gróa, ihr Mann werde jetzt bald heimkommen, diese unterdrückt darüber ihr Zauberspruch, und so bleibt der Stein, der sich lösen wollte, stecken. Mit andern Worten sagt None die Deutung so zusammen: Die Erde im äußersten Norden thaut nur wenig auf, wenn der Polarnächte höher steigt, aber über die Elivagar herüberkommt, und geschieht gleich wieder, wenn er zurückgeht. Daß Thor den Orvandill im Kasse (so) über die Elivagar trägt, ist nach None wol ein Bild der durch den Winter gefesselten und eingesperrten organischen Wärme, die mit dem Thor allerdings verwandt ist, darum er sie über das Eismeer zurückführt⁵⁾. Verwandt mit Nones Deutung ist die Finn-Magnus's Orvandi, Aurvaldi, wie der Riese in der upsaler Handschrift heißt, erklärt er durch Roth oder Rasse hervorbringend, oder wörtlich Rothwalter⁶⁾, und Orvandill scheint ihm Thor oder Rothwaller zu sein, oder wie er sich selbst ausdrückt, argillae sive luti contoremur zu bedeuten. Ihm ist es etwa ein allegorischer Name des Wetters oder Unwetters, der auf solche Wirkungen des Frühlingwindes anspielt. Dieses scheint ihm trefflich bekräftigt zu werden durch den Namen seiner Gattin Gró oder Grón, d. h. Flora (Cloria), eigentlich Grün-Verderbe, zu Blühen Anfangende. Diese Frühlingssymptome oder Zaubern unternimmt den Thor, den Elementar-Gott der Sommerwärme, mit Glück zu teilen, kann aber den Donnerkeil oder vielmehr den Pagel, den feindlichen, nicht hinwegschaffen⁷⁾.

(Ferdinand Wacker.)

schr. zu, daß ihr goldener Trauring, an welchem ihr Herz hing, in einen Ringen fiel. Da sie nun diesen wieder bekam, legte sie dem Rie den Namen aurea vallis — Orval — bei. (Er über dieses Kister Calmet, Hist. de Lorraine, II. Preuve, p. 274. Bertholet, Hist. de Lorraine, III. p. 217 sq. IV. p. 16, 189, 290. V. p. 223 sq. Bertholet Hist. Lorraine, p. 90 sq.) Ein jülicher Abt des Klosters wurde im Laufe der Zeit Wüthlich der Handscheide in der geistlichen Kammer, denn diese Stiftung war eine der reichsten in den Niederlanden. Das Kloster, und besonders die Kirche, erbaute nach der Zerstörung durch die Franzosen im J. 1657, war ein Meisterstück der Baukunst, und reichlich mit Marmor geziert. Die Bibliothek war sehr merkwürdig, vorzüglich in Handschriften. Unter diesen befand das Kloster eine dem Kaiser Philipp II. von Spanien an den Grafen von Wankfeld, Gouverneur von Luxemburg, welche über die Prinzen Don Carlos betreffende Verhältnisse, oder nicht zum Vertheil der Prinzen, manches Licht verbreitete. Aber im Sommer des Jahres 1793, in dieser furchtbaren Zeit der französischen Revolution, ging alles dieses, Kloster, Bibliothek, unweiblich zu Grunde. Die damals lebenden Klostergeistlichen gerietren sich und haben sich nie wieder zusammengefunden. Auch wird es nun wol immer ein Geheimnis bleiben, aus welchen Umständen das hier fabricirte beifame Orvalerwasser, aus Trauchschadenwasser und Kaiserwasser genannt, dieses sehr gerühmte Medicinal-balsamische Offizien, entstanden habe. Der vorstehe Abt, Bartholomäus Lufas, ein geborner Priester, er war ein Freund Fontenelles, des berühmten Verfassers des Fehrbau und der Hist. dipl. Trevi... war eine wahre Ader dieser Stiftung, ein Geistlicher, der den Gaben des Geistes und der Kunst sehr war. Er sollte nicht den Kummer, die dardische Bestimmung zu erlösen, denn er starb schon am 7. Jan. 1792. Sein Nachfolger, aber nur aus kurz Zeit, war Gabriel Stegny, mit welchem die Kirche (Hertenbach).

1) E. Finn-Magnus, Lex. Myth. p. 332, und den Act. Elivagar. 2) Skalde bei Rask, Soorra-Edda. p. 110, 111.

3) Der Alfterhoff und seine Wirkungen in der Schöpfung. I. Th. S. 122. 3. Th. S. 182. 4) Trautvetter, Der Schlüssel zur Edda. S. 118, 119. 5) Große Ausgabe der Edda Skandinav. I. Th. S. 290. 6) E. None, Geschichte des Heidentums im nördlichen Europa. I. Th. S. 418, 419. Vergl. 404 fg. die Deutung Thors als künftigen Sonnenheiden. 7) Über die verschiedenen Bedeutungen, welche man in die mit or, dr, aur, zusammengehörigen Namen legen kann, siehe in den Zeitschriften Orchoa und Orghia; so kann man auch Orvandill durch: über Gold Walten, und Orvandill durch: Wetterwandler, Orvandill durch: Regenwandler, d. h. Regenpanner, erklären. 8) Finn-Magnus, Lex. Mythol. p. 449.

ORVIETO, Stadt und Bisthum in der Delegation Viterbo im Kirchenstaat, aus einem Luffsteinfelsen, den der Paglia bewässert. Sie ist gut gebaut, hat eine schön gebaute Kathedrale mit vielen trefflichen Gemälden, 14 Klöster und gegen 8000 Einwohner. Das Bisthum steht unmittelbar unter dem Papste. Von dieser Stadt oder von einem gewissen Orvietanus hat ein Heilmittel Orvietanum seinen Namen, indem nach einigen die Ärzte jener Stadt zuerst davon Gebrauch gemacht haben sollen, nach Andern dieser es erfunden hat. (L. F. Kämtz.)

ORVILLE (Jakob Philipp d'), Professor am Athenäum in Amsterdam, wo er den 28. Jul. 1696 geboren war. Seine Vorfahren lebten in Frankreich, allein sein Großvater zog von hier nach Hamburg und starb daselbst 1660. Sein Sohn (Jakob, Philips Vatter), den er in seinem 71. Jahre zeugte, ließ sich als Kaufmann in Amsterdam nieder und starb daselbst 1751, kurz vor seinem Sohn, im 92. Jahre. Im Besiz eines großen Vermögens wünschte er, daß auch sein Sohn sich der Handlung widmen möchte; allein für diesen hatte das Studium der alten Sprachen, worin die berühmten Männer Daw. Hoogstraten und Liber Hemsterhuis seine Lehrer waren, weit mehr Reiz, und demältern Peter Burmann gelang es, den Vater zu bereden, daß er seinem Sohn erlaube, die wissenschaftliche Laufbahn zu verfolgen. Dieser begab sich daher im J. 1715 nach Leyden, wo er Jakob Gronov im Griechischen, und Burmann in der Geschichte, den Alterthümern und der Beredsamkeit zu Ervtern hatte, und sich auch mit dem Hebräischen und Arabischen bekannt machte. Nach dem Tode seines Vaters sollte er eigentlich die Rechtswissenschaft studiren, und er erhielt auch wirklich, nachdem er eine Disserui. inaugural. ad leg. 65 sq. de acquiendo rerum dominio. (Lugd. Bat. 1721. 4.) geschrieben und vertheidigt hatte, die juristische Doctorwürde. Er begab sich darauf nach dem Haag, um sich in der juristischen Praxis zu üben, aber diese that so wenig Reiz für ihn, daß er ihr bald auf immer entsagte und zu seinen Lieblingsstudien zurückkehrte. Schon während seines Aufenthalts in Leyden that er eine Reise nach England gemacht, und jetzt sehnte er sich, die vornehmsten europäischen Länder zu besuchen, um gelehrte Bekanntschaften zu machen, und auf Bibliotheken Materialien zu den antiquarischen Werken zu sammeln, die er künftig herausgeben wollte. Wohl vorbereitet bereiste er in den Jahren 1723 bis 1728 Frankreich, die Niederlande, England, Italien, und Teutschland. Überall waren es die literarischen Schätze und die Bekker derselben, die seine Aufmerksamkeit auf sich zogen. Er machte Bekanntschaft mit den berühmtesten Gelehrten, in England mit Bentley, Gunningham, Davies, Warland, Girkwall, Potter, Wasse, Hutchinson; in Frankreich mit Traquair, Semin, Salier, Goumard, Boivin, Montfaucon, Tourneville, Boubier; in Italien mit Muratori, Tiepolo, Salvini, Gori, Gochi; in Teutschland mit Apollonius Zeno, Wende, Gort, Fabricius und Christoph Wolf. Mit vielen dieser Gelehrten trat er in freundschaftliche Verhältnisse, und unterschied seitdem mit ihnen einen wissen-

schaftlichen Briefwechsel. Um die reiche Ausbeute an Manuscripten, Inschriften, Münzen und andern antiquarischen Seltenheiten, die er von seinen Reisen mitgebracht hatte, zu benutzen und zu bearbeiten, beschloß er zu Utrecht seine Tage in gelehrter Unabhängigkeit zuzubringen. Allein da das Athenäum in Amsterdam damals in Verfall gerathen war, und man in ihm den Mann erkannte, der es wieder in Aufnahme bringen könnte, so ließ er sich von dem Magistrat seiner Vaterstadt bewegen, das Lehramt der Geschichte, Beredsamkeit und der griechischen Sprache an demselben zu übernehmen. Er trat es mit einer Oratio de Mercurii cum Musis felici contubernio (Amst. 1730) an, und seinen Bemühungen verdankte die berühmte Lehrschrift einen neuen Flor. Allein um seinen Lieblingsstudien desto ungehörter obliegen zu können, trat er seine Stelle 1742 dem jüngern Burmann ab, doch so, daß er den Titel und die Würde davon beibeh. Er hielt sich darauf meistens auf seinem Gute Grononbal bei Harlem auf und starb zu Amsterdam den 14. Sept. 1751 am Strike. Selten bräse ein Gelehrter so reiche Schätze an alten Handschriften, kostbaren und seltenen Ausgaben, Münzen, Steinen und andern Alterthümern, als d'Orville, und zum unvergänglichen Ruhme gereicht ihm der gemeinnützige Gebrauch, den er davon machte. Mit der größten Bereitwilligkeit und ohne Mühe oder Kosten zu scheuen, unterstützte er die Gelehrten bei ihren literarischen Unternehmungen, daher auch zu seiner Zeit nicht leicht eine vorzügliche Ausgabe eines griechischen oder römischen alten Schriftstellers erschien, an der er nicht einen vorzüglichen Antheil gehabt hätte. Havercamps Josephus, Reizius Lucian, Bestlings Diodor von Sicilien und Vesterum Romanorum itineraria, der Plinius des Christophanes von Hemsterhuis, Schraders Musäus, Kenners Kolutus, Abrechts Aristänet, Bernards Synesius, die Fragmente der Sappho, die Glossae scholicae, Irius, Cäsar, Virgil, Lucan, Sueton, Phidrus, Frontin, Plinius, die Poetas minores und verschiedene andere enthalten die Beweise davon. Aber nicht nur mit seinen reichhaltigen Sammlungen und Collectionen unterstützte er bereitwillig gelehrte Unternehmungen, die in sein Fach einschlugen, sondern er war auch öfters der Verfasser armer und verlassener Gelehrter, z. B. des berühmten Orientalisten Reiske, der während seines Aufenthalts in Holland, besonders in den zwei letzten Jahren, fast allein von d'Orville's Miththeiligkeit lebte. Das Hauptwerth, das er selbst herausgab, und zugleich der räthlichste Beweis seiner großen antiquarischen Sprach- und Sachgelehrsamkeit, ist der zuvor niemals gedruckte griechische Roman, den er aus Italien mitgebracht hatte: Charistia Aphrodisiaca s. Amatoriarum narrationum de Chaearea et Calirrhoe lib. VIII. graece et lat. cum animadversionibus (Amst. 1750. gr. 4. 6 Plut. 13 Bogen). Ed. II. emendat. viror. doctor. adjectis auctor. (ed. Ch. Dan. Beck.) (Lips. 1783). Die wohlgerathene Uebersetzung ist von Reiske, d'Orville's Commentar aber verdient den Namen eines wahren Thesaurus graecoae eruditionis, nach Reiske's Versicherung jedem

kenntlich, der die Natur und den Charakter der griechischen Sprache gründlich kennen lernen will. Die zahlreichen kritischen und exegetischen Anmerkungen dienen zur Erklärung einer Menge einzelner Stellen in sehr vielen griechischen und römischen Classikern, am meisten in Beziehung auf Horatius, Heliodor, Xiphon, Theophrast, die griechische Anthologie, Sinngebichte, alte In- und Steinchriften u. dgl. Diese Erläuterungen sind um so schätzbarer, da sie auf Handschriften beruhen, die der Herausgeber besaß, und meist gründlich ausgeführt und erwiesen sind *). Mit Peter Burmann gab er heraus: *Miscellaneous observationes a Britannia coepinae, et in Belgica continuatas* (Amst. 1732—1739). Vol. X; und allein, als Fortsetzung derselben, die *Miscellaneous observationes criticae novae in auctoribus veteris et recentioris* (Hb. 1741). Vol. IV. Beide reichhaltige Sammlungen enthalten viele treffliche kritische Bemerkungen über griechische und römische Classiker, auch einige über das neue Testament, und Abhandlungen über antiquarische Gegenstände von den berühmtesten in- und ausländischen Philologen jener Zeit. Burmanns Beiträge sind mit A. d'Orville's mit B. bezeichnet. Mit dem einzigen Joh. Gorn. von Pauw wurde letzterer in einen gelehrten Streit verwickelt, der von beiden Seiten mit heftiger Bitterkeit geführt wurde. Auf diese Veranlassung schrieb d'Orville, ohne sich zu nennen: *Critica vanaus in innas Jo. Cor. Pavonis palaes cum epilogo et indicibus necessariis* (Amst. 1737. 1. Alphab. 21 Bog.), eine heisende Satyre, aber voll antiquarischer Gelehrsamkeit, mit vielen aufklärenden Anmerkungen über Anacreon, Aristoteles, Herodotus und andere griechische Schriftsteller *). In den letzten Jahren seines Lebens beschäftigte er sich längere Zeit mit der Bearbeitung und Herausgabe seiner sicilischen Reise, wovon die Kupfer noch bei seinem Leben fertig waren. Das Werk selbst aber erschien erst lange nach seinem Tod unter dem Titel: *Sicula, quibus Siciliae veteris rudera, additis antiquitatum tabulis, illustrantur. Edidit et commentarium ad nomenclaturam Siculae XX tabulis aeneis incisa, adject. Pt. Burmannus secundus* (Amst. 1764). Vol. II. Fol. Der erste Theil hat ein Portrait und 30 Kupfer; der zweite 24 Bl. Münzen und 5 Kupfer; ein für alte Geschichte, Literatur und Kunst wichtiges Werk. Was den unermüdeten Forscher am längsten beschäftigt hatte, und was die Gelehrten am meisten von ihm erwarteten, eine Ausgabe der griechischen Anthologie und des Theophrast, ist nicht erschienen. Zu beiden besaß er die reichhaltigsten Nachlässe, und unter seinem übrigen gelehrten Nachlaß fanden sich auch drei Holzschnitte Animadversiones in Muratori inscriptiones veteres. Sein gelehrter Nachlaß kam nach England, und das Verzeichniß seiner Handschriften, die einen Theil der Voblesianischen Bibliothek ausmachen, wurde unter dem Titel gedruckt: *Codices manuscripti et impressi*

cum notis manuscriptis, olim Dorvilliani qui in bibliotheca Bodlejiana apud Oxonienses adservantur. 1806. 4. — D'Orville that einen Bruder, Peter, der 1730 in Amsterdam als Doctor der Rechte und Kaufmann in jungen Jahren starb. Er war ein guter lateinischer Dichter, und seinen poetischen Nachlaß hat Jakob Philipp, mit eigenen Gedichten vermehrt, in einer schönen Ausgabe zum Drucke befördert: *Petri d'Orville, Jurisconsulti poemata* (Amst. 1740) 7. (Baur.)

ORVIN, mit dem türkischen Namen Ziflingen, reformirter Pfandier im dnerischen Oberamt Courtlari, mit 577 sehr thätigen Einwohner. Dieses Dorf liegt in einem hohen Bergthal und grenzt gegen Norden und Mittag an das ehemalige Gebiet der Stadt Biel. Es besitzt einen bedeutenden Umfang von grasreichen Alpen und treibt vorzüglich Alpmwirthschaft. Schon im J. 957 geschieht desselben in einer Urkunde Erwähnung. Der alte Name ist Ulenas, und so nannte sich auch der Adel, der eine Zeit lang hier herrschte. Von den Grafen von Ribau kam der Ort an die Bischöfe von Basel, die eine eigene Vogtei daraus bildeten, welche aber meistens von dem Herz zu Biel vererbt wurde. Sie wurde 1797 mit Biel der damaligen franz. Republik einverleibt, 1815 aber an die Schweiz abgetreten und hierauf mit dem größten Theile der übrigen Besitzungen des Bischofs von Basel mit dem Canton Genève vereinigt. (Escher.)

ORWA (عروا), der Sohn des Jabeir, soll nach Hadshi Chalfa unter *السلطان* der erste gewesen sein, welcher über die Magbäsi, d. i. in den ersten Zeiten des Auftretens Muhammeds und seiner ersten Nachfolger bestandenen Religionskämpfe, geschrieben habe. Er war einer der ersten ersten berühmten Rechtsgelehrten in Medina, und wurde um 643 n. Chr. geboren. Er starb im J. 711 oder 712. Adulfeba beschränkt in den Annalen (I, 444) seine Abstammung, und erwähnt, daß sein Bruder Abdallah (s. am a. D. zum J. 63) Khalif gewesen sei. Vergl. auch Ibn Hossian XIII.

(Gustav Flügel.)

ORWAN (عروان), eine in Hebräisch befindliche Hochebene, auf welcher die Stadt Täfis liegt. Vergl. darüber Chrest. Arab. par de Sacy II, 271 und Rommel in *Albued*, Arab. Deser. p. 64, wo jene Hochebene als der kälteste Punkt in Hebräisch geschildert wird. Das Wasser gefrierte daselbst oft. (Gustav Flügel.)

ORWISBURGH, Hauptort der Grafschaft Schuylkill in Pennsylvania, am Willcoxon, zwischen den beiden Armen des Schuylkill gelegen. Er enthält ein Rathhaus, auf welchem die Countyscourts gehalten werden, ein Gefängniß, eine Akademie und ein Postamt. (L. F. Kämte.)

3) P. Burmanni jun. erat. fun. in obitu J. P. d'Orv. (Amst. 1751. 4.); auch bei Sicula etc. Acta societ. lat. Jononis. Vol. III, 819. Epiogr. get. Jct. 1751. S. 630. Jctgr. 1752. S. 225. Epiogr. mans. naves get. Europa. 2. Id. S. 350. 5. Id. S. 351. Scherzblatt von verfr. Gel. 2. Id. S. 704. Sagii Oommat. T. VI. p. 246 et 260.

1) Nova acta erudit. 1751. p. 92 sq. Burmannus. Handb. d. class. Lit. 1. Bd. 517. 2) Nova acta erudit. 1. Febr. 1780. p. 65—7

ORY (François), Franciscus Aurelius, geboren zu Wans, Professor der Rechte zu Orleans, wo er 1657 verstorben ist. Außer einem *Apparatus jurisprudentiae* und einem Buche de pacto dolalibus instrumentis adjecto, gab er unter dem Nomen *Disius Aurelius* 1692 zu Orleans ein Werk heraus: *Disputatio ad Merillium de variantibus Cujacii interpretationibus*, welches sehr viel Aufsehen machte, und weil es sehr selten geworden ist, in Otto's *Theaur. jur. Rom. T. III. p. 685—800* wieder abgedruckt ist.

Veranlassung zu dieser Schrift gab der Umstand, daß der berühmte Cujacius, wie es dem wahrheitsliebenden Manne ziemt, oft seine Überzeugung bei Erklärung dunkler Stellen änderte, und daher in seinen spätern Schriften bisweilen seine frühere Ansicht aufgab und eine neue aufstellte. Dieses warfen ihm seine Gegner oft als Ignoranz, wenigstens als Inconsequenz, vor, und so beliebte es auch dem Edmund Merille zu Bourges, in einem eigenen Werke: *Variantes Cujacii interpretationes* (Paris 1638. 4.) diese sogenannten Variationen zu sammeln. Dry trat nun gegen Merille in seinem *Disputator* auf, und suchte ihn zu widerlegen.

Eine Dhrsage, die Dry erhielt, ist in der Literargeschichte merkwürdig geworden. Er selbst gibt den Vortrag dahin an: *Quod ait Cujacius*, erzählt er, temulentos plerunque ad legem *Pinium* (in den Digesten) scribere quodam interpretes, non ausim ipas dicere, sed ira adeo permotum viram fortissimum, mihiq; nunc et olim amicissimum, in ea agitando, dum ausum ratum esse vult opinionem, aliquando infensum sensi; ut cum durissimum aliquid, et forte subcontumeliosum, arbitrio suo, oblocutus essem, aubinde ab eo vapulare, et quasi temulentus ego, ob impactum non perfunctorie colaphum, viderer mihi videre micantes igniculos, stellulasque modica luce discurrentes. Indessen nicht Cujacius war es, der ihm diese Dhrsage ausbreitete, sondern James Monet, sein College, und gleichfalls Professor der Rechte zu Orleans.

Ein Verwunderer von Franz Dry war Johann Dry, gleichfalls aus Wans gebürtig, welcher Advocat und Dichter war, um 1544 lebte, und Mehreres über die Alterthümer von Wans geschrieben hat. Doujat hat ihn in seiner Rechtsgeschichte mit dem unrigen verwechselt. — Enkel des Johann Dry war Michael Courrée, Seigneur de la Porte, ein berühmter lateinischer und französischer Dichter*).

(Spanenberg.)

ORYCTERI *Dumeril* (Insecta). Eine Familie der Gymnopteren mit folgenden Kennzeichen: Hintertheil kegelförmig, auf einem eingeschränkten Stiele sitzend, Hüder 14 bis 17gliederig, nicht gebrochen, Felsen und Narillen nicht über die Mandibeln reichend, Flügel ungesattelt. Diese Insecten graben andere, nachdem sie solche getöbter, besonders Raupen und Spinnen, in die Erde und legen ihre Eier dazu, damit sich die Larven davon nähren können.

nen. Es gehören hierher die Gattungen *Typhia*, *Larrea*, *Pompilus*, *Pepais*, *Trypoxylon*, *Sphex*. (D. Thon.)

ORYCTEROPUS *Geoffroy* (Mammalia). Eine den Ameisensressern zunächst verwandte, von Limé und Anders auch zu denselben gezählte Säugethiergattung, welche zur Ordnung edentata und zur zweiten Familie derselben gehört. Man findet bei ihr weder Schänke, noch Eckzähne, wohl aber Mahlzähne. Die Wurzeln dieser, sagt H. Cuvier (denis des mammiferes) weichen nicht von der Krone ab, aber sie haben keine Höhle für die Zahntapsel, wie man es doch bei allen Arten Zähnen der Säugethiere findet; vielmehr scheinen sie eine eigene Modification der Entwicklung dieser Organe vorzustellen. Wie alle Zähne, welche der eigentlichen Wurzeln ermangeln, scheinen sie fortwährend zu wachsen, aber anstatt aus auf einander folgenden, sich immer neu erzeugenden Lagen gebildet zu sein, sind sie oder scheinen vielmehr aus funfseitigen Längsfasern zusammengesetzt, deren Mittelpunkt oder Achse durchbohrt oder ungefüllt ist, mit einer dunklern Farbe als diejenige der Fasern selbst ist. Nach den meisten Angaben sollen sich in beiden Kiefern 24 Mahlzähne, d. h. auf jeder Seite sechs oben und sechs unten befinden, aber schon Fr. Cuvier bemerkt, daß in der oben 14 vorhanden, indem ein ganz kleiner weit von den andern nach vorn hin steht, der, so er kaum aus dem Zahnfleische hervorragt, wenig bemerkt wird. Diese Angabe bestätigt auch Smuts (*Diss. Mammalia Capensis* 1832). Auch der zweite Mahlzahn ist noch sehr klein und erst von dem dritten kann man sagen, daß er die Kauerzeuge beginnt. Sein Durchschnitt zeigt ein längliches Oval; der vierte und siebente sind von gleicher Länge, aber viel breiter, die beiden andern, die größten von allen, haben an jeder ihrer Seitenflächen eine breite Furche und scheinen aus zwei an einander gefügten Cylindern zu bestehen. Die drei ersten Zähne des Unterkiefers sind dem zweiten, dritten und vierten des Oberkiefers ziemlich ähnlich, aber kleiner, dagegen die drei hintern etwas größer als die drei hintern des Oberkiefers sind, denen sie übrigens analog gebaut, und aus welche sie passen.

Die andern Kennzeichen der einzigen Art, aus welcher die Gattung besteht, sind der sehr verlängerte, der allgemeinen Form nach kegelförmige Kopf, der in eine Art Krümel ausläuft, den man immer mit dem eines Schweines verglichen hat, ob er diesem gleich nur in der Endbildung der Nasenhöhle ähnlich ist; die häutigen, sehr langen und etwas spitzigen Ohren, der sehr wenig gespaltene Mund und die Augen von mittlerer Größe, der ziemlich langgestreckte Körper mit dem an der Wurzel sehr dicken, kegelförmigen Schwanz, die starken Glieder, die indessen ziemlich kurz und von denen die vordern vierzig, lebend, die hintern funfzig fohlengebend, die sehr starken, sehr dicken, sehr zusammengesetzten Krallen, welche besonders an den hintern Füßen fast das ganze Nagelglied, ähnlich einem wahren Hufe, umgeben. Die Junge ist wenig ausdehnbar. Die Haut hart und did, ist fast nackt an den Ohren und am Bauch, auf dem Kopfe, den drei hintern Vierteln des

*) E. außer Böcher, *Orto praef. ad thesaur. Jur. Rom. T. III. p. 54.* *Heubold instit. Jur. Rom. lit. T. I. nr. 134.* *Magnano T. IV. p. 90, 91.*

Z. Geogr. v. B. u. A. Dritte Section. VI.

Schwanzes und auf der Rückenseite der vier Füße nur mit kurzen Haaren besetzt, welche dagegen auf dem Schenkel, dem Schienbein und auf der hinteren Seite des Vorderarms sehr lang sind. Der übrige Körper, Ober- und Schwanz sind mit darrigen, dünnstehenden, mittellangen Seidenhaaren besetzt.

Wie schon bemerkt, kennt man nur eine einzige Art, *O. capensis* (Myrmecophaga capensis L. *Bul-fon* ed. *Allamand* Suppl. VI. t. 31. *Cuvier osse-mons fossiles* V. t. 12. *Élégie* etc.), welche sich am Kap der guten Hoffnung findet, von der Schnauzenspitze bis zur Schwanzwurzel 3½ Fuß, von dieser bis an die Spitze 1 Fuß, 9 Zoll misst. Die Ohren sind etwas über einen Fuß lang, die Höhe beträgt 13 Zoll. Der Körper ist rötlich grau, Schienbein, Vorderarm und Füße sind schwärzlich, der Schwanz fast weiß. Am Cap wird dies Thier Erdferkel (Aerd-varkens) genannt und sein Fleisch gegessen, ob es gleich nach Ameisen schmeckt. Es lebt in Höhlen unter der Erde, welche es bei Gefahr mit außerordentlicher Schnelligkeit graben soll. Seine Nahrung, die Ameisen, soll es gleich den eigentlichen Ameisenfressern (Myrmecophagen) mit der Zunge aufheben, welche mit einem flebrigen Schleime bedeckt ist. (*D. Thon.*)

Orycteropus, f. *Bathyergus*.

ORYCTES Illiger (Insecta). Eine Käfergattung aus der Section Peniamera, der Familie Lamellicornes, der Tribus Scarabaeoides und der Division Xylophili, aus Linne's Gattung Scarabaeus gefondert. Ihre Kennzeichen bestehen in den Maxillen, welche mit einem leberartigen oder kussigen Lappen endigen, der ungezähnt und nur mit fächerförmigen Haaren besetzt oder einfach behaart ist, sowie in den fast gleichlangen Füßen, an welchen die vier hinteren Schienen dick, stark eingeschnitten oder ausgegraben sind und ein tief ausgefuchtes, bei manchen Arten fast sternförmiges Ende haben. Der Körper dieser Käfer ist in der Regel doppelt so lang als breit, cylindrisch unten behaart und mehr oder weniger rötlichbraun, der Kopf ist dreieckig, sitzt in einer buckigen Ausbuchtung des Thorax und ist viel kleiner als dieser. Die Fühler sind so lang als der Kopf, kniesförmig gebogen, haben einen blätterigen Kopf, stehen vor den Augen und sind von diesen durch einen hornigen Vorprung getrennt. Die Augen sitzen ganz unten am Kopfe, stoßen an den Thorax an und sind eben durch den gebuckten Vorprung getheilt. Die Männchen haben immer ein Horn auf dem Kopfe, meist gegen den Rücken hingebogen, oft von besonderer Größe, bei den Weibchen vertritt dessen Stelle ein Höcker. Der Thorax ist an der Wurzel so breit als die Flügeldecken, an den Seiten abgerundet, nimmt nach dem Kopfe zu ab, ist an der Verbindung mit dem Leibe buckig, vorn aber abgestutzt und ausgehöhlt, bei den Männchen meist mit verschiedenen Hervorstülpungen versehen. Das Schildchen ist ziemlich groß, dreieckig, mit zugerrundeten Ecken; die Flügeldecken sind lang, mehr oder weniger glatt, hinten abgerundet und den Alter unbedeckt lassend. Die Füße sind fast im Verhältnisse zum Körper von mittlerer Größe, die vordern meist mit drei Zähnen an der äußeren

Seite der Schienen. Zwischen den starken gekrümmten Larvenklauen steht noch ein steifes, an der Spitze getheiltes Haar. Die Larven leben, wie die der Scarabiden, denen sie in der Gestalt gleichen, in vegetabilischen in Berührung begriffenen Materialien, z. B. die der gemeinsten hier und da in Trufstauden, in Farnkräutern nicht selten vorkommenden Art (*O. nasiceornis* *Linna.*) des gemeinen Nadelholzfäfers, in Strohstöße und vorzugsweise in mit solcher Rinde versehenen Mistbällen. Sie ist schmutzgelb, hier und da mit Grau gemischt, besonders am Körperende, wo die dunkle Nahrung durch die Haut durchschimmert. Sie bedarf mehrerer Jahre, um ihr vollkommenes Wachsthum zu erreichen und wechelt dann zur Verwandlung eine eiförmige Hülle aus Rinde oder Erde, worin sie zu einer gelblichen Nymphen wird, an der man alle Theile des künftigen Käfers ziemlich entwickelt sieht. Nach dem Aufschließen aus dieser Hülle bleibt der Käfer noch einen ganzen Monat in seiner Hülle, damit der Körper die nöthige Festigkeit erlange.

Die Gattung ist nicht reich an Arten, indessen hat man doch eine zur besondern Gattung erhoben. *Rac* *Reay* hat eine Gattung *Orpheus* daraus gebildet, die er (*Horne entomologicae* in der franz. Ausgabe: *Annulosa javanica*. Paris 1833, p. 33) folgendermaßen charakterisirt: Antennae 10 articulae, articulo basali magno, vis elongato, conico secundo subgloboso; 3tio, 4to, 5to, 6to et septimo brevissimis, transversis; ultimis paulo sensim laticioribus, capitulo lamellato plicatili, subgloboso. Labrum clypeo fere occultatum, margine antico solum exserto. Mandibulae exsertae, arcuatae, subtrigonae, basi crassae, extus rotundatae, apice acutae, intus unidentatae. Maxillae inermes, processu unico crustaceo, triquetro-trigono, sed laciniae apicalis loco fasciculo ciliato, extus arcuato, cillis spinulosis. Palpi labiales articulo ultimo majore, subovato. Mentum subquadratum apice truncato. — Clypeus in masculis unicornis. Corpus ovatum. Thorax antice truncatus aut excavatus, coleopteri abdomen postico non obliquo. Tibiae anticae extus 3 dentatae, aliae lineis transversis. Als Typus ist nur *Georaptes bicolor* *Fabricius* angeführt, supra niger, subius brunneus, thorace remsu bidentato; lateribus punctatis, capitis cornu brevi erecto plano, elytris vix striatis. Vaterland Indien. Dejean in der zweiten Ausgabe seines Katalogs zählt noch drei andere Arten, *melagris*, *aeonegalensis* und *nitidulus* auf.

Von den eigentlichen *Oryctes*-Arten erwähnen wir nur folgende als der merkwürdigern:

- 1) *O. Rhinoceros* *Fabr.* (*Olivier* ed. *Sturm*. t. 20. f. 4). Thorax gestutzt, mit zwei kleinen Höckern, Kopf mit einem einfachen Horne, Kopfschild zweifaltig, Flügeldecken punkirt. Etwas größer und länger als der gemeine Nadelholzfäfer, schwärzlichbraun. Vaterland Hindien.
- 2) *O. Boas* *Fabr.* Thorax gestutzt, mit einem Einbruch und zwei Zähnen, Kopf mit einem einfachen zurückgekrümmten Horne. Die Flügeldecken schwarz, mit einer einzigen punktirten Linie an der Naht. Ge-

halt und Größe des gemeinen Rothornkäfers. Vaterland Senegal und Sierra Leona.

3) *O. nasiceornis* Linn. (Käfel Insectendefinitionen. II. t. 6, 7). Käse weiß hell lang, kastanienbraun, die Spitze des Kopfschildes gekrümmt, auf demselben ein nach hinten gekrümmtes Horn bei dem Männchen, bei dem Weibchen nur eine Spitze, der Thorax vorn gekrümmt, oben am Rande mit drei Zähnen, Flügeldecken glatt, mit einem Streif an der Naht und feinen punktirten Linien. In Keutischland, Frankreich. (D. Thon.)

ORYGIA. Eine von Forsköl (Fl. aeg. — ar. p. 103) aufgestellte Pflanzengattung aus der sechsten Ordnung der eiförmigen Kasse und aus der Familie der Aizoaceen (Ficoiden). Char. Der Kelch fleckenförmig, fünftheilig; gegen 20 lanzettförmige Corollenblätter; sechs abenförmige Narben; die Kapselfrucht fächerförmig, fünfklappig, vielkammig. Von den beiden Arten, welche Forsköl gefunden hat, gehört nur eine hierher: *O. decumbens* Forsk. (l. e. *Portulaca Vaht* symb., *Talinum Willd.* sp. pl.), ein kleiner, niederliegender, arabischer Strauch mit umgekehrt eiförmigen, stumpf-flachlichen, wie mit Mehl bedeckten Blättern und in den Blattachsen stehenden, purpurrothen Blütenstrahlen. Die andere Art, *O. portulacifolia* Forsk. ist ein *Talinum* (*canellifolium* Willd. sp.). — *Orygia* Stackhous., f. *Laminaria*. (A. Sprengel.)

ORYGMA Meigen (Insecta). Eine Gattung Zweiflügler, aus der Familie Muscoides (Meigen), Systematische Beschreibung der europ. zweiflügl. Insecten. VI. p. 6. t. 55. f. 13—17) mit folgenden Kennzeichen: Flügel klein, entfernt stehend, niedergebückt, dreigliedrig, das dritte Glied eiförmig, zusammengebückt, an der Wurzel mit nackter Rüdenborste. Das Unterflügel zurückgehend, nackt, Stien breit, flach, dorförmig. Augen rund, klein. Hinterleib elliptisch, haarig, fünf ringförmig. Beine stark.

Es ist nur eine Art, aus England, bekannt. Die Stirn ist dorförmig, schwarz, aus dem Scheitel mit drei Punkten. Das Unterflügel rotzig, sowie die Flügel. Das Rückenchild ist ziemlich flach, fast viereckig, dorförmig, ohne eigentliche Umrüstung. Der Hinterleib ist elliptisch, flach gebückt, fünf ringförmig, stark behaart, am After mit einem kegelförmigen Fortsatz. Die Beine sind rotzig, haarig. Die Schwingen liegen unbedeckt, die Flügel sind etwas bräunlich, die erste Längsader ist doppelt, die zweite mündet vor der Spitze am Vorderrand. Die Länge dieser Flügels beträgt nur drei Linien. (D. Thon.)

ORYTHOS und Krambla, Söhne des Phineus und der Ariopatra, die der Vater blenden ließ, bewogen durch die Verleumdungen der Stiefmutter Dia. Andere haben für Orythos die Form Orythos. Schol. Apollon. II, 178, 238. (Klausen.)

ORYKTOCHEMIE, chemische Bergverhüttungskunst der Mineralien, (f. Chemie und Mineralien)

(Th. Schreger.)

ORYKTODENDROLITH (Paläontol.). Oryktodendrolithus, ist eine bei ältern Schriftstellern gewöhnlich

vorkommende pleistocäne Benennung, gebildet aus *ορυκτός* gegraben, *δένδρον* Baum und *λίθος* Stein, statt Dendrolith, Holzstein, Baumstein, aber statt Oryktodendron, gegrabener Baum, gebräuntes Holz.

(H. G. Bronn.)

Oryktognosie, f. Mineralogie.

Oryktograph, f. Oryktographie.

ORYKTOGRAPHIE (Paläont.). Das Wort Oryctographia, engl. Oryctography, gebildet aus *ορυκτός* gegraben, und *γραφία* ich schreibe; also: Beschreibung des Gegrabenen, wird angewendet 1) bald in ganz allgemeinem Sinne zur Bezeichnung der Beschreibung des Bodens nach seinen Bestandtheilen und wesentlichen oder zufälligen Einschlüssen, selbst insofern diese in Kunstproducten, Mosaik, Münzen und dergleichen bestehen, und zwar insbesondere gern in Beziehung auf ein gewisses Land oder eine gewisse Gegend. So haben wir von Lachmann eine Oryctographia Hildesheimensis (Hildesh. 1669. 4.), von Baier eine Oryctographia Norica (Norimb. 1708. 4.) u. — 2) Der es bezieht sich der Ausdruck Oryktographie ganz oder vorzugsweise nur auf die Beschreibung der fossilen Reste organischer Körper einer Gegend, und zerfällt dann, je nachdem diese von Thieren oder Pflanzen herühren, in Oryktognographie und Oryktophtographie. In diesem Sinne nahm auch Professor Beringer das Wort in seiner Oryctographia Wiroburgensis (1726. Fol.), welche jedoch in der That eine ganz andere Bedeutung erbalten hat, da er nämlich lediglich aus Thone gefertigte und beim Köpfer gebrannte Artefacte beschrieb, in welchen einige seiner Schüler, wie angegeben wird, auf Veranlassung der Jesuiten, welche Beringern feindlich gesinnt waren*), allerlei Insecten, Radtschneden, Spinnweben und andere der Verfeinerung gar nicht fähige Theile, selbst bedrückte Buchstaben, die Sonne und den Mond ganz roh nachgebildet hatten, welche sie ihn dann in einer benachbarten Sandgrube finden ließen. Alle diese Dinge bildete er in einem besondern Werk ab und beschrieb sie, indem er sich sehr bemühte zu erklären, wie es möglich gewesen, daß der Adhäsion der Sonne und des Mondes verfeinern konnten. Erst als sein Werk schon beendigt war, erfuhr er den ihm geliebten Betrug durch ein Billet, wollte jedoch die großen Kosten nun nicht vergeblich angewendet haben, und gab sein Werk heraus. Seine Kunstvergnüßnisse wurden dann noch lange Zeit unter dem Namen der „Beringerschen Possenstücke“ zu einem Gudden des Stach im Mineralienbunde umgewandelt, und finden sich gewöhnlich noch unter vna Curiositäten älterer Sammlungen. — 3) Dem Wortlaute nach wird jener Ausdruck am richtigsten gebraucht zur Bezeichnung der beschreibenden Theile der systematischen Mineralogie oder eigentlichen Oryktologie, wo es mit hin lediglich auf Fossilien von unorganischer Form und Entstehung (—) sich bezieht (f. Mineralogie). (H. G. Bronn.)

*) J. D. Hahn, in *Bernone academico de scientia naturalis ab observatorem et experimentorum iordibus repurganda*. (Traject. ad Rhod. 1753.) p. 27.

ORYKTOLOGIE (Paldant.) Das Wort *Oryctologie*, *Oryctologie*, engl. *Oryctology*, die „Lehre“ oder „Kunde von dem Gebotenen“ ist eigentlich gleichbedeutend mit *Mineralogie*, weshalb wir auf diesen Artikel verweisen. Dieses Wort hat demnach einen weitern Umfang der Bedeutung als *Oryctographie* und als *Oryctognosie*, die sich nach ihrer etymologischen Bedeutung nur mit der Beschreibung und mit den Unterscheidungskennzeichen der Mineralien zu befassen hätten (s. diese Ausdrücke).

Pachinon inzwischen hat den obigen Ausdruck in einer andern Bedeutung die seinen *Outlines of Oryctology* (London 1822) genommen und ihn nur auf die Lehre von den fossilen Resten der organischen Körper bezogen, in welcher er eine Anleitung zum Studium derselben sowohl nach ihren Formen, als in ihren Beziehungen zur Bildung der Erde zu geben beabsichtigt. Sie versetzt in *Oryctozoologie* und *Oryctophytologie* (H. G. Braun.)

Oryctophytographie, s. *Oryctographie*.

Oryctophytologie, s. *Oryctologie*.

Oryctozoographie, s. *Oryctographie*.

Oryctozoologie, s. *Oryctologie*.

ORYSSUS Latreille (Insecta). Eine Hymenopteren-Gattung aus der Section Terebrantia, Familie Scutigerina und der Tribus Uroseratini (Latreille in *Cuvier règne animal* ed. 2. V. 278) aus *Stirax L.* genommen, von denen Fabricius eine Art früher zu *Sphex* gezogen hatte. Die Kennzeichen sind folgende: Die Fühler sind nahe am Mund eingelenkt und haben zehn oder elf Glieder, die Mandibeln sind zahnelos, die funktionsfähigen Maxillarpalpen sind lang, das hintere Ende des Hinterleibes ist fast zugespitzt oder schwach verlängert, der Kegelschädel ist haarförmig und spiralförmig im Urdarm verborgen. Der Körper ist cylindrisch, der Kopf vertikal, etwas breiter als der Thorax, der vorn zusammengebrückt, die Augen stehen seitlich, sind groß, eiförmig und ganzrandig; die drei Nebenaugen sind gleich groß, entfernt stehend und bilden auf dem Scheitel einen gleichseitigen Triangel; die Fühler sind fadenförmig, etwas gebogen, vibratil, etwas kürzer als der Thorax und bestehen beim Männchen aus elf, beim Weibchen aus zehn Gliedern. Die Fühler ist deutlich sichtbar, leberartig, klein, flach zugespitzt und vorn gefranzt; die Mandibeln sind dornartig, vorstehend, kurz, dick und laufen ohne Zähne in eine Spitze aus; die Maxillen sind leberartig, bilden eine halbe zusammengebrückte Kugel, sind außer in der Mitte etwas gewölbt, und endigen in ein dünniges, breites, zugespitztes, etwas behaartes Stiel, welches in der Kugel das Ende der Unterlippe bedeckt; die Palpen sind groß, sitzen auf dem Rücken der Maxillen, sind borstenförmig, hängend, und bestehen aus fünf Gliedern; die Unterlippe ist klein, dünn, fast von ihrem Ursprung an mit einem leberartigen, ringförmigen Stiel bedeckt, über welchem unmittelbar die Palpen eingesügt, welche dreimal länger als die Maxillarpalpen und dreigliedrig sind; der Thorax ist eiförmig, gestuft, die ho-

zonalen Flügel reichen bis an das Ende des Hinterleibes, ihr Randligament ist sehr groß, eiförmig. Sie haben nur eine große und unvollständige Radialzelle und zwei Cubitalzellen, von denen eine den zurücklaufenden Nervon aufnimmt. Der Hinterleib ist noch einmal so lang als der Thorax, cylindrisch, vorn verschmälert, hinten zugespitzt, aus acht bis neun Ringen bestehend. Die Füße sind von mittlerer Größe und haben bei den Männchen fünf Tarsen, bei den Weibchen aber haben die vorderen beiden nur drei und das Mittelfuß über das zweite verlängert.

Man findet diese Insekten im Frühjahr in Wäldern an Baumstämmen, namentlich auf Tannen, Buchen und Eichen. Ihre Verwandlungsgeschichte ist noch unbekannt, wahrscheinlich aber leben die Larven im Holz. Man kennt bis jetzt nur zwei in Deutschland und Frankreich einheimische Arten.

1) *O. coronatus Fabricius* (*Sirex Vespertilio* Panzer Fauna 52. n. 19. Weibchen. *Jurina novella* methodo pl. 7. gen. 8. Männchen. *Oryssus Vespertilio Klug* Monographia Siricum t. 1. f. 1) fast einen Zoll lang, schwarz, vorn auf dem Kopfe zwei weiße Linien, Hinterleib rotgelb, mit schwarzer Wurzel und Spitze; diese beim Männchen mit einem weißen Fleck.

2) *O. unicolor Latreille*. Einfach schwarz. Im bois de Boulogne bei Paris. (D. Thon.)

Orythia, s. *Rhizostoma*, *Geryonia*, *Favonia*.

Orythia, s. *Orythia*.

ORYX (Mammalia). Von Blainville aufgestellte Antilopengattung (Antelope), diejenigen Arten begreifend, bei welchen beide Geschlechter mit sehr großen spitzigen Hörnern oder rückwärts gekrümmten geringelten Hörnern versehen sind, in denen bei den meisten die nackte Schanze und die Hörnergruben fehlen, auch die Haarbüschel an den Hörnern mangeln, dagegen Poren in den Weichen, zwei bis vier Zehen und ein langer Büschelschwanz vorhanden. Es gehören hierher die Arten *A. Truversi*, *Oryx*, *Leucoryx*, *Gazella*, *Leucophaea*, *equina* und *Lervia*. Cf. Fischer Synopsis Mammalium. p. 477. Suppl. (D. Thon.)

ORYZA L. Reis. Eine Pflanzengattung aus der zweiten Ordnung der sechsten Einkeimigen Classe und aus der Familie der Gräser, in welcher sie, nebst acht andern Gattungen eine besondere Gruppe, *Oryzeae*, bildet. Char. Die Blüthe riemenförmig, der Kelch einschlumig, zweifelhäßig, sehr klein; die Corolle zweifelhäßig, stehende, mit röhrenförmigen Spelzen, von denen die untere auf dem Rücken mit einem Höcker, an der Spitze meist mit einer Granne versehen ist; unter dem Fruchtknoten stehen ausgebreitete gezähnte Schälchen; die Karyopse ist in die stehende, ebenen Carollenspelzen gebüllt, gestreift (*Pal. Beauv. agr. t. 7. f. 7. 8*). Von den drei Arten ist die bekannteste *O. sativa L.* (der gemeine Reis, *Meg. Ger. 2. 13*), eine aller Wahrscheinlichkeit nach in Ostindien einheimische Getreideart, deren schon Aristoteles (nach Schneid. *ers. Conjectae hist. an. 3. 25* *ῥιζα*), Theophrast (*hist. pl. 4. 5* *ῥιζον*) und

Dioscorides (Mat. med. 2, 117 *ὄρυζα*) erwähnen. Der Reis ist ein einähriges Gras mit aufrechten, 1—6 Fuß hohem, drehrundem Stämme, linienförmigen, scharf angusföhlenden, langen Blättern, zusammengelegener Rispe und sechs Staubfäden in jedem Blümchen. Er wird fast in allen heißen und warmen Ländern der Erde gebaut; besonders in Sibirien, China, Cochinchina, Süd-Carolina, Brasilien und Ägypten, in der Lombardie und im südlichen Spanien, wo ein fetter, fruchtbarer Boden diese Cultur begünstigt. In Italien bilden die Reiserfelder große, längliche Biedere, mit Gräben und Dämmen umgeben und durch Dämme in eine Menge kleiner Biedere getheilt. Anfangs März wird das Feld mit dem Spaten umgepflügt (statt des Pflügers grabt man die langen Stoppeln unter), einige Zoll hoch Wasser hineingelassen und der Reis, der zuvor in Wasser eingeweicht worden ist, auf die Oberfläche des Wassers gesät. Die Körner sinken unten und keimen bald. Im Mai wird das Wasser zuerst abgelassen, um das Unkraut zu entfernen; dann wiederholt man von fünf zu fünf Wochen das Ab- und Zulassen des Wassers. Drei bis vier Wochen vor der Ernte (zu Ausgangs Septembers) werden die Reiser ganz trocken gelegt, damit die Körner gehörig reifen. Sind sie reif, so schneidet man die Halmen mit der Sichel etwa in der Mitte ab, bindet die Rispen in Büschel, drückt sie auf die gewöhnliche Art (in den Tropenländern läßt man sie durch Sklaven oder Thiere austreten) und trennt in besonders eingerichteten Mühlen die Spelzen von den Körnern.

Daß der Reis ein sehr gesundes Nahrungsmittel liefert, daß er bei manchen Völkern das Brod ersetzt, und daß aus ihm der Akris (*ὄρυζα* Arist. l. c.) bereitet wird, ist bekannt.

Nur eine der zahlreichen Abarten (einige derselben führen Loureira, fl. coch. p. 267, und Desvau, Journ. de bot. III. p. 76 an), welche sich durch Farbe der Frucht, Behaarung der Spelzen und Anwesenheit oder Mangel der Grannen, auch durch frühere oder spätere Fruchtzeit (vier bis acht Monate nach der Pflanzzeit) unterscheiden, *O. montana* Lour. (der Bergreis), gedeiht auf trockenem, dürrtem Boden; in Europa hat aber bisher ihr Anbau nicht gelingen wollen.

Die zweite, von Selle im südlichen Theile Brasiliens gefundene und von Nees (gram. bras. p. 513) *O. subulata* genannte Art, welche nur durch priemenförmig zugespitzte Rispselgen und durch die an der Spitze dreilappig-lobige untere Corollenhöhle sich unterscheidet, ist vielleicht eine verwitterte Spielart der *O. sativa*.

Dagegen ist eine dritte Art, welche Humboldt und Bonpland am Magdalenaflusse in Neugranada fanden, *O. latifolia* Desv. (l. c. p. 77. H. B. et K. vor. gen. I. p. 195) durch perennirende Wurzel, sehr hohen (15—18 Fuß) Stalm, lanzett-linienförmige, am Rande gewimperte Blätter, weidelförmig gestellte, an der Basis bürstige Ähre der schlaffen Rispe und durch drei Staubfäden in jedem Blümchen als sehr abweichend charakterisirt.

Oryzopsis Mich., f. Stipa.

(A. Sprengel.)

ORYZARIA (Paläozoologie), Oryzarie, von Oriza, Reis. Wegen der Formähnlichkeit mit einem Reiskorn schlug Desfrance vor, ein Eibionitieren-Genus zu benennen, welches mit seiner Fabularia nahe verwandt ist und von d'Orbigny unter Alveolina zurückgebracht wurde, wozin auch Lamarck's Melonia und mehrer Gattungen Montfort's gehören. — Der von Desfrance gegebene generische Charakter ist: Polyparium cylindricum ovoidem a. fusiforme, costis longitudinalibus octo. Laminae concentricae, lamellae transversae minimis tenuibus ad interstitia separatae. Die Art ist *O. Boscii* Desfr. = *Miliolites subulatus* Montf. = *Alveolina Boscii* d'Orbigny, aus dem pacificen Grobfalte. (E. Alveolina *).

(H. G. Brown.)

ORZECZAU, 1) Klein-Drzechau, ein Dorf im badischer Kreise Mähren, 1 Meile nördlich von Pilsen und 1½ Meile südwestl. von der Kreisstadt Hungarisch-Grabau entfernt; es gehört seit dem 3. 1718 zu der ehemaligen Stiffts-, nummehrigen Religionsfonds-Herrschaft Belehrad. Dieses Dorf zählte im J. 1826 in 116 Häusern 612 Einwohner, und darunter 325 Weiber, die sämmtlich zu dem slavischen Volkstamme gehören, 34 Pferde, 50 Ochsen, 44 Räte und 433 Schafe, die halbvollerdt sind. Es besitzt ein neues Schloß, eine Schule, ungefähr 260 Joch Ackerland, das aus 240 und 500 gemischt und von sehr mittelmäßiger Fruchtbarkeit ist, und gegen 70 Joch Weinberge, die einen guten Wein liefern. Der Ort gehört zur Pfarre Polischowitz, der 60 möher Gebücker, und besitzt nur im Schloß eine dem heil. Benediktus geweihte Kapelle. Die Gegend rings um dieses Dorf ist gebirgig oder hügelig und die ganze Nachbarschaft, wie z. B. Olfenz, Polschowitz u. a. D. ihrer trefflichen Weine wegen im ganzen Lande bekannt. Der Ort kommt schon in der zweiten Hälfte des 14. Jahrh. in Urkunden vor; damals gehörte ein Antheil an diesem Dorfe den Brüdern Eulso und Tobias Patischowitz. Hierauf ging es durch die Hände mehrerer Besitzer aus verschiedenen Familien. Im J. 1407 kam ein Theil des Dorfes durch Kauf an Siegmund von Honitz, welcher darauf das Prädium: Drzechowsky annahm, den seine Rechtskommenschaft beständig beibehielt. Im Anfang des 16. Jahrh. mögen es die Drzechowsky von Honitz ganz an ihr Geschlecht gebracht haben. Nachdem es in der Folgezeit wieder durch die Hände mehrerer Geschlechter gegangen war, kaufte es im J. 1718 das Stift Belehrad um 48,500 fl. von dem Grafen Maximilian von Wagni. 2) Groß-Drzechau, ein Dorf der sächsl. Kammherrschaft Hungarisch-Brod im badischer Kreise Mähren. Auf einer Anhöhe, zwei Stunden nördlich von dem Orte der Herrschaft, gelegen, bestricht es die ganze umliegende, theils gebirgige und theils bloß hügelige Gegend. Es zählt 56 Häuser

*) Desfrance im Dictionnaire des sciences, ant. XVI, 104 (bei Fabularia) und Atlas, livr. XVII, t. 4. Brown Conf. univers. Pflanzent. (Schickl. 1825. Pol. E. 30, 51. t. VII, f. 17. Desfrance d'Orbigny: tableau méthodique de la Classe des Céphalopodes (Extrait des Annales des sciences d'Hist. nat. 1826. Janvier) p. 140.

und 486 Einwohner und besitzet ein altes herrschaftliches Schloß, eine Schanze und eine eigene Pfarre. Diefes liegt in der ältesten Erbscheide, gehört zum vormaligen Decanat, erstreckt sich über die Dörfer Galschow (mit einer Schule), Kelnitz, Dubrow, Brzegmühl, Auged (mit einer Schule), Dobrowitz, Paschowitz, Kanowitz und Drzechau, und zählt 2816 Plantierern, unter welchen 25 Juden (1831) lebten. Patron der Kirche ist der Fürst von Koenig. Die Bewohner sind sämtlich Räten. Die 300 Jode Adelsland, welche zu diesem Dorfe gehören, sind höchst mittelmäßig. Hier ist auch ein eigenes Brauhaus für den nördlichen Theil der großen Herrschaft Hungrisch-Brod, der das Dorf um das J. 1653 einverleibt wurde, nachdem es Graf Leo Wülfert von Koenig von der Gräfin Renigna von Galszin mit allen dazu gehörigen Dörfern um 35,000 fl. gekauft hatte. 3) Neu-Drzechau, ein zur Herrschaft Krizianau gehöriges Dorf, welches zwischen diesem Ort und Ossowa-Bittschka, 2½ Stunden nördlich von Groß-Werlesitz, im uralten Kreise Währern, liegt. Es zählt 53 Häuser mit 299 Einwohnern und besitzet ungefähr 160 Jode mittelmäßig fruchtbaren Adelslandes und gegen 12 Jode Wiesen. In früheren Zeiten war es ein eigenes Städt mit einem Schloß und einem nicht unbeträchtlichen Bau aus Eisen. Zur Zeit des mächtigen Aufstalles im Anfange des 30jährigen Krieges theilte es als Wilhelm Munfa von Gwanzick, der als Teilnehmer an der Rebellion alle seine Güter verlor. Von der kaiserl. Kammer, der dieses Städt zugewallen war, kaufte es der in jener Zeit mächtige Erzbischof von Olmütz, Cardinal von Dietrichschin, im J. 1623 um 9581 mähr. Thaler, der es aber bald darauf wieder verkaufte. In der Folge folgten sich mehrere Familien in dem Besitze dieses Schlosses. Im Anfange des verfloffenen Jabs. wurde es endlich mit der Herrschaft Krizianau vereinigt. 4) Ein zur graflich Pothstsch-Biednitschenschen Herrschaft Zellitz gehöriges Dorf im uralten Kreise Währern, welches oberhalb Strano über dem Thale der Dapag gegen Wlitzat 4 Stunden von Schelletau gelegen ist, mit 22 Häusern und 132 Einwohnern. Es besitzet etwa 130 Jode geringen Adelslandes, einigen Waldgrund und Wiesen, auch viele Hutmweiden, die aber jetzt immer mehr in die Cultur gnommen werden. 5) Drzechowo, ein zur graflich von Koloschischen Herrschaft Lettowitz gehöriges Dorf, im brünnern Kreise Währern, ¼ Stunde westlich von Lettowitz gelegen, von 17 Häusern mit 102 Einwohnern, die sämmtlich einen slavischen Dialekt sprechen. Es besitzet sommt dem benachbarten Dörfern Brzisch nur etwa 60 Jode geringen Adelslandes. 6) Drzechowo, ein zur Herrschaft Jassienica gehöriges Pfarrdorf am Bache Stebnica im sanftern Kreise Galsiens, ¼ Stunden von Jassienica entfernt. (G. F. Schreiner,

ORZINORI auch **ORCINOVI** (f. daff.), ein Flecken, ehemalige Fekung und der Hauptstadt des 12. Distrikts der Provinz Brescia in der Lombardei, nach welchem dieser Distrikt, zu dem 16 Gemeinden gehören, den Namen führt. Diese ansehnliche Gemeinde, welche 4753 Einwohner zählt, liegt 18 Meilen von Brescia entfernt, an der gut erhaltenen Landstraße, welche von Brescia

nach Crema führt, am linken Ufer des Oglioflusses, hat eine Kirche der Assunzione della Beata Maria Verg., eine Pfarrkirche, ein Sanctuario und eine Kapelle; sie ist der Sitz eines k. l. District-Commissariats, welches die politischen Geschäfte des ganzen 12. Districts besorgt, und eines Schul-District-Inspectorats. Sie hat eine Briefsammlung, ein Hospital, und die Gemeinde wird durch einen eigenen Gemeinderath (Consiglio Comunale) vertreten. Sie hat am 25. August eine Fiera und alle Freitage Wochenmärkte. Die Straße, welche durch diese Commune führt, wird oben nicht sehr lebhaft befahren und gehört nicht zu den sichersten von Oberitalien. Zu dieser Gemeinde gehören sehr viele Weilerhöfe, Wälder und einzelne Häusergruppen, welche besondere Fraktionen bilden. (G. F. Schreiner.)

ORZIVECCHI, ein Gemeindedorf der Lombardie, in der Provinz Brescia, im 12. Districte, nämlich dem von Orzinovi, von welchem es drei Meilen entfernt ist, mit einem Vorstand und einer Pfarre di SS. Pietro e Paolo, einer Aushilfskirche, einem Sanctuarium und Draciterium. Am 29. Juni wird hier eine Fiera gehalten.

(G. F. Schreiner.)
 OS, (darvor) der Knochen, das Gebein. Kno-
 chen nennen wir die festen, harten Theile des thieris-
 chen Körpers, welche durch ihre Structur und Auf-
 fassung ein dem sie angedehnten Körper entsprechendes
 Ganze, das Skelet, bilden, und nach dem gewöhnlichen
 Sprachgebrauch nur den höhern, den Wirbelthieren, zu-
 kommen; denn die harten Theile der niedern, wirbellosen
 Thiere sind zwar ihrer Bestimmung und zum Theil ihrer
 Bildung nach den Knochen zuzurechnen, doch müssen sie
 ihrer Lage und Ueberziehung wegen, da sie größtentheils
 verhärtete Haut, Schalen, mitthin schalenförmig den
 Körper umgebende Theile, äußeres Skelet, sind, von
 dem das eigentliche innere Skelet bildenden Knochen
 getrennt werden.

Die Knochen sind gelblich weiß, hart, fest, elastisch. Der Form nach theilt man sie, je nachdem die eine oder andere Dimension vorherrscht, 1) in lange. An diesen unterscheidet man das Mittelsäc, den Körper, *Diaphysa, corpus*, und die Enden. Fortsätze, *Apophyses*, welche gewöhnlich bei weitem länger als der Körper, runde Knochen, *Scapulae scyli*, condyli, von verschiedener Form bilden, sich in ihrer Structur den kurzen oder runden Knochen nähern, und so lange die Knochen nicht ausgewachsen sind, durch Knorpel mit dem Körper verbunden, in welchem Zustande sie Knäcke, *Epiphysen* genannt werden. Der Körper der langen Knochen ist walzenförmig und hohl, daher man sie auch Gliederknochen, *Knochenknöten*, und weil die Höhle Mark enthält, *Markknochen* nennt. Einige lange Knochen, welche keine Markhöhle enthalten, machen den Uebergang zu den dritten oder platten, wie die Rippen. Die Rippenknochen bilden die Grundlage der obern und untern Gliedmaßen. 2) in breite oder platte. Bei diesen Knochen ist die Länge und Breite gewöhnlich gleich groß, die Höhle, mitthin die Dicke, geringer, die äußere Fläche gewölbt, die innere demnach ausgehöhlt, damit sie, wie die Schädelknochen, die Weichtheile des Körpers bedecken können.

beiknochen, Höhlen bilden. Die meisten von den breiten Knochen entwickeln sich aus mehreren Stücken; 3) in kurze, auch runde, dicke Knochen, bei welchen keine Dimension vorherrscht und sehr verschiedene, wenig regelmäßige, Gestalt haben.

Wetern die Knochen chemisch untersucht, so findet man sie aus zwei Hauptbestandtheilen, einem animalischen, thierischen, der Gallerte, und einem mineralischen, erdigen, der Kalkerde, zusammengesetzt. Um diese beiden Substanzen sichtbar zu machen, legt man Knochen in verdünnte Salzlauge, diese enthält denselben die erdigen Theile, und der thierische Theil bleibt als elastische Knorpelartige, durchscheinende, in kochendem Wasser leicht in Leim sich auflösende, mit vielen Gefäßen und Fett durchzogene Gallerte zurück, welche die Form des Knochen beibehält und in der That auch bestimmt; denn zerstückt man, um den erdigen Bestandteil, welcher größtentheils aus phosphorsaurer, wenig kohlensaurer und noch weniger flusssaurer Kalkerde, etwas Magnesia, Natron, Kochsalz und Schwefel besteht, zu erhalten, durch Calcination den thierischen Bestandteil des Knochen, so sieht man, daß die erdigen Theile nicht zu einem Continuum verbunden sind, die Form des Knochen anfangs zwar beibehalten, doch aber bald und leicht zusammenfallen.

Frischgetrocknete Menschenknochen
nach Klaproth¹⁾.

Knorpel und Krystallwasser der erdigen Salze	32,17
Ethern	1,13
Phosphorsaur. Kalk	51,4
Kohlensaur. Kalk	11,30
Flusssaur. Kalk	2,00
Phosphor. Kalk	1,16
Natron mit einer unbestimmten Menge salzsaurem Natron	1,20
	100.

Frischgetrocknete Hirschknochen
nach Berzelius²⁾.

33,6 thierische Substanz	{ 33,30 } thierische Substanz
	55,45
	3,85
66,1 erdige Substanz	{ 2,90 } 66,7 erdige Substanz
	2,05
	2,45
	100.

Beide Bestandtheile sehen die Knochenfaser, fibrillös, zusammen, die auscheinend einfach, bei genauerer Betrachtung aber so gebildet erscheint, daß sie noch Zwischenträume enthält, und sich an die benachbarte Faser anlegt, oder aber in den verschiedensten Richtungen sich kreuzend ein maschenförmiges Gewebe erzeugt. Im ersten Falle, wenn sich die Knochenfasern dicht aneinander verbinden, entsteht die sogenannte Rindensubstanz, *substantia compacta, corticalis*, welche den äußeren Überzug, die Knochenhülle, *tabula ossis*, bildet. Das maschenförmige schwammige Gewebe, *Substantia spongiosa, Diploe*, wird, mit Ausnahme der Körper der Höhlenknochen, welche hohl sind, von der äußeren Knochenhülle getrennt, und ist entweder *reticularis*, wenn die Knochenfasern einfach, oder *cellulosa*, wenn sie sich verbindend kleine Bläschen zusammen setzen, welche Zellen bilden. Diese Structur finden wir an allen Knochen mehr oder weniger entwickelt. In den langen Knochen,

Das Verhältniß zwischen Gallert und Erde ist im lebenden Körper nicht immer dasselbe, sondern richtet sich vorzugsweise nach dem Alter, dem Stande, der Gesundheit und nach der Lebensweise. Ist der thierische Bestandteil zu seinem Normalverhältnisse, wie es sich im ausgewachsenen Körper herausstellt, zu viel, so wird der Knochen elastischer, biegsamer, er krümmt sich, schwillt an, wie wir das an rachitischen Kindern sehen, wo zu wenig Kalkerde erzeugt und in den Knochen abgelegt wird; wo jedoch im Gegentheile durch Aufschüßlungen aller Art herbeigeführte Aufzehrung und Abmagerung die Erhaltung des gallertartigen Theiles der Knochen gestört, seine Erzeugung selbst vermindert wird, da gewinnt der erdige Bestandteil die Oberhand, und die Knochen werden so spröde und brüchig, daß eine geringe Gewalt sie bricht. Dem Alter nach scheint das Normalverhältniß zu sein, daß der thierische Bestandteil beim Kind ungefähr die Hälfte, wodurch die Knochen elastischer und doch zugleich fest werden und schwerer brechen, beim Erwachsenen den dritten Theil, welches Verhältniß die Knochen elastisch verbunden mit dem gehörigen Grade von Festigkeit erhält und beim Greise den sechsten oder siebenten Theil ausmacht, weshalb diese leichter den Knochenbrüchen unterworfen sind. Genauere chemische Analysen geben folgendes Resultat:

welche ihrer Form nach dem Bruche leichter aufgesetzt sind, mußte das Mittelsstück sehr fest sein, daher hier eine dicke Knochenhülle, welche die Markhöhle, einschließt, und so einen hohlen Cylinde erzeugt, welcher als solcher noch größeren Widerstand leistet, als wenn er massiv wäre. Die Enden der langen Knochen sind dicker als der Körper, gewöhnlich kugelig oder walzenförmig, um so größeren Widerstand zu leisten und für dieselben in ihrem nächsten Umfange Raum genug zu dem Ansatze der Befestigungsmittel für dieselbe und der sie bewegenden Muskeln, die Sehnen, zu erlangen. Würden diese Enden von gleicher Dicke Knochenhülle wie der Körper gebildet, so wären sie zu schwer; wir finden sie daher ganz wie die runden kurzen Knochen gestaltet, die dadurch, daß keine Dimension bei ihnen die vorherrschende ist, den stärksten Druck abhalten und wenngleich in ihrem Innern nicht hohl, jedoch auch nicht massiv, sondern von schwammiger Knochensubstanz

1) Klaproth, Grundriß der Physiologie. 1. Bd. S. 160.

2) Berzelius, Handbuch der theoretischen Chemie. Ausg. 1822. 11. Bd. S. 1621.

gebildet und mit einer sehr dünnen Knochenhaut überzogen sind. Auf diese Weise wird Festigkeit der Knochen zugleich mit Leichtigkeit gepaart. Den auffallendsten Beweis finden wir nächst den Wirbeln an den Knochen des Fußes, der nicht nur den ganzen Körper trägt, sondern auch mit vieler Kraft den Muskeln widerstehen muß, welche sich an ihn heften und bei ihren Zusammenziehungen nicht nur den Fuß, sondern den ganzen Körper heben, schnell heben, beim Sprunge förmlich vorwärts werfen. Der Fuß besteht nämlich aus zwei Abtheilungen, der Fußwurzel, welche den mehrsten Widerstand leistet, und den zu den Zehen gehörigen kleinen Mittelfußknochen. Die Fußwurzel selbst aber vertheilt ihren Druck auf sieben kleinere runde kurze Knochen, welche gänzlich aus mit einer dünnen Knochenhaut überzogener Diaphyse bestehen, und sich so aneinander fügen, daß sie den Fuß wölben und ihn zum Gehen u. geschickt machen. Auch die platten breiten Knochen müssen, da sie größtentheils nach Außen liegen, wie die Schädelknochen, und indem sie wichtige Organe einschließende Höhlen bilden, gegen Gewaltthätigkeiten geschützt sein, und dabei doch nicht zu dick. Wir finden daher an ihnen eine äußere und eine innere Knochenhaut und zwischen beiden Diaphyse. Platte Knochen, wie das Hirnschädelknochen, Siebstein u., welche durch ihre Lage im Innern des Schädels geschützt sind, haben keine Diaphyse; ihre Tafeln sind so dünn, daß sie aneinander nur aus einer bestehen.

Die Oberflächen der Knochen sind nicht durchgängig glatt. Diejenigen Stellen derselben, welche sich an benachbarte Knochen anlegen und mit ihnen zu einem Gelenke verbunden sind, bleiben lebenslang mit einer dünnen Lage Knorpel überzogen, welcher glatt und sehr elastisch die Bewegung erleichtert.

Die Unebenheiten, welche man außerdem, daß an vielen Knochen noch die Knochenhaut glatt ist, bemerkt, sind entweder Erhabenheiten, die nach ihrer Form: Fortsätze, processus, Höcker, tuberculi, tuberculum, Griffel, stylus, Leiste, Kamm, crista, raube Linie, linea aspera, genannt werden, oder flache Stellen, welche als Delle, d. i. flache, cavitas glenoidalis, oder als Pfanne, d. i. tiefer Gelenkgrube, acetabulum, beschrieben werden, oder Höhle, antrum, Zellen, cellulae, Gruben, fossae, Furchen, sulcus, saccus, Ausschnitte, incisura, Spalten, fissura, Höcker, foramina, Gänge, canales, bilden. Diese verschiedenen Formen stehen mit den Wachsthum und Begliederung, welche sich entweder an die Fortsätze und Vertiefungen anheften oder durchgehen. Die Entstehung derselben ist in der Gesamtbildung des Körpers begründet.

Betrachten wir einen frisch aus dem Körper genommenen Knochen, so finden wir noch drei zu seiner Entstehung und Erhaltung notwendige Gebilde, welche ihn in die Reihe der lebenden organisierten Theile des Körpers einreihen: 1) Die Knochenhaut, Periosteum; sie ist eine saftige, dem fibrösen Epilem angehörige Haut, welche den Knochen allenthalben überzieht, die Stellen ausgenommen, wo Sehnen und Bänder in seiner Substanz wurzeln und die Gelenkflächen, wo diese anfangen, springt

sie an den andern zu einem Gelenke verbundenen Knochen über, und zwar so, daß sie auch hier um den Rand der Gelenkfläche sich ansetzt; auf diese Weise bildet sie einen saftigen Saft, der die Gelenkkapsel verflüssigt. Sie ist nicht an allen Stellen gleich stark, am dünnsten in den Nebenhöhlen der Nase, in welchen sie schwach an den Knochen, unzertheilt aber mit der Schleimhaut verbunden ist. Am stärksten und gefäßreichsten ist sie bei Embryonen. Die Gefäße der Knochen verlaufen sich auf ihr, ehe sie in die Knochensubstanz dringen, weshalb sie zur Bildung und Erhaltung des Knochens unumgänglich notwendig ist, und wo sie zerstört wurde, stirbt der Knochen theilweise ab, sowie bei Knochenbrüchen die Heilung durch Absatz neuer Knochenmasse da am schnellsten vorschreitet, wo sich das Periosteum erhält oder neu bildet. 2) Die Gefäße, welche dem Knochen das Blut ab- und zuführen, sind sehr zahlreich, wenn auch nicht in der Masse vorhanden, wie in den Weichgebilden. Die Arterien gehen, wenn sie auf dem Periosteum sich verästeln, entweder als kleine Stämmchen, dies besonders bei den Röhrenknochen, durch größere Ädergelenke, foramina nutritia (welche Benennung wol ebenso unpassend ist, wie der Ausdruck vasa nutritia für diese Arterienstämmchen) in dieselbe Höhlung der Knochen, oft von einer Vene begleitet zu der ganzen Markhaut, oder sie bringen in spitzigen Winkeln durch zarte Spalten in die Knochenlamellen, oder mit weniger, aber stärkeren Zweigen in die beiden Enden und Lücken Knochen, und ihre Diaphyse, in letztern beiden Fällen von feinen Venen begleitet. Die Venen gehen daher durch eigene Öffnungen, die, welche die arteriae nutritiae begleiten, aufgenommen, in die Knochensubstanz, liegen mit ihren größern Stämmchen in eigenen, durch die Diaphyse laufenden, dünnen, von jedoch sehr feinen Knochenlamellen gebildeten Kanälen, sind im Verhältnisse weiter als die Arterien, und bloß von einer zarten Haut gebildet, welche wahrscheinlich die Fortsetzung der innern Haut, der außerhalb der Knochen verlaufenden Venen ist. 3) Das Knochenmark, Medulla ossium, ist Fett, welches die Zwischenräume in der Knochensubstanz ausfüllt, doch so, daß es in der schwammigen Substanz flüssiger, röthlicher, in der Höhlen der Röhrenknochen, die deshalb auch Markknochen, und ihre Höhlen Markhöhlen genannt werden, fester, weißlicher wird. Im Ganzen ist das Knochenmark jedoch weicher, flüssiger, als das übrige Körperfett, wie dieses, jedoch in eine zartere Haut, welche nach Innen Fortsätze und Zellen, auf welchen die feinsten Endigungen der Arterien sich verzweigen und das Fett wahrscheinlich absorbieren, eingeschlossen; nämlich die innere Knochenhaut, Periosteum internum, besser Markhaut, Membrana medullaris genannt. In der Diaphyse läßt sie sich nicht darstellen. In den jüngern Embryonen selbst das Mark, es ist durch röthlich flüssige Gallerte ersetzt. Mit dem Anfange der Verknöcherung fängt es sich auch an zu bilden, bleibt aber in den ersten Lebensjahren noch immer flüssig und röthlicher. In den spätern Lebensjahren, wenn die Knochenhöhlen sich vergrößern, nimmt auch die Masse des Knochenmarkes zu, es wird dunk-

ler, gelber. In Krankheiten verhält es sich fast wie die knorpelige Grundlage der Knochen, und kann bei Wasser-suchten, Auszehrungen fast ganz aufgelöset werden, so-dass an seiner Stelle ein gallertartiges Blutwasser zurück-bleibt. Der Nutzen des Knochenmarkes scheint der des Fettes überhaupt zu sein, nämlich einen Vorrath von Nahrungsstoff zu bilden, und zugleich die benachbarten Ge-Webe gegen Druck u. zu schützen, hier vorzüglich die Schädel gegen Erschütterungen aller Art. Vielleicht trägt es auch etwas zur Erhaltung der Elasticität der Kno-chen bei.

Nerven für die Knochensubstanz sind noch nicht nachgewiesen, heilungsgerecht können die Knochen, wenn sie erkranken, sehr schmerzen, wie dies bei der Gicht und Venerie der Fall ist.

Saugadern hat man gefunden.

Die Bildung, das Wachstum und die Erhaltung der Knochen geht bei weitem langsamer als das der übrigen Organe des Körpers. Wie müssen mit dem 24. Lebensjahre erst die vollständige Entwicklung des Ske-lets annehmen, und hierin mag wol auch der Grund lie- gen, dass Knochenkrankheiten so langsam verlaufen. In der frühesten Periode des Embryonallebens unterscheiden sich die Knochen wenig von den übrigen Weichgebilden, in der vierten bis fünften Schwangerschaftswoche erschei- nen sie härter, als knorpelige Masse in Form des wer- denden Knochens, von einer eigenen Haut, der nachmaligen Knochenhaut, überzogen, aber erst in der achten bis neunten Schwangerschaftswoche führen sie rothes Blut, fangen an sich aufzulösen, bilden in ihrer vorher aselben Substanz kleine Zellen und Höhlen, in welchen sich dann die ersten Spuren der Knochenablagerung finden. Diese Stellen sind gewöhnlich in der Mitte, man nennt sie Ver- knöcherungspunkte, puncta ossificationis, Kno- chenkern. Die meisten Knochen haben mehrere solcher Knochenkern, die sich vergrößernd, einander nach und nach erreichen und verwachsen, und so den Knochen bilden.

Die Entwicklung der Knochen geschieht nicht bei Allen zu gleicher Zeit. Sie richtet sich besonders darnach, wie früh die Knochen als Stützmittel, indem sie Höh- len für die andern Organe bilden, die in ihrer Lage be- sonders während des Geburtsactes geschützt sein müssen, fungiren, oder aber gleich nach der Geburt thätig sind, wie z. B. die Ober- und Unterliefel als feste Unterlage für die saugenden Rippen. Während diese Knochen schon weit vorgerückt sind in ihrer Entwicklung, finden wie in einzelnen Knochen der Arme und Beine noch gar keine Spur von Knochensubstanz. Nach gleichen Gesetzen wachsen auch die Knochen nach der Geburt fort, so schließen die einzelnen Stücke des Wirbels noch nicht den Bogen, durch welchen das Rückenmark aufsteigt, bevor dieses nicht seinen gebräunten Umfang hat.

Die Erhaltung des gebildeten Knochens geschieht wol gleichzeitig in seiner ganzen Substanz, und es läßt sich wol weniger annehmen, daß er von Innen nach Aus- sen wachse. Ist er entwickelt, nimmt er an Dichte etwas zu, mit den Jahren vermindert sich aber diese Dichte, die gallertartigen Bestandtheile werden nicht mehr gleich-

mäßig erhalten, Diplos an vielen Stellen aufgesaugt, und so werden die Knochen, besonders die dünnen, bis zum Durchsichtigen dünn, überhaupt aber brüchig.

Die Geschlechtsverschiedenheiten der Knochen bestehen beim Mann in ansehnlicherer Dichte, Rauhheit, größerer Entwicklung der Erhabenheiten und Vertiefungen, da- gegen die weiblichen Knochen außer dem Hauptunterschiede, namentlich Brust- und Beckenknochen, bei weitem zarter und runder sind. Hierüber, sowie über die Verbindung der Knochen und ihren Nutzen, vergl. den Art. Skelet, die Krankheiten der Knochen s. unter den hierher gehöri- gen Artikeln *).

OS, der Mund, als Anfang des Verdauungssys- temes, vergl. diesen Artikel. (Moser.)

OS, Maler: 1) Jan van, holländischer Blumen-, Frucht- und Marinemaler, geb. 1741 zu Middelarnis auf der Insel Voerflakte in Holland, gestorben den 7. Febr. 1808, ward von A. Schouman zu Gravenhaag im Zeich- nen und Malen unterwiesen. Später genoß er die Freunds- chaft des berühmten Kunstkenners und Kunstsammlers Hendrick Verschuring *), welcher sich des jungen Künstlers annahm und in dessen Cabinet von holländischen Maie- rien der junge Mann die ersten Meister mit großer Freiheit copirte und herrliche Studien nach ihnen fertigte. Besonders legte er sich auf das Fach der Blumen- und Fruchtmalerei und malte nebenbei mehre Marinen und Landschaften, ja auch einige Bildnisse.

Verkauf einer amsterdamer Kunstauktion den 25. Aug. 1817 den wurden im Katalog einige Bilder von van Os beschrieben: Auf einem an dem Damm ei- nes Kanals oder Flusses verschiedene gelandete Schiffe; dann eine Fährre mit Vieh, Pferden und Schiffen. Bil- der ungefähr 23 Zoll breit, 30 Zoll hoch.

Vorzüglich gefielen die Blumen- und Fruchtstücke dieses Meisters, wunter besonders hervorzuheben das bei dem Kunstliebhaber T. L. Gremer zu Rotterdam sich befindende herrliche Meisterstück, welches eine von bräun- licher Erde mit reichen Baderiefen verjagte Vase mit ei- ner großen Zahl der auserlesenen Blumen darstellt, hier und da mit einigen Schmetterlingen, und auf der Mar- morplatte, worauf die Vase stand, zwei Vogeleier, al- les mit dem größten Fleiß und einer außerordentlichen Wirkung vollendet, so daß man dieses Stück als ein- der schönsten des Meisters betrachtete. Es ward in einer Kunstauktion für 235 Gulden verkauft.

Die Gattin des Joh. van Os war eine geborne Cu- sonna de la Croix, Tochter des Künstlers gleiches Na- mens, welche sich durch viele Bildnisse in Kreide sehr gut auszeichnete, übrigens das Unglück hatte, taubstumm zu sein.

Joh. van Os wird auch unter die verdienstlichen va- terländischen Dichter gezählt; er war Vorstand und Mit-

*) Wedel, Handbuch der menschlichen Anatomie. 1. Bd. Silberbrand, Handbuch der Anat. des Menschen, herausgegeben von G. F. Meier. 1. u. 2. Band. Letztere vorzugsweise wegen der vollständigen Literatur.

1) Er war ein Onkel des berühmten holländischen Malers Verschuring.

glied der die Dichtkunst liebenden Kunstgesellschaft, genannt: „die für den Fleiß spendenden Kunstfreunde.“ Das Gedicht: „Der Mensch für die Ewigkeit beschreiben“ erhielt bei einer Preisbewerbung das Accessit²⁾. Seine Gedichte sind im Allgemeinen mehr ernst und religiös Inhalts, wie aus einer 1787 in Gravenhaag bei J. van Gies in Octav erschienenen Sammlung seiner Gedichte zu ersehen ist.

Seine zwei Söhne, Peter Gerhard und Georg Jakob Joh., erworben sich gleichfalls einen sehr geachteten Namen als Künstler. — Eine kleine Selbstbiographie findet sich in der genannten Sammlung seiner Gedichte, S. 101.

2) Peter Gerhard, erster Sohn von Jan van Ds, geb. den 8. Oct. 1776 in Gravenhaag. Als er schon Bildnisse in Öl malte, fiel es ihm auf einmal ein, den berühmten Stier von P. Potter und ein anderes Bild von du Jardin zu copiren, welche Stüde sich in der Sammlung des Prinzen Wilhelm von Oranien befanden; dieses wurde Arrangirt, daß er sich für Abirudien bilde. Inzwischen beschäftigte er sich während seines Aufenthaltes in Amsterdam auch mit Portrait in Miniatur, gab auch daseß Unterricht im Zeichnen. Neben seinem Hauptfach entwarf und malte er auch viele ländliche Theaterdecorationen mit Häusern und Thieren, weshalb ihm die Gesellschaft Felix Meritis über eine in Forder ausgeführte Zeichnung im J. 1810 den Preis zuerkannte. Bei der Befreiung Hollands von der französischen Herrschaft im J. 1813 und 1814 zeigte sich der Künstler sehr thätig und nahm als Capitain der Freiwilligen an der Belagerung der Festung Naarden Theil; einige der merkwürdigsten Scenen der Belagerung und Einnahme dieser Festung stellte er als Künstler dar, von welchen Gegenständen sich einige vortreflich vollendete Stüde in dem königlichen Museum zu Amsterdam befinden. In den Kunstausstellungen der Jahre 1803, 1810, 1813, 1814, 1816 und 1818 zu Amsterdam sah man mehrere seiner vorzüglichsten Arbeiten, die allgemein bewundert wurden und ihm eine Stelle unter den größten Künstlern seiner Zeit anwiesen. Mehrere der ansehnlichsten Kunstsammlungen besäßen von seinen Arbeiten, wie z. B. das königl. Schloß zu Harlem, die große Gruppe Vieh in einer schönen Landschaft, welches Bild den vom Könige Ludwig Napoleon im J. 1808 aufgesetzten Preis erhielt. Zu Amsterdam in den Sammlungen der Herren Brentano, Bontacker, de Vos, de Wal, de Voer³⁾ u. A., sowie zu Utrecht in dem Cabinet van Huken, van Brandenburg und andern Orten Hollands sieht man vieles von ihm. Ebenso ist ein großes Gemälde: die Ankunft der Kosaken in Utrecht 1813, jetzt in der kaiserlichen Galerie zu Petersburg.

Er fertigte viele herrliche Zeichnungen und Studien nach der Natur, die von Kunstliebhabern sehr gesucht

wurden; zwei davon hat der bekannte Maler und Kupferstecher Bister-Bender radirt und gesägt. Er selbst machte sich durch seine eigenen Radirungen, die geistreich und mit Zartheit vollendet sind, unter den Kupferstechern neuerer Zeit einen ziemlichen Namen, da diese Blätter, deren es 16 gibt, zu den besten der neuern holländischen Schule gehören. Sie sind im Allgemeinen in Zeitschland nicht zu häufig zu finden.

Sein Bildnis, von Gaspari gezeichnet, wurde von J. C. Marcus zu van Eyndens Wert in Kupfer gestochen.

3) Georg Jacob Johannes, geb. den 20. November 1782 zu Gravenhaag, zweiter Sohn des Landschafts- und Blumenmalers Jan van Ds, lernte beide Künste bei seinem Vater, neigte sich jedoch bei fortschreitendem Fleiß und Talente zu den Blumen- und Fruchtmalerei, worin er schon in früher Jugend herrliche Zeichnungen vollendete, die von Kunstliebhabern eifrig gesucht wurden; insbesondere hat er mehr Blumen- und Pflanzenzeichnungen zu berühmten Flora Batava von J. Kops (im Haag herausgegeben) geliefert. Im J. 1809 erhielt eine seiner Zeichnungen den Ehrenpreis von der Gesellschaft: Felix Meritis zu Amsterdam, welches ihn noch mehr antrieb, sich der Malerei mehr zu widmen.

Bei der amsterdamer Kunstausstellung 1810 lieferte er in Ölharben ein Blumen- und Fruchtstück, so auch eine Zeichnung einer Vase mit Blumen in Serpice gezeichnet, welche Gegenstände nicht genug bewundert werden konnten. Im J. 1811 sah man von ihm ein Paar Gemälde, welche ihn als einen würdigen Künstler an die Seite des großen Jan van Sypsum stellten. Im J. 1812 unternahm er eine Reise nach Paris, wo seine Werke viel Aufsehen erregten, sodaß man ihm die Verrfertigung mehrerer kostbaren Stüde in der berühmten Porcellainsabrik zu Sevres übertrug; in demselben Jahr erhielt er den großen Preis des Nationalinstituts von Frankreich, als er zur Ausstellung einige ganz vorzügliche Gegenstände geliefert hatte. Außer Blumen und Früchten malte er auch vortrefliche Vögel, wovon Proben sich besonders auf der amsterdamer Kunstausstellung 1813 vorfinden. Zwei seiner Hauptbilder, welche für das Cabinet von W. Turians⁴⁾ gekauft worden, sind zu außerordentlich hohem Preise bezahlt worden⁵⁾.

Nachdem er in sein Vaterland zurückgekehrt war, lieferte er zur Ausstellung 1816 ein Blumenstück, welches die allgemeine Bewunderung erregte; man vergl. die holländischen Kunstberichte jener Ausstellung.

So reichlich er nun auch in seinem Vaterlande für seine Kunst beschäftigt, so große Aufmunterung ihm hier auch zu Theil wurde, so unternahm er im April des Jahres 1817 doch eine zweite Reise nach Frankreich, wo er noch 1819 in der Fabrik zu Sevres sich befand und mit den kostbaren Arbeiten beschäftigt war. Er lieferte zu der amsterdamer Kunstausstellung 1818 ein Paar Gemälde mit totem Bildprete, wo man jedoch seine

2) Es befindet sich in den Vorlesungen der poetischen Museen der Gesellschaft. T. 12. S. 23. 3) Eine besonders reich mit Vieh besetzte Landschaft der Morgenbeleuchtung, die er im J. 1820 malte, war in diesem Cabinet.

4) Von dem berühmten holländischen Dichter Voets ist über jene Bilder ein Gedicht gemacht worden. Leids Gedichten. D. II. p. 201.

Blumen als Fruchtstübe vorzog. Die vorzüglichsten Werke dieses berühmten Meisters, sowohl in Zeichnungen als Malereien, sind in den Kunstsammlungen der Herren Granenburg, de Boer und Heinken zu Amsterdamm, sowie auch zu Harlem, des Fräulein Hoofman?). (Frenzel.)

OSAB, OUSAB (اوصاب), Namen zweier Districte Jemens, Ober-Dschab (اوصاب اعلى) und Unter-Dschab (اوصاب اسفل). Ersterer grenzt an Tschama und hat in seinem Bereiche viele hohe und steile Berge. Doch zeichnet er sich nicht allein durch seinen vortrefflichen Kaffeebau aus, sondern auch der hier wachsende Tabak gilt für den besten in Jemen, und für beide Producte ist der Hafen Dischajan (حزان) die Niederlage,

von wo aus sie überall und weit hin verbreitet werden. Außer Niebuh (Description de l'Arabie p. 213) bestätigt obige Angabe hinsichtlich des Kaffee's Hadshi Khasi im Dischahannama (S. 534), der überdies erwähnt, daß hier die Kaffeebäume schon längst in Reihen gepflanzt wurden. Auch dieser District gehört unter den Jemam von Sanä, der ihn durch einen Unterstatthalter verwalten läßt. So war daselbst zur Zeit Niebuh's Ahmed, der Sohn des Jemam Muhammed von Schal Gouverneur beider Provinzen, und hatte seinen Sitz in Denn. Allein da er unternahm, auf seine eigene Hand Mägen zu prägen, was, wie bekannt, neben dem Kanzelgebete bei den Muhammedanern das gewöhnliche ununterlegliche Hobeitsrecht ist, schickte der Jemam 1757 oder 1758 ein Heer in sein kleines Land, das Ahmed zwang von nun an seinen Aufenthalt in Sanä zu nehmen und daselbst seine Einkünfte zu verzehren. In Ober-Dschab ge-

hörig betrachtet man die Städte Denn (الدن) mit einer guten Citadelle und einem Marktplatz, das Schloß Raubdet Dschab (مروضة اوصاب), weit ein- weil mit einer Citadelle und das ziemlich große Dorf Hadd (الحدد). Auch sind die Beni Anblin, welche einen hohen Berg innehaben, demselben District einverleibt (Nieb. S. 213 fg.). Unter-Dschab ist begrenzt durch das Gebiet von Wochan, von Belad Ibn Adan, von Ober-Dschab, von Sebid und dem arabischen Meerbusen. Obgleich von weniger Betrusamkeit und Umfang als das vorhergehende Gebiet, hat es dennoch einige fruchtbare Punkte hier und dort mit Dattelpalmen bespännt, deren Ufer der Rins Surabische bewässert, während das übrige Land an Dürre leidet. Auch hier sind die Einkünfte, die zum Theil in dem Ertrage des Salzes bestehen, das man zwischen Sebid und Wochan gewinnt, einem Nebenwege der Kamille des Jemam von Sanä angewiesen. In der Nähe dieser Salzlagern befindet sich das große Dorf Raubdich oder Rauchid mit einem Untergouverneur, einige hundert Schritte vom arabischen Meerbusen entfernt, wo ein

Both für die beladenen Kameele der Reisenden errichtet ist. Eigentlicher Hauptort und Sitz des Gouverneurs ist Hais (حيس), eine kleine Stadt ohne Mauern, aber mit einer Citadelle, die überdies einen großen Theil von Jemen mit Tabakwaaren versieht. Nicht weit von ihr entfernt liegt der Berg Debas (دباس Debas?). (Vergl. über die ganze Gegend vorzüglich die Karte Jemens bei Niebuh). Noch muß, weil oben von der Vortrefflichkeit des in Ober-Dschab erbauteu Kaffee's die Rede war, folgender Begebenheit gedacht werden, die zugleich Veranlassung zu näherem Kennniss und Einführung des Kaffee's geworden sein soll. Es hatte sich der fromme Scheich Dmar, ein Schüler des Abu'hasan Schaddadi um 656 d. H. (1258 Chr.) in Wocha auf Weisung seines Lehrers in einer Hütte niedergelassen, und lebte daselbst als Einsiedler in Abgeschiedenheit. Bald darauf brach unter den Einwohnern von Wocha eine Krankheit aus, von der sie durch Vermittelung und die Gebete des frommen Dmar geheilt wurden. Auch die schöne Tochter des Königs ward von der Krankheit befallen, weshalb sie ihr Vater zu dem Wunderthäter bringen ließ. Nach wenigen Tagen ward sie wirklich gesant, allein das Volk hatte an ihrem langen Aufenthalt im Hause des Einsiedlers Anstoß genommen und sprach sich über diese Unschicklichkeit deutlich aus. Der König schämte sich seiner Abweichung von der herrschenden Sitte, vertrieb den Scheich, und ließ ihn mit einigen seiner Schüler in das Gebirge Dschab bringen. Dort hatten sie zu ihrem Genuß nichts als Kaffee, den sie stoben und abkönn den so genannten Decot tranken. Die Bewohner Wocha's wurden alldah von Neuem durch die Kräfte heimgesucht, und da zufällig einige Freunde aus jener Stadt bei dem Scheich Dmar sich eingefeselt hatten, tranken sie mit ihm jenen Decot und wurden von ihrem Ubel befreit. Nach ihrer Heimkehr bestürmte man sie von allen Seiten her mit Fragen über ihre Genesung, und auf die Antwort, daß sie durch ein vom Scheich Dmar zubereitetes Getränk dieselbe erlangt, ersuchte der König, der von der Begebenheit unterrichtet ward, den Scheich nach Wocha zurückzuführen, überhäufte ihn mit Liebkosungen, und ließ ihm ein Hospiz bauen, das noch heute Stegstand der Volksverehrung ist. (S. Doehihannama p. 535 und de Sacy Chrest. Arab. p. 482.) (Gustav Flügel.)

OSAGA oder OSAKA, eine der fünf Reichs- und größten Städte Japans, auf der Insel Nippon liegend. Sie liegt an der Mündung der Jodogawa, die in mehreren Armen durch die Stadt fließt, über welche sehr gute Brücken führen und an der Bai von Osaka. Sie ist gut befestigt, hat eine starke Citadelle, enge Straßen, zwei Stadwerke hohe Häuser und ist sehr stark bevölkert, indem sie den Japanesen zufolge 80,000 freibare Einwohner hat. Sie adert sich von Gewerben und Handel und bildet dem Hafen von Miaco; für große Schiffe ist die Bai zu seicht. Die Lage der Stadt ist sehr angenehm und es halten sich hier und in der Umgegend sehr viele reiche Privatleute auf, um ihre Renten zu verzehren. Die Stadt wird von zwei Gouverneuren besetzt,

S) von Wenden u. Willigen S. 20. Ob die beiden ja- recht erwähnen, daß Os und wasam sie geschrieben sind, darüber fehlt es der Redaction an Nachrichten. (H.)

von denen der eine sich stets am Hofe des Gubos aufhalten muß; die Citadelle hat außerdem ihren eigenen Commandanten.

(L. F. Kämtz.)

OSAGE, 1) ein sehr bedeutender, bisher noch wenig bekannter Nebenfluß des Missouri, welcher im Missouri-Gebiete zwischen dem 37. und 38. Grade nördl. Br. und 20. und 21. Grade westl. L. entspringt, nach Südost läuft, sich später nach Nordost wendet, in den Missouri-Staat tritt und in der Nähe von Jefferson in den Missouri, etwa 150 englische Meilen oberhalb der Vereinigung von diesem mit dem Mississippi, einmündet. Er ist an seiner Mündung bei mittlerem Wasserstande gegen 1100 bis 1200 Fuß breit und soll über 500 englische Meilen weit schiffbar sein. Niederlassungen befinden sich an seinen Ufern noch fast gar nicht (Duden, Bericht von einer Reise nach den westlichen Staaten Nordamerikas). Eberfeld 1829. S. 54). 2) Osage, ein kleiner Nebenfluß auf der rechten Seite des Missouri, welcher etwa 50 englische Meilen von der Mündung des Missouri in den Mississippi in ersteren fließt. 3) Osage, ein Fort am Missouri im westlichen Theile des Missouristates.

An dem Osageflusse wohnen die Osagen in den Gebieten Arkansas und Missouri. Sie haben dieselbe Sprache wie die Mohafs, Kansas, Missurier und Ottos. Sie sind etwa 10,500 Köpfe und 2500 Krieger stark, von denen sich etwa die Hälfte im Missurigebiet aufhält. Ihre Dörfer sind sehr unordentlich gebaut, aber ziemlich reich. Die Häuser bestehen aus 20 Fuß hohen Baumstämmen, die an ihrer Spitze gabelförmig zugestutzt sind. Seitenwände und Dach sind mit dichten Matten von Schilfrohr bedeckt, die Thüren auf beiden Seiten des Gebäudes. Die Größe der Hütten beträgt 36 bis 100 Fuß; sie bewohnen sie bloß im Sommer, im Winter ziehen sie in den Wäldern auf die Jagd. Die Nation theilt sich in zwei Äste, die großen und die kleinen Osagen; die Dörfer beider stehen am Osage; die Weiber bei allen bauen Mais, Bohnen und Kürbisse. Außerdem ist die ganze Nation in zwei Classen getheilt, Krieger und Ärzte machen die erste und vornehmere, Köche und Ärzte die niedere aus. Ihre Regierung besteht aus einem Gemische von Oligarchie und Republik. Die meisten Häuptlinge haben ihre Würde von ihren Vorfahren ererbt. Durch die Bemühungen der Missionarien sind einige von ihnen sogenannte Christen geworden.

(L. F. Kämtz.)

OSAIBA (Ibn Abi) oder OSEIBA, eigentlich OSAIBIA oder OSEIBIA (ابن ابي اصيبع) mit seinem vollständigen Namen Mowaffie: ed. bin Ahmed Ben Gafim Ben Khalifa Khazretsch, bekannt unter dem Namen Ibn Abi D'alaiba, von den Europäern längst als der arabische Biograph der Ärzte geschätzt und theilweise benutzt, hat in seinem Werke „Die ausgezeichnetsten der Araber“ (عبر الأندلس) bewiesen, daß die Araber hinsichtlich der Medicin ihren Vorgängern, den Griechen und

Römern, ebenso wie in den mathematischen Wissenschaften alle Ehre widersahren lassen und, in dieser Beziehung wenigstens, mit Unrecht beschuldigt worden, von jenen Vätern und ihrer Literatur sehr wenig Kenntniss genommen zu haben. Um so mehr muß hier auf den Inhalt jenes Werkes aufmerksam gemacht werden und vielleicht, daß einer und der andere Leser sich berufen fühlt, zu seiner nähern Kenntniss durch Veröffentlichung beizutragen. Reiske hält eine lateinische Uebersetzung desselben angefertigt und sie auf längere Zeit dem amsterdamer Arzte Wernar, der für ihren Druck sorgen wollte, überlassen; allein das ist nicht geschehen. Doch findet sich diese Arbeit unter den hinterlassenen Handschriften Reiske's (R. 27. S. 163 seiner Lebensbeschreibung) und ist somit wahrscheinlicherweise nach Kopenhagen gewandert. Reiske'n verdanken wir außerdem specielle Nachrichten über das Werk, die zum Glück gedruckt, und von S. 40 an in den Opusculis medicis ex monumentis Arabum et Hebraeorum von Reiske und Haber (herausgegeben von Bruner, Halle 1776) niedergelegt sind. Es ist in wenigen Handschriften vorhanden und dieser Anzeige liegen die lehrn zum Grunde. Schon Pococke hatte, wie Reiske richtig bemerkt, als der Erste am Ende seiner Vorrede zu den Annalen des Gutschy auf Ibn Abi Osaiba aufmerksam gemacht, und Freund in seiner Geschichte der Medicin theilte bereits das Leben des Gabriel Ben Dschisfa in lateinischer Uebersetzung mit, die er von Salomo Negri aus Damasus hatte anfertigen lassen. Da er aber selbst nicht arabisch verstand, konnte er sich nicht mit der Schreibweise beschäftigen, leitete vielmehr Beschuldigungen gegen das Original daraus her. In neuerer Zeit hat vorzüglich de Sacy durch Mittheilung mehrerer Biographien im Abdollatif das Ansehen desselben erneuert. Ibn Hadshi Khalifa zerfällt der erste Theil des Werkes (denn nur dieser kann in seiner Angabe gemeint sein) in fünf Capitel: 1) über die Entstehung der Wissenschaft der Medicin (طب صناعة الطب),

2) über die Classen der Ärzte, von denen zuerst einzelne Theile dieser Wissenschaft entdeckt wurden (في طبقات),

3) über die griechischen Ärzte aus dem Geschlechte der Asklepiaden, 4) über die griechischen Ärzte seit Hippokrates, 5) über die Classen der Ärzte, die seit Galenus und in der Nähe seiner Zeit aufgetreten sind. Reiske sagt nach der leydner Handschrift (S. 44) noch Cap. 6) de medicis Alexandrinis hinzu, von dem aber Hadshi Khalifa keine besondere Erwähnung thut. Mit Cap. 7) beginnen die Biographien der arabischen Ärzte (zehn an der Zahl, darunter die einer Frau Doctorin), die in Mekka und Medina zur Zeit des Muhammed und hierauf unter dem Khalifat der Emmyadiden zu Damasus blühten. Cap. 8) enthält die Ärzte aus Iraq (34 an der Zahl), vorzüglich die, welche in Bagdad die Abbasiden in ihrer Blüthezeit beizien und zum großen Theil syrische Christen waren. Wichtig ist Cap. 9), das die 37 Ärzte ent-

hält, welche die Schriften des Hippokrates, Galenus, Aristoteles, Porphyrus, Apemisius, Alexander Aphrodisiensis und anderer Griechen ins Arabische übersetzten, oder die Übersetzung derselben besörderten und überwachten, und dieser waren sieben. Cap. 10) zählt 73 assyrische Ärzte auf, d. h. diejenigen, die in Irak, Mesopotamien und in dem Districte Diyar Bekr zur Zeit der Suiden, Hembanden und anderer Dynastien practicirten oder schrieben, mithin später, als die abbasidischen Kalifen bereits ihre ganze Selbstständigkeit verloren hatten. Im Cap. 11) finden sich die berühmten Ärzte (22) von Arabien (Arabien, Chorasan, Fars, dem transoxanischen Ländergebiet und andern Provinzen; im Cap. 12) die indischen (vier); im Cap. 13) die libyschen oder afrikanischen und spanischen (51) unter den Aglabiden, Dammajaden, Mowahhiden und andern Dynastien; im Cap. 14) die ägyptischen (35) am Hofe der Tuluniden und Fatimiden, und im Cap. 15) endlich noch besonders 52 Ärzte, die in Damascus und Halep im Dienste der Suiden und der ersten Mamelucken standen, sodas als die Gesamtzahl der mitgetheilten Biographien sich auf 325 beläuft. Ibn Abi Daibad deutet im Eingange selbst den Gang an, den er in seinem Werke beobachten wollte. Er begnügt sich nicht bloß an der Reihenfolge der Ärzte festzuhalten und ihre Namen und einige Erzählungen derselben aufzuführen, sondern er erwähnt auch ihre Schriften und schließt sogar einige Philosophen nicht aus, die über allgemeine, der Medicin zukünftige Erscheinungen philosophirt haben. Dadurch ist unfrüheg Reuefertigkeit in das Werk gekommen; dennoch gibt das Ganze, wiewol Berichte über einzelne Krankheitsarten und ihre Heilung nicht ausgeschloffen sind, immer keine Geschichte der Medicin, wie wir uns eine solche denken. Meikle selbst erwähnt (Cap. VII) aus den einzelnen Abschnitten mehrere Krankheitsfälle und die besondere Art ihrer Heilung.

Außer jenem Werke schrieb Ibn Abi Daibad nach Meikle (p. 56) ein Werk unter dem Titel: „Buch ärztlicher Erfahrungen und nützlicher Bemerkungen“ (كتاب التجارب والفوائد) und er versprach noch ein anderes (كتاب معالم الآدمر وأخبار ذوي الحكم) nach der Vorrede zu seinen Biographien. In diesem wollte er vorzüglich die Männer unter den verschiedenen Völkern bezeichnen, die durch ihre philosophischen Betrachtungen Einfluß auf Theorie und Praxis der Medicin übten. Doch scheint dieses Werk von ihm nicht vollendet worden zu sein, da Hadschi Kalfa es ebenso wenig als das zweite genannte erwähnt.

Sowol Anlagen als äußere Stellung waren dem Ibn Abi Daibad für seine Studien günstig. Sein Vater, mit dem Beinamen Sedib-ed-din, war Augenarzt (كحال) und sein väterlicher Theim, der berühmte Arzt Abu'lhasan Beschib-ed-din, Vorstand des Collegiums für Augenheilkunde in Damascus, welchen Pöbeln ihm der Bruder des Salih-ed-din, Malik Et-Tidil, anvertraut

hatte. Ueberdies hatte er in der Philosophie, die schon dem Worte nach bei den Arabern nicht von der Medicin getrennt sein kann (denn حکم bedeutet sowohl Art als Philosophie), den Meis'ed-din zum Lehrer, erhielt nach vollendeten Studien eine Anstellung in dem Hospital, des Malik Et-Nasir in Kairo, begab sich darauf nach Sarhad (سرخد) nicht weit von Damascus in den

Dienst des Emir Juss-ed-din, und soll nach Meikle (p. 56) noch im J. 667 (beg. 10. Sept. 1268) in Damascus die Heilkunde geübt haben, während Abu'lmetasim bei de Sacy (Abdollar. p. 478) ihn 668 (beg. 31. Aug. 1269) in Sarhad sterben und über 70 Jahre alt werden läßt. Daß Ibn Abi Daibad auch unter seinen Glaubensgenossen nicht nur als gelehrter, sondern auch als praktischer Arzt geschätzt war, beweist die häufige Anführung von Stellen aus seinen Schriften. Er führte sein Geschlecht auf Kaysaridscha zurück, der Ahnreihe eines der berühmtesten Stämme im glücklichen Arabien war.

(Gustav Flügel.)

OSAIBA oder OSEILA (عسيلة), Driftast in der Nähe Bagdads, wo der große Astronom Ali Ben-elhasan Abu'lhasim, ein Abkömmling des Ali und des kann unter dem Namen Ibn-elajem (ابن الأعلم) im Moharrem 375 (Mai oder Juni 985) starb. Er galt vorzüglich viel bei dem Kalifen Kados-ed-dewlet, der großes Gewicht auf seine astronomischen Anmerkungen legte. Auch schrieb er mehr als Tugendlehren und überhaupt auf seine Wissenschaft, d. h. Astrologie und Astronomie, bezügliche Werke. Doch hörte mit dem Tode jenes Kalifen sein Einfluß auf, bis er unter Samsam-ed-dewlet in obengenanntem Det und Jahre starb. (Gustav Flügel.)

OSAMA (أسامة d. i. Löwe), ein alt-arabischer Name, den mehr ausgezeichnete Männer dieses Volkes trugen. Vor allen ist uns bekannt:

1) Osama, der Sohn des Zeit und Freigelassene des Muhammed. Er ward wichtig, als ihm, dem 20jährigen Jünglinge, der Prophet auf seinem Todtenbette 632 im Hause der Weimama den Oberbefehl der Heiterei bei dem Heere, welches den Feldzug nach Syrien unternehmen sollte, um seinen in der Schlacht bei Buto an der syrischen Grenze 629 gegen die byzantinischen Truppen gefallenen Freigelassenen Zeit Ibn Haritha, den Vater des Dikama und die in dieser Schlacht erhaltene Niederlage zu rächen, und die Kahne mit den Worten übergab: Kämpfe muthig im heiligen Kriege gegen alle Ungläubige! Das Heer brach auf, gelangte aber nur eine Parafange weit von Medina nach Dschorf, wo es wegen der zunehmenden Krankheit Muhammeds in einem Lager zu verweilen beschloß; endlich sich aber sogar genöthigt sah nach Medina zurückzukehren, wo es unter Dikama's Anführung am Sterbetrage Muhammeds wieder anlangte. Der Prophet nahm von Dikama Abschied, und dieser besorgte auch nach jenes Tode in Gemeinschaft mit Ali und Abbas die Beerdigung des Leidenden, die Begräbnisfeierlichkeiten und das Begräbnis selbst. Allein

auch die syrische Expedition war nur aufgeschoben, nicht aufgehoben. Noch in demselben Jahre rückte Osama unter dem Khalifat des Abu Bekt mit seinem Unterleutnant, dem nachherigen Khalifen Omar, aus, und verwüsthete auf seinem Zug alles, was ihm in den Weg kam, zu Hama, Darum bis nach Dima hin, an welchem letztem Ort er den Mörders seines Vaters mit eigener Hand umgebracht haben soll. Noch ehe es aber dazu kam, hatte Osama einen Rath durch Omar zu befehlen. Dieser nämlich suchte den Abu Bekt auf andere Meinung über Osama zu bringen, indem das Heer denselben zu jung finde und einen andern Anführer wünsche. Allein Abu Bekt erkannte sehr bald sein Vordringen, stand von der Erde auf, fuhr dem Omar in den Bart, schüttelte ihn und verwies ihn darauf, daß der Prophet selbst dem Osama den Oberbefehl übergeben habe. Osama entließ darauf den Omar aus seinem Heere.

Diesem Osama zunächst stehen einige Gefährten des Propheten, die als Übersetzer von Ausprüchen Muhammads in der Traditionsliteratur eine bedeutende Rolle spielen. Unter ihnen sind zu nennen:

- 2) Osama, der Thalebid, ein Sohn des Scherif,
- 3) Osama Ben Amir, der Hothelid,
- 4) Osama Ben Malik, der Darimid, und
- 5) Osama Ben Adheri, der Schakari.

6) Osama, der Sohn des Härit, ist Verfasser einer Geschichtsammlung (ديوان).

7) Osama Ben Murachid Ben Ali Ben Mocallad Ben Nasr Ben Munkidh Kinani, auch Abulmotassir und Mu'id-ed-dewlet genannt, aus Schiras, Verfasser eines Divan, der nach Ibn Kholikan in zwei Theile zerfällt, und in vielen Abschriften sich verbreitet findet. Auch besitzen wir von ihm: „Gewinnbringende Waaren

und geringende Unternehmungen (التجائر الربحة) und eine Poetik unter dem Titel: كتاب المديح في علم الشعر. Er sammelte darin,

was in den verschiedenen Schriften sich über die Theorie der Dichtung vorfindet, zählt die Schönheiten und die Fehler eines Gedichts auf und läßt sich überhaupt weitläufiger über diese Materie aus. Er war einer der Nachkommen aus dem mächtigen Stamme der Söhne Munkidh, welche die Hesse Scherif (شريف) in der Nähe von Samat innehatten. Der hier genannte zeichnete sich überdies durch Gelehrsamkeit und durch eine Menge Werke, vorzüglich im Range der schönen Wissenschaften, aus. Abu'Israhail Benzelmoukassir erwähnt dieselben in der Geschichte von Arabien. Auch Imad-ed-din Katib citirt in der Khazret wie Abu'Israhail mehrere Bruchstücke seiner Gedichte, und erteilt ihnen, wie jener großes Lob. Er wohnte anfangs in Damaskus, begab sich aber später nach Ägypten und blieb daselbst, bis zur Zeit des Salih Ibn Bekt, kehrte darauf nach Damaskus zurück, und von da ging er nach Hira (حصن كهنه), wo er bis zum Auftreten des Salih-ed-din und dessen Ein-

nahme von Damaskus verweilte. Salih-ed-din, der ihn zu sich beschied, fand ihn bereits als 60jährigen Greis. Nach Andem kam er zur Zeit des Ishaq Benzelmoukassir, von dessen Befehl Abil er große Wohlthaten genoß (um 541, d. i. 1146) nach Ägypten, und blieb daselbst, bis dieser getödtet wurde. Ibn Kholikan führt aus dem Original seiner Geschichtsammlung mehrere Proben an. Er war im J. 488, d. i. 1095, in Damaskus geboren und starb 584, d. i. 1188.

8) Abu Osama Dschonadi (جنادي) Ben Muhammed, ein Ägypter aus Herat, der, wie Ibn Kholikan ebenfalls berichtet, sich viel mit Lexikologie beschäftigte und daher auch den Namen لغوي, der Lexikolog, erhielt.

Er hatte in Kenntniß der Dialekte und Wörter zu seiner Zeit nicht seines Gleichen, und lebte vorzüglich mit Abd-elghani Ben Said aus Ägypten und Abu'Israhail Ali Ben Abi Soleiman aus Antiochien, welcher letztere berühmter Koranleser und Grammatiker war, in Freundschaft. Sie kamen oft in ihrem Collegio zusammen, wo sie sich viel über philologische und belletrische Gegenstände unterhielten, bis Abu Osama und Abu'Israhail an einem Tag im J. 1009 auf Befehl des Häkim hingerichtet wurden. Abu'Israhail verschwig aus Furcht für sein eigenes Leben die Ursache ihres Todes. So erzählt wenigstens Rishi in seiner Geschichte.

9) Mohji-ed-din Muhammed Ibn Osama, der Ästet, ist als Sammler der sieben gewöhnlichen Koran-Perikopen (أورام), die zu Gebeten dienen, bekannt geworden.

10) Harith Ben Muhammed Ben Abi Osama, der Tamimid, ist durch seine Traditionsammlung Motnad (مسند) berühmt, die später von vielen Andern zu ihren Sammlungen benutzt wurde. Er starb im J. 282 (beg. 2. März 895).

11) Abu'Israhail Ahmed Ben Ali Ben Abi Osama ist Verfasser des Werkes: „Die Kenntniß, worin der Adel der Fürsten bestehe (عرفة شرف الملوك).“

(Gustav Flügel.)

OSAM-ED-DIN (عصام الدين), so gewöhnlich

z. B. bei Casiri falsch geschrieben für Isam-ed-din, d. h. Nieman der Religion, ist der ehrende Beiname mehrerer berühmter arabischer Gelehrten, von denen hier der ausgezeichnetste unter seiner richtigen Benennung Isam-ed-din aufgeführt werden soll. Vor allen (seinen Namensgenossen) erwarb sich einen bedeutenden Ruf

Isam-ed-din Ibrahim Ben Arabschah Isfahani, der im J. 943 d. H. (beg. 20. Jun. 1536) in Semarand starb und durch seine Glossen (الحاشية العاصمية) zu der bekanntesten Grammatik des Ibn-Habshib, Gafsa (كافية) genannt, sich für immer der Vorsehung entzogen hat. Weil er in vielen Stellen als Gegner des Ibn-Habshib auftrat, veranlaßte er die Herausgabe einer Menge Schriften, die in höherm oder geringerm Grade viel zur nähern Bestimmung grammatischer Erscheinungen beitrugen. Sie finden sich ziemlich vollständig

big bei Hafsihi Kalsfa unter كاتبة bezeichnet. Des Isâm-ed-din Arbeit wird unter andern im Securial aufbewahrt, nur nennt Casiri (1, 5. Cod. XVII. und 35. Cod. CXLIX) den Verfasser Mervezi, d. h. den aus Meru gebürtigen, ohne daß sich irgend ein Grund für diese Annahme auffinden ließe. Derselbe ist 2) Verfasser von Glossen zu dem Commentar, den der scharfsinnige Kemâl-ed-din Mes'ud Schirwânî, gewöhnlich Kumi genannt, zu dem bekannten philosophischen Werk Adâb (آداب) des Schems-ed-din Muhammed Ben Eschref Foseini aus Samarqand verfaßte; 3) eines Commentars zu dem Werk unter demselben Titel von Abdod-ed-din Abd-el-rahman Ben Ahmed Isfahi (ابن ابيجي), der 756 (1355) starb; 4) eines Commentars zu dem Tractat (الرسالة الترشيدية) über die verschiedenen Arten der Metapher (استعاري) von Abu'casim Samarqandi Reithi; 5) eines Commentars zu dem Tractate des Abdod-ed-din (الرسالة العضدية) über die erste Abfassung (في الوضع); 6) eines Commentars zu dem persischen Werk über die Logik (المنطق) von Seyyid Eschref Dschordschânî, den er ebenfalls persisch schrieb; 7) eines Commentars zu der grammatischen Abwandlungslehre (تصريف), theilte Eschafise von dem obengenannten Ibn el-hafschî; 8) eines Commentars zu dem Werke: „Die rühmlichen Eigenschaften des Propheten (شأن النبي)“ von Abu Isa Muhammed Ben Sa'ad, Isâm aus Kermeh, der im J. 279 (beg. 3. Apr. 892) starb; 9) eines Commentars zu den Aufzählungen der Lichter (طوابع الأنوار), eines metaphysischen Handbuchs des durch seinen Commentar zum Koran als bekannten Richters Abdallah Ben Dmar Weidhâmi; 10) eines weitläufigen Commentars zu den Kenntnissen des obengenannten Abdod-ed-din Abd-el-rahman Ben Ahmed Isfahi (العقائد العبدية); 11) der Handglossen zu dem ausgezeichneten Commentare, den Sa'd-ed-din Mes'ud Ben Dmar Isfahânî zu den Kenntnissen des Abdod-ed-din Abu Isâ Dmar Ben Muhammed Mes'efi (عقائد السعفي), gestorben 537 (beg. 27. Jul. 1142) herausgab; 12) eines Commentars zu den Verlen nützlicher Belehrungen (مزايد الفوائد) über die verschiedenen Arten von Metaphern (استعارات) von Abu'casim Reithi; 13) einer eigenen grammatischen Abhandlung „Die Verle (فريد في النحو)“ und eines Commentars dazu; 14) eines persischen Commentars zur Burda (بردة); 15) der Glossen zu dem Commentar, den der Hänseli Sa'd-elchafet II. Abdallah Ben Mes'ud Rahbâbi zu dem Reichthums Wäzäyet el-rivâyet

(وقاية الرواية) verfaßte; 16) der Glossen zu dem Koran-Commentar des Weidhâmi, die sich durch eine Fülle treffender und tief eindringender Bemerkungen auszeichnen. Er widmete sie dem Sultan Soleschman; 17) eines Commentars zu der Rhetorik (في تلخيص النجاج) des Isâm Dschelâl-ed-din Muhammed Ben' Abd-el-rahman Gaywini, gewöhnlich der Kanzelredner von Damascus (خطيب دمشق) genannt, der 739 (beg. 20. Jul. 1338) starb. Um seines Umfangs willen wies dieser Commentar gewöhnlich „der Längste (الاطول)“ genannt; 18) der Glossen zum Commentar, den Gotb-ed-din Rahmud Ben Muhammed Kazi, gestorben 766 (beg. 28. Sept. 1364) zu der Logik Schemsis (شمسي) des Abdod-ed-din Dmar Ben Ali Gaywini, gewöhnlich Catibi (صفي كاتبي) genannt, eines Schülers des Nasir-ed-din Isfahânî, verfaßte; 19) eines Commentars zu dem Telehis des Nasir-ed-din Isfahânî, dessen Werk ein Auszug ist vom „Inbegriffe der Gedanken der frühern und spätern Philosophen und Metaphysiker (محصول افكار المتقدمين والمتأخرين)“ vom Isâm Kadr-ed-din Muhammed Ben Dmar Kazi; 20) eines Commentars zum „Enzyclon der Ethik (فتايري)“ des Eschafîs Eschaf-ed-din Ahmed, welches Werk auch noch Andere commentirten; auch wird ihm 21) ein anderes Werk über Formenlehre, Grammatik und Rhetorik unter dem Titel: „Wage der Bildung (ميزان الادب)“ zugeschrieben, zu dem er selbst einen Commentar verfaßte; 22) ein Tractat über die Ausrüche im Werke Motawwel (مطوّل), und endlich 23) ein Commentar zur „Logik des Gesetzes (منطق الاشريعة)“.

Wie aus der gegebenen Liste der Werke des Isâm-ed-din hervorgeht, beschäftigte sich seine schriftstellerische Thätigkeit vorzüglich mit Grammatik, Rhetorik, Logik, Metaphysik und Koraneregeln, weniger mit Geschichte. Haben wir von ihm auch wenige selbständige Hauptwerke, so hat ihn doch sein Ruf als Glossator (محقق) und Erklärer den größten Ruhm gesichert. Die Muhammedaner selbst nennen ihn nur ihren Mojschi, und alles, was aus seiner Feder geflossen, sagen sie, trage den Stempel einer gründlichen Gelehrsamkeit und Bediegenheit an sich.

Mehrere Commentare dieses Mannes, wie z. B. der zum Tractat des Reithi über die Metapher, wurden von seinem Enkel Ali, einem Sohne des Sa'd-ed-din, glossirt, und ein Nachkomme desselben war Abd-el-mes'ef, Sohn des Dschemâl-ed-din, und durch Sa'd-ed-din, dessen Sohn Dschemâl-ed-din war, Urenkel des Isâm-ed-din. Wir haben von ihm ein Lehrbuch über

die Profobie unter dem Titel: „Erläuterung des Weges zu derselben (تسهيل العرف الى علم عروض).“

(Gustav Flügel.)

OSANTRIX (deutsche Helden Sage), König von Wifinaland, ist der Held in dem Abreie der Wifinalo Sago, welcher diesen Namen eigentlich führt, ältester Sohn des Königs Hermit und Bruder Baldemars und Wlas; wird von seinem alten Vater zum König über Wifinaland gesetzt, hat zur ersten Gemalin Juliana, die Tochter des Königs Iron von England und Schottland, und von ihr die Tochter, Wertha die abeigt. Nach Juliana's Tode fodert unter Drohungen Dsantrix Dda die Tochter des Königs Welias von Heunenland, und Welias wirft die Boten ins Gefängniß. Hierauf sendet Dsantrix seine Kessen Hermit und Wsid als Brautwerber. Welias verschmäht die Geschenke, die sie bringen, und läßt sie in Eisen legen. Dsantrix thut nun eine Heersahrt ins Heunenland und hat außer seinem Heere die Kiesen Aspilian, Elger, Arentrod und Wsidolf mit der Stangen nebst ihrem Volke, läßt aber sich Dietrich nennen und seinen rechten Namen verzeignen. So wird er in die Hauptstift des Königs Welias gelassen, wirft sich dem Könige zu Füßen und bittet als ein von Dsantrix Vereiebener um Aufnahme in des Welias Dienst. Welias hegt jedoch Argwohn und weigert sich. Der Kiese Aspilian aber wird zornig, daß sein Herr zu den Füßen des Königs Welias liegt, und schlägt den König, daß er zu Boden stürzt. Nun ein Gemetzel, aus welchem Welias kaum entkommt. Der Häuptling der Wifinen in der Hauptstift bringt, um sich Frieden zu erkaufen, dem König Dsantrix Dda, des Königs Welias Tochter. Da nimmt der König einen Schuh, aus leuchtendem Silber geschmiedet, und zieht ihr den Schuh an ihren Fuß, und er ist wie für sie gemacht, darauf thut er dasselbe mit einem goldenen Schuh und dieser paßte noch besser. Dsantrix nimmt die Königstochter mit heim, vergleicht sich mit Welias, indem er ihm sein Reich nicht mindert, sondern die Oberherkschaft läßt, bis an sein Lebensende, und heirathet Dda'n, und hat mit ihr die Tochter Erfa, die im Sagenkreise des Heldenbuchs so gefeierte Heste. Atli (Qsel), der jüngere Bruder des Königs Welias von Friesland, thut großen Schaden in des vor Älter krostlosen Welias' Reich, und setzt sich selbst nach dessen Tod in den Besitz von Heunenland. Aber Dsantrix vermeint Ansprüche auf dieses Reich zu haben, da es ein Erbland Dda's, des Königs Welias' Tochter, war. So entsteht ein großer Unfriede zwischen König Dsantrix und König Atli, und große Schlachten mit vielem Blutsvergießen werden zwischen ihnen geschlagen. Ungeachtet

dieser Zwietracht sendet Atli seinen Kessen Wsid nach Wifinaland zu König Dsantrix und läßt um Erfa für sich werden. Dsantrix verweigert sie Atli'n, als dem Beschädiger des Wifinalandes. Doch wiederholt Atli die Werbung, indem er den Markgrafen Rüdiger an Dsantrix sendet. Auch verweigert Dsantrix Atli'n Erfa'n und läßt sich nicht durch seine Drohungen schrecken. Atli thut nun eine Heersahrt nach Wifinaland. Dsantrix be ruht die Kiesen von Seeland, Aspilian und Wsidolf, mit der Stange, damit sie die Heinde abwehren, indesten er sein Heer rüßt. Die Kiesen werden aber von der Übermacht in die Flucht getrieben. Dsantrix zieht mit seinem großen Heer Atli'n entgegen, und schlägt ihn in einer großen Schlacht in Jütland, und verfolgt die Flüchtigen bis an den Wald, der zwischen Dänemork und Heunenland liegt, übernachtet vor dem Walde, während Atli jenseit des Waldes, und wird von Rüdiger durch einen Streifzug überfallen. Rüdiger bittet Atli'n, ins Heunenland zurück zu ziehen. Auch König Dsantrix zieht wieder heim in sein Reich, und damit ruht eine Zeit lang die Fehde. Rüdiger erinnert nun eine große Zeit gegen Dsantrix, tritt als ein Siegfried in dessen Dienste, weiß dessen Vertrauen so zu gewinnen, daß er ihn in das Schloß zu den Jungfrauen sendet, um des Königs Rordian, der sich um Dsantrix' Tochter Erfa bewiebt, Wunsch anzubringen. Rüdiger offenbart Erfa'n seinen Namen, und redet für König Atli das Wort. Rüdiger gibt nun eine Reise zu seinem Bruder Alebrand vor, und nimmt Atli's Kessen Wsid unter dem Namen Alebrand mit an Dsantrix' Hof, und entführt Erfa'n. Dsantrix, diesen Trug zu rächen, setzt mit einem Heere nach und belagert Rüdigers in Worfburg im Kaiserwald. Atli, durch Rüdigers Boten benachrichtigt, zieht Rüdiger zu Hilfe²⁾, und Dsantrix zieht sich vor der Übermacht zurück. Atli reist heim und macht Hochzeit mit Erfa und gibt Rüdiger Wertha'n, die abeigte, Dsantrix' ältste Tochter aus erster Ehe, die Rüdiger ebenfalls entführt hatte. Hieraus entstehen aber lange Zeit großer Unfriede und bestige Kriege zwischen den Heunen und Wifinen. Beide, Dsantrix und Atli, haben abwechselnd bald Sieg, bald Niederlage. König Dsantrix nimmt, als er zu hohem Jahren kommt, einen andern Sinn, als er in seiner Jugend an, und wird so aber die Wafen hart, daß die Leute kaum das schwere Joch zu tragen vermögen, bedrückt sie durch Abgaben, bestreuet die Leben's Mitter, belästet das Reich durch die häufigen Aufgebote gegen Atli und hat bränig die Kiesen Wsidolf mit der Stange und Arentrod um sich. Atli will sich oft versehen, aber Dsantrix verlagst es. Da bittet Atli Dietrich von Bren um Hilfe. Nun eine große Schlacht, aus welcher Dsantrix endlich entliehen muß. Hermit, des

1) Zur Erklärung dieser merkwürdigen Handlung muß man annehmen, daß die Schutz von seiner fruhen Gemalin herrühren, und diese ihm stehend gerathen, nur die zur Frau zu nehmen, der diese Schutz posten. So empfindet in dem Harber Lieb von Ragner (Wälder's Ausgabe S. 350) die sterbende Thora Magnaren, nur um die Jungfrau zu werben, der Thora's Kriber posten. In Edderose Sago (Cap. 5) bittet Ragner der Krosa (Kälung) seglich Thora's Kriber, aber der Grund, warum er es thut, wird nicht angegeben, sondern als bekannt vorausgesetzt.

2) Hierauf bemerkt die Wifino Sago Cap. 82: „und an einem andern Orte soll von König Dsantrix, des Grafen (nämlich Rüdiger's) und Wsid's Kämpfen erzählt werden.“ Doch kommt in dieser Sago nichts mehr davon vor, sondern wird nur unmittelbar darauf gesagt: sie schlugen sich sehr Zeit, und bräen einander so hart zu, daß von Dsantrix's Heeren schon 800 Mitter gesellen waren, und die Burgmannen 60 Mitter verloren.

Königs Osantrix Brudersohn, nimmt den verwundeten Bittich gefangen, und läßt ihn ins Gefängniß legen. Wälder will nicht heim nach Bern, bevor er nicht weiß, ob sein Gefell lebend oder todt, macht Gesellschaft mit dem Spielmann Jüng, zieht auf dessen Geheiß eine Bärenhaut über den Panzer, und Jüng führt ihn in des Königs Osantrix Burg, der nur mit wenigen Leuten zu Hause ist, und ergoht den König durch sein Spiel und den Bären. Am Morgen des andern Tages tritt Osantrix Jüng, daß er ihm eine Luß mit seinem Bären gewöhnen wolle. Da Jüng sich weigert, seinen Bären hegen zu lassen, weil der König jornig werden würde, wenn er Hunde durch seinen Bären verlor, verheißt ihm der König, daß keiner seiner Leute, noch er selbst, den Bären mißhandeln solle. Der Bär packt mit seinen Vorderpfoten den größten Hund bei seinen Hinterpfoten und erschlägt damit zwölf andere der besten Hunde. Der König darüber jornig haut mit dem Schwerte den Bären in den Rücken; es bleibt auf dem Panzer stehen, und der König will zu seinen Rannen. Wälder aber nimmt das Schwert, das der Spielmann von seinem Rücken genommen, und erschlägt Osantrix und die beiden Riesen, an welchen der König so großen Troß zu haben vermeinte, und erlöset Bittichem. So ist das Ende Osantrix nach der einen Gestaltung der Sage. Nach der Gestaltung der andern Sage hat Osantrix ein viertes Ende. Er verheert nämlich Atil's Reich und befindet sich in der Stadt Brandenburg, die er eingenommen. Hier treffen ihn Atil und Dietrich von Bern mit ihrem Heer. Osantrix reitet mit seinem Heere zur Schlacht hinaus, reitet in dieser an der Spitze der Schar, gibt manchem den Todesstreich, und fällt endlich im Kampfe mit Wolfhart, Dietrichs Blutsfreund; die Wiltinennanner nehmen Herint mit Könige, den Sohn des Königs Osantrix³⁾. Die Sage denkt sich Osantrix offenbar als einen slavischen König, und die Wiltinen sind ursprünglich wol nichts als Wägen⁴⁾. Osantrix spielt zwar in der Sage von ihm die Hauptrolle, nicht aber als vorzüglichster Held, sondern steht zuerst gegen Atil (Ghel), der hier nur Eroberer und Leberscher des Heumenlandes, aber nicht selbst ein Heume (Hunne), wie der geschichtliche Attila, und in der übrigen Teutischen Egt ist, sondern ein Sohn des Königs Drid von Friedland, und steht noch mehr zurück gegen Dietrich von Bern. Doch ist Osantrix (der Slave) edler gehalten, als sein Schwiegervater, der Heumenkönig Melas. Dieser läßt die Braut werber in Hessein legen, Osantrix entläßt sie beschwert, ungeachtet auch er seine Tochter verweigert. Wahrscheinlich schwelte daher dem Dichter dieser Heldensage ein Fürst des Wendeneichs, wie Gottschalk, vor, oder ein pommerischer Fürst, die durch den Einfluß des Heidenthums und der benachbarten Teutischen bereitet waren.

Überhaupt strebt die Heldensage nicht, die Volksthümlichkeiten rein wieder zu geben; weil dieses nur das menschliche Interesse fördern würde, sondern läßt positiver als z. B. Walter Scott die Volksthümlichkeiten nur entfernt durchschimmern. Ihr Zweck ist nicht Darstellung der Kämpfe der Völker gegen Völker als solcher, sondern sie benutzt diese Kämpfe nur als schwachen Hintergrund. Ihr Zweck ist Darstellung des Kampfes der Helden gegen die Helden als solche. Daher deutet sie die verschiedenen Volksthümlichkeiten, denen die Helden angehören, nur schwach an, oder läßt sie ganz verschwinden. Daß Osantrix also nur schwach als slavischer Fürst angedeutet wird, liegt in dem Zwecke der Heldensage. Der Sage von Osantrix dienen zwar die Kämpfe der Teutschen und der Dänen gegen Slaven zum Hintergrund, aber die politischen Ursachen zu diesen Kämpfen sind bei Seite gelassen, und an die Stelle derselben die jedermann zu Herzen sprechenden der Liebe und Brautwerbung getreten. Biewol die Geschichte auch solcher Beweggründe nicht ganz ermangelt, wenn nämlich der Geschichte angehört, und nicht viel mehr der Sage anheimfällt, was zuerst Adam von Bremen erzählt: Herzog Bernhard von Sachsen habe dem Fürsten der Dobritzen Risslowi seine Richte verlobt, Markgraf Dietrich aber habe diese Verbindung verhindert, indem er gesagt, die Blutsfreundin des Herzogs dürfe keinen Heiden gegeben werden, und diese Schmach habe den Risslowi veranlaßt, die slavischen Völker zur Empörung aufzuregen. Vielleicht hat diese Sage zur Dichtung der Sage von Osantrix die Veranlassung gegeben; aber freilich ist hier, dem Zwecke der Heldensage gemäß, alles anders gestaltet. Selbst die geschichtlichen Namen, welche in den Kämpfen gegen die Slaven glänzten, sind aufgegeben. Keine Heimrich, keine Ottone, keine Konrade kämpfen gegen den Wiltinnenkönig, sondern die heldensaglichen Ghel und Dietrich von Bern. (Ferdinand Wächter.)

OSBANIKETHI (اسبانیکتی), Stadt oder vielmehr Marktflecken in Aukhsen, der zu dem Districte der Stadt Durschnah, von welcher er jedoch gegen Osten neun Parasangen weit entfernt liegt, gehört, nach Birumi unter 90° 30' Länge und 40° nördlicher Breite. Hadschi Khalifa versteht ihn im Oschidannuma (S. 356) in die Nähe von Sidschikab (اسدیجکاب). (Gustav Flügel.)

Osbeek (Peter), f. Osbeekia.

OSBECKIA. Diese Pflanzengattung aus der ersten Ordnung der zehnten Linné'schen Classe und aus der natürlichen Familie der Rosaceen hat Linné so genannt nach seinem Schüler Peter Osbeck (geb. 1723, gest. den 23. Dec. 1805), welcher als schwedischer Schiffsprebiter Ostindien und China besuchte und als Prospekt zu Hadschi Karb. Er ist Verfasser einer Reisebeschreibung (Dagbok öfver en ostindisk resa. Stockholm, 1757, deutsch von Georgi, Moskau 1765, englisch von J. R. Forster, Lond. 1771), in welcher auch mehrere neue Pflanzungen bekannt gemacht und abgebildet sind, und vieler naturhistorischer Beiträge zu den Abhandlungen der stockholmer Academie. — Der Charakter der Gattung

3) Wilkina-Sage, Cap. 48 — 53. (n. b. Hagenbach überlegung 1. B. S. 211 — 222), Cap. 111 — 123 (S. 365 — 377), Cap. 269, 270 (2. B. S. 802 — 807). 4) Bergh. Cronst. über die Wiltinen, im Anhang für Kunde des teutschen Mittelalters, herausgegeben von D. H. v. u. J. Kuffert u. Prof. Hone. 1854. 3. Jahrg. S. 158.

X. Geogr. v. W. u. R. Dritte Section. VI.

Dobedia ist folgender: Der Kelch mit fünf- (oder vier-) spaltigem Saume, zwischen dessen Beugen nach Außen verschoben gestaltete Anhängel stehen; fünf (oder vier) Goralenblättchen; zehn (oder acht) glatte Staubfäden von gleicher Länge; die Aehren an der Spitze mit kurzem Schnabel und an der Basis mit zwei Dornen; der Griffel einfach; die Kapsel frei, fünf- (oder vier-) fächerig; vielkammig; die Samen klein, schneckenförmig gekrümmt. Einige und beizig Arten dieser Gattung wachsen im tropischen Asien, Amerika und Afrika als kleine Sträucher oder perennirende Kräuter mit fleischförmiger Behaarung, besonders des Kelches, einfachen, drei- bis fünfnerbigen, ganzrandigen Blättern und meist rathen Blumen. Manne kannte nur eine Art, *Osb. chinensis* (Desb. & Reile, *teuth* S. 278. T. 2. Bot. reg. t. 542), ein perennirendes Kraut, welches Döbed in südlichen China entdeckt hat. Der Stengel ist kahl vierkantig, die Blätter sind gegenüberstehend, fast ungestielt, lanzettförmig-ablang, drüsenig, häutig; an Ende des Stengels stehen die Aehren aus mit wenigen violetten Blumen. Die Stengel mit den Blättern werden in China innerlich als Abkochung gegen Kollischmerzen, äußerlich in Bähungen bei Verrenkungen und Geschwülsten angewendet. (A. Sprengel.)

OSBORNE, englisches Geschlecht, welches seinen ersten Bohnstift zu Ashard in Kent gehabt hat, und seit Heinrich VI. Zeiten als zum niernem Adel gehörig betrachtet wurde. Richard Osborne war mit Johanna, der Schwester und Erbin von Bernhard Broughton, verheirathet, und Vater eines Sohnes Edward, welcher 1558 Lordmavor von London gewesen und sich mit Anna Heriot, der Tochter und Erbin von Wilhelm Heriot, verheirathete. Edwards Enkel, auch Edward genannt, aus Kiveton, in Northire, empfing am 13. Julius 1620 die Baronetwürde und war in erster Ehe mit Margaretha, des Thomas Belafse, Lord Fauconberg Tochter, in anderer Ehe mit Anna, der Tochter von Thomas Balmesley, aus Dunstable; verheirathet, und es war besonders die zweite Ehe in hohem Grade vortheilhaft, da Anna, wegen ihrer Großmutter, Elisabeth Nevil, eine der vornehmsten Erbin der reichen Rival von Latimer wurde, und unter andern einen der Hauptstiele der Nevil, die uralte Burg Danby, in dem Grafsland-Hundred von Northire, besaß. Der einzige Sohn der ersten Ehe, Edward Osborne, kam in der Jugend durch Zufall um, der Sohn der zweiten Ehe, Thomas Osborne, erwarb sich nicht unbedeutendes Verdienst um die Restauration Karls II., gestellte sich aber, da er dasselbe nicht genugsam belohnt fand, gar bald den Gegnern des Hofes bei, bis er eine Stelle in der Schatzkammer-Kommision, und bald darauf, 1672, in dem geheimen Rath erhielt. Im J. 1673 wurde er, empfohlen durch seine Feindschaft gegen Arlington, aus des Herzogs von York und Gliffords Veranlassung, zum Lord-Schatzmeister an Gliffords Stelle, am 2. Jul. 1673 zum Viscount Dumbaine, in der schottischen Grafschaft Perth, am 16. Aug. 1673 zum Baro von Osborne von Kiveton und Viscount Latimer, am 27. Junius 1674 zum Grafen von Danby ernannt. Die

Schnelligkeit, mit der er sich der Gunst des Königs bemächtigte, brachte ihn noch schneller in feindliche Berührung mit der neuen Opposition, der sich ganz vorzüglich Arlington, in dem ungestümen Trachten, einen glüklichen Redendubler zu demüthigen, angeschlossen hatte. Von den Häuptern der Opposition wurde beschaffen (April 1675), auf Abberufung der englischen Truppen von der französischen Armee zu dringen, den sofortigen Beitritt zu dem Bündnisse gegen Ludwig XIV. anzufragen, den Grafen von Danby in Anlagensatz zu versetzen, und jede Geldbewilligung zu verlagern, so lange derselbe Vorschlagmeister bleiben würde. Danby seinerseits hatte sich überredet, die Gegner verdankten ihre Erbsalge in der letzten Parlamentsession lediglich der geschickten Benutzung des Feldgeschreies: „Kein Papsttum mehr,“ wodurch auf das Volk für seine Religion besorgt gemacht und auf ihre Seite gezogen hatten. In dieser Überzeugung ließ er sich von dem König ermächtigen, sie mit ihren eigenen Waffen zu bekämpfen und zu Ende des Jahres die ganze Regierungsgewalt in Bewegung zu setzen, um alle Arten von Secutiren und Non-Conformisten in die Enge zu treiben, die Papalisten, aber und den Clerus um den Thron zu sammeln, indem man die Sache des Königthums und die der Kirche als eine und dieselbe darzustellen sich bemühte. Diese Taktik brachte ihre Früchte. Der Eifer für Rechtgläubigkeit, der die Mitglieder des Unterhauses früher belebt hatte, schien erloschen, nicht eine der von den Ministern gegen die Non-Conformisten eingebrachten Bills gelangte weiter als zur zweiten Lesung. Es war deutlich, die Häupter der Volkspartei kümmerten sich wenig um Unterdrückung des Papismus, sobald ihre Gegner das Verdienst, dazu gerathen zu haben, ansprechen konnten. Sie richteten ihre Bemühungen auf andere, ihren Absichten näher liegende Gegenstände. Insbesondere veranstaltete Lord William Russell am 26. April das Haus, das Verfahren des Lord-Schatzmeisters in Ermüdung zu ziehen; es wurden sieben Anlagensätze gegen ihn vorgebracht, die beschuldigten ihn, einen unrichtigen Gebrauch von seiner Amtsgewalt gemacht, den König betrogen, seine eigene Familie bereichert und die Staatsgelder verschwendet zu haben. Es scheint nicht, daß diese Anklagen auf irgend einem zulässigen Grunde beruhten, dennoch verließ sich Danby keineswegs auf seine Unschuld allein. Er war bedacht, sich Anhänger im Unterhause zu erkaufen, nicht wie seine Vorgänger im Amte, durch Geschenke an die besten Redner, sondern indem er sich der Stimmen von Mitgliedern versicherte, die keinen Theil an den Debatten nahmen; diese kannte er wohlfeiler, und mithin in größerer Zahl haben. So wurden die gegen ihn gestellten Anklagen geteilt einzeln durchgegangen, und, sowie sie an die Reihe kamen, verworfen (3. Mai 1676). Nicht minder glänzte der Lord-Schatzmeister in dem Oberhause als einer der beredtesten Verteidiger des neuen Testes. Jedoch, so vollständig auch seine parlamentarischen Erfolge gewesen, so nützlich sich ein so starkes und ordnungstrebendes Minister machte, eins konnte er, der erklärte Feind des französischen Interesses, der heimliche Verbündete des

Prinzen von Oranien, niemals überwinden, des Königs und des Herzogs von York Heilung für Frankreich. Wenn er auch vorzüglich durch seine Gewandtheit, und keineswegs zu des Herzogs von York Gunste, die Vermählung der Prinzessin Maria mit Wilhelm von Oranien herbeizuführen wußte, so unterzeichnete doch, von der andern Seite, wider seinen Willen, der König den geheimen Vertrag mit Frankreich, vom 17. Febr. 1676, und von diesem Tag an waren die französischen Minister unablässig bemüht, seinen Sturz herbeizuführen. Das von ihm mit freigegebiger Hand unter die Mitglieder der Opposition gespendete Geld spornete zu neuen Anstrengungen gegen den verhassten Minister an, und seiner kuppigen Hartnäckigkeit in Untersuchung der sogenannten papistischen Verschwörung schrieb der König alle die Verlegenheiten zu, die ihn seit einiger Zeit umgaben. Von seinen Freunden verlassen kämpfte Danby während mehrerer Sessionen nur mehr für seine persönliche Erhaltung, als eine Niederträchtigkeit Montague's, des bisherigen Gesandten in Paris, ihn ursprünglich der Gewalt seiner Feinde überlieferte. Der Lordschatzmeister hatte am 25. März 1678 gegen seine Überzeugung, auf Karls Befehl, einen Brief an Montague, nach Paris, schreiben müssen, worin er den Gesandten beauftragte, unter gewissen Umständen von Ludwig XIV. ein Jahrgeld von sechs Millionen Livres zu begehren, als Ersatz für des Königs Demuthungen, die Alliierten zur Annahme der Friedensbedingungen zu bestimmen. Diese Forderung wurde niemals eingebracht, nicht, weil sie den Patriotismus Montague's verletzte, denn er selbst hatte sie angegeben und empfohlen, sondern weil die vorgeschlagenen Bedingungen von dem französischen Hofe verworfen wurden. Welche geheime Eröffnungen später dem Botschafter von König Ludwig gemacht worden, wissen wir nicht; aber er war durch eine unerhebliche Verweigerung gekränkt, oder spielte den Gefräßigten, und kehrte, seinen Posten in Paris plötzlich verlassend, ohne Erlaubnis nach England zurück. Danby, der seine Feindseligkeit abnete, bewachte mit Besorgniß seine Schritte; es ergab sich, daß er nicht nur mit den Häuptern der Volkspartei in Verbindung stand, sondern auch geheime nächtliche Zusammenkünfte mit Barillon, dem französischen Gesandten in London, hatte; seine Versuche, sich einen Sitz im Unterhause zu verschaffen, überzeugten den Minister, daß, wenn Montague mit der Ausführung seiner Entwürfe jögerte, es nur geschah, um sich durch die Privilegien des Hauses gegen die königliche Macht zu drücken. Bei der Wahl für Grimstod unterlag er durch Danby's Vorsicht, bei der für Northampton wurde er durch den Major, sein abwesender Mitbewerber, Sir William Temple, durch den Schrift in das Wahlprotokoll gesetzt; aber Montague reichte eine Petition ein, die Volkspartei machte seine Sache zu der ihrigen, und das Haus erklärte ihn gültig gewählt. Das eigentliche Ziel Montague's war der Sturz des Lordschatzmeisters. Mit den Häuptern der Volkspartei war verabredet, daß er die geheime Depesche vom 25. März vorbringen, und sie, darauf hin, die Anklage gegen Danby votiren sollten. Mit Barillon

war ausgemacht, daß zu Gewinnung des Beifalles der mächtigsten Parlamentsordner 100,000 Livres von dem Botschafter angewendet und 100,000 Kronen ihm, Montague selbst, bezahlt werden sollten, wenn durch seine Bemühungen Danby im Verlaufe von sechs Monaten vom Amt entfernt sein würde. Noch jögerte er. Seine Furchtsamkeit hielt sich durch den Sturz, welchen ein Sitz im Parlamente verleiht, noch nicht geföhrt, und er wartete die Zeit ab, wenn der König, durch Entlassung der Armee, gänzlich außer Stand gesetzt wüerte, die Privilegien der Parlamentsglieder zu verletzen. Danby hatte aber bereits einen Wink erhalten von der Verschaffenheit der Gefahr; er wußte, daß seine Depeschen insgeheim einigen seiner Gegner gezeigt worden waren, und er wußte es als eine Sache von der höchsten Wichtigkeit betrachten, in den Besitz der verderblichen Papiere zu kommen. In dieser Absicht legte er dem geheimen Rathe die von Sir William Temple gemachte Angabe vor, daß Montague den päpstlichen Nuntius zu Paris insgeheim besucht habe, und deshalb wol auf irgend eine Art in die papistische Verschwörung verwickelt sein müßte. Es wurde sogleich beschossen, eine Untersuchung einzuleiten: man schickte Boten aus, Montague's Papiere in Beschlag zu nehmen, und Emley, der Kanzler der Schatzkammer, überreichte dem Unterhause eine königliche Botschaft, welche dieses Verfahren und die Angabe, wodurch es begründet, anzeigte. Die Sache war so geheim betrieben worden, daß Montague und seine Freunde sich überrascht fanden. Die Ersindlichkeit Poule's, später von Barillon mit 500 Guineen belohnt, rettete sie für den Augenblick aus der Verlegenheit. Er behauptete, die Beschloagnahme sei eine Verletzung der Privilegien, wenn die Angabe nicht eichtlich bestätigt worden, und auf seinen Rath ging Lord Cavendish mit andern Parlamentsgliedern zum König, um sich dieses Umfandes zu versichern. Trotzdem erwiderte Karl, er werte eine Antwort ertheilen, wenn die beiden Häuser vor ihm erschienen. Es wurde ferner Harbord, ebenfalls ein Stühner Barillons, nach Montague's Hause mit des Eigentümers besondern Instruktionen abgelschickt. Nachdem er sich überzeugt hatte, daß die Briefe, der einzige wirkliche Gegenstand der Besorgniß beider Parteien, bisher den Nachforschungen der Wamten entgangen waren, kehrte er zurück, unmittelbar darauf zeigte Montague dem Hause an, daß er im Besitze von Papieren sei, die unzweifelhafte Beweise der verbrecherischen Absichten eines großen Ministers enthielten. Lord Cavendish machte die Motion, daß Documente von so hoher Wichtigkeit unter Verwahrung des Hauses gestellt werden müßten, und Harbord, Lord Russell und einige Andere wurden beauftragt, einzuschreiten, und im Namen der Gemeinen von England die fraglichen Papiere in Besitz zu nehmen. Sie lebten mit einem kleinen Käfchen zurück; es wurde auf den Tisch gestellt, und Montague suchte daraus vor sich Schreiben hervor, welche er unter einigen Verwahrungen dem Sprecher übergab. Weitere trugen die Unterschrift des Lordschatzmeisters. In's, vom 16. Januar 1678, bewies, daß die 14tägige Vertagung des Parlaments in der Hoffnung geschehen sei, in der

Zwischenzeit irgend ein Mittel zum Frieden zu finden, das andere erwieß sich als die berühmte Depesche vom 25. März 1678, mit der von dem König eigenhändig hinzugefügter Nachschrift: „Dieser Brief ist auf meinen Befehl geschrieben. C. R.“ Die Verlesung dieser Papiere wirkte wie ein elektrischer Schlag auf das Haus. Sie wurden dargestellt als eine Fortsetzung von Calamität's Intriguen; sie bewiesen, daß man dieselben Absichten hegte und dieselben Schleichwege benutzte hatte; daß des Königs Kriegseifer ein bloßer Vorwand gewesen, um von seinem Volke Geld zu erpressen, und daß er sich, sobald die Subsidien votirt waren, erboten hatte, die Nation an einen fremden Souverain zu verkaufen. Die Debatte war lang und stürmisch und Niemand durfte mehr tugendhafte Entrüstung gegen Belgeschäfte mit Frankreich, als diejenigen, die eben im Solde des französischen Vorkaufers standen, oder auf seinen Betrieb das Verlassen gegen Dandby einleiteten. Das Haus, von der Macht des Augenblicks bingerissen, votirte mit einer Majorität von 63 Stimmen, daß der Vorkaufmeister des Hochverraths angeklagt und seine Correspondenz in die Journale eingetragen werden sollte. Trotz seines Triumphs war Montague nicht ohne Besorgnisse. Er wußte, daß die Anklage, die er erheben, mit jedwadem Gewicht auf das eigene Haupt zurückfallen könne, und daß die Briefe noch vorhanden wären, in welchen er zuerst die Maßregel angethan und dann empfohlen hatte, aber er traute seinem Gegner ein dderes Ehrgefühl zu, als er selbst besaß, und zählte darauf, das Dandby, durch die Furcht, die geheimen Absichten und Unterhandlungen seines Souverains zu verrathen, von der Bekannmachung jener Documente zurückgehalten würde. Hierin irrte er ganz richtig, denn der Vorkaufmeister fand in der ganzen Correspondenz nur zwei Briefe, welche er, ohne den König zu compromittiren, zu seiner Rechtfertigung vorzeigen konnte. Beide wurden dem Hause übergeben, und vom Sprecher vorgelesen, aber von der Versammlung nicht beachtet, auch nicht in die Journale eingetragen, ebenso wenig als des Königs wichtige Nachschrift zu dem Briefe vom 25. März 1678 (wollte man absichtlich dem Hause die Kenntniß eines so bedeutenden Umstandes vorenthalten?). Am andern Tage (21. Dec. 1678) wurde die Anklage votirt, und Gabel beauftragt, sie dem Oberhause zu übergeben. Dieser Instanzenz klagte den Grafen von Dandby des Hochverraths und anderer Verbrechen an, insbesondere 1) daß er sich hochverrätherischer Weise königliche Gewalt anmaßte, indem er ohne Rücksprache mit den Staatssecretairen und andern Räten gehandelt habe; 2) daß er die Abkist gebeugt, die Verfassung durch Errichtung eines lebenden Heeres umzuwerfen; 3) daß er einen Frieden zu Gunsten Frankreichs und zum Nachtheile Englands unterhandelt habe, um dagegen von Frankreich Geld zur Unterhaltung jenes Heeres zu erlangen; 4) daß er päpstlich gekniet sei und die päpstliche Verwünschung verheimlicht habe; 5) daß er den königlichen Schatz durch geheime Ausgaben und unnöthige Pensionen erschöpft, und endlich für sich selbst, der Parlamentsacte zuwider, Ge-

schenke von der Krone empfangen habe. Dandby vertheibigte sich im Oberhause gegen diese Anklage mit Muth und Beredsamkeit. Er gestand, daß es ein Unglück sei, von dem Unterhause in Anklagestand gesetzt zu sein, aber selbst bei diesem Unglücke halte er sich für glücklicher, als seinen Ankläger, der von Jedermann wegen seiner Zweideutigkeit, Fälschheit und Unanbarkheit verabscheut werden müsse. Von den Beschuldigungen selbst sprach er mit Verachtung. Er leugnete sie alle, er forderte seine Gegner zum Beweis auf, er verlangte nichts, als einen gerechten und schnellen Proceß. Die Gemeinen drangen darauf, ihn in den Tower zu schicken, aber man wandte ein, daß keines der in der Anklage bezeichneten Vergehen gesetzlich als Hochverrath gelten könnte und nach einer vertagten Debatte wurde die Forderung zurückgewiesen und ein Tag bestimmt, an welchem der Schatzmeister sich verantworten könne. Des Ministers Majorität war dahin, eine Anklage schwöre über seinem Haupte, auf seine Unschuld konnte er nicht mit Sicherheit bauen, zu einer Zeit, wo die argwöhnischen Leidenschaft des Volkes seinen Feinden zu Gebote standen. Die beste Art, ihn zu retten, war eine unverzügliche Auslösung des seit 18 Jahren sitzenden Parlaments. Dandby wagte im geheimen Rath seinen dahin zielenden Vorschlag, und Karl prorogirte sogleich (30. Dec.) das Parlament auf fünf Wochen, und am 24. Jan. 1679 folgte die Auslösung mit dem gleichzeitigen Befehle, daß ein neues Haus binnen 40 Tagen zusammenkommen solle. Das Ergebniß der Wahlen bewies abermals, daß der Einfluß des Ministers der Muth des Volkes nicht gewachsen war, und übertraugte ihn von der Nothwendigkeit, seine Gegner zu befähigen und zu entwaffnen. Ihnen war es nicht gelungen, den Herzog von York von dem Oberhause auszuscheiden; er unternahm es, diesen Stein des Anstoßes aus dem Königreiche zu entfernen, aber ein Zwist um die Ernennung des Sprechers, in den er sich verwickelte nur um der Hossabst seiner Gemahlin zu fröhnen, eingelassen hatte, brachte ihn um alle Früchte seiner sinnreichen Erfindung. Karl sah den drohenden Sturm und suchte ihn abzuwenden. Er nöthigte den Schatzmeister, sein Amt niederzulegen, brieflich dann die beiden Häuser in seine königliche Würde, und erklärte denselben, was Dandby bei dem Schreiben der Briefe, oder bei der Unterfuchung der Verwünschung gethan habe, sei auf seinen ausdrücklichen Befehl geschehen; es seien in Wahrheit seine eigenen Handlungen, und er füble sich deshalb verpflichtet, seinen Minister gegen dderartige Bestrafung in Schutz zu nehmen. Allerdings habe es andere Gründe, den Grafen aus seinem Rath und seiner Umgebung zu entfernen; allein wegen der Vergehungen, um dretwillen derselbe angeklagt worden, sei ihm bereits volle Begnadigung ertheilt, und diese Begnadigung werde noch ein Duzend Mal erneuert werden, wenn ein Duzend Erneuerungen derselben nöthig erweisen sollte. Ein Gefühl von Ehre und Gerechtigkeit, so sagte man, ließ den Monarchen nicht zugeben, daß ein Diener, wenn er auch seine Zuneigung verhehrt hatte, für einen Schritt gestraft werde, bei welchem er nicht anderes gethan hatte,

als dem Befehle seines Herrn zu gehorchen, vielleicht, und das glaubt Danby selbst (in seinen Briefen S. 109—111), bestimmte aber den König eine andere egoistische Rücksicht. Er wollte einen Proceß verüben, weil ein solcher wahrscheinlich zu der Vorlage der geheimen Verträge zwischen Karl und dem Könige von Frankreich geführt haben würde. Wäre es nicht um dieser Besorgniß willen geschehen, so würde er die Begnadigung verweigert haben; er, fügt Danby hinzu, habe keines Schicksals zu seiner Vertheidigung bedurft, er sei bereit gewesen, mit den Waffen der Unschuld gegen seine Feinde zu streiten. Wie dem auch sei, das Haus nahm die bloße Erwähnung einer Begnadigung zur Hemmung einer Anklage als Beleidigung und Unrecht, und beschloß nach einer stürmischen Debatte, dem Könige die Irregularität und Illegalität der Begnadigung, nebst den gefährlichen Folgen der Begnadigungen in Fällen, wo die Gemeinen von England eine Anklage erhoben, vorzusetzen, auch zu gleicher Zeit den Lords eine Bottschaft zu senden, mit der Bitte, daß der Angeklagte aus dem Parlamente verwiesen und in sichern Gewahrsam gebracht werden möge. Die Vorstellung unterließ, aber die Abstimmen des Hauses beunruhigten sowohl den König als die Lords, die, um nicht den Anschein zu haben, daß Furcht sie treibe, in aller Eile den Herold mit dem schwarzen Stabe beauftragten, den Grafen in Gewahrsam zu bringen, und dann als Antwort auf die Bottschaft erwiderten, daß sie aus eigenem Antriebe den Wünschen der Gemeinen vorgekommen seien. Den Proceß zu verüben wurde nun die Hauptfrage des Hofes. Danby hatte mit des Königs Einverständnisse sich insgeheim nach Whitehall geküßt, während die Lords eine Bill votierten, welche ihn unsäglich erklärte, ein Amt zu bekleiden, oder Siz im Parlamente zu haben, und später noch den Zufuß der Verbannung aus dem Königreich erhielt. Die Gemeinen verworfen diese Bill bei der ersten Verlesung, und votierten (1. April 1679) eine andere, welche den Grafen überführt erklärte, wenn er nicht an einem bestimmten Tage sich vor Gericht stelle. Diese Bill fand in dem Oberhause Schwierigkeiten, es wurden Amendements vorgeschlagen und von den Gemeinen verworfen, die Lords fanden sich genöthigt, nachzugeben, und sobald die Bill in beiden Häusern durchgegangen war, stellte Danby sich dem schwarzen Stab, vor einer Stunde ward er nach dem Tower gebracht (16. April). Einige Tage nachher reichte er seine Verantwortung ein, in welcher er sich über die Allgemeinheit und Unbestimmtheit der Artikel beschwerte, sie alle nach einander leugnete, und dann, unter umständlicher Anführung des ihm von dem Könige bewilligten Begnadigungsbrieves, sich auf diesen berief, und behauptete, daß demnach die Klage nicht vorgeschlagen, und er von allen Vergehens, deren er angeklagt worden, freigesprochen sei. Fünf Jahre mußte Danby im Tower aufhalten. Jetzt schien das Übergewicht der Torsy fest begründet, und Karl äußerte den Wunsch, einen Ausweg zu entdecken, der seinem gefallenen Minister die Freiheit wiedergeben könnte. Einige Zeit hindurch wurde die Frage hingehalten durch die

Künste derjenigen, deren Ehrgeiz befürchtete, daß Danby seinen frühern Einfluß wieder erlangen und sie aus dem Cabinet verdrängen würde; allein sein Vornehmen in der papistischen Verschwörung hatte ihm die königlichen Brüder entfremdet, auch würde es nicht schädlich gewesen sein, das Ruher des Staats einem Manne zu geben, auf welchem eine Anklage des Unterkaufs lastete. Allmählig schwand diese Opposition, am letzten Tage des Xermis wurden Danby, und die bereits vor ihm eingeleiteten katholischen Lords durch Habonac-corpus-Gesuche vor die Kings-Bench gebracht; die Richter sprachen (12. Febr. 1684), jeder nach Recht und Gewissen, ihre Meinung dahin aus, daß die Gefangenen längst schon zur Bürgschaft-Stellung hätten zugelassen werden sollen, und ein jeder von ihnen erhielt seine Entlassung gegen Aufstellung eines Cautionscheines von 10,000 Pf. für sich und Beibringung von vier Bürgen, zu 5000 Pf. jeder, daß er bei der nächsten Parlamentssession sich vor den Schranken des Oberhauses stellen und ohne Erlaubniß dieser Verhöre nicht auf Reisen gehen werde. Am ersten Tage der eröffneten Session des Oberhauses, unter Jakob II., am 19. Mai 1685, erschien Danby persönlich vor den Schranken, und erhielt bestimmte Freisprechung. Seitdem blieb er den Gerichten fremd, bis er am 30. Junius 1688 mit andern Adelsleuten die berühmte Adresse unterzeichnete, wodurch der Prinz von Oranien aufgelodert wurde, die Freiheiten Englands in Schutz zu nehmen. Er drachte auch, alsbald nach des Prinzen Landung, einige Truppen zusammen, mit denen er sich der Stadt York bemächtigte. Seine Meinung war es, der Prinzessin Maria allein die Krone zuzusichern, er fand aber bei der Fürstin selbst Hindernisse und wurde sogar darum von ihr bei dem Gemahle verklagt. Wilhelm war aber zu klug, um seine Empfindlichkeit zu äußern, brieflich vielmehr 1689 den Grafen an die Spitze des geheimen Raths und ernannte ihn, am 20. August 1689 zum Marquis von Carmarthen, und am 4. Mai 1694 zum Verzege von Leeds. Zu Anfang des Jahres 1695 wurde Thomas nochmals vor dem Unterhause wegen grober Unschicklichkeit angeklagt. Er erlegte Alles, was auf unrechtmäßige Weise in seine Hände gekommen zu sein scheinen konnte, und die Klage blieb liegen, wurde auch 1701 von dem Oberhause confirmirt, doch verlor der Herzog seine Stelle im geheimen Rath. Er starb den 26. Jul. 1712 in dem 81. Jahre seines Alters. Thomas war ein Mann von Einsicht und Verstand, ein ausgezeichnete Redner, besonnen, und darum fähig, sich aus den schwierigsten Umständen herauszuheben, besonders aber ein sparsamer Minister, daher er auch des Königs Einkommen in ziemliche Ordnung gebracht hatte; dagegen wird ihm zur Last gelegt, daß er unzuverlässig, ebenso verwegen in seinen Rathschlägen, als geldschüchtern gewesen. Den ersten Vorwurf scheint sein Verhalten in dem Streite mit Montague hinlänglich zu widerlegen. Er hatte sich mit Knight, der Tochter von Montague Wortie, dem dritten Grafen von Lindsey, vermählt, und von ihr die Söhne Edmund, Thomas und Peregrinus, und sechs Töchter, von denen

Brigitta in erster Ehe an des Königs Karl II. natürlichen Sohn, Karl IIgroo, den Grafen von Plymouth, in anderer Ehe an Philipp Bish, den Bischof von Hereford, verheirathet wurde.

Von den Söhnen überlebte den Vater nur der einzige Peregrinus, der darum auch als zweiter Herzog von Leeds succedirte. Peregrinus, bei des Vaters Lebzeiten Lord Dumbleane und von 1694 an Marquis von Carmarthen genannt, auch am 9. März 1689 als Lord Osborne von Kiveton in das Oberhaus berufen, hatte sich dem Seebienste gewidmet und commandirte in dem unglücklichen Unternehmen auf die Küsten der Bretagne, im J. 1694, mit großer Auszeichnung die Flotte. Im J. 1697 wurde er Contre-Admiral von der roten Flagge, und 1710 während der Herrschaft der Tories einer von den Admiralen in chief. Er war nämlich stets den Interessen des Hauses Stuart ergeben gewesen, und hatte besonders 1706 an einer dem Präsidenten zum Besten verabredeten Unternehmung großen Antheil gehabt. Im J. 1718, nachdem er den größten Theil seiner Güter an seinen Sohn abgetreten, verließ er das Reich, um sich bald in St. Petersburg, bald in Spanien, eine Zeit lang auch in Rom, bei dem Präsidenten aufzuhalten. Im J. 1723 kam er nach England zurück, und in des Königs Abwesenheit wurde er auf Befehl der Lords-Regenten in Verhaft genommen, bald aber auf des Königs Befehl wieder freigegeben. Für solche Gnade dankte er dem Monarchen fußfällig, wobei er zugleich erklärte, daß er von nun an mit dem Präsidenten, den er als einen sehr schlechten Mann befand, nichts mehr zu thun haben, sondern sich der bestehenden Regierung vollständig unterwerfen wolle. Er starb, 70 Jahre alt, im Juli 1729, nachdem er aus seiner Ehe mit Brigitta, des Ritters Thomas Hyde von North-Wymms einziger Tochter und Erbin, vier Kinder gesehen. Der ältere Sohn, Heinrich, Graf von Danby, starb noch bei des Vaters und Großvaters Lebzeiten, 1711, in dem blühenden Alter von 20 Jahren. Der jüngere Sohn, Peregrinus Hyde, dritter Herzog von Leeds, war dreimal verheirathet: 1) mit Elisabeth Harley, des Grafen Robert von Dorset älteste Tochter, starb den 20. Nov. 1713; 2) mit Anna, des sechsten Herzogs von Somerset Tochter, starb den 27. Nov. 1722; 3) mit Juliana, des Ritters Roger Pele von Halswell Tochter, sie wurde 1725 vermählt, und heirathete nachmals als kinderlose Witwe, den zweiten Grafen von Portmore. Der Herzog von Leeds starb nämlich den 9. Mai 1731, und hatte seinen einzigen Sohn aus der ersten Ehe (der Sohn der zweiten Ehe überlebte die Kinderjahre nicht), zum Nachfolger. Thomas, der vierte Herzog von Leeds, war den 6. Nov. 1713 geboren, wurde den 23. Jul. 1750 als Ritter des Hofenbandordens, im December 1755 als königl. Hauscassirer inkallirt, im October 1756 zum Schatzmeister des Prinzen von Wallis ernannt, und starb den 23. März 1789, seine Gemahlin, Maria Godolphin, den 3. August 1764. Sie war des Grafen Franz Godolphin und der Henriette Gurchill, der zweiten Herzogin von Marlborough, andre Tochter, wurde vermählt den 26.

Januar 1740, hatte eine Mitgift von 100,000 Pf. St., erbt nachmals ihrer Großmutter, der berühmten Herzogin Sarah von Marlborough, Schmach, angeblich im Bethe von 150,000 Pf. St., und brachte, als eine der Erbinnen des Hauses Godolphin, die Scilly-Inseln auf ihre Nachkommenschaft, von der jedoch einzig der jüngste Sohn, Franz Godolphin, geb. den 29. Januar 1751, wurde durch königliche Briefe vom 15. Mai 1776 als Lord Osborne von Kiveton in das Oberhaus berufen, succedirte den 23. März 1789 als Herzog von Leeds und starb den 31. Januar 1799. Er war zweimal verheirathet gewesen, 1) mit Amalia d'Arcy, der einzigen Tochter und Erbin von Robert, dem vierten Grafen von Holderness, der besonders merkwürdig dadurch ist, daß er der einzige männliche Abstammung von irgend einem jener Baronen im Gefolge des Eroberers gewesen zu sein scheint, welcher im J. 1778 noch Sitz und Stimme im Oberhause hatte. Amalie wurde den 29. Nov. 1773 vermählt, und nachdem sie dreimal Mutter geworden, durch Parlamentsacte vom Mai 1779 geschieden. Sie starb den 26. Jan. 1784, als des Ritters John Byron Gemahlin. 2) Mit Katharina, des Ritters Thomas Angus Tochter, vermählt den 11. October 1788. Von ihr hatte der Herzog einen Sohn und eine Tochter. In den Gütern und Titeln succedirte ihm aber der ältere Sohn der ersten Ehe, Georg Wilhelm Friedrich, geboren den 21. Juli 1775. Es ist dieser Herzog von Leeds, Marquis von Carmarthen, Graf von Danby, Viscount Patimer, Baron Osborne von Kiveton, Baron Conyers (aus der Erbschaft seiner Mutter), Viscount Dumbleane und zugleich Baronet, auch Lord-Lieutenant des North-Riding von Yorkshire, Gouverneur der Scilly-Inseln, Ranger von Richmond-Forest und Gannettable der Burg Widdelham in Yorkshire. Aus seiner Ehe mit Charlotte, des ersten Marquis von Townshend Tochter, hat er drei Kinder. Der ältere Sohn, Franz Godolphin d'Arcy, Marquis von Carmarthen, ist den 21. Mai 1798 geboren. Von des Herzogs Besukungen wissen wir außer Danby und den Scilly-Inseln, nur noch Kiveton in dem West-Riding von Yorkshire, Albury und North-Wymms, beide in Hertfordshire, und beide aus der Erbschaft des Hauses Hyde herrührend, zu nennen. North-Wymms ist ein schöner Landfig, Kiveton, nicht minder pittoresk und angenehm gelegen, prangt mit einer gewählten Sammlung von Gemälden der besten Meister und von antiken Statuen, hat auch eine ansehnliche Bibliothek. — Das Wappen des Hauses besteht in einem durch ein goldenes Kreuz quabirten Schilde. Das erste und vierte Feld ist von Silber und Hermetine, das zweite und dritte blau. Motto: Pax in bello.

(v. Stranberg.)

OSBORNE (Francis), ein Engländer, aus einer reichen Familie zu Chisford in Bedfordshire um 1589 geboren. Er wurde in der Religion der Puritaner erzogen, kam an den Hof und ward Stallmeister eines Grafen von Pembroke. Während des bürgerlichen Krieges, der im J. 1640 ausbrach, trat er auf die Seite des Parlaments, bekleidete verschiedene Ämter, und hielt sich lan-

de Vasallen nach dem ursprünglichen Theilungsplane, mit ihren Lehnspflichten und Diensten beiden Fürsten verwandt waren, weil sie in den beiderseitigen (christlichen und muslimischen) Ländern Leben desassen und sollte binnen zwei Jahren durch Schiedsrichter und nöthigenfalls mit Zuziehung eines Obmanns dergestalt gehoben werden, daß mittelst einer Ausgleichung jene doppelte Lehnsherrschaft gänzlich hinwegfiel und von allen Lehen und Gütern die Pflichten und Dienste von Grafen, Herren, Rittern oder Knechten nur dem Herrn jenes Landes theils geleistet werden sollten, wo der Lehnspflichtige mit Hause (mit seiner Wohnung) gesehen war. Da auf andere Territorialverhältnisse der Vasallen hierbei gar keine Rücksicht genommen war, so ergibt sich aus dem Oschager Verträge die wichtige Folgerung, daß man noch immer die Verbindung zwischen den Lehnsherren und seinen Vasallen vorzüglich aus dem Gesichtspunkte des Lehnssystems betrachtete.¹⁾ (Ferdinand Wächter.)

OSCHEIRI oder OSCHAYIRA (عشيره), war

der arabische Name einer eigenen Art Kisthane von jamaich gefälliger Gestalt, mit einem festen und starken Verdeck, an dem kleine Vorprünge in Form von Balkons angebracht waren. Unter dem Verdeck befand sich ein Wohnzimmer aus Holz mit einer Kuppel und mit Fenstern und Öffnungen, durch welche man von allen Seiten auf den Fluß sehen konnte. Alle Bequemlichkeiten, sogar die gekochten, fanden sich darin, und das Ganze war mit Farben, Vergoldungen und schönem Lack reich verziert. Nur die Fürsten und Großen bedienten sich dieser Art Gondeln, welche Bedürfnisse jeder Art für längere Zeit aufnehmen konnten. Die Matrosen und Kubrer waren gänzlich von den Passagieren und ihrem Gefolge getrennt. (Gustav Flügel.)

Oscheitis, Oschitis, f. Orcheitis.

OSCHELIN, Gut und Dorf des Religionsfonds im pilsner Kreise des Königreichs Böhmen. Zu dem ersten gehören die Dörfer Oschin, Leititz, Neuborf, Goslau und Schweppehmühle. Das gleichnamige Dorf liegt 14 Meilen von Prag, südwestwärts, hat ein kleines Schloß und eine dem heil. Bartholomäus geweihte Kapelle, bei welchem seit dem J. 1787 eine katholische Local-Kaplanei errichtet ist; sie gehört zum prager Erzbisthum und liegt im mieser Vicariats-District und zählte im J. 1830 912 katbol. Pfarrkinder, welche Zeuileute sind und sich vom Feldbau ernähren. Das Patronat über die Localie, Pfarre und Schule steht dem Religionsfonds zu.

(G. F. Schreiner.)

OSCHERSLEBEN, Stadt im pr. Regierungsbezirk Magdeburg, unter 52° 1' 8" n. Breite und 28° 51' 38" östl. Länge, an der Bode, welche sich hier mit dem Schiffsgraben vereinigt. Sie hat 530 Häuser und et-

was über 3100 Einw., welche sich größtentheils mit Ackerbau beschäftigen, ein Schloß und zwei Hospitäler. Die Stadt ist Sitz eines Kreisamtes, eines Land- und Stadtgerichtes und einer Superintendentur. Von ihr hat seinen Namen der

Oscherebener Kreis, ein Theil des Fürstenthums Halberstadt, von 8½ Quadratmeilen Oberfläche, mit 6 Städten, 28 Dörfern und 5300 Häusern mit 31,000 Einwohnern. Er ist größtentheils eben, wird von der Bode und dem Schiffsgraben durchschnitten und hat treffliche Weiden und guten Boden. (L. F. Kämtz.)

OSCHITZ, auch OSPITZ, böhm. Osečno, auch Wosečno genannt, 1) ein zur t. niederrheinischen Religionsfondsherrschaft Böhmisch-Litza und Friedrichs gehöriges Municipalschloßchen an der Pulsnitz, einem Nebenflusse der Elbe, im bunzlauer Kreise des Königreichs Böhmen, 1½ Stunden von Böhmisch-Litza nordwestwärts gelegen mit 141 Häusern und 950 tausend Einwohnern, einer katbol. Pfarre, Kirche und Schule, einem eigenen Stadtgerichte (mit einem Stadtrichter und einem Stadtschreiber) gehört aber sonst zur Gerichtsbarkeit der Herrschaft. Dieses elf Meilen von Prag entfernte Städtchen hatte schon im J. 1384 einen eigenen Seesorgler; zur Zeit des Hussitenkrieges wurde D. aber desselben beraubt, und erst im J. 1720 die Kirche wieder zu einer Pfarre erhoben; diese gehört zum reicheren Vicariatsdistricte des Bisthums Leitmeritz, wird von zwei Priestern besorgt und zählte 1831 3508 Pfarrkinder. Zu dieser Pfarre sind die Dörfer: Dölsch, Kunnersdorf, Sabert, Blachey, Meydorf, Drausenorf, Jossannesthal, Kessel, Kütthal und Kassa eingepfarrt. Das Patronat steht der Obrigkeit zu. Zu der dem heil. Veit geweihten Pfarrkirche wurde der Grundstein am 6. April 1565 gelegt, durch Karl von Biberstein und der auf seine Kosten geführte Bau im J. 1668 vollendet; doch wurde der Thurm erst im J. 1619 hinzugefügt. Am 14. Juni 1825 brach in dem Städtchen ein Feuerbrunst aus, welche den Thurm, die Pfarrwohnung mit dem Kirchenarchiv und 23 Bürgerhäuser zerstörte; doch ist seitdem Alles wieder neu erbaut worden. Die Hauptnahrung der Einwohner besteht in der Leinwand- und Katunweberei, im Luch- und Feinwandhandel; unter den Bewohnern des Städtchens sind 173 Gewerbesteute, und zwar 152 Meister und andere Gewerdbefugte, und sieben Handelsleute. In Dölsch befinden sich auch ein Kunbörger und eine Fehdeanne. Hier werden jährlich drei Jahrmärkte, mit denen auch Viehmärkte verbunden sind, gehalten, aus welchen außer verschiedenen Krämerwaaren auch werthvolle Gegenstände, als: Glas, Eisenartikel, Galanteriewaaren, Wollenartikel u. dgl. feilgeboten werden. Auf den Bodenmärkten werden außer den gewöhnlichen Heilschaften insbesondere Erbsen, Linsen, Weizen, verhandelt. In den Umgebungen des Städtchens sind auch ausgedehnte Waldungen, welche eine eigene Abtheilung des jessakener Forstes ausmachen, und größtentheils Tannen, Fichten und Kiefern, nebst einigen Birken- und Buchenbeständen, enthalten. Von Dölsch führt eine wohlunterhaltene Communicationsstraße nach dem Hauptort

Spec. Cont. 2. Abth. 4. Abschn. 2. S. 251 fg. Vergl. Joh. Erb. Müllers Annalen des Russ. und Türkländ. Kaiserth. Bd. 6. S. 54.

2) Gdz. G. Meißner, Gesch. der türkisch. Staaten. 3. Bd. S. 6-7.

der Herrschaft*). 2) Ein Dörfchen der küstl. Kausnischen Fideicommissherrschaft Neuschloß auf einer Anhöhe über dem Seebisch, 1½ Stunde von Neuschloß entfernt, gelegen, mit 8 Häusern und 13 Einwohnern. Zu diesem Dorfe gehört die sogenannte Grundmühle im Seebischs Grunde, von welchem nicht weit entfernt die Ruinen einer Burg, welche vom Volke die Kusta genannt werden, zu sehen sind. (G. F. Schreiner.)

OSCHMIANO, Kreis in der russischen Statthaltertschaft Wilna, im Norden an Swinsain, im Osten an Nischni, im Süden an Grotno und im Westen an Wilna grenzend. In ihm entspringt die westliche Beresina, an deren Ufern das Land sehr morastig ist. Die Kreisstadt gleiches Namens ist unbedeutend und schlecht gebaut.

(J. F. Kämtz.)

OSCHIMUN oder OSCHMUNEIN (اشمون), wie der Camus auszusprechen besteht, während man Aschmuni, Archemuneim, Archemunain und andere Leses- und Schreibarten findet, ist der Name einer an dem westlichen Ufer des Nils im mittlügen Ägypten gelegenen und von den Districten Schenaitje und Schutje begrenzten Provinz mit gleichnamiger Hauptstadt, die jener Provinz ihren Namen gab. In dem Tableau de l'Egypte am Ende des Abdollatif von de Sacy findet sie sich als die 17. (p. 692) zugleich mit ihren 102 Flecken und der Angabe ihrer Productivität und der Schätzungssumme, die im 14. Jahrh. zu 762,040 Dinars oder Goldstücken angeschlagen wurde. Die Kopten nannten die Stadt Schmün, welchem Namen die Araber nach der gewöhnlichen Regel, da das fremde Wort mit zwei Consonanten anfängt, ihr Elis vorschlugen. In diesem Nomos befanden sich viele christliche Klöster, in denen ausgezeichnete Heilige, wie Theodor und Enuphris, lebten. Der heilige Johann von Syopolis war sogar Erzbischof von Schmün. In dem apokryphischen Anhang der koptischen von Weide herausgegebenen Uebersetzung des Daniel (de versione bibliorum Aegyptiaca p. 144) findet sich die Angabe, daß Kleopatra diese Stadt in dem alten Thebais habe erbauen lassen. Die Vocode behauptet und Quatremère (Mémoires géographiques et historiques, I, 492) unumstößlich beweist, ist Schmunein das alte *Ἡρμόπολις μεγάλη*, Hermopolis oder Mercuriusstadt. Ibn Haukal schildert es zu seiner Zeit als eine unbedeutende, jedoch wohlgebaute Stadt, mit fruchtbarem Boden und Palmenpflanzungen, während andere arabische Schriftsteller nicht vergeßen, daß dieselbe Ruinen einer früheren und größeren Pracht vorhanden wären (vergl. z. B. Ibn el-wardi p. 74). Auch finden sich die wertwürdigsten Ruinen bei Vocode verzeichnet und durch eine Abbildung 24. Kupfertafel C und D veranschaulicht. Sie ist ungefähr das Drittel einer Tagereise vom Nil entfernt und deso am letzten Fluß einen Hafen. Vocode (teutsche Uebersetzung I, 113) deutet an, daß sie sich in einer großen Ebene befindet

(vergl. auch Abdoll. p. 692), daß die heutige Stadt an den Ruinen einer alten versallen, und ungefähr zwei Meilen vom Nil entfernt liege, was obige Entfernungsangabe der Araber bestätigt. Bruce (teutsche Uebersetzung I, 150) ermöthigt sie nur vorübergehend und meint, sie sei vermuthlich das alte Syopolis. Außerdem vergl. *Edrisii Africa*, ed. Hartmann. Ed. II. p. 503 und *Casiri Bibl.* II, 4.

Eine andere Stadt gleiches Namens mit einem mehr bezeichnenden Zusatz ist Oschemun-el-romman (اشمون الرومان) oder Oschemun Tanah (اشمون طنج) in der alten Provinz Deschaitje und Mortaitje (الدقائقة)

deren Hauptstadt sie ist (J. Abdoll. I. c. p. 620). Letztern Beinamen erhielt sie von der Menge Granatäpfel, die von da ausgeführt werden, und des zweiten bedienten sich die Araber auf gleiche Weise zum Unterschiede von Schmunein und andern Städten. Unstreitig nimmt sie den Eig. des alten Mendes ein, und liegt an einem Kanal, der vom Nil in den See Menjaich führt. Daß die Stadt nicht unbedeutend war, beweist schon die Angabe des Macrizi, daß dieselbe ein Gouverneur seinen Eig. hatte. Vergl. *Quatremère* I. c. I, 495. *Edrisii* 405. *Chrest. arab.* II, 6.

Noch ist Oschemun (richtiger Oschemum) Deschoreisan (اشمون جرسان) in der Provinz Menaf zu erwähnen, welcher Stadt auch der Abdollatif (I. c. S. 651) gedacht ist. Auch sie kann nach ihrer Würdigung zu 12,000 Dinar nicht ganz unbedeutend gewesen sein. Die Kopten nannten sie Schummi, und sie ist der Geburtsort des heiligen Makrobios, dessen Begräbnisstätte sie auch wiederum ward. Noch heute führt sie diesen Namen und liegt am östlichen Ufer des Nils, nicht weit von der Spitze des Delta. Über sie vergl. den ausführlichen Bericht bei *Quatremère* I. c. p. 443.

Unter den arabischen Schriftstellern, die den Beinamen Schmuni führen und aus Schmunein gebürtig sind, oder sich dieselbe aufzählten, sind hier folgende drei namhaft zu machen:

1) Der Grammatiker und Schich Ahmed Ben Muhammed, dessen Tod in das Jahr 809 (beg. 10. Jun. 1406) fällt und von dem wir ein Schicht über die Wissenschaft der arabischen Sprache unter dem Titel: „Schöne geistige Geschenke“ (النسخة الأدبية) besitzen. Da die Werke alle auf den Buchstaben Lam ausgehen, heißt es auch Lamije. Mehr Werke sind uns

2) vom Schich Nur-ed-din Ali Ben Muhammed Schmuni bekannt, der ums J. 900 (beg. 2. Oct. 1494) starb. Er ist Verfasser a) eines Commentars zu der von de Sacy aus Kosten der londoner Oriental Translation Committee herausgegebenen Grammatik Alfis, dessen auch der Herausgeber in der Anthologie grammaticale p. 53 gedenkt; b) eines Nachtrags (تعليقة) zu dem geachteten Werke: „Die Richter zur Praxis der

*) Joh. Gottfried Sommer's Böhmen. Buzlawer Kreise. (Prag 1894.) S. 253, 254.

Z. Arch. v. B. u. A. Dritte Section. VI.

Rechtschaffenen (الأشواق لعمل الأبرار)“ das sich über das Muhammedanische Recht nach den Grundsätzen des Schafii verbreitet, und den Schafiiitischen Scheich und Imam Dschemal-ed-din Yusuf Ben Ibrahim aus Arabien, der 799 (beg. 5. Oct. 1396) starb, zum Verfasser hat; c) einer metrischen Übertragung des logischen Handbuchs laaghudachit (ايساغوجي laagoge) von Porphyrius, das mehr Araber übersehten, andere erläuterten oder paraphrasirten; d) einer metrischen Übertragung des Werkes Medschma' (مجموع) d. i. Sammlung über die Wissenschaft des Erbschaftsrechts vom Scheich Abu Abdallah Schems-ed-din Muhammed Ben Scheref Kalki, der im Monate Rebscheb 777 (Jan. 1376) starb. Auch dieses Werk genoss einer allgemeinen Aufnahme, und ward vielfach commentirt, daher auch Dschemal bafseide seiner Zurechtarbeitung würdigte; e) eines Commentars unter dem Titel: Zand'u (زندان) d. i. Quelle zu dem Reichthum über die Schafiiitischen specielle Rechtslehren von Abu Ali Hosein Ben Schereb mit den Beinamen Ibn el-sifinbazi, das vielfach von den Spätern benutzt ward; und endlich f) einer metrischen Übertragung des Werkes Minhadach-ed-din (منهاج الدين) Glaubensweg) vom Schafiiitischen Scheich und Imam Abu Abdallah Hosein Ben-el-hosein Halimi Dschortkanli, der 403 (beg. 23. Jul. 1012) starb und hier in drei Bänden viele juristische, sich auf den Glauben beziehende Streitfragen behandelte.

3) *Abd-el-rahman el-Dihmuni*, den *Gräfin* in Ibn Fozlan p. 254 anführt. Er war, wie ein Manuscript der Petersburger Akademie beweist, Verfasser einer Fortsetzung zu dem grammatischen Werke *Lubb el-lubb*, das *Matr* des *Wakaf* oder des *Beite* von dem *Wakif* und *Reisenden* (oder nach *Habib el-Kasbi*, der jedoch obiger Fortsetzung nicht kennt, *Lubb el-albab* das *Matr* der *Einigkeiten*) das eigentlich über die Endbiegungen der *Wörter* (علم الأعراب) handelt, und den gelehrten *Imam* *Taib-el-din Muhammad Ben Muhammad Ben Ahmad Ben el-Greif-din* aus *Afschin*, bekannt unter dem Namen *el-Faridi*, zum Verfasser hat. (*Gustav Flügel*.)

Ochocele, *Ozchocele* (der *Hodensackbruch*), s. *Brech*.

OSCHOPHORIA (*Ὠσχοφῆρα* u. *Ὠσχοφῆαις*, doch findet sich die erstere Rechtschreibung häufiger), ein attisches, der Sage nach von Theseus eingeführtes, Fest, dessen Zeit zwar nicht genauer bekannt ist, aber Corfini (in der Fast. Attio II, p. 354 sq.) hat mit Recht vermutet, daß es in den Anfang des attischen Monats Thynoposion, der etwa unserem September entspricht, zu setzen sei. Den Namen hat das Fest von *ὠσχοι*, *βοσχοι*, *ὠσχογῶς*, welches 'die Bezeichnung für einen großen, jungen

1) *Parpoke*. *Euid*. *Phet*. in: *δασος*. — ἡ δὲ *δαση* κλημα
ται *βοτρὺς* *ἐξηγημένους* *ἔχον*, ταύτην δὲ *δασυχάδα* *ἵπποι* κα-
λεῖται. *Euid*. *bat* *haffite* *auch* in: *ωσχοφόρος*. *Whet*. *ib*. 285.
30: *δαση* *προσυννοεῖται* *κληματικὴ* *ἐκκαυμένους* *ἔχουσα* *ταύτην*

gen Zweig mit Trauben ist, der bei Einigen auch *θεοφύλαξ* heißt. An diesem Feste nämlich, was der Äthene und dem Dionysos^{*)}, nach Einigen^{*)} der Ariadne und dem Dionysos geweiht war, trugen zwei Jünglinge^{*)}, welche beide Älteren noch am Leben haben mußten^{*)} (*αμφιπόλις*), und aus der Mitte der ersten und begütertesten attischen Geschlechter ernannt wurden, als Beier verkleidet, Weinranken mit frischen Trauben aus dem Dionysostempel in der Stadt nach dem Tempel der Äthene Sines in Phaleros; ihnen folgte eine Procession, die ebenfalls solche Zweige trug, und diese Procession oder dieser Ubor gang dabei Lieder, welche *ἀσπασμοὶ καὶ μέλη*^{*)} hießen, beglängelt mit Tanz, dessen Weisen für eine Art der Gymnopädie galten. Zum Opfer wurden an diesem Feste auch Frauen zugezogen, welche *Ἰσχυροφόροι* hießen, und also vermuthlich einige Speisen mitbrachten, und Fabeln (*μύθους*) erzählten; bei dem Opfer war nicht der Herold, sondern sein Stab bedrängt, und die Zuschauer riefen während der Spendung: *ἰακὲν, λοῦ, λοῦ*, wovon das erste Ruf der Spende und des kriegelichen Pöbels, das andere Schmerzgeruf ist; von den Epheben^{*)} der zehn Stämme wurde an diesem Tag ein Wettkennen gehalten, wobei jene ebenfalls die *δορυ* trugen; der Sieger in diesem erhielt einen Becher *Ἡερτάλοιο*, *Ἡερτάλοιο* oder *πρωτάλοιο* genannt, in dem Wein, Honig, Käse, Mehl und ein wenig Del gemischt war, nach einem andern Berichtesfalter trank er nur daraus. Die Festsielegende, welche zur Erklärung dieser Gebräuche gebietet wurde, berichtete, daß Theseus unter die Jungfrauen, die er nach Creta führte, zwei ganz männchenhaft ausschende, aber sehr männlich gestimmte Junglinge heimlich mitgenommen habe, welche Mädchenklei-

βοτρυς. 318, 22: ὄχαια τὰ μετὰ τὰ κλήματα σὺν αὐτοῖς τοῖς
 βοτρύσιν. Eusd. in: ὄχασφορία — ὄχαια γὰρ καὶ ὄχαια τὰ
 μετὰ τὴν βοτρυὶν κλήματα. Φεββ. in: ὄχαια κλήματα βο-
 τρυῶν φύματα. Dts. ὄχαια κλήματα βοτρυῶν πλήρη. Pdet. in:
 ὄχασφορίη — ὄχαια γὰρ καλεῖται κληματὶς ἐκτετριμένη
 ἔχουσα τοὺς βοτρυς. Kzym. M. 824, 55: ὄχαια τὰ κλήματα
 σὺν αὐτοῖς τοῖς βοτρυσίν. Schol. Nicand. Alexiph. 109: ὄχαια
 πύλος οἱ κλάδοι τοῦ ἀμπελίου.

[illegible]

Weine, diese werden davon betrunken, und indem sie nun glauben, er habe ihnen Gift gereicht, tödten sie ihn; die Tochter sucht den Vater überall (davon *allegoric*), endlich führt sie der treue Hund nach dem Plage, wo die Reiche unbedrückt liegt, die Tochter hängt sich vor Betrübniß an einem Baum auf; Dionysos verhängt nun einen Wahnsinn über die attischen Frauen, in dem sich ihrer wieder erheben; als ein Drafel die Ursache des Uebels den Athenern eröffnet, werden die Bauern bestraft und das Fest wird zu Ehren der Erigone gegründet. Diese Legende ist wenigstens erfinderischer als die, welche das Fest zum Andenken einer sich ebenfalls erhängten habenden Frau, Namens *Alcusa* (Schaukel), gestiftet sein läßt. (Meier.)

Oscillation, Oscilliren, Oscillirende Bewegung u. s. w. f. Schwingung.

OSCILLATORIA. Eine von Baucher (Hist. des conf. d'eau douce p. 165. t. 15) aufgestellte Gewächsgattung aus der Gruppe der Conseroinen der natürlichen Familie der Algen und aus der 24. Fimn'schen Classe. Char. Keine, einfache, doppel durchscheinende, schlüpfrige, mit parallelen Ringen bezeichnete, unbefestigte Fäden liegen in einem Muttersechle. Baucher kannte nur zwölf Arten dieser Gattung, Agardh (Syst. alg. p. 59 sq.) zählt deren 47, von denen aber fast die Hälfte noch zweifelhaft ist. Sie sind von verschiedener Farbe, meist grün in mannichfacher Schattirung, bisweilen blau, braun, gelb, schwarz, selten weiß, und kommen sowohl in Wasser, vorzüglich in süßem, langsam fließendem oder stehendem, seltener in Salzwasser, als auf feuchter Erde und Steinen, an Gefäßen und Hölzern, auf Moosen und andern Conseroinen, über die ganze Erde verbreitet vor. Sie kommen ebenso gut in den höchsten Regionen, als in warmen Quellen fort, so gebieten sie üppig in den Bädern von Aix in Savoyen, welche eine Temperatur von + 33 — 37° R. haben. Doch werden sie durch dauernde Kälte und Entziehung aller Feuchtigkeit und des Lichtes bald, noch schneller durch Säuren und ädente Alkalien zerstört. Höchst merkwürdig sind die zuckenden Bewegungen der Oscillatorien, welche ihnen den Namen gegeben haben und welche man mit Hilfe eines Mikroskops leicht bei der durch ganz Europa (vielleicht durch alle Welttheile) auf lehmigem Grunde von Wassergräben, Teichen und langsam fließenden Bächen und Flüssen häufig vorkommenden *Osc. limosa* Agardh (*Osc. Adansonii* Fench. l. c. p. 194. t. 15. f. 6. *Conserva limosa* Roth catalect., Flor. dan. t. 1549. f. 2. *Conserva fontinalis* Dillwyn conf. t. 64) beobachten kann. Die bei dieser Art graben, bläulichgrünen Fäden, welche in einem dunkelgrünen Schleime liegen, zucken besonders im Sonnenlichte nach den verschiedensten Richtungen, in der Art, nach Cuvier's Bemerkung, wie der Sekundenzeiger einer Uhr, nur nicht so regelmäßig. Gewöhnlich bewegen sich einige Fäden zusammen in einer Richtung, während andere einer entgegengesetzten oder doch abweichenden folgen; bald tauschen sie unter einander die Rollen, bald ruhen einige auf kurze Zeit. Bei warmer Witterung sind diese Bewegungen am lebhaftesten. Zuerst beobachtete sie Adanson, welcher die Oscillatorien

zu der Gattung *Tremella* Dillen. zog und sie Tremellen mit Bewegung nannte. Später machten sie die beiden berühmten Senfer Cuvier und Baucher, besonders der Letztere, zum Gegenstande sorgfältiger Untersuchung. Baucher hielt die Oscillatorien eben dieser Zuckungen wegen für Thierchen und wählte sogar bei einigen Kopf und Schwanz unterscheiden zu können. Agardh (Synopsis alg. p. 209. p. XXXIII) glaubt, daß die Oscillatorien zwar Anfangs dem Pflanzentriebe angehören, später aber zuweilen sich zu Thierchen ausbilden; indem er sah, wie sich einzelne Fäden aus dem Schleime lösten und nicht mehr zuckende, sondern langsam kriechende Bewegungen in trummer Linie ausführten. Die Oscillatorien entstehen theils aus dem sie später umhüllenden Muttersechle, theils vermehren sie sich durch Theilung der Fäden. Sirod-Quantität will auch gesehen haben, wie junge Oscillatorien aus den Körnerchen entstanden, welche bei einigen größeren Arten die Fadenröhren füllen. Auffallend ist endlich das schnelle Wachsthum dieser kleinen Geschöpfe, welche oft in einer Nacht ihre größte Länge (gegen einen Zoll) erreichen. (A. Sprengel.)

OSCINES nannten die Römer Gesangsvögel, aus deren Gesänge die Aduven weißagten, s. B. Ader, Cule, Kröte; vergl. Cicero ad fam. VI, 6, 13 u. a. (H.)

OSCINIDES Fallén (Insecta). Eine Dipterenfamilie, die Gattungen Gymnopa, Madiza, Oscinia Latr., Meromyza Meig. umfassend; vergl. noch Oscinia. (D. Thon.)

OSCINIS Latreille (Insecta). Eine Dipterenfamilie, über welche der Erriker und Meigen (Europ. Zweifl. Insecten. VI, 146) nicht einig sind. Der Letztere sagt: „Fallén heisst diese Gattung (nämlich Chloropa) Oscinia nach Fabricius und Latreille. Allein diese beiden Naturforscher bringen dazu Arten, die gar nicht zusammen gehören. Fabricius u. B. hat folgende Arten: planifrons, umbraculata, oleae, lineata, frit, pumilionia, Argus. Die beiden ersten gehören zu Platycephala, die dritte zu Dacus, die siebente zu Petaenozera; es bleiben also nur drei übrig. Ich habe aber den sehr unglücklichen Namen Oscinia unterdrückt, da Chloropa schon längst angenommen ist. Die Gattung Chloropa von Fallén muß mit Agromyza vereinigt werden.“ Dagegen bemerkt Latreille (Cuvier, Règne animal. ed. II, V, 528): „Wir vereinigen mit unserer Gattung Oscinia die Chloropa Meigen's. Eine Art, welche ich aus Teutschland unter dem Namen brevipennis*) erhielt, konnte indessen eine eigene Untergattung bilden, wegen ihrer Fühlerborste, die dick, fast griffelförmig und gekniet ist. Das vordere und obere Kopfsende ist bald gekniet, bald spitzig. Ein anderer Zweiflügler, den ich aus Teutschland erhielt, Peophila vulgaris**), gehört

*) Bei Meigen's gleichnamig. S. 159.

**) Le P. scutellaris de Mm. Fallén et Meigen. Mm. Fallén et Meigen n'ont pas suffisamment comparé les caractères des genres qu'ils ont établis, ni cherché à les rapprocher d'une série naturelle, d'où il résulte qu'on a bien de la peine à saisir les différences de plusieurs d'entre eux. Latreille l. c.

zu den ersten, aber dies Insekt scheint sich nicht gnügend von *Oecinia* zu unterscheiden."

Latreille stellt *Oecinia* unter seine Familie *Atheris* und die vierte Abtheilung derselben *Scotomyzidae*, welche sie allein bilden. Alle Kennzeichen sind folgende angegeben: Die Fühlerborste ist einfach, die Fühler sind immer sehr kurz, stehen entfernt, sind grade, ihr letztes Glied halb eiförmig, oder ein kurzes stumpfes Dreieck bildend. Die hierher gehörigen Dipteren sind sehr klein, fast glatt, schwarz oder aschfarben, mehr oder weniger gelbbunt, Flügel und Augen ziemlich groß. Der Kopf ist oben platt, und in der Mitte seines hintern Endes findet sich oft ein dreieckiger brauner Raum, auf dem die Nebenaugen stehen. Die zwei gewöhnlichen Quernerven der Flügel sind der Mitte sehr genähert. Man findet diese Insecten auf Blüten, namentlich auf Wiesengewächsen und besonders auf Schirmlilien. Die Larven von mehreren leben im Innern der Gräser und einige werden dadurch dem Getreide sehr schädlich. Meigen zählt 60 europäische, Viehmänn (außereuropäische Zweiflügler, II, 595 fg.) eif. exotische Arten, von denen die meisten in Südamerika einheimisch.

Von jenen ist besonders O. *Frit Linne* merkwürdig; die Länge beträgt nur 1 Linie, sie ist glänzend schwarz, mit blasseiden Füßen. Nach Linne's Angabe lebt die Larve in den Körnern der Getreide vor der Reife, und soll in manchen Jahren in Schweden einen Schaden von 100,000 Dufaten verursacht. (D. Thon.)

OSCRO-LHOTTA, ein zur südküstlichen Tieflandschen Majorschaftsstadt Osrau gehöriges Dorf, durch welches früher die Commercial-Straße von Hungarisch-Bradisch auf die ungarische Grenze führte, welche jetzt auf Osrau zugeht und diese Ostküste zum Vinken liegen läßt. Es ist in einem breiten, tiefen und offenen Thale, südöstlich von Osrau und ungefähr 1 1/2 Meilen von der Kreisstadt entfernt gelegen, und zählte im J. 1827: 127 Häuser und 211 Wohnpart., 785 slavische Einwohner, worunter sich 407 Weiber befanden. Es besitz eine am Ende des 18. Jahrh. gegründete, zum olmüher Erzbisthum gehörige Localität mit einer kathol. Kirche und Schule, welche zu dem Dekonate Strahov gezählt wird und im J. 1830 858 kathol. Pfarrkinder zählte, unter welchen drei Juden wohnten. Das Patronatsrecht steht dem Fürsten von Liechtenstein zu. Das Gebiet dieses Dorfes enthält gegen 700 Joches gutes Ackerland, 120 Joches Weinberge und einige Joches Wiesen. Zu diesem Orte gehört auch ein an der Mündung gelegener Weichhof. (G. F. Schreiner.)

OSCULUM PACIS (= *osperis*), der Friedens- oder Bruderkuß. Der Kuß, als der natürliche Ausdruck der Liebe, besonders auch der Geschwisterliebe¹⁾, war bei den ersten Christen das Zeichen christlich-brüderlicher Begrüßung, nicht nur bei ältern Bekannten, son-

bern auch bei solchen, die sich zum ersten Male sahen. Wie finden diese Sitte schon im apostolischen Zeitalter. So bei Paulus 1. Thess. 5, 26; 1. Korinth. 16, 20; 2. Korinth. 13, 12; Röm. 16, 16: *ἀλλήλους ὁσίουται*; bei 1. Pet. 5, 14: *ἑκ. ἀλλήλων*. Aus dem Privatleben, von dem in diesen N. Testament-Stellen zunächst die Rede ist, ging diese Sitte auch ins kirchliche Leben über. In den christlichen Gemeindeversammlungen wurde zu Begrüßung der Verbrüderung in dem Herrn der Friedenskuß erteilt. Justinus der Märtyrer (um 120) sagt schon (Apol. I. c. 65), daß nach Beendigung des Gemeindegottes, vor der kirchlichen Abendmahlsfeier, die Gemeindeglieder sich gegenseitig den Bruderkuß geben (*ἀλλήλους ὁσίουται ἀναγκαζόμενα*). Die Heiden, welche so viele Erscheinungen des christlichen Lebens entweder gar nicht verstanden oder mißverstanden, eben weil ihnen das die Christen beslebende geistige Princip ein Geheimnis war, sie nahmen auch an diesen unschuldigen Zeichen christlicher Gemeinschaftsbeziehung Anstoß und von derselben Veranlassung zur Kästung. Die Apologeten (wie Athenagoras) und andere christliche Schriftsteller (Clement, Origenes) nahmen daher diese Sitte gegen die heidnischen Vorwürfe in Schutz, sie verbanden aber weislich hiermit auch Belehrungen für ihre Brüder, über Sinn, Bedeutung und rechten Gebrauch des Bruderkusses, Ermahnungen und Warnungen, nicht durch eitlem Prunktreiben mit demselben, den Heiden zu Anlagen Veranlassung zu geben, ja sie ihnen gleichsam abzunöthigen. So sagt der alexandrinische Kirchenlehrer Clement (Paedagog. I. II.): „Die Liebe wird nicht nach dem Bruderkusse, sondern nach dem Wohlwollen geschätzt. Es gibt aber Manche, die weiter nichts thun, als daß sie mit dem Bruderkusse die Gemeindeglieder besüßeln, ohne doch die Liebe selbst im Innern zu haben. Dies hat auch diesen Argwohn und Kästungen vorbereitet ist.“ und sein Schüler Origenes (Comment. ad Roman. L. X. c. 33. ed. Oberthur): „Freilich nennt der Apostel den Kuß. Mit dieser Benennung zeigt er an, daß der Kuß, der in den Gemeindeversammlungen erteilt wird, ein reiner und leutsamer sein soll, nicht ein erheuchelter, nicht ein Zudrus, der mit den Lippen ihn erteilt und im Herzen den Verhath barg.“

Schon im 3. Jahrh. findet sich, zuerst in der nordafrikanischen Kirche, die Ertheilung des Bruderkusses bei der Taufe. Er wurde sowohl bei der Taufe der Erwachsenen als der Kinder (Cypr. ep. 59) den Neugetauften von den Anwesenden gegeben²⁾. Ebenso bei der Ordination des Bischofs. Alle anwesenden Bischöfe erteilten dem neugeweihten Collegen den Kuß der brüderlichen Liebe. Am gewöhnlichsten war und blieb er bei dem Wable der Liebe. Die apostol. Konstitutionen (VIII, 11) geben hierbei eine durch das christliche Sittlichkeitsgefühl geforderte Ordnung an. Das nämlich die Männer den Männern, die Frauen den Frauen das ge-

1) Auch sonst im Orient Zeichen der Freundschaft und Begrüßung. Luc. 7, 38. G. Binger, Bild. N. B. a. h. v. Christen über diesen Gegenstand: J. G. Lange, Vom Bruderkusse der alten Christen. (Erlang. 1747. 4.) Augusti, Denkwürdigkeiten aus der christl. Archäol. 8. B. S. 335–345, und hier die ältere Literatur.

2) Diese Sitte verschwand später aus dem kirchlichen Taufact. Nächst ist die Schriftformel im Tauf-Ritual: *Vade in pace!* ein Kuß bei alten Gewohnheiten!

λειτουργία ertheilen³⁾. Ede es von den Laien geschah, sollten es (Conc. Laod. c. 19) die Geistlichen unter sich thun. In der Liturgie der apost. Constitutionen a. a. D. und in der palästinsischen Liturgie (bei Cyrillus von Jerusalem Catech. Mystag. V, 2) ruft der Diakon bei der Abendmahlfeier: „Küsst einander mit dem heiligen Kusse!“ Das osculum sollte, wie Cyrill sagt, ein Siegel der Versöhnung sein, das jede Verwundtheit in Vergessenheit bringt, es verbindet, vereinigt, schmelzt die Herzen zusammen, wie Job. Chrysostomus sagt, daß wir Ein Leib werden, wie wir Alle an Einem Leibe Theil nehmen; es ist ein Band, durch den die Liebe angeflammt wird, die stärker ist als jede Verwandtenliebe, weil sie aus Gnade ist und jene aus Natur; wie im Bruderkusse sich die Körper aneinander schließen, so ist er ein Zeichen der Vereinigung der Geister.“ In Hinsicht der Zeit der Ertheilung entwickelte und erhielt sich zwischen der orientalischen und occidentalisken Kirche der Unterschied, daß er in jener, nach dem Vorbilde der alten Kirche, vor dem Anfange der Communion stattfand (und hierin halten sich an die orientalische Kirchenstille auch die mozarabische und malländische Lit.), in dieser dagegen erst nach der Consecration. So schon im 4. Jahrh. unter dem röm. Bischof Innocens I. (ep. ad Decent. 1. c. 1.) So noch im 13. Jahrh. unter Innocens III. (Ejusd. lib. da myster. missaa VI, 5) und bei Durandus.

Sonst pflegte man das osculum auch bei jedem öffentlichen Gebete sich zu ertheilen (σφίγγειν διδόναι, pacem dare, auch ἀσπασμός, ἀσπ. σπύματος, salutatio, pax, pacis signaculum). Nur Ein Tag im Jahre war seit alter Zeit ausgenommen. Es war der Gharfreitag (Tertull. de Orat. c. 14 die paschae merito deponimus osculum. Letzteres heist in demselben Capitel: signaculum orationis), nach Annahme der Reissen, mit Beziehung auf den Verräther (Matth. 26, 48). Dies war noch im 6. Jahrh. der Fall in der griech. Kirche, wie wir aus dem Byzantiner Prokopius (hist. arc. c. 9) sehen, wo er sagt: Bischof Justinianus I. und seine Theodoros πατριάρχης τῶν βασιλικῶν τῆς ἰουστινιανῆς ἡμετέρας πόλεως, οὗτοι δὲ οὗτοι ἀσπασσάμενοι τὰς οὐρε ἐλεγκταί προσκύνειν ἑστέον.

Die Gewohnheit der griechischen Kirche, die man zuerst bei Pseudo-dionysius Areopagita hier. eocl. c. 7 wahrnimmt (also etwa eine Gewohnheit des 5. Jahrh.), und die noch jetzt in dieser Kirche fortbauert (King, Gebr. der griechisch-russischen Kirche. S. 332), den Verstorbenen den Friedenskuss nebst Abendmahl vor der Beerdigung zu ertheilen, fand im Abendmahl seinen Eingang. Das Concil. Antissiodorane 578. c. 12 (Auxerre) verbietet sie gradue, auch orientalische Kirchenautoritäten mißbilligten dieselbe⁴⁾.

Im Mittelalter erhielt sich das osculum bei der Communion; erst seit dem 14. Jahrh. fing es an allmählich abzukommen. In der Messfeier (aber nicht bei der Abendmahlfeier) hat sich ein Rest Sitte erhalten, freilich nur für die celebrirenden und fungirenden Priester. Nachdem der Messe haltende gebetet hat: Domine Jeau Christe, qui dixisti apostolis tuis, pacem relinquo vobis etc., küßt er den Altar (bergt. die Rubr. des R. R.). Der knieende Diakon richtet sich auf und küßt denselben ebenfalls. Sofort umarmt ihn der celebrirende Priester und gibt ihm mit den Worten: Pax tecum, den Bruderkuss, indem sich ihre linken Wangen einander nähern, und es antwortet ihm der Diakon: et cum spiritu tuo. Darauf ertheilt der Priester ebenso dem Subdiakon den Bruderkuss, der Diakon darauf dem Subdiakon, und letzterer geht, von einem Acoluthen begleitet, in den Chor, gibt allen dem Range nach das osculum, kehrt zum Altare zurück, gibt den Kuss dem Acoluth, dieser aber allen andern den Altar umstehenden Acoluthen⁵⁾.

An manchen Orten trat nun an die Stelle der schönen, ursprünglichen Sitte des wechselseitigen Bruderkusses aller versammelten Gläubigen, die gar hölzerne Sitte, daß alle zusammen, zuerst die Priester, so dann die übrigen, ein köhneres (3) Zäpfchen (osculatorium, osculare, tabula — lapis — instrumentum pacis, pax, la paix) küßten, worauf ein Kreuz abgebildet war, oder Christus, wie es den Jüngern den Frieden gibt. Solche Osculatorien werden zuerst erwähnt im 13. Jahrh. in der englischen Kirche. Der Erzbischof Walter von York fodert auf der Synode 1250 ein solches für seine Kirche. Indes auch dieser ärmliche Ersatz wurde den Laien entzogen und wird jetzt nur den fürstlichen Personen bei feierlichen Gelegenheiten gewährt. So bei der kirchlichen Krönung. Das Pontific. Rom. verordnet p. 242: Pax datur Regi per primum ex Praelatis paratis, cum instrumento ad hoc ordinato. Ebenso der Königin (p. 253).

Dagegen blieb der Kuss bei der bischöflichen⁶⁾ Dedication in der katol. Kirche. Das Pontific. Rom. verordnet p. 116: Tum consecrator recipit eum surgentem ad osculum pacis et similiter facient Assistentes episcopi. In der griechischen Kirche herrscht die Sitte, daß der Kussgewichte zuerst den Altar küßt, dann die rechte Hand, zuletzt die rechte Wange des Bischofs, worauf die umstehenden Kleriker den Ordinarier wieder küßen.

In der evangelischen Kirche verblieb⁷⁾ von dem Bruderkusse bei kirchlichen Feiertagen keine Spur.

und die übrigen Beirathen gaben sich, ehe sie, von den milden Thieren zerstückt, den Wunden empfingen sollten, den Kuss der Liebe und des Friedens, ut martyrium per sollemnia pacis consummarent.

5) Cfr. Ceremon. Episc. II, 8.

6) Ganz anders freilich bei der Dedication des römischen Bischofs. Ceremon. Rom. bei Hofmann, Monum. T. II, p. 310, 323.

7) Bergt. J. X. Reisers liturg. Panth. zum heil. Gebrauch d. Lit. (Maga 1828.) S. 271.

3) Bergt. Anularius, De off. ecclies. III, c. 32. 4) Ertheilt ist bei Gregorius der Schenke- und Erbschenkenscheide der nordafrikanischen Märtyrerinnen Perpetua und Felicitas (Acta P. et F. bei Lactantius, De morte persecut.) 3 Briefe junge Frauen

Gottfried Arnolds Lobpreisung desselben (Abbildung der ersten Christen. [Frankfurt 1712.] S. 350 fg.) ist unbeachtet verfallen. Nur bei den Agapen der Bräuternacht kommt er vor. So wenigstens noch zu J. R. Schlegels Zeit. Er sagt (Kirchengesch. des 18. Jahrh. 2. B. S. 928): „Zuletzt werden wieder ein Paar Verse gesungen, bei den letztern steht man und bei dazu schicklichen Worten des Liedes wird der Friedensfluß erteilt; der Prediger küßt den Ältesten, der neben ihm steht, und so küßt jeder Bruder seinen Nachbar und jede Schwester ihre Nachbarin; auch die Kinder küssen sich.“

Man muß sich mit Augußt wundern, daß derselbe bei kirchlichen Feierlichkeiten so ganz verloren ging. Ramentlich hätte man seine Wiederherstellung für die Dredination von der preussischen Agende erwarten mögen. (Rheinwald.)

OSDOLA, Dorf im Großfürstenthum Siebenbürgen im barometrischen Stuhl. In der Nähe desselben findet man Bergtriffläse von besonders feinem Korn und schönem Wasser, die zur Verfertigung unedeln Schmuckes sehr gesucht werden. (Benigni.)

Oseas, f. Hoseas.

Oseiba, f. Osaiba.

OSEIDA (mit dem Vornamen Samuel, aus Safed in Syrien, lebte im 16. Jahrh. und war anfänglich Rabbiner und Prediger in seiner Vaterstadt, später in Konstantinopel. Er hinterließ folgende Schriften, die sämtlich im Druck in mehrfachen Auflagen erschienen: 1) Igeret Schemuel, Brief des Samuel, ein Kommentar über das Buch Ruth in Quert. (Konstantinopel 1597 und Amsterdam 1712). 2) Lechem dimha, Brödenbrod, ebenfalls ein Kommentar über die Klagelieder Jeremia in Quert. (Venedig 1600 und Amsterdam 1715). Weiden ist der hebräische Urtext und der Kommentar Raschi's beigegeben. Der erste Kommentar ward nach seinem eigenen Zeugnisse 40 Jahre früher als der zweite in Safed abgefaßt. 3) Modras schemuel, Auslegung des Samuel, ein Kommentar des bekannten Werkes: Pirke avoth in Quert, gedruckt in Venedig 1579 und 1597 und in Krakau 1594. So nach de Rossi im Dictionario degli autori ebrei. (Gustav Flügel.)

OSEILA (عسيلة), Ort in der Nähe Bagdads, wo der große Astronom Ali Benelchasan Abulcassin, ein Abkömmling des Ali und bekannt unter dem Namen Ibn-elatalam, im Moharrem 375 (um die Mitte des J. 985 Chr.) starb. Er galt vorzüglich viel bei dem Abulien Adhob-ed-dewlet, der sehr großes Gewicht auf seine astronomischen Andeutungen legte. Auch schrieb er mehr auf seine Wissenschaft bezügliche Werke. Doch hörte mit dem Tode jenes Kalifen sein Einfluß auf, und so starb er unter Ertfäm-ed-dewlet (مصطفى الدوله) an obigem Ort und an obigem Tage. (Gustav Flügel.)

OSELOCK, ein zwei Meilen langer, 2 Meilen breiter und acht Meilen tiefer See in der russisch-europäischen Statthaltschaft Iwer. (J. C. Petri.)

Osemond, f. Osmundshütte.

OSEREZKOI, eine kleine Stadt oder Marktflecken am gleichnamigen See in der russischen Statthaltschaft Withebsk. (J. C. Petri.)

OSERIATES, alter Name eines Volkes in Pan-nonien bei Plinius II. N. III, 25, 28. (H.)

OSERICIA, nach Plinius II. N. XXXVII, 2. a. XI, 1 alter Name einer Insel an der nordwestlichen Küste, die einen Wald von Eichenbäumen hat, von denen Elektron herabfließt. (H.)

OSERO oder OSTERO (Ansaria), ein Städtchen auf der Westküste der Insel gleichen Namens, in dem adriatischen Meer, in der Nähe der Insel Gherfo, mit 1438 Einwohnern und kleinem Hafen. Sie gehört jetzt zum illyrischen Kreise Fiume, einst aber gehörte sie zu Dalmatien und war der Sitz eines Bischofs, von welchem noch immer der katholische Klerus in Ungarn den Titel erhält (Episcopus Ansariensis). (Gumaus.)

OSFAN (عسفان). Eine jetzt zum Dorf herabgesunkene ehemals blühende Station in der arabischen Provinz Hebscha, zwischen Mekka und Medina, zwei Tagesreisen von Batin war auf der Straße der Pilger, die aus Ägypten oder Syrien kommen. Daher kennen fast alle alte Geographen Arabiens (Erdi, Abulfeda, Jakuti, Xijzi u.) diesen Ort, in welchem sich ehemals eine Moschee befand, und dem man zur Zeit Abulfeda's den ehrenvollen Titel Madrag Dithman (مدراج ديثمان) „die

Straße Dithmans (Däman's)" gab. Schon Erdi rühmt das süße Wasser der daselbst befindlichen Brunnen. (Rommel.)

OSFUR (ابن عصفور) der Grammatiker, mit ganzem Namen Abulhasan Ali Ben Mumin Ibn Däsur, bisweilen Had brewi beigegeben, ein durch mehrere Werke bekannter arabischer Schriftsteller. Er wurde im J. 597 (beg. 12. Oct. 1200) in Sevilla geboren und starb 669 (beg. 20. Aug. 1270) in Tunis. Einer seiner vorzüglichsten Lehrer, dessen Unterricht er zehn Jahre lang besuchte, war Abu Ali Dmar Schelubini, aus Ibn Näsir genannt, einer der berühmtesten Grammatiker des Desidents, der 645 (beg. 8. Mai 1247) in Sevilla starb. Ibn Dsür war höchst thätig und lebte in Sevilla, Zé-rés, Torca, Malaga und Murcia öffentlich. Auch stand er im Dienste des Emir Abu Abballah Muhammed Hentani oder Hentati (Casiri II, 241 sq.), eines Sohnes des Abu Isakariya. Unter seinen Werken haben wir hier folgende heraus: 1) einen Kommentar zu dem grammatischen Handbuche Docheim (جمل) vom Scheich Abd-elchäbir Ben Abd-elrahman Dschordschäni, der 474 (beg. 11. Jun. 1081) starb. Es zerfällt in fünf Abschnitte und führt von einem Verfasser aus den Beinamen Dschordschaniya; 2) einen Kommentar zu den sechs Gebichten; 3) einen Auszug aus dem grammatischen Werke Muh-nisib (مختضب) von Abulhasan Achir Ben Ahmed Babishäq, der im J. 469 (beg. 5. Aug. 1076) starb; 4) einen Kommentar zu der grammatischen Vorrede (مقدمة Prolegomena), bekannt unter den Namen:

„Die Vorrede des Dschözüli (مقدمة جزولية) oder der Kanon (القانون)“ von Abu Musa Isa Ben Abdo el-aziz Dschözüli, der im J. 677 (beg. 25. Mai 1278) starb. Ibn Desur vollendete jedoch diese seine Arbeit nicht; dies that sein Schüler Muhammad Ben Ali Schelubini der Kleine (الصغير); 5) einen ähnlichen Commentar zu dem Mocareb (مقرب) über die Grammatik von Abu'abbas Ben Isid, bekannt unter dem Beinamen Mo'barred (محرر), der im J. 285 (beg. 28. Jan. 898) starb. Ibn Desur's Commentar ward später durch den Scheich und Imam Isch-eb-din Ahmed Ben Ischman Turlemani, der im J. 768 (beg. 7. Sept. 1366) starb, vervollständigt, da er auch diese Arbeit unvollendet gelassen hatte und endlich 6) ein eigenes Werk über die Abwandlungslehre (المنع في التصريف), das in seiner Art so ausgezeichnet und tüchtig war, daß es der große Grammatiker Abu Heppan nicht von seiner Seite ließ.

(Gustav Flügel.)

OSGYAN (sprich: Oschjân), ein ungrifischer Pachtsteden im kleinpönter Bezirke des gömörer Comitats, mit einem großen Gastell und einer lutherischen Kirche. Er zählt über 1000 Einwohner, die größtentheils vom Topfergewerbe leben. Hier erfuhr im November des J. 1604 Bocskai's Herrführer, Blasius Rémeti, eine große Niederlage.

(Gamauf.)

OSI, OSER, OSEN, ein zwar Germanien bewohnendes, aber unteutsches Volk, welches die pannonische Sprache rebete und außer dieser mit dem pannonischen Volke der Krassier gleiche Sitten, Verfassung und Einrichtungen hatte, und überdies nebst den sich der gallischen Sprache bedienenden Gothinen bildete, jenseitbar zu sein, indem ihnen einen Theil des Tributs die Sarmaten, den andern die Quaden auflegten¹⁾. Die nähere

Angabe, wo die Osen gesessen, ist unmöglich, da aus Tacitus bloß hervorgeht, daß sie am linken Ufer der Donau gewohnt. Ferner sagt er, daß die Wohnsitz der Marier, der Markomannen und Quaden, gleichsam die Stirn Germaniens sei, soweit man an der Donau hingehe; rückwärts schlossen die Marquar, Gothini, Heli, Burii die Rücken der Markomannen und Quaden ein. Alle diese Völker bewohnten nur wenig ebene Gefilde, im übrigen Hüder, Gebirgsgeit und Berggrüden. Diese Angaben haben den Vermuthungen weiten Spielraum gelassen, zumal hat das Falsche nach Ähnlichkeiten verberlich gewirkt. So ist Reineccius weit abgeirrt, da er Osnadur durch Osenburg, Bug der Osen, erklärt, und hier die Sige derselben findet, und nicht minder Rangobius, der durch den Namen Heli sich veranlaßt findet, die Osen auf diese Insel der Helse zu versetzen. Auch Cluver hat sich durch Namen-Ähnlichkeiten bestimmen lassen, und legt die Osen zwischen Ostroa und Schwizum (Auchswitz) und gibt ihnen so einen Theil Mährens und Schlesiens zu Wohnsitz, oder mit näherer Angabe, welcher man früher gewöhnlich folgte, enthielt ihr Gebiet die Herzogthümer Döpen, Ratibor, Zägersdorf, Toppau und einige Districte von Mähren und Polen²⁾. Der Cluverischen Ansicht nähert sich Reichard sehr, indem nach ihm die Osen in dem Herzogthum Auchswitz zwischen der Weichsel und dem Lattagebirge wohnten. Nach Mannert hingegen liegt nur soviel am Tage, daß die Osen weit gegen Osten in Dberungern sitzen mußten, weil ihnen die Sarmaten Tribut auflegen konnten, und zwar die Jazygen Melanassia von Gran bis an die Theis, da Tacitus in diesen Gegenden keine andern Sarmaten kennt. Daher gibt Wilhelm den Osen zu Wohnsitz das Land von den Quellen der Oder bis zu den Quellen des Gran. Der Wersche'schen Ansicht, nach welcher die Osen im Land unter der Enß ihre Sige hatten, widersprechen die Angaben und Ansichten des Tacitus, denn diesen zufolge hätten die Osen, wenn sie im Land unter der Enß gewohnt, nicht zu den Völkern gehört, welche die Rücken der Markomannen und Quaden eingeschlossen, sondern hätten die Stirn Germaniens bilden sollen. (Ferdinand Hachter.)

OSIÄTIMANN, ein zur größ. Kreisbolschen Herrschaft Buchlau gehöriges Dorf im habsburger Kreise Mährens, 1 Meile südwestlich von dem Hauptorte der Herrschaft und zwei Stunden von der Kreisbols entfernt, mit 121 Häusern (1827) und 698 Einwohnern mit einer katholischen Pfarrei, Kirche und Schule. Zu der ersten, welche im Dekanate Bytnez des olmüher Erzbistums liegt, gehören außer dem Pfarrdorfe die Dörfer Madowitz, Augesber, Stöpa (mit einer Schule), Byzelsow und Holicowitz, mit zwei Pfarriern, (1830) 2529 katbol. Pfarrkinder und 43 im pfarrerlichen Sprengel wohnenden Jüden. Das Kirchenpatronat gehört dem Be-

1) Dieses sind die Gründe, aus welchen Tacitus (Germ. 48), und der Seneca auf der Sprache Os, wozu die Abolische richtig ist, unanständig, folgert, daß die Osen, sowie die Gothinen, welche überdies noch Oßen gruben, keine Germanen seien; wenn er daher (Germ. 28) sagt: Sed utrum Aravici in Pannoniam ab Osis Germanorum natione, an Osi ab Aravici in Germaniam commigraverint, quum eodem adhuc sermone, institutis, moribus utantur, incertum, quia, pari olim impia et libertate, eadem utriusque ripae bona malique erant, so hat man (in der Witten-Passow'schen Ausgabe) das Germanorum natione nicht als von Tacitus herrührend genommen, und in Klammern gesetzt, da die einzige Ausbült, Germanorum natio vorte die in den Germani Germanien wohnende Nation genannt, das ungeschickte Interpolationen würdiger, als eines genuinen Schriftstellers sei. Doch ist noch unendlich eine Interpretation anzunehmen, und Tacitus spricht durch Germanorum natione nicht eine Meinung aus, sondern das Germanorum natione hat den Sinn, eine Nation, die man unter die Germanen rechnete, und zwar rechnet man sie zu den Germanen, weil sie unter den Germanen wohnte. Der Zusatz Germanorum natione ist um so nöthiger, da er unmittelbar vorher von den beiden gallischen Völkern, den Bojen und Helvetien, in Germanien handelt. Hätte daher Tacitus Germanorum natione, eine Nation, die man unter die Germanen rechnet,

nicht hinzugesetzt, so hätte man glauben müssen, er betrachte auch die Osen als ein gallisches Volk.

2) So j. B. Paus, Alterthumskunde von Germanien. 2. Abt. S. 178.

hies der Herrschaft Baplan. Die Umgebung des Dorfes ist geringig, reich an Waldung und nicht besonders fruchtbar. Die Bewohner sind Elowonen, welche fast nur Selbstbau treiben. (G. E. Schreiner.)

OSIANA, Stadt in den nördlichen Strichen des eigentlichen Kaspobien's auf der Straße von Anapa nach Gafsa, Littor. Anat. p. 206. Sonst ganz unbekannt. (Pötker.)

OSIANDER, 1) (Andreas) 1) hieß eigentlich mit seinem leutlichen Namen Hofmann, kett dessen er sich nach der allgemeinen Zeit seines Zeitalters jenen, soweit es sich thun ließ, gräcistens beilegte hatte. Von seiner frühern Lebensgeschichte ist nur soviel bekannt, daß er in dürftigen Verhältnissen im J. 1498 in Gungahausen, einem feckischen Städtchen, geboren ward, und seine gelehrte Bildung auf den Schulen zu Leipzig und Altenburg, und dann auf der hohen Schule zu Ingolstadt sich erwarb. Von dem Augustinerkloster in Nürnberg, wo er die hebräische Sprache lernte, wurde er dann — einer der ersten, die sich in der neuen Lutherschen Lehre bekamen — als erster evangelischer Prediger an die Lorenzkirche dorthin berufen, von welcher Stellung aus er in mehreren der bekannten theologischen Verhandlungen der damaligen Zeit, an dem waburgers Bespruch, an dem augsburger Reichstage, an der Unterschrift der schmalkaldischen Artikel und dergleichen Antheil nahm. Auch war er überdies nicht unbäsig; seine Schriften aus dieser frühern Periode sind verzeichnet in Saligs angeführtem Werke (2. Th. S. 947). Unter Andern ist er der erste, der in der evangelischen Kirche eine Evangelienharmonie herausgab. (Wolff 1537. 2.) Seine kirchliche und dogmenhistorische Bedeutung beginnt aber erst in der Zeit, als er gründlich durch das augsburger Interim, seine Stelle in Nürnberg aufzugeben, im J. 1548 eine Zuflucht in Preußen suchte. Es ist diese Zeit der Anfang der unglücklichen Epoche, wo in den Lutherschen Theologen der eile Enthusiasmus, der sie lange über Citedeit und Selbstsucht erhaben hatte, erlosch und einer angerzogen, lieblosen, sophistischen Ertreitsucht Platz machte, und wo die böse Natur vieler für die eberbürtige Ergebnisse an die Person des trefflichen Osianders ihrer Lehre sich durch geifernde Perunglimpfungen feind

geändert entschuldigte, der edenso trefflich, nur der gleichen Waffes gegen solche Gegner entbehrte. Osiander unterwirbt Ehrgeiz war schon im J. 1527 bei einer Begegnung mit Beringli auf eine gedällige Weise hervorgebrochen. Osiander hatte, wie seine Antagonisten, von der Kanzel herab auf dessen Abnahmableiter geschmäht; und als dieser ihn auf das Unwiderliche dieses Verfahrens aufmerksam machte und ihn aufbete, vielmehr schriftlich seine Überzeugung darzulegen, antwortete er ihm: Perendum censeo, et concionibus omnia libellus tantum et epistolis agamus. Sed die mihi dissidissima Bellum. Christus ad praedicandum nos misit an vero ad veribendum? Tunc postulare audeo, ut hoc, quod Christus inunxit, omisso illud agamus, quod tuis erroribus commodissimum est! Et ut maxime veribendum est uliquid, in qui ad hoc satis virum non habent, tacebunt omnino, cum nihilominus tamen sint pastores gregis et ministri veri ejus! 2) Luther selbst hatte die vortrefflichen Reigungen, die in ihm schlummerten, bei Gelegenheit eines Streites erkannt, den er mit seinen Antagonisten um die Absolutionsformel angefangen hatte. Non erididiam ego hoc, schreibt Luther an Bencehaus Brief, von dem jeng Formel herührte, tu vero neque iactabis neque dissemis nobis in publicum, istum hominem tot pogrilationibus occupatum est, ut ex ejus scriptis intelligo, tam procul a sinceritate doctrinae positum. Sed, ut dixi, si magis irritaretur, effunderet majora scandala, per quae omnino non vinceret, tamen turbam moveret et negotia faceret, quae melius esset praevocare. 3) Des Mannes Gleichsamkeit wird allgemein anerkannt, selbst seine eiderstischen Feinde gehen ihm außer seiner theologischen Bildung gründliche Kenntnisse der classischen Sprachen und auch der Mathematik zu und sind einstimmig im Lobe seiner seltenen Bescheidenheit 4): aber die Würdigung seines Lebens bestätigt das Urtheil des vortrefflichen Pland 5), daß seine Gleichsamkeit des Adels eider Humanität und anständiger Demuth erwangelte. Die Citedeit, mit der er der Wissenschaft nicht um ihrer selbst, sondern um der Welt willen nachjagte, verrieth sich bei ihm durch die Sucht, an dem Alten und Dergebrachten zu rütteln und durch Neues und Auffallendes zu glänzen, und wir werden in der Folge erkennen, daß selbst die Eide, die den Widerspruch der ganzen Lutherschen Christenheit erzeugten, weniger aus eigenen Ideen und aus der lebendigen Hülle freier Überzeugung hervorgegangen in sein Schreien, als aus eilem Widerspruchgeiste, der sich weilt auf Außersentflichkeit wirft und durch scharfsinnige Sophistik wole eine Zeit lang glänzen, nie aber befruchtend auf sein Zeitalter wirken kann, und endlich in der Regel verderblich auf den Ueberbau des Widerspruches zurückfallen wird.

Von Nürnberg begab sich Osiander zuerst nach Dordrecht, von hier trat er am 27. Dec. 1548 seine Reise

1) Pland a. a. O. I. B. S. 514. 2) Eberd. a. B. S. 256. 3) Ein Beispiel davon, wie seine Feinde dieß als anerkannt, ebendaf. S. 254. 4) Eberd. S. 259 ff.

1) Martin's Historia, welchegehalt sich die Osiander'sche Schwärmerei im Rade in Preußen erheben, und wie dieselbe verdrängt ist, mit Allen Actis beschreiben. Wigand, De Schismate Osianderi. Cammerer vita Muenichthons, ed. Ströbel. p. 285 sq. 2) Alami vita Germanorum Theologorum p. 103 sq. 3) Eberd. Gesch. Preuss. Kirchenhist. S. 229 ff. 4) Alami, Unparteiliche Kirchen- und Kirchenhist. Salig, Dieß ist der letztgenannte Confessio. 2. Th. S. 915 ff. 5) Pland der letztgenannte in Worten und in dem: Erklärtes Preußen über eiderliche Anmerkungen zu der preussischen Citedeit und Kirchengeschichte, und Eberd. Beiträge zur Literatur des 16. Jahrh., findet man den größten Theil der in der Folge zu nennenden Geschichtsschriften wieder abgedruckt. Pland, Geschichte der Entstehung u. des vorwärtigen Lebensgeistes. 4. B. S. 249 ff. F. A. Baur, Dissertatio in Andreae Osianderi de justificatione doctrinam, ex revisione potissimum theologiae Illustratum. (Ep. gratul. v. Pland. Tub. 1824.)

nach Königsberg an, wo der Herzog Albrecht sein Wohnort war. Derselbe war ihm schon seit 1522 sehr gewogen, wo er auf einer Reise durch Preussland sich mit ihm über Religionsfachen unterredet hatte, und hatte diesen vortheilhaften Eindruck so wenig vergessen, daß er ihm sogleich als ersten Professor der Theologie an der Königsberger Universität anstellte. Allerdings eine Auszeichnung außer der Regel und selbst gegen die gewöhnliche Form, da Oslander noch an keiner Universität gewesen war, und selbst die akademischen Grade sich noch nicht erworben hatte, einreichend, um überall unter den Zurückgelegten Widerständen zu verbleiben. Hier aber mußte sie die heilige Eiferucht und den glühenden Haß erregen, den die Zurückgebliebenen, die übrigen theologischen Doctoren, waren verachteten Seloten von jeher, Friedrich Stapfholus, Petrus Hegemon und Melchior Sander, welche ihre unchristliche Verfolgungssucht vor Kurzem erst an dem unschuldigen Geographus bewiesen hatten⁶⁾. So konnte es also bei dem Zusammentreffen solcher Charaktere an Feindseligkeiten nicht fehlen, und es fand nur zu erwarten, wohin sich der beiderseitige Haß werfen werde. Dazu ward aber von den Gegnern die eigenthümliche Ansicht Oslanders von der Rechtfertigung aufzufassen, die wir erst den Hauptstücken nach darlegen müssen, ehe wir den Beginn und Forts und Ausgange des sich daran knüpfenden lebensschäftlichen Kampfes selbst verfolgen können.

Nur hat in der obenangeführten Schrift, in welcher überhaupt der Versuch gemacht ist, den Oslander zu rechtfertigen, nachzuweisen gesucht, daß die Lehre Oslanders nichts mehr und nichts weniger sei, als die Schleiermachers, wie er sie in diesen Worten derselben ausgesprochen findet⁷⁾: „Man muß gestehen, daß die rechtfertigende Thätigkeit Gottes nicht eine bloß erlösende sein kann — die erlösende göttliche Thätigkeit, die nur ein göttliches Urtheil ist, wäre für sich nichts, ohne die unwandelbare göttliche Thätigkeit. Fragen wir unser Selbstbewußtsein, so können wir uns den Sündenübergabe, weil sie eine bloße Verneinung ist, gar nicht unmittelbar und an sich bewußt sein, sondern es muß erst ein positiver Gehalt gegeben sein, und das kann kein anderes sein, als das der Kindheit und des neuen Lebens, an welchem wir uns bewußt werden können, daß das alte, das Verbot nämlich der Schuld und der Strafwürdigkeit, aufgehoben ist.“ Diese Zusammenstellung erkennen wir insofern sehr treffend, als die Oslanderische Lehre erläutern an, als darin dasjenige an Oslander hervortritt, was als der eigentliche Gehalt seines Bekenntnisses, und als das Wahre daran zu betrachten ist; auch insofern treffend, als Oslander von demselben Grunde wie Schleiermacher ausgeht, wiewol er diesem manche andere, zum Theil minder haltbare, hinzusetzt, wie, daß Gott den Sünden vermöge seiner Gerechtigkeit nicht für gerecht erklären könne, wenn er ihn nicht zugleich gerecht mache, daß vermöge der Allmacht Gottes Gerechtfertigung an

sich die Umwandlung zur Gerechtigkeit enthalte, daß die Lehre der Kirche die Menschen trägt und sicher mache ic. Aber einmal blieb Oslander dabei nicht stehen und fügte andere Sätze, wenn auch nur als Hülfsätze, hinzu, die sehr selten sind, andern Theil verkennt er ganz und gar, daß jenes Postulat der Vernunft auch in der christlichen Lehre seine Verwirklichung findet, und daß kein Streit der Hauptsache nach nur ein Wortstreit ist. Die Lutherische Lehre setzt in der Heiligung neben jene Rechtfertigung die Wiedergeburt des Eingekerkerten durch den heiligen Geist und verlangt die Heiligung des Geistes und setzt eine Unterstützung derselben durch die Gemeinschaft mit Christo; wenn Oslander also dagegen jene Wiedergeburt Rechtfertigung nennt, so ist dies doch ein Unterschied in der Terminologie, den Niemand so hoch anschlagen wird. Aber Oslander geht weiter, denn er versetzt sich in der Bestimmung der Gemeinschaft mit Christo offenbar in mystische Irthümer, wenn er von einem doppelten innern Worte spricht, wenn er ein substantielles Ebenbild Gottes annimmt, das den ersten Menschen verliehen und nachher in Christo Fleisch geworden sei, und wenn er behauptet, Christus werde dem Gerechtfertigten seiner göttlichen und menschlichen Natur nach wahrhaft mitgetheilt. Das eine innere Wort nämlich, sagt er, sei das, was man gewöhnlich darunter versteht, der Sinn der heiligen Schrift, wie könne aber Christus das Wort genannt werden, wenn er nicht wirklich auch das Wort sei, so daß der Christ ihn in sich aufnehmen könne? Rücksichtlich des substantiellen Ebenbildes Gottes nähert er sich der gnostischen Lehre von einem *divinogen* *Seis*, der von jeher existirt habe, der in den Erscheinungen Jesu's im alten Testament zu erkennen sei, und der in derselben Weise in Gemeinschaft mit dem ersten Menschen getreten sei, wie Christus mit den Auserwählten nach der Inkarnation. Daß diese mystische Union endlich, diese Mittellung Christi, betrefft, so stehen wir über diesen Punkt, den wichtigsten, weil er die Art und Weise der Rechtfertigung, wie er sie lehrt, erklärt und diese daher selbst erläutert, eigene Worte Oslanders mit, wie sie in der holt zu nennenden Confession enthalten sind: „Com per fidem in ipso sumus et ipso in nobis, efficiuntur nos quoque in ipso iustitia dei, sicut ipso factus est peccatorum; hoc est ipse obruit et implet nos iustitia sua, sicut et nos ipsum nostris peccatis obdormimus; ita ut deus ipse et omnes angeli, cum Christus noster et in nobis est, meram iustitiam in nobis videntur propter excellentissimam, aeternam et infinitam iustitiam Christi, quae ipsius divinitas est et in nobis habital. Et quoniam peccatorum adhuc in carne nostra habet et tenaciter inheret, tamen perinde est, sicut stilla immunda respectu totius purissimi maris.“ Und: „Der Glaube, der da gerecht macht, ist, allezeit mit einer Synthese zu versehen, nämlich, daß er kein Object, welches Christus ist, in sich schließt. Die Gerechtfertigt, die uns geschenkt und dargereicht wird, heißt nicht *carum* Gottes Gerechtfertigt, weil sie vor Gott steht, sondern weil sie wahrhaft Gottes, nämlich Christi Gerechtfertigt, ist.“

6) Den Borna f. Benda a. d. S. 253. — 7) Christliche Bekenntnisse, 2. Th. S. 318, 320.

So läßt er also den Act der Rechtfertigung darin bestehen, daß wir mit dem Glauben Christum selbst, vermöge seiner göttlichen und menschlichen Natur, in uns aufnehmen, so daß statt unserer sinnlichen Natur Christi Gerechtigkeit wahrhaft in uns wohnt.

Sowohl hatte sich also der einfache Widerspruch gegen Luthers Erklärung der biblischen Rechtfertigung durch „gerecht erklären“ bei der Leidenschaftlichkeit des Gegners aufgedehnt, daß er nicht nur versuchte, die entgegengelegte Lehre in ihrem Zusammenhange zu betrachten, sondern auch auf seitliche Irthümer verfiel, um seine Ansicht auf eine neue und glänzende Weise zu vertheilen. Hören wir nun, wie er mit seiner Uezeugung in Königsberg hervortrat, und wie seine Rede ihm entgegenwirkte.

Er hielt seine erste öffentliche Disputation den 6. April 1549 da, legte er evangelisch, und sprach darin seine Uezeugung nach den Hauptpunkten aus, zur großen Freude seiner Gegner, die mit gespannter Aufmerksamkeit auf Reherren hörten und die vorkommenden sich für künftigen Gebrauch notizien. Noch wagten sie aber nicht mit offenen Feindseligkeiten hervorzutreten, sie beschränkten aber den Angriff vor, indem sie nachtheilige Gerüchte selbst in die Ferne hin ausstreuung, die dann später nach Königsberg zurückkehrten und die Gemüther für Angriffe gegen Osiander empfänglich machen mußten. Wirklich streute man nach Verlauf eines Jahres Biese aus, die von Wittenberg, Leipzig und andern Orten gekommen sein sollten und um Theil wirklich gekommen sein mochten, wozin unnützes Erörtern gedauert war, daß man in Versuchung zu den Reherren Osianders Hülfe schmeiße, und bewirkte dadurch, daß alle Welt, Bürger wie Studenten, an der Sache Theil nahmen und sich in Parteien für und wider theilten. Dies mußte dem Herzoge selbst bemerkt worden, der sich aber dadurch in seinem Vertrauen zu Osiander nicht irre ließ, und ihm nur aufgab, seine Sache in einer Druckschrift der Welt offen vorzulegen, und dieselbe die Beweisaufgung, daß Osiander im October 1550 seine erste Disputation und eine neue Confession über die Rechtfertigung drucken ließ⁹⁾, die für uns die Hauptquelle für die Kenntniß seines Systems sind, besonders die letztere über die Rechtfertigung. Dies vertheilte er in einer öffentlichen Disputation, wobei nicht nur alle Professoren der Universi-

tiät, sondern auch der Herzog und die Mitglieder des Ministeriums zugegen waren. Auch Martin Chemnitz war unter seinen Opponenten, der ihm ebenso wenig an Gelehrsamkeit und Scharfsinn, als an Übung in der Disputat eintrug nachgab. Trotz dieser großen Anstalten oder vielmehr auch schon wegen dieser großen Anstalten ward durch die Disputation nicht ausgerichtet, für Osiander nennentlich war, obgleich der Herzog seine Genugthuung gegen ihn so wenig anderte, daß er ihm vielmehr gegen Ende des Jahres 1550 in der Vertheilung des erledigten Bisthums Samland einen neuen Beweis seines Wohlwollens gab; nicht dadurch gewonnen, vielmehr nützte sich die Stimmung immer mehr gegen ihn, da Christophus seit seiner Abreise von einer Reise nach Deutschland die Gemüther durch die Vorstellung von dem bösen Versuch, in dem Königsberg wegen des Osiander'schen Atheismus, zu erhitzen wußte, und da auch der Adel und die Branten gegen Osiander Partei nahmen, die durch die Vertheilung des samländischen Bisthums, das sie als reiche Stände unter sich zu theilen gedachten, in ihrem Interesse beizulegen waren. Unvorsichtig genug ließ sich Osiander gerade jetzt in einer heftigen leidenschaftlichen Schrift über seine Gegner vernehmen¹⁰⁾, die so ungezogen war, daß der Herzog selbst ihre weitere Auffassung untersagte. Da erlitt der Streit zu Anfang des Jahres 1551 durch die Ernennung zweier Commisarien in der Angelegenheit; durch die der geduldige Herzog der ärgerlichen Sache mit einem Mal ein Ende machen wollte, eine neue Wendung.

Diese Schlichter waren der damalige Richter der Universität Aurfader und der andere der bedeutendere Joachim Mörlin, der kurz vorher als Prediger in Königsberg angestellt worden war. In der That saßen auch die Geschichtlichkeit und Abhängigkeit, die Mörlin jetzt ganz im Widerspruch gegen seine spätere Handlungweise bewies, der Theilspalt ausgeglichen werden zu sollen. Dem Herzoge stellte er die Sache in raderen und glänzenderen Licht dar, daß Osianders Irrthum keineswegs bedenklich und gefährlich sei, vielmehr nur in einigen zu heftigen oder unrichtig gebildeten Ausdrücken bestete, die man ihm bei seinen sonstigen großen Talenten wohl vergeben könne, und gegen die andere Partei wählte er das einzige Mittel, das zum Zwische führen konnte, welches ebenso klar erdacht, als geschickt angewandt wurde. Er stellte nämlich 15) Sätze zusammen über die Hauptartikel, die in Frage standen, und wußte es so einzurichten, daß jeder Satz Osianders und Luthers Worte enthielt und zwar so gewählt und gestellt, daß sie alle im Wesentlichen übereinstimmend erschienen¹¹⁾. Osiander war mit Alles in sehr zufrieden¹²⁾, und wie sehr er hoffte, so endlich

8) Andreas Osiander, theologus in schola Regiomont. Professor primarius Disputationes suas, una da lege et evangelio habuit Romae Aprilis 1549, altera da justificationis, habuit IX. Kal. Novemb. 1550. (Regiom. 1550. 4.) Die zweite kam im J. 1550 auch deutsch heraus unter dem Titel: Eine Disputation von der Rechtfertigung des Menschen. Die in 12 capitulis Kirchen- und Regiments-2. Th. S. 335 und Additum. p. 1129. Man nehme dazu noch folgende Schrift: Von dem einigen Mittler Jesu Christo und von der Rechtfertigung, Bekanntlich Andr. Osiander (Königsberg 1552. 4.) und für die Lehre vom Ebenbild Gottes und von der Veranschaulichung Christi: Ad filios dei sancti incarnationis, et peccatorum non solum in mundum, sed item da longum dei, quid sit ex certis et evidenter. S. 8. tertio nullo et non ex philosophia et hanc ratione capitulibus depremissa explicatio. (Monte regio Prusiae 1550. 4.)

9) Bericht und Druckschrift an alle, so durch das falsche, heimliche Schwören anderer Kirche getrieben oder vertrieben worden sind. (Königsberg 1551. 4.) 10) Diese Schrift finden sich in Wigand, Da schismatische Osiander. p. 111. 11) Er schreibt jetzt an hoc inaequale dicta, quantum non docturum interpretantur, non quod multum ex me quicquam, quam alio erodere. In eum intelleximus, te Carolum vero cognovimus et Lutheri p. 33.

die bestiglichen Schmähchriften gegen seine Gegner sind, in denen alle Auctorität, alles Herkommen mit Füßen getreten wird¹⁾, und der Herzog selbst konnte für ihn nichts weiter thun, als von den württembergischen Theologen, die er als die Osiander's günstigsten kennen gelernt hatte und unter denen Brenz besonders thätig war, ein neues Gutachten einholen, und da dieses den 1. Jun. 1552 gegeben wurde und in der Weis, wie Morin es früher versucht hatte, sechs Sätze aufstellte, welche die Mitternächten beiden divergirenden Meinungen enthalten sollten, darauf zu dringen, daß man sich in diesen vereinigte. Zwar weigerten sich die Gegner des ausdrücklich, und auch Osiander, der sich jene Vermittelung sonst gefallen ließ, erklärte sich von Neuem feindselig gegen jene, und der Streit dauerte so noch bis 1556 fort; aber während der Verhandlungen darüber raste ein Nervenschlag den Osiander hinweg, den 17. Oct. 1552, und wir verlassen daher bei diesem Wendepunkte den Gegenstand, indem wir nur noch zum Schlusse den Hauptinhalt jenes württembergischen Gutachtens hinzufügen, weil hieran die nächsten Verfälle in der Fortsetzung jenes Streites sich anknüpfen²⁾.

Erstens, so erklärte sie, räumten doch die Gegner Osiander's ein, daß der Gehorsam Christi ursprünglich von seiner göttlichen Natur komme, und eine Frucht der göttlichen Gerechtigkeit in Christo sei; dagegen räumte

Zweitens Osiander ein, daß durch diesen Gehorsam Christi unsere Sünde gelöst, der Born Gottes verschönet, und die ewige göttliche Gerechtigkeit und Seligkeit erworben worden sei. Er lehrte auch

Drittens einmüthig mit ihnen, daß wir uns dieses Gehorsams Christi in allen Ansehungen gedößen und uns mit Zuversicht darauf verlassen dürfen, daß uns Gott deswegen alle unsere Sünden vergeben wolle; da für lebten aber auch Morin und seine Kollegen ganz gleichförmig mit Osiander

Viertens, daß Gott in seinem und nach seinem göttlichen Wesen allein die ewige Gerechtigkeit sei, daß

Fünftens durch den Glauben in Jesu Christo Gott Vater, Sohn und heiliges Geiſt sammt allen ihren Gütern wahrhaftig in uns wohnen, und daß uns Gott

Sechstens durch eben diesen Glauben, durch den er in uns wohnt, alle die noch in uns stehende Sünde vergebe und, um des Verdienstes Christi willen nicht zu

16) Die erste dieser Schmähchriften war eine Erwiderung einer gleich von der Opponenten ausgehenden, und führte diesen älteren Tadel den erlogenen, schwärzlichen, ebenbürtigen Titel auf D. Joachim Morin's Buch von der Rechtfertigung des Glaubens, in dem er seinen Namen und nicht zu seinen aus diesem Geistes sich gereicht hat (Königsberg 1552. 4.) (den 28. März). Die zweite: Schneider aus D. Joachim Morin's, der dort sagt, daß aus den hienbergehenden über (Wolgang Melner), aus Just. Menz, Martin, Flach, und Hil. Gail, Johannes Pöschner, Alexander Baisier, Rikeland Ambrosius und Joh. Anthonius Böhler. Das selb. Buch: Auszügen stücker fürnehmlicher Gelehrten und Artisten, die in ihren Büchern wider mich geschrieben hab, aus denen man richtiglich ihren Geiſt, Glauben und Kunst kann prüfen, gleichwie man aus einem Baum; was ein Baſt für Bier (A. Schneider) kann. Aug. Osiander. (Königsberg 1552. 4.) (Junius). 17) Die Geschichte der Fortsetzung des Streites, s. Art. Morin.

rechnen, also uns auch nicht für und für uneneruert und in der Sünde bleiben lasse, sondern noch in diesem Leben anfangs, auch die Sünde in uns aufzuheben, und uns in der That fromm und gerecht zu machen³⁾. (Peter.)

2) Friedrich Benjamin, ein ausgezeichneter Arzt und Geburtshelfer, wurde im Württembergischen am 9. Febr. 1759 geboren. Nachdem er in Erlangen die Heilkunde studirt hatte und dieselbe durch Verteidigung seiner Dissertation über die Heilquelle zu Dorn (De fontis medicato Osoni. Tübing. 1779. 4.) Doctor der Medizin geworden war, übte er seine Kunst zu Kirchheim unter Teck. Schon hier erwarb er sich als praktischer Geburtshelfer und durch eine Schrift (Beobachtungen, Abhandlungen und Nachrichten, welche vorzüglich Krankheiten der Frauenzimmer und Kinder und die Entbindungswissenschaft betreffen. Erlangen. 1787) einen solchen Ruf, daß ihm im J. 1792 die Professur der Entbindungskunst an der Universität Göttingen übertragen wurde. Um die Zeit seiner Ankunft in Göttingen war gerade der Bau des noch jetzt bestehenden Entbindungshauses vollendet, so daß er in jeder Beziehung einen angemessenen Wirkungskreis für seine Thätigkeit fand. Dreißig Jahre lang stand Osiander diesem Amte mit großem Ruhme vor und galt mit Recht für einen der ersten Geburtshelfer. Er starb am 25. März 1822 zu Göttingen, betrauert als Mensch, Lehrer und Arzt. Die k. Königl. Societät der Wissenschaften in Göttingen hat sein Andenken durch eine gedruckte Memoria geehrt. Von seinen zahlreichen Schriften sind die wichtigsten (alle zu Göttingen erschienen): Denkwürdigkeiten für die Heilkunde und Geburtshilfe, 1794, 95, 97, 98. Lehrbuch der Hebammenkunst, 1796. Lehrbuch der Entbindungskunst, 1799. Annalen der Entbindungskunst auf der Universität Göttingen, 1800—1804. Grundriß der Entbindungskunst, 1802. Über die Entzündungskrankheiten in den Blühensjahren des weiblichen Geschlechts, 1817—18.

(A. Sprengel.)

3) Gottlieb, war den 15. März 1786 zu Stuttgart geboren, und sein Sohn des dortigen Stiftspropst's J. E. Osiander, der früh durch Unterricht und Beispiel die Neigung zum geistlichen Stande in ihm weckte. Die erste wissenschaftliche Bildung verdankte Osiander dem Gymnasium seiner Vaterstadt. Dort gewann er, unter der einsichtsvollen Leitung des Professors Roth, besonders dem Studium der römischen Classiker ein entschiedenes Interesse an. Ausgerüstet mit der nöthigen wissenschaftlichen Vorkenntnissen trat er im Herbst 1799 in das Seminar zu Blaubeuren. Um seine Bildung machten sich unter seinen dortigen Lehrern besonders Brallberger, Barm, Hauff und Märklin verdient. Wert tief erschütterte ihn, während seines Aufenthalts in Blaubeuren, im Februar 1800, der Tod seines Vaters⁴⁾. Günstig für seine Studien, die sich auf die gründliche

18) Pland a. a. O. 4. S. 677.

19) Wie erobend den Kindern an den Tagelöhnerkindern in Osiander fortgesetzt, begangen die Worte hiesiger Pöbel, womit er ihn noch in seinen Jahren, bei seiner letzten Anwesenheit, mit

Kenntniß des classischen Alterthums und der Mathematik beschränkt, wies die Zurückgezogenheit von der Welt und ihren Berührungen: Im Lößingen, wohin sich Oslander, nach einem kurzen Aufenthalt in der Klosterschule zu Babenhausen (1803) begeben hatte, beschäftigte er sich vorzugsweise mit der Philosophie. Gründlich studierte er Kant's, Fichte's und Schelling's Schriften, die den lebhaften Trieb, nach Wahrheit zu forschen, in ihm auf mannichfache Weise anregten. Seiner lebensschäftlichen Neigung zur Naturphilosophie begegnete vollständig die kritische Besonnenheit seiner Lehrer Adel und Schell. Den Einfluß, den die Philosophie auf die Darstellung der Religionslehren ausübte, lernte er in Schelling's, Platts und Bengels Vorlesungen kennen. Noch in spätern Jahren rühmte er oft die Verdienste der genannten Gelehrten um seine Geistesbildung. Gänzlich wirkte für ihn auch das freundschaftliche Verhältniß zu mehreren Mitgliedern des theologischen Seminars in Lößingen und zu dem damaligen Episcopus jenes Bildungsanstalt, dem Prälaten v. Saab.

Nach Beendigung seiner akademischen Laufbahn übernahm Oslander im J. 1808 eine Hauslehrerstelle bei dem Manufacturisten von der Lehen zu Erfeld. In diesem feingebildeten Familienkreise erhielt Oslander's Geist und Gemüth einen neuen Schwung, und besonders waren jene Verhältnisse geeignet, den Blick und Laft für die Welt und das Leben zu schärfen und die Aufmerksamkeit auf die großen politischen Schicksale zu lenken. Wahrscheinlich wurde er dadurch in seiner damals erwachten Neigung zu historischen Studien befestigt. In seiner höhern theologischen Bildung blieb er verhältnißmäßig zurück. Erst im Jahre 1811, als er theologischer Repetent zu Lößingen geworden war, und späterhin (1812) als Diaconus zu Bötzingen, betrieb Oslander wieder eifrig das von ihm vernachlässigte Studium der Theologie. Mit besonderer Liebe widmete er sich den homiletischen und exegetischen Arbeiten, die sein Amt von ihm forderten. Aus der Kanzel vernahm er allen rhetorischen Schmuck, in welchem er eine frivole Verwirrung des Geschmacks im Predigen erblickte. Er liebte eine einfache, dem mehr oder minder Gebildeten auf gleiche Weise verständliche Darstellung christlicher Wahrheiten. Damit vereinigte er eine glückliche Mischung der Sprache des Gefühls und der Belehrung, vorzüglich eine durch aus praktische Berücksichtigung der Local- und Lebensverhältnisse. Er schien von dem Priuip auszugehen, jeder religiöse Vortrag müsse eine Casuspredigt sein. Für die mannichfachen Anstrengungen seines beschwerlichen Amtes sah er sich belohnt durch die Liebe seiner Gemeinde und durch den stillen Genuß des häuslichen Glücks, den ihm seine Gattin, Wilhelmine Seyd, durch die er Vater von fünf Kindern geworden war, bereite.

Reben der Erholung, die er in seinem Familienkreise

erschöpfender Wahrheit als einem Mann charakterisirt, der, was die Kraft eines Mannes, auf Gott unbedingt vertrauens, von Götter für Menschenmühen gütlichen Gemüths befreit, nicht unter das gewöhnliche Maß gebracht werden kann."

sant, blieb seinem regen Geiste die Beschäftigung mit wissenschaftlichen Gegenständen ein wesentliches Bedürfnis. Beschäftigung der Zeit und der Hülfsmittel, die tracht auch ein zu großes Mißtrauen gegen sich selbst und die ihm vermittelnden Geisteskräfte, hielt ihn von größern literarischen Arbeiten zurück. Was aus seiner Feder floss, entsand großentheils durch zufällige Anregungen, unter andern durch die Vorbereitung zu den Disputationen, welche jährlich in den Dörschen gehalten werden mußten. So leitete ihn der locus de ecclesia auf schätzbare Forschungen über „die früheste Ausbreitung des Christenthums". Durch die Lehre von der Taufe ward er zu „Untersuchungen über den Zweck und die Bedeutung der Johanneischen Taufe" geführt. Die beiden Abhandlungen, in denen er über die genannten Gegenstände sprach, fanden, als schätzbare Beiträge zur Entscheidung wichtiger Fragen, Anerkennung und Berücksichtigung. Unverkennbar sprach aus jenen Abhandlungen der historisch-kritische Forschungssinn, der sich von herrschenden Meinungen unabhängig zu erhalten wußte. Aber jene Abhandlungen legten auch ein unverwerthliches Zeugniß ab für die Combinationstalent und den Reichtum ihres Verfassers und für seine ehrsüchtige Scheu vor dem Göttlichen im Christenthume.

Eine gleiche Richtung, wie bei diesen Forschungen im Gebiete der historischen Theologie, verfolgte Oslander in der Behandlung dogmatisch-erreglicher Probleme. Die zu weit ausgeübte Anwendung der psychologisch-pragmatischen und genethischen Analyse einzelner Dogmen, unter andern der Paulinischen Versöhnungslehre, ließ ihn nicht zu einer festen Ansicht über alle pragmatische Greiflichkeit Erhabenen im Christenthum gelangen. Aber achtungswürdig und für die Wissenschaft ersprießlich waren doch immer solche offene Darlegungen einer Analyse, die das Menschliche von dem Göttlichen scheidet. Bei solchen Ansichten mußte Oslander, dessen Forschungen auf historischer Grundlage beruhten, ein entscheidender Gegner des sich immer mehr verbreitenden Rationalismus sein, der zwischen dem Rationalismus und Supernaturalismus ein lästendes Band schlang, und in die Formen von diesem die Ideen von jenem einbüllte.

Erhielt ward Oslander's Geist und Gemüth ange-regt, als mit dem constitutionellen Leben der Staaten zugleich eine Lösung der Ideen über das Heil und die Verfassung der Kirche herbeigeführt ward. Seitdem ver-lauschte er das bisher sehr verdrückte Studium der Kirchengeschichte mit dem des Kirchenrechts. Er be-arbeitete aus denselben einige zeitgemäße Materien, die er dem ersten und dritten Hefte von Eubrecht's Zeitschrift „die christlich-protestantische Kirche in Deutschland" mit-

3) Diesen kritischen Beitrag zur Geschichte der ersten drei Jahrhunderte findet man in dem von Oslander und Eubrecht herausgegebenen Archiv für Kirchengeschichte, 4. Bd. 2. St. 3) Rosen müllers und A. Schlegel's Analitica für exegetische und systematische Theologie, 4. Bd. 1. St. 4) S. Oslander's Vorrede zu einer pragmatischen Darstellung der Paulinischen Versöhnungslehre, in dem ersten Hefte des ersten Bandes von A. Schlegel's Magazin für christliche Prediger.

theilte. In diesen Materien gebiet sein „Plan, eine Representation der evangelischen Kirche Württembergs darzustellen,“ und die Beantwortung der Frage, wozum die deutsche evangelische Kirche in der Reformationsperiode seine rechtliche Verfassung erhalten habe.

Oslanders bisheriger Wirkungskreis erweiterte sich, als er im J. 1823 eine Dekanatsstelle zu Knittlingen erhielt. Auch in diesen Verhältnissen benutzte er, ohne seinen Beruf als Seelsorger zu vernachlässigen, die ihm nur spärlich genöthigte Mufe zu literarischen Beschäftigungen. Einen besondern Reiz erhielt die Dekanatspropädie für ihn durch die mannichfache Anwendung, die er seinen Ideen über die Rechte und Bedürfnisse der Kirche und über ihr Verhältniß zum Staate geben konnte. Für die Würde des geistlichen Standes machte er mit reinem Eifer. Seine Ansicht und sein Scharfsinn broadirten sich in manchen schwierigen Fällen, unter andern bei dem Prohibiren der Reformirten Vereinigung. Weber von seinen Amtsebrüdern, die an ihm mit ungetheilter Liebe hingen, noch sonst von irgend Jemand, der näher mit ihm bekannt war, konnte Oslanders unerwartete Wahrheitsliebe in Zweifel gezogen werden. Die allgemeine Achtung, die er genoss, tröstete ihn unter manchen Leiden, auch über den Tod mehrer Geschwister. Aber seine Gesundheit war schon seit mehreren Jahren bestig erschüttert worden. Wechselnde Krankheitszufälle lösten sich allmählig in eine langwierige Fieberkrankheit auf, die den 6. Dec. 1827 feiner irdischen Laufbahn ein Ziel setzte. Daß seine Gemüthe und seine Freunde an ihm verloren, sagte die tiefe Trauer und Wehmuth, mit der sie seinem Sarge folgten *).

4) Johann, geboren zu Tübingen den 22. April 1637, war ein Sohn des dortigen Professes und Kampfers Johann Adam Oslander. Früh entwickelten sich die Geisteskräfte des Knaben; aber jugendlicher Reichtum brachte ihn mehrmals in Lebensgefahr, unter andern, als er sich einst in seinem 13. Jahr im Meierdau baute, und von dem Strome fortgerissen ward. Seine Fortschritte in den Elementarkenntnissen beschleunigte ein andauernder Fleiß, mit seltenen Talenten gepaart. Seit seinem 14. Jahre besuchte er mehr philologische und philosophische Collegien zu Tübingen; späterhin wandte er sich zur Theologie. Noch nicht 19 Jahre alt hielt er schon öffentliche Reden in lateinischer, griechischer, hebräischer, Chaldäischer, syrischer und arabischer Sprache. Schon damals vertheilte er seine auf allen Theilen der Philosophie, und schon in lateinischer Sprache ein Compendium der Logik und Metaphysik. Beendigt in seinem 20. Jahre ward ihm die Stelle eines Spitalpredigers zu Tübingen angetragen. Ein so beschränkter Wirkungskreis entsprach nicht seiner Neigung. Befreit von dem Drange, die Welt zu sehen, durchreiste er einen Theil Teutsch-

lands, um längsten auf den dortigen Universitäten verweilend, um die Bekanntschaft mit ausgezeichneten Gelehrten für seine höhere Bildung zu brüngen. Eine willkommene Gelegenheit, seine Welt- und Menschenkenntniß zu erweitern, bot sich ihm, als der schwedische Feldmarschall und Reichsrath Baron Horn in Stade ihn zum Erzieher und Reisebegleiter seines in Tübingen studirenden Sohnes ernannte.

Oslander durchreiste mit seinem Jünglinge die Schweiz und Frankreich. Sein dortiger zweijähriger Aufenthalt scheint besonders auf seine Bildung zu einem ausgezeichneten Welt- und Geschäftsmanne den vortheilhaftesten Einfluß gehabt zu haben. Er verweilte in dieser Hinsicht vorzüglich den Umgang mit den höchsten Ständen, mit Gesandten, Ministern, Generalen und andern einflussreichen Personen. Die erlangte Weltkenntniß wirkte wieder vortheilhaft zurück auf seine wissenschaftliche Bildung. Er vertheilte dadurch sein Urtheil über wissenschaftliche Gesellschafte, schärfte, erweiterte seinen Blick und gab seinem Geist eine seltene Biegsamkeit und Gewandtheit, die auch auf seine Handlungen überging. Als vollendeter Weltmann zeigte er sich durch Entschlossenheit und Muth bei augenscheinlicher Lebensgefahr, die ihn mehrmals, zu Wasser und zu Lande, auf seinen Reisen bedroht hatte *).

In willkommene Verührung kam Oslander mit den ausgezeichneten Staatsmännern, Gelehrten, Gelehrten und Künstlern, welche damals, als er Frankreich besuchte, den Hof Ludwigs XIV. zum glänzendsten in Europa machten. Die meisten jener Männer lernte er persönlich kennen, mit andern fand er in genauer Verbindung. Als ihn der schwedische Gesandte in Paris einige Male als Legationssecretair drängte, erhielt er in dieser Eigenschaft bei dem König Turken. Vorzüglichem Anlaß zur Thätigkeit und Entwicklung seiner Talente gab ihm die Verfolgung der Hugenotten, denen er rechtlich beistand, und selbst mit Gefahr seines Lebens ihre Flucht nach Straßburg und über den Rhein hin beehrte. Die Jesuiten suchten ihn für ihre Zwecke zu benutzen, doch gab er ihnen Anlaß zu kein Verdroß, und wird selbst eine Pension von 6000 Livres von sich, die ihm der Beichtvater des Königs, d. Card. angedeihen hatte, wenn er es dahin bringen könnte, daß sein Vater die übrigen Lutheraner Theologen überrede, einer Generalsynode in Straßburg beizumohnen.

Als Oslander, bereichert mit mannichfachen Kenntnissen, nach Stade zurückkehrte, erhielt er von dem Vater seines Jünglinge, außer einem ansehnlichen Geldgeschenke, zugleich die Aussicht auf die Consistorialrathsstelle zu Bremen und Verden. Er lehnte aber diesen Antrag ab, als ihm (1656) in Tübingen eine außerordentliche Lehrstelle der hebräischen Sprache und Geogra-

5) V. Abraham beendeter Geschichte Württembergs. I. Theil. S. 59. Heinrich Döring, Der gehobene Zeitgenossen Zeitkalkül. 8. Bd. S. 169 ff. Der neue Krieger der Zeitgenossen. 2. Theil. S. 1150 (Wann war die letzte Zeitgenossen Zeitgenossen und der von ihm bekehrten Vater).

1) Bei einer Mäherung der Truppen des Kaisers Karl Ludwig zu Gießen ging er Gefolge, durch eine ansehnliche Heeresschwärme in die Luft gesprengt zu werden und nur eine Wundwunde trug er sich zu. Er wurde auf einem weißen Pferd und Lager seiner letzten Tage.

phie angeboten ward. Noch in dem genannten Jahre ward er ordentlicher Professor der griechischen Sprache und Philosophie. Wie bisher in Weltgeschäften, so bewährte sich nun auf glänzende Weise Oslanders rastlose Thätigkeit in seinem Stuhlammer, auf der Kanzel und dem Katheder. Er predigte, disputirte, hielt Vorlesungen und akademische Reden, die letzten, wie auch seine Predigten, mit großem Beifalle. Von einer kritischen Ausgabe des Hesiodus, die auf längere Zeit seinen Fleiß in Anspruch nahm, ward er durch Beschäftigungen anderer Art wieder abgelenkt, ohne jemals wieder die nöthige Ruhe zur Vollenbung jener Arbeit zu finden.

Damals (1688) war zwischen Preussland und Frankreich der unselige Krieg ausgebrochen, dem endlich der Friede zu Westphal ein Ziel setzte. Die französischen Truppen hatten noch in dem genannten Jahre Philippsbühl, Raasdien, Frankenthal, Spier, Worms, Mainz u. genommen, waren in Schwaben und Württemberg eingedrungen und auch bis nach Tübingen gerückt. In jener bedenklichen Periode ward Oslander durch seine Kenntniß der französischen Sprache und Gewandtheit im praktischen Leben der Leiter seiner Vaterstadt, als sie ihn in das französische Hauptquartier sandte. Im gelang es, den harten Sinn der Generale Montclair und Personat zu brühen. Der bereits gegebene Befehl, die Stadt anzujünden, wurde widerrufen. Selbst der Plünderung wußte Oslanders Verschänkung zu wehren. Vergebens aber machte er Vorstellungen gegen eine beträchtliche Contribution, welche die französischen Machtbehörden forderten. Auch gelang es ihm nicht, sie von dem Verbothen abzubringen, daß das Schloß, nebst den Stadtmauern, Thürmen und Bastionen gesprengt werden sollte. Damals wagte er einen Schritt, der für seinen Muth und Patriotismus ein gleich rühmliches Zeugniß ablegt. Unerschrocken der rings aufgestellten Wachen schlich er sich in nächtlicher Stille ganz allein an die Thre, wo sich die Patrouillen befanden, und trug mehrere Pulverfässer herein. Die gesprengten Mienen verlagten ihre Wirkung, und Oslander, der, um das furchtbare Schauspiel mit anzusehen, von dem Generale Personat aufs Schloß geladen war, wußte den enträthelten französischen Feldherrn zu befähigen, indem er den versetzten Effect auf die Härte der Steine, sowie auf die Kürze der Zeit, wob, in der Alles veranstaltet werden sol. Als die französischen Truppen bei ihrem Abzuge (den 16. Dec. 1688) den außerordentlichen Befehl, nicht zu plündern, dennoch in einzelnen Häusern überschritten, gelang es Oslanders Aufmerksamkeit und Umsicht, mehrere Erzfassen vorzubringen, und vieler Menschen Leben und Vermögen zu retten. Nach dieser Anstrengung einige Ruhe zu genießen war ihm nicht gedünkt. Bereits den 17. Dec. mußte er nach Württemberg eilen, um auch dort eine künftige Kapitulation des General Personat einzulegen. Er that es mit glücklichem Erfolg; aber ein neues Ungewitter drohte seiner Vaterstadt, als der französische General Horn, höchst unvorsicht mit der grüßlichen Behandlung Tübingens, Befehl gab, augenblicklich die Stadtmauern niederzureißen. Durch die Versicherung, daß dieselben durch die

Bürger von Tübingen selbst vollends abgebrochen werden würden, wußte Oslander auch dieser harten Maßregel vorzubeugen. Die französischen Truppen, unterdessen in Stuttgart eingebrungen, bedrohten auch diese Stadt mit Einschließung. In der überall herrschenden Verwirrung nahm der Hof und das Ministerium seine Zuflucht zu Oslander, der gleich nach seiner Ankunft in Stuttgart, von dem commandirenden General die Erlaubniß erhielt, mit einigen Dragonern bei Tag und Nacht durch die Stadt zu streifen und jeder Unordnung vorzubeugen. Er that dies mit rühmlichem Eifer, war überall, wo er seine Gegenwart für nöthig erachtete, und glänzte sich nur wenig schloß. Nie war Oslanders Thätigkeit größer gewesen, als in der furchtbaren Nacht vom 22. bis zum 23. Dec. Damals waren 3000 Mann Reistruppen mit einem kaiserl. Cavallerieregiment und 8000 Bauern besammelt, um Stuttgart zu besetzen. Die Entrüstung der französischen Befehlshaber über diese Nachthat ließ eine Plünderung und Zerstörung der Stadt befehlen. Oslander beruhigte und ermutigte die bebrähten und geängstigten Bürger, sprach für die Minister, die in jener Nacht vor dem französischen General hatten erscheinen und die härtesten Injunctiven über sich ergehen lassen mußten, und rettete sie vor offenkundigen Mißhandlungen. Auch die Denzigen, die jedem Augenblick das Ansehen der Stadt erwartete, suchte er zu trösten durch die Versicherung eines baldigen Abzugs der französischen Truppen. Noch in derselben Nacht drangen sie auf, und Oslander, den Officieren entgegenstehend, machte ihnen, im Namen der Denzigen, Geschenke, um Unordnungen vorzubeugen; aber nur Muth und Entschlossenheit retteten ihn, mehrmals aus drohender Lebensgefahr.

Mit dem frohen Bewußtsein, zahlloses Leid verhütet zu haben, und geehrt durch den Dank des Hofes und der Stadt, kehrte Oslander, nachdem die Franzosen Württemberg völlig geräumt hatten, wieder in den frühern Kreis seiner Thätigkeit zurück. Er hielt akademische Vorlesungen, disputirte und predigte. Doch nicht lange war ihm, bei dem noch immer fortwährenden Krieg und den häufigen, für das Land höchst drückenden Durchzügen fremder Truppen, jene Ruhe gedünkt. Wedermal war ihm schon der Antrag geworden, die Stelle eines Kriegscommissairs zu übernehmen. Als im J. 1690 sich die Nachricht von dem Annahm des ungarischen Generals Babor verbreitete, ging er denselben, während Andere jagten, unerschrocken entgegen, begleitete ihn auf seinem Einzuge nach Nürnberg, und erwarb sich in seinem Grade des ungarischen Befehlshabers Gnnst, die sich auch durch äußere Auszeichnungen betätigte. Der glückliche Erfolg seiner Bemühungen verbreitete sich überall, selbst in fremden Ländern und unter auswärtigen Mächten. Als Oslander bald nachher in Gesellschaft des württembergischen Hofes an den Gouverneur von Mailand gesandt wurde, begleitete er die unter dem Grafen Colais stehende Cavalerie in Mailand als Oberkriegscommissair, und späterhin auch das Ratiborsische Corps, welches er, ungedrückt zahlloser Schwierigkeiten, die ihm die Besonnenheit des Landes und der moralische Charakter der

Soldaten und Einwohner entgegenstellte, ohne Verlust eines einzigen Mannes nach Zamosa brachte. Bei jeder drohenden Gefahr war Oflander der Erste, der ihr beherzt entgegenging. Seiner Überredung gelang es auch, die französischen Truppen, welche 1693 unter der Anführung des wüthenden Melak in Württemberg wieder eingefallen waren, und sich Zübingen näherten, zu einem schnellen Abzuge zu bewegen.

Bei den häufigen Geschäftsfreien, zu denen ihn der damalige Administrator von Württemberg, Friedrich Karl, gebraucht, hatte er die Pflichten seines akademischen Lehramts nicht in ihrem ganzen Umfang erfüllen können. Er erhielt daher im J. 1697 statt der bisher bekleideten Professurstelle die Prädikatur zu Königsbronn, und 1699 zu Hirschau, womit er nachher auch die Stelle eines Landeskanzlers, Confissorialdirectors und Vissitators der Universität Zübingen verband. Eine Geheimrathsstelle lehnte er entschieden ab, und nur mit Mühe ließ er sich bewegen, den Charakter eines Geheimraths anzunehmen. Bei allen diesen Ämtern blieb Oflander stets sein Aufenhalten. Als eifriger und unerschütterlicher Patriot zeigte er sich in jedem Verhältniß, und fruchtlos bieben die Bemühungen der herzoglichen Wittve Gräfin, ihn in ihr Interesse zu ziehen, um in die öffentlichen Angelegenheiten einen Einfluß zu gewinnen¹⁾.

Wenig indessen that Oflander das Interesse des Vaterlandes aus dem Auge verlor, leugnen läßt sich nicht, daß er zuweilen den richtigen Gesichtspunkt übernahm, und verteidigte, was er füglich hätte befreiten sollen. Der Einfluß des Herzogs, auch nach eingetretener Friede die zum Krieg erforderliche Heeresmacht beizubehalten, erregte fast allgemeine Mißbilligung, besonders unter den Landständen. Unter diesen bemühte sich besonders der Consulent Hörner, ein patriotisch gesinnter Mann und heller Kopf, mit nicht verwerflichen Gründen darzutun, was für unvermeidliche Nachteile dies Abweichen von der bisherigen Gewohnheit mit sich führen werde. Oflander aber stellte Hörners Besorgnisse als völlig ungegründet dar, und bewies, daß auch nach dem Frieden einige Regimenter unterhalten wurden. Aber manche nicht unwerthvolle Vorwürfe trafen ihn, als die Folgen jener zu Gunsten des Hofes von ihm empfohlenen Maßregel sichtbar wurden. Die Vermehrung des Militärs und die Errichtung eines aus lauter Adeligen bestehenden Gabinetcorps verursachte manchen Aufwand, der durch eine neue Steuer getreut werden mußte, den nachtheiligen Einfluß ungerechnet, den die zahllosen Fremden auf die einfachen Eliten des württembergischen Bürgers gewannen.

Besentliche Verdienste erwarb sich Oflander als Confissorialdirector. Er förderte gute Gesehe und ihre Anwendung, führte die Confirmation im Württembergischen ein, und sorgte für zweckmäßigere Einrichtungen im

Kirchen- und Schulwesen. Den größten Theil seiner Zeit widmete er aber fortwährend der Politik und den damit zusammenhängenden Geschäften. So lange Karl Friedrich Administrator war, oder bei der Armee im Felde stand, hatte er sich Oflanders in öffentlichen Angelegenheiten mit so gutem Erfolge bedient, daß er sein Bedenken trug, ihm auch die Beforgung seiner Privatgeschäfte zu übergeben. Oflander leistete ihm viele und werthvolle Dienste, war bei seiner langwierigen Krankheit oft um ihn, und besorgte nach seinem Tod auch die Angelegenheiten seiner Gemahlin und Kinder, zu deren vermögenschaftlichem Rath er ernannt worden war. Mit gleichem Eifer diente er dem regierenden Fürsten bei mehreren wichtigen Veranlassungen. Bei den geheimsten Regierungsangelegenheiten ward er zu Rath gezogen, und den Conferenzen mit fremden Ministern und Fürsten wohnte er fast regelmäßig bei. Vorzüglich wurde er zu Gesandtschaften an auswärtige Höfe gebraucht, und der Ruf seines Talents zu Geschäften dieser Art verbreitete sich so allgemein, daß der Kurfürst von Hessen-Cassel, die Könige von Preußen und von Polen, sowie mehrere andere größere und kleinere Fürsten sich seiner in ihren Verhandlungen bedienten. Die damaligen Verhältnisse Württembergs zu mehreren italienischen Staaten, unter andern zu Mailand und Venedig, führten ihn neunmal als Gesandten nach Italien. Am wichtigsten aber war seine im Auftrag eines teutschen Reichsfürsten unternommene Gesandtschaftsreise nach Schweden und Dänemark. Er ward in Kopenhagen mit allgemeiner Auszeichnung und selbst von dem Könige mit ungewöhnlicher Achtung empfangen. Ungeachtet ihrer Wichtigkeit besorgte er die ihm übertragenen Geschäfte schnell, leicht und glücklich. In Stockholm fand er die einflussreichsten Staatsmänner bereit, ihm zur Erreichung seiner Zwecke beihilflich zu sein. Kaum ein halbes Jahr war vergangen, seit er wieder in sein Vaterland zurückgekehrt war, als er abermals nach Stockholm gesandt ward, um mit Karl XII., der sich damals in Krakau aufhielt, persönlich zu unterhandeln. Die erste Bekanntschafft des großen Königs machte er zuvörderst bei dem Gouverneur von Krakau, dem Grafen Steinböck, den er von Paris her kannte und ihn einst aus drohender Lebensgefahr gerettet hatte.

„Eben saßen,“ erzählt Abel in seiner Lebensbeschreibung Oflanders, „die beiden Freunde beim Abendessen, als ein Mann hereintrat, von ansehnlicher, schon gewohnter Statur, großen blauen Augen voll Continnuität, vollkommen großer kräftiger Nase, kurzen, grabe aufstehenden Haaren, in großen Stiefeln, in einem groben blauen Tuchrock, mit vergoldeten Kupferknöpfen, an der Seite einen Degen, auf dessen Knopf er sich öfters lehnte. Es war Karl XII.“

Als Oflander dem Könige von seinem Freunde vorgestellt worden war, der den Umfang seiner Lebensleistung nicht verschwie, und außerdem noch Manches zur Empfehlung des württembergischen Prälats vorbrachte, erhielt dieser bei Karl XII. die gewünschte Audienz, welche jener Monarch damals allen auswärtigen Gesandten verweigerte. Er trug seine Angelegenheiten in wenig Worten

¹⁾ Spittler erzählt, daß Oflander, als für einst verlangt, gleich der regierenden Herzogin in das Kirchengericht eingeflossen zu werden, ihr antwortet habe: „se sei ja schon darin eingeschlossen; man bete ja jedesmal: Gott! und von dem übel!“

X. Capitel. V. B. u. A. Dritte Section. VI.

ten vor, und erhielt sogleich die Versicherung des Königs, einen württembergischen Prinzen zu sich nehmen zu wollen. Seitdem speiste er stets im königlichen Palaß, und ward selbst einige Male von Karl XII. zur Tafel gezogen, der sich mit ihm über die mannichfachen Gegenstände unterhielt, ihm sichtbare Zeichen seiner Zufriedenheit gab, unter andern durch das Anerbieten einer schwedischen Kirchenrathsstelle, und ihn mit den Worten entließ: „Kommt nur bald wieder, Prälat, und bringt den Prinzen mit!“

Osiander kam in der That wieder, doch nicht bloß mit dem Prinzen, sondern auch mit wichtigen Aufträgen von dem Könige von Polen, den er in Warzburg gesprochen. Ihm verdankte Osiander den Titel eines Kirchenraths, nachdem der König ihn fruchtlos ersucht hatte, in seine Dienste zu treten. Auf der Rückreise von Schweden, wohin er, nachdem er einige Jahre in seiner Heimath zugebracht, zum vierten Male gesendet worden war, verweilte er bei dem Könige von Polen in Leipzig, dort Karls XII. Ankunft erwartend. Mit beiden Fürsten, die damals mit einander Frieden geschlossen hatten, unterhielt er sich mehrfach über politische Gegenstände.

Die letzte wichtigste Gesandtschaftsreise Osianders fällt in das J. 1721, das 65. seines Lebens. Zur Zufriedenheit des Herzogs von Württemberg vollzog er damals seine Aufträge an den König von England, Georg I., der ihn schon früher kannte. Den ehrenvollen Auftrag, auch nach Russland an Peter den Großen gesendet zu werden, lehnte Osiander ab. Der Abend seines Lebens war gekommen und mit ihm der Wunsch, die noch übrigen Tage sich selbst zu leben. In seinem, außerhalb der Stadt Lützen auf einer Anhöhe gelegenen, Hause, das eine weite Aussicht in die umliegende Gegend darbot, genoß er, entfernt vom Weltgerühle, das Glück der Einsamkeit und des Landlebens. Vorbereitet hatte er sich zum Genusse dieses Glücks durch Ausbildung des Geistes und Herzens, durch die erworbene Weltkenntniß und durch seine erfolgreichen, aber oft mühevollen Anstrengungen. So lange es die Witterung erlaubte, blieb er in dem Garten, der seine Wohnung umgab, wo er sich mit einigen Freunden unterhielt, oder seine Bäume und Blumen warfete und pflegte; dort, im Schooße der Natur, gewann sein Geist Kräfte zu neuen Anstrengungen, sein Herz immer regere Theilnahme an dem Wohle seiner Mitmenschen. Aber seine Seele beschäftigte sich auch dort mit dem Gedanken an Gott und Unsterblichkeit.

Die Erfüllung seiner Bestimmung auf Erden hatte er zwar stets für die angemessenste Vorbereitung zu dem höhern Dasein gehalten. Doch glaubte er, aus den Zerstörungen der Weltgeschichte, wenigstens am Ende der biblischen Laufbahn, sich zurückziehen zu müssen. Die Zerstörung seiner Gesundheit machte ihn, der sich von abergläubischen Vorstellungen nie ganz hatte loszagen können, diesen noch geneigter in den letzten Jahren seines Lebens. Er sang und betete häufiger, als jemals, gern öfter das Abendmahl, und wählte zu seiner Unterhaltung fast ohne Ausnahme religiöse Gegenstände. In jeder Blume, in jedem Gräschen glaubte er die Gottheit zu

erblicken. Die Freuden der Welt ekelten ihn an, und selten verließ ihn der Gedanke an das Grab und an ein höheres Leben. Indem er sich mit sanfter Dankbarkeit an das jählose Gute erinnerte, das ihm aus der Hand der Vorberedung zugeflossen, sank seine Meinung von sich so tief herab, daß er sich sogar für ganz verächtlich und kraßwürdig hielt. In dieser Periode der tiefsten Selbsterniedrigung bot ihm das feste Vertrauen auf die Huld und Barmherzigkeit Gottes einen freundlichen Trost in schweren Körperleiden. Eine glänzende Erleuchtung der Kräfte beschleunigte seinen Tod den 28. Oct. 1724 im 67. Lebensjahre.

Achtungswürth in jedem Verhältniß und das allgemeine Vertrauen in hohem Grade verdienend, zeichnete sich Osiander besonders aus durch seinen Scharfblick, durch Biegsamkeit und Gewandtheit des Geistes, durch gereifte Welt- und Menschenkenntniß, durch rastlose Thätigkeit, Geistesgegenwart, Entschlossenheit und Muth. Charakteristisch war es, daß er auch in den gebräuchlichsten Geschäften immer ganz offen, freimüthig und ohne Menschenfurcht handelte. Er war geneigt, den glücklichen Erfolg seiner Bemühungen weniger seiner Geschicklichkeit, als eben jenem offenen und freimüthigen Benehmen beizumessen. Aber er hatte auch in der That nichts zu verbergen. Redlichkeit, Uneigennützigkeit waren die Quellen, aus denen seine Handlungsweise floß. Durch sie gelangte er unter den europäischen Fürsten zu einem Ansehen, dessen sich nur wenige seines Standes rühmen konnten. Er hatte persönliche Unterredungen gehabt mit dem deutschen Kaiser, mit den Königen von Frankreich, England, Schweden, Polen, Dänemark und Preußen. Mit mehreren dieser Fürsten stand er in noch näherer Verbindung und selbst in Briefwechsel. Er machte ihnen Besuche, die sie zum Theil erwiderten. Nicht bloß mit Hunk, selbst mit ausgezeichneter Achtung ward er von ihnen behandelt. Diese Achtung sich zu erwerben, hatte er keine niedrige Kunstgriffe angewendet, sondern stets seinen offenerherzigen und freimüthigen Charakter behauptet. Der Hauptgrund seiner wohlwollenden Gesinnungen dürfte daher wohl in Osianders vorzüglicher Höflichkeit und Brauchbarkeit zu suchen sein.

Aber nicht bloß im öffentlichen, auch im Privatleben war er ein höchst achtungswerther Mann. So zeigte er sich in seinen ehelichen Verhältnissen und in dem Umgange mit seinen Freunden. Ihnen mit Rath und That beihilflich zu sein, suchte er kein Opfer. Selbst gegen seine entschiedensten Feinde betrug er sich großmüthig. Unglückliche konnten stets auf seinen Beistand rechnen. In den Kriegsdrangsalen theilte er mit den Armen den Rest seiner Habe. Stolz und herrschaftlich war der Mann nicht, der in so hohem Grade die Gunst der Großen besaß. Er drängte sich nie zu irgend einem Amt, und mußte vielmehr oft zur Annahme desselben gezwungen werden. Mit seinen Verdiensten zu prahlen widerstrebte der Bescheidenheit seines Charakters. Nur selten, höchstens im Kreise vertrauter Freunde, berührte er Lebensereignisse, in denen er selbst und seine Handlungsweise in einem vorthellhaften Licht erschien. Glücklich über-

flandene Befahren waren ein Lieblingsgegenstand seiner Erzählungen, die dann stets mit einem Lobe der Gotttheit endigten. Anspruchslosigkeit und Bescheidenheit erhöhten seine vielfachen Verdienste, und noch lange nach Dfanders Tod erinnerte man sich in seiner Vaterstadt an das einfache und prunklose Leben des Mannes, der oft an den Tafeln der Fürsten gesessen, mit den Mächtigen der Erde in naher Berührung gestanden und doch jedem Kinde freundlich die Hand geboten, jeden Bettler begrüßt hatte *).

5) Johann Adam, geboren zu Tübingen den 15. August 1701, war ein Sohn des dortigen Professors der Medicin und herzogl. württembergischen Leibarztes J. A. Dfander, der ihm aber frühzeitig (1708) durch den Tod entziffen ward. Für seine Erziehung sorgte mit Eifer sein Oheim, der württembergische Geheimrath und Conscriptoralsdirector Johann Dfander. Neben dem Unterricht in der öffentlichen Schule seiner Vaterstadt erhielt er noch Privatstunden. Seine glücklichen Geistesanlagen, die sich in früher Jugend entwickelt hatten, unterstützten rege Wissbegierde und rastloser Fleiß. In seiner wissenschaftlichen Bildung machte Dfander so schnelle Fortschritte, daß er bereits in seinem 14. Jahre (1715) zu Tübingen seine akademische Laufbahn eröffnen konnte. Seine philologischen, historischen und philosophischen Studien leiteten Reuvß, J. R. Dfander, Hagemeier, Köbler und Hochstetter. Erst späterhin, nachdem er (1717) die Magisterwürde erlangt, wandte er sich zur Theologie. Seine Haupttätigkeit im Gebiete dieser Wissenschaft waren J. G. Pfaff, Hofmann, Weismann, Pregler und Klemm. Den entscheidenden Einfluß aber auf seine theologische Bildung gewann der damalige Professor der Theologie und nachherige Kanzler der Universität Tübingen, Christoph Matthäus Pfaff, dessen Collegien er fleißig besuchte.

Als Dfander, nach Beendigung seiner akademischen Laufbahn, als Vicarius nach Waldbusch und Redorfthaltingen geschickt ward, lebte er das von den beiden dortigen Gemeinden ihm angetragene Vicariat ab. Seine Neigung zog ihn zum akademischen Leben. Im J. 1720 vertbeidigte er zu Tübingen unter dem Vorthe des Kanzlers Pfaff dessen Dissertation: De successione episcopali. Er ward um diese Zeit Schloßprediger zu Tübingen und zwei Jahre später Repetent an dem dortigen theologischen Stift. Im J. 1728 erhielt Dfander mit dem Diaconat zu Galt zugleich die Zusicherung, bei der ersten Vacanz in das Kirchenministerium zu Stuttgart oder Tübingen befördert zu werden. Durch einstimmige Wahl ward er 1730 Diaconus zu Tübingen und zwei Jahre später dafelbst außerordentlicher Professor der Philosophie. Ein rühmliches Zeugnis für seinen Scharfsinn lieferte eine damals von ihm vertbeidigte Abhandlung, in welcher er die Unsterblichkeit der Seele aus Vernunftgründen darzuthun bemüht war *). Im J. 1739 erhielt

er eine ordentliche Professur der griechischen Sprache auf der Universität Tübingen. Er eröffnete sie mit einer Rede über den Ursprung der verschiedenen Lesarten des N. T. *). Nachdem er (1744) Rector des akademischen Gymnasiums und 1747 Ephorus des theologischen Stifts geworden war, erhielt er bald nachher die Würde eines Pädagogiarthen ob der Stalg.

Dfander starb den 20. Nov. 1756 mit dem Ruhm eines Gelehrten, dem kein Zweig des theologischen Wissens völlig fremd geblieben war. Doch hatte er sich, unterstützt durch schätzbare Sprachkenntnisse, vorzugeweise mit der neuestematischen Erregre und Kritik der biblischen Urkunden beschäftigt. Seine gründliche Gelehrsamkeit in den genannten Fächern entwickelte er in mehreren lateinischen Dissertationen, die unter seinen Zeitgenossen, besonders in Holland, großen Beifall fanden. Auch noch jetzt haben mehr dieser Abhandlungen nicht ganz ihre Brauchbarkeit verloren. Beachtungswert sind besonders die (1742) geschriebene Oratio de MS. Codicis N. T. Vaticano, Alexandrino, Graeco polioribus, und die Dissertation: De praecipuis lectionibus variantibus in Epistolis catholicis N. T. occurrentibus. Sie ward 1748 zu Tübingen gedruckt. Fast in Allem, was er schrieb, zeigte sich sein Scharfsinn und seine große Reifeheit, besonders aber in dem Theile seiner akademischen Schriften, wo er über Gegenstände der Metaphysik, unter andern über die Seelenwanderung *), polemisirte *).

(Heinrich Döring.)

Osias, s. Hosens.

OSICA, Stadt in Albanien zwischen den Flüssen Gyrus und Albanus, von Ptolemäus erwähnt, sonst nicht bekannt. (Völscher.)

OSICERDA, ein *Oaxaca* in Spanien bei Leonica am Iberus (Ebro) hat Ptolemäus, Ossiherdenae in Hispania Tarraconensis, zum Gerichtsbezirk von Gäsarungusta gehörig, Plinius (III, 3, 4), der sie zu Latini veteres rechnet; auf den Münzen lernen wir Osi certa als municipium kennen; man erklärt es für Osi fera bei Soraogalla. Vergl. Ultert, Geogr. d. Gr. u. Römer. II, 1, 417. Eichel, D. N. V, 1, 54. (H.)

OSID (teufliche Heidenknecht). 1) Dfibi, König von Griechenland, Vater Dtrnits und Atli's (Egels, Attia's), den er, als er zwölf Winter war, zum Dauptling über alle Häuptlinge setzte. Sein ältester Sohn Dtrnits erhält nach seinem Tode Griechenland, während Atli sich Freunenland erobert. 2) Dfibi, des Vorigen Enkel, Dtrnits Sohn, zieht zu seinem Vaterbruder, dem König Atli von Freunenland, der ihn an seinem Hofe zum Häupt-

2) Oratio de originibus variantium lectionum Novi Testamenti. (Tubing. 1739. 4.) 3) S. die Abhandlung: De transmigratione animarum humanarum ex suis corporibus in alia corpora. (Tubingae 1749. 4.) 4) S. Progr. fnebre. (Tubingae 1756. 4.) 5) S. die Geschichte der Universität Tübingen. S. 178 f. Tübinger Bericht. 1756. St. 41. 1757. St. 2. Weis'se Bericht der vom J. 1750—1800 verstorbenen teutschen Schriftsteller. 10. Bd. S. 235 f. Heinrich Döring, Die geistlichen Aemter des Reichs. 3. Bd. S. 173 f. (wo man zugleich ein Verzeichniß von Dfanders sämtlichen Schriften findet).

8) S. (J. R. Arel's) Lebensbeschreibung Johann Dfanders. (Tübingen 1795.) 9) Adversus Gethenariorum. 3. Th. S. 1180.

1) Plac. de immortalitate animae ex lumine rationis probabil. (Tubingae 1732. 4.)

ling über manchen seiner Ritter setzt, wird von ihm zum König Dsantrix von Bissinaland geschickt, um dessen Tochter, Erfa, für seinen Vaterbruder zu erwerben, muß aber ununterrichteter Sache nach Heumenland zurückkehren. Nachmal wird Dsid von Königin für seinen Bruder Albrand ausgegeben, mit an Dsantrix Hof genommen, blüht Erfa auf, entfährt, und besteht, von Dsantrix in Warburg belagert, große Kämpfe, bis er von seinem Vaterbruder Alsi entsetzt wird. 3) Dsid, des Königs Nias von Griechenland zweiter Sohn, Hermitis Bruder, geht zu seinem Vaterbruder, dem König Dsantrix von Bissinaland, wird nebst seinem Bruder Hermitis von Dsantrix zu dem Könige Melias von Heumenland gesendet, um für seinen Vaterbruder des Melias Tochter, Oda, zu erwerben, aber von Melias in Fesseln gelegt*).

(Ferdinand Wächter.)

OSII. Nach Plinius (VI, 23) ein Volk an der östlichen Seite des Indus in dessen nördlichen Theilen, in der Gegend von Torila. Sonst unbekannt. (Völcker.)

OSIMO, Stadt und Bischofsitz in der Delegation Ancona im Kirchenstaate. Sie liegt auf einer Anhöhe, von welcher man eine treffliche Aussicht hat, ist gut gebaut, hat eine Kathedrale, mehrere Pfarrkirchen und Mönchs-klöster, zwei Nonnenklöster, ein Collegium und 12,000 Einwohner, die sich größtentheils von der Landwirthschaft nähren. (L. F. Kämtz.)

OSIO, OSIUS (Felice), Professor der Brechsamkeit zu Padua, geboren zu Mailand 1587, aus einer alten Familie, die mehrere ausgezeichnete Männer zählte. Er studierte in seiner Vaterstadt Humaniora, Philosophie und Theologie, erhielt in seinem 22. Jahre die theologische Doctorwürde, und lebte darauf an verschiedenen Collegien, bis ihm im J. 1621 zu Padua der Lehrstuhl der Brechsamkeit übertragen wurde. Auf seinen Betrieb beschloß der Senat von Venedig die Errichtung einer öffentlichen Bibliothek zu Padua, aber während er mit der Einrichtung derselben beschäftigt war, raffte ihn den 29. Jul. 1631 die Pest hinweg. Als Rhetor bei feierlichen Veranlassungen war er berühmte, und seine Schriften zeugen von vielen Kenntnissen. s. B. Romano-Graecia; Tractatus de sepulchris et epitaphiis Ethnicorum et Christianorum; Elogia scriptorum illustrium; Orationes; Epistolae lib. II. Er schrieb mit gleicher Leichtigkeit in Prosa und Versen, hinterließ aber Vieles handschriftlich. Eine Hauptbeschäftigung machte er sich daraus, die Denkmäler der italienischen Geschichte aus dem Mittelalter zu sammeln und herauszugeben, ein Plan, an dessen Ausführung ihn der Tod verhinderte, und den später Muratori aufhob. Indessen gab er doch einige schätzbare Historiker des Mittelalters, aber mit einem überladen gelehrten Commentare, heraus. Dahin gehören: Historia rerum Laudensium (von Ditho und Acerbi Morena). (Venet. 1629 und 1639. 4.; auch in Graevii thes. antiq. Ital. T. III., in Leibnitzii script.

rer. Brunsv. T. I. und in Muratori scriptis. rer. Ital. T. VI.) De factis in Marchia Trevisana, lib. XII. (mit Albertus Rustatus). (Venet. 1636. fol. und bei Muratori T. VI. und VIII.) De novitiis Paduae et Lombardiae, lib. XII. (von Guglielmo und Alberghetto Gorsio). (Venet. 1636. fol. und im Thes. Ital. T. VI. P. I.) *)

(Baur.)

OSIRIS, ein ägyptischer Gott, welcher mit seiner Gemahlin allein von dem ganzen Volk in allen Landestheilen verehrt wurde, während nicht alle Ägypter dieselben Götter auf gleiche Weise anbeteten*). — Eine Darstellung der ägyptischen Theologie, so vielfach diese leichtsinnig versucht ist, wird in den meisten Punkten eine Aufgabe von unauslöschlicher Schwierigkeit bleiben, weil unsere Nachrichten bloß aus griechischen Quellen geschöpft sind, die griechische Vorstellungswelt aber von der ägyptischen in ihrer innersten Eigentümlichkeit verschieden war. Eine sichere Kenntnis von den religiösen Vorstellungen eines Volkes läßt sich nur dann erwerben, wenn wir dieselben in monichaltiger Spiegelung des Lebens und der menschlichen Schwäche betrachten können, wie dies für die griechische Theologie in Gebieten, Culten und Sagen in völlig genügendem Reichtume vorliegt, für die ägyptische aber entbehren wir aller dieser Hülfsmittel, indem von den darauf bezüglichen Sagen nur vereinzelte, von den Culten nur dürftige Nachrichten auf uns gekommen und überdies von den frühesten Berichterstattern durch postiches, von den spätern durch philosophisches Mißverständnis entstellt oder doch verdächtig sind, von Gebieten aber und überhaupt von Schriften uns gar nichts vorliegt, als die verhältnismäßig nicht zahlreichen hieroglyphischen Denkmäler, die wir ebenfalls nur dann mit Sicherheit werten lernen können, wenn wir uns schon des charakteristischen Verhältnisses ägyptischer Symbolistik völlig bemächtigt hätten. Da es spätern Zeiten aufbehalten sein wird, durch genaue Ausforschung dessen, was in der gemischten Bildung der orientalisches-hellenistischen Welt ägyptischem Einflusse zuschreiben ist, deutliche Kennzeichen für die eigentümlich nationale ägyptische Denkwelt aufzufinden, wer möchte darüber absprechen? Bis jetzt aber ist alle Kenntnis dieser Gegenstände, so positiv sie reden mag, von einer solchen Sicherheit noch unentbehrlich fern. Uns bleibt daher, da wir doch nur durch griechische Vermittelung hier leben können, als Zeitfaden nichts übrig, als möglichst genaues Ansdiehen an die ältesten griechischen Nachrichten und kritische Ergänzung ihrer Mangelhaftigkeit aus den spätern. Denn postiches Mißverstehen trägt den Gegenstand immer weniger, als wirklich philosophisches und wer wollte nicht lieber in Jettidären Herodotischer Zeit besangen sein, als in denen der neuplatonischen? Unheimlich und unschön ist freilich die ägyptische Welt so gut wie diese, aber weniger krankhaft und

*) Wilkins-Saga, Cap. 64. (o. der Fagenses überl. I. S. 221.) Cap. 62. S. 239 — 241. Cap. 64. S. 244 — 246. Cap. 78, 79. S. 274, 275.

*) Argelati biblioth. scriptor. Mediolanens. Freheri theat. P. IV. p. 1527 (mit seinem Bildnisse). Baillet, Jugem. T. II. p. 221. Papadopoli, Hist. gymnas. Patav. T. I. p. 358. Tiraboschi, Storia letterat. T. VIII. p. 384.

1) Herod. II, 42.

verklummert; sie hat daher von den allgemeinen Thatfachen des religiösen Bewusstseins manche auf eine Weise ausgedrückt, die bei aller Verschiedenheit in den einzelnen Vorstellungsformen der altgriechischen immer noch näher steht, als der taumelnden Speculation der Neuplatoniker, wenn auch traditionell in deren Schriften noch so viel von altägyptischen Vorstellungen enthalten sein mag.

Eine der merkwürdigsten religiösen Thatfachen ist die Unsicherheit des Identitums, sich den weltbildenden Gott als uranfänglich, geschweige denn als Schöpfer der Welt aus Nichts zu denken, ohne Zweifel, weil den uranfänglichen Gott keine Vorstellung faßt, über die Vorstellung aber die heidnische Religion nicht hinaufzusehen vermag. Der lebendige Gott ist den Griechen so sehr ein gewordener, ein erzeugter, daß es sogar mehrer Zeugungen bedarf, ehe sich die göttliche Natur zu ihm erhebt; nicht Uranos, nicht Kronos ist der wahrhaft göttliche Gott, sondern erst Zeus. So stellte nun auch die ägyptische Theologie mehrere Götterreihen nach einander auf, als den der frühesten Götter einen von acht¹⁾, unter denen Mendes²⁾ und Sute³⁾ (Pan und Iseu), dann einen von zwölf⁴⁾, unter denen Herakles (Osiris)⁵⁾, endlich einen dritten, dessen Zahl uns unbekant ist, von Göttern, die von jenen zwölf erzeugt seien, und unter diesen steht Osiris⁶⁾. Unter diesen Göttern ist immer einer der König, und zuletzt Dros, Osiris' Sohn und Räder⁷⁾. gewiß also, wie spätere Schriftsteller auch ausdrücklich angeben, sein Vater nicht minder. Dros schließt die Reihe der Götterreihe⁸⁾, sein Vater, der Götterkönig Osiris, der am allgemeinsten vom Volke verehrte Gott, ist also der vorsteht in der rechtmäßigen Welt Herrschaft. Auch hierfür findet sich in der griechischen Religion eine Analogie; denn in den Orphischen Weltgeschichten folgte aus Zeus noch der Weltverderber Zagreus, nicht göttlicher, als sein Vater, aber der Mittler zwischen ihm und den Menschen in Leben und Tod, wie in andern griechischen Gedankenkreisen dieser Mittler, wenngleich nicht König, Apollon oder Dionysos ist. Osiris ist nun keinesweges, wie sich gleich ergeben wird, dem Zeus entsprechend, noch aus Dros dem Zagreus, wol aber enthalten beide Theologien, die Orphische, wie die ägyptische, den Gedanken, daß der vorsteht Weltverderber der eigentliche lebendige, alldurchbringende, allvollendende Gott ist. Aber, und das soll man nicht verkennen, zu einem die Vorstellung vom Zeus erfüllenden Gott, daß sich der ägyptische Gedanke nie erhoben, sondern sein allbereicherster, allbildender Gott hat keinen höhern Wirkungsgrad als in der treibenden quellenden Naturkraft, wie der griechische Dionysos. Denn der mit Zeus parallelistische Ammon kann, soviel sich irgend bezeichnen läßt, nur aus einseitiger Ähnlichkeit diese Würde erlangt haben, was sich schon daraus sicher genug darthut, daß er weniger allgemein verehrt war, als Osiris.

Herodot parallelisirt den Osiris mit dem Dionysos, sowohl nach eigener Ansicht¹²⁾ als nach der der ägyptischen Priester¹¹⁾, und allerdings findet, wenn man die verschiedenen Volkscharaktere der Verehrer nicht aus den Augen verliert, zwischen beiden Göttern die wesentlichste Entsprechung statt. Die großen heidnischen Götter haben ihren Mittelpunkt nicht in Naturdingen, sondern in einzelnen Eigenschaften der ewigen allgemeinen Gottheit. Gott ist erhaben, er ist weise, er ist stark, er ist schöpferisch, das sind Auslagen, die sich nothwendig aus einer auch noch so unsichern Erkenntnis Gottes des Vaters ergeben, und alle Auslagen dieser Art bezieht der griechische Glaube auf den Zeus. Aber zu diesem, in dem sich alle Vollkommenheit vereinigt, löst sich der Mensch in seinen einzelnen Schicksalen in keinem Verhältnis, es ist ihm, als müßte er durch das unmittelbare Zusammentreffen mit ihm zergeren, wie Semel; führt er sich nun doch von göttlicher Kraft in seinen Angelegenheiten berührt, so schreibt er diese Einwirkung einzelnen göttlichen Wesen zu, und bildet sich, indem er im göttlichen Willen bald eine höhere Weisheit, bald eine höhere Stärke, bald eine höhere Schöpferkraft, als seine eigene erkennt, persönliche Götter aus, deren Wesen seinen Mittelpunkt in einer dieser Eigenschaften hat. Bei den Griechen sind die aus diesen drei Anschauungen hervorgegangenen Götter Athene, Apollon, Dionysos. In der Ausbildung der einzelnen göttlichen Gestalten und ihres genealogischen Verhältnisses zu einander ist vorzugsweise die verschiedene Rationalität der Völker thätig, nur in den Grundzügen der Theologie läßt sich ein Allgemeines erkennen, nicht eine durchgängige Analogie in der Entwicklung. Den Ägyptern fehlte ein alle göttliche Kraft vereinigender Gott, wie der griechische Zeus; auch waren schwerlich bei ihnen die Grenzen der verschiedenen Persönlichkeit so scharf gezogen. Wie nun unter allen Eindringen, die sie empfinden, keiner so mächtig sein konnte, als der von der ägyptischen Fruchtbarkeit ihres Landes, war es natürlich, daß der Gott dessen wesentlichsten Anteil die im Treiben und Hervorquellen der Natur, besonders der Pflanzenwelt, erscheinende Schöpferkraft ist, bei ihnen die allgemeinste Verehrung erhielt. Diese Auffassung des Osiris bekräftigt sich durch die ungewöhnliche Erklärung des Namens aus dem Koptischen *Wj*, viel, und *Sp*, machen, Oechiri der Vielthafter, entsprechend dem griechischen *re-lievatos*, wie auch Zeus *re-lievator* *καρπος* heißt¹³⁾. Der vielthaffende Osiris ist der Gott, durch den Alles gedeiht, durch den Alles seine Form erhält¹⁴⁾.

10) Herod. II, 144. 11) Ib. 42. 12) *Asach*. Suppl. 526. 13) Dazu stimmt die Erklärung bei Eustathius der Name Osiris bedeutet vielreich, namentlich aber *το σπέρμα ἀνθρώπων και τριφυττον*: Ia. et Os. 451. Die regellose Kraft, die thätige Gewalt ist es wol auch, was Herakles verstand, wenn er Osiris durch *ἐκφυγον* übersteht, ebend. 445. Andere wollen dort *ἐκφυγον* lesen, dann wäre es die im Körper zeugende Kraft, eine Thätigkeit, die, wie sich nachher zeigen wird, dem Osiris nicht fern liegt, daß dies aber eine wirkliche Bedeutung der Welten sei, ist nicht nachzuweisen.

2) Herod. II, 45, 46, 145, 156. 3) Ib. 46, 145. 4) Ib. 156. 5) Ib. 45, 46, 145. 6) Ib. 145. 7) Ib. 8) Ib. 144. 9) Ib.

Die göttliche Kraft des Zeugens und Schaffens erkannten die Ägypter jedoch nicht bloß im Osiris, sondern in mehreren Gottheiten an, sein Kreis ist also noch näher durch Vergleichung mit jenen und Unterscheidung von ihnen zu begrenzen. Eine solche ist vor allen der gute Geist Knupp, ungeboren und unsterblich, verehrt zu Theben, wo man seinen sterblichen Gott anerkennt¹⁴⁾, eine Rebenform des Ammon oder doch mit demselben vermisch¹⁵⁾; ferner Wendes, einer der ersten acht Götter, der Urgott der Zeugung, wie auch Wthab, der Weltbildner, geboren aus dem aus dem Munde des Knupp hervorgegangenen Ei¹⁶⁾. Aber alle diese sind Urgötter, welche thätig waren zur ersten Formung und Bestimmung der Welt, noch jetzt nicht ohne Einfluß und daher nicht ohne Verehrung, aber nicht unmittelbar einwirkend auf das sichtbar in der Welt täglich Erscheinende und sich Bewegende. Der vierein zehnte, ist Osiris. Eine sichere Aufklärung des Verhältnisses der acht Urgötter zu den zwölf zweiten und den darauf folgenden dritten, den Gemossen des Osiris, läßt sich bis jetzt wenigstens auf keine Weise geben. Dann in Ägypten selbst scheinen andere Sagen das Verhältniß der zwölf und Acht umgekehrt zu haben, eine alte Chronik setzte jene vor diese, und nannte diese letzten Acht Halbgötter¹⁷⁾. Auch Manetho läßt Halbgötter auf ungeborene Götter in der Herrschaft folgen: aber der ungeborenen zählt er nun sieben, unter denen auch Osiris, Isis und Typhon, der Halbgötter nur neun, unter denen Dros, bei Herodot der letzte über Ägypten herrschende Gott, nun der erste und Zeus der letzte ist, wie auch Herakles unter diesen steht, der nach Herodot in die Reihe gebört, welche der des Osiris vorausgeht¹⁸⁾. Ebenso wenig stehen die Ältern des Osiris fest. Als Mutter freilich wird allgemein Nephthys genannt¹⁹⁾, deren ägyptisches Urbild noch nicht mit Sicherheit ausgemittelt ist; als Vater aber gilt meistens Kronos²⁰⁾, ägyptisch Souf, griechisch auch wol Suchos genannt²¹⁾, nach Einigen aber der Sonnengott, ägyptisch Ptah, der echte Gemahl der Nephthys, von dem diese den Osiris und Ankeris²²⁾ empfängt, Kronos aber wohnt ihr heimlich bei, darauf sucht ihr der Sonnengott, sie solle wieder im Monate noch im Jahre geträhen. In der Noth ist sie dem Hermes (Iasus) zu Willen, der darauf der Mondgöttin im Würfelspiele den 70. Theil jedes Tages abgewinnt, woraus er sie zu den 360 Monats-tagen des Jahres hinzugelegten fünf Schalttage macht, an denen nun Osiris und Ankeris vom Sonnengott, Isis

vom Hermes, Typhon und Ankeris dem Kronos geboren werden²³⁾.

Mit Osiris' Geburt erscholl eine Stimme: Nun trete der Herr aller Dinge ans Licht. Auch vernahm Pansyle beim Wassererschöpfen einen Ruf aus dem Heiligthume des Zeus zu Theben, der ihr befehl, zu verknüpfen, der große königliche Wohlthäter Osiris sei geboren. Daher übergab Kronos ihr den Osiris, ihn aufzuziehen, und nach ihrem Namen wurde das Fest des Osiris Pansylien genannt²⁴⁾, das Fest der guten Verknüpfung. Dies wurde gefeiert, wie in Griechenland das des Dionysos, die Ehre abgerechnet, mit Phallosporie²⁵⁾, nur das statt der Phallosporie stundenlange Wiederspinnen von den Frauen in den Dörfern herumgetragen wurden, das Spiel, das nicht viel kleiner war, als der ganze Leib, gefest aber durch Schönen beweglich, was man durch eine heilige Sage erklärt, Hölenspiel zog voraus und Weiber folgten unter Gefängen aus dem Osiris. Im Abend schlachtete jeder vor seiner Hausthür ein Ferkel, das er fortgeschaffen ließ von dem Schweinehirten, der es geliefert hatte. Nur dem Osiris und der Mondgöttin wurden Schweine geopfert, sie galten für unrein und mit den Schweinehirten hatte Niemand Gemeinschaft²⁶⁾.

Wie in diesen Gebräuchen Osiris als Gott der Zeugung erscheint, so finden wir nun überhaupt alles Geheiß der Naturzeugungen auf ihn bezogen, und namentlich den Ackerbau von ihm hergeleitet. Osiris, erzählte man, habe Weizen und Gerste, welche Isis gegeben, gelehrt²⁷⁾. Es liegt im Wesen aller Mythologie, namentlich der ägyptischen, die ewigen Thaten der Gottheit in der Natur darzustellen als geschehen in einer bestimmten Vorgeit, trotz jener ewigen That das Urbild der sich ewig erneuernden wird. Daher heißt Osiris mit seiner Gemahlin Isis, König von Ägypten, der 28²⁸⁾ oder nach Andern 35 Jahre gelebt oder regiert habe²⁹⁾. In dieser Zeit lehrte er Ackerbau und Weinbau, gibt Gesetze, richtet den Götterdienst ein³⁰⁾, begünstigt die Handwerke und gründet Theben³¹⁾, sammelt dann ein Heer, um friedlich durch die ganze Welt zu ziehen, und die Saat von Weizen und Gerste, den Weinbau und wo dieser nicht getrieben, das Bierbrauen zu lehren³²⁾. Den Weinbau mögen Andere ihm abgesprochen haben, weil nach der Meinung Mander der Wein aus dem Blute der Götter (einde hervorgegangen war³³⁾), noch folgt es nicht notwendig hieraus, vielmehr kann dieser Sieg und das durch ihn gewonnene Gut als eine seiner Wohlthaten dargestellt gewesen sein. Er zieht friedlich ohne Waffen, gewinnend mit Rede, Musik und Gesang³⁴⁾,

14) Plut. Is. et Os. 418. 15) Champollion, Pantheon Egypt. 3. 16) Euseb. Praep. Evang. III, 11. 17) Syncell. p. 95. (Dindf.) 18) Syncell. p. 33. 19) Eiod. I, 13. Theo Smyrn. II, 47. Plut. Is. et Os. 402. 20) Dioid. I, 13, 27. Theo Smyrn. II, 47 angeblich nach einer alten ägyptischen Quelle, des Königs Kronos und der Königin Nephthys dieser Sohn, der König Ankeris, Osiris. Auch in der Transmigration bei Eusebios folgen Osiris und Isis unmittelbar auf den Kronos. 21) Champoll. Panth. Egypt. p. 21, 22. 22) Ankeris, nach Einigen der ältere Dros, ist seinem Wesen nach ein Ritenkürer des Osiris, sein Name bezeichnet thätige Thätigkeit, ein anderer Ausdruck für die ausvölkerrnde Schöpfungskraft. 23) Jamblique, Panth. Egypt. I, 225.

25) Plut. Is. et Os. 401 sq. Vergl. De Orac. defect. 601. Dioid. I, 13. 24) Plut. Is. et Os. 402. Der Name bedeutet: gute Verknüpfung. Jamblique Panth. Egypt. III, 205. 25) Plut. 402, 441. Daher heißt es auch. 466. Osiris wurde dargestellt in Menschengestalt, mit stehendem Stiele, wegen seiner Jugendkraft und Mächtigkeit. 26) Herod. II, 48. Vergl. ebend. 47. 27) Dioid. I, 14. 28) Plut. Is. et Os. 451. 29) Syncell. p. 33. 30) Plut. Is. et Os. 408. 31) Dioid. I, 15. 32) Plut. I, 16, 20. 33) Plut. Is. et Os. 592. 34) Ib. 408 sq.

umgeben von tangenden Sätzen nach Äthiopien, wo er den Aferbaub lehrte und Städte gründet³⁵⁾, zu den Arabern und Inbfern, auch über den Hellespont nach Europa³⁶⁾. Hierin ist vielfache Einmischung griechischer Fabeln augenfällig, die Erbauung von Ägypten und Maroneia, die Besiegung des Eufuros, die Zuweisung d. s. Triptolemos werden vom Dionysos auf den Osiris übertragen, auch läßt er seinen Sohn Makdon, der zum Wirt ein Wolfesgeißt hat, als König von Makedonien jurdik. Doch mag dies Alles zu Diobors Zeit in Ägypten selbst erzählt sein, da gewiß schon viel früher die ägyptischen Priester ihrem Osiris den Ruhm des Dionysos aneigneten, auch zeugt dafür die Erwähnung der ägyptischen Sitte, auf Reisen sein Haar wachsen zu lassen, weil Osiris dies nach einem Gelübde gethan habe³⁷⁾. Außer diesem Zuge liegt in diesen Fabeln nichts aus der Religion selbst hervorgegangenes, das abgerundet, daß durch diese Züge der Wolfshäcker Osiris als der allgegenwärtige Bildner und Formter erscheine. Daher soll es auf Säulen, die er zu Ägypten in Arabien gesetzt, gebrühen haben: Ich bin der König Osiris, der alles Land durchzog bis zu den unbewohnten Gegenden der Inbfern und nördlich bis zu den Quellen des Äther und wieder durch die andern Theile bis zum Ocean. Ich bin Kronos' ältester Sohn, und als Eupros aus schönem und edel-erzeugtem Ei entstanden als mitgeborener Same des Tages. Kein Land ist auf Erden, wohin ich nicht kam, Allen vertheilend, was ich erfunden³⁸⁾. — Aus der ursprünglichen, bios nationalen ungehörten Gedankenentwicklung läßt sich keine von diesen Vorstellungen ableiten, in dieser ist Ägypten eine Welt für sich, und gewiß hat Osiris sich nicht früher um das Ausland bekümmert, ehe die Hymnen sich diesem aufschloß. Wir kehren daher von diesen Fabeln zur fernern Betrachtung des schöpferischen Naturgottes zurück.

Die Vorstellung von diesem erkennen wir deutlich wieder in den Symbolen des Osiris. Der Ospeu galt als dessen Pflanze und führte seinen Namen wegen des Blätterreichthums und derblühenden Treibens³⁹⁾. Man bezeichnet ihn, heißt es, durch Auge und Scepter⁴⁰⁾, d. h. durch den Königstab mit dem Kopf und Auge des hochachtbaren Vogels Kautupa⁴¹⁾, der jedoch mehreren Göttern gemeinsam ist. Das Auge, Zeichen des immer thätigen Wächters, ist häufig sein Sinnbild⁴²⁾, namentlich ein großes Auge, wie aus zwei zusammengejogen, deutet auf den obern und untern Osiris⁴³⁾, oder ein Auge mit Augenbraunen⁴⁴⁾. Die Bilder des Osiris tragen gewöhnlich einen Hut, einen Stab und eine Geißel⁴⁵⁾, oft langen Bart⁴⁶⁾, und frugigen⁴⁷⁾ ganz lichtfarbigen Mantel ohne allen Schatten⁴⁸⁾. Unter den Thieren ist der Habicht Osiris' Symbol wegen der Schärfe

seines Blicks und der Schnelle seines Flugs⁴⁹⁾; wie er überhaupt hieroglyphisch Thätigkeit und Schnelligkeit bezeichnet⁵⁰⁾; eine Gondel mit Osiris als Habicht ist eine häufig vorkommende Hieroglyphe⁵¹⁾, auch wird er in menschlicher Bildung mit einem Habichtskopfe dargestellt⁵²⁾. Unter den vierfüßigen Thieren ist sein Sinnbild der Wolf⁵³⁾, daher wir diesen auch mit der Geißel abgebildet finden⁵⁴⁾; daher, wie oben angeführt ist, Osiris' Sohn Makdon in der griechischen Fabel ein Wolfesgeißt trägt. Der Wolf wurde in Ägypten heilig gehalten⁵⁵⁾, namentlich in Ägyptopolis, der Wolfstort, wo man erzählte, wie ein Einfall der Äthiopien durch Wölfe zurückgeschreckt sei⁵⁶⁾, worin offenbar ein Beisand des Gottes selbst ausgedrückt wird, denn auch dem Dros steht Osiris, von den Todten zurückgeführt, in Gestalt eines Wolfes gegen den Typhon bei. So hatte in Delphi das Thier des Wolfgottes Apollon einen Tempelraub angegriffen⁵⁷⁾. Wie Wolf und Geißel, findet man auch Wolf und Auge zur Bezeichnung des Osiris verbunden, zwei liegende Wölfe, über jedem ein Auge⁵⁸⁾. Auch finden wir den Wolf öfters in Verbindung mit vier Dämonen dargestellt, die dem Osiris beigegeben zu werden pflegten⁵⁹⁾. Die Vorstellungen, welche die Bezeichnung des Gottes durch diese Thiere motivierten, können wir nicht mit vollständiger Deutlichkeit entwickeln, wir vermögen nur allgemeine Beziehungen anzugeben, wie es oben geschehen ist, für die Darstellung durch den Habicht. Wolf und Habicht⁶⁰⁾ sind auch bei den Griechen Sinnbilder eines Gottes, des Apollon, dessen Wesen seinen Mittelpunkt in der unwiderstehlich einwirkenden göttlichen Stärke findet. Von dieser ist die in der Natur erscheinende schöpferische Zeugungskraft wesentlich nur eine einzelne Seite, daher der Gedankenkreis des Dionysos dem des Apollon ganz nahe steht. Bei den Griechen war die Grenze darin gegeben, daß Apollon in der göttlichen Stärke erkannt wird, sofern sie frei und unmittelbar auf besessene Wesen einwirkt, Dionysos, sofern sie in pflanzenartigem Wachsen und Treiben erscheint; für die ägyptische Vorstellung ist diese Grenze aufgehoben, die Freiheit und Lebendigkeit des Apollinischen Bildes ist für dies Volk unauflöslich. Allerdings wird auch hier die göttliche Stärke in zwei engverbundenen Gottheiten angeschaut, in Osiris und seinem Sohn Dros, dessen Symbol der Bär ist⁶¹⁾. Dros aber ist Nichts als ein jugentlicher Osiris, dessen unmittelbare Beziehung auf die Pflanzengwelt aufgedrückt, und der der göttliche Befruchtter und Befruchteter der Götterlande ist, deshalb verglichen mit dem griechischen Apollon⁶²⁾, aber keineswegs von aller Beziehung auf die Pflanzengwelt frei, sondern der Befruchtter der Feldfrucht⁶³⁾, so gut wie Osiris, daher von Einigen

35) *Plut.* I, 18. 36) *Ib.* 19 sq. 37) *Ib.* 18. 38) *Ib.* 27. 39) *Äthiopic* (seltener) Säulen des Osiris werden in Äthien genannt. *Teet.* *Chil.* VIII, 583. 39) *Diod.* I, 17. 40) *Plut.* I, 18. 41) *Os.* 389, 465. 42) *Zoega*, *De Obelisc.* p. 445, n. 28. 43) *Ib.* p. 310, n. 85. 44) *Ib.* p. 324. 45) *Ib.* p. 305, n. 24. 46) *Ib.* p. 305. 47) *Ib.* p. 319. 48) *Plut.* I, 18. 49) *Zoega*, *De Obelisc.* p. 303.

49) *Plut.* I, 18. 50) *Os.* 465. 51) *Zoega*, *De Obelisc.* p. 445. 52) *Ib.* p. 471. 53) *Ib.* p. 304. 54) *Ib.* p. 310, n. 35; 328, n. 15. 55) *Herod.* II, 67. 56) *Nat. Des.* III, 19. *Strab.* XVII, 818. 57) *Diod.* I, 88. 58) *Plut.* X, 14, 7. 59) *Zoega*, *De Obelisc.* p. 310, n. 35. 60) *Ib.* p. 328. 61) *Ib.* XV, 237. *Antiquar.* der *Meier* (II, VII, 59) und der *Weiße* (Od. XV, 526). 62) *Herod.* I, 17. 63) *Herod.* II, 156. 64) *Asian.* *Herod.* Anim. XI, 10.

35) *Diod.* I, 18. 36) *Ib.* 19 sq. 37) *Ib.* 18. 38) *Ib.* 27. 39) *Äthiopic* (seltener) Säulen des Osiris werden in Äthien genannt. *Teet.* *Chil.* VIII, 583. 39) *Diod.* I, 17. 40) *Plut.* I, 18. 41) *Os.* 389, 465. 42) *Zoega*, *De Obelisc.* p. 445, n. 28. 43) *Ib.* p. 310, n. 85. 44) *Ib.* p. 324. 45) *Ib.* p. 305, n. 24. 46) *Ib.* p. 305. 47) *Ib.* p. 319. 48) *Plut.* I, 18. 49) *Zoega*, *De Obelisc.* p. 303.

mit Priapos verglichen⁶⁴⁾, der dem Apollon so fern steht, daß das ganze engere Gebiet des Dionysos zwischen beiden liegt. Wie nun Dros Nichts ist, als ein Augenblicker streitender und stegender Dros, wird auch der Habiht das Symbol dieses ägyptischen Apoll so gut wie des Dros, was aus der Habel hervorgeht, Apoll habe sich aus der Flucht vor Typhon in Ägypten in dieses Thier verwandelt⁶⁵⁾.

Wie wir in den angeführten Märchen und Symbolen die Vorstellung vom Dros sich auf eine Weise erweitern sehen, daß uns die Einheit des Bildes unter der Beschäftigung des Biesschöpfers zu zertrümmern droht, so tritt dagegen in den wichtigsten Sagen und Vorstellungen von diesem Gott überall eine physikalische Grundlage hervor, die uns einen festen Anhalt für unsere Betrachtung gibt; denn die schöpferische Zeugungskraft wird freilich in allen auf das Wachsthum der Pflanzenwelt mit sichtlicher Beförderung einwirkenden Naturgegenständen erkannt, Dros ruht, so heißt es, in den Armen der Sonne⁶⁶⁾, daher er von Manchen für die Sonne selbst erklärt wird⁶⁷⁾, daher wir ihn als wilgekornen Samen des Tages haben preisen dürfen, während Andere ihn gar für den Sirius aufgaben⁶⁸⁾. Überhaupt erkannte man als sein Abbild vor seinen Ausfluß alles Geordnete, Gleichmäßige und Grüns in Erde, Wind, Wasser, Himmel und Sternen an⁶⁹⁾. Aber vor Allem sah der Ägypter ein mächtiges Mittel seiner Wirksamkeit in der Fruchtbarkeit und heilige jede währende Fruchtbarkeit diesem Gotte. Daher durfte kein Verehrer des Dros einen Gartenbaum verderben oder eine Quelle verköppen, denn alles Gewässer war Ausfluß des Dros⁷⁰⁾, den daher die philosophirenden Mythenkrieger als den besuchenden Urgrund⁷¹⁾ auffassten. Daher leitete man den Namen Hybris, den der alte Hellanikus dem Dros von den ägyptischen Priestern hatte geben hören, vom Erwaschen und Erfinden her⁷²⁾, daher gab man den Dros bald für den Urstrom Okeanos, bald für den Regengott Dionysos Hys aus⁷³⁾. Namentlich aber galt der Nil für den Ausfluß des Dros⁷⁴⁾; ja man behauptete, Dros selbst sei der Nil⁷⁵⁾, der vom Himmel herabstiege⁷⁶⁾. Und aus dieser physikalischen Grundlage erklären sich die bedeutsamsten Sagen von Dros, namentlich von seiner Verbindung mit der Isis, mit der Nephthys, seinem Gesange gegen den Typhon, und seinem Tode.

Dros nämlich steht in unzertrennlicher Beziehung zu seiner Gemahlin Isis, die gleich ihm der Lechter der Rhea und des Kronos oder nach Einigen des Hermes ist,

mit welcher er schon im Mutterleibe sich zur Erzeugung des Dros vereinigt haben soll⁷⁷⁾. Isis ist die größte der ägyptischen Gottheiten und ihr wird das größte Fest gefeiert⁷⁸⁾; sie steht in höherer Ehre, als selbst Hathor und daher wird überhaupt bei den Ägyptern die Königin vor dem Könige gepreht und im Ehecontracte verspricht der Bräutigam der Braut Gehorsam⁷⁹⁾. Herodot erklärt Isis durch Demeter⁸⁰⁾, offenbar mit Rücksicht darauf, daß auch in griechischen Götterdiensten Dionysos Iakchos neben Demeter steht, Dionysos als die thätigen, Demeter als die erwerbende Gottheit. Die Ägypter erklären Isis theils für den Mond⁸¹⁾, theils für die Erde⁸²⁾. Aber ihr Gebiet ist ausgedehnter, denn auch im Sonnenlauf, ohne daß man darum Isis für die Sonne erklären könnte, sah man die Isis suchende Isis, indem die Göttin sich im Winter nach Wasser sehnte, nach der währenden Fruchtigkeit, und führte daher zur Zeit der Wintermonate, da diese am wenigsten wachsam ist, also Isis den Dros am meisten entbehrt, eine Kuh sieben Mal um den Tempel, weil im siebenten Monate mit der Sommermonate wieder die höchste Thätigkeit der zugehenden Natur sich vollendet⁸³⁾. Hiernach ist Isis, die man in der suchenden, wandernden Sonne, in der düsteren Erde erkennt, weder aus jense, noch aus diese zu bezeichnen, sondern wie Dros selbst, zu fassen als die göttliche schöpferische Zeugungskraft, oder in weiblichem Bilde⁸⁴⁾. Daher, weil sie ihrem inneren Wesen nach von ihm nicht verschieden ist, heißt sie Dros' Schwester, sie heißt aber seine Gemahlin, weil sie zur Erzeugung seiner, des Zeugenden, bedarf. Die weibliche Zeugungskraft, die durch die Natur verbreitet ist, sucht sich nach der männlichen und sucht sie: die eine ist ohne die andere nichtig und erfolglos. Das Symbol der Isis, der Seier, bekräftigt die Einerleiheit ihres Wesens mit dem des Dros⁸⁵⁾. So entspricht sie in Wahrheit der griechischen Demeter, der Erschürerin und Vollbringerin der Fruchtbarkeit. Daß diese ihren Namen von der Mutter Erde hat, beruht in einer den Griechen eigenthümlichen Vorstellung, nach welcher die leimendste Erde überhaupt in allen Lebenskreisen vorzugsweise berücksichtigt wird. Daß ohne den Boden kein Gedeihen der Früchte ist, wußte freilich auch der Ägypter, aber als eine viel thätigere Ursache mußte nach der Beschaffenheit des Landes das Wasser sich seiner Vorstellung aufdrängen. Während daher die griechische Göttin der Befruchtung von der Erde bekannt ist, scheint auch für die Isis,

64) Suid. *Hefanos*. 65) Anton. Lib. 28. 66) Plut. Is. et Os. 465. 67) Macrob. I, 21. Janitsky, *Anth. Aeg.* I, 125 sq. Ein Orakel des Apollon bei Euseb. *Præpar.* III, 5 erklärt auf die Frage, wer sein Gott sei, im Geiste der spätern Zyklopa: Helios, Phos, Dros, der Hest, Dionysos, Apollon, Dröner der Ständen nach Seinen, der Winde und Leichter des Meeresschiffs und der Wodt u. 68) Plut. Is. et Os. 467. 69) Ib. 465. 70) Ib. 441. 71) *Lyceum* *hyp.* Plut. Is. et Os. 487. 72) Ib. 438. 73) Ib. 74) Ib. 441. 75) *Quæst. Symp.* VIII, 8. 76) Plut. Is. et Os. 435. 77) Euseb. *Præpar.* III, 11.

77) Plut. Is. et Os. 469. 78) Herod. II, 40. 79) Diod. I, 37. 80) Herod. I, 59, 156. 81) Diod. I, 25. Plut. Is. et Os. 467. *Diog. La. Proem.* 10. 82) Plut. Is. et Os. 435. Macrob. I, 21. Diod. I, 25. *Hellod.* Art. IX, 9. *Serv. Virg. Aen.* VIII, 696. 83) Plut. Is. et Os. 466 sq. 84) *Plutarch* (Is. et Os. 468) nennt daher sie richtig *τὴν γυναικαὶ δὴν καὶ δεικνύσαν ἀνάγκην γυναικός*. Nur sind alle diese philosophischen Erklärungen darin von Born herein ungenügend, daß sie die göttlichen Kräfte in den natürlichen Kräfte aufgeben lassen, während es die Natur aller mythologischen Kräfte ist, daß sie von einer göttlichen Kraft weh, die an sich höher und mehrthätiger ist, als die natürlichen, über sie ihnen erscheint. 85) Euseb. *Præpar.* III, 12.

monds¹⁾. Dies war die Jahreszeit, wann nach Ablauf der Gefassen der Nil durch den Anbruch der Südwinde sich ins Meer entläßt, sein Wasser zurückweicht, so daß der Boden trocken wird, während Nacht und Finsterniß zunehmen, die Tage verkürzt werden, das Licht abnimmt. Diese vier Dinge, das Weichen des Nil, das Herrschen der Südwinde (die der Mythos durch die Äthiopierin Kso andeutet²⁾), die Schwärzung des Lichts und die Entblößung des Bodens werden vom 17. an mehrere Tage lang betrauert, und dabei eine goldene Kuh mit schwarzem Gewande verköhlt, als Sinnbild der Trauer der Isis vorgezeigt³⁾. Die Bildwerke stellen die Hinaustragung der Leiche durch den Nil ins Meer durch einen Löwen dar, der eine Mumie trägt, begleitet von Anubis⁴⁾, auch wol durch eine Mumie aus einem runden Holz, einem Schiffelein ähnlich⁵⁾. Die Satyrn (mögen diese nun ursprünglich ägyptisch oder für andere Nirsische Dämonen eingeführt sein) um Ghemmis bemerken das Geschehene zuerst und berichten es der Isis, die nun mit geschornem Haar und in schwarzen Kleidern trauert, nach der Leiche sucht und jeden nach dem Sarge fragt, selbst Kinder, die ihr begegnen. Und diese geben ihr die tanaisische Mündung an, daher den Kindern in Ägypten Erbgabe einwohnt. Bei dieser Gelegenheit erfährt Isis, daß Osiris einst aus Irtium mit der Nephthys den Anubis erzeugt hat, erkennt die Wahrheit der Nachricht aus dem daselbst zurückgeliebenen Millolots, nimmt das von Nephthys aus Furcht vor dem Typhon ausgesuchte Kind auf und macht es zu ihrem Wächter. Der Sarg ist inbessen durchs Meer zu Byblos ans Land geschwommen und von den Wellen hineingeoben in das Gefruch einer Erika, die durch die einwohnende Macht des Gottes so getrieben wird, daß sie den Sarg ganz mit dem Holz ihres Stammes umschüßt. Der König des Landes findet den Wunderbaum und läßt den Stamm mit dem darin verborgenen Sarg als Pfeiler seines Hauses aufstellen. Isis erfährt dies durch ein auf göttlichen Anlaß verbreitetes Gerücht, wandert nach Byblos, setzt sich weinend an einer Quelle nieder, liebtlich die Dienerrinnen der Königin und kauft ihrer Haut Wohlgeruch an; die Königin läßt sie holen und macht sie zur Amme ihres Kindes, das Isis statt der Brust aus dem Finger saugt, Nacht aber ins Feuer legt, daß die sterbliche Theile seines Leibes verbrennen, sie selbst aber klagt an dem Pfeiler in Gestalt einer Schwalbe. Die Königin bemerkt endlich die Behandlung des Kindes, das darüber die Unsterblichkeit einbüßt, Isis aber gibt sich zu erkennen, haut den Sarg aus dem Stamm und läßt diesen heiligen, wirft sich auf den Sarg mit solcher Klage, daß der Königs jüngerer Sohn stirbt, und schifft mit dem Sarg und den Äthern heim, wobei sie im Borne den Fluß

Phädrös austrocknet, der ihr widrigen Wind schickt. Sie öffnet den Sarg, läßt den Leichnam, der Knabe stirbt sie und stirbt vor dem Borne ihres Bildes, die Ägypter singen ihn als Maneros⁶⁾. In dieser Erzählung trägt Manches die Spuren griechischer Uebersetzung, aber das Hinaustreiben des Sarges ins Meer, Typhons Reich, der üppige Busch des Stammes, der Tod des Maneros sind offenbar wirklich ägyptische Sagen. Die Lendung in Byblos scheint desselben Ursprungs, denn die Sage muß den Sarg entfernen aus dem Lande, das die Welt des Gottes und sein Wohnsitz ist, und unter den angrenzenden findet sich kein näheres; der Sarg des Bodens an der speisigen Kiste und eine der Isis verwandte dort einheimische Göttin⁷⁾ mochten die nähern Anlässe verbergen. Diese Wiederauffindung des Osiris wurde von den Priestern am 19. Tage des Monats Athyr Nacht gefeiert durch einen Zug ans Meer, wo sie mit dem Stollen, den heiligen Velleiden, eine heilige Lade hervordrachten, in der sich ein goldenes Rißchen befand. In dies goß man Trintwasser und nun jouchte Alles auf, Osiris sei gefunden⁸⁾ und das Volk rief mit: Wie sanden ihn, wir jubeln mit⁹⁾. Dann mischte man Gerstende unter das Wasser, that Gewürze und Specereien hinzu und formte ein mondbähnliches Bildchen, das man umkleidete und schmückte¹⁰⁾. Vielleicht war dies ein Abbild des Schiffes, worauf Isis den Osiris zurückbeingt, dessen Bildung aus Fruchtarten und währenddem Wasser andeutet, wie die beiden besuchenden Götter in ihr Land heimkehrten; denn ein solches Schiffelein, das man nachher irthümlich für den Mond deutete, findet sich unter den Hieroglyphen¹¹⁾. Isis' Heimkehr wurde gefeiert am siebenten des Monats Tybi (der dem December entspricht, wie der Athyr dem October) und dabei bildete man auf den Osireischen ein gefesselter Nilpferd ab zur Bezeichnung des übermächtigen Typhon¹²⁾. Da die ägyptischen Monate etwa mit dem achten bis zehnten Tage der unsrigen anfangen, fällt der siebente des Tybi auf den 15. December. In diese Zeit wird nun, da Isis jetzt nach der Heimkehr den Sarg eröffnet und den Leichnam umarmt, die Erzeugung des Harpokrates mit dem toten Osiris geboren, wie auch die Geburt dieses schwächlichen Götterkindes, das die Natur darstellt, wie sie zu frühzeitig sich zur erzeugenden Kräftigkeit wiedergebären will¹³⁾.

Da aber Typhon nur überwunden, nicht vernichtet ist, begibt sich Isis nach Nuto, wo die uralte Göttin den Dros ernährt, und verbirgt, ehe sie sich auf den Weg macht, den Sarg mit dem Leichnam. Typhon aber jagt wieder beim Vollmond eine Sau, läßt auf den Sarg, erkennt den Osiris, gestüßt ihn in 14 Theile und zerstreut sie¹⁴⁾, oder nach Andern in 26, die er unter seine Genossen vertheilt¹⁵⁾. Isis sucht in einem Schiffe von

1) Plat. Ia. et Os. 450. 2) Ib. 445. Die Affen treiben die Wellen schwärzt, so daß durch deren Ursprung in Äthiopien der Nil steigt, die Südwinde föhren dies und beschleunigen die Entloosung ins Meer, die von den Affen verurtheilt wird. 3) Ib. 445. 4) Zoega, De Obelisc. p. 329. n. 252. n. Der edlere Nil Einbild der dem Strom Innewohnenden Stürke. 5) Ib. p. 330 sq.

6) Plat. Ia. et Os. 405—411. 7) Lucian. Dea Syr. 7. 8) Plat. Ia. et Os. 445. 9) Schol. Juven. VIII. 29. 10) Plat. Ia. et Os. 447. 11) E. Rolfe s. n. v. Ep. Hierogl. Plat. Ia. et Os. 451. 12) Ib. 464. 13) E. Rolfe 95. s. 975. Plat. 414, 464. 14) Ib. 395, 411. 15) Diod. I, 21.

Papyrus die Stücke zusammen, daher noch jetzt die Crocodile die in Papyrusbüden Schiffen nicht verletzen, und bestattet sie, was sie dieselben findet, oder sendet nach Andern, um das wahre Grab von Typhon geheim zu halten, Bilder des Osiris, deren jedes ein Stück enthält, in den Städten umher, jedes für den wahren Leib ausgebend¹⁶⁾. Die vereiniget darauf die Priester, die Adonung und das Grab geheimzuhalten und legt die Osirischen Beihen ein¹⁷⁾. Osiris' Schamglied, das heiligste Bezeug der Befruchtung, hat von den Osireen des unschuldigen Typhon Niemand annehmen wollen, daher wirft er es in den Strom¹⁸⁾, jedoch seine zeugende Macht nur dem Nil einwohnt. Es wird verzehrt vom Schuppensich, vom Eide und vom Phagras, welche die Ägypter am meisten verabscheuen, Isis aber löst es nachbildend im Phallus und heigt diesen aufs Hechste verehren¹⁹⁾.

Nun erscheint der ermordete Osiris dem Dros, um seine Rache zu betreiben, er übt den Sahn im Kampf und fragt ihn dann, was er für das Schönste halte. Dros antwortet: beleidigte Ältern zu rächen. Dann stellt er die zweite Frage, welches Thier er für den Kämpfenden am nützlichsten halte, und da Dros antwortet: den Wolf, fragt er wieder: warum nicht lieber den Löwen, und erhält die Auskunft, ein Löwe sei dem nützlichster, der Beistand bedürfe, ein Wolf dem, der den fliehenden Feind zerreißen lassen wolle. Nun erkennt Osiris, sein Sahn sei zum Kampfe gut²⁰⁾. Denn das Orakel hatte gesagt, die Angelegenheiten der Ägypter würden glücklich enden, wenn Dros statt des Löwen den Wolf zum Beistand nehme. Die Erwählung des Wölfs befähigt sich durch eine heilige Sage, die Mönche sich zu offenbaren scheuten²¹⁾. Es war aber keine andere, als daß, da es wirklich zum Kampfe kam, der todt Osiris in Wölfsgehalt dem Dros zu Hilfe eilte²²⁾. Denn alle Eagen vom todt Osiris durften nur den Eingeweihten mitgetheilt werden, sonst war es frevelhaft, vom Göttestode zu reden²³⁾. — Ehe es zur Schlacht kam, gingen Viele vom Typhon zum Dros über, namentlich seine Beisoldlerin Anubis (der Dschind), flüchtend vor einer Schlange, die von Dros' Genossen umgebracht ward, daher noch bei der Feiert ein hingeworfener Strich zerhacken wird²⁴⁾. Nach einem Kampfe von mehreren Tagen nahm Dros den Typhon gefangen und übergab ihn gefesselt der Isis, diese aber setzte ihn in Freiheit; Dros darüber aufgebracht riß der Isis die Krone²⁵⁾ oder nach alter Sage wol den Kopf ab²⁶⁾, Hermes (Anubis) aber setzte ihr ein Rinderkopf auf²⁷⁾. Typhon verfolgte nun den Dros als

unrecht; auf Hermes' Vertheidigung aber erkannten ihn die Götter an als eheilig²⁸⁾. Es werden nach andere Nachstellungen angeführt: Typhons Genossen, die dem griechischen Schriftsteller Dionan beissen, bringen den Dros um, Isis findet ihn todt im Wasser, aber sie bringt ein Kraut hervor, durch das sie ihn nicht nur wieder belebt, sondern auch unschuldig macht²⁹⁾. Endlich wird Typhon in zwei andern Schlachten überwunden und völlig überwältigt³⁰⁾. Er entsand dem Tab in Gestalt eines Crocodils³¹⁾, wenn diese Thier nicht etwa die ist, da ihn Isis entschlüpfen ließ. Bei Diador wird er getödtet, doch ist das wol Euktemenistischer Umformung, so gut wie der Tab der Isis³²⁾.

Wie nun Dros, dessen Augen das Geburtsfest am 30. Tage des Monats Epiphi (Junius), also nach der Sommeranwendung, im kräftigsten und reifsten Theile des Jahres, gefeiert wird³³⁾, als ein erneuerter jugendlicher Osiris segensreich über das Land herrscht³⁴⁾, wie Osiris' Begrabung und Wiederbelebung angeschaut wird im ausgefakten und aufsteigenden Saatkorn³⁵⁾, so hat nun auch Isis die Wasser des allfließenden Stromes wieder steigen lassen³⁶⁾, der Nil schwillt an durch ihre Thränen³⁷⁾, während sie den Osiris sucht unter dem Geräusche der Klapper in ihrer Hand³⁸⁾. Denn diese, mit welcher ihr Fest gefeiert wurde, bezeichnete das Steigen und Fallen des Nil³⁹⁾, und die Schale, die sie in ihrer Linken hielt, die Füllung aller Reer⁴⁰⁾. Die Sage von der Verhückelung des Osiris scheint ihren Grund theils in der Zertheilung des Nil zu haben, denn Isis sammelt, auf demselben schiffend, die Stücke ein, theils in den eiferfüchtigen Ansprüchen so vieler ägyptischen Städte auf das echte Grab des Osiris.

Denn nur Osiris' Leib war zerstückelt, sein Geist lebte fort, und wie er schon der Isis und dem Dros wieder erschienen war, so galt er noch der Isis als Herrscher des Todtenreichs⁴¹⁾, und seine Gemeinschaft war für jeden Sterbenden das wünschenswerthe Glück. Denn die Seele des Menschen verläßt ihren Leib, sobald dieser zerfällt und muß dann alle Abtrienchen durchwandern, um endlich nach 3000 Jahren wieder in menschlichem Leibe zu erscheinen⁴²⁾. Dieser mehrertheiligen Wanderung kann aber vorgebeugt werden durch ungestörte Erhaltung der Reiche, und diesem Glauben zu Liebe geschah die Einbalsamirung und die Beisetzung in den für die Ewigkeit erbauten Grabsstätten der Pyramiden oder in heiligen Begrabnisplätzen in der Nähe des Grabes des Osiris. Denn wie die menschliche Seele auch im Grabe in der Rume bleibt, so ist auch Osiris' wahrer Wohnsitz da, wo sein wahrer Leib begraben liegt. Seine

16) Plat. Is. et Os. 412. Diod. I. 21. 17) Diod. I. 21. 20. 18) Plat. Is. et Os. 431. 19) Is. 412. Bregl. Diod. I. 21. 20) Plat. Is. et Os. 412. Im griechischen Texte nennt Dros statt des Wölfs ein Pferd, hier poss aber wider zu den Strömen des Osiris und Diador, noch zu der übrigen Angabe Plutarch: das Pferd solle den Rindern zerreißen. Bregl. Zoega, De Obelisc. p. 308. n. 33. Die Erklärung ist: die gewaltige Löwe sei nur im Eifer so sehr gut, wo Dros ihn nicht brauche, der gemüthliche Wolf oder zur billigen Bemerkung. 21) Synes. de Provid. I. p. 115. 22) Diod. I. 83. 23) Bregl. Plat. Is. et Os. 504. 24) Is. 413. 25) Is. 414. 26) Tostog Anaxagoras Plat. Is. et Os. 415. 27) Is. 414.

28) Plat. Is. et Os. 414. 29) Diod. I. 25. 30) Plat. Is. et Os. 414. 31) Is. 464. 32) Diod. I. 21. 22. Bregl. Zoega, De Obelisc. p. 303. n. 13. 33) Plat. Is. et Os. 166. 34) Rutil. Itin. I. 575: renovatus Osiris exivit in fruges geminis laeta novae. 35) Plat. Is. et Os. 433. 36) Lucian. Dial. Deor. 8. 37) Paus. X. 32. 18. 38) Drosel: die die bymischen Apoll bei Ruseb. Praep. V. 7. 39) Serv. Virg. Aen. VIII. 696. Latat. Schol. Stat. Theb. I. 255. 40) Serv. l. c. 41) Herod. II. 123. 42) Is.

Nähe schützt die in dieselbe Aufgenommenen vor der Auswanderung in thierische Leiber, theils, indem die Heiligkeit des Ortes jede Zerstörung der Mumie fern hält, theils, indem er die Seele selbst unter seinem Einflusse bewahrt. Daher wünscht man den Todten nach: Sei gutes Muthes mit Osiris, gebe Osiris die das kalte Wasser⁴³⁾; daher, um wenigstens eine symbolische Nähe des Gottes zu gewinnen, malt man Osiris selbst als Mumie mit Hut, Stab und Szepter auf den Brustbilden der Leiche oder auf der Unterlage des Kopfs⁴⁴⁾, legte unter andern Amuleten kleine Osirisbilder in Kunt, Brust und Bauchhöhle der Mumie oder zwischen die Decken⁴⁵⁾, bildete auch den Woll des Osiris auf Särgen ab⁴⁶⁾. Die gesetzmäßige Bestattung mit allen gehörigen Gebräuchen und mit dieser sich stellenden Ausrüstung hieß daher auch die Osiride⁴⁷⁾. Um aber der Gemeinschaft des Gottes theilhaft zu werden, mußte der Todte erst sich einem Gericht unterwerfen vor mehr als 40 Richtern; wenn ein sündiges Leben erwiesen war, wurde das ehrenvolle Grab verweigert, sonst priesen die Verwandten den Todten, ließen ihn auf dem Nachen einfahren in die Todtenstadt und schickten die unterirdischen Götter an, ihn zum Genossen aufzunehmen⁴⁸⁾. Wie vor Menschen die Leiche, so wurde vor Osiris selbst die Seele geschickt, und oft stellte man den Todten in dieser Handlung auf seinem Grabe dar, wie den König Schemdjast⁴⁹⁾. Manche Denkmale dieser Art find noch jetzt aufstehen. Osiris wird dargestellt stehend auf einem Throne mit dem Gewand umhüllt, wie eine Mumie, er hat seine gewöhnlichen Kennzeichen: vor ihm ist eine Lotusblume, auf dieser vier Bildchen mit Werschkopf, Affenkopf, Hundskopf, Habichtskopf, Nebengötter des Osiris. Neben diesem steht ein weiblicher Genius der Isis, der ein Pflanzblatt hält und mit ausgebreiteten Armen und Fingern den Gott gleichsam umfaßt und schützt. Vor demselben steht Hermes mit dem Ibis, der mit Schreibtafel und Stäbchen die Thaten des Verstorbenen aufzeichnet. Dessen selbst führt eine Dienerin des Todes, deren Haupt verhüllt ist, an der Hand vor den Richter. Ganz vorn ein Nilpferd mit offenem Rachen, das Sinnbild des der Leiche, wie der Seele, Verderben drohenden Typhon. Eine Wage schwebt daneben für die Thaten des Verstorbenen, die eine Schale zieht ein habichtköpfiger, die andere ein affenköpfiger Geist an. Hinter dem Throne des Osiris liegt der Osiris balsamartige Leichnam auf einer Bahre in Elfenbeingestalt; denn der Nil oder einer seiner Arme trägt jetzt in die Todtenstadt, wie er den Osiris ins Meer hinaustrug. Anubis legt eine Hand auf den Leichnam und spendet aus goldener Schale. In einem andern Aufschnitt erscheint Isis mit Purpur, Diamant und Globus auf dem Haupte, mit ausgebreiteten Flügeln, in jeder Hand ein Pflanzblatt. Unten 20 Geister, Diener des Osiris, und zwei wachhaltende Wölfe

in der Vorhalle des Todtenreichs⁵⁰⁾. Auch finden wir den Osiris in diesem Reichthum dargestellt mit einem Habichtskopf, stehend auf seinem Throne, vor ihm eine Hand zu ihm erbebende weibliche Seele, geführt vom ibisköpfigen Hermes. Auch hier findet sich das Symbol des Pflanzblattes. Daneben wird dieselbe Seele dargestellt, wie sie ein großes Habichtsbild, das den Globus auf dem Kopfe trägt, anbetet⁵¹⁾. Auch wird der Todtenherrscher Osiris bloß durch ein großes Auge dargestellt, unter dem sich Abbilder von Schranken befinden zur Bezeichnung der Geheimnisse⁵²⁾; denn die Theilnahme an diesen können wir als notwendige Bedingung Osirischer Bestattung ansehen, weil es Grundsatz aller Religionen des Alterthums ist, daß der Lebende die Gemeinschaft des Gottes suchen muß, um sich im Tode derselben zu erfreuen. Aber diese Weihen so leicht ertheilt wurden, daß selbst Ausländer, wie Herodot, sie erhalten konnten, haben wir uns gewiß alle eingeborne Ägypter als eingeweiht zu denken. In diesen Weihen wurden Nachts auf einem kreisrunden See bei Sais die Leiden des Osiris dargestellt. Herodot kannte diese, mochte aber nicht, sie zu erzählen, noch auch den Osiris selbst zu nennen, dessen Grab, wie er andeutet, nahe dabei im Heiligthum der Reith hinter dem Tempel derselben war⁵³⁾.

Wie schon Herodot Osiris' Grab zu Sais erwähnt, so finden wir dasselbe an allen Hauptorten wieder bei der großen Grabstätte, und an jedem Orte verkörpert die Priester, hier sei das echte Grab⁵⁴⁾. Verglichenen Ruhm hatte namentlich Osiris' Grab bei Philä auf einer schwer zugänglichen Insel, die selbst von Vögeln und Fischen vermieden ward, und durch diese Unzugänglichkeit eine desto sicherere Ruhestätte gewährte; zu bestimmter Zeit aber zogen die Priester hin und bekränzten unter Totenopfern das Denkmal, das von der zu übermäßiger Größe ausgeschossenen Pflanze Metkiba besetzt war⁵⁵⁾. Die Totenopfer bestanden in Milch, mit welcher 360 bereit stehende Gefäße gefüllt wurden, als Darstellung der unablässigen täglichen Spende das ganze Jahr hindurch. Bei dem zu Philä ruhenden Osiris schworen die Ägypter den höchsten Eid⁵⁶⁾. Auch zu Abydos an der Grenze der Thebais gegen die libyische Wüste zeigte man seit uralter Zeit Osiris' Grab, daher reiche Leute sich oft dahin bringen ließen, um in seiner Nähe beigesetzt zu werden⁵⁷⁾. Das Grab hieß das Geheimniß zu Abydos⁵⁸⁾. Hier zeigte man den Anthothos, der erwehnt war von den Kränen, die die Götter nach Osiris' Tode ablegten. Dasselbst war weiter Gesang, gute Lieder, noch Feste zugelassen, die die Ägypter sonst beim Gottesdienste brauchen⁵⁹⁾. Ähnlichen Ruhm

43) Zoega, De Obelisc. p. 305. 44) lb. p. 252, n. 16; 305. 45) lb. p. 261. 46) lb. p. 321, n. 12, 13. 47) Athenag. Legat. pro Christ. 22. 48) Dioid. I, 92. 49)

50) Zoega, De Obelisc. p. 304. Strab. 588. 51) lb. p. 304. 52) lb. p. 324. 53) Herod. II, 170, 171. Dasselbe erwähnt Strab. XVII, 803. 54) Dioid. I, 21. Zoega, De Obelisc. p. 284. 55) Plut. Is. et Os. 417. Strab. XVII, 808. Serv. Virg. Aen. VI, 154. 56) Dioid. I, 22. Tzet. Lycophr. 212. 57) Plut. Is. et Os. 416. 58) Porphy. ep. ad Anebon. 7. 59) Strab. XVII, 818. Zoega, De Obelisc. p. 287, n. 80. Die Abtragung der Kränze erwähnt schon Dikaios von Thebes (Athen. XV, 680). Ihm hieß der Mörder

hatten *Lapofiris*“) und *Eufiris*, wo *Dfiris* auch geboren sein sollte“), namentlich aber *Memphis*, wo der heilige Stier *Apis* als Abbild der Seele des *Dfiris* verehrt“) und sein Tod beklagt wurde, wie der des *Dfiris* selbst“). Daher ließen Reiche sich auch oft zur Bestattung nach *Memphis* bringen“). Im *Apis*, dessen Geburt gefeiert wurde an den *Theopbonien*, wann der Nil fleg, ist eine Symbolisirung des Nil unverkennbar“). Und wie man vom *Dfiris* die Dämme und Kanäle her schrieb, die die Bewässerung der Äcker durch den Nil leisteten“), so stellen auch Bildwerke, namentlich von *Phid*, den *Dfiris* mit dem Nilmeffer als den Beherrscher dieser Gewässer dar“). Die übrigen von ihm hergeleiteten Wohlthaten und Erfindungen finden sich verzeichnet auf den *Dfiris*ischen Säulen, von denen noch mehrere erhalten sind“). Als Stern des *Dfiris* galt der Planet *Jupiter*“). In allen Reichen von *Dfiris* herrschte wegen der Erinnerung seines Todes eine heilige Schre, und auch im Cultus übete man sich vor zu häufiger Erwähnung und Darstellung des Gottes; sein Bild wurde zugänglich verschlossen gehalten und nur einmal hervorgerufen, während man das der *Isis* öfters brauchte“). Der Dienst des *Dfiris*, wie der der *Isis*“), verbreitete sich auch nach Griechenland, indem er sich angeschlossen an den des *Dionysos*, und in *Plutarch*s Zeit wurden auch Frauen die *Dfiris*ischen Weisen erteilt, in denen man die Einheit des *Dfiris* und *Dionysos* erkannte, so man sorgte dafür, die Weiber seinen Kindern zu vererben“). (R. H. Klausen.)

Oxirua, f. *Isopodes*.

OSISMENSIS, OXIMENSIS PAGUS, *Oximum pagus*, französisch l'Hiesmoite, hieß der Gau um *Hiesmo*, aber *Exmes*, *Alancan* und *Falaise*; erwähnt werden in diesem Gau im 8. Jahrh. *villa Montecellus*, und die *villa Dogmanicum* in der *centena* (Hunderttschaft) *Alancianensis* und die *villa Vanda* in der *centena angiane*“). (Ferdinand Wachter.)

OSISMIL über die Rechtschreibung handelt *Isakud* (zu *Mel.* III, 2, 7). Es ist dies der alte Name eines Volksstammes in *Gallia Lugdunensis* oder *Celtica*, der am Meer an der westlichen Küste der heutigen Bretagne wohnte. *Probus* (bei *Strabo* IV, 195) nennt ihn *Tylovec*. Der Hauptort desselben, *Vorganium* (*Vorgane*) ist nach *Ammian* *Carhalx* dans la basse Bretagne; das von *Strabo* erwähnte Berggebiet ist *Cap Rabé*. (Vergl. *Plinius* IV, 18, 32.) Gálar (B. G. VII,

75) rechnet die *Dfismii* zu den *civitatibus*, quae Oceanum attingunt, quaeque eorum consuetudine Armeniae appellantur. (H.)

Oslas, f. *Osio*.

OSJUT, Hauptstadt der Provinz *Osjuty* (اسيوطية) im mittägigen Ägypten und an das eben genannte Gebiet von *Dschumnein* grenzend, führt auch den Namen *Sojut* (سجوط) und ein aus ihr Gebürtiger heißt *Sojuti*; seltener *Osjuti*. Diese Stadt des alten Thebais, deren Größe *Macris* mit der von *Saga* vergleicht, nannten die Kopten *Sidout* (Σιδουτ) und die Griechen *Lycopolis* oder *Moskistadt*. Zur Zeit der arabischen Herrschaft gehörten einige 30 Fleden zu ihrem Gebiet und sie ward zu 323,920 Dinar abgeschätzt. Auch ist sie der Geburtsort eines der fruchtbarsten arabischen Schriftstellers der spätern Zeit, des Scheich

1) *Dschalal-ud-din Abd-urrahman Ben Abi Bekr Sojuti*, der im J. 911 (beg. 4. Jun. 1505) starb und den Ruhm trägt, nahe an 600 große und kleine Schriften über verschiedenartige Wissenschaften der Nachwelt hinterlassen zu haben. Aus seiner Selbstbiographie, die sich in einem seiner Werke vorfindet, und die von Untergezeichnetem im Angeheblatte der wien. Jahrbücher (Bd. LVIII, LIX und LX. Jahr 1832) in einem Verzeichnisse seiner sämtlichen bekannten Schriften in einem ausführlichen Auszuge mitgeteilt worden ist, haben wir mit Verweisung auf den angezeigten Ort Folgendes heraus.

Sojuti ward im Monate *Rebchab* 849 (Nov. 1445) geboren, und genoß seine früheste Bildung im Hause des Ordensobern *Muhammed Rebchab* in der Nähe der Kapelle der heiligen *Resse* (*Chrest*, arabe ed. de *Sacy* I, 228). Schon vor seinem achten Jahre wußte er den *Koran* auswendig, und suchte sich dann mehr juristische und grammatische Handbücher zu eigen zu machen. Hieraus begann er vom J. 1449 an die tiefsten Studien der *Jurisprudenz* und der *Grammatik* und erhielt in ihnen von den ausgezeichnetsten Lehrern Unterricht. Im J. 1461 hatte er sich bereits solche Kenntnisse in der arabischen Sprache erworben, daß er von seinem Lehrer die Erlaubnis erhielt, selbst als Lehrer derselben aufzutreten. In dieser Erlaubnis des Lehrers nämlich, die ihm noch durch ein Diplom bestätigt ward, bestand die *Promotion* des jungen Gelehrten zur *Dortowürde* und der *Facultas legendi* in der *Wissenschaft*, die ihm der begünstigte Lehrer gelehrt hatte. Auch schrieb *Sojuti* in dieser Zeit seine erste Abhandlung, einen Commentar über die Formeln *لَعْنِ بِاللَّهِ* „ich fluche zu Gott vor dem und dem Unglück“ und *بِسْمِ اللَّهِ* „im Namen Gottes“, der mit Wohlgefallen aufgenommen ward. Das Jahr darauf erteilte ihm *Alm-ed-din Baldini* gleiche Lehrfreiheit für das *Jus* und die *Käfige* Zeit, Rechtsprüche zu erteilen. Dessenungeachtet hörte er nicht auf, nebenbei die Vorlesungen anderer Lehrer zu besuchen. Er hörte die Erklärung des *Korans*-Commentars von *Reichow* und war eifrig im Studium der *Libe*

des *Dfiris* *Babys*, welches Wort wahrscheinlich den Höltenbewohner bedeutet, ein äthiopischer Höltenführer. Vergl. *Zoega*, De Obelisc. p. 577.

60) *Plut.* Is. et Os. 417. *Strab.* XVII, 799, 800. 61) *Plut.* Is. et Os. 417. *Diod.* I, 85. 62) *Plut.* Is. et Os. 416, 417. 63) *Tibull.* I, 7, 27 sq. *Plin.* VIII, 46. *Solin.* 62. 64) *Plut.* Is. et Os. 416. 65) *Jablonky*, *Panth. Aeg.* II, 215 sq. 66) *Diod.* I, 19. 67) *Erugger* *Emb.* I, 269 sq. 68) *Zoega*, De Obelisc. p. 679, 684, 688. 69) *Achill.* *Trat. lang.* in *Arat.* *Phaen.* 70) *Plut.* Is. et Os. 508. 71) *Paus.* X, 32, 15 sq. 72) *Plut.* Is. et Os. 439.

*) *Gesta Abbatum Fontanellensium* bei *Perte*, *Mon. Gorm. Hist. Script.* T. II. p. 279, 281, 290. Vergl. *Falerius*.

lieferungskunde. Mit einem seiner spätern Lehrer Mohjib-din Kasibsch verlebte er vierzehn Jahre in wissenschaftlicher Verbindung und erweiterte durch dieselbe seine Kenntnisse in der Koranergese, in den Grundlehren des Rechts, der arabischen Sprache, der Rhetorik und andern Wissenschaften. Eine Reise durch Syrien, Hedschas, Yemen, Indien, Afrika bis nach Zetkur hin, trug ebenfalls zu seiner Fortbildung bei, und nach Vollendung seiner Pilgerreise nach Mekka ward er selbständiger Lehrer auch in der Rechtslehre und Überlieferungskunde, in denen er an die Stelle zweier seiner Vorgänger einrückte. Er entbiß sich nicht, seine ershöpfende Kenntnis in sieben Wissenschaften, in der Koranergese, Überlieferungskunde, Rechtslehre, Syntax, und in den drei Zweigen arabischer Rhetorik hervorzuheben, und meint, mit Ausschluß der Rechtslehre in den übrigen sechs Wissenschaften es weiter als seine Lehrer gebracht zu haben, fügt aber doch beiseiten bei, daß er dies alles einzig mit Gottes Gnade, nicht aus Ruhmsucht erhalte. Ubrigens besäße er in geringerer Vollkommenheit die Kenntnisse der Grundlehren des Rechts, der Logik, der grammatischen Formenlehre, der Stilistik und Epikographik, der Lehre von der Erbguttheilung und der Koranstesekunst. Noch weniger Fortschritte habe er in der Medicin gemacht, und ein arithmetischer Sag habe seinen Geist schwerer gedrückt als die Last eines Berges; Logik habe er Anfangs etwas studirt, bald aber einen Abscheu gegen sie in seinem Herzen empfunden. Ein Erlaß dafür sei ihm in der ecksten der Wissenschaften, in der Wissenschaft der Überlieferungen, erwachsen. Nicht weniger als 150 Lehrer hörte er über sie und vorzüglich über den kritischen Theil derselben. — Aus dieser Zusammenstellung der Wissenschaften, mit denen er sich beschäftigte, geht zugleich die nähere Kenntnis des Gebietes hervor, in dem sich seine schriftstellerische Thätigkeit bewegte. Trotz der sonderbaren Titel, die sich unter den 561 am obenangeführten Dreie bezeichneten Nummern finden, werden also alle Werke, Schriften und Schriftchen unseres Osjuti in den Kreis jener Wissenschaften einschlagen müssen.

2) Der Vater des eben genannten Vaterschreibers Abu Bekr Ben Muhammed Osjuti, der im J. 855 (1451) starb, ist uns durch seinen Commentar des Werkes:

„Glaubensbekenntnisse des Adhob-ed-bin (العقائد العبدية)“ vom Richter Adhob-ed-bin Abd-el-rahman Ben Ahmed Ischqi, der im J. 756 (1355) starb, als Schriftsteller bekannt geworden.

3) Ein dritter Schriftsteller aus Osjut führt den Namen Schems-ed-bin Muhammed Ben Ahmed Ben Ali Osjuti und ward im J. 810 (geh. 8. Juni 1407) geboren. Er ist Verfasser einer Anweisung zur Anfertigung von Urkunden unter dem Titel: „Erfelstine der Verträge und Hissbuch der Richter, der Ausfertiger von gerichtlichen Urkunden und der Zeugen (جواهر العقود ومعين القضاء والموقعين والشهود)“. Der Gang

der Behandlung richtet sich nach den einzelnen Capiteln des Rechts, wie diese in den Rechtsbüchern desselben angeordnet sind.

(Gustav Flügel.)

Oskampia Mönch, f. Lycopais L.

OSKAR (Sohn des Gebirges), Ossiass Sohn, der als Jüngling im Kampfe fällt, und den sein alter, blinder Vater in Liebern beklagt. Da die sogenannten Gebirge Ossiass ein Erzeugnis der Phantasie Macphersons sind, so dürfte die nähere Angabe von den Umständen, welche Ossiass Tod herbeiführten, hier nicht passend sein, weil diese Darstellung nicht gelten kann als eigentliche Heldensage, d. h., von Sängern des Alterthums, unter Benützung geschichtlicher Ereignisse und Namen Geschaffenes und vom Volk als wirklich so geschehen geglaubt, sondern vielmehr nur den Werth der Schöpfung anderer neuerer Dichter hat, welche zu diesen berühmten Namen der Sage benutzten. (Ferdinand Wächter.)

OSKARSSTAD, eine kleine unbedeutende Stadt im nordwestlichen Theile der an Norwegen angrenzenden schwedischen Provinz Westmanland, deren Anlegung im J. 1811 veranlaßt ward und begann, zunächst der Kirche Aroka, und im Pastorat Aroka, welchen Namen diese Stadt auch seit 1821 führt. Im J. 1815 zählte sie 125 Einwohner, worunter 1 Apostel, 11 Kleinbäcker und mehr Handwerker; überhaupt 31 Familien, unter welchen nur 6 wohlhabende, aber 20 arme und 5 bettelarme. Die Anbauer haben den Bauplatz nebst Kartoffelfeldern unentgeltlich erhalten. Im J. 1817 fand ich dort einen hohen Grad sittlichen Verfalls, und bildete in dieser Hinsicht der Ort einen grellen Contrast gegen die Umgegend und die Provinz. — Nahe an Oskarsstad liegt das Dorf Solberg. (w. Schubert.)

OSKAW, Hütten, mähr. Oskawa oder Hotin genannt, ein zwei Meilen nordwärts von Mährisch-Kruschitz im mährisch-schlesischen Gesenke gelegenes, zur kais. Lichteneinsteinischen Herrschaft Außen gehöriges Dorf im otmüger Kreise Mährens, mit (1825) 103 Häusern, 806 slav. Einwohner, worunter 376 männl. und 430 weibl. Seelen waren, einer kath. Pfarre, Kirche und Schule, zu welcher die Dörfer Mostek mit einer Schule und Elend eingepfarrt sind. Die Pfarrei Oskaw gebört zum mährisch-neustädter Dekanat des otmüger Erzbistums und zählte im J. 1830 2146 kath. Pfarrkinder. Die Einwohner von Oskaw treiben Viehhau und unterhielten 1825 an größten Hausthieren sechs Pferde und 93 Kühe. Das Dorf hat nur bei 40 Joch schlechten Ackerslandes, aber viele Hausgärten, in denen viele Pflaumen, Äpfel und anderes Obst gezogen wird. (G. F. Schreiner.)

OSKE, OSKI (nord. Mithol., ein Name Odins, von ösk, Wunsch, Wahl, wird durch erwünscht (wünschenswerth), oder die Wünsche der Menschen erdöndend erklärt). Doch nach unserer Meinung bedeutet Oski

1) Finn-Magnusen, Lex. Mythol. p. 653: Oski, Optatus (homonym) exaudians, u. s. 619 stellt er diesen Namen nebst den Namen Theier, Thid, Augaitir, Gagarid, Hagyrk mit den Benennungen des Zeus: *paiznos, gignos, timos, ageros, Indrius*, und den lateinischen Bezeichnungen: *Almus, Aequus, Bonus, Optimus, Optulatur* zusammen.

vielmehr Bünscher, Wähler, Adoptivater, weil er die in der Schlacht Gefallenen (als seine *okasanyia**) (Söhne der Bünsche, der Wahl) annahm. (Vergl. den Art. *Okamye*.) Unter den zwölf Namen, welche Doin im alten Aegard hatte, ist Oski der sechste oder siebente*), und wird deshalb von Finn-Wagnusen als das himmelgehörende Zwillinge und den ihnen entsprechenden Monat bezeichnend gedeutet; unter den 52 Namen, welche Doin im Grimmoimal (48) aufzählt, ist Oski der 35., und wird deshalb als die 35. Woche des norðischen Kalenders (vom 19. bis 25. Juli) bezeichnend genommen. (Ferdinand Wächter.)

OSKER, der Gesamtname für die alte Bevölkerung Mittelitaliens von den Grenzen der Etrusker bis an die der Etrusker, eine Nation, die sich nirgend in politischer Selbstständigkeit ausgebildet, sondern von andern Völkern aufgenommen mit diesen eine neue Form hervorgebracht und dabei den allgemeinen Namen für die Sprache der mittelitalienischen Völker begeben hat. Während nämlich als Urbewohner jener Gegenden Italiens die Eiskler, als eingewanderte Bewohner der Westküste auch die Tyrrhener erschienen, ein ansehnlicher Zweig der großen pelagischen Völkerfamilie, wohnen verwandte, aber charakteristisch verschiedene Stämme in den Gebirgen, die den Rücken Italiens bilden, und diese, ungewiss durch welchen Anstoß aufgeregt, drängten einander in die Niederungen hinab nach allen Seiten hin und bildeten die östliche Bevölkerung. Gemeinsam scheint diesen Gebirgskämmen das Bewußtsein altheimischer Wurzelung in Italien gewesen zu sein; während die Tyrrhener in allen Sagen als eingewandert erscheinen, sprechen jene innern Völker fast alle die Behauptung aus, ein italienisches Urvolk zu sein. Hieraus möchten wir wenigstens das zu schließen haben, daß von ihnen namentlich das aufwuchert war, was unter den pelagischen Nationen italienischen Zweiges eigenthümlich charakteristisch ist, dagegen bei den Bewohnern der Niederungen und namentlich denen der Küsten sich, wie ziemlich allgemein, die härtere Eigenthümlichkeit der Nationalität in früherer Zeit schon gemildert hatte, so daß schon darum die Eiskler Italiens den gleichfalls pelagischen Stämmen Griechenlands homogenere erscheinen mochten. Wie nun in Griechenland die Verbreitung der im In-

nern bisher verschlossenen dorischen Gebirgskämme der ganzen Lebensweise von Innen heraus eine nicht unorganische und nicht aus ungleichartigen Elementen hervorgegangene aber doch gewaltsame Veränderung hervorrief und durch die Aufregung aller Stämme in gegenseitiger Reibung bei politischem Übergewichte derjenigen, in dem die Eigenthümlichkeit in der künftigen Weise festgehalten war, das zur Reife ausbildete, was wir als eigentliche hellenische Nationalität erkennen, so scheint auch in Italien die Ausbreitung jener östlichen Gebirgskämme die dortigen Eigenthümlichkeiten durch das politische Vorwalten derjenigen, in denen sie am strengsten ausgeprägt und bewahrt waren, zu einer mehr charakteristischen Färbung concentrirt zu haben, und diese auf gemeinsamem pelagischem Boden mit der hellenischen wurzelnde, aber durch jene besondere Verschiedenheit ihr dort entgegenstehende Nationalität ist diejenige, welche die Griechen selbst als die opische mit der ganzen Unreife barbarischer Eigenthümlichkeit bezeichnen. Während in Griechenland die ionischen Stämme von dieser Umformung am wenigsten durchdrungen wurden, obgleich sie durch Theile der Bevölkerung nicht unberührt von den Einflüssen derselben blieben, ist ein Ähnliches in Italien mit den Etruskern und in Sicilien mit den aus Italien von den Etruskern dahin gerückten Eisklern*) geschehen, und diese sind daher theils durch griechische Colonisation sehr bald beeinflusst, theils drängte sich in späterer Zeit eine zweite Auswanderung aus jenen mittlern Gebirgen auch in diese Gegenden heraus und stiftete das Volk der Etrusker. Dies Gefühl ursprünglicher einleuchtender Eigenthümlichkeit, die durch die italienische Gebirgskämmen in ihnen bewahrt und genährt war, hat veranlaßt, sowohl daß die Umbrer für das älteste Volk Italiens galten*), wie auch daß die Sabiner auf Autochthonie stolz waren, was nicht auf die ganze Ausdehnung ihrer Wohnsitz geht, sondern darauf, daß ihre alten Wohnsitz nie verlassen waren*), wie auch das bisher unerklärte Räthsel, das aber hierin seine völlige Lösung findet, daß die in Latium einwandernden und die dortigen Eiskler unterjochenden Gothen den Namen der Aborigines führen*), womit keineswegs ursprüngliche Heimath in Latium gemeint war, sondern ein solches Bewußtsein ursprünglichen Anspruchs auf jene Gegenden, der ihnen als Urbewohnern des italienischen Hochlandes zustehe, dem die Niederungen von Natur unternommen seien. Ja selbst an eine Erklärung des östlichen Namens, die wir jedoch gern problematisch lassen, möchten wir uns von diesem Gesichtspunkt aus wagen. Denn die alte Form von Oscan ist anerkannt Opseus*),

2) Vergl. das isländ. *okabarn*, adoptivater Kind. 3) S. die jüngere Odo (Dämefaga 28). 4) S. die Dämefaga 28. Finn-Wagnusen (Lex. Mythol. p. 658), sagt es sei der frühere, nämlich wenn nach der einen Lesart *oki* oder *oal* stehend genommen wird, nach der andern Lesart ist *oki* der sechste. Doch läßt Finn-Wagnusen (Calend. Gentil. p. 1080) obgleich er S. 1012 der Lesart folgt, nach welcher Oski der sechste Name ist, durch Oski den sechsten Monat, nämlich den Monat Eggid, bezeichnen (die Zeit vom 22. Mai bis 20. Juni), aber nicht warum, weil er der Lesart folgt, nach welcher Oski der sechste Name ist, und nach Omi steht, denn er läßt durch Omi den achten Monat bezeichnen, sondern weil er den ersten Monat des norðischen Kalenders mit dem letzten der zwölf Namen im alten Aegard bezeichnen, nämlich mit Jalkr, wie Doin hier, als er den Schritten folgt; der zwölfter Monat ist nämlich der Gormánuð, vom 23. Oct. bis 22. Nov., und der erste der Ylfr, vom 23. Nov. bis 22. Dec., wofür das Schlittenschneen der paßt.

1) Thuc. VI, 2: *Ἰταλῶς δ' ἔστιν Ἰταλίας, ἑρμῆθεν γὰρ ὄνομα, διόθεν καὶ Ἰταλίας, γαίοντες Ὀνύκιοι. Ὀνύκιος Ἀντιόχος δὲ Διονύσιον. Ant. Rom. I, 22. 2) Die Umbrer antequam gens Italica Plin. III, 19. Oscani de Lat. 3) Strab. V, 228: *Ἰταλὶ δὲ νῦν ἀνατολικῶς ὕψος αἰ τῆς Ἰταλίας καὶ αὐτῶν τῶν Ῥηθύρι, ἄλλοι. ἑρμῆ. I, 115. 4) Parr. III, 1. Sausfrus im Serv. Fuld. Virg. Aen. I, 10. Dionys. I, 16. 5) Feat. Oscan. In omnibus fere antiquis commentariis scribitur Opicum pro Oscan. Oscan, quos dicimus, ait Verrinus Ops cos antes dictos, teste Rutilio cum dicat: De muris res gerit Oscan.**

woraus die Griechen die bei ihnen allgemein gebräuchliche Form des Namens Opicus gemacht haben, und dies leitet sich natürlich her von Ops, der nährenden Erde, sodas wir für die Völler den Begriff der Autochthonen, der Erdheimischen, nicht abzuweisen brauchen, wenn wir uns erinnern, daß auch bei den Griechen das ganze Menschengeschlecht aus der Erde geboren ist. Hieraus ergibt sich nun auch unmittelbar die intensive Bedeutung des Wortes opisch, wie dasselbe bei den Griechen und nach ihnen von den Römern gebraucht wurde für die eigenthümliche Ungeschicklichkeit und Ungeschicktheit des auf italienischer Erde eingeborenen Menschenschlags¹⁾, eben wie die Worte Casens und wahrscheinlich auch Prinsens und bei uns Gotisch und Altfriänkisch aus Volkseigenen Namen zur appellativen Bedeutung des Alterthümlichen und Altväterischen umgewandt sind. Des erbgeworenen, an der Scholle bestehenden Geschlechtes kann man sich bei dem Namen dunkel erinnern haben, wie bei uns in allen emphatischen Gebrauchsworten des Wortes Teutisch die Erinnerung an den Begriff des Volkes, woraus es unleugbar entstanden ist, nachklingt, wie unser „Teutisch gesagt“ am Ende nicht ist, als in der Beise des Volkes und dem Volke zugänglich, wie sich dieses durch das aus derselben Wurzel hervorgegangene deutlich hinreichend bezeugt.

Diese eigenthümlich italienischen Volkstämme nannten sich einander wieder in Einzelheiten der Sprache und Sitte verschieden gewesen, wie unter Gebirgsbewohnern sich diese mannichfaltigen Unterschiede immer am hartnäckigsten festsetzen. Zu ihnen gehören sowohl die Umbrer, als auch die Sabeller, und die aufonischen Völker; doch unterscheidet sich sowohl das Umbrische als auch das Sabellische deutlich vom Oskischen²⁾. Die Umbrer waren das erste jener Bergvölker, das eine ausgedehnte politische Macht, die aber früh gebrochen wurde, erwarb; in jener Zeit grenzten sie an die eigenthümlich oskischen Völkerschaften³⁾, unter denen zuerst die Gaster, auch Priester und Sacraner genannt, aufzuführen sind. Die Umbrer, ursprünglich an den Quellen der Tiber ansässig, gründeten in jener alten Zeit ihr Reich durch Uebersiedelung der Sikelier im jetzigen Toskana, an welche Thatfache die Sage bei Plinius⁴⁾ eine Erinnerung aufbewahrt, daß die Sikelier von Umbrern und Pelasgern vertrieben seien; sie unterlagen aber zum Theil den aus Mäonien eingewanderten pelagischen Tyrrhenern, welche ohne Zweifel die zurückgebliebenen unterjochten Sikelier zu ihrer Partei aufriefen und dadurch in den

Stand gesetzt wurden, das tyrrhenische Doppelreich der Zwölfsstädte in Mittel- und Norditalien zu gründen, das nachher durch die einwandernden Räsener zum etruskischen Reich umgestaltet ward⁵⁾. Unabhängige Umbrer blieben nur noch in der umbrischen Landschaft östlich von der Tiber; dorthin mochten viele sich retten vor dem Einfall der Tyrrhener und dem Aufstande der Sikelier, und so in Umbrern selbst eine Ueberhäufung entstehen, die zu einer Ausbreitung über die südlichen Grenzen hin veranlaßte. In derselben liegt nichts Unvernünftiges, denn es zeigt sich keine Spur, daß die Umbrer durch ihre ausgedehnte Herrschaft verweichlicht worden wären, vielmehr können sie sich in voller Muthigkeit auf jene südlichen Gebirgskämme geworfen haben, obgleich sie dem Aufstande der Sikelier unter dem Beistande der einwandernden Tyrrhener hatten weichen müssen. Hier nun trafen sie neben den Gastern auf die ältesten Wohnsitz der Sabiner um Amernum in den höchsten Gebirgsgegenden der Apenninen⁶⁾; diese wurden durch den Streit mit ihnen aufgeregt, und nicht sowohl vertrieben, als zur Vergeltung aufgeregt, zogen sie aus aus ihren Grenzen und besetzten die späterhin immer so benannte sabinnische Landschaft. Aus dieser mußten die Gaster weichen und diese nun wandten sich gegen Latium und bildeten durch ihre Vermählung mit den bisherigen Bewohnern das Volk der Priester Latiner. Dadurch wurde Latium oskisch⁷⁾, die nördlichste Landschaft dieses Namens, und die lateinische Sprache ist nur eine durch die allgemeineren pelagischen Elemente gemilderte Form der oskischen, woraus namentlich die in derselben erscheinende Abkürzung und Verkürzung oskischer Worte sich erklärt. Keineswegs aber werden wir durch diese Bestimmung des pelagischen Grundbloss durch oskische Färbung berechtigt, das Lateinische eine Mischsprache zu nennen, vielmehr ist das Verhältniß desselben dem des Hochdeutschen nicht unähnlich. Das, wodurch sich die deutsche Nationalität von den übrigen germanischen Völkern unterscheidet, war am strengsten aufbewahrt in den deutschen Gebirgsvölkern, das Niederdeutsche dagegen war den verwandten Sprachen, der dänischen, schwedischen, angelsächsischen, namentlich der ersten, ähnlich. Nun rief der Einfluß des Oberdeutschen auch im Niederdeutschen das eigenthümlich Deutsche hervor, und so bildete sich das Hochdeutsche mit seinem entliehenen Gegensatz gegen

1) Gato bei Plin. XXIX, 27: Nos quoque (Graeci) dictant barbaros et spurcius nos quam illos (barbaros) Opicos appellacione feedant. Cf. Coll. II, 21; XI, 16; XIII, 9. Juven. VI, 455: Opice amice. III, 207. Auson. de Profusa. XXII, 8. Epigr. CXXVIII, 2: Opicus magister. Horat. Bern. I, 5, 54: Meos clarum genes Ocel. Von der italienischen Nationalität, die als vorbisch angeschlossen der griechischen entgegensteht, Propert. IV, 2, 62: Tellus artifices ne terat Oca manus. 7) Farr. L. Lat. VI, 8: Sabina usque radices in Oscanum linguam agit. Vergl. Ritscher I, 116 sq. 8) Dionys. I, 16, wo diese oskischen Gaster Aborigines heißen. 9) Bei Dionys.

10) Diese Darstellung ist aufgeführt im Nachtrage zur Uebersetzung der Abhandlung von Millington über die volcentischen Vasen. Zög. Schv. 1831. II, S. 227 fg. Wenn auch durch neuere Untersuchungen mehr und mehr bezweifelt werden mag, daß jene Vasen importirt sind und mehr hellenische Cultur in den tyrrhenischen Städten zwischen Tiber und Tarenta nicht ausbreiteten ist, so bleibt doch die Menge der eingeführten Vasen auf jeden Fall ein Zeugnis von dem lebhaften befreundeten Verkehre mit Griechenland und bezeugt in Verbindung mit den Überresten, die von Tarquinii nach Rom kommen, daß jene Cultur dieses tyrrhenischen Völkchens wenigstens hellenisch zu nennen und von der etruskischen durchaus verschieden ist. 11) Dionys. I, 14. An.; II, 49 aus Gato. 12) Aristoteles bei Dionys. I, 72: Als er vom Tiber nach Ostia; de salutaris Aetnae, bei Plin. II, 124. Vergl. Gato bei Plin. in not. 6.

jene verwandten Sprachen, wiewol nicht ohne Abstumpfung vielfacher oberteufcher Eigentümlichkeiten.

Nächst den Latiniern begegnen uns in Mittelitalien die Volcker, deren Sprache mit der östlichen zusammengefloßen und wieder auch von ihr unterschieden wird¹³⁾, doch bestimmter denn hier in Samnium gebrauchlichen¹⁴⁾; auch scheint es, daß hier und da die Volcker unter dem Namen der Aurunker, von denen gleich zu reden ist, in den alten Chroniken vorgekommen sind¹⁵⁾. Die Volcker sind also ebenfalls Gebirgsstämme ostlicher Nation, die sich in die Niederung von Latium eingebrängt und die Eifel der daselbst übermächtig haben. Gleicher Art sind im Binnenlande die Äquer, in deren Gebiete die Volcker, welche dem Namen nach an die Volcker erinnern, und ein mit der samnitischen Sprache gemeinsames Wort hieraus für Volk hinterlassen haben¹⁶⁾.

Es folgen die Aufoner, mit einheimischer Namen Aurunker genannt, wofür die einfachere italienische Form, welche auch zu jener griechischen Benennung Anlaß gegeben hat, Auroni gewesen ist¹⁷⁾. Diese nun heißen ausdrücklich bei Aristoteles ein Volk der Dilyer¹⁸⁾. Ihre Eise erstreckten sich von Latium an, in dessen Umfang eine Emendation Niebuhrs sie nachweist¹⁹⁾, wo die Ditschaften Aufona, Minturn und Vescia ihnen zugewiesen werden²⁰⁾, durch Campanien, wo zuerst Suefia Auruna auffällt²¹⁾, wo ferner Gales bei Volus²²⁾ und Nola bei Hefatatus eine aufonische Stadt heißt²³⁾, in einer nicht sicher zu begrenzten Ausdehnung südwestwärts, und haben dem Meer zwischen Sicilien und Italien den Namen gegeben²⁴⁾, ja auch im spätern gelehrten Sprachgebrauche dem Meer am Eingange des tarentinischen Meeresbusens, weil die aufonische Herrschaft sich über ganz Unteritalien ausgedehnt hat. Diefelben Gebirgen, welche aufonisch heißen, werden nun auch mit dem östlichen Namen bezeichnet; Öster mit Aufonern und Volckern erscheinen wiederum schon in Latium am Circeji²⁵⁾, freigelegt in derselben Entfernung von Rom im Binnenlande gilt für altostlich und nachher volkisch geworden²⁶⁾, so daß man danach dasselbe etwa zuerst von Aufonern, nachher von Volckern besetzt annehmen kann; ferner werden als Öster genannt die Siciliner zu Tranum, welche Strabon erloschen nennt²⁷⁾, Öster ferner am Gales, Vulturum und Saticulum²⁸⁾, zu Atella, woher die berühm-

ten Atellanen benannt²⁹⁾, um Parthenope, das bei Phaleron von Rhodieren gegründet sei³⁰⁾, wie auch am Berggebiete Riferum³¹⁾, und an der Küste um Fundi, Gajeta, Sinuessa, Vulturum, Amolfi, Cumä³²⁾. Das letzte namentlich wird ganz eigentlich durch den Besitz des östlichen Landes unterschieden vom äolischen Ayme³³⁾. Auch in Pompeji und Herculanium werten Öster genannt³⁴⁾. Der östlichen Bevölkerung aber war es nirgends beschieden, sich zu politischer Selbständigkeit auszubilden. Während einerseits die griechischen Colonien, unter denen Cumä die westlichste war, die Herrschaft an der Küste gewannen, gründeten andererseits die Pyrrhener von ihren nördlichen Gebieten aus auch hier im östlichen Land ein Reichthum, wahrscheinlich auch von zwölf Städten, unter denen namentlich Vulturum und Nola 47 Jahre vor Roms Erbauung von ihnen gegründet sein sollen, außerdem Nuceria, Pompeji, Herculanium, Marcina, Sclernum u. a.³⁵⁾, so daß jene griechischen Colonien dadurch vereinigt wurden. Die Landessprache aber blieb östlich, wie sie nun einmal durch die Einwanderungen der Aufoner in silesisches Gebiet gebrütet war; auch unterschied sich die Sprache der Pyrrhener oder Aufker, zusammengesetzt aus pelagisch-mäonischen, silesischen und umbrischen Elementen, schwerlich so sehr von denselben, daß sie eine umhüllende Gewalt hätte ausüben können, wenn die Vermuthung richtig ist, daß die Eroberung des nördlichen Pyrrheniens durch die Aufoner, wodurch die eigentlich etruskische Sprache in Italien eingeführt ward, für nicht älter gelten kann, als das 2. Jahrh. Roms. Wegen dieses Fortbestehens der östlichen Sprache ergab sich nun ein Schwanken in der Benennung des Landes, das bei den auf diese Zeit Rückblick nehmenden Schriftstellern bald pyrrhenisch³⁶⁾, bald östlich heißt. Die Pyrrhener unterließen nicht den Versuch, Cumä sich zu unterwerfen, daher um DL 64 ein großer Kriegszug derselben mit umbrischen und damianischen Hülfsscharen gegen die Stadt erobert wird, deren Feldherr Aristodemus Malactos aber sie mit einem glänzenden Siege zurückschick³⁷⁾. Unter diesen Scharen werden auch Öster³⁸⁾ genannt, offenbar als Unterthanen der Pyrrhener.

Trennen wir nun in diesen Aufonern oder Östern, von denen wir jenen Namen als den besondern, diesen als den allgemeinen zu fassen haben, ein in sehr alter Zeit, nach Aufwuchsbildes 300 Jahre vor der hellenischen Colonie in Sicilien³⁹⁾, also um 1030 v. Chr., vielleicht gleichzeitig mit den Gastern aus den Apenninen ausgewandertes Volk, das die südlichen Gegenden von Latium und Campanien in Besitz nahm, aber von Pyrrhenen und Griechen bald in solcher Ausdehnung unterworfen ward, daß nur in einem Winkel von Latium sich der

13) Bom Komiker Titinius bei Fest. Oscum: Qui Oson et Volco fabulatur, nam Latine nascuntur. 14) Niebuhr I, 80. 15) Niebuhr, 78. 16) Serv. Virg. Aen. XI, 785. Fest. Iupini: Osmne lupi, quem ipsum dicunt Samites. 17) Niebuhr I, 77. 18) Arist. Pol. VII, 9: φωνοὶ δὲ τὸ πρὸς τὴν Τεργήναιον Οὐκὼν καὶ πρὸς τὴν καλὴν οὐκὼν τὴν ταυρινὰν Ἀφονίαν. Begründet auf die Ausgabe des Antiochos von Cordus. Strab. V, 242: Ἀφονίαν οὐκὼν τὴν ταυρινὰν οὐκὼν οὐκὼν οὐκὼν, τοὺς δὲ καὶ Ἀφονίαν καλεῖσθαι. 19) Ἀφονίαν für Ἀφονίαν bei Strab. V, 231. Niebuhr I, 78. Not. VIII, 16. 20) Liv. II, 25. 21) Niebuhr I, 78. 22) Liv. VIII, 16. 23) Niebuhr, 78. 24) Plin. II, 5. 25) Dionys. I, 11. 26) Plin. II, 26. 27) Strab. V, 242. 28) Strab. V, 237. 29) Niebuhr, 78. 30) Strab. V, 242. 31) Niebuhr, 78. 32) Strab. V, 242. 33) Niebuhr, 78. 34) Strab. V, 242. 35) Niebuhr, 78. 36) Niebuhr, 78. 37) Niebuhr, 78. 38) Niebuhr, 78. 39) Niebuhr, 78.

29) Steph. Byz. Ἀττὴν. Diomed. Gramma. Fast. III, 487. 30) Steph. Byz. Ἰνδοτρόν καὶ Φελέγον. Strab. VII, 654. 31) Dionys. I, 55. 32) Sol. Arist. VII, 526. 33) Thuc. VI, 4. Paus. VII, 22, 8. VIII, 24, 6. X, 12, 8. 34) Marcell. Herod. Dionys. VII, 5. Vall. Patre. I, 4. 35) Strab. V, 242. 36) Die Benennung v. bei Niebuhr, 78. 37) Niebuhr, 78. 38) Niebuhr, 78. 39) Niebuhr, 78.

Name der Ausrucker oder Ausoner einige Jahrhunderte unabhängig erhielt, so erfolgen ähnliche Wanderungen aus jenen Gebirgen zu wiederholten Malen und lassen den ostfischen Nationalnamen in der Sprache in Ehren, während sie ihn politisch nur desto mehr aufheben. Vielleicht ist einer zweiten solchen Auswanderung schon die Erscheinung der Volatker und Aquer unter den Ausruckern in Latium zuzuschreiben, vielleicht sind diese nur einzelne Stämme der ersten Auswanderer. Bestimmter aber scheiden sich von jenen die Sabiner und die sabellischen Völkerschaften, allerdings von derselben Art, aber mit auffallenden Verschiedenheiten in der Sprache. Diese nun, heißt es, von den Umbren gedrängt, worin war eine Fortsetzung der durch die tyrrhenische Einwanderung in die Umbre gekommenen Bewegung erkennen, senden einen heiligen Krieg (ver sacrum) aus, wie die Gaster oder Sarcaner selbst im Kampfe mit den Sabinern in einem solchen Zug ausgewandert waren, und werden auf ihn geführt durch das Wahrzeichen eines Stieres, der sich niederließ im opischen Lande, und daraus ging das große Volk der Samniter herab⁴⁰⁾. Doch nur der nördliche Theil des spätem Samnium, namentlich die Gegend von Gales und Beneventum, war ursprünglich ausonisch⁴¹⁾; aber die Landessprache des ganzen samnitischen Volkes führte den ostfischen Namen fortwährend⁴²⁾, obgleich sie mit sabellischen Ausdrücken gemischt gewesen sein wird, was denn doch nichts mehr sein kann, als eine Eindringung eines in Einzelheiten verschiedenen Dialekts in die allgemeine Sprache, oder höchstens eine Umwandlung, wie sie durch Schwedische Herrschaft in Teutland hervorgerufen werden könnte. Die Samniter wiederum wandten sich gegen die Tyrrhener, erzwangen die Aufnahme einer Colonie in Vulturum, vertrieben bald darauf die alten Einwohner, nannten die Stadt Capua und eroberten die ganze von nun an Campanien genannte Landschaft⁴³⁾. Also auch hier sabellisch ostfische Sprache. Cumä ward um DL 89, 4 drei Jahre nach der Ausrottung der alten Vulturner erobert und mit einer Colonie besetzt⁴⁴⁾, doch erscheint es noch bei Sthylar (um DL 100 bis 107) griechisch⁴⁵⁾; allmählig aber wird die Sprache ostfisch⁴⁶⁾, obgleich noch bis in das Ende der römischen Republik sich griechische Gebräuche erhielten, in öffentlichen Angelegenheiten aber wurde von 180 v. Chr. an die lateinische Sprache eingeführt⁴⁷⁾. Auch Nola, das als tyrrhenisch genannt war, und nachher chalcidisch heißt, wahrscheinlich weil die Tyrrhener sich durch griechische Colonisten verstärkt hatten⁴⁸⁾, wie zur Zeit der wankenden tyrrhenischen Macht sich auch mit Cumä Befreundung zeigt⁴⁹⁾, wurde wieder

schon im Hannibalschen Kriege ganz ostfisch, wie es schon bei Helatäus ausonisch hieß. Auch Neapolis mußte Campaner unter seine Bürger aufnehmen, und von der Zeit an waren die Benennungen der Dörfer theils griechisch, theils ostfisch-campanisch⁵⁰⁾; wol mehr empfand Posidonia die Umwandlung der vaterländischen griechischen Sitte und Sprache in ostfisch⁵¹⁾.

Posidonia liegt schon im Gebiete der Lucaner, welche eben wie die Campaner von den Samniten ausgegangen waren⁵²⁾, wodurch ihre ostfische Sprache schon hinlänglich erwiesen wird. Sie fanden keine Döler vor, sondern griechische Colonisten und unter ihrer Herrschaft Dnoter von altpelasgischer Abkunft, deren Dtschaften nach Helatäus ausgefüllt hat. Aus dem Schooße der Lucaner ging das Volk der Brutrier hervor, aus samnitemengelaufenen, empörten Leibeigenen und Söldnern, daher sie doppelte Sprache redeten⁵³⁾, Dtsch von den Lucanern, Griechisch von den Dnotern her, welche gräcisirt waren, als die Lucaner sie unterworfen. Neben den Lucanern kommen die Volcenter vor, welche nach Niebuhrs Vermuthung mit den Volstern zusammenhängen mögen, als durch die Sabeller hinarabgedrängt vereinzelt unabhängig gebliebene Döler⁵⁴⁾. Noch sind Apulien und Messapien oder Iapygien jurisch, in welchem Land ein opischer Stamm mit opischer Sprache ausdrücklich von Sthylar⁵⁵⁾ angeführt wird, ohne Zweifel die Apuler⁵⁶⁾. Die Einwanderung in Apulien fällt wahrscheinlich in die älteste Zeit ostfischer Wanderung. Hier war Ennius geboren, der von sich sagte, er habe drei Herzen, weil er Dtsch, Griechisch und Lateinisch spräche⁵⁷⁾, das erste aus der Volkssprache von Kupid nahe am östlichsten Ende von Galabrien.

Hiernach erscheinen also die Döler als alleinheimisch in den Apenninen, aus denselben nach allen Seiten vorwärts gedrängt durch die Sabiner, später durch aufstrebende sabellische Völkerschaften selbst unterworfen und der Sprache derselben den Namen gebend, sodas dieser nun durch Sabeller bis über ganz Samnium, auch dessen ursprünglich pelasgischen Theil, ja später bis in den südlichsten Winkel Italiens, verbreitet wurde. Diesen ostfisch redenden Völkern von gemischter Abkunft aus Sabellern und Ausonern geben die Griechen vorzugsweise den Namen Dpiter, daher dient dieser Name zur Bezeichnung der sabellischen Stämme, welche bald nachher Ramertiner und Campaner genannt werden⁵⁸⁾. Während man aber im Allgemeinen ohne Streit anerkennt, das Döler und Dpiter dasselbe Wort⁵⁹⁾ und Ausoner dasselbe Volk⁶⁰⁾ sei, veranlassen die verschiedenen Namensformen selbst der Polipbus das Mißverständnis, Ausoner und Dpiter neben einander am neapolitanischen

40) Strab. V. 250. 41) Fest. Ausonium appellavit Ausonia Ulysses et Calypso filius cum primis exivit Italia. In qua sunt urbes Beneventum et Calus. 42) Daher scheiden die Römer als Rumpföler gegen die Samniter quosque osanos lingua. Liv. X. 20. 43) Liv. IV. 87. Diad. XII. 31. 44) Ib. 76. 45) Scyl. 10. 46) Vallej. I. 4: Cumanos Osos motavit vicinia. 47) Liv. XL. 42. Die Aufzuchtaltung griechischer Gebräuche. Strab. V. 248. 48) Justin. XX. 1. Sil. Ital. XII. 161. Niebuhr I. 86. 49) Äg. Schult. 1831. II. S. 440.

50) Strab. V. 246. 51) Athen. XIV. 632. 52) Plin. III. 10. Elym. M. Avianus, Strab. V. 223. 53) Fest. Bilingues Brutales Kanlos dixit, quod Brutii et Osos et Graeco loqui soliti sint. 54) Liv. XXVII. 15. Niebuhr I. 79. 55) Scyl. 14. 56) Niebuhr I. 165. 57) Gell. XVII. 17. 58) Plat. Epist. VIII. 358. Die opische und phönicißche Nationalität und Sprache der pelastischen entgegengesetzt. Niebuhr I. 74. Note 6. 59) Note 5. 60) Note 18.

Meerbusen wohnen zu lassen⁶¹⁾. Andere aber zählten gar erst Epiker, dann Aufseher, endlich Osker daselbst auf⁶²⁾.

Die ostfische Schrift ist eine Abart der tuskischen und entbehrt, wie diese das Zeichen für O, und der weichen Consonanten bis auf das B; der Sprache fehlten dieselben aber keineswegs, wie die ostfischen Monumente in griechischer und lateinischer Schrift darthun, in welchen sich ostfische Inschriften vorfinden, in lateinischer auf der Ergaste von Bantia, in griechischer auf allen Rängen von Samnium, Lucanien, Apulien und Galabrien und mehreren campanischen, während auf den meisten dieses Landes und auf den Steinschriften Campaniens und Samniums sich ostfische Schrift findet⁶³⁾. Hervorstechende Eigentümlichkeiten der ostfischen Sprache sind im Verhältnisse zur lateinischen der Gebrauch des P für Qu, wie in *pipit* für *quidquid*, *neq* für *neque*, *Tarpinus* für *Tarquinus*, *Ampus* für *Ancus*, wie auch im Griechischen *ἔως*, *ἕως*, *ἔως*, *ἔως* für *sequor*, *equus*, *linquo*, *qua*, und so consequent, daß für *quantor*, *quid* und *que*, *petora* (*πῆτορες*, *πῆτορες*), *pit* und *pe* gesagt ward, während dort im Griechischen ein T eintrat in *πῆτορες*, *πῆ* und *πῆ*. Ferner der im Lateinischen antiquierte Ablativ auf *a*, wie in *dolud*, *malud* für *dolo*, *malu*, *toutud* für *tota*, und daselbst in Verbalformen, wie *estud*, *factud*, *actud*, für *esto*, *facito*, *agito*, wie auch das *s* für das *r* des lateinischen Coniunctivus, *didid* für *dediderit*, *lesesud* für *fecerit*. Eigentümlich ist dem Ostfischen der harte Laut F, den das Lateinische beibehalten hat, das Griechische nicht kennt, die Endungen *or*, *us* und *ur*, in der dritten Declination *is*, im Accusativ *om* und *um*, im Genitiv *eis* sind mit dem Lateinischen gemeinsam, das *d* steht dem *r* nahe, wie auch im Lateinischen *arvhere* aus *adverhere*, *meridies* aus *medius dies* geworden ist⁶⁴⁾.

Ostfische Sprache und Schrift war in Campanien noch im Gebrauch, als Pompeji verschüttet ward, wo sich eine mit Röbeln an der Wand gezeichnete Inschrift vorgefunden hat⁶⁵⁾. Aber das Lateinische überragte daselbst auch im gemeinen Leben, und das Ostfische verschwand vor demselben mehr und mehr. In den griechischen Städten Unteritaliens war, wie wir es bei Cumä oben angeführt haben⁶⁶⁾, außer in Araba, Rhegion und Rapell überall das Ostfische herrschend geworden; sie waren nun darbanisch und hießen theils campanisch, theils lucanisch, theils brutisch, aber schon zu Strabons Zeit nur dem Namen nach, denn in Wahrheit waren sie alle römisch, alles Eigentümliche der samnitischen und lucanischen Sprache und Sitten war schon zu Strabons Zeit gänzlich ausgefallen⁶⁷⁾. Denn auch schon in älterer Zeit hatten die italienischen Dichter, deren Mutter-

sprache das Ostfische war, nicht hierin gearbeitet, sondern in lateinischer Sprache. Unter diesen haben wir Ennius schon genannt⁶⁸⁾, ein zweiter war dessen Schwager Sohn M. Vacurius aus Brundisium, ferner Naevius aus Campanien.

Es blieb der einzige poetische Gebrauch der ostfischen Sprache der in den sogenannten ostfischen Spielen oder Atellanen, worin sie zu Rom fortlebte, nachdem sie auf eigenem Boden ausgefallen war⁶⁹⁾. Die Atellanen entfielen im campanischen Atella⁷⁰⁾, stellten bäuerliche Sitten und Vorfälle scherzhaftes Inhalts dar und wurden daher mit den Satyrdramen der Griechen verglichen⁷¹⁾, namentlich weil sie lebende Charaktermasken enthielten, wie in jenem der Satyrchor lebend war⁷²⁾. Solche ostfische Masken waren der Narr, Maccus, der unter verschiedenen Lebensverhältnissen erschien, bald als Maccus miles, bald als Maccus coquo, als Maccus exul, Maccus sequester, Macci gemini⁷³⁾, und dem vielleicht schon im ostfischen Alterthum die Tracht des Atreacino zukam, die sich auf Vasengemälden zu Pompeji gesunken hat⁷⁴⁾, der Schwärzer Bucco, der als Bucco adoptatus, als Bucco auctoratus erschien⁷⁵⁾. Die Neben waren tod und stuch⁷⁶⁾, und daher verband die spätere Verfeinerung mit dem ostfischen Namen selbst den Begriff roher Lüderlichkeit⁷⁷⁾. Aber auch in den Atellanen wurde der ostfische Dialekt nur in den alten überlieferten Poesien beibehalten, nicht in den Gedichten desselben Namens und derselben Art, die uns von namhaften Verfassern, Fabius Dossennus, L. Afranius (um 130 v. Chr.), Lu. Accius, L. Pomponius (um 90 v. Chr.), und Remmius überliefert sind: diese schrieben im Dialekte des Landvolks von Latium⁷⁸⁾. Der Hauptreiz dieser Darstellungen für den Römer lag in der bäuerlichen Ungelehrtheit der darin auftretenden Personen, daher Cicero die schäblichsten Beratungen des Senats von Arpinum mit den ostfischen Spielen vergleicht⁷⁹⁾. Die Atellanen wurden so wohl aufgenommen, daß nur freie römische Jünglinge sie darstellten, ohne von der allgemeinen Unlehre des Histrionenlandes betroffen zu werden⁸⁰⁾; später arteten sie in Gemeinheit aus, wurden unter Tiber verboten⁸¹⁾, und als sie nachher wieder aufkamen, ließ Caligula einen Atellanendichter,

68) Rote 57. 69) Strab. V, 233: Τὸν μὲν γὰρ Ὀσκιον ἐκλεπόντων ἡ δὲ αὐτοῦ μὲν ἀπὸ τοῦ Πουρῆος: ἔτι αὖ πορῆται ἀναρροφῆσθαι καὶ τὰ ἑνὶ αὐτῷ πῆτορ καὶ πορῆτορ. 70) Faler. Max. II, 437: Atellani ludu ob Oecis acitit sunt. 71) Diomed. III, 487: Fabularum Latinarum, quae a civitate Osorum Atella, in qua primum coepit, Atellanae dicuntur, argumens dictaque jocularibus, similes satyricis fabulis differunt. 72) Ib. 329: Latini Atellana a Graeco satyrica differunt, quod in satyrica fere satyrorum personae inducuntur, aut si quae sunt ridiculae similes Latyris Atoleus, Bucris in Atellanis Oeco personae ut Maccus. 73) Schöber, über die Atellanen. S. 19. 74) Obem. 75) Isidor. X, 1070: Bucco garrulus. Schöber a. a. D. 76) Quintil. VI, 8. 77) Fest. Oseum: Oecis enim frequentissimus fuit usus libidinum spurcorum. 78) Bregl, die Fragmente bei Schöber. 79) Cic. Diversa, VII, 1. 80) Liv. VII, 2. 81) Tacit. Ann. IV, 14.

61) Strab. V, 242. Wenn Strabon nicht den Polybius falsch verstanden hat und etwa nicht Ὀσκιον καὶ Ἀκωρινόν dasselbe Volk bezeichnen soll. 62) Strab. Ib. 63) Diese Darstellung nach Müller, Cuvrier. I, 27. 64) Obem. S. 27—38. 65) Visconti. Mercat. p. 57. tab. 5. 66) Rote 46. 67) Strab. VI, 254.

männliche und 381 weibliche Einw. besaßen, welche 3 Pferde und 67 Kühe unterhielten, sehr viel Honig gewinnen und daraus Obstmost bereiten; sie leben größtentheils von dem Anbau ihrer Felder, welche am rechten Ufer der March in der Nähe liegen und einen sehr fruchtbaren Boden haben. Ihre Milch, das erzeugte Gemüse und die übrigen landwirthschaftlichen Producte finden in dem anstossenden Städtchen einen sehr guten Absatz. (G. F. Schreiner.)

OSKOLD, Askold (russ. Gesch.), wird immer so mit Dir verbunden, doch ihm voraussetzend, nämlich Dsfold und Dir genannt, daß Bayer den Namen Dir für ein Appellativ, für einen Würdenamen genommen und ihn durch Uebersetzungen aus dem Isländischen und Türkischen durch Herrführer, Statthalter überseht hat; ihm sind Dalin, Müller und Tatisschew gefolgt, der aber Dir für verdorben aus dem samaritanischen Tiraz, Tieschohn, annimmt, und Dsfolken zu einem Tieschohne Kurits macht¹⁾. Doch sprechen alle Annalen von ihnen als von zwei verschiedenen Personen, alle brauchen da, wo von ihnen die Rede ist, die verba und pronomina im slavonischen Dual, lassen beide in der Folge durch Dleg (tschitschen), begraben sie an verschiedenen Stellen und nennen mit Namen die zwei Kirchen, bei denen jeder von ihnen seinen eigenen Grabhügel, vielleicht den Augen Restor noch kenntlich, hatte. So auch heißt Dsfold zum J. 864, wo Restor sagt: A. 864 war Dsfolks Sohn von den Bojaren erschlagen, bios Dsfold. Daß im übrigen Dsfold und Dir untermischt scheinen, führt auf die Vermuthung, daß sie, da sie aus dem germanischen Norden stammten, die bei den Nordmannen gewöhnliche Hofsbrüderschaft (fostrædri lag) geschlossen. Bei Annahme dieses so engen Gemeinschaftsbundes hat es gar nichts Unwahrscheinliches, daß beide immer mit einander gleiche Unternehmungen haben, und im letzten Kampfe keiner den andern überlebt. Dsfold und Dir besaßen sich bei Kurit in Romgorob, waren aber nicht von seinem Geschlechte, doch auch Bojaren, d. h. aus dem Ausbruch in die Redeweiße der Germanen überseht, sie waren Edellinge, aus welchen die Fürsten gewöhlt zu werden pflegten, und hatten ein Gefolge Mannen um sich, nach dem Ausdruck des Altnordischen eine Sreit manna oder ein lid, und nach dem des Fränkischen einen Hut oder Leode (Reute). Diese Voraussetzung ist nöthig, um begreiflich zu finden, wie sie sich in Kiew festsetzen konnten. Ihnen hatte nämlich Kurit vorher Städte nach Dsfer gegeben. Sie erbaten sich von ihm Urlaub mit ihrem Geschlechte (d. h. mit ihrem Mannen-Gefolge), nach Constantinopel (Zargrab d. i. Kaisersitz) zu gehen. Wie der Erfolg lehrte, war diese Stadt, um in des Kaisers Dienst zu treten, nur dann ihr Ziel, wenn sie unter-

wegs keine Eroberung machen ließ. Sie gingen beide aus Romgorob an den Dnepr, und diesen hinab, und Smolensk vorbei, ließen sich aber hier nicht bilden, weil die Stadt groß und volkreich war. Besser belebte ihren Unternehmungsgeist der Anblick der damals kleinen Stadt Kiew. Die drei Brüder, die diese Stadt gebaut, waren, wie sie auf ihre Erkundung erhaschen, gestorben, und die Bewohner mußten den kessbaren Tribut zahlen. Dsfold und Dir nahmen als Knesen ihren Sitz in dieser Stadt, brachten ihre Wardere zusammen, und fingen an über das polnische Land (die Ukraine) zu herrschen, führten auch Kriege mit den Drewnern und Ugitschen. Dsfold und Dir zogen im J. 866 (und dieses ist der erste Zug der Russen gegen Constantinopel) wider Zargrab, drangen durch die Suda, mordeten viele Christen und umzingelten Zargrab mit 200 Schiffen. Aber ein bestiger Sturm besaite Constantinopel, viele Schiffe der Russen wurden zertrümmert und Dsfold und Dir kamen im J. 867 mit nur wenigen ihrer Leute nach Kiew zurück. Doch erschlugen Dsfold und Dir in diesem Jahre noch eine Menge Petscheneger. Als Dleg gehört hatte, daß Dsfold und Dir über die Polen herrschten, ging er aus Romgorob sie zu bekriegen, verbrag, als er an die Kiewschen Berge gekommen, Truppen in den Böden, und ließ die übrigen zurück, und durch eine Botschaft Dsfolken und Dir zu sich einladen, indem er sich und seine Leute als Kaufleute ausgeben ließ, und bat, daß sie zu ihnen als ihren Landsleuten kommen möchten. Als Dsfold und Dir kamen, wurden sie erschlagen, indem er sagte, daß sie keine Knesen noch von Knesen Abkunft seien, und sich und seinen Mündel Igor, Kurits Sohn, als Knesen geltend machte. Die Erschlagenen wurden auf den Bergen an dem Orte begraben, der zu Restors Zeit Ugorskoje hieß und wo der olmische Hof stand. Auf Dsfolks Grabhügel erbaute Elma die Kirche des heil. Nikolaus. Dsfold's Hügel hingegen war hinter der heiligen Irene²⁾. Zur Erklärung von der Veranlassung des Zuges Dlegs gegen Dsfold und Dir, und zu erwiesen, daß Dsfolks und Dsfold's Schicksal zwar hart, aber doch vielleicht verdient, gibt Schljzer diese Zusammenstellung von Thatfachen und Vermuthungen. Die Empörung der Romgorober war schon im J. 864 aber von Kurit gedämpft, um streng bestraft worden. Nachher zogen Dsfold und Dir als Widergengräde ab, weil sie keine Lohn bekommen hatten (hatten sie sich vielleicht bei seiner Empörung nicht gehörig betragen?) und gaben vor, nach Constantinopel zu gehen, blieben aber in Kiew sitzen. In Kiew sammelte Dsfold eine Menge Wardere zu sich; und im J. 867 flüchtete eine Menge Romgorober nach Kiew. Bereitete sich vielleicht Dsfold zu einem Angriff auf die ihm verhasste Kuritsche Familie vor? Forierte Dleg die geschätzten Romgorober, die Dsfold aufgenommen, als seine Unterthanen zurück³⁾! (Ferdinand Wächter.)

1) S. das Nähere bei dem diese Meinungen widerlegenden Schljzer, Dsfold und Dir, eine russische Geschichte kritisch besprochen, S. 29—35, und Restor, Russische Annalen, 2. Th. S. 218, 216, wo auch die spätern platten Uebersetzungen von Dsfold aus der Synopsis des Schjelius und aus Tatisschew mitgetheilt werden.

2) Restor, Russische Annalen in ihrer slavonischen Ursprache, erklärt und übersetzt von Aug. Lub. Schljzer, 2. Th. S. 200, 212, 215, 259. 3. Th. S. 57, 67, 52. 3) Schljzer (a. a. O. S.

OSKOPNIR (nord. Myth.) heißt der hölzer [kleine] Eiland, dann Kampfplatz¹⁾ überhaupt), auf welchem am Ende der jetzigen Welt die Götter sich mit Surtur und Muspellsöhnen schlugen und saßen²⁾. Im Valahrdnismál (18. S. 11), nach welchem dieses Schlachtfeld 100 Rassen nach allen Seiten hin lang ist, hat es keinen so bedeutungsvollen Namen, es heißt nämlich Viggridr. Viggrithor (kampf-geritten) von vig, Kampf, Schlacht, und rida, reiten; Oskopnir heißt aber entweder ungeschaffen, noch nicht geschaffen, von akapa, schafen, also ein Schlachtfeld, das erst in den entferntesten Zeiten gebraucht werden wird, oder ein Schlachtfeld, auf dem man nicht weichen kann, welches das plötzliche Weichen verhindert, wo man festen Fußes gegen seinen Gegner kämpfen muß, nämlich vom beraubenden G, und akapa, plötzlich weichen. (Ferdinand Wachtler.)

OSKUBI (اسكوبى), ist ein mehr türkischen Schriftstellers gemeinschaftlicher Name. Ihn führt

1) Hâcî Dîchebî ben Ibrahim, der im J. 944 (beg. 10. Jun. 1537) starb. Er ist Verfasser a) eines kurzen Panegyrikus auf den Sultan Selim I., unter dem Titel Iahnamah, von seinem, oder Selimnamah von seinem Heilen Namen benannt, der viele geschichtliche Angaben in bündiger Kürze enthält. Er verbreitet sich vorzüglich über die Vorfälle zwischen Selim und seinem Vater bis zu seiner Thronbesteigung; b) einer Gedichtsammlung, von der sich 15 Verse in der Anthologie نجد befinden.

2) Ata Oskubi, der um 930 (beg. 10. Nov. 1523) starb, schrieb ein türkisches Gedicht unter dem Titel: „Geschenk für Liebende“ (تجنية العشاق) nach dem Muster der Tekschinât (تنجيسان) vom Dichter Kati-tibi. (Gustav Flügel.)

OSLAVA oder **OSLAWA**, 1) ein Nebenfluß der Igława, die sich in die Dąbowa und diese in die Warth ergießt. Dieser Bergstrom des westlichen Theils von Mähren, der zwar weder zur Schiff- noch zur Floßfahrt geeignet, aber dennoch seiner vortheilhaften Überschwemmungen wegen, die er besonders bei dem gleichnamigen Dorfe verursacht, von Wichtigkeit ist, entfließt durch die Vereinigung der beiden Bäche Walina und Weiska oder des radostiner Baches bei Groß-Weiskersdorf, welche Stadt ebendort auch mährisch Raskau-Oslawa (oberhalb der Oslawa) heißt. Beide Bäche entspringen nördlich von diesem Ort, oberhalb der Dörfer Radrow und Radostin im igłauer Kreise. Die Oslawa fließt von dort

an in einem engen Thale, zwischen steilen und felsigen Ufern, in einem mit geübtem Gesträube und großen Heckenblüthen bestreuten Bette bis zum Dorf Oslawa hinab, verläßt eine Stunde unterhalb dieses Dorfes den igłauer und betritt den gnamyer Kreis. Dort hat der Fluß eine Breite von 5—7, hier von 10—15 Klaftern, bei einer Tiefe von 2 Schuhen. In dem letztem Kreise fließt die Oslawa oberhalb des gewerbreichen Städtchens Namiet durch ein steiles, wäldes Gebirge zwischen hohen Ufern dahin; unterhalb desselben nimmt sie ihren Zug durch Wäldungen und betritt nächst dem Markt Oslowan den brünner Kreis, nimmt in der Nähe dieses Marktes den Jawoschn-Bach auf und fällt unterhalb des durch seine Obstkauzucht und Spargelcultivirung bekannten fürstlichen Jawoschn-Städtchens Ebersbach an dem Dorfe Kettlowitz in die Igława. Ihr ganzer Lauf beträgt vom Ursprung ihrer Quellenbäche bis zur Mündung bei Kettlowitz 7½ Meile, jede zu 4000 niederrh. Klaftern gerechnet. Zahlreiche Wasserwehren saugen ihr Wasser, dessen Stand gewöhnlich sehr niedrig ist, und nur im Frühjahr durch das Schmelzen des Schnees in den Gebirgen bedeutend vermehrt wird, und führen es zahlreichen Mühlen und andern Wasserwerken zu. Ihren Überschwemmungen, besonders jenen die dem gleichnamigen Dorfe, könnte sehr leicht durch eine eben nicht kostspielige Regulirung ihres Laufes abgeholfen werden.

2) Ein Nebenfluß der San im Königreiche Galizien. Die galizische Delawa nimmt ihren eigentlichen Ursprung hinter dem Dorfe Banica im sanoter Kreise Galiziens, an der ungarischen Grenze, beschneidet eine große Strecke dieses Kreises, auch schneidet die sogenannte Karpathenstraße, eine der schönsten des österreichischen Kaiserthums, zwischen den Dörfern Zagorze und Tokolow, wo aber eine 42 Kl. lange und drei Kl. breite delzerne Jochbrücke die Verbindung wieder herstellt, und ergießt sich, nachdem sie mehrere kleine Gebirgsbäche aufgenommen und etwa sieben Meilen zurückgelegt hat, oberhalb Sanot, nächst dem Dorfe Dolina, am linken Ufer in den Sanflus.

3) Ein Dorf im igłauer Kreise Mährens, am Ufer des gleichnamigen Flusses, der es in der Mitte durchzieht, 2½ Stunde von Groß-Weiskersdorf, und ungefähr eine Stunde nördlich am Bubliskau gelegen, hat 19 Häuser mit etwa 110 Einwohnern. (G. F. Schreiner.)

OSMA, Städte und Bischofsst. am Ufer in der Provinz Seria in Alt-Castilien. Es liegt in der Nähe des alten Urama, ist ummauert, hat eine Vorstadt Burgo, die besser als die Stadt gebaut ist, 4 Thore, 1 Kathedrale, 1 Kloster, 1 bischöflichen Palast und 4000 Einwohner, die sich größtentheils mit Landwirthschaft beschäftigen. (L. F. Kämtz.)

Osmann, s. Myodarii.

OSMAN (عثمان) oder **OTHMAN**), ist englisch ausgesprochen, ist ein arabischer Name, der aus der Wurde hervorgegangen und den Vornehmsten wie den

40, 41) führt nun Beispiele anderer Hürten an, welche unansehnliche Ansprache an Ausgewanderte als ihre Unterthanen machten, so die norwegischen Könige an die Isländer, und die der Russen an die ausgewanderten Kalmländer.

1) Da man Polme, kleine Eilande, vorzugsweise zu Plätzen von Zweikämpfen wählte, erhielt holm die Bedeutung von Kampfplatz, akora k holm, zum Zweikampfe herausfordern, ganga k holm, sich auf den Kampfplatz begeben, holm-gang (heim-Gang) Zweikampf, holmgangsgemæd (holmgangsmann) Duellant. 2) Quitha Sigurdar Fafnirbana in önnur; aldari þartr eitr Fafnismál 15. gr. Ausg. der Edda. Edm. S. 179.

1) Über die Etymologie und Bedeutung des Namens vgl. von Hammer's Gesch. des osmanischen Reichs. I, 64 fg.

Gringsten seines Volkes beilegt alle Perioden des Glücks und Unglücks mit ihnen durchließ und zuletzt, nachdem das Vaterland seinen Glanz verloren, durch den Begründer der türkischen Macht und Pracht verherrlicht ward und diese wieder verherrlichte, bis er auf seinem Kreislauf alle Würden getragen haben und wieder in seine Heimath, die unzugängliche Wüste, zurückgeführt sein wird. In der That leitet sich auf diesen Namen die Erinnerung an eine Reihenfolge berühmter Männer, deren Zahl zur Unzahl geworden der Sichtung bedarf und deshalb hier nur nach gehaltenster strenger Auslieferung aufgeführt werden wird. Wir unterscheiden:

I. Khalifen und Sultane.

II. Feldherren und sonstige Große.

III. Die ausgezeichneten Gelehrten, Dichter und Scheiche, die wir unter obigem Namen kennen.

I. Khalifen und Sultane.

Wir beginnen die Reihe der ersten mit dem dritten der rechtschaffigen Khalifen, mit Dömän, dem Sohn Affäns und Enkels des Abul'assi (ابن العاصي), aus dem Geschlechte der Omajjaden entprossen und dem Stamme der Koraischiden angehörend, von mütterlicher Seite aber Urenkel des Abd-el-motallib. Er war nach der zuverlässigsten Angabe im sechsten Jahre der Elephanten-Kra, also sechs Jahre später als Muhammed, d. h. 577 Chr. geboren, und gehört zu denen, die den Abul-Bekr dem Islam zuführten. Als die Koraischiden Alles aufhoben, um dem glücklichen Fortgange der neuen Lehre Einhalt zu thun, besand sich Dömän unter den 83 Gläubigen, die vor ihren Verfolgungen nach Äthiopien entwichen. Es war dies bekanntlich die erste Hidschra im Islam, welche jedoch derselbe Dömän dadurch, daß er mit 32 Geflüchteten sehr bald zum Propheten in seine weniger zugängliche Gebirgsgegend, in die dieser sich ebenfalls mit den Jafschemiden drei Jahre lang hatte zurückziehen müssen, zurückkehrte, weniger schädlich machte. Dömän war der Einzige unter allen Anhängern Muhammeds, dem dieser zwei seiner Töchter verheiratete, zuerst die Kucajja (قحجة), und zwar noch früher, als sich sein Schwiegervater zum Prophetenthume bekannte. Ihre Todeskrankheit war Ursache, daß Dömän keinen Theil an der Schlacht von Bedr nahm. Sie starb in Medina. Auch die Dirm Kothum (كثوم), welche ihm Muhammed bald darauf zum Weibe gab, sah er schon im neunten Jahre der Hidschra ihrer Schwester nachfolgen. Daß er aber auch diese Auszeichnung, die ihm überdies den ehrenden Beinamen des „Besizers der beiden Reiter“ (رجل الفارسين)

erworb, und die noch dadurch erhöht ward, daß nach der Tradition Muhammed zu ihm gesagt haben soll: „Hätte ich 40 Töchter, so würde ich Die eine nach der andern zur Ehe geben, bis keine mehr von ihnen übrig wäre,“ verdient hatte, bewies er auch dem Propheten bei mehreren Gelegenheiten vorzüglich durch die Aufopferungen an Geld und Kraft, mit denen er in entscheidenden Augen-

blicken die Sache des Islams verteidigen hatte. Vorzüglich zeigte er diese Eigenschaft bei der Hidschra zum Zuge gegen Tabuk, mitten zwischen Medina und Damastus gelegen, wo der Prophet gegen das Ende des Jahres 630 Chr. die bei Muta von den Römern erhaltene Niederlage zu rächen gedachte. Die Datteln der Heimath waren reif, der Transport auf dem wüsten und heißen Boden schwer, die Lebensmittel unzureichend, und die Bewohner von Hedschaz an solche weitsehbende Unternehmungen nicht gewöhnt. Es kostete den Gläubigen Überwindung, die Ernte im Vaterlande zu verlassen, und selbst Muhammed, dem es an dem nöthigen Bedarfe zu dieser Expedition fehlte, mußte zu freiwilligen Beiständen seine Zuflucht nehmen. Dömän zeigte sich zu Folge dieser Aufforderung so freigeigig, daß er den Truppen das Fleisch von 300 seiner Kameele bewilligte und überdies noch 1000 Goldstücke zur Bestreitung von Kosten hergab. Noch bei seinem Tode bezeugte ihm der Prophet, daß er als Secretair gedient, dadurch sein Wohlgefallen, dem er ihn unter die Zahl der sechs, mit denen er am meisten zufrieden war, und die er als Candidaten zu seiner Nachfolge bestimmt wissen wollte, ansahm. Diese Liebe aber genoß er nach dem Tode Sojjat's in seiner noch ungebrachten Khalifengeschichte nicht nur bei dem Propheten, sondern auch bei allen Koraischiden, die ihn bei Weitem dem bestigen und stürmischen Omar vorzogen. Allein ebendieser Gutmüthigkeit ward, wie wir später sehen werden, die Ursache seines Todes, da er sie seit seinem Regierungsantritte vorzüglich zu Begünstigungen seiner Stamm- und Familienverwandten mißbrauchte.

Als Omar 7. Nov. 644 an der durch den Mörder Firaz, einen Perser, erhaltenen Wunde verschieden war, traten die von ihm als die treuesten Anhänger Muhammeds bezeichneten Fünf Männer, Abd-el-rahaman an der Spitze, dem Omar die Nachfolge übertragen, der sie aber aufschlug, unter der Benennung des Wahlcollegiums zusammen. Omar hatte Uneinigkeit unter ihnen befürchtet und deshalb drei Tage als höchsten Termin zu einer entscheidenden Vereinigung gestellet, den vierten aber als unglücklich bedeutet und alsdann die Wahl in die Hände Abd-el-rahamans gelegt. Gerade durch letztere Bedingung aber fand sich Ali herausgesetzt, indem Abd-el-rahaman Abd's Cousin und Dömäns Schwiegersohn war, beides Wahlcandidaten, für die er sich wahrscheinlich entschieden würde. In der Woschee zu Medina verfaßte nam er das Wort und entschied nach einigen Verspielen wirklich für Dömän dadurch, daß er ihm die Rechte gab, ihm huldigte und die Huldigung durch einen Eid beschwor. Alle empfindlichen Erwiderungen und Äußerungen der Unzufriedenheit von Seiten Ali's waren vergebens, und nur zu spät sollte es der Schiedsrichter bedauern, dem Beileidigen kein Wehr gegeben zu haben. Noch heute zeigen sich in den religiösen Beschreibungen der Ältern als Anhänger Dömäns und der Perser, als Anhänger Ali's die traurigen Folgen jenes Ereignisses, ohne welches es vielleicht keine Sunniten und Schiiten geben würde.

Am 10. Nov. 644 erfolgte Dömäns öffentliche Hul-

bigung, die von keinem glücklichen Angehen begleitet war. Die ersten Spaltungen unter den Geschlechtern Muhammeds waren offenbar geworden, mitten unter denselben besaß Dömân den Thron, eine förmliche Empörung, die erste unter den Gläubigen, endete mit seiner Ermordung. Diesen Ausgang vorauszuahnen glaubte man sich durch eine andere Vorbedeutung ermächtigt, die dem Orientalen nie für etwas anderes, als den deutlichsten Fingerzeig der Gottheit gilt. Als nämlich nach geschehener Auslösung der neue Kalif den Rednersstuhl bestieg, um nach überkommener Certe das Lob Gottes zu verkündigen und das islamitische Glaubensbekenntnis zu sprechen, fand er keine Worte mehr, das Knegebet zu vollenden. In der Wendung, „Alle Anfang ist schwer; aber bleibe ich leben, sollen euch meine schnellen und fortlaufenden Knegebeten noch oft überraschen.“ hoffte er den Augenblick wenigstens für eine Entschuldigung nicht verlieren zu dürfen, wählte aber für Knegebeten (in rhythmischer) Prosa das Wort, das auch die Bedeutung „Unglücksfälle“ in sich schließt, und stellte sich dadurch selbst die Vorbedeutung eines traurigen Ausgangs seines Schicksals.

Alein was hier in der Wiege des Islams vorging, konnte den Lauf seiner Sieger in der Ferne nicht hemmen. Dem großen Feldherren war es genug, daß der doppelte Schwiegersohn des Propheten auf dem Throne saß. Die Provinz Sabur, das berühmte Rei, Isfahan, Herat, Nisabur, die Probstadt Khoreassan, sowie diese Provinz selbst, unter allen nachmaligen Besitzungen der Araber die schönste, Aus, Serach, Kerm, fielen in die Hände der Eroberer. Balch, das alte Bactrien, und Balcan wurden durch Drama genommen, und selbst der Dschihun (Drus) ward als natürliche Grenzmark überschritten. Auch das eigentliche Persien war nun für immer verloren, Gschahr, das alte Persopolis, durch Abdallah Ben Amir gefallen. Ingedrückt, der jenseit des Drus in Согдiana Hilfe gesucht und in seiner Verlassenheit selbst über den Jaxartes (Sibun) gegangen und die Grenze von China betreten hatte, erlag mitten in seinem türkischen Heerführer dem Verrathe seines Dieners und der Bewohner von Kerm. Er mußte seine hartbedrängten Tage durch einen gewaltsamen Tod, den die treulosen türkischen Bundesgenossen ihm bereitet, nutzlos beschließen.

Alexandrien, das durch Unterführung einer griechischen Flotte erzwungen, sich dem Tribut und der neuen Herrschergewalt des Amru zu entziehen, bißte den zweimaligen Versuch bitter, doch sah das westliche Afrika nicht zu Ägypten und Rubien, welches letztere seinen jährlichen Tribut in einer großen Menge von den Arabern sehr geschätzter Sklaven zahlen mußte, diesen Helden an der Spitze der Eroberer. Es war des Kalifen Nischabur, Abdallah Ibn Abi Sarh, als Statthalter in jene Provinz versetzt und Amru abgerufen worden. Allein auch ihm war es nicht möglich, die über Libyen hinaus gemachten Eroberungen, die bereits die Küsten Analusens bedrohten, und jedem Krieger 1000, nach Andern sogar 3000 Goldstücke abwarfen, für jetzt in ein

gewisses Bestehen zu verwechseln. Dagegen schwärmten die räuberischen Geschwader des Kalifen auf dem Mittelmeer umher, brunnubigen allenthalben die Küsten Afrika's und Asiens, und, wie schon bemerkt, selbst das Uferland Spaniens sah die geschränkten Gölle wiederholt in seiner Nähe. Es war nämlich im J. v. Hl. 28 (648—649 Chr.), als die Araber, gelockt von dem Reichthum und der Fruchtbarkeit der genommenen Küste von Phönizien und Syrien, die erste Expedition zur See unternahmen. Schnell wurden von dem Bauölge des nahen Ebanon viele Hundert Fahrzeuge gesammelt, mit phönizischen Rudernern und arabischen Soldaten bemannet, vor denen sogar die griechische Flotte weichen mußte. Cyperns Bewohner, vom Statthalter Syriens, Moawija, und von Ägypten aus zugleich angegriffen, wurden Opfere des Todes oder der Sklaverei. Denen das Leben und die Freiheit geschenkt ward, wurde der jährliche Tribut von 7000 Goldstücken auferlegt. Von nun an schickten die Bewohner der Wüste, wie dort auf ihren Kamelen, so hier auf ihren Hühnen umher, und trieben ihr geschränktes Handwerk ebenso geschickt zu Wasser als zu Lande.

Während so das Wassenglück des Dmar auf seinen Nachfolger überging, durfte Dömân in seiner andern Beziehung Ansprüche auf Ähnlichkeit mit seinen Vorgängern machen. Zwar hatte er auf ausdrücklichen Befehl des Dmar alle Gouverneure der Provinzen auf ein Jahr in ihrem Amte bestätigt, doch kaum, daß diese Hülfe versichert, verfolgte er das für ihn verbindnißvoll gewordene System, das Verdienst persönlichen Interesses unterzuordnen. Der alte gute Geist wich der Willkür und Parteilichkeit, und an die Stelle der Begeisterung für die Sache Gottes und seines Propheten trat menschliche Leidenschaft. Die Günst des Herrschers gestattete den Dienern Habsucht, Verdrückung und Eigennuß, und schon den wichtigsten Handlungen unzulässige Beweggründe unter. Was Dmar von Dömân geäußert, daß die Liebe zu seinen Stammgenossen und Verwandten ihn leicht zum Mißbrauche seiner Macht verleiten könnte, ging sichtbar in Erfüllung. Mogheira, der Sohn des Schodba und Statthalter von Rufo, sowie sein Nachfolger Sa'd Ben Becchâs, begannen die Reihe derer, die den unzulässigen Geschwiffen und Verräthen des Kalifen Platz machen mußten. Weiss Ben Dcha, der Stiefbruder des Dömân und jetzt der Iracaner Gebieter, war ein Wüstling, und Trunkenheit ließ ihn sogar die heiligen Gebrauche und das Gebet entweichen, daß endlich selbst das Oberhaupt der Gläubigen die Nichtswürdigkeit besaßen und die Nothwendigkeit seiner Absetzung zugestehen mußte. In Medina selbst wurden Klagen laut, daß auch der Kalif die bestemmte Certe verlasse und Handlungen begäbe, die dem, was der Prophet und seine Nachfolger gethan, geradezu entgegen wären. Er selbst räumte sich, daß Abu Belr und Dmar seinen Gebrauch von der ihnen zugewiesenen Reute gemacht haben, er dagegen sie nehme und unter seine Verwandten vertheile. Dadurch ebenso wol als durch die Zurückberufung des Hakim Ben elâs, den Muhammad Abu Belr und Dmar vertrieben

hatte, sowie daß er dessen Sohn Merwan die aus Syrien erhaltene Brutt, 500,000 Goldstücke, und das Schloß Hadoz, als Pönage schenkte, beging er widerrechtliche Handlungen, da dergleichen Einkünfte und Besitztungen des öffentlichen Schatzes zu allgemeinen wohltätigen Zwecken bestimmt waren. Überdies vermehrte sich überall in den Provinzen die Unzufriedenheit über die ungerechten Verdrückungen der Günstlinge, und daß Döman das silberne Staatsiegel des Propheten verlor, war eine unglückliche Vorbedeutung für sein endliches Schicksal mehr. Khosröus' Ausstand (651) war so bedrühend, daß dessen Unterdrückung einer zweiten Eroberung gleich sah. Moawija, des Abu Sossian Sohn, und bereits als Eroberer von Cyperus bekannt, rief die bittersten Klagen seiner Unterthanen, als Statthalter von Syrien, hervor. Durch unerbittliche Strenge erpreßte er Gold und Silber für seinen Privatfah, und gerechte Beschwerden der Einzelnen wurden sogar durch ungerechte Strafen niedergeschlagen.

Immer näher und näher dem Khalifensteig zog sich das drohende Ungewitter zusammen, nachdem Gusa das Signal zu der Meuterei gegeben hatte, die dem Döman das Leben kostete. Derselben Klagen, wie in den andern Provinzen, verleiteten auch hier den Khalifen zu Maßregeln, die die aufgeregten Gemüther nur noch mehr erhiteten. Döman gab zwar dem Verlangen der Stadt nach, den Gouverneur von Bakra, Abu Musa, an die Stelle des nach Medina entwichenen Sold für ganz Irak zu bestätigen, doch bei dem Bannelemente der Bewohner dieser Provinz fruchtete selbst dieses Zugeständniß wenig. Briefwechsel mit Medina, wo die alten Glaubensheiden längst argen Verdruß hegten, den Döman, von denen ein großer Theil keinesweges zu den Gefährten Muhammeds gehörte, und Emiren gegenüber, die gegen sie sogar feindlich gesinnt waren, sich zurückgesetzt zu sehen, machte am Grabe des Propheten den verdorbenen Zunder des Unmuths zur hellen Flamme an. Gusa und Bakra, vorzüglich aber Ägypten, beschieden ihre Mißvergügnen in der Khalifenstadt. Daß Amru, der Eroberer Ägyptens, dem erwdachten Mörder des Khalifen, Abdallah Ibn Abi Sarh, der vom Propheten bei der Eroberung Mekka's für vorgerichtet erklärt worden war und sein Leben nur durch die Fürbitte Dömans gerettet sah, den ihm gebührenden Preis hatte abtreten müssen, konnte weder er, noch die Ägypter die Placereien vergessen, unter denen sie durch Abdallah leuchteten. Zwar hatte eine gegen diesen gerichtete und zu Medina dem Khalifen vorgetragene Anklage forden bei diesem Eingang gefunden und er ihn in einem eigenthümlichen Schreiben bedroht, Abdallah aber weigerte sich, den erhaltenen Befehlen Gehör zu geben, erlaubte sich vielmehr die von Medina zurückkehrenden Kläger zu schlagen oder zu mordern. Da nun mochten sich 700 Ägypter auf, lagerten sich bei der Märsche in Medina und trugen zur Vertheidigung den noch lebenden Gemessen des Propheten ihre Beschwerden über das Betragen Abdallahs vor. Zuerst nahm es Aelba Ben Abdallah und die Ältscha auf sich, die Vermittler zu machen, jener da:

durch, daß er eine ernste Unterredung mit Döman hielt, diese, indem sie ihm sagen ließ: „Die Gefährten Muhammeds gingen dich an und daten dich, jenen Mann zu entsetzen, du aber wolltest nicht, dieser hat vielmehr einen von ihren Gesandten getödtet. Darum schaffe ihnen Gerechtigkeit vor deinem Statthalter.“ Dann ging Ali zu ihm und stellte ihm vor, daß jene nur einen andern Gouverneur an Abdallahs Stelle wünschten, „Nichte zwischen ihm und ihnen,“ waren seine Worte, „und ist das Recht für sie, so schaffe ihnen Recht gegen ihn!“ Döman gab ihnen darauf die Freiheit, sich einen neuen Gouverneur zu wählen. Sie daten um Muhammed, des Abu Bekr Sohn. Döman fertigte ihm auch wirklich die Bestallung aus. Darauf verließen die Ägypter Hedschaz, von einer Menge der mit Muhammed nach Medina Geflüchteten (Mohadschirten) und der sogenannten Ansarier (s. d. Art.) begleitet, die aus Kueidje an Ort und Stelle sich von den Vorfällen überzeugen wollten. Als sie nun drei Tageteilen von Medina entfernt waren, wurden sie einen schwarzen Sklaven gewahrt, der ganz das Ansehen eines Menschen hatte, der entweder sucht oder gesucht wurde. Auf die Anrede der Gefährten des Propheten: Was ist dein Vorhaben? Bist du ein Flüchtiger oder Suchender? erwiderte er: „Ich bin ein Sklave des Fürsten der Gläubigen, der mich zum Statthalter Ägyptens sendet.“ Dort ist der Statthalter Ägyptens, unterbrach ihn Einer. „Richt der ist, zu dem ich will.“ Als bald gab man dem Muhammed Ben Abi Bekr Nachricht von dem Vorfall. Dieser ließ den Sklaven zu sich führen und auf die Frage, „wer er wäre,“ gab er so unbestimmte Antworten, daß sein zweideutiges Betragen nothwendig Verdacht erregen mußte. Endlich erkannte man ihn als einen Diener Dömans, und er gestand, daß er zu dem Gouverneur Ägyptens wolle. Man durchsuchte ihn nun, ohne einen Brief zu finden, bis man zuletzt seine lederne Wasserflasche zerriß und darin einen Brief Dömans an Abdallah entdeckte. Sogleich versammelte Muhammed die in seinem Gefolge befindlichen Ansarier und ihre Begleiter, eröffnete in ihrer Gegenwart den Brief²⁾, deren Auftrag an Abdallah enthielt, sich der Person Muhammeds und seiner Begleiter alsbald nach ihrer Ankunft zu versichern und sie zu tödten. Entrißte! beschloßen alle nach Medina zurückzukehren. Muhammed versiegelte den Brief und übergab ihn einem aus dem Gefolge. In der Nebenung des Khalifen angelangt, rief man Aelba, Zobeir, Ali, Sa'd und die übrigen Glaubenskämpfer des Propheten herbei, und theilte ihnen den Inhalt des Briefes und den Vorfall mit dem Sklaven mit. Alle darüber gleich sehr aufgebracht, zogen, von den Mißvergügnen Bakra's und Gusa's, von denen diese den Zobeir, jene den Aelba sich zum Khalifen ausgerufen hatten, unterstützt, zur Wohnung Dömans, um lagerten diese, und Muhammed Ben Abi Bekr mit den Tassimiden und andern stießen mit heftigem Geschrei

2) Der Inhalt des Briefes ist in den verschiedenen Urkunden mit verschiedenen Worten ausgedrückt, in allen aber geht es auf obige Andeutungen hinaus.

harte Verwünschungen gegen ihn aus. Als dies Ali gewahrte, schickte er zu Zelba, Zobeir, Sa'd und vielen von denen, die bei Heli mitgekämpft hatten, ging mit dem Briefe, dem Sklaven und dessen Kamele zu Dömân, der das Siegel, den Sklaven und das Kameel als sein anerkannte, aber bei Ali schwor, weder den Brief geschrieben, noch dessen Ausfertigung besahen, noch sonst um ihn gewußt zu haben; noch viel weniger habe er den Sklaven nach Ägypten geschickt. Sie erkannten darauf an den Zügen die Handschrift Merwân's, des Geheimsehreibers Dömân's, und verlangten dessen Auslieferung, die aber Dömân verweigerte, obgleich er in seinem Hause verborgen war. Zornig verließen die alten Gläubigen Dömân, schenkten aber seinem Schwure Glauben. Andere dagegen bestanden auf Auslieferung und ein Verhör Merwân's, damit man über den Brief Gewisheit erhalte und den Thäter befrage, wie er Befehl zur Ermordung eines alten Gefährten des Gesandten Gottes ohne Grund habe geben können. Habe Dömân den Brief geschrieben, so müsse er abgelegt werden, und wenn Merwân, aber auf des Kallifen Befehl, so wolle man nachträglich über jenen beschließen. Dömân, der den Merwân aus Furcht, man möchte ihn tödten, dennoch nicht auslieferte, wurde so eng eingeschlossen, daß er selbst des zur Stillung seines Durstes nöthigen Wassers entbehrete. Ali ließ ihm darauf nicht nur dieses, obwohl mit Mühe, zukommen, sondern schickte auch seine beiden Söhne, Hasan und Husein, und Zobeir, und Zelba ebenso seinen Sohn nebst andern alten Glaubensgefährten, den Eingang zu Dömân mit dem Schwerte gegen die wilde Masse zu vertheidigen. Fast alle aber wurden verwundet, und als deshalb der Parteiführer Muhammed den Horn der Halschindeln fürchtete, glaubte er keine Zeit verlieren zu dürfen, ergriff zwei seiner Helfershelfer bei der Hand, erstieg mit ihnen die Mauer, ohne daß die auf dem Dache Stehenden etwas gewahr wurden, zum Wohnzimmer Dömân's, den er mit seiner Gemahlin lassend und betend allein fand. Muhammed ergriff ihn beim Halse, rief seine beiden Gefährten, die alsdahl über den Befehllosen herfielen, ihn verkrümmelten und schlugen, bis er todt war, worauf die Mörder durch denselben Ausweg entflohen. Alles Gefährte der Gemahlin Dömân's war vor dem Waffengeräusch unhörbar geblieben, bis sie zu den Kämpfenden hinaussah und ihnen die Ermordung des Kallifen verkündete. Als Ali, Zelba und Zobeir, was vorgefallen, erfuhr, wollten sie dem Gerüchte nicht trauen, bis sie sich selbst von dem Geschehenen überzeugten. Ali, dadurch so ergriffen, daß er alles früher erduldet Leid vergaß, bestärkte seine Söhne mit Fragen, wie sie, an dem Thore stehend, solche Gerücht hätten zulassen können. Ja er ging soweit, daß er dem Hasan Oberleiten gab, den Husein vor die Brust stieß und Muhammed, Zelba's Sohn, mit Schwärden überhäufte. Darauf lehrte er in seine Wohnung zurück, wohin ihm das Volk mit dem Geschreie nachströmte: Wir huldigen dir, wir huldigen dir! Nur erst als sämtliche Kämpfer von Weite denselben Wunsch äußerten und auf dessen Erfüllung bestanden, nahm er die Huldigung an. Mer-

wân aber entfloß mit seinem Sohn, und Muhammed entkam der Bückigung nur dadurch, daß er nicht selbst den Todesstreich geführt hatte und in Ali's Gegenwart Allah zu seinem Versöhner anrief. Die Ermordung selbst ereignete sich im J. 35 d. H. (655 Chr.) am zweiten Tage des Festes Ašchir oder nach Andern an einem Freitage den 18. des Monats Dhihiddsch (Juli 655 Chr.). Den Sonnabend darauf (nach Auliseba erst drei Tage nachher) ward er als der erste auf dem Friedhofe Bedi' zu Medina begraben in einem Alter von 81 oder 82, oder nach Andern 90 Jahren. Zobeir sprach über ihn das Gebet und besorgte sein Begräbniß. Die Tradition aber verkündet: „Allah hat das Schwert, so lange Dömân gelebt, in der Scheide gehalten, nachdem aber Dömân gefallen, zog er das Schwert und steck es nicht in die Scheide, bis auf den Tag der Auferstehung.“ Dadurch sollte angedeutet werden, daß von nun an Keulerei, Verschwörungen und Revolutionen religiöser und politischer Art unauslöschlich im Schooße des Islams wüthen würden.

Dem Ermordeten half demnach weder eine Leibwache, die er zuerst anstellte, noch der verschlossene Sitz (Macswore), den er sich, gewarnt durch das Schicksal Dmâs, in der Moschee hatte einrichten lassen. Er war es auch, der dieselbe Moschee zu Medina in den Jahren 649 und 650 verschönern und erweitern ließ. Sie ward von behauenen Steinen aufgeführt, mit feinem Säulen versehen, auch das Dach neu ausgebaut, so daß das Gebäude nun 160 Ellen in der Länge und 150 in der Breite hatte. Ferner war er der erste, der liegende Gräber zu Lehn und Apanage gab und dadurch dem noch bis in unsere Zeit im türkischen Reiche fortbestehenden militärischen Lehnthum den Ursprung gab, indem den Truppen Ländereien zum Unterhalt angewiesen sind, der erste, der Khorasan in fünf Statthalterseisen (Merw, Herat, Balch, Koharistan, Rifasur) theilte, der erste, der auch am Freitage vom Minaret herab die Stunde des Gebetes verkünden ließ, der erste der den Gebetausrufern (Muazzin) einen Gehalt aussetzte, und der erste, der die Gläubigen zum Almosengeben verpflichtete. Unter allen seinen guten Eigenschaften ragt überdies seine Selbstverleugnung, die ihn nie von seinen Thaten sprechen und selbst um Anderer willen entbehren ließ, und seine Freigebigkeit hervor. Letztere ward durch die ungeheuren Summen, die durch die Eroberungen und auferlegten Steuern ihm zufließen, fast Verwöhnung und grenzt an Unglaubliche. Er eröffnete somit die große Reihe der Kallifen, denen das Gold an sich wenig Werth hatte, sondern nur als Mittel galt, ihren Namen durch die liberale Anwendung desselben zu verherrlichen. Noch verdanken ihm auch endlich die Gläubigen des Islams die Redaction des Korans in seiner jetzigen Gestalt. Schon Abu Bekr hatte auf Anrathen des Ali, nachdem der Tag von Jemama oder die Schlacht gegen den neuen Propheten Moslema viele der Jünger Muhammed's hinweggerafft, die zerstreuten Suren, wie er sie theils auf Palmblätter und Pergament oder auf andern rohen Schreibmaterialien vorfand, theils oder und vorzüglich durch Hilfe derer, welche die Offenbarungen, wie

se Muhammed vom Engel Gabriel empfangen zu haben vorgab, in ihrem Gedächtnisse bewahrten, gesammelt, und eine Original-Abchrift für Dmāns Tochter, der gewesenen Gemahlin des Propheten, mit Namen Hassa, niederlegte; doch gab im J. 650 ein Streit zwischen den Traktern und Epern über die bei ihnen gebrauchten und von einander abweichenden Copien dem Dmāns Veranlassung, dieselben nach Möglichkeit alle einzusiechen und zu vertilgen, und durch Anfertigung von Abchriften aus dem Original den echten Art zu verbreiten. Sieben Abchriften, die als Originale in Mekka, Jemen, Damascus, Bahrein, Basra, Gusa und Medina hinterlegt wurden, galten als Normal-Exemplare, über deren richtige Copirung besondere Aufseher wachen mußten. Daher heißt auch Dmāns „der Sammler des Koran (جامع القرآن).“

Noch erwähnen wir eine Sammlung von 100 kurzen Geschichten, die den Dmāns zum Urheber haben sollen und von Reschid-ed-din Muhammed Ben Muhammed, gewöhnlich Betrak (Schwalbe) der Secretaire genannt, gesammelt, bekannt und perisch commentirt worden sind. Er gab dieser Sammlung den Titel: „As-salikhin (النس الهلوان), der Gefährten des Niederer-schlagens“ und starb im J. 552 (beg. 13. Febr. 1157).“

Dmāns, die Sultane. Dmāns I., der Urtke, mit dem Beinamen Elghazi (الغازي) d. i. Eroberer, der dem osmanischen Reiche Namen und Ursprung gab, stammte seinem Geschlechte nach aus Khorasan, aus welscher Provinz sein Großvater, Soleimānshah der Dghuse, durch Schengischkan verdrängt nach Armenien mit 50,000 seiner Stammgenossen in das Gebiet von Aslakt, das die Dghusen auch schon früher heimgesucht haben sollen, einwanderte (621 d. H., 1224 Chr.). Dieser unterlag also einer ähnlichen Gewalt, die etwas später (656 d. i. 1259 Chr.), also ein Jahr vor Dmāns Geburt) den Dichter des Rosenzartens, Sadi, aus seinem Vaterlande, demselben Khorasan, vertrieb. Soleimānshah, nicht Willens, sich dem mongolischen Dränger anzuschließen, d. h. sich ihm zu unterwerfen, suchte zunächst sich seine Unabhängigkeit zu sichern, und hielt ruhig, obwohl nicht ohne Verluſt der einheimischen Stämme, sieben Jahre in seinem neuen Vaterland aus, brach aber alsdann nach seiner ersten Heimath aus, hatte jedoch das Unglück, als er durch den Euphrat schwimmen wollte, mit seinem Pferd in demselben zu ertrinken (629 d. H., 1231 Chr.). Von seinen vier Söhnen, die ihn nicht weit von Haleb unter den Mauern der Stadt Dschaber begraben haben sollen, lebten zwei (Sunkurtelin, der Kanem. Sunkurdogan, und Sunkogddi) nach Khorasan zurück, und ihre Namen und Thaten verschwinden fast spurlos, die zwei

andern dagegen, Dündar und Ertoğrul (ارطغرل), wandten sich anfangs östlich von Erzerum, dann aber westlich in das Gebiet des Sultans der Seltschuden Kle-ed-din, dem er nach Einigen noch auf dem Wege, nach Andern (s. Kanem. Vorr. S. 56) nach bereits erhaltener Erlaubnis zum Aufenthalt in seinen Staaten zu einem Siege gegen die seit Schengischkan so häufigen mongolischen Tataren verhalf. Kle-ed-din soll ihm sogar die Bekämpfung dieser Horden zur Bedingung gestellt, und gelange sie, ihm noch größere Bewilligungen zugesagt haben, wenn auch diese fälschlich von türkischen Schriftstellern bis zu dem Versprechen der Mitregentschaft ausgebeutet worden sind. Ertoğruls Bruder starb hier frühzeitig. Nach dem Schischannama (S. 675) war Karadschahshār (قردجده حصاری), vier Stunden von Inöni, nördlich von Kutahja, die erste Eroberung, zu der als einem von den Griechen eingenommenen festen Schloß, Ertoğrul von seinem Schwager Kle-ed-din die Erlaubnis erhielt. Nach Andern ward ihm dieses Schloß bereits vom Anfang an eingeräumt. Zugleich stellte er sich als Aufgabe, den Einfällen der Tataren ein Ende zu machen, und er betrug sich hiedei so umsichtig, und seine Anstrengungen waren so erfolgreich, daß, als er nach einem dreitägigen Kampfe mit den sich bestehenden Griechen und Tataren am Paß Ermeni abgefiel, seine Thaten durch ein förmliches Lehn und einen Wohnort im Winter und einen im Sommer in dem noch heute sogenannten Gensdān Sultandini, dem alten Phrygia Epictetos oder Klein-Phrygien, erhielt. Von seinen drei Söhnen war dem Ertoğrul der älteste, unser Dmāns I., im J. 657 (d. i. 1258 Chr.) geboren worden. Sonst wird nach obigen Kämpfen wenig mehr von dem durch Krieg und Jahre geschwächten Weis erzählt, und nur noch an den Traum desselben, durch den ihm die Macht seines künftigen Geschlechts voraus verkündet ward, mag hier erinnert werden (s. v. Hammer's Gesch. des osman. Reichs. I. 46). Er starb (s. Haschi Khalifa's Chronol. Taf. p. I. 680 und 687) nach Einigen im J. 680 (1281 Chr.), nach Andern 687 (1288 Chr.), und ward im Schlosse Sugubshār begraben, wo sein Grabmal noch jetzt häufig besucht wird.

Auch Dmāns Jugendjahre bieten nichts sehr Wichtiges dar, abgesehen von seinem Liebesabenteuer mit der schönen Malchatum und dem vorbereitenden Traum. Als nämlich Dmāns den frommen Scheich Edebali zu Itburni, einem bei der durch seine Weerschaumruben berühmten Hauptstadt von Sultandini, Etilschehr, gelegenen Dorf, öfter besuchte und gelegentlich dessen Tochter, die Malchatum, sah, zugleich aber auch von Liebesgluth ergriffen um ihre Hand anhielt, allein aus sehr vernünftigen Gründen ihm nicht sogleich willfährig wurde, geriet er noch überdies mit Nebenbuhlern in Kampf, ging jedoch siegreich aus ihm hervor, und erlangte auch endlich nach zwei Jahren zu Folge eines Traumes die so heiß begehrte Malchatum zu seiner Gemahlin. In ihres Vaters Hause als Gast übernachtend sah er aus verborgener

3) Hiernach ist zu bemerken, was Vöhrliot darüber sagt. Im Ganzen hat obige Nachrichten Sultāns noch ungedruckte Kopialienstücke, von der sich der Verfaßter des Vorwortes ge-macht und mehrere Vergleichungen befragt hat, zum Grunde liegen. Außerdem sind gedruckte und ungedruckte Quellen verglei-chungsweise benutzt worden.

ner Welt das folgende Traumbild. „Er sah sich und den Scheich, seinen Gastherrn, ausgestreckt liegen. Aus Edeball's Brust flog der Mond aus, der wachsende, der sich zu Dsman neigend als Vollmond in dessen Busen barg, und versank. Da wuchs aus seinen Enden ein Baum empor, und wuchs und wuchs an Schönheit und Stärke immer größer und größer, und breitete seine Äste und Zweige aus, immer weiter und weiter, über Länder und Meere, bis an den äußersten Gefäßkreis der drei Theile der Erde seinen Schatten verbreitend. Unter demselben standen Gebirge, wie der Kaufalus und der Atlas, der Taurus und der Hämus; es strömten, als die vier Flüsse dieses paradiesischen Baumes unter den Wurzeln desselben, der Tigris und der Euphrat, der Nil und der Ister hervor. Schiffe deckten die Flüsse und Flotten die Meere. Aus den Thürmen thürmten sich Städte auf mit Dömen und Kuppeln, mit Pyramiden und Obelisken, mit Pracht- und Thurmhäusern, von deren Spitze der Halbmond funkelte. Jetzt erhob sich ein steigender Wind und senkte die Spitze schwertförmig; gebildete Blätter gegen die Städte, und zuwerfend gegen die Kaiserstadt Constantin, die an dem Zusammenflusse zweier Meere und zweier Erdtheile, als ein Diamant zwischen vier Capiteln und zwei Emaragden gefaßt, den Felsstein des Ringes erdumfassender Herrschaft bilde. Eben wollte Dsman den Ring ansetzen, als er ermachte.“ — Die Auslegung dieses die Welt Herrschaft verkündenden Traumes war nicht schwer, der wachsende Mond, die Malachatur, ward durch Dsman der glänzende Vollmond, die zukünftige Mutter des mächtigen Herrschergeschlechtes, nachdem beide nach geregelter Sitte mit einander vermählt worden waren.

In dem Besitze des väterlichen Erbes, das, soweit es Erzogherz zu behaupten gewußt, durch Mas'ed-din dem jugendlichen Krieger besüßigt ward, verfuhr Dsman als unumschränkter Herrscher, und türkische Geschichtschreiber wollen ihm sogar schon in dieser Zeit Hobeitsrechte bemüßigt wissen, die alleiniges Besüßtum gekrönter Häupter sind. Doch fehlte es dem obersten Feldherrn (Dschihān. S. 676) nicht an Gelegenheit, sein Wasserglück zu versuchen, und die erste Veranlassung nach seiner Vermählung, dasselbe zu erneuen, bot ihm der griechische Befehlshaber von Angelosoma (Ainegöl (اینیگول) zwischen Bursa und Kutahja vor, welcher wiederholt seine Heerden und Hirten und ebenso die seines Vaters (1285) angefallen hatte. Der Grieche dächte sein Unternehmen mit dem Verlust eines andern festen Schlosses Kolabiska, dem drei Jahre darauf (1288) eine noch größere Demüthigung durch eine abermalige Niederlage folgte. Karadschabizār (Kilangeno), das sein Vater an die Griechen wiederum verloren hatte, erlag darauf einer zweiten Eroberung, und selbst der Schmerz, den Dsman durch den Tod seines Vaters (der eine seiner Söhne Bändükalp (بندوکالپ) war als Opfer des Krieges

geboten gefallen) 1288 erfuhr, wenn er nämlich in diesem Jahre starb, ward ihm durch die Geburt seines Sohnes Urchan (اورخان), Had. Kh. chronol. Taf. v.

3. 687 sehr erleichtert. Auch erhielt er sehr bald darauf 1289 (f. Had. Kh. a. a. D. 3. 688) das Lehn des soeben eroberten Karadschabizār, und der Seltschukensultan fügte dieser Schenkung auch Paule, Bahne und Kosschweis als Ehrenzeichen fürstlicher Würde und Beweis seiner Dankbarkeit bei. So war er denn Beg mit allen Auszeichnungen seines Rangcs. Karadschabizār, zu dessen Bezirk auch Selschahr (Dorylaeum, Alastad) kam, ward von nun an die Residenz des neuen Statthalters; er suchte dieselbe auch durch neue Ansiedler, die er herbeizog, zu erweitern, ließ Paläste und neue Mauern aufsführen, liberal den Islam geltend machen, und durch Imam, Angelernter und Kadhi repräsentiren. Er selbst saß jeden Freitag, der zugleich als Markttag die Wichtigkeit der Geschäfte noch mehr beförderte, zu Gericht, und fügte zu seinem Kriegsrath auch noch den unparteiischen Berechtigten hinzu. Je mehr er aber gegen seine eigenen Unterthanen Recht zu üben sich bemühte, desto weniger machte er sich ein Bedenken daraus, den Frieden flüßiger Nachbarn durch Raubzüge zu stören und ihre Wohlthaten zu untergraben. Karakiz und Mohreni (das alte Modra) wurden die nächsten Opfer seines Raubsystems, das klein anfang und groß sich endigte. In den wenigen ruhigen Jahren, die hierauf ohne Waffenthaten verstrichen, benutzte Dsman jede Gelegenheit, seinen kleinen Staat durch Wohlthat zu heben und seinen eigenen Schatz zu vermehren. Die griechischen Statthalter ringum, aus Furcht, der Kühnheit und der Unternehmungslust des Rudammedianers offene Stirn entgegenzusetzen, begnügten sich im Stillen ihren Reid zu nähren, bis zu günstiger Stunde der längst verhaltene Groll durch heimliche List sich des gesürchteten Nachbarn bemächtigen konnte. Allein grade das Mittel, dessen sie sich bedienten, eine angezettelte Verschwörung durch Freundes Mund dem Verrathenen entdeckend und alsbald verrathet, legte immer fester den Grund zum Baue der nachmaligen Größe des osmanischen Reiches, insofern es die Unabhängigkeit des Bedrohten vorbereitete, oder selbst den Beginn derselben herbeiführte 1299 (699). Als nämlich sich sein Freund, der griechische Befehlshaber des auf einen Hügel auf der Südwestseite des Olympus gelegenen Schlosses Kirmenia oder Kirmenischik, Kōse Michal, bei Gelegenheit der Vermählung seiner Tochter Wäbe gab, die benachbarten Schlossherren, die er durch seine prachtvollen Geschenke an Braut und Bräutigam noch mehr erbittert hatte, ihm zu verschönnen, suchten diese vielmehr ihn für ihre Absichten gegen Dsman zu gewinnen, und die nahe Hochzeit des Besitzers von Biletschik (بلتچک, Belokoma) mit der Tochter des Herrn von Zarhisar (زارحيسار), zweier nicht weit von einander entfernter Schlösser, sollte als Mittel dienen, sich der Person Dsmāns zu versichern. Allein Kōse Michal, Dsmāns treuer Freund, gab ihm von dem

Vorhaben Kunde, und da dieser noch alle Jahre wie früher sein Vater, den besten Theil seiner Herde den Sommer über der Döbüt des Herrn von Bolofoma vertraute, während der übrige Theil auf die Alpen getrieben wurde, so dat er sich auch jetzt die Erlaubniß aus, überließ aber gegen die festgestellte Bedingung, nicht Weibern die Übergabe im Schlosse, sondern 30 seiner tapfersten Kriegerführern, die er als alte Weiber versetzte, während er selbst der Sage nach (denn die ganze Erzählung ist nicht rein historisch) als der 40. die Kaspische mit den angelegenen Schützen, die nichts als Waffen waren, ins Schloß brachte. Der größte Theil der Einwohner war außerhalb desselben zur Hochzeit, und so war selten ein Überfall leichter als dieser. Der Bräutigam ward aus dem Heimzug überfallen und verlor das Leben, die Braut aber wurde Dömāns zwölfsährigem Sohn, Urkan, zur Gemahlin bestimmt. Während er nun noch eilends das Schloß Jarkissie zwischen Jarkische und Kutakia überfiel, nahm einer seiner vorzüglichsten Heiden, Torgubald, auch das Schloß Kinegöl (Angelofoma) weg.

Durch diesen in einen Sabar (1293) gewonnenen Besitz dreier bedeutender Schloßer ward Dömān unfleisch einer der mächtigsten Vasallen des sinkenden Seltschudenreiches, und mithin entweder dessen kräftigste Stütze oder dessen gefährlichster Gegner. Doch hatte die Zeit bereits mehr vorbereitet, als daß er es nöthig gehabt hätte, sich für eine der obigen beiden Rollen öftentlich zu entscheiden. Ala-eb-din starb zur günstigen Stunde, und mit dem Moment, wo er seine Augen schloß, öffnete er dem Dömān die Aussicht selbständiger Unabhängigkeit und freier Herrschaft. Mit diesem Tode beginnt demnach die Ära des osmanischen Reiches und seiner Geschichte, und die Türken, obwohl sie dieselben waren und blieben, traten nun von ihrem Väteren und erstem Sultan genannt bestimmter als Dömānen auf, und mögen noch bis auf diese Stunde aus Stolz und zum Unterschiede von ihren früheren slavischen Stammgenossen nichts weniger als Türken genannt werden. Dömān und seine Omaniis haben bereits Salatin und Bithynien als ihre Beute an, und hoffen aus den Trümmern des zusammengefallenen römischen Kolosses sich die als ihren Theil anzusehen, die ihnen zum Aufbau ihres neuen Reichthums als Weingärten schienen. Dömān ließ zum Beweise dessen, was er wollte und wozu er hinabträte, das Kanzeleget in der Moschee zu Korodschair in seinem Namen halten, und sich außer diesem deutlichen Zeichen des angenommenen Hoheitsrechts als Sultan begreifen. Wel war das Reich des neuen Alteinreichens im Durchschnitt noch nicht über eine Tagereise lang; allein weil es zum großen Theile von festen Schloßern und sichern Punkten, vorzüglich auch um den Olympus herum, beherrscht war, war es nöthig, die Döbüt derselben seinen treuesten Freunden und Dienern anzuvertrauen. Nur die nächsten Anverwandten und die verdienstlichen Krieger wurden dieser Ehre gewürdigt, und nachdem Malchaim mit ihrem Vater und jüngeren Sohn, Ala-eb-din, Bithynien bezogen, wählte Dömān für sich selbst Jemischet (جیشی, Reussch) zum Haupt-

sche seines neuen Reiches. So rückte er den größten Städten Anatoliens, vorzüglich Nicda, näher, und hatte Gelegenheit, selbst Güter seiner Grenzmarken zu sein. Ruhig zu bleiben war ihm überdies unmöglich, und da er Gelegenheit zum Kampfe suchte, fand er sie auch, zumal da er das Recht der Macht seines Vaters unterwarf. Daß ihm nur sein eingeauert Oheim Dündas Vorstellungen zu machen wagte, um ihn von dem gefährlichen Angriff auf das nahe bei Jemischet gelegene Koprissie (Koprisschloß) abzuhalten, kostete dem besonnenen Manne das Leben, welches der schonungslose und wilde Kette ihm selbst nahm. Das Schloß fiel, und war als mitten inne zwischen Jemischet und Bithynien, nur je dem näher gelegen, den Operationen des Eroberers allerdings hinderlich. In diesen wandelte bereits die Lust an, sich selbst an den Kaiser von Byzanz zu wagen, seinesweges aber kann Kantemir glauben finden, und hätte ihn auch seinen Duellen nicht schenken sollen, wenn er berichtet, daß Dömān jetzt schon seinen Angriff auf Nikomedien gerichtet habe. Es ist hier die ganze Lage nicht bedacht, und überdies Jemisch (Nicda) mit Jemisch verwechselt. Das Schlachtfeld Kujundissar (Baptem), wo der Befehlshaber der byzantinischen Leibwache, Nuzalo, ihm gegenüberstand, eroberte die Reibe der Siege osmanischer Waffen, die nicht eher niedergelegt wurden, bis mit dem letzten Sieg auch die letzte Niederlage der Griechen erfolgte. Freigabe der Truppen und auch der Anführer, die oft beide nichts als die feinsten Waare waren, trug viel mehr zum Vortheil Dömāns bei, als seine eigene und der Seinigen Tapferkeit. Die Schlacht von Kujundissar, obwohl sie dem Souvereur von Kessel das Leben kostete, lieferte hierzu den deutlichsten Beweis. Die Furcht und Flucht einzelner griechischer Statthalter und Heerführer war so groß und allgemein, daß die einen zur Verfolgung der andern die Engepässe öffneten, die Flüchtigen jedoch so rasch waren, daß jede Bemühung der Dömānen, sie zu erreichen, sich als vergeblich herausstellte. In es fehlt nicht an Beispielen, daß die zur Verwahrung der Grenzprovinzen stationirten Truppen die Flucht eher ergriffen, als noch der Feind kam, sobald nur irgend eine örtliche Unbequemlichkeit einen Scheingrund dazu bargab. Kutakia (Coryneum) und Jemisch (Nicaea) haben die Dömānen unter ihren Ruinen, und erstere Stadt, nach Einiger Bericht, sogar innerhalb derselben, noch aber waren der festen und hohen Punkte so viele und sie so flach, daß man von ihnen herab die wandernden Krieger beobachten konnte. Daher hatte auch der Befehlshaber von Bursa Rath genug, in Verbindung mit vier andern griechischen Schloßherren im J. 1307 dem Dömān den Kampf anzubieten, der jedoch zweien der Anführer das Leben kostete, ohne irgend einen Vortheil den Angreifenden zu gewähren, und überdies dem Sieger, obwohl ein Jahr später, die Insel Gassios (Kalolimnos) quer vor dem Meerbusen von Thessalonien einbrachte. Diesen schwerte bereits die Drohung nicht mehr, mit der man ihm unter dem Schilde der Mongolen von Konstantinopel aus entgegentrat. Das Vertrauen auf sich selbst, das sich auch seinen Rukim:

plern mittheilte, galt ihm für die beste Schutzmaße gegen jede Gefährlichkeit. Ueberdies hatten ihn frühere Streifzüge mit den Ufern des Bosporus und des Pontus Exinus bekannt gemacht, und er ahnete daher um so weniger eine drohende Stellung von Konstantinopel aus, indem seine eigenen festen Punkte ihm größere Sicherheit gewähren mußten, als die von der Ferne der erborgten Schwermittel der Einbildung. Noch aber war sein Gebiet von den größten Städten Bithyniens umschlossen, obwohl seine Herrschaft bereits über Nicäa und Brusa hinausreichte. Sein Hauptaugenmerk war daher, diesen Punkten so nahe als möglich zu kommen. Die nächsten Angriffe galten den Vorhöllern dieser Städte. Trilokia (Kodasahizir) vor Nicäa ward zwar nicht ohne Anstrengung und Verlust an Menschen erobert, dagegen aber Kubucia (Lubludashi) am Dnymp zwischen Ainegöl und Brusa um so leichter durch Verrath genommen. Alle Schlösser längs des Flusses Melas (Jonischehauji) von Leufas (Lefke) bis zur Mündung in den Sagaris (Sakaria), unter denen Akhisir eins der bedeutendsten, waren in Kurzem osmanisch, und das zu der nahe an obiger Mündung gelegenen Stadt Kima gehörige Gebiet, und mehrere feste Punkte am Sagaris theilten bald gleiches Schicksal. So wie nun Dschan auf der einen Seite recht gut mit den Griechen fertig ward, so fühlten auch die von Pergogen der bis an die Mauern von Karabihir eindringenden Tataren sehr bald seine Uebermacht. Wer in der Nähe von Dinash nicht umkam, ward gefangen gemacht und erhielt nach Annahme des Islams seine Freiheit wieder. Hier war es auch, wo sein Sohn Urchan, nachdem er von alten Freunden seines Vaters unterstützt, die erste Waffenthat glücklich an dieser südlichen Grenze seines Erbes vollführte, sich des Vaters würdig zeigte. Darum trug ihm dieser auf, sich des zwischen dem Sagaris und dem Meere gelegenen Gebietes des heutigen Sandchaks Kodcha Ili zu bemächtigen, und er entliebigte sich dieses Auftrages so vollständig, daß das ganze Land bis an die Mauern von Nikomedia zum Theil verwüstet, zum Theil unterworfen ward. Selbst die Hilfe, die der Befehlshaber dieser Stadt auf seine Vorstellungen in Bezug von der augencheinlichen Gefahr verlangte, und auch erhielt, ward unterwegs angegriffen, geschlagen und gefangen genommen, insofern dem Reste nichts übrig blieb, als nach Konstantinopel zurückzuehren und die traurige Wothschaff der Niederlage zu überbringen. So war nun als nächster Punkt Nicäa im J. 1317 (717) von allen Seiten von Dschanen und ihren vor den Thoren dieser wichtigen Festung gelegenen Schlössern umringt, und nach Dschan's Willen sollte auch Brusa nicht minder gründlich werden. Derselbe Strategie wie bei Nicäa ward auch hier befolgt. Es wurden zwei Schlösser der Stadt so nahe als möglich angelegt, und nach ihrer Vollendung, als Dschan am Bogazra leidend schon nicht mehr im Stande war, die Belagerung selbst zu übernehmen, Urchan von einem Kriegsrath umgeben befehligte, die Stadt zu betreten. Obwohl die Besatzung nicht im Stande war, sich auf freiem Felde zu messen, so hatte sie doch auf lange Zeit die nöthigen

Bedürfnisse, und Entsatz konnte mehr als einmal von Konstantinopel eintreffen. Auch schlugen die Belagerten die Stürme der Feinde tapfer zurück, bis der Befehlshaber, nach hartnäckigem Widerstande, sich durch einen Vertrauten Urchan's bereuen ließ, die Stadt unter Bedingungen zu übergeben. Ohne das weitere Blut floss, erhielt die Besatzung freien Abzug mit Hab und Gut, und eine Strecke Weges sicheres Geleite, die Stadt dagegen mußte 30,000 Dukaten bezahlen, welche Summe von nun an der Ragfah für künftige Contributionen ersterer Plätze ward. So war denn eine des kleinen osmanischen Staates schon würdigere Festung gewonnen und Dschan erhielt noch schnell genug im J. 1326 (726), ehe ihm der Tod ereilte, die Nachricht des Sieges, um in der Hauptstadt Bithyniens seine Grabstätte anzuordnen. Das nun war die letzte größere Frucht seiner 27jährigen Regierung, deren Genuß ihm im 70. Jahre seines Lebens gewährt ward. Seine Gemahlin und sein Schwager waren ihm im Tode vorangegangen, und außer Ala-ed-din, seinem jüngsten höchst besonnenen Sohne, gelang es nur noch Urchan, der einen Elbotten erhielt, mit einem Gefährten das Sterbebette des Vaters zu Söğüt zu erreichen, um daselbst seinen letzten Willen zu vernehmen. Er empfahl dem Thronfolger, nachdem er ihm den väterlichen Segen ertheilt, Befriedigung des Islams, und Ausübung von Milde und Gerechtigkeit. (Die letzten Worte des Sterbenden finden sich nach Sadi bei Kantemir S. 30 fg.) Seine Leiche aber ruhte ungeführt in der Hauptkirche des Schlosses zu Brusa, oder dem sogenannten silbernen Gewölbe, bis eine Feuersbrunst zu Anfang dieses Jahrhunderts in jener Stadt auch zerstörend auf das Gewölbe des Gründers der osmanischen Macht einwirkte. Sein Reichthum war gering, er hatte weder Gold noch Silber, und sogar die Fahne bestand nur aus rothem Dünntuche. Seine Tracht, an ihm höchst einfach, ist noch jetzt in Schnitt und Form Rufer, nicht im Stoff und Verdrängung. Endlich werden seine langen Arme (longimans, ein Bild der um sich greifenden Macht) und sein schwarzliches Gesicht gerühmt, das ihm schon in seiner Jugend den Beinamen des schwarzen Dschan, Koca Dschan, erwarb.

Wie Dschan als Krieger unter den Seinigen der Erste war, so war er es auch als Staatsmann. Er hatte sich zum Besitze gemacht, bestiegen Unterthanen alsbald soviele Ruhe zu schenken, und sie so viele Wohlthaten des Rechts genießen zu lassen, als in seinen Kräften stand. Sehr oft suchten die benachbarten Christen, um vor den Annehmungen von Konstantinopel aus sicher zu sein, in seinem Gebiete Schutz und Obdach, und er war klug genug, die strengste Schonung gegen sie anzuordnen. Die Verbreitung des Islams lag ihm zwar am Herzen, jedoch betrieb er sie ämpler unter den Barbaren, als unter den Griechen. Seine Gerechtigkeitsliebe ist noch jetzt unter den Dschanen sprichwörtlich, und was er that und verordnete, herkömmliches Gesetz.

Dschan II., der 292 Jahre nach Dschan's I. Tode als 16. Sultan osmanischer Stammes in fortlaufender, nur durch seinen Vorgänger und Dheim Mustafa unter-

brochener Einie vom Vater auf den Sohn, noch nicht 14 Jahre alt, 1618 (26. Febr.) den Thron von Constantinopel bestieg, war der Erstgeborene der sieben Söhne seines Vaters Ahmed, den er, selbst erst funfzehn Jahre alt, durch seine Geburt, der binnen drei Monaten auch die seines Bruders Muhammed folgte, mit der höchsten Freude erfüllt hatte (4. Nov. 1604). Eine sibirtdigke Auszeichnung und Beleuchtung der Stadt verherrlichte das Ereigniß. Hatte der Vater das Ende des Sohnes geahnt, solche kaiserliche Pracht hätte er nicht zur Schau gestellt, aus Furcht vor Verrath der eigenen Größe. Ahmed war, 1617 am 22. Nov., 27 Jahre alt, gestorben, ohne etwas mehr gethan, als das Reich in Asien und Europa aus Mangel eigener Willenskraft, indem er charakterlos sein fremden Eingebungen folgte, dem allmählichen Verfall näher gebracht zu haben. Auch folgte ihm sein Sohn nicht unmittelbar, da wider den Gebrauch bei Ahmeds Thronbesteigung sein Bruder Mustafa, als einziger Thronerbe, beim Leben gelassen, und dieser auch späterhin durch Zufall gerettet worden war. Da nun der Dheim 13 Jahre älter als sein Kesse Döman war, verschaffte ihm dieser Umstand nach dem Reichsgesetz über die Thronfolge das Sultanat, doch gaben Büschlein und dadurch notwendige Regierungsunfähigkeit schon nach drei Monaten dem Großen des Staats hinreichende Ursache an die Hand, ihm die Zügel des Reichs zu entreißen. Er ward in sein früheres Gemach des Kronprinzen, den sogenannten Käsik, eingesperrt und Döman als Sultan begrüßt (26. Febr. 1618). Die Regierung dieses unmündigen Knaben, der aber seinen Eigenschaften nach schon Jüngling, und frühzeitig an Kopf und Herz Mann ward, bleibt, so kurz sie auch war, seine Schwermuth abgerechnet, dennoch denkwürdig und Achtung gebietend. Döman wenigstens verdiente das Geschick nicht, welches ihn traf; er ward das Opfer der Unfähigkeiten seiner Vorfahren, und der Nichtwürdigkeit eines Theils seiner Räte, selbst wenn man Volk und Janitscharen und die Zeit für schuldlos halten wollte. Allen den Aufschweifungen und Thorheiten der ihm zunächst vorangegangenen Sultane fremd, haßte er Trägheit und verwerfliche Vergnügungssucht. Ihm galt der Ruhm mehr als Alles, und der persönliche Muth verließ ihn nicht, selbst bei seinem traurigen Ende. Auch seine bittemel gezeigte Grausamkeit ging wenigstens aus natürlichem Drang als aus angenommener Nothwendigkeit hervor. Ränke schon waren die Sultane nicht mehr selbst in den Kampf gegangen, Krieg und Frieden schlossen die Großbeamten, und der Großherr regierte nur im Verail. Anders dachte, anders wollte es der jugendliche Döman, dessen Thronbesteigung an und für sich von seiner misslichen Vorbedeutung begleitet war.

Eine Niederlage des an der Spitze türkischer Truppen kämpfenden Zatarachans Dschanibegirai auf der Ebene von Serow bei Zebis führte den persischen Frieden mit Schah Abbas gegen jährlichen Tribut von 100 Tausen persischer Eride herbei. Auch von Wien aus ward der sibiratoroker Friede zu Komorn erneuert, und ein Gesandter mit der Urkunde desselben nach Constantinopel

geschickt, wo er den 18. Dec. 1618 eintraf. Die böhmischen Rebellen erkannten ihre Steuerpflichtigkeit an, und ebenso wurde durch den venetianischen Gesandten, Franzesco Contarini, der Inhalt von 30 Artikeln, die alte Handelsfreiheit zum Gegenstande hatten, in Constantinopel erneuert, ein Passenstillstand mit Spanien dagegen durch den Dogen der eben genannten Republik hinvertrieben. Ein türkischer Gesandte brachte überdies die Kunde der Thronbesteigung Dömans nach Frankreich, England und Holland, und russische Abgeordnete von Moskau, die zuletzt ankamen, küßten sogar das Knie des Großherrn am 23. Aug. 1618. Selbst die Streitigkeiten mit Polen über die Befestigung von Rakova, und die Beschwerden über gegenseitige Grenzverletzungen wurden, obwohl nicht ohne Mühe, beigelegt. Überhaupt trafen von allen Seiten Glückwünsche und Günstbenedictungen ein. Der Sultan von Fes und Marocco und der Schah von Persien blieben mit ihren Huldigungsschreiben und Geschenken, unter denen sich die persischen durch Pracht und Werth auszeichneten, nicht aus, und die Auswechslung der beiderseitigen Gefangenen, der persischen und türkischen, kam den 29. Sept. 1619 zu Stande. So von Außen, wenigstens zum Scheine freundlichst bewillkommt, vergaß Döman im Innern des Staates nicht, sich mit Veränderungen zu beschäftigen. Die Großwürdenträger, die den Mustafa zum Sultan ernannt, mußten ihre Stellen verlassen und erhielten nur theilweise andere. Der Großwesir, Muhammedpasha, wich dem rohen Alpasha, der, sich selbst zum Spott, den Namen des Hühners trägt, gegen die Statthaltertschaft von Haleb, und zu Folge ungeheurer Geschenke, die er als Kapudanpasha aufgebracht und jetzt dem Sultan dargebracht hatte. Der neue allmächtige Minister wußte bald durch seine Ränke alle Große, die dem Herrscher etwas galten, durch Absetzungen, zu denen er den letzten vermochte, von ihrem Einflusse zu entfernen, und leider ging der Haß, den sich Alpasha dadurch zuzug, auch auf den Sultan als seinen Träger über. Weniger dagegen kümmerte diesen der Tod seiner Urgroßmutter, der einst mächtigen Sultainin Saffie, d. i. der Vemetianerin Basia, und weder der vom Statthalter von Ofen berichtete Fall von Metoorstein, noch der zu Constantinopel (1620) sichtbare blutrothe Komet in der Gestalt eines krummen Schwertes, das fünf Mal so lang als eine Lanze und drei Fuß breit war, gab zu etwas mehr als leeren Prophezeiungen Anlaß. Die Befahren, die etwa zu Lande oder zu Wasser entstehen konnten, wurden ebenfalls glücklich beseitigt, und Gratiani, der Holwob der Rodaua, zahlte seinen Verrath durch seinen und des polnischen Heeres Untergang. Da dieser nämlich, den Polen jugenthan, mehre Male beschwerden osmanischer Beamten über diese an die Pforte ausgingen, ward er abgesetzt und der Statthalter von Desafow, Iskenderpasha, mit andern Pashas und Begen und dem Zatarachan, Dschanibeg, gegen die Polen ins Feld befehligt. In der Nähe von Jassy am Ufer des Dnieper stand das polnische Lager. Die tapfern Tataren entschieden auch hier den Kampf; 10,000 Polen blieben, die andern gingen ins Lager zu-

rikt. Scutiani entfloß; die Friedenvorschläge, unter denen das Versprechen jährlichen Tributs an den Sultan, wurden verworfen, die Polen 17 Tage lang aus dem Rückzuge von den Angriffen der Tataren gedrängt, bis sie am Dienste durch eigene Vernichtung und als Folge des Streites wegen des Übergangs sich eine vollständige Niederlage und gänzliche Vernichtung zuzogen, während schon Scutiani auf der Flucht durch einen Haue seinen Kopf verloren hatte. Nicht minder deutebeladen kehrte der Kaputpaspascha, Khalilpascha, von seiner Verwundung und Plünderung der Stadt und des Schlosses Manhedonia zurück, und Alipascha ward nur durch den erwähnten polnischen Krieg verhindert, den ungrischen, böhmischen und selbst österreichischen Ständen, die als Rebellen gegen den Kaiser Ferdinand I. auftraten und Schutz in Constantinopel suchten, ihr Besuch selbst durch gewonnene Dampfnischen zu gewähren, was nicht wunden darf, da dieser Großwesir keineswegs die christlichen Gesandten selbst nach Stand und Würde behandelte, vielmehr ihre Dolmetscher zu stranguliren gar kein Bedenken trug. Obwohl ihm nun dieses alles Böllerrecht döhnende Verfahren zunächst ungefragt vorüberging, so machte er sich doch auch den Türken durch seine ungemessenen Geldverpressungen immer verhasster, zumal da ihm für gebotene Summen alle Pflicht und alles Recht gleich sei war. Selbst dem Kaiser Ferdinand erzielte seine Stellung ab, und als ihn (9. März 1621) der Tod überfiel, ward er natürlich auch von Niemandem als dieser letzten betrauert. Ueberdies hatte der verlossene Winter noch andere mehr traurige Erscheinungen in seinem Gefolge gehabt. Der hoffnungsloseste der sechs Brüder des Sultans, Muhammed, war aus irgend einer selbstschätigen Ursache den 12. Jan. 1621 ermordet worden, und da als eine der seitenden Naturerscheinungen auch der Bodyporus eingefroren war, so daß man von Constantinopel aus über das Eis sicher nach Uskubar (Chrysopolis) hinübergehen konnte, hatte Theuerung und Hungersnoth nicht ausbleiben können. Obwohl nun mit dem Tode des Alipascha der Frühling den ersten Tagen des neuen Jahres über das bedrängte Volk auszuathnen schien, so berechtigte doch die Wahl seines Nachfolgers, des Albanesen Hosien von Dobi, der an Übermuth und barbarischem Fanatismus seinem Vorgänger gleich kam, keineswegs zu dieser Hoffnung.

Wenn nun auch die Verantwortlichkeit solcher Erscheinungen zunächst dem Großherrn zur Last gelegt werden könnte, so darf man doch nicht vergessen, daß seine Jugend dem Einflusse des Dönan nachgeben mußte. Erst nach und nach gelang es ihm, seine Selbständigkeit hervortreten zu lassen, und bewies er dieses Streben schon durch Kränkungen in der Hauptstadt selbst, die, so wohlgemeint sie auch waren, nicht immer den Beifall der Bewohner zur Folge hatten, zumal da sich überall der Geiz Dömans — denn so nannte man seine gemessenerer Freigebigkeit — bemerklich machte, so leuchtete es doch noch mehr durch sein beherrschendes Bestreben auf den Krieg gegen die Polen, zu dem das feindselige Verfahren dieses Volkes gegen die Kosaken den äußern Anlaß bot, hervor.

Jede Vermittelung wies er hartnäckig zurück, und obwohl er das 18. Jahr noch nicht erreicht, so stellte er sich doch selbst an die Spitze des Heeres, und ließ sich durch ungünstige Anzeichen, z. B. durch eine sichtbare Sonnenfinsterniß, vom Ausbruche nicht abschrecken (Mai 1621). War er schon vorher aus obigen Gründen nicht eben beliebt, so verschärfte er sich noch mehr alle Anhänglichkeit und Achtung unterwegs und dem Feinde gegenüber. Grausamkeit gegen einzelne Eingefangene war um so niedriger, als Döman gewöhnlich selbst die Art und Weise angab, wie sie morderoll umgebracht werden sollten. Sein Unmuth, wenn man es nicht Übermuth oder mit andern Worten Schwermuth nennen will, vergriff sich soweit, daß er nicht allein in eigener höchster Person nach eingebrachten Kosaken, sondern sogar nach seinem Pagen schöß. Ueberdies hatte der Zug über den Balkan Menschen, vorzüglich aber viel Vieh gekostet, und leistete man auch den Verheeren strengen Gebot, so war dieser doch keineswegs ein milder, da der Geiz des Großherrn alle Aufopferung untergrub und vorzüglich den Janitscharen böses Blut machte. Erst mit Ende des Monats August stand das osmanische Heer dem polnischen bei Wlocim am Ufer des Dniester gegenüber, während der größte Theil der Polen ein festes Lager bei Kaminiec bezogen hatte. Letzteres ward von den Dömanen verheert, geschloffen, und der erste Angriff auf dasselbe (8. Sept. 1621) schien glückbedeutend, da der Verlust an Mann, Geld und Mannschaff für die Polen nicht unbedeutlich war. Allein der zweite und dritte Sturm entsprach der Erwartung nicht, und der vierte und zugleich bestigste nahm dem Döman nicht nur alle Vortheile, sondern er bezahlte ihn auch mit dem Verluste der Tapfersten im Heere. Misgunst der türkischen Anführer unter einander, vorzüglich des Großwesirs gegen den muthigen Beglerbeg von Den, Karakafsch Muhammed, trug Schuld an diesem Ausgang. Ueberdies kämpfte die rothe Masse gegen ein Volk, das seine Freiheit nicht mit dem ersten Schwertschneide zu verkaufen gedachte. Doch war dem Sultan noch keineswegs der Muth gebrochen. Nach zehn Tagen (24. Sept.) erfolgte ein neuer allgemeiner Angriff, dessen günstiger Erfolg aber ebenfalls durch die Theilnahmlosigkeit der Janitscharen vereitelt ward. Auch der sechste und letzte brachte nur den Dömanen Verlust, weshalb Tags darauf Kriegsrath gehalten und ihm zufolge eine dreißigtägige Rast verordnet ward, während welcher der Friede, den beide Theile wünschten, zu Stande kam, mit der Bedingung eines jährlich zu zahlenden Tributs von 40,000 Gulden, ohne daß jedoch die Artikel von türkischer Seite in Vollzug gesetzt wurden. Für den Sultan war dieser Abbruch und der Friede selbst unfreiwillig; theils die unter seinen Heerführern herrschende gegenseitige Eifersucht, die schon dem Großwesir um seinen Pagen gebracht hatte, theils auch die Mißstimmung des Heeres, das sich durch die Sparsamkeit des Sultans beeinträchtigt glaubte, nöthigte ihm drücken ab. Die einzige Freude, die er während dieser Zeit hatte, war die Geburt seines erstgeborenen Prinzen. Mit dem 14. Januar näherte er sich bereit wieder Con-

Konstantinopel und hielt am 25. desselben Monats seinen Einzug in die Stadt. Die dreimalige Erläuterung verbreitete einen so hellen Glanz um sich, als daß man nicht getäuscht an erhoffte Siege hätte glauben sollen. Neue Veränderungen in der Besetzung der höchsten Staatsämter folgten den Feierlichkeiten unmittelbar, doch verlor der junge Prinz bald darauf durch Unvorsichtigkeit sein Leben. Je unabhängig von seinen Ministern sich nun Dömnän auf der einen Seite zu machen strebte, desto mehr setzte er sich auf der andern durch unverständliche Verfügungen und persönliche Mißgriffe dem Haß aller Classen seiner Unterthanen aus. Er selbst durchsuchte bei Nacht die Straßen und Schenken, und ließ die beim Genuße geistiger Getränke ertrappten Missethäter ins Meer werfen. Um einen Thronfolger sicher zu sein, beschloß er vier Gemahlinnen auf einmal zu heirathen, und handelte auch hierin gegen Verkommen und Staatsgesetz, daß er nicht erlaubte Sklavinnen, sondern freigeborne Tütkinnen dazu auszuwählen. Die Janitscharen und Sipahi konnten die im polnischen Feldzuge mit Recht ererbten Vorrechte, noch weniger aber die Herabsetzung der ihnen früher zugesprochenen Belohnungen verzeihen. Allein mehr als alle die gezeigten und ungegründeten Beschuldigungen erregte folgender Umstand den Unwillen der Menge, der endlich in offene Empörung ausbrach, und die Entthronung und Ermordung des Sultans, als des ersten seines Stammes und seiner Würde, und als gewaltsamen Opfer in Folge der Janitscharenwuth einem unzeitigen Tod anheimfiel, zur Folge hatte. Der Drusenfürst Emir Zadr-ez-din nämlich hatte seit mehreren Jahren die Anerkennung der Oberhoheit der Pforte mit Gewalt zurückgewiesen, und so gebrauchte denn Dömnän diesen Umstand zum Vorwand, in eigener Person ihm Gehorsam beibringen zu wollen. Allen weisen Gegenvorstellungen, vorzüglich darauf gegründet, daß ohne seine persönliche Gegenwart dieser Zweck vollständig erreicht werden könne, setzte er den eigensinnigen Beizahl zur Rührung entgegen, doch aber doch jetzt die Absicht vor, eine Wallfahrtreise nach Mekka zu unternehmen, und suchte so einen Schein durch den andern zu verdrängen. Die Befehlshaber für die drei Hauptstädte des Reichs, Constantinopel, Adrianopel und Brusa, waren bereits ernannt, als auch die wirkliche Absicht des Vorhabens kundbar ward. Sowol der Kizlaraga nämlich als der Khodcha Dmar oder Lehrer des Sultans hatten diesen zu verderben gesucht, sich durch syrische und ägyptische Soldaten ein Gegengewicht gegen die Janitscharen und Sipahis zu verschaffen, den Übermuth und Trotz dieser Willen unschädlich zu machen und sie nach und nach ihrer Vernichtung näher zu bringen — ein Rath, den auf ähnliche Weise und durch ähnliche Mittel der jetzige Herrscher glücklich durchführte. Keine wohlgeordnete Einrede der einflussvollsten Großbeamten, wie des Großwesirs und des Musli's, erschütterte den gefassten Beschluß des durch seine Frontalheit und gereizte Gemüthsstimmung, die bereits in Schwermuth übergegangen war, hartnäckigen und starrköpfigen Sultans. Dazu bekräftigte ihn in seiner Ausfüh-

rung ein Traum, dessen trügerischer Auslegung er sich hingab. Schon lagen die kaiserlichen Zelte zur Ueberfahrt nach Sultari bereit, als am Vorabend (18. Mai) des dazu bestimmten Tages Janitscharen und Sipahis, durch die verschiedenartigen Gerüchte über den Zweck der Reise, die alle zu ihrem Nachtheile sprachen, höchst erbittert, zu einer Berathung in den neuen Kasernen zusammen kamen, und von da auf dem Lummelplatze des Aufzuges, auf dem berühmten Fleischplatze, sich versammelten. Der vom Großwesir Dilawerpascha zur Vermittelung abgeordnete Khawasschafi mußte, durch Steinwürfe genöthigt, umkehren, und nicht besser erging es ihren eigenen Oberhäuptern, dem Janitscharenaga und den Obersten der einzelnen Regimenter. Die Janitscharen der Flotte schlossen sich an die Reutrer an, und man holte ein Ketwa ein, ob es durch das Befehl erlaubt sei, die zu tödten, die den Sultan zu Neuerungen verführten. Auf erhaltene bejahende Antwort vom Musli wandte man sich an den Khodcha und Großwesir, die dem Sultan ihre Beschwerden und ihre verlangte Abhilfe vortragen sollten. Allein Dmar selbst war entflohen, und so waltete seine Wohnung der Plünderung preisgegeben, vor dem Palaste des Großwesirs aber antwortete man mit Pfeilschüssen. Ungestört wie sie waren beschloßen sie, da es bereits Abend, den folgenden Tag mit den Waffen zu erscheinen. Der Sultan, von den versammelten Ulema über die Ursache des Aufstandes belehrt, versprach die Pilgerreise aufzugeben, nicht aber, den Kizlaraga und Khodcha zu verbannen. Am folgenden Morgen luden die Auführer die Ulema zu einer Unterredung ein, und diese beschieden jene auf dem Hippodrom. Das Resultat der Zusammenkunft, an der zwölf Mitglieder jenes beratenden Körpers Theil nahmen, war ein Ketwa, das die gleichmäßige Hinrichtung von sechzehn der ersten Staatsbeamten aussprach, unter ihnen die beiden obgenannten, der Großwesir, der Destdar und Kaimatal. Die Ulema selbst trugen das „Bittschreiben“ dem Sultan vor, der aber durchaus auf einer abschlägigen Antwort beharrte, und den Ulema im Serai zu bleiben befohl. Regierter Umstand deutete den Truppen an, was es galt; sie drangen in den ersten Hof des Serai, schrien und tobten, aber auch hier verließen mehr Stunden ohne Bescheid. Man drang in den zweiten und endlich durch das Thor der Glückseligkeit in den dritten und innersten Hof. Auf einmal durch eine röhrende Stimme wie durch ein Zanderwort angeregt schrie Ahr: „Wir wollen Sultan Mustafa!“ Er ward gesucht und man fand ihn endlich mit zwei Sklavinnen im Harem, von wo aus er wegen dreißigtägigen Mangels an Speise und Trank statt aller Antwort auf seine Huldigung als Padißchah die Worte rief: „Mich düseht!“ Als bald brachte man ihn in den Diwanisai, aber auch der Kizlaraga und Großwesir, beide aus dem Harem aufgeschossen, waren schon als Opfer der Wuth gefallen. Darauf wurden die Ulema mit Gewalt zur Huldigung des neuen Sultans gezwungen, den die Menge auf einem Krankenwagen ins alte Serai, und als man ihn hier nicht sicher glaubte, in die Moschee der Janitscharen

schaffte; die Galeerenflaven wurden befreit und mehre Paläste der Plünderung preisgegeben. Nun dachte der Sultan an seine Flucht auf das asiatische Ufer, allein die Mannschafft der zum Dienste des Hofes bestimmten Boote war geflohen; daher versuchte er seine Rettung durch Nachgiebigkeit, ließ jedem Janitscharen durch den Aga fünfzig Dukaten versprechen, dieser aber war, ehe er zum Boote kam, in Stücken zerhauen (Freitag 20. Mai). Daraus ernannte die Sultanin Walide im Namen ihres Sohnes Mustafa den Bohar Daupacha, ihren Eidam, zum Großwesir, und ebenso mehre andere Großwürdenträger. Den Sultan Osman aber hatte man unterdessen aus der Wohnung des Janitscharenaga, zu dem er während der Nacht um obige Versprechungen thun zu lassen, gegangen war, unter Beschimpfungen und schmachvollen Thätlichkeiten in die Kavernen gebracht. Noch aber wollten die Truppen seine Ermordung nicht, sondern verlangten sein Leben zu schonen, jetzt aber den Sultan Mustafa herrschen zu lassen. So dachte jedoch weder Daupacha, noch die Sultanin Walide. Jener befahl wiederholt dem Dschedekai, ihm die Schnur um den Hals zu werfen; das erste Mal aber wich Osman aus, das zweite Mal verhinderten es die Aga und das dritte Mal sein Euter Kaffski. Es war Nachmittags geworden, in dessen Verlaufe man den Sultan Mustafa mit seiner Mutter in das Serai führte. Als dies geschehen, kehrte Daupacha mit andern Schelken in die Kavernen zurück, aus deren Mäulchen Osman unter großem Aufsaufe des Volks in das Schloß der sieben Thürme gebracht ward. Als mehr Ruhe geworden, und die Thore dieses äußersten Bollwerkes der Stadt und jetzigen Staatsgefängnisses geschlossen waren, schreute sich der Großwesir an den unglücklichen Fürsten zu legen, der sich anfangs kräftig vertheidigte, endlich aber dem Strick erlag. Zum Zeiden des vollzogenen Sultanmordes ward ein Ohr des Erbrosellen der Sultanin Walide überschickt, der Leichnam aber noch selbigen Abend zur Erde befestet. Die Mörder fanden in der Folgezeit zum Theil ihren Lohn.

Werfen wir nun noch einen Blick auf die Schuld oder Unschuld des Sultans zurück, so drängt sich zuerst der Gedanke auf, daß er die ruhmwürdigsten Eigenschaften mit eigensinnigen Schwächen verband, die ihn jedoch nicht gerade zu Grausamkeiten verführten. Seine Tugenden mochten zuweilen hart und despotisch scheinen, allein Festigkeit des Charakters galt den übermüthigen Truppen und dem zügellosen Laufen ihren Wünschen gegenüber für ebenso unerträglich, als sie willkürliche Gleichgültigkeit ihrer Herrscher mit Freundschaft begrünzte. Vor allen war der Khodja Omar Feind das Werkzeug der Intrigue, der sich Osman trotz seiner bewiesenen Selbständigkeit nicht zu entwinden vermochte. Seine Privatrückichten verführten ihn zu den unüberlegtesten Schritten beim Sultan, dessen Unstille er war. Trotz seiner Jugend wollte Osman Großes und zum Theil Gutes, blieb aber dessenungeachtet ährte und verrieth sein Geschlecht nicht. Sein Tod, an und für sich ein

bedauernswerthes Ereigniß, ward es noch mehr für die Zukunft, da man durch ihn die Möglichkeit eines Sultanmordes in Constantinopel kennen gelernt hatte.

Osman III., der Sohn Mustafa's II., folgte seinem Bruder Mahmud I. nach 24jähriger im Ganzen glücklicher Regierung den 13. Dec. 1754. Auch diesem war durch das Reichsgesetz, nach welchem er ein halbes Jahrhundert im Prinzenkloß eingesperrt gehalten wurde, Tugend und Großmuth verliehen. Der Kopf saß ihm auf der Schulter, er hatte ein ausgezeichnetes Gesicht, und war dabei festig, ungeduldig und doch schwach. Seine geistlichen Fähigkeiten und Eigenschaften waren überdies so unbedeutend, daß nirgends eine deutliche Spur desselben hervortrat, das Bestreben ausgenommen, Alles anders, wenn auch nicht besser, als sein Bruder zu machen, eine Neuerungssucht, der zufolge schon jede Veränderung an sich ein Unglück war. Die gewöhnlichen eine Thronbesteigung in Constantinopel begleitenden Gebräuche wurden vollzogen, der Sühel ihm zu Gub am 22. Dec. umgehürtet und 1,197,000 Piafter als Geschenk an die Truppen theilt. Nach Polen Gesandt, Hierreich brachten die Kunde, und diese Gesandtschaften wurden 1755 durch Gegenseigenschaften erwiedert, doch so, daß sie seit Osman II. mit der tüchtigen Gewaltthätigkeit und Uebermacht im sinkenden Verhältniß eingetretene Veränderung nur zu sehr sichtbar ward. Den Roslimen wurde die erste Kunde der neuen Regierung durch Einschließung zum Theil schon früher gegebener Verordnungen über die Sperrung der Wirthshäuser, über die Spaziergänge der Weiber, die sich an drei bestimmten Tagen nicht öffentlich sehen lassen sollten, und über die Kleidung der Rajas, die den Sultan so beschäftigte, daß er seinen Staatsbeamten zum Theil eine neue Kleiderordnung vorschrieb. Allein weder die augenblickliche Vollziehung derselben war streng, noch sie selbst überhaupt nachhaltig. Auch ward alsbald der Musti (12. Jan. 1755) und drei Wochen später der Großwesir abgesetzt, und was sich als seltene Erscheinung unter der Regierung Dschams II. ereignete, daß der Hofen zustror, trat auch jetzt ein. Überhaupt aber verfuhr der neue Sultan mit nichts willkürlicher, als mit Entsehung und Veränderung seiner Großbeamten. Das geringste Versehen, selbst ohne Schuld dessen, in dessen Wirkungskreis es sich ereignete, zog Absetzung nach. Wie Osman II., nur in anderer Absicht, durchwandelte auch er nämlich unerkannt die Straßen und horchte das Volk aus. Das war aber auch Alles, was er selbständig that. Wie noch oft heututage, so suchten auch unter ihm Constantinopel furchtbare Feuersbrünste heim, die des 16. Juli 1755, die in 16 Stunden 2000 Häuser einscherte, die drei Monate später ausgebrochen, die in 36 Stunden alle Richtungen der Stadt durchlief, und Jahrs darauf (Mai 1756) erst eine unbedeutendere, den 6. Juli aber die größte, die je die Residenz des Großserrn deimsuchte. In 48 Stunden lagen 8000 Häuser in Asche, unter ihnen 200 Moscheen. Die Widerständigkeit der Berge in Ägypten gegen den Statthalter und die Unruhen in Erzerum und Belgrad

wurden bald beigelegt, das Begehren Friedrichs II. von Preußen nach einem Freundschaftsvertrage mit der Pforte jedoch mit dem Bedenken abgewiesen, daß man aus ein glücklicheres Jahr warten wolle, als das laufende. Noch vor Ende des Jahres 1755 ward auch die Moskwa, die vor sieben Jahren Sultan Mahmud zu bauen angefangen, unter dem Namen „das Dömanische Licht“ (نوري عثماني) eingeweiht, und zum Ansehen die Befehre, das Ghor der Ulema und der Generale beschenkt (5. Dec.). Döman III. starb, nachdem er in den drei Jahren seiner Regierung nicht weniger als sechs Geiselsknechte entsetzt, einen darunter enthauptet, und die längste Zeit des Besizes dieser Stelle nur sechs Monate gebauert hatte — der siebente überlebte ihn — den 30. Oct. 1757, und ward unter Beobachtung der gewöhnlichen Feiertlichkeiten in der Moscher Wallbe beigelegt.

Noch muß erwähnt werden, daß einen Monat vor dem Tode des Sultans die Nachricht von der Plünderung der Pilgercaravane nach Mekka in Constantinopel angelangt, dem Ghorssbern aber durch seinen Günstling und Kislara Ahmed Abuluf verheimlicht worden war. Letzterer, der die Führer derselben abgeseht und auch die andern dabei angestellten Beamten geandert, hatte dadurch die Heaber Beni Haru gereizt und sich selbst das Leben vernichtet, welches ihm, um die Menge zu beruhigen, unter Dömans Nachfolger, Mustafa III., genommen wurde“).

II. Feldheeren und sonstige Große, die den Namen Döman führten.

Unter ihnen stehen oben an die Häupter aus der Dynastie der Meriniden (بنو مرين), welche nach den chronologischen Tafeln Hadshi Kallsa's von 610 (beg. 18. Oct. 1232) bis 899 (beg. 12. Oct. 1493) in Maghreb, d. i. in Fez und Marocko, unter dem Titel: Omara al mumenin, d. i. Fürsten der Gläubigen, herrschten. Wie erwähnen hier kurz zwei Regenten dieses Namens. Der erste, Abu Said Döman, war der älteste der vier Söhne des Abu Muhammed Abd-el-hacc Ben Mochi (عبد الحق بن موحى), der sich aus der Familie der Beni Merin mit seinem Stamme, den Zenatiden (زناطة), in der Wüste zwischen Zab (زاب; Edris. Africa ed. II. var. Hartw. p. 133 sq., 235 sq.) und Sechelmessa ein nomadisches Leben führte. Während des Sommers verweilten sie in Maghreb, im Herbst aber zehrten sie in die Wüste zurück. Kaum war die Kunde von der durch Alfons den Mo-

wahedin bei der Feste Isab beigebrachten Niederlage im J. 610 (beg. 25. Jun. 1210) und die Vergiftung des Fürsten derselben, Kasir, jenen zu Ohren gekommen, als er die Wüste verließ, in das Gebiet von Fez und Marocko einbrach, und 613 (beg. 20. Apr. 1216) in Ribat Taza (تازة), f. Edris. I. c. p. 189, 191) anlangte. Obwohl nun der Monahabbite Yusuf mit dem Beinamen Mustensei Truppen ihm entgegen sandte, so lief doch der Kampf unglücklich ab; aber auch Abd-el-hacc fand schon 614 (beg. 10. April 1217) in dem Treffen gegen den Stamm Rihab (رياح) seinen Tod. Dö-

man ergriff sogleich das Feste der Regierung und ihm unterwarfen sich viele Stämme freiwillig und unfreiwillig. Er setzte seine Eroberungen bis zum J. 638 (beg. 23. Jul. 1240) fort, wo ihm sein Bruder Abu Maruf Muhammed folgte. Aber erst dem vierten Sohne des Abd-el-hacc gelang es, sich der Stadt Fez 646 (beg. 26. Apr. 1248) zu bemächtigen, und nach abermaligem Verlusse sich zwei Jahre später in dem Besitze derselben zu behaupten.

Größer als dieser Döman ist der spätere Abkömmling derselben Dynastie Abu Said Döman, Sohn des tapfern Abu Yusuf, der 710 (beg. 31. Mai 1310) seinem Vetter Abu'lehi Soliman folgte, und den Beinamen El-Rebta führte. Er war nicht nur Herrscher über Fez, sondern auch Marocko, hatte sich bereits seinem Vater Abu Yusuf unterworfen müssen. Sein Regierungsantritt versprach die glücklichen Zeiten der Unterthanen nicht, die sich in der Zukunft wirklich an seinen Namen knüpfen. Um nämlich den Intriguen am Hofe, die der Minister Abdallah nährte, ein Ende zu machen, ließ er letztern, um ihn für den Verrath an seinen (des Döman) Brüdern zu strafen, umbringen. Die Unruhen wurden alsbald beigelegt, und er konnte sich von nun an ganz dem Glücke seiner Unterthanen widmen, was er so sehr wünschte. Arabische Schriftsteller selbst sagen über seine Regierung: „Es waren seine Tage Festtage“ — ein Ausspruch, den man nicht oft von orientalischen Fürsten, am wenigsten von afrikanischen zu thun berechtigt ist. So ging unter innern Anordnungen die Zeit bis zum Jahre 727 (beg. 27. Nov. 1326) hin, wo er die Zwistigkeiten und Unruhen, die Castilien heimsuchten, in den ersten Jahren der Regierung von Alfons XI. benutzen zu müssen glaubte. Schon Abu Yusuf war viermal, und sein Sohn Abu Isak nicht weniger mit Armeen überzogen und hatten dabeist feßen Fuß gefest. Auch waren durch Isak, Dömans Gouverneur zu Ceuta, fortwährend seit 716 (beg. 26. März 1316) die Christen zu Wasser bekämpft worden, und neue eine drückende Abrechnung in Maghreb 724 (beg. 30. Dec. 1323) hinderte für den Augenblick die Ausbreitung so mancher Unternehmung. Döman lebte jedoch im J. 1327 und war so glücklich, in kurzen Abwechseln, Ronba und Warbilla zuzugewinnen. Die Empörung seines eigenen Sohnes Dmar, der sich unter der niedrigsten Classe des Volks eine Partei geschaffen hatte, rief ihn von seiner

5) Von Döman II. und III. war bei jetzt sehr wenig bekannt, und die Regierung dieser Männer verdankt, wie so vieles Andere in der Dömanischen Geschichte, ihre Aufstellung allein dem classischen Werke von Hammer; daher bin ich besonders mit Verweisen des Verfassers zum Titel widerlich gefolgt, was in diesem Fall allein das Beste sein kann.

Bekämpfung der Christen zurück. Jez sand er bereits bei seiner Rückkehr in der Gewalt des Empereurs, der alle Vorrechte und Zeichen der königlichen Würde an sich gerissen hatte. Das Treffen vor der Stadt, obwohl für den Vater unglücklich, öffnete ihm dennoch den Zugang nach Jez, wo er jetzt eingeschlossen ward. Nur durch eine gefährliche Krankheit, die den Sohn befiel, ward die Belagerung nicht gefährlich. Unterdessen setzte sich Döman in seinem Reiche wieder soweit fest, daß er einen Angriff nicht fürchten durfte. Selbstmord jedoch blieb bis zum Tode des Döman (Aug. 1331) im Befehl Dmar, während jener seine Befehlungen treu nur das Wohl seiner Unterthanen bis an das Ende seines Lebens zu befördern gesucht hatte. Dmar fiel bald darauf als Opfer seiner Regierungslust durch den Befehl seines eigenen Bruders Abdallah.

Döman war ferner der Name des zweiten Usurpators von Tilimsan (f. *Edris*, I. c. p. 191 sq.), einer der erbittertesten Feinde der Meriniden in Afrika, die er unaufhörlich bekämpfte und fortwährend von seiner Residenz zurückschickte. Bekanntlich war er seinem Vater Jeghmeräsen (يغمراسين), dem Stifter der Dynastie der Bejaniden (بنو بجان) in Tilimsan gefolgt im J.

681 (d. i. 1282 Chr.) und selbst der große Merinide Abu Jakub Jusuf belagerte ihn wiederholt vergeblich in Tilimsan 689 (1290), 696 (1297) und 698 (1299). Er starb 702 (beg. 26. Aug. 1302) und hatte seinen Sohn, Abu Bejan Mudammeh, zum Nachfolger.

Döman Ben Abd-el-rohman Ben Johja Ben Jeghmeräsen, Abu Said beigeenannt, und zu Granada aus demselben Stamme der Bejaniden entstammend, ward, nachdem die Regierung von Tilimsan für seine Familie verloren gegangen, gleichsam der zweite Begründer seiner Dynastie, und durch sein Schicksal und die gemachten Erfahrungen belehrt, sowie durch die Wissenschaft gebildet, übrigens aber zum Soldaten auferzogen, war er zur Erhaltung und Vertheidigung des wiedererwonnenen Besizes gegen die Meriniden, unter denen Abu Inän ihm den kräftigsten Widerstand leistete, vorzüglich geeignet. Der Kampf zwischen beiden Rebenhütern war wiederholt heftig, kostete anfangs den Meriniden das Herz, das nicht Vorzicht genug gegen die listigen Bejaniden gebraucht hatte, schlug aber endlich zu Gunsten jenes aus. Abu Inän durch diese Erfahrung um so um größerer Rache aufgefodert, stellte durch Gewinnung von Bundesgenossen sehr bald eine vollständig bemannete Armee auf, das Zusammentreffen der feindlichen Heere entschied gegen die Beni Bejan, Döman entkam mit seinem Bruder Abil, nach Wechselung der Kleider, mühsam der Gefahr, ward jedoch in seinem Versteck aufgefunden, und hatte im Ganzen nur von 1348 bis 1352 geherrscht. Sein Tod zog die Verfolgung der Großen der Bejaniden nach sich, bis diese nach ihres Unterbrüders Abieden zu frischen Kräften kamen, seinem Sohn Abu Said Gleiches mit Gleichem vergalt, und zuletzt Tilimsan von Neuem zurückeroberten.

Abu Dschafar Döman, ein verdienstvoller Großbeamter unter Abdorrahman III. (gest. 961), dem Khalifen von Cordova, der ihn nach Majorca als Statthalter schickte und ihn zu Folge dieser Sendung nur nach Lieber gewann. Döman war wahrscheinlich in Sevilla geboren, und Talent und Geschäftigkeit erhob ihn allein zu den Würden, die er nach und nach bekleidete. Auch unter Hakim mit dem Beinamen Montefir (961—976) genoß er fortwährend das höchste Vertrauen, ward zum Ober der Leibeigere erhoben und endlich zum Weisemrath. Als solcher starb er, hatte aber vorher seinen Sohn Dschafar bei Hofe eingeführt und diesem dadurch noch größere Ehren bereitet, als er selbst genossen hatte. Des Hakim Sohn, Heschäm, der unter Vormundschaft des Mansur Ben Abi Amir in einem Alter von zehn Jahren zum Throne gelangte (976), überhäufte ihn mit seinen Gnadenbezeugungen. Er ward Vorstand der Münze, dann Schatzmeister, endlich erster Minister des Staats. Verblendet durch seine Größe suchte er die ersten Stelen mit seinen Verwandten zu besetzen, zog sich aber dadurch den allgemeinen Haß zu, ward bei dem Khalifen verleumdet und büßte seine Unvorsichtigkeit nach erlittener Gefangenschaft entweder mit dem Feuerode, oder durch den Strick im Gefängnisse 372 (982 Chr.).

Döman Jmäd-ed-din, Sohn des Saläh-ed-din, der Kubbe i. Melek el-aziz.

Döman, Sohn des Meriniden Jakub, gewöhnlich Melek el-caim genannt, brachte seine Regierungzeit nur auf vier Jahre (1327—1331) und hatte den gepriesenen Geschichtschreiber Roweiri zu seinem Zeitgenossen.

Andere Große, die unter Arabern, Persern und Türken den Namen Döman führten, haben nicht die Bedeutung erlangt, daß sie hier besonders aufgeführt werden müßten. Wer übrigens die unter den Türken vor den übrigen hervorretenden Dömane kennen lernen will, findet das ausführliche Verzeichniß derselben in dem so eben erschienenen jetzigen Bande der Dömanischen Geschichte von Hammer S. 553.

III. Die ausgezeichneten Gelehrten, Dichter und Scheiche, die den Namen Döman (Döbn oder Ben Döman) führten.

1) Döman, mit dem vollständigen Namen Dschemäl-ed-din Abu Amru Döman Ben Amru Ben Abi Belr Ben Junes, Duli oder Dili beigeannt, im Morgen- und Abendland aber allgemein unter der Bezeichnung Ibn el-hafsch bekannt, war zu Ende des J. 750 (zu Anfange des J. 1350) in der kleinen Stadt Eäna (أسنا Ibn Chall.) oder Eäna (Abdall. ed. de Sacy p. 702) in der Provinz Kus (قوص) in Oberägypten geboren worden und hatte von der Natur einen höchst glücklichen Verstand erhalten. Er erhielt den Beinamen „Sohn des Kammerers (Ibn el-hafsch),“ weil sein Vater, von Geschlecht ein Kurbe, Kammerer (حاجب) des Emir Jy-ed-din Murill Eilahi war. Zum Rechtsgelahrten nach den Grundtätzen der in Afrika vorzüglich einheimischen ortsborenen Secte der Malikiten bestimmt, beschäp-

Rechtsbuch unter dem Titel: جامع الامهات في فقه. Vergl. noch Ibn Khallikan (s. Tydem. Consap. ad N. 424). Abul'ed. Ann. Mosl. IV, 496 und Ann. 343. De Rossi im Dictionario storico degli autori Arabi p. 86. D'Herbelot unter Hageb. Casiri I, 20 sq.

2) Abu'l-kasim Osman Ben Saib Ben Beschkar el-Ahwal (der Einäugige) el-Amati, einer der größten schafitischen Rechtsgelehrten seiner Zeit in Bagdad, der den Mozzani (المزني) und Kef' Ibn Soleiman Mo-rabi (مرابي) zu Lehrern in dieser Wissenschaft hatte. Er starb im Schemwal 288 (im Herbst 901). Den Beinamen Amati erhielt er von amati (انباط) d. i. Pfarrer, deßwegen, weil er mit Pferdezeug gehandelt hatte.

3) Der Scheich und Imam Abu Amru Osman Ben Isa Ben Dirbas Ben Fir Ben Dscham Ben Abdus Hedjani Marani, der Kurde, der den Ehrennamen Dhipa:ed:bin (d. i. Ficht der Religion) trägt, ebenfalls einer der ausgezeichneten schafitischen Rechtslehrer, war der Bruder des über Ägypten gestrichenen Richters Sadr:ed:bin Abu'l-kasim Abdel-melek, dessen Stellvertreter der Unterrichter (Nalb) er in Kairo war. Seine Jugendzeit über beschäftigte er sich in Arabien unter dem Scheich Abu'l-kasim Abdur Ben Adil, begab sich hierauf nach Damaskus, und studierte unter dem Scheich Abu Sa'd Ben Abi Atrun. Sehr bald war er in den Grundbegriffen des Rechts, vorzüglich der Secte, welcher er angehörte, eingeweiht, setzte dieselben in mehr als 20 Bänden deutlich aus einander, kam aber dessen ungeachtet nur bis zum Capitel der Zeugnisse (شهادات), und nannte

den fertigen Theil استقصا لذهب الفقهاء d. h. vollständiges Repertorium für die Ansichten der (schafitischen) Rechtsgelehrten. Auch commentirte er das Werk „der Glanz über die Grundbegriffe des Rechts“ (الزهر في اصول الفقه) vom Scheich Abu Isak Ibrahim Ben Muhammad Schirazi (gest. 476, beg. 21. Mai 1083) in zwei Bänden, und über den gleichen Gegenstand das von Muezzin des obengenannten Scheichs (s. Annal. Mosl. III, p. 699, 700). Nach ihm aber sein Bruder starb (im Herbst 1208), verlor Dhipa:ed:bin seine Stelle als Vicar desselben, dagegen vermachte ihm der Emir Dschemal:ed:bin die Weberei, die er in Kairo gebaut hatte, gleichsam als Legat und setzte ihn zum Professor an derselben ein. Er blieb auch in dieser Stellung bis zu seinem Tode (Juli 1206) und wurde auf dem Kirchhofe القبر في الزرقا el-azrak in einem Alter von fast 90 Jahren begraben. Ungewiß nämlich ist es, ob er zu Ende des Jahres 510 (1117) oder zu Anfang des Jahres 517 (1123) geboren worden ist.

4) Abu Amru Osman Ben Abd:el-rahman Ben Osman Ben Musa Ben Abi'l-fath Nadri Schebzuri,

auss Kordistan abstammend, bekannt unter dem Namen Salab:ed:bin Scharachani und außerdem mit dem Ehrentitel Zadi:ed:bin belegt, schafitischer Jurist, und überdies verdienstvoller Gelehrter seiner Zeit in der Kordanoregion, der Traditionenlehre und ihrer Hilfswissenschaften, wie in der Kenntniss der Namen der Überlieferer und in Einführung lexikologischer Beweisstellen. Ausserdem hatte er sich noch mit einer Menge anderer Wissenschaften beschäftigt. Einen Antheil seiner Bildung erlangte er in Mosul, wo er auch die Stelle eines Repräsentanten beim Scheich Imad:ed:bin Abu Hamid Zunos verwaltete. Von da begab er sich in Kurgan nach Khorasan, in der Absicht, sich immer mehr in der Traditionenlehre zu befertigen. Hierauf lehrte er nach Syrien zurück und ward in Jerusalem Professor an der Medrese Nasirije, die ihren Namen von el-Melek el-Rasid Salab:ed:bin Ben Ejub hat. Er nützte in diesem Posten sehr viel, begab sich aber bald darauf nach Damaskus, wo er eine gleiche Stelle an der Medrese Kewahije

(كواهية) erhielt, die Abu'l-kasim Hibat:allah Ben Abdel-wahid Ben Kewaha hier erbaut hatte, während, wie bekannt, auch ebenfalls eine zweite gleiches Namens zu Haleb vorhanden war. Nachdem aber el-Melek el-Eschref Ibn el-Melek el-Abi Ben Ejub sein Collegium zum Unterrichts in der Traditionenlehre (دار الحديث) in Damaskus erbaut hatte, wurde ihm die Professur jener Wissenschaft übertragen, die ihm eine Menge Zuhörer zuführte. Doch auch diese Stellung vertauschte er mit einem Lehrstuhl an der Medrese der Sitt:el-iskam Zomorrod Khatun, der Tochter Ejuhs, und hier war es, wo Ibn Khallikan (1235—36, vom Monat Schemwal 632) ein Jahr lang seine Vorlesungen in der Traditionenlehre besuchte. Seine Werke nun sind folgende: 1)

Erkenntnisfrüchte der Reise (فوائد الرحلة), eine Sammlung werthvoller literarischer Belehrungen aus verschiedenen Wissenschaften, die der Verfasser auf seiner ebenwähnten Reise nach Khorasan veranstaltete; 2) eine weitläufige Auseinandersetzung der auf der Pilgerreise zu beobachtenden Gebräuche (مناسك الحج); 3) Glossen zu dem ersten Viertel des Commentars, den Ibn Abi el-kemm zum Westi (وسط) das Abu Hamid Schahabi über die abgeleiteten Rechtslehren der Hanafiten, in einem Werke nochmals so stark als das Original verfasst hatte. Ueberdies sammelte einer seiner Schüler seine Notizen in einem Band, und so nützte Scharachani durch Schrift und Wort bis an sein Ende (Herbst 1245, 25 Rebi II, 643). Er starb in Damaskus 66 Jahre alt (denn er war im J. 577, d. i. 1181 Chr. in Scharachan geboren), und wurde vor dem Siegesthor auf dem Kirchhofe der Sufi (مقابر الصوفية) begraben. Vergl. Hamak. Spec. 152 (556). 165 (589).

5) Abu'l-fath Osman Ben Dschinnal, der Gramma-

titer, zu Mosul vor 330 (beg. 26. Sept. 941) geboren, und obwohl sein Vater Dschinni nur Kamelut bei Seleim Ibn Fakh Albi aus Mosul war, früh ausgezeichnet durch seine Kenntniss in der arabischen Sprache, studierte die schönen Wissenschaften (النبى) unter Abu Ali Farisi, und las darauf selbst in Mosul mit grossem Beifalle. Doch kehrte er bald zur grössern Befestigung seiner Kenntniss in die Vorlesungen des Farisi zurück, und begann alsbald sein Talent als Dichter durch Proben an den Tag zu legen. Obwohl er nach Angabe einiger einäugig war, so zeichnete er sich doch durch ausgedehnte Schriftstellerei in mehreren Gebieten der Wissenschaft, vorzüglich der Grammatik, aus. Er starb zu Ende des Monats Safar 392 (Januar 1002) in Bagdad und hinterliess eine Menge Schriften, von denen hier die vorzüglichsten erwähnt werden sollen: 1) ein Commentar zu der grammatischen Adwanablungsflehre (التصريف) des Regini, dem er den Titel Kunus (منصف) gab; 2) eine grammatische Adwanablungsflehre unter dem Titel: التصريف اللوى, ein gefälliges Handbuch, das mehrfach commentirt ward; 3) ein Auszug aus der Denkschrift (تذكرة) hypomnemata, commentarii) des Abu Ali Hasan Ben Ahmed Farisi (s. vorher und Annal. Mosul. II, 562 und Anthol. gramm. p. 139. Ann. 121); 4) die Isfahani'sche Denkschrift (التذكرة الاصفهانية); 5) das Buchchen, oder theilhaftig: كتاب التعاقب; 6) der grammatische Tractat, zu dem ein Commentar von Askari vorhanden ist; 7) das Schriftchen: تنبيه, d. i. Ermunterung; 8) das Buchchen: كتاب الخصائص, Eigenheiten der Grammatik, die wiederholt glossirt wurden; 9) das Geheimniss der Kunst und die Mystiken der Beredsamkeit (سر الصناعة ولسر البلاغة), ein Handbuch, das über die einfachen Buchstaben, ihre Gesetze, die Harmonie ihrer Zusammenstellung und ihr Verhältnis zu den Vocalen handelt. Jedem Buchstaben ist ein besonderes Capitel zugetheilt; 10) ein Commentar zu dem „Veredten über Erythologie (الغنة)“ von Aboel aus Kufa; 11) ein Commentar zu der Reimlehre des Achsach (القوال لاخفش) unter dem Titel: „Der Zu reichende (الكافي)“; 12) ein Commentar unter dem Titel: مكتسب (مكتسب) oder vollständiger Erwerb (كتاب الشواذ في القرائات) zu dem (في اعراب الشواذ) vom Koranleser Abu Bekr Ahmed Ben Musa, gewöhnlich Ibn el-mudschahid (ابن المجاهد) genannt und im J. 324 (beg. 30. Nov. 935) gestorben, das über unanaloge Lesarten im Koran handelt; 13) über das Masculinum und Femininum (المذكر والمؤنث);

14) über die Buchstaben, die مقصور وممدود heißen; 15) ein Commentar zu dem Werk unter demselben Titel von Farisi (Ann. Mosul. II, 562); 16) der Glanz (اللمع), ein grammatisches Werk, das er zum großen Theil nach den Vorträgen seines Lehrers Farisi zusammengetragen (Ann. Mosul. II, 608. Abdollat. 535 cl. 480 [20]). Das Buch (and allgemeine Aufnahme, und ward deshalb vielfach commentirt und glossirt; 17) die Schönheiten der arabischen Sprache (محاسن العربية); 18) ein Impromptu aus den Sprüchen der Araber (الفتن من كلام العرب في معتل العين), die commentirt; 19) eine grammatische Schrift unter dem Titel منتصف في النحو; 20) der Weg zur Etymologisirung der Gebichte in der Parnass (منهاج) (في اشتقاق شعر الحماسة) und endlich 21) das Buchchen: Vergl. übrigens Anthol. grammat. ed. de Saey. p. 41. Ann. 19. Abulf. Ann. Mosul. II, 609. Chrest. arab. III, 71.

6) Osman Muxteri aus Gassna, blühte als Dichter unter dem Selbstknecht Ibrahim, dem Sohne Meduds, und hatte den Scheich Senaji zu seinem Zeitgenossen, der ihn auch besang. Vorzüglich erregte die Form und das Verhältniss der Kaside Osmans, die er auf den Sultan Ibrahim verfasste, große Aufmerksamkeit.

7) Osman Ben Zahia Kaifi (فهمي) aus Malaga führte seinen Ursprung auf die vornehme Familie der Beni Manthur in Sevilla zurück, und war in den verschiedensten Wissenschaften wohl unterrichtet. Zu Malaga lehrte er vorzüglich Philosophie, Medicin und Jurisprudenz, und er verwaltete nach und nach die Praefectur in Velez, Malaga, Gomares, Rostemes und gab folgende Werke heraus: 1) Fragen aus der Grammatik; 2) über das Erbfolgerecht und 3) über die spanischen Maße. Er starb im J. 735 im Dschibidscheit, d. i. um die Mitte des Jahres 1335 Chr. (Vergl. Casiri II, 109.)

8) Osman Ben Rabia (ربيعه) aus Sevilla, Verfasser einer Geschichte der spanischen Dichter (طبقات الاشعره بالاندلس), starb zu Cordova im J. 411 (beg. 27. April 1020).

9) Osman Ben Said Abu Amru, der Dmmojade, Scheich und Koranleser, bekannt unter dem Namen Ibn elsefesi (ابن الصفرى) der Sohn des Wechlers) aus einer vornehmen Familie im Quartier Gola Rosa (قوة الداني) von Cordova, wohnte zu Denia (daher der Name), wo er viele Jahre hinter einander über den Koran und die Übersetzungen las und mehrere gelehrte Commentare zu erstem schrieb. Mit der Annahme der Sprache und des Charakters verband er eine milde Strenge,

die Jedermann Liebe und Achtung abnötigte. Er starb in Denia in hohem Alter (er war im J. 371 = 981 geboren) 444, 15 Schewal, d. i. zu Anfange des J. 1053. Von mehr als 100 Schriften, die er in den verschiedenartigsten Wissenschaften geschrieben haben soll, erwähnen wir hier nur die folgenden: 1) Das Handbuch „die erleichterte Methode über die sieben Koranrecensionen“ (التيسير في الآراء السبع), das um seiner Brauchbarkeit willen mehrfach commentirt und mehrfach paraphrasirt ward; 2) das Werk El-Teifid (الاقتصاد) über die Copirung des Korantextes (في رسم المصحف); 3) تحديد في الاطلاق والتحديد, Bestimmungen, wie der Koran am zwecklichsten zu lesen sei; 4) die ausgezeichnete seiner Schriften „Der Sammler der Erläuterung über die sieben Koranrecensionen“ (جامع المهان) das in mehr als 500 überlieferten Erzählungen (رواية) das Beste enthalten soll, was man überhaupt über diese Wissenschaft weiß; 5) Eine Widerlegung der Secte der Dschadimiten (جهمية, s. Meninsk.); 6) eine Geschichte der Empörungen und Kämpfe (كتاب الغنن واللاحم); 7) ein Tractat über die nicht analogen Lesarten des Koran; 8) ein größeres Compendium über die Art der Copirung des Korans (رسم المصحف). Der Verfasser trägt in demselben vor, was er von seinen Schreibern über die Copirungswissenschaft des Korans in den einzelnen Hauptstädten mit dem Für und Gegen gehört, was sich erwähnen läßt, vorzüglich in Beziehung auf die Punctuation und die Gesetze der Orthographie, jedoch in aller Kürze. Später gab er noch eine Fortsetzung in einem kleinen Tractat dazu heraus; 9) ein Verbuich über die Stellen im Koran, wo bei Lesung desselben inne zu halten und wieder anzufangen ist (المكتفي في الوقف والابتداء); 10) über die offene und übermügende Aussprache (في الفتح والامالة); 11) ein ebenfalls zur Koranschreibkunst gehöriges Werk, betitelt: „Ermunterung zur Aufmerksamkeit auf die Punctuation und Vocalisation“ (تنبيه على النقط والشكل); 12) Classen, d. h. ein mit biographischen und literar. historischen Notizen versehenes Verzeichniß der Koranleser (طبقات القراء); 13) Bestimmung über die Vocalisation (نقط) (محكم في النقط); 14) eine kleine Schrift über die Lesweise des Jakub (مقرر يعقوب في الآراء).

10) Kache-ed-din Abu Muhammed Osman Ben

Ali Zailai (الزيلي), ausgezeichneter Rechtslehrer, der im J. 743 (beg. 6. Jun. 1342) starb und folgende Werke hinterließ: 1) einen Commentar zu dem „Großen Sammler“ (الجامع الكبير) der abgeleiteten Rechtslehren nach hanefitischen Grundsätzen von dem berühmten hanefitischen Imam Scheibani (gest. 187 = 803); 2) ein selbständiges Werk über denselben Gegenstand unter dem Titel: „Der Aufgarter der Richter und der Weg des Heils“ (مروضة القضاة وطريق النجاة), das einen großen Band füllt, viele Urkunden (صكوك) enthält, und außerdem eine Menge Fälle aus der Geschichte und Erfahrung in Erzählungen beibringt. Jede Frage hat ihren besondern Abschnitt (فصل); 3) einen Commentar zum „Schah der Heikelheiten in den hanefitischen Zweigelehren“ (كنز الدقائق في فروع الحنفية) von Haffi-ed-din Nefisi, der im J. 710 (beg. 31. Mai 1310) starb.

11) Der Molla Osman Efendi Ben Scheich-el-islam Muhammed Pirizadeh verfaßte (eine Kranz von Paraphrase, die auch die Spanier kennen) die bekannte Kaside, welche der Westir Abdallah Pascha, der Sohn des Großwesirs Russaspascha, widmet unter dem Namen Kadirizadeh (كدريلي زاده), der 1014 (beg. 9. Mai 1605) den Märtyrertod starb, zum Lobe des Scheich-el-islam Etib-Allah Efendi verfaßte, und zu der zugleich mit der Bearbeitung des Osman Efendi, der Scheich

12) Osman Ben Abdallah Kelifi, gewöhnlich Driani (nach Andern Krokani) genannt, einen Commentar schrieb. Dieser Osman, der durch seine große Fleißigkeit ausgebreiteten Ruf hatte, unternahm selbst im J. 1188 (1774) eine Reise nach Mekka und Medina, um sich an diesen heiligen Orten länger aufzuhalten, und geistliche Schriftstellerei zu betreiben. Er hinterließ außer 1) obigem Commentar 2) einen andern weitläufigen Commentar, den er im J. 1155 (1742) vollendet, zu dem Gebetbuche الاعظم والوبر الانعم des Ali Ben Sultan El-Kari aus Herat, der sich im Mekka aufhielt und 1010 (beg. 22. Juni 1601) starb; 3) einen Commentar zur Kaside des Ibn Kaddib-el-han Seyyid Abdallah Hidschafi, der im J. 1090 (1679) starb; 4) einen Commentar zu der auf Hun ausgehenden Kaside des Khdibrbeg, gest. 893 (1488); 5) einen weitläufigen Commentar zu der auf Samga ausgehenden Kaside zum Lobe des Propheten von dem Verfasser der Borda, in den er zugleich die Verfasserschaft dieses Gedichts von Molla Scheich-el-islam Ben Scheich-el-islam Abbas Muhammed Ben Ismail, der im J. 1166 (beg. 28. Oct. 1752) starb, aufnahm.

13) Der Richter Dschemal-ed-din Abu Amru Osman Efendi, dessen Sohn, der Kabi Kache-ed-din Abu-labbas Ahmed, ein Werk über die Heilung der Augen-

krankheiten unter dem Titel: „Product der Gedanken (نتيجة الفكر في علاج امراض البصر)“ hinterlassen hat.

14) Der Schrich und Imam Abu'Isa Osmān Ben Isa Beleti aus Mosul, der im J. 599 (1202) oder 600 starb, ist und als Biograph, Schönschreiber, Koran-Kriker, Metriker, Dichter, Rhetoriker und Grammatiker bekannt geworden. Er ist Verfasser folgender Werke: 1) Das Leben des Dichters Motenabbi (اخبار المتنبي);

2) Formen der Schrift (اشكال الخط); 3) Incorrecitheiten im Koran (التصحيف والتعريف); 4) eine größere und kleinere Verstehe (عروض); 5) Ermahnungen (المقنات الموقنات); 6) eine Kaffide (القصيدا العجراوية), in welcher die Endungen vom Nominativ auf den Accusativ, Genitiv und endlich auf eine Duesenz überspringen; 7) die Schrift المدخر المدخر, in welcher alle Arten des rhetorischen Schmuckes (بديع) aufgeführt waren; 8) eine Schrift über die arabische Sprache (نعم في العربية).

15) Scherif: ed: bin Abu Abdallah Ben Kahr: ed: bin Osmān Ben Ali, gewöhnlich Ibn Ninn Abi Sa'd (der Sohn der Tochter des Abu Sa'd) genannt, zeichnete sich durch seinen Commentar aus, den er zu dem wichtigsten Werke des Imam Abu Hamid Ghazālī über die salismanische Kraft der Buchstaben, in Quadrate zerlegt, schrieb, nachdem er zwei Vorlesungen darüber gehalten hatte (894 = 1489). Das Original führt den Titel: „Siegel des Abu Hamid (خاتم أبي حامد)“, der Commentar aber: „Würdige Lobeserhebungen (مستوحجة) (الحامد في شرح خاتم أبي حامد)“.

16) Abu Amru Osmān Ben Ali Ben Abi'Isa Ben Beitenbi (بيكندي), der ein Verzeichniß von Scheichen (مشيخة) seinen Lehrern? hinterließ.

17) Adfi: ed: bin Osmān Ben Sofo Fihri (فهرري) der Ägypter, gewöhnlich Ibn Zukw genannt, ist Verfasser einer Werksammlung und starb im J. 685 (beg. 27. Febr. 1286).

18) Osmān Ben Hābbib Ben Muḥammed aus Heral, Verfasser eines Commentars zu der großen Traditionensammlung des Imam Dosein Ben Mes'ud Herrā Beghewi (gest. im J. 516, beg. 12. März 1122), betitelt „Die Leuchten der Sunna (مصباح السنة)“. Sie enthält nicht weniger als 4719 Traditionen, die Osmān, der später als Beidhawi lebte, kurz commentierte.

19) Der Molla Osmān Ben Muḥammed aus Rumelien, gewöhnlich Duchafingibek genannt, starb, von

seinem Richteramt in Constantinopel entsetzt, im J. 1013 (beg. 20. Mai 1604) und hinterließ ein Werk über die Ursprünge der Dinge alphabetisch geordnet, d. h. er erzählt, wo, von wem und zu welcher Zeit etwas zuerst geschehen. Er überreichte es Sultan Murad III. und

betitelt es **انزهال الجمائل في وصف الاوائل**.

20) Der Schrich und Imam Abu Amru Osmān Ben Abdallah Seilätschi oder Seilätschi (سلالتشي oder سلالتي), der Jurist aus Beg, schrieb ein Werk unter dem Titel: „Erweitertes Glaubensbekenntniß (العقيدة المبرهانة)“, das von Mehren commentirt worden ist, und auch den Titel führt: „Kraft der Leitung (قوة) (الامشاد)“. Nach einer unzuverlässigen Angabe starb er im J. 786 (1384).

21) Abu Amru Osmān Ben Abdallah Ben Ibrahim Tarfusi, ist Verfasser einer Geschichte von Tarfus unter dem Titel: „Kauf der Engpässe (سمر الغور في اخلاص طرسوس)“.

22) Abu Amru Osmān Ben Ibrahim Afsi Rabbil, von der Secte der Hanefiten, ist Verfasser einer Sammlung Ketwas. Er starb im J. 508 (beg. 7. Jun. 1114).

23) Der Richter Osmān aus Kadwin, ein Malikit, schrieb eine persische Satyre von mehr als 5000 Versen unter dem Titel: Redhianameh, auf seinen Cousin, den Richter Redhi: ed: bin, der ihn in einer Angelegenheit lange hingegeben hatte.

24) Der Hanefit Osmān Ben Abd: el: melef, der im J. 738 (beg. 30. Jul. 1337) starb, ist Verfasser 1) eines Commentars zu dem Werke **بديع النظام بمن كتابي البردوي** und Imam Mo:

tschaffer: ed: bin Ahmed Ben Ali aus Bagdad, gewöhnlich Ibn: el: sauti genannt, der im J. 694 (beg. 21. Nov. 1294) starb, wodurch eine Vereinigung zwischen den Hanefiten und Schafiten zu Stande kommen sollte; 2) eines Commentars zu dem Auszuge, den der Imam Zeli: ed: bin Abd: el: lah Ben Abd: el: cawi Mo: schiri (gest. im J. 656, d. i. 1258) aus der kanonischen Traditionensammlung des Abu'Idosein Mo: schiri Ben Hebschābād Kofchiri aus Nisabur (gest. im J. 261 [beg. 16. Oct. 874]) verfaßt hatte; 3) eines Commentars zu dem Schāmil, d. i. Inbegriff der schafitischen abgeleiteten Rechtslehren (**شامل في فروع الشافعية**) des Abu Rahr Abd: el: seyid Ben Muḥammed, gewöhnlich Ibn: el: abdāgā genannt, der im J. 477 (beg. 10. Mai 1084) starb; 4) eines Commentars zu dem oben unter Nr. 1 angeführten Werke des Ibn: el: schābābi, betitelt **الفروع**.

25) Der Schrich Osmān Ben Abdallah Sch: Kofh (الكهف) schrieb persische Erzählungen von Heiligen

in 20 Capiteln, in deren jedes er zehn Erzählungen aufnahm.

26) Abu Amru Osman Ben Ibrahim Marejini, der im J. 731 (beg. 15. Oct. 1330) starb, ist Verfasser eines Commentars in mehreren Bänden zu dem großen Sammler (الجامع الكبير) über die abgeleiteten hanefitischen Rechtslehren des berühmten hanefitischen Imam Abu Abdallah Muhammad Scheikani, der im J. 187 (803) starb.

27) Der Hauptsecretair (الكاتب الرئيس) Abu Amru Osman Ben Abi Jahja der Morabete, schrieb eine Anthologie unter dem Titel: طرف المجالسة الوانسة voll unterhaltender Erzählungen.

28) Abu Amru Osman Ben Muhammad aus Maraga, gestorben im J. 635 (beg. 24. Aug. 1237) ist Verfasser von dem „Gänge der Dialektik in der Unterhaltungskunst (اللع الجدلية في كيمية التحدث)“ eines Werkes über die arabische Sprache.

29) Asif-ed-din Osman Ben Muhammad Näschi, hinterließ eine Geschichte Jemens.

30) Abu Amru Osman Ben Muhammad Ben Ahmed, gewöhnlich Werkan (وركان) genannt, ist Verfasser einer kleinen Traditionsammlung unter dem Titel: الجزر.

31) Osman Bahditi aus Adrianopel, gestorben im J. 1130 (beg. 24. Nov. 1717), schrieb einen Commentar zu dem durch Mouradgä d'Dhson und von Hammer so bekannt gewordenen und auch in Constantinopel im Original gedruckten Mulleca el-abbor über die abgeleiteten hanefitischen Rechtslehren des Ibrahim von Haleb (gestorben im J. 956, d. i. 1549), das der ganzen türkischen Rechtspflege zum Grunde liegt.

32) Hadshi Baba Osman Tarusi Ben Abd-el-keim, ist Verfasser eines aus von de Saey (Anthol. gram. p. 185) benutzten Commentars zu dem Araber اعراب الاعراب, einem kleinen Tractat über die Syntax der Endsilben, von Ibn Hishäm.

33) Der Molla Rihäm-ed-din Osman Khattäbi (al. Khattäbi), der im J. 901 (beg. 21. Sept. 1495) starb, schrieb 1) sehr beifällig aufgenommene Glossen zu der Rhetorik des Khattib Dimefche (تلخيص الفتناح) 2) Glossen zu dem Auszug aus demselben Werke, die, obwohl sie sehr in Gebrauch kamen, doch sich nur über den Anfang desselben verbreiteten; 3) Glossen zu des Maktäbi Auswahl der Grundlehren (اصول الاصول) 4) Glossen zu dem Commentar, den Seyyid Scherif zu der Encyclopädie (مفتاح العلوم) des Seffäki verfaßte.

a) Muhammad Ben Osman Ben Dmar aus Balch der hanefitische Schich und Imam im 7. Jahrh. d. H., wird von einigen für den Verfasser des Werkes: „Das Auge der Wissenschaft und der Schmuck der Keuschheit (عين العلم وزين التحلم)“, das auch commentirt ward, gehalten. Vorzüglich den Werth für die Grammatik hat ein anderes Werk von ihm, betitelt: „Das Vollständige in der Grammatik (وافي في النحو)“, das auch unter den Muhammadianern in Indien viel Eingang fand. Vielleicht dürfen wir auch einen Auszug aus den größten Muhammadianern (مولد النوى) demselben Schriftsteller zuschreiben, ohne daß jedoch der Name Muhammad Ben Osman dieses allein beweisen kann.

b) Abu'Isch Muhammad Ibn Scheich Bedr-ed-din Muhammad Ben Ali Ben Säläh Ben Osman Afsi (العوفي) aus Alexandria, schrieb einen umfassenden Commentar zu der Erbschreye über das Erbschaftsrecht unter dem Titel: الفرائض الرحمة oder غنية المحدث. Der Verfasser starb nach 833 (beg. 30. Sept. 1429).

c) Abu Bekr Muhammad Ben Osman Anbäri, der Nachkomme des Abu Muhammad Kasim Ben Muhammad Anbäri, des Grammatikers, schrieb wie dieser über das arabische Masculinum und Femininum (كتاب

المذكر والمؤنث) ein Werk, das als das vollständige über besagten Gegenstand vorhanden ist.

d) Hadshi Hasan Ben Osman Ben Hofam-ed-din, gewöhnlich Afsari genannt, ist Verfasser eines Handbuchs über das Erbschaftsrecht (مختصر الفرائض).

e) Der Imam Ali Ben Osman Afsi (اوسي) schrieb einen Commentar zu dem Gebicht über die Dialektik (الخلاف) von Abu Hafs Dmar Ben Muhammad Ben Ahmed Refesi (Flor. Cod. 148).

f) Abu'Imeib Muhammad Ben Osman, gewöhnlich Ibn Akrab (ابن اكراب) genannt, der im J. 774 (beg. 3. Jul. 1372) starb, behandelte die im berühmten Handbuche Hidäiet über das hanefitische Recht von Marghinäni, gestorben im J. 593 (beg. 24. Nov. 1196) vorkommenden Fragen besonders, und nannte diese Bearbeitung: الرعاية في تجريد مسائل الهداية.

g) Abu'Ischäb Ahmed Ben Osman Ben-el-bennä Afsi, ist Verfasser der Grundlehren der Reduktion durch Gleichung (اصول التجميع والمقابلة).

h) Abu'Ischäb Ali Ben Osman, der Koranleser, gewöhnlich Ibn-el-asim genannt, starb 801 (beg. 13. Sept. 1398), und hinterließ unter dem Titel „Augenklärung

”قرة العين في الفتنح والامالة بين اللغظون“ ein Werk über die offene und hinüberneigende Aussprache des Vocals zwischen zwei Wörtern, aus dem Seni: ed: bin Zaccaria Anšari, der im J. 910 (beg. 14. Jun. 1504) starb, einen Auszug machte.

i) Nue: ed: bin Abu'bech Ali Ben Osman Ben Muhammed El-Rasch (al. Fāšib), der nach 710 (beg. 31. Mai 1310) starb, schrieb eine Anleitung für Anfänger, zur Kenntnis der Zeiten mit Hilfe des Quadranten, auf den die mit dem Horizont parallellaufenden Kreise angegeben sind (هداية المبتدي في معرفة الأوقات).

هداية الدائرة الذي عليه المنطرات). Es ist dies ein Auszug aus dem größeren Werke „Geschenk für die Suchenden (تذكرة الطالب)“ aus fünf Vorreden und sechzehn Capiteln bestehend. Derselbe schrieb einen Commentar zu dem Werke التصادد über die Rotans-Copirungskunst und eine Kasida unter dem Titel البرق العلية über die sieben überlieferten Rotans-Receptionen.

k) Der hanefitische Scheich Adsch: ed: bin Ahmed Ben Osman aus Dschordžkan, gewöhnlich Ibn: el-turk: mani und Ibn Sobeh genannt und 774 (beg. 3. Jul. 1372) in Ägypten gestorben, ist uns als fleißiger Schriftsteller bekannt geworden. Wir haben von ihm 1) Glänzende Untersuchungen über die von Ibn Zeimla vor-

gelegten Fragen (الابحاث العلية في مسئلة); 2) Regeln der Wurf- und Recktkunst (احكام); 3) den Teactat über die (الرمي والسيف); 4) eine metrische Übersetzung des großen Samlers der abgeleiteten hanefitischen Rechtslehren (الجامع الكبير في)

الفرع vom: Hanefiten Scheibani. Nach Andern schrieb er auch einen Commentar zu diesem Werk; 5) einen Commentar zu Schemsife, die einen kurzen Abriß der Logik enthält, und den Kagiwi zum Verfasser hat; 6) einen Commentar zu der Werklehre (عرض) des Ibn: el-shāf: schib; 7) einen Teactat über die Erbschaftslehre (فرأض), der in zwei Recensionen vorhanden ist; 8)

einen Anhang zu den Stoffen, welche Ibn Desue Ali Ben Mumin Hadhrāwi (gest. im J. 633, beg. 16. Sept. 1235) zu dem grammatischen Schriftchen مقرب des Robarred schrieb; 9) ein Werk über den Unterschied in den hanefitischen abgeleiteten Rechtslehren (في فروق); 10) Einen Commentar zu dem (فروع الحنفية) منتخب in اصول المذهب der

Grundlehren der hanefitischen Secte; 11) einen Commentar zu der Astronomie des Khāzādī (خرقبي), die den Titel: تبصرة في الهيئة führt; 12) Stoffen zu dem متحصل von Fach: ed: bin Kagi über die Grundlehren des Rechts; 13) drei Anhänge zu dem Commentar, den Hofam: ed: bin Ali El-Kagi zu dem Compendium (مختصر) des Roburi über das hanefitische Recht schrieb.

l) Ala: ed: bin Abu'hasan Ali Ben Osman aus Marebin, Ibn: el-turk: mani genannt, ein hanefitischer Scheich, der im J. 750 (1349) starb, schrieb 1) über die ungewöhnlichen im Koran vorkommenden Ausdrücke unter dem Titel: بهجة الأريب مما في كتاب الله

2) einen Commentar zum Koean; 3) eine Widerlegung gegen Beishadi unter dem Titel: الدرس النقي في الرد على المبهقي; 4) einen Commentar zur هداية في الفروع von Marghināni,

den er zwar nicht vollendete, was sein Sohn Adschmāl: ed: bin Abdallah, der im J. 769 (beg. 28. Aug. 1367) starb, that, dagegen aber brachte er einen Auszug desselben Werkes unter dem Titel كتابية zu Stande; 5)

تلخيص التشابه في الرسم des Abu Bekr Ahmed Ben Ali Khatib Baghdābi, der im J. 664 (beg. 29. Sept. 1071) starb, welches Werk über die orthographischen Schwierigkeiten und durch Versen in die Abschriften des Koran eingebrungenen Fehler handelt; 6) eine Schrift سعديّة über die Grundle-

ren des Rechts (في اصول الفقة); 7) eine ähnliche Schrift über die unverlässigen und alle Autorität besaubten Traditionenüberlieferer (الضعفة والمتروكين) 8) einen Auszug aus dem Werke des Ibn: el-salāh Scharyuri (gest. im J. 643, beg. 29. Mai 1245) über die Traditionenwissenschaften (علوم)

الحديث; 9) einen Auszug aus dem متحصل افكار المتتبعين والمتأخرين من الحكمة d. i. Repertorium der Gedanken älterer und neuerer Philosophen und Metaphysiker, das den bekannten Fach: ed: bin Kagi zum Verfasser hat; 10) über das Übereinstimmende und Abweichende in der Ähnlichkeit der Namen der Traditionenlehrer, vorzüglich in Bezug auf die Genealogien der Araber (والبوئاني في متشابه أسماء الرجال) und end-

lich 11) eine Sammlung auferlesener Traditionen (منتخب في الحديث).

m) Abu-Hafß Omar Ben Osmaun Zemimi, dessen Todesjahr unbekannt ist, schrieb eine „Ausreichende Belehrung über das Gebot und Verbot und das Verbot und das Verbot“ (مكتفي في الأمر والنهي).

n) Isak Ben Osmaun Dscherschid Radschibendi, ist Verfasser eines persischen Commentars zur ersten Sure des Koran und 2) des persischen Tractats رسالة الأنسبة, der die Aussprüche des Bekä-eb-din Radschibendi enthält.

o) Abu Bekr Muhammed Ben Osmaun Scheibani, gewöhnlich Dscha'd (جعّد) genannt und ein Schüler des Ibn Keifan (ابن كيسان), schrieb 1) über den Bau des Menschen, d. h. seine Glieder und Eigenschaften (خلق الانسان اي في أسنة أعضائه وصفاته); 2) über das Masculinum und Femininum im Arabischen (كتاب المذكر والمؤنث); 3) ein كتاب المذكر والمؤنث (كتاب المذكر والمؤنث); 4) über die loci traditionum abrogantes et abrogati (ميسوخة وميسوخة).

p) Moḥafferr Ben Osmaun Bermeḳi, gewöhnlich Ḥabḫr El-Munḫfi genannt und im J. 964 (beg. 4. Nov. 1556) gestorben, schrieb „Sitten der Frommen und Eigenschaften der Reinen (خلاص الانبياء وصفات الأصفياء)“. Zu Anfange dieses in drei Sectionen getheilten Handbuchs singt er das Lob des Sultan Soliman.

q) Ibn-el-ḥabḫb Muhammed Ben Ahmed Ben Osmaun, der andalusische Dichter, hat eine Gedichtsammlung (ديوان) hinterlassen und starb im J. 430 (beg. 8. Apr. 1087).

r) Ḥasan Ben Osmaun schrieb einen Auszug über die Geschichtskunde (ملخص القرآن).

s) Schems-eb-din Muhammed Ben Osmaun Ibn-el-hariri, im J. 728 (beg. 17. Nov. 1327) gestorben, hinterließ einen Commentar zu dem juristischen Lehrbuche Ḥibḫat.

t) Ala-eb-din Omar Ben Osmaun Deinerweri, der Hanefit, hat uns eine Fretwasammlung hinterlassen.

u) Der große Ḥafß Muhammed Ben Ahmed Ben Osmaun Dzebi (دجبي), der im J. 748 (beg. 13. Apr. 1347) starb, schrieb einen Tractat zur nähern Bezeichnung dessen, was der العرش „der Thron“ ist zum Unterscheide vom عكرسي, dem Sige Allahs.

v) Schems-eb-din Abu Abdallah Muhammed Ben

Osmaun Kommani, gab das Werk في بغية الأعمال heraus.

w) Schems-eb-din Muhammed Ben Osmaun Ben Muhammed Bauzeni (schrieb 1) einen Commentar zu der berühmten Rhetorik في المعاني

المعاني vom Scheich und Imam Dschelāl-eb-din Muhammed Ben Abd-el-rahman Kaywini, gewöhnlich der Prediger von Damascus (خطيب دمشق) genannt, der im J. 739 (beg. 20. Jul. 1338) starb; 2) einen Commentar zu dem grammatischen Werke (كتاب في النحو) von Labḫ-eb-din Ḥabḫil Bauzeni, indem er die Grundgesetze der Grammatik und viele Fragen über die arabische Sprache berührt. Seine eigene Abschrift umfaßt zwei Bände, deren Reinschrift er zu Isonum im J. 859 (1454) 28. Ramadan vollendete, nachdem er den Broutillon schon 829 (beg. 13. Nov. 1425) fertig hatte.

x) Muhammed Osmaun Zer'i (زري), der im J. 779 (beg. 10. Mai 1377) starb, verfertigte eine metrische Übersetzung des „Weges der Selangung zur Wissenschaft der Grundlagen“ vom berühmten Korans-Exegeten Raḫir-eb-din Beidḫawi.

y) Abu Ali Saïd Ben Osmaun Ibn-el-falan, Ḥafß aus Bagdad, der im J. 353 (964) in Ägypten starb, gab heraus 1) beglaubigte Traditionen unter dem Titel: ستن الصحاح المأثورة; 2) eine ähnliche Sammlung mit der Überschrift عن الصحاح المأثورة; 3) eine dergleichen في المنتقى من رسول الله; und 4) ein Werk über die Traditionskunde (مصنف في الحديث).

z) Ibn Abi Scheiba Muhammed Ben Osmaun aus Kufa, der im J. 297 (beg. 20. Sept. 909) starb, schrieb 1) eine Geschichte (تأريخ) im Allgemeinen; 2) eine Beschreibung dessen, was der العرش ist.

aa) Roḫn-eb-din Ali Ben Osmaun Scheibei, schrieb „Bücher der Nachrichten (بوابات الأخبار)“.

bb) Salāḫ-eb-din Dschelāl Ben Osmaun, der Koranleser, schrieb ein Geschenk an die Brüder über das, wodurch die Lesung des Korans bestätigt wird (تسعة). (الأخوان فيما تصح به تلاوة القرآن).

cc) Ali Ben Osmaun Ben Omar Seirefi, der Scheich, im J. 844 (beg. 2. Jun. 1440) in Damascus gestorben, schrieb in vier Bänden ein Heft für Bittende über das Innere unter dem Titel: زاد السائلين ونزهة الناظرين في فقه الصالحين.

dd) Der Scheich Scheref, ed. bin Ben Osman aus Gaja, der im J. 799 (beg. 5. Oct. 1396) starb, hinterließ 1) ein großes Werk über die abgeleiteten hanefitischen Rechtslehren unter dem Titel: „Edelethene und Perlen (النجواهر والدرر في الفروع)“, in dem er zugleich die einander entgegengesetzten Ansichten beleuchtet; 2) einen Auszug aus dem „Kußgarten“ über denselben Gegenstand von dem bekannten Kemewi, gestorben im J. 676 (beg. 4. Jun. 1277); 3) Grundbegriffe über das schafitische Recht (الشافعية) (الفتاوى), in die er auch die räthselhaften Aussprüche des Asemwi aufnahm; 4) drei Commentare zu dem „Weg der Studierenden (منهاج الطالبين)“ über das schafitische Recht von Kemewi, einen größeren in zehn Bänden, einen mittlern und einen kleineren in zwei Bänden; 5) einen Auszug, betitelt „die Stadt der Wissenschaft (مدينة العلم)“ zu den „tiefen Meditationen über den Kußgarten“ (مهمات علي الرضا في فروع الشافعية) des Dschemäl, ed. bin Asemwi.

ee) Ala, ed. bin Ali Ben Osman Ben Muhammed aus Waghab, gewöhnlich der Sohn des Richters (ابن القاضي) genannt und im J. 807 (beg. 10. Jul. 1404) gestorben, hinterließ unter dem Titel: „Die Leuchte des Lesers (سراج القاري)“ einen Commentar zu der Kaside des Schatibi über die Lesung des Korans, der im J. 590 (1194) in Kahira starb.

ff) Abu'Isa'an Ali Ben Osman Ghaznawi, schrieb das mythische Werk كشف المجبوب لارباب الغيوب, manifestation de l'étre voilé. Vergl. Penda. LX. Not. et Extr. XII. 115 el. 74. 118 el. 84 (2).

gg) Abd-el-ahz Ben Osman Kabifi, schrieb eine Einleitung von vier Abschnitten in die Astrologie (مدخل الي علم النجوم).

hh) Dschibrill Ben Hosein Ben Osman Ben Mah-mud Ben Osman Kendschafi, schrieb einen Commentar zur Einleitung des Abu'Isa'it aus Samarand über das Gebet, und die Segnungen des Gebrauchs dieses Buches sind so heilsam erfunden worden, daß es vielfach erklärt ward.

ii) Abu'Isa'fim Muhammed Ben Osman Lulu aus Damascus, schrieb eine Muhammediade (النثر المنظم) في مولد النبي الاعظم. In der Folge veranstaltete er unter dem Titel: اللطيف الجليل ببولد النبي الجليل eine Auswahl des in dem größtem Werke Befagten.

kk) Mustafa Ben Osman Rumi, (schrieb الأثر الواضح, ein kleines Wörterbuch, welches das Arabische persisch erklärte.

ll) Abd-el-kerim Ben Jabja Ben Osman, aus Karolko, schrieb ein Handbuch über den Stein der Weisen (الأكسمر) unter dem Titel: „Eröffnungen des Geheimnisses (الفتوحات الغيبية في تدبير الامواح) (الحكمة الحكيمة).“

mm) Der Richter Abd-el-ahz Ben Osman Nefesi, mit dem Beinamen entweder النضلي oder تغيلي, der im J. 533 (beg. 8. Sept. 1138) starb, schrieb 1) einen Anhang über streitige Punkte in der Theologie (تعليق المنقذ من الخلاف); 2) Fragen aus der Dialektik (الزحل في مسائل الجدل); 3) einen Commentar zu dem Werke خطب العرب بنون unter dem Titel: روضة الناصحين; 4) einen Tractat über die Grundbegriffe (كفاية الفحول في علم الاصول).

nn) Abu'Imrāl Ahmed Ben Osman Ben Omar Sa-fandschi, schrieb ebenfalls unter dem Titel قواعد الأدلة über die Grundbegriffe (الاصول).

oo) Der Molla Osmanzadeh, der im J. 1149 (beg. 1. Mai 1736) als Kadhi in Ägypten starb, verfaßte einen Auszug aus dem „Humajun“-Kameh oder der türkischen Übersetzung von Kalila we Dimna.

(Gustav Flügel.)

OSMANI. 1) Muhammed Ben Ahmed Ben Muhammed Osmani, hat uns einen Kasiden-Kranz unter dem Titel انشاد الشريد hinterlassen.

2) Schems, ed. bin Muhammed Ben Abd-el-rah-man Osmani, Richter in Safed, der nach 800 der H. starb, hat sich sein Andenken durch mehrere historische und biographische Werke zu bewahren gewußt. Er hinterließ 1) eine Geschichte seiner Stadt Safed in Syrien; 2) Classen, d. i. Lebensbeschreibungen schafitischer Gelehrten und Scherife (طبقات الشافعية); 3) ein ähnliches Werk, bios Juristen umfassend (طبقات الفقهاء), dem jedoch einige Kritiker keinen entschiedenen Werth beilegen.

3) Sein, ed. bin Abu Bekr Ben: elhosein Ben Omar Osmani, aus Merägha, der zu Medina wohnte und im J. 816 (beg. 3. April 1413) starb, hinterließ eine Geschichte der Prophetenhabt, unter dem Titel: تحقيقات النصر بتلخيص معالم دهر الهجرة, die er in eine Vorrede, vier Capitel und ein Schlußwort ein-

theilte. Er war um so mehr zu dieser Arbeit berechtigt, als er das Richteramt dieser Stadt verwaltete.

4) Der Scheich Hasan Dömani Affani (العفاني), Hanefit, schrieb ein Gedicht in freiem Versmaß über die Stadthalter Ägyptens und Kahira's, die bis zum J. 969 (beg. 11. Sept. 1561) bekannt waren. Das Werk führt den Titel: تذكرة الأنام بمن تولي مصر والغزاة في الإسلام, Denkschrift.

5) Der Scheich Beldi-ed-din Muhammed Ben Ahmed Dömani, der Schafit, schrieb unter dem Titel شرح كلتي الشهادة einen Commentar in fünf Capiteln über die Worte des Muhammedanischen Glaubensbekenntnisses.

6) Abdallah Ben Muhammed Dömani, Haupt der Schreiber (رؤس الكتاب), verfaßte einen Commentar zu dem ersten der sechs Bände des Mednewi des Dschihäli-ed-din.

7) Scheich-ed-din Ahmed Ben Sa'd Dömani Dibdshi, ist Verfasser einer Anthologie in zwei Bänden unter dem Titel: انيس الفريد و جلميس الوحيد, „Gesährte des Einsamen und Genosse des Einzelnen.“

8) Der Scheich Sadr-ed-din Abu Abdallah Muhammed Ben Abd-el-rahman Dimeschli Dömani, der Ober Richter in dem District Sased, endigte im J. 780 (beg. 30. Apr. 1378) unter dem Titel: رحمة الامة في الفرع verschiedene Ansichten der Imame hinsichtlich der abgetheilten Rechtslehren. (Gustav Flügel.)

OSMANISCHES REICH. 1) In historischer Hinsicht. Die Osmanen, einer der edelsten ogussisch-türkischen Stämme, gründeten ihre Herrschaft auf den Trümmern des Reiches der Seltschuken von Kleinasien, ihres Brudervolkes, und auf denen des byzantinischen Kaiserthums. Suleiman Schah, der Urvater der Osmanen, wanderte schon ums Jahr 1224, vor den westwärtsdrängenden Mongolen Dschingis-Khans flüchtig, mit 50,000 Stammesgenossen aus seinen Wohnsitzen in Adoralan nach Westen. Nach Dschingis-Khans Tode wollte Suleiman in die Heimath zurück und ertank in den Fluten des Euphrat. Seine Stammesgenossen zerstreuten sich zum Theil ohne Anführer in Syrien und Kleinasien, wo sie noch heutiges Tages als die Turkmanen Syriens und Kums ihr nomadisches Leben fortsetzen. Andere folgten den beiden ältesten Söhnen Suleimans, die sich wieder in ihr altes Vaterland jenseit des kaspischen Meeres begaben; nur 400 Familien schlossen sich den jüngsten Söhnen, Ertoghrul und Dömdar, an, welche dem letzten großen Fürsten der Seltschuken, Sultan Alaeddin I. von Ikonium (Konjeck), auf gute Stüd ihre Dienste anboten. Mag nun eine bereits abgelegte Probe ihrer

Tapferkeit, oder die Hoffnung auf künftige kraftvolle Unterstützung von ihrer Seite den Sultan zu ihren Hülfsen gestimmt haben, genug, Alaeddin empfing Ertoghrul und seine Begleiter mit Ehrfurcht und Freundschaft, und vergonnerte ihnen ruhige Wohnsitze in seinen Staaten. Ertoghrul bewies sich dieses Vertrauens würdig. Er half dem Alaeddin die Mongolen besiegen und entzang den Byzantinern in einer dreitägigen Schlacht einen Theil des alten Phrygiens, welchen neuernannten District Alaeddin Sultan Dni (des Sultans Vorderseite) nannte und ihn Ertoghruls Familie, als Grenzbehörden des seltschuken Reiches gegen Byzanz zu Lehn gab. Dieses gesegnete Land wurde die Wiege der osmanischen Macht, die Ertoghrul und seinem Sohn Döman bedeutsame Träume verkündeten. Der letztere überste noch im Todesjahre seines Vaters (1289) Karahissar, wo er eine Moschee errichtete und einen Kabi anstellte. Gegen Ende des Jahrhunderts geriet das durch die Mongolen untergrabene Reich der Seltschuken in Ansturm, und ihre bisherigen Statthalter oder Lebensträger wurden unabhängige Fürsten, deren mächtigste, die von Karaman, (im innern Phrygien) noch über 100 Jahre gefürchtete Nebenbuhler des aufblühenden osmanischen Staates blieben. Döman vertheilte die Verwaltung der Landschaft um den Olympus unter seine Tapfern, und bekämpfte die Griechen noch ferner mit glänzendem Erfolg. Den wahren Grundstein zur künftigen Größe der Osmanen legte sein Sohn Urchan, ebenso tapfer als der Vater, aber umfassendern Geistes, ein Gesetzgeber und gerechter Fürst. Er eroberte 1326 Bursa, die erste große und volkreiche Stadt, die den Osmanen zufiel, 1330 Nikäa, die wichtigste Grenzfestung des griechischen Kaiserthums gegen Osten, und 1339 Nikomedien. Seine Vermählung mit der Tochter des Kaisers Kantakuzenos begründete ein gutes Vernehmen mit dem gedemüthigten Byzanz. In seiner Residenz Bursa machte er sich durch Stiftung von Schulen und die Mönchsorden verdient, deren begeisterter Zursch auf mächtig auf die osmanische Heere einwirkte. Aber neue Einrichtungen in der Verfassung des Heeres selbst waren der vornehmste Gegenstand seiner Aufmerksamkeit. Ertoghrul und Döman hatten ihre Tüge nur mit turkmanischen Reitern ausgeführt, die dem Fürsten bei jedesmaligem Aufzuge als Reifige folgten. Urchan errichtete zuerst ein stehendes, besoldetes Infanterie-Corps, das aber, durch den Sold übermüthig, noch größere Excesse beging, als die Kindschi, jene türkischen Kosaken. Dem freigebornen Turkmanen war strenge Disciplin etwas Sklavenart, und sie konnte also nur von Sklaven erwartet werden.

Woher aber diese Sklaven nehmen? Der besiegte Unglückliche ist mit Gut und Blut das Eigenthum des siegenden Moslim, und dieses Princip leitete zu dem ebenso tief durchdachten als barbarischen Plan, eine neue Truppe zu bilden, die bloß aus gewaltsam bekehrten Christenkindern bestehen sollte. Im Kampf erbeutet und in kriegerischen Übungen erzogen konnten sie kein Vaterland, kein nationales Interesse. Ihre Caserne wurde ihre Heimath, der Sultan ihr Vater und Gebie-

ter, dem sie Alles, was sie geworden, verdankten, und dem ihr Leben zu jeder Stunde geweiht war; und damit kein anderes irdisches Band sie jemals fesseln möchte, mußten sie ehelos bleiben. So bildete sich eine Art von militärischem Wundstodorn, dem auch sein heiliger Schutzpatron nicht fehlte; denn ein frommer Dervisch jener Zeit, Hadjchi Bektaşî, gab den ersten dieser besetzten Renegaten mit Heiligkeit keinen Segen, indem er sie die neue Truppe (Janitschier, daher Janitscharen) nannte. Sie erzielten reichliche Kost und einen Sold, der nach Zeit und Größe der geleisteten Dienste erhöht ward. Ihre Zahl belief sich anfangs nur auf 1000, aber mit jedem Jahre wurden wenigstens tausend andere Christenknaben unter die Janitscharen aufgenommen, und wenn die Zahl der Beforgenen nicht hinreichte, so wurde in Kriegszeiten das Heerleben, in Friedenszeiten aber das Ganze aus den Kindern der christlichen Unterthanen ausgehoben. Die Janitscharen, der Kern des osmanischen Heeres, blieben, so lange kraftvolle Sultane oder Bessire sie zu lenken wußten, ein fürchtbares Werkzeug gegen In- und Ausland. Ihre mauerfesten Infanterie-Columnen erzielten ein entscheidendes Übergewicht über die christlichen Ritter, denen ein Troß un Disciplinirter Söldlinge folgte, und sie wurden dann erst besiegt, als man ihnen wohlgeleitete, an strenge Zucht gewöhnte Infanterie gegenübersetzte. Im Inland aber besetzten sie die besten Plätze und blühten aus die Statthalter der Provinzen im Saume. War der Sultan seinen Janitscharen versichert, so stand ihm in seinen Angelegenheiten nichts im Wege.

Zugleich mit den Janitscharen wurde auch die geregelte Kellerei der Spahis errichtet. Die unregelmäßigen Truppengattungen waren die Asaben (zu Fuß) und die Akindschis (zu Pferde). Die letztern, pfeilschnelle Räuber und Bürger, begleiteten nicht bloß die Osmanischen Heere aus ihren Feldzügen, sondern unternahmen auch auf eigene Faust verderbliche Streifzüge in die Nachbarländer, aus denen sie Gefangene beider Geschlechter heerdenweise mitschleppten. Die frische, junge Mannschaft ward unter die Janitscharen, junge Mädchen und Frauen aber in die Harems gesteckt. Auch waren es gewöhnliche oder freiwillige Renegaten (größtentheils als Vagen an der Pforte erzogen), die dem Osmanischen Reich in der Periode seines größten Glanzes seine ausgezeichnetsten Feldherren und Staatsmänner gaben. So überwältigte der Osmane die Christen durch Christenfinder, ja er verdrängte seine eigene Race durch Vermischung mit Christenblut. Wer möchte die Opfer seiner Einnemlichkeit aufzählen, die ihm unterworfenen und nicht unterworfenen Länder lieferten, von Georgien bis tief ins innere Hareisch, und von Kambis bis Galizien und Schlesien!

Um aber einen Staat, der nur auf militärische Gewalt basiert ist, in dem also der Herr, mehr als in irgend einem andern, die Seele des ganzen Reichthums sein muß, in frischer Kraft zu erhalten, dazu bedarf es großer und energischer Naturen auf dem Throne. Wirklich zeigt uns auch die Osmanische Geschichte in einem Zeitraum von mehr als 200 Jahren (von Urban bis Suleiman Kanuni) eine fast ununterbrochene Reihe ge-

waltiger Sultane, sehr verschieden zwar an Gemüth und geistiger Bildung, aber alle von überlegenem Geist und eiserner Thatskraft. Männer, die ihr immer schlagfertiges Heer von Sieg zu Siege führten, und zu würdigen Beweisen ihrer Herrschergröße auch die ausgezeichneten Eigenschaften Anderer zu durchschauen und zu würdigen wußten. Daß die Zeitumstände diese Männer sehr begünstigten, schmälert ihren Ruhm nicht, weil eben die weise Benützung der Zeitumstände den großen Genius verflüchtigt, und waren auch nur wenige derselben liebenswürdige Charaktere, so verdienen sie wenigstens alle unsere Bewunderung.

Schätzundzwanzig Jahre nach dem Falle Nikäas, dieses Bollwerks der griechischen Kaiser gegen Osten, erlebte der große Urban noch die Freude, daß sein Sohn Suleiman den Halbmond zuerst auf europäischem Boden jenseit des Hellespont aufspannte. Innere Zerrüttung in dem ohnmächtigen Byzanz und ein schredliches, fast alle Küstenländer Italiens verwothendes Erdbeben begünstigten die Unternehmung. Im J. 1357 fiel Kallipolis (Gallipoli), der Schlüssel des Hellespont und der Stapelplatz beider Meere, in die Hände der Osmanen; aber in demselben Jahre starb der heldenmüthige junge Suleiman durch einen Sturz vom Pferde. — Sein Bruder Murad I., (unrichtig Amurat genannt) setzte die Osmanischen Unternehmungen in Europa unermüdlich fort, eroberte ganz Thrakien und ließ dem byzantinischen Kaiser nur ein kleines Stadtgebiet übrig. Mit der Einnahme Adrianopels (1361), wohin er bald die großherrliche Residenz, die bis jetzt Bursa gewesen, verlegte, kam Murad zuerst in drohende Stellung gegen die Serbien, Bulgaren und Walachen, kriegerische, bis jetzt ungeschwächte Völker, vor denen die schwachen oströmischen Kaiser schon oft gesiegt hatten. Im J. 1363 bildete sich dem Aufrufe Papst Urban V. zufolge (diesen hatte Kaiser Johannes Kantakuzenus dazu vermocht) die erste Coalition europäischer Fürsten (Serbien, Bosnien, Walachei, Ungarn) gegen die Türken, aber nächste Ueberumpelung bewirkte die Niederlage des zweimal stärkern Christenheeres, und der in seinem eigenen Land überwundene Fürst von Serbien mußte (1375) den Frieden erkaufen. Im J. 1386 zog Murad zum ersten Male mit serbischen Hülfsstuppen gegen die Karanamen, demüthigte sie in der Schlacht bei Konium und hielt sich auf diese Weise den Türken frei zu einem neuen Feldzuge nach Europa, wo die slavischen Fürsten jenseit des Danubius sich von Neuem gegen ihn rüsteten. Im J. 1390 nahm Murad mit Nikopolis die ganze Bulgarei in Besitz, und kämpfte in der Schlacht bei Kossowa gegen ein weit überlegenes Heer von Serbieren, Bosniern, Dalmanen, Albanen u. Der Ehemann seiner Tochter Bajazid entschied den Sieg; aber Murad fiel unter dem Dolch eines eilen serbischen Jünglings, wofür auch der Gefangene Lazarus von Serbien, das Haupt der Verbündeten, mit dem Leben büßen mußte. Murads Sohn und Nachfolger, Bajazid I., von der Raschheit seiner Evolutionen und seinem zuckenden Hin- und Herschwenken in Asien und Europa (derin der Wetterstahl) genannt, machte den neuen Fürsten von Serbien tribut-

pflichtig, und mißbrauchte der Dsmanen Vormundschaftsrecht über Byzanz in solchem Grade, daß Kaiser Johannes und sein Sohn Manuel ihm bei der Eroberung Philadelphia's, der letzten Befestigung der Griechen in Kleinasien, hülfreiche Hand leisten und dafür eine Belohnung annehmen mußten. Deswegen geschickte bedrohte Bajazid Constantinopel mit einem Heer und verlangte zum Besßen der Türken, die nun schon in der Kaiserstadt frei aus- und eingingen, die Anstellung eines Kadi, während die Übermacht seiner Streiter nach Norden zog, den Fürsten der Walachei steuerpflichtig machte, Bosnien überschwmemte, und (1391) zum ersten Mal in Ungern einbrang. König Siegmund von Ungern drängte die Krenier zurück, konnte aber nicht verhindern, daß die festesten Plätze der Bulgarei an Bajazid übergingen, welcher die ungrische Befestigung (1394) in einem mit bulgarischen Tropäen ausgeschmückten Saal empfing. Schon vorher war Karamanien völlig erobert und Asien bis zum Halys unterworfen. Im J. 1396 brach Siegmund mit einem glänzenden Kreuzher in Serbien und die Walachei ein. Den Kern desselben bildete die Blüthe der französischen Ritterschaft, an 1000 Eile mit ebenso vielen Knapen und 6000 Edelmännern, dazu noch eine Menge süddeutscher Edler mit ihren Scharen. Nach der Einnahme Widins und Orsova's lagerte sich das verbündete Heer, 60,000 Mann stark, vor Nikopolis. Die übermüthige Gelfeit der französischen Ritter, die um den Ehrenpreis des Treffens nicht zu verlieren, ihre besten Kräfte bei Niedermegung der türkischen Vorjäger verschwendeten, stürzte sie selbst und ihre Alkäten ins Verderben; denn auf ihrer Verfolgung der Rückflinger sahen sie sich plötzlich dem nicht gahnerten Kerne von Bajazids Macht, einem Walde von 40,000 Kungen gegenüber. Von panischem Schrecken ergriffen zerfiel die Ritterschar, die ungrischen und walachischen Truppen rissen sich veräberlich los, und nur die waderen Teutschen leisteten verzweifelter Widerstand, bis der Fürst von Serbien mit 5000 der Seinigen ankam und den Sieg für die Dsmanen entschied. Bajazid hatte diesen Sieg sehr theuer (wie es heißt, mit dem Verluste von 60,000 Mann) erkauft, und ließ in seinem Ingrimme darüber 10,000 der Gefangenen niedermegeln. In Folge der Schlacht unternahm die türkischen Krenner verberende Streifzüge jenseit der Donau und Sawa bis nach Steiermark. Die nun schon fünfjährige Blockade Constantinopels ward endlich gegen Errichtung einer Mollchee und Anstellung eines Kadi aufgehoben. Jetzt überschwmemte Bajazid ganz Griechenland bis in den Peloponnes, während sein Feldherr Timurtaş das Reich östwärts bis zum Cypthart erweiterte. Die Annäherung der Heeresmacht Timur's, des zweiten mongolischen Weltfürsten, nöthigte Bajazid, eine neue Belagerung Constantinopels aufzuheben. Es kam zur Wülferschlacht bei Angora (1402), in der Bajazid mit 120,000 Mann dem siebenmal überlegenen tatarischen Heere gegenüber stand. Die serbischen Hülfstruppen unter Stephan verteidigten den linken Flügel mit Löwenmuth, während der rechte Flügel, die asiatischen Truppen, zu Timur überging. Stephan bedte den

Rückzug des Osmanischen Heeres; nur Bajazid behauptete sich noch einen Tag lang mit 10,000 Janitscharen auf einer Anhöhe, in brennender Sonnenhitze, bis die ganze Schar, vor Durst verschmachtet oder unter dem Schwerte der Mongolen ihr Leben ausbaute. Der Sultan erbigte sein Leben in Timur's Gefangenschaft.

Die früheren Beherrscher Kleinasien's, worunter auch Karaman, traten durch Timur wieder in ihre Rechte und die Politik des großen Volkes aderte die Zwietracht der Edhne Bajazids. Um den Rest von Kleinasien stritten sich die Prinzen Muhammed, Isa und Musa, während der älteste, Suleiman, in Europa sich zu behaupten suchte. Die Zerplitterung des Reiches dauerte zehn Jahre, bis Muhammed I. (1413) obstieg, die Einheit wieder herstellte und fester begründete. Muhammed, den riesige Körperkraft und vollkommene Mannschönheit nicht weniger als hoher Geist und wahrer Edelmut auszeichneten, war die wohlthätige Sonne, in deren Strahl Dsmanen und Griechen sich wieder belebten. Mit Hilfe des Kaisers Manuel von Byzanz hatte er sein väterliches Reich erlangt und bewies sich zeitlebens durch die That dafür dankbar. Den Gesandten der serbischen, bulgarischen, walachischen und griechischen Potentaten rief er zu: „Reidet euren Herren, daß ich Allen den Frieden gebe; wider den Friedensbrüchigen sei der Gott des Friedens!“ Er war nicht Eroberer, sondern Wiederaufbauer und kräftiger Erhalter; asiatische und europäische Empöree bändigte er ohne Grausamkeit. Sein Sohn Murad II., edel und gerecht, ein Freund wollüstiger Ruhe, aber ein aufgeschreckter Löwe, wenn es heiligen Kampf galt, bestieg im J. 1421 den Thron. Seine Unternehmungen in Griechenland und nördlich vom Balkan wurden ihm durch den ungrischen Helden Hunyad und den nie bezwungenen Standerberg von Albanien eine Zeit lang sehr erschwert. Wladislaus V., König von Ungern und Polen, eröffnete mit Hunyad 1443 einen neuen Kreuzzug gegen die Türken, der ungleich planmäßiger war, als der unter Siegmund. Das Heer drang siegreich bis zu den ungeheuer verrammelten Engpässen des Hains vor und kehrte, nachdem es eine glückliche Hauptschlacht geliefert, triumphirend zurück. Murad, der faum die mit den europäischen Feinden einverständenen Karamanen beschwichtigt hatte, mußte den nachtheiligen Frieden von Segedin eingeben und entsagte dem Throne zu Gunsten seines Sohnes Muhammed; aber der ungrische Friedensbruch rief ihn wider ihn selbst. Eine kleine ungrische Armee von 10,000 Mann, bestehend von Hunyad und dem jungen Könige Wladislaus, rückte mit übergroßem Gepäcke beladen, in Bulgariens Ebenen vor, verbeerte Alles mit Feuer und Schwert und nahm (1444) Warna ein. Da ersollte die Schreckensnachricht von Murads rückendem Aufbruch an der Spitze von 40,000 Eilreitern. Statt ihr kleines Lager zu verlassen, stimmten die Besatzhaber für offenen Angriff; das Heer zerplitterte an den Colonnen der Janitscharen, Wladislaus fiel, und Hunyad floh mit den Walachen. Nach dieser Vernichtungsschlacht entsagte Murad der Herrschaft zum zweiten Mal, aber ein Aufbruch der Janitscharen löste ihn wieder

auf den Zuspengärten Magnesia's, und er richtete nun sein Hauptquartier auf den Peloponnes und Albanien. Schon im J. 1430 hatte er den Venetianern Thessalonien und den Griechen alle Plätze am Pontus Curinus genommen. Jetzt erklärte er den Damm über die Landenge Isthmion und es folgte (1446) der Fall von Patras und Korinth. Im folgenden Jahre führte Hunyad das schönste angriffsfähige Heer über die Donau, um an den Murad treugeliebtenen Serviern Rade zu nehmen. Er verschanzte sich bei Kossowa, und fiel, ohne die albanesische Hilfe Standerbegs abzuwarten, über Murad her, der ihm mit 150,000 Mann entgegenrückte. Den 17. bis 19. October 1448 wurde mit größter Todesverachtung geschlagen; aber die Berräthelei der übergehenden Balachen entschied die Niederlage des christlichen Heeres, das 17,000 Tode zurückließ, während Murads Heer doppelt so viele Leute einbrachte. Seit 1443 hatte der durch physische und geistige Anlagen ausgezeichnete Georg Kastriot (unter dem Namen Standerbeg, bis dahin gewöhnlicher Renegat im Dienste der Porte, und schon im 18. Jahre mit einem Sandfisch betraut) nach glücklicher Entweichung in Epirus geworfen, und den Türken furchtbare Niederlagen beigebracht. Vergebens führte ihn Murad selbst, nach Hunyads letzter Befehlung zu wiederholten Malen seine Hunderttausende entgegen, vergebens belagerte er 1450 seine Felsenfeste Groja. Standerbeg blieb noch 17 Jahre lang, bis zu seinem natürlichen Tode, der Damm, an dem selbst Muhammeds II. sonst unüberwindliche Heereswagen sich brachen. Noch 1450 starb Murad, nachdem er dem letzten der griechischen Kaiser, Konstantin Paläolog, auf den Thron verholfen.

Muhammed II. vereinigte mit Murads kriegerischen Tugenden eine Sucht nach Eroberung und Völkerräubung, die sein Lebenspuls war und vor der jede zartere Regung der Menschlichkeit verstummte; dazu einen Alles umfließenden Genius. Er benutzte die während seiner ersten Regierungsjahre im Osmanischen Reiche herrschende Ruhe, um Konstantinopel den Unabwieslich zu geben. Im J. 1452 erbaute er ein Schloß nahe bei Konstantinopel und eröffnete von Adrianopel aus den letzten byzantinischen Krieg gegen die durch Natur und Kunst allgemein besetzte Stadt, in deren Innern aber Katholiken und Griechen sich anfeindeten, wie denn überhaupt die Kirchenspaltung auch nachdrückliche Hilfe aus dem Abendlande zurückwies. Die Belagerung ward im J. 1453 (den 6. April) von der Landseite mit einem 250,000 Mann starken Heere eröffnet. Die wackerste Thätigkeit des Gennesefer Giusimiani und der ebt christliche Heldeninn Konstantin Paläologs, der sich dem Wächter-tode weihete, begeisterten das Häuflein der Belagerten zu Wundern der Tapferkeit, und das schlagfe Feuer, von dem Zeutchen J. Grant geleitet, arbeitete Muhammeds angeheueren Kanone, dem Werk eines Ungern, rüstig entgegen. Den 15. April entliefen 150 türkische Schiffe eine schimpfliche Niederlage gegen fünf kaiserliche und genuesische Segler, die der bedrängten Stadt Lebensmittel brachten; aber Muhammed ließ seine Schiffe zu Lande

in den gesperrten Hafen transportiren, und jetzt wurde die Stadt auch von der Seeseite bestürmt. Endlich, den 29. Mai, drangen die Türken, nachdem das griechische Feuer und von den Thürmen herabgeschüttete Steinmassen schredlich unter ihnen aufgedröhrt, von zwei Seiten in die Stadt. Ein abgriechischer Volksknecht, der in der Spiegeltürde Schutz gesucht, kam in die Schar; verei, die Kirche ward erst ein Schauplatz der wildsten Kiste und empörendsten Gruel, dann sietlich zur vornehmsten Wörsche eingeweiht. Den Staatenhalter mit dem Eroberer vereinigte, gewährte Muhammed den Christen Sicherheit und Religionsfreiheit. In einem Kampfe mit Servien und Ungern, die schon 1454 verbündet gegen ihn operirten, erschien Muhammed mit 150,000 Mann und 300 Kanonen (1456) vor Belgrad, das sein Vater Murad ein halbes Jahr vergebens belagert hatte. Da rückte Hunyad mit einem zusammengekauften Heere von Kreuzfahrern über Ofen und Egerdin heran. Die türkische Donauflotte wend von des Hunyads geworfen; auf der andern Seite drangen die Janitscharen in Belgrad ein, wurden aber durch brennende Reisigbündel, in Schwefel getaucht, von der Citadelle zurückgeschreckt. Während sich Muhammed in eigener Person; sein Heer ließ alles Gefährd und 24,000 Tode vor den Mauern des Bollwerks von Ungern und eilte in verwirrter Flucht nach Sophia. Unterdessen starb Hunyad. Muhammed wendete sich nun gegen Attika und Morea, während sein Feldherr Wachud Pascha den Krieg in Servien fortsetzte, das nach Sementria's Eroberung (1459) Osmanische Provinz ward. Im J. 1458 bis 1460 bindigte Muhammed ganz Griechenland, wo zwei Brüder des gefallenen Paläologs unter sich und mit Standerbeg uneins waren, bis auf einige den Venetianern gehörige Häfen. Mit Standerbeg mußte der Sultan einstweilen Frieden schließen, eroberte dann einige Häfen der Genueser am schwarzen Meere, nahm Sinope ohne Schwertschlag und zerstörte (1461) das Kaiserthum Trapezunt, dessen letzten Beherrscher, David Komnenus, er hingerichtet ließ. Im J. 1462 ward Keshob (Mitvlerne) den Genuesern entzissen und 1463 ein großer Theil Bosniens, nach Hinrichtung des gefangenen Königs, Osmanische Provinz; 30,000 Bosniaken verstärkten die Reihen der Janitscharen. Zu gleicher Zeit entspann sich der venetianische Krieg an Morea, der 16 Jahre lang zu Land und See verderbend fortwährte, und für die Venetianer unter glücklichen Ausflüchten begann, aber bald durch die Ankunft des bosniaken Heeres, die Treulosigkeit der Griechen und die kalten Regungen der Republik eine ungünstige Wendung nahm. Im J. 1466 gelang es Muhammed, das byzantinische Reich seinem Throne einzuverleiben. Unterdessen brach Standerbeg, durch Venedig und den Papst aufgefordert, den Frieden, ersicht unglückliche Siege über Muhammed und seine Feldherren, starb aber bereits im J. 1467 ohne einen Nachfolger, der seiner würdig, und bald kam die ganze Herzegovina als Sandfisch unter Osmanische Vormachtigkeit. Um den fernern Unternehmungen der Venetianer Einhalt zu thun, entriß ihnen Muhammed im J. 1470 mit großen Opfern

Negeoponte und legte so den ersten Grund zur Herrschaft über den Archipel. Im J. 1471 empört sich Racomani, unterstützt von Usun Hassan, dem mächtigen Fürsten der Turkmanen Affinili (vom weißen Hammel), bei dem der entthronte letzte Herrscher Zuflucht gesucht hatte. Usun Hassan brachte den Thron mehrer Niederlagen bei, ward aber 1473 in der Schlacht bei Zedhsan auf's Haupt geschlagen. Unterdessen wurden an der ungrischen und kroatischen Grenze Festungen erbaut, und um dieselbe Zeit begannen die verheerenden Streifzüge der Ainschi in die vor ihnen offen liegenden ungrischen, venetianischen und österreichischen Besitztungen, die, Anfangs alle zehn Jahre, in der Folge alle Paar Jahre erneuert, bis tief in das 17. Jahrh. fortbauerten und wegen der damit verbundenen Greuel weit größeres Schrecken einflößten, als die Feldzüge der Osmanen selbst. Matthias Corvinus von Ungern konnte, mit Böhmen, Polen und dem Kaiser in Krieg verwickelt, gegen die Osmanen nichts unternehmen. Dies mußten aber (1474) ob heldenmuthigen Widerstandes der Venetianer vor Scutari abziehen und im folgenden Jahre brachte Stephan, der abtrünnig gewordene Fürst der Moldau, mit polnischen und ungrischen Hilfstruppen dem Beglerbeg Suleiman Pascha eine entscheidende Niederlage bei. Unterdessen rüstete aber Muhammed eine Flotte von 300 Segeln wider Genua's feste Schloßer an und auf der tauschischen Halbinsel. Kassa, die Niederlage des genuesischen Handels im Pontus, ging 1475 durch Verrath über, und 15,000 eile genuesische Finglinge wurden als Janitscharen erlöst. Hieraus ergaben sich noch Aſow und andere feste Plätze, die Taurische wurden mit der Krim belehnt und so die Herrschaft der Osmanen an den Nordgestaden des schwarzen Meeres auf drei Jahrhunderte begründet *). Nach Unterwerfung der Krim war es Muhammeds dringendstes Geschäft, die Schacke in der Moldau wieder auszuweichen. Vor diesem Feldzug ergab sich ihm bereits Aſkerman in Bessarabien, wodurch er auch gegen Polen in drohende Stellung kam. In einer heißen Schlacht (1476), in der nur Muhammeds Hebelgeist seine entmuthigten Janitscharen wieder aufzurichten konnte, ward Stephan vernichtet, während die Ungarn ein türkisches Heer bei Semendra saß ganz aufrieben. Im J. 1477 ward der Krieg gegen Venedig mit Nachdruck fortgesetzt. Die Krenen drangen mordend und brennend bis zum Laglimento; von der andern Seite bis tief in Inner-Österreich. Muhammed selbst leistete die Belagerung von Scutari, das sich nach dreimonatlichem rühmlichsten Widerstand (1478) ergab. Endlich erfolgte im J. 1479 ein Friede mit Venedig, kraft dessen die Republik das Meise, was sie vor Ausbruch des Krieges in Syrien und Griechenland besessen, zurück erhielt, dafür aber alle, während des Krieges von

den Osmanen eroberte Plätze Verzicht leisten und 100,000 Dukatens bezahlen mußte. Eine in demselben Jahre von dem siebenbürgischen Bojoden, Stephan Batso, den Ainschi beigebrachte Niederlage, die 30,000 Türken das Leben kostete, war bei der Hydra dieses Schicksals nur von augenblicklicher Wirkung. Muhammeds Admiral, Kebab Ahmed Pascha, nahm dem Herrn der ionischen Inseln Zante und St. Maura und landete sogar auf der Küste Apulien, wo er Dranto zerbröckelte; dagegen verunglückte (1480) eine Unternehmung auf Rhodus. Der Sultan starb im J. 1481 während einer neuen Kriegsergründung, deren Zwed ungewiß blieb. Mit den Stürmen seiner Schlachten und Eroberungen hatte dieser Riesengeist das innere Staatsleben keinen Augenblick aus dem Auge verloren und wirkte auch da, wo er geerbt und entzöhrt hatte, wieder aufbauend und schöpferisch verjüngend. Die Rangordnung der großen Reichsbeamten und die Kette der Ulema's verdankten ihm schärfste Bestimmung und festere Begründung. Selbst wissenschaftlich gebildet, war er geschnittem Fürst der Gelehrten, und that mehr für die Einrichtung der Schulen als irgend einer seiner Vorgänger. Das merkwürdigste und zugleich schrecklichste seiner Staatsgeheiß ist der Kanon des Verbrechens, wodurch er künftigen Mordgeleien am wirksamsten zu steuern glaubte.

Nicht anders als wollte der Genius des Osmanischen Reiches, das während Muhammeds Regierung in unaufhörlicher Spannung erhalten ward, den Siegern eine Zeit lang Erholung gönnen, um sie dann wieder unter zwei Titanengesalten, Selim I. und Suleiman Kanuni, neuen Triumpfen entgegenzuführen: so begab er Bajazid II. mit einem friebliebenden, beschaudlicher Grifsen ergebenen Sinne, der sich nur gezwungen von Kämpfe bequeme. Mit Ungarn in Waffenstillstand, versicherte er sich der desparabischen Festungen Kilia und Aſkerman (1484). Im Jahre 1486 entspann sich der erste Krieg zwischen den Osmanen und mamulischen Beherrschern Agyptens, der aber nach fünf Jahren ein für den Sultan unruhliches Ende nahm. Im J. 1497 bis 1498 fanden die ersten von Bisk begleiteten Einfälle ins innere Polen statt. Erste italienische Staaten, worunter auch der Papst, bewarben sich um Bajazid's Gunst, und ein Theil derselben verleitete ihn zu neuem Bruch mit Venedig. Im J. 1499 erfolgten heftige Kämpfe gegen Venedig, die Bajazid Lepanto, Cephalonia u. erwarben und 1500 eroberte der Sultan selbst ganz Morea; doch ging ein Theil dieser Befestigung durch die Vereinigung einer spanischen und französischen Flotte mit der venetianischen wieder verloren. Bajazid hatte mit seinem Bruder Biskem um den Thron kämpfen müssen, und mußte demselben (1512) zu Gunsten seines Sohnes Selim entlagen.

Selim I., von den Türken selbst Zonous, der Grausame, genannt, vereinigte mit der unnatürlichen Grausamkeit und einem unwiderstehlichen Triebe zu Jagd und Schlacht, hohen Sinn für die Wissenschaften und selbst Dichtkunst. Von kriegerischen Übungen des Tages erschöpft, brachte er oft die Nächte mit Lesen und Dichten

*) Die sogenannten krimischen Tataren, eigentlich aber Türken und nahe Verwandte der Osmanen, waren bereits im J. 1441 unter der Familie Orkoi mächtig geworden. Sie wurden seit 1584 kriegerische Heerführer der Flotte, die sie schon früher besonders gegen Polen häufig unternahm hatten.

zu. Er empfing von europäischen Hauptmächten huldigende Gesandtschaften; allein Schah Ismail, Stammherr der Dynastie der Soff in Persien, dem Khorasan und das arabische Irak sich brugen mußten, seßte seinen Blick in Oßen. Der Krieg, mit Persien (1514 begonnen) wurde um so erboteter geführt, als in demselben die Sunniten den Schiiten gegenüberstanden, wie denn Selim seinen Feldzug mit Wiedererhebung aller Schiiten in seinem Reich eröffnete. Die Schlacht bei Schalabran vernichtete Ismails Heer, das nur wenig Infanterie und gar kein schweres Geschütz führte, und öffnete Selim die Thore von Zebriz (Zauris). Die Kurden, echte Sunniten, schlossen sich den Osmanen an, in deren Hände das ganze obere Mesopotamien fiel. Im J. 1516 drohte der Sultan von Ägypten, Kansu Schauri, mit einer Division, und die Mamluken bewegten sich nach Haleb zu; aber eine kurze entscheidende Schlacht demog sie zum Rückzug, und Selim, jetzt im Besitze Syriens, wo er Damascus und Jerusalem besuchte, erschien 1517 vor Kahirä. In der Schlacht bei Ridania rettete dem Sultan ein Mißgriff des heidenmüthigen Tumanbeg, der seinen Hebling Sinan Pascha statt seiner durchbohrte, das Leben. Tumanbeg, der Ritterliche und Gerechte, machte Selim, selbst nach dem Falle Kahirä's, noch viel zu schaffen, ward aber endlich durch Verrath gefangen und hingerichtet. In Kahirä empfing Selim die Huldigung der arabischen Schieche Ober-Ägyptens, des Sultans von Mauritien und des Schieches von Mekka. Von jetzt an kam der Tribut, den die Venetianer den mamlukischen Sultanen für Cypern Besiz entrichtet hatten, an die Pforte 1000 Kameele mit Gold und Silber beladen, trugen die Reute des großen ägyptischen Raubzuges. Nach Europa zurückgekehrt, benahm sich Selim politisch, weil Papst Leo X. Spanien, England, Frankreich und den Kaiser gegen ihn aufwiegelte wollte, und überließ es (er starb im J. 1520) seinem Sohne Suleiman, die Osmanische Macht in allen Himmelsgegenen auf den höchsten Gipfel ihres Glanzes zu bringen.

Mit ebendem Hochsinne, dem Alles durchbringen, das rassist thätigen Herrschergeißel und noch größerer Eideralid, als seine gewaltigen Vorgänger, ergriff Suleiman I. (von den Osmanen Kanuni, der Gesetzgeber genannt) die Zügel eines Staates, der schon durch Rudammet II. und Selim I. in drei Welttheilen fürchtbar geworden war. Durch 13, größtentheils erfolgreiche, in eigener Person angeführte Feldzüge, ward er der größte Eroberer seiner Zeit, und durch seine Seesieiden das Schrecken aller Küstenländer des mitteländischen Meeres und des arabischen Golfs, bis weit in den indischen Ocean. Den Aufwand, den seine ungeheure, immer schlagfertige Armee und seine großartige Prachtliebe ersforderten, deckte er wieder durch ungeheure Reute und weite Staatsökonomie. Sein Scharbild in der Wahl tüchtiger Kriegs- und Friedensbeamten, meistens Knechten, verdient nicht weniger Bewunderung. Mit Hilfe derselben vervollkommnete er die Einrichtungen Rudammet II. in Kriegswesen, Rechtskunde, Finanzwesen und in der Gesetzgebung, bereitete aber auch schon durch zu

große Nachgiebigkeit gegen männliche und weibliche Günstlinge den Verfall des Reiches vor. Seine Eroberungen in Europa erleichterten ihm die feindselige Stellung der ungrischen Magnaten gegen das Haus Österreich, die ausgebrochene Reformation, die Demnach des Papstes und Frankreichs unaussprechlichen Klingen mit Karl V. Im J. 1521 begann der ungrische Krieg mit Belgrads Eroberung, das nach 20 Stürmen in die Hände der Osmanen fiel. Zugleich wurde der Angriff auf ein zweites Bollwerk der Christenheit, das sechserhundert Rhodus, beschlossen. Suleiman unterstützte seine aus 300 Segeln bestehende Flotte mit einem Landheer von 100,000 Mann, und es begann (1522) aus 100 Feuerschiffen eine fünfmonatliche Belagerung, ewig denkwürdig durch den Widerstand der Johanniter unter ihrem Großmeister Willenweu, und die rührendsten Züge weiblichen Heldenthums. Mehr als 100,000 Türken hatte diese Belagerung das Leben gekostet. Im J. 1526 bewog Suleiman eine mehrjährige, den Janissaren verdrängliche Waffensruhe und Franz I. Einladung zu einem zweiten Feldzuge nach Ungern. Er gewann Peterwaradin, Esfel u., zerstreute ein kleines, von Ludwig II. zusammengerafftes Heer in der Ebene von Mohacz (den 23. Oct.) und zog am 10. Sept. in Ofen ein. Nachdem er den Präsidenten Johann Zapolta zum König eingesetzt, trat er einen verheerenden Feldzug an, der Ungern 200,000 Seelen gekostet haben soll. Im nächsten Jahre ward Ferdinand I. von Österreich in Ofen gekrönt und zwang Johann Zapolta, bei Suleiman Schutz zu suchen. Im J. 1529 kam der Sultan wieder, empfing die Huldigung des Präsidenten und drang von Ofen aus unaufhaltsam bis Wien vor, das vom 22. Sept. bis zum 15. Oct. vergebens belagert ward. Der eintretende Frost und der Heidenmuth der Besatzung retteten die Hauptstadt; das türkische Heer aber verwaßte auf dem Rückmarsche ganz Österreich. Im J. 1532 brach Suleiman mit 200,000 Streichern und 300 Feldstücken von Neuem los. Er wollte sich nun mit dem mächtigen Karl selbst messen, indem er den vor ihm geflohenen Ferdinand nur als dessen Statthalter in Teutschland anerkannte. Das Heer verstärkte zu Belgrad 15,000 krimische Tataren, zu Esfel aber 100,000 Bohmer! Die Festung Guns trogte einige Wochen lang mit 700 Mann der Riesennacht Suleimans, die sich jetzt, statt gegen Wien, wo die feste Rußalt im Wege lag, und ein Heer unter Karl und Ferdinand stand, nach Steiermark wendete. Der intendirte Feldzug verwandelte sich in einen Raubzug, auf welchem das getheilte Osmanische Heer manche Schlappe erlitt. Dessenungeachtet wurde der erste Friede Österreichs mit der Türkei (1533) sehr demüthig erlaßt. Es mußte aus Ungern verzichtet und Suleimans übermäthiger Günstling, der Großwesir Ibrahim, nannte den König Ferdinand seinen Bruder. Vom J. 1533 begannen die selten unterbrochenen Kämpfe der Perser mit den Osmanen, die unter wechselndem Waffenglück über zwei Jahrhunderte fortbauerten. Während Suleiman dem Persen Bagdad und einen Theil von Georgien nahm, übergab er seine ganze Seemacht dem unumschränkt-

ten Befehle des griechischen Renegaten Khaireddin Pascha (Barbarossa), der Tunis eroberte, das aber 1535 von Karl V. unter furchtbarem Bürgerkrieg wieder genommen ward. Im J. 1537 erneuerte sich der Krieg mit Venedig. Trotz päpstlichen und spanischen Beistandes zur See erlitt die Republik empfindliche Verluste, und war gezwungen, 1539 einen neuen unbilligen Frieden zu schließen. Im J. 1538 demüthigte Suleiman den Hospodar der Moldau und verwandelte Bessarabien in ein Sandschak, wählten Suleiman, Pascha von Aegypten, in Arabien Fetschas und Jemen eroberte, und das den Portugiesen angehörende Divu in Ostindien mit Kanonen aus Constantinopel beschloß. Die Witwe des verstorbenen Johann Bapolya rief Suleiman 1541 wieder nach Ungern. Er bewilligte ihr Siebenbürgen als jünckerbäuerliches Fürstenthum, und machte Ofen zu einem Paschalik der Pforte. Ferdinand wollte Ofen mit Hilfe eines bedeutenden Reichsheeres unter Joachim von Brandenburg wieder gewinnen, allein die Uneinigkeit der Verbündeten ließ das Unternehmen scheitern, und die Feldzüge von 1543—44 befestigten die Osmanische Herrschaft in Ungern durch Einnahme bedeutender Festungen immer mehr. Barbarossa, das große Raubthier der Meere, starb 1546, nachdem er (1542) in Messina genöthigt und (1543) in Verbindung mit der französischen Flotte Riça aufgefodert hatte, und im folgenden Jahre (1547) ward mit Karl selbst ein fünfjähriger Waffenstillstand abgeschlossen, dem gemäß der Sultan für den österreichischen Antheil Ungerns jährlich 30,000 Dukaten erhielt. Von jetzt an beginnt der Wirkungskreis des großen des Großwesirs, Muhammed Solakli aus Bosnien, der noch unter zwei unwürdigen Nachfolgern Suleimans die Stütze des Reiches war. Ein persischer Feldzug (1547—50) erward Suleiman ganz Schirman und Georgien; und die Malteseritter mußten 1550 Tripolis räumen; dagegen wurde Jabella, die Lebensstückerin des Sultans, von Ferdinand (1551) aus ihren Staaten vertrieben und Siebenbürgen bewaffnet. Suleiman eroberte Lembow und das ganze Banat, ward aber zu einem neuen persischen Feldzug abgerufen, während dessen Jabella wieder in ihre Rechte trat. Ihr Sohn Johann Siegmund behielt nach ihrem Tode Siebenbürgen und Ober-Ungern bis Kaschau, gerieth aber in Krieg mit Kaiser Maximilian, welches den über Malta's vergebliche Belagerung durch Piale noch wüthenden Suleiman zu seinem letzten ungrischen Feldzuge (1566) bewog. Der alte Löwe wollte zunächst Erlau und Sigeth erklären, die im vorigen Kriege seiner Streikraft gebóbt hatten (vor Erlau allein waren im J. 1552 40,000 Osmanen gefallen). Der Befehlshaber von Sigeth, Niklas Trimp, schlug mit seinen 1500 Getreuen 20 Stürme des ungeheuren Heeres ab, und der Schutthaufen Sigeth's ging nicht eher an die Thüren über, bis Suleiman aus Verdruss die Augen geschlossen hatte. Sein Tod wurde drei Wochen lang verheimlicht.

Mit Suleimans Tode beginnt ein Zeitraum des Stillstandes der Osmanen auf dem höchsten Gipfel ihrer Macht oder vielmehr ihres Glanzes, der das allmäh-

lige Sinken der Verfassung eine Zeit lang dem Reiche selbst, am längsten aber dem Ausland unmerklich machte. Schon die nächsten Nachfolger Suleimans waren ihrer gewaltigen Ahen ganz unwürdig und seit Ahmed I. kamen sie Alle aus dumpfen, düstern Prinzenstelen in das verdämmende Licht der Herrschaft; an die Stelle der frühern großartigen Entwürfe traten kleinliche Intrigen des immer einflussreichern Harems und seiner entnommenen Wächter, und die frühere Energie sollte seine Schwachheit ersetzen. Die höchsten Würden im Staat und Heere wurden bald nicht mehr nach Verdienst, sondern nach der Kaufe des Augenblicks vertheilt, und die Ertlichkeit griff immer verderbender um sich. Jetzt erhoben die Janitscharen, denen kein Sultan mehr offenen Trost bieten konnte, immer drohender das Haupt; der geistliche und weltliche Lehnstand, die Ulema, den Wasi an ihrer Spitze, verständigten sich mit ihnen, und es entstand eine furchtbare Allianz beider Corps, welche, die moralische und physische Kraft des Reiches gleichsam in sich absorbirend, die Wahl und selbst das Dasein der Sultane von ihren Launen abhingen ließ. Man achtete nur noch die Familie Osman's, weil sie das einzige Haus war, das einen Staat zusammenhielt, in welchem sonst kein erbliches Ansehen, und also keine Ansprüche auf Souverainetät existirten; aber die einzelnen Aste und Zweige des unantastbaren Stammes wurden verachtete Werkzeuge, die man großentheils schon in der Geburt vertilgte, und nicht selten in voller Blüthe abschchnitt. Der Kanon des Brudermordes (durch Muhammed II.) hatte die Veringschlichkeit der Nachkommen Osman's, als Individen, vorbereitet, wie Suleiman des Großen Rücksicht gegen die eigennüthigen Streiche seiner Vorfahren, die er ihren großen Eigenschaften zu Gute hielt, die andern Mißbräuche gleichsam im Embryo erblinden ließ.

Der Verfall und Verbestand konnten ihre Aukmacht im Reiche nur auf die Schwäche der Sultane und auf die Hemmung geistiger Entwicklung gründen. Während der beharrliche Pflege des alten Systems in seinen mäßigen Formen eine finstere theokratische und rohe soldatische Gewalt dem Reiche selbst bis in die neuesten Zeiten furchtbar erhielt, wurde die Stellung der Osmanen gegen das Ausland, besonders Europa, immer wankender. Schon im 17. Jahrh. bildeten sich in Europa allmählig zahlreiche lebende Heere, und ein ganz neues System der Kriegsführung trat ins Leben, das seine Überlegenheit bald in einer Reihe der glänzendsten Siege bekrundete. Schon früher hatten die ungeheuren sich immer reproduzierenden Massen der mit Einseitig kämpfenden Osmanen großen Antheil an ihren Erfolgen, und nur durch selten richteten sie gegen europäische Tapferkeit etwas aus, wenn ihr Heer dem feindlichen nicht bedeutend überlegen war; seit Johann Sobieski und Karl von Lothringen aber wurde die Befestigung dreifach, ja sechsfach stärkerer Türkenheere etwas Gewöhnliches, und sie konnten so gefährdeten Janitscharen verloren auch einen bedeutenden Theil ihrer moralischen Kraft, als sie gegen Ende des 17. Jahrh. nicht bloß eine Menge geborener Türken in ihren Drben aufnahmen, sondern auch noch

Aufzuehung des Soldats aus ihren eigenen Kindern sich recrutiren.

Die einzigen Lichtpunkte des Osmanischen Reiches nach Selims Tode bis zum carlowitzer Frieden sind Muhammad Sokolli, der kräftige Vornam des emancipirten Selim II., der letzte energische und große, aber zum Unglück isolirt lebende Sultan Murad IV., und Ahmed II. Von dem Tode des dritten Großwesirs aus dieser merkwürdigen Familie datirt sich der rasche Verfall und die Zeit einer traurigen Defensioe.

Unter Selim II. (West, oder der Betrunkene genannt) schloß Maximilian (1567) einen Frieden mit der Pforte auf acht Jahre, und zwar gegen das erneuerte jährliche Ehrengeld von 30,000 Dukaten. Um die Pforte auch vom caspischen See aus anzugreifen zu können, wollte Selim eine Verbindung des Don und der Wolga versuchen; allein das türkische Belagerungsheer vor Astrachan ward von den Russen zurückgeschlagen. In demselben Jahr und 1570 ward das abgefallene Jemen wieder unterworfen. Venetianische Dukaten und der edle Cyperwein erleichterten Selim zur Eroberung der Insel Cypern, die nach einjähriger Belagerung ihm zu fiel. Zu spät für den Entsatz Cyperns, aber noch zeitig genug zur Vernichtung der türkischen Flotte bei Lepanto (17. Oct. 1571) kam Don Juan von Österreich mit den verbündeten päpstlichen, venetianischen und spanischen Geschwadern. Allein die Allirten verfolgten ihren Vortheil so wenig, daß Sokolli mit Recht ausruhen konnte: „Ihr habt und den Bart geschoren; allein wir haben auch einen Arm (Cypern) abgehauen.“ Der im J. 1573 mit Venedig geschlossene Friede war für die Republik, welche die Unkosten des cyprischen Krieges allein mit 300,000 Dukaten decken mußte, so demüthigend, als hätte Selim siegegt. Unter Murad III. sank das Ansehen Sokolli's; der Sultan ward das Spiel der Hof- und Haremécadets, und konnte zehn Aufstände der Janitscharen nur durch Geldpenden und Auslieferung seiner treuesten Diener beschwichtigen. Eine langwierige Hebbe mit Persien (1576—1590) endigte mit einem vortheilhaften Frieden, der den Osmanen Georgien und Armenien sicherte. Weniger glücklich waren die Unternehmungen gegen Ungarn, wo die kaiserlichen allmählig festen Fuß gewannen, besonders seitdem Siegmund Bathori von Siebenbürgen mit dem Kaiser sich verbunden hatte. Unter dessen bestieg Muhammad III., der letzte Osmanische Prinz, welcher als Statthalter das Regieren versucht hatte, den Thron. Es gelang ihm (1596) Erlau zu nehmen, und der Großwesir Cicala siegte bei Keresztes, aber seine unvorsichtige Strenge gegen einen großen Theil der regelmäßigen Truppen, die bei dem Heere gefesselt hatten, trieb diese nach Kleinasien, wo sie einen fürchterlichen Aufstand erregten, der erst 1608 gedämpft werden konnte. Ahmed I. sah sich wegen des empörrten Ratiolids und eines sehr unglücklichen Krieges gegen Abbas den Großen von Persien (1606) zu dem Frieden von Sitvatorok genöthigt, welcher zuerst die steuerpflichtige Unterwerfung des Österreichs ausübte, und völlerrecht-

liche Formen begründete. Mustafa I. wurde wegen seines Wüthsinns abgesetzt, aber sein ebenso kriegerischer als geiziger Bruder Osman II. erbitterte die Janitscharen und ward im J. 1621 bei Kaminie von den Polen geschlagen. Er ist der erste Sultan, der dem Interesse des Janitscharenordens sein Leben zum Opfer bringen mußte. Sein Bruder Mustafa wurde wieder hervorgeholt und im J. 1623 neuerdings abgesetzt.

Jetzt bestieg Murad IV. den Thron eines Staates, den Meutereien, Erschöpfung der Finanzen und große Verluste in Asien (sah an den Rand des Verderbens gebracht hatten. Seine energische Grausamkeit, verbunden mit ungeheurer Leibeskraft und einem unwiderstehlichen Flammenblitz, verdrängte solches Schrecken um ihn her, daß man schon seine Winkte wie die Befehle des Schicksals befolgte. Er konnte den Söldi Osman's wieder stählen, aber die moralische Kraft des sinkenden Reiches nicht neu beleben, und erlag schon im 31. Jahre dem übermäßigen Genuß geistiger Getränke. Ein neuer Feldzug gegen Persien (1635—38) erwarb ihm das Verlorenne wieder. Der 30jährige Krieg nach dem siebenbürgischen Fürsten Bethlen Gabor und nach ihm Georg Ragoza Gelegenheit, sich in Ungarn zu beschäftigen. Der Letztere wurde von Murad befehligt, und wahrte diesem gegen Österreich gute Dienste geleistet haben, wenn der persische Krieg nicht dazwischen gekommen wäre. Murads Bruder, Ibrahim I., war ein verworrenen Wollstücker, ohne Talent und Abzichteit. Der Kapudan Pasha Yusuf, ein geborener Dalmatier, eroberte unter ihm (1645) Kanea auf Kandia. Während der Winterjahre liess Muhammad IV. (seit 1649) krüften sich zwei Soldatinnen um den Verkauf der Ämter; in Konstantinopel und den Provinzen herrschte die entsetzliche Verwirrung; mehrere Paskas empörten sich; sechs Westire wurden abgesetzt und hingerichtet und die Janitscharen und Spahis, schon zu lange unthätig, schlugen sich um die Habe der gekürzten Minister.

In dieser schrecklichen Noth war wieder ein eiserner Mensch nötig, der durch grausame Strenge im Innern und kaiserliche Unternehmung nach Außen das Triebwerk des Staates in regelmäßigen Gang brachte, und er fand sich in der Person des Albaners Muhammad Köprili (von 1656—61), dessen menschlicher gefianter Sohn Ahmed Köprili den Osmanischen Waffenarm noch einmal ausglänzen ließ. Michael Apafi's von Siebenbürgen sein feindliche Stellung gegen Österreich, ließ den Osmanischen Feldzug (1663—64) unter glücklichen Aufzügen beginnen. Die Kinnbäi drangen in Mähren und Schlessen ein, und schleppten 40,000 Skoan mit fort. Aber ein französisches Heer verdrängte das kaiserliche, und Montecucculi brachte dem Großwesir (1664) bei St. Gotthard eine große Niederlage bei, die den Frieden von Vaswar zur Folge hatte, der jedoch für die Türken vortheilhafter ausfiel. Am besten glückte Ahmed Köprili die Eroberung Kandia's (1667—69), welche bedeutende Festung mit dem Kerne der Osmanischen Macht angegriffen werden konnte, weil jetzt das erschöpfte Venedig der einzige äußere Feind war. Dennoch kostete die Er-

lagerung den Osmanen über 100,000 Mann. Im J. 1672 entfiand Krieg mit Polen und zwar wegen des Besizes der Ukraine, weil die Kosaken sich in den Schutz des Khans der Krim und der Pforte begeben hatten. Johann Sobiesky, schon im J. 1671 den Kosaken furchtbar, denen er ihre festesten Grenzplätze entriß, trat nun auch als Befieger der Türken auf. Anfangs eroberte das Osmanische Heer mit Hilfe der Kosaken und krimischen Tataren Kaminitz, aber Sobiesky, der einzige Feldherr seines Vaterlandes, schlug die 20mal überlegenen Feinde beim zweiten Vordringen in Polen zurück. Dennoch verstand sich Polen (nicht Sobiesky) zu einem schimpflichen Frieden gegen jährlichen Tribut und Abtretung Podoiens mit der Ukraine. Der Tribut erfolgte nicht, und nun rückte auch Rußland. In dem nächsten Feldzuge war das Glück den Osmanen viel ungünstiger. Im J. 1673 vernichtete Sobiesky ein Osmanisches Heer bei Obogin und schiedte 1675 als nummehriger König der Polen, ein andrer, an Zahl dem seimigen ungebauer überlegen, von Lemberg zurück, wodurch er Polen zum zweiten Male birste. In seinem verschanzten Lager bei Butanna (1676) bot er 20 Tage lang 200,000 Türken und Tataren Troß, deren Führer ihm endlich mit Friedensvorschlägen entgegenkamen. Dessenungeachtet unterrichtete er einen Frieden, der, die Aufhebung des Tributs abgerechnet, wenig vorteilhafter war, als der vorige. Um dieselbe Zeit starb der edle und geistreiche Köprülü, an seine Stelle trat der Gelb- und Hautschinder Kara Mustafa. Im J. 1677 ward der Krieg an Rußland erklärt, und 1678 eroberten die Osmanen Gzirin) mit großen Opfern, und behaupteten sich nachher mit genauer Noth gegen die abgefallenen Kosaken, während Rußland mit neuen Massen drohte. 1680 erfolgte ein nachtheiliger Friede mit Rußland. 1683 bemog Emerich Tököli die Pforte zu einem neuen Feldzuge gegen den teutschen Kaiser. Kara Mustafa rückte, weisem Rathe trogend, unter Verheerungen in Ungern und Österreich über die Raab gegen Wien, das er vom 14. Juli bis zum 3. September belagerte, binnen welcher Zeit sein 200,000 Mann starkes Heer schon um ein Fünftheil zusammengeschmolzen war. Da erschien, als die Noth der Löwenmuthigen Belagerten unter Etahremberg eben aus Häkze gestiegen war, ein Rettungsherr unter Sobiesky und Karl von Lothringen. Die Niederlage der Türken, welche schon Sobiesky's Name in Verwirrung brachte, war unglaublich groß, die Beute unermesslich. Von jetzt an folgten im Sturmschritt Siege auf Siege, so daß in weniger als fünf Jahren fast alle ungrische Festungen der Pforte entrißen waren; Benebig, das bald auch dem heiligen Runde beitrug, eroberte unter Andern ganz Morea. Die kaiserlichen Heere drangen unter Ludwig von Baden in Slavonien und Bosnien vor, nahmen Rissa und Widwin in Serbien ein, und bedrohten so das Herz des Osmanischen Staates. Sobiesky, der sich 1684 wieder nach Polen wandle, führte bis 1686 Krieg in der Moldau, konnte aber Kaminitz nicht wieder erobern, und trat im lehtern Jahr in Allianz mit Rußland. Schon 1686 hatten die Ja-

nischaren in ihrem Unwillen den Sultan Muhammed vom Throne gestoßen. Sein Nachfolger Suleiman II. knüpfte in Wien fruchtlose Friedensunterhandlungen an, weil die Ansprüche der Allirten jetzt ganz anders klangen als vorm. Wegen das Ende seiner Regierung (1690—91) ward Mustafa Köprülü, ein Bruder des vorigen, Großwesir. Dieser unbestechlich rechtschaffene und strengt Möslim gewann die serbischen Festungen wieder, fiel aber (1692) in der Schlacht bei Salanternen, in welcher Markgraf Ludwig von Baden seinen glänzenden Sieg ersocht. Im J. 1694 wurden die Tataren in Polen geschlagen. Die Regierung Mustafa II., eines verständigen und gütigen Fürsten, dem Ahmed II., ein Musfiker und schöner Geist, vorangegangen war, begann mit glücklichem Aufsteigen. Die Osmanische Flotte erlangte manche Vortheile gegen die Venetianer, in Siebenbürgen wurde Lippa erkrumt und geschloßt, und Peter der Große mußte 1695 mit empfindlichem Verluste von Now abziehen, das er jedoch im folgenden Jahr eroberte. Alle Hoffnungen vernichtete aber mit einem Schlage Prinz Eugens Sieg bei Zenta (1697), wo ein prächtiges Osmanisches Heer, das über die Zerstörung sehen wollte, in zwei Stunden vernichtet oder zerstreut ward, und wie vor Wien, sein ganzes Lager mit allem Kriegsvorrath in den Händen der Kaiserlichen ließ. Das Ergebnis dieser Niederlage war der im J. 1699 unterzeichnete Friede von Karlowitz, welcher Österreich den Krieg von Ungern und Siebenbürgen, mit Ausnahme des Banats von Temeswar, Polen, den von Podoien, Rußland, Now mit der Ukraine und Benebig Morea zusicherte.

Während der reisende, von dem wiedererwachten Europa immer gewaltiger eingeämmte Strom Osmanischer Herrschaft allmählig in einen Sumpf sich verwannte, (ein klarer majestätischer See konnte er nur durch radicale Umwälzung werden) ging allmählig der Geist europäischer Diplomatie und mit ihm, wie mit der Einführung der Buchdruckerkunst (1727) ein Anstich von ausländischer Kultur zu dem Türken über. Das Verhältnis zu den Rajas (christlichen Unterthanen) wurde menschlicher, in dem Maß als der Fanatismus abnahm, und die Unentbehrlichkeit derselben zu Aufrechterhaltung der politischen Existenz der Pforte fühlbarer ward. Aber jeder Versuch aufgellärter Wesire und Sultane, in diesem oder jenem Zweige der Befassung den alten Saurteig von Grund aus wegzuschaffen, schreite an der Fortnähigkeit der Janischaren, und schien erst nach Vernichtung dieses Drems möglich zu werden. Die neuere Zeit hat dieses merkwürdige Katastrophe und noch machte andere wertheilte Veränderung im Staats- und Volksleben herbeiführt; aber schon waren die Bande des Osmanischen Staatskörpers durch die demüthigenden Kriege mit dem Auslande so locker geworden und seine Hülsquellen so erschöpft, daß er den wiedererwachenden Geist der Unabhängigkeit bei seinen eigenen Rajas nicht mehr unterdrücken, oder die Folgen des Aufstandes der Griechen, das Kokreien einer bedeutenenden Provinz, verhüten konnte. Alles dies beugte den alten, stolzen Sinn der herrschenden Nation und bewirkte eine allgemeine

moralische Lähmung, die den kräftigen Wurzeln einer Reform sehr ungünstig ist, und früher oder später, wenn nicht die Vermittelung europäischer Mächte dazwischen tritt, den Sturz der Familie Osman durch einen kühnen Empörer herbeiführen muß.

Peter des Großen drohende Stellung gegen die Krim und Karls XII. Erscheinen an der Pforte bedrohten Sultan Achmed III. (1702—30) sich mit dem Baren zu messen. Die Einschließung des russischen Heeres am Pruth (1711) erwarb einen vortheilhaften Frieden. Der Großwesir Ali von Niksa kündigte im J. 1714 den Venetianern aus unerklärlicher Ursache Krieg an und entriß ihnen Morea sammt den Inseln des Archipels. Dies veranlaßte 1716 ein Bündniß Eugens mit Venedig. Die siegreichen Schlachten bei Peterwardein (1716) und bei Belgrad (1717) veranlaßten den für Österreich rühmlichsten Frieden von Passarowitz (1718), welcher der Pforte das Banat Belgrad, und einen Theil der Walachei und Serviens kostete. Mahmud I. (1730—54) führte sehr unglückliche Kriege mit Nadir Schah (Zamasch Kuli Khan), dem glücklichen, genialen Räuber aus Khorasan; doch behielt das Reich im Frieden (1746) seine alten Grenzen gegen Persien. Die in Georgien von den Persern hart getragene Pforte kam (1735) auch mit Rußland in feindselige Verhältnisse, weil letzteres den Durchmarsch des Tatar-Khans durch ein Gebiet nicht zugeben wollte, aus welches beide Theile Anspruch machten. Die Russen zogen auch Österreich in ihr Interesse, verheerten unter Münch die Krim, nahmen (1736) Kowno, (1737) Dschakow, und nach dem entscheidenden Siege bei Stawutschane (1739) auch die ganze Moldau; desto unglücklicher waren die Kaiserlichen, deren Feldherren diesmal mit größter Disharmonie und Planlosigkeit zu Werke gingen, und nach Wallis' Niederlage bei Krokha erfolgte der belgradische Friede (1739), in dem die Pforte Belgrad und die österreichischen Antheile der Walachei und Serviens zurückerhielt.

Die ganze Periode von dem belgradischen Frieden bis 1768 bezeichnet kein merkwürdiges Ereigniß. Nach Mahmuds Tode veränderte Osman III. (1754—57) drei Jahre auf dem Thron. Ihm folgte Mustafa III., Sohn Achmeds III., ein sehr verständiger und aufgeregter Fürst, der in Ragbius-Pacha einen würdigen Großwesir fand. Wie unter Mahmud I. durch den französischen Renegaten Bonneval, so wurde unter Mustafa durch Baron Tott ein vergesslicher Versuch gemacht, die europäische Kriegskunst einzuführen. Die kriegerische Größe Rußlands, des geschicktesten Feindes der Osmanen, und der mächtige Einfluß, den dieser Staat unter Katharina II. auf seine europäischen Nachbarn erhielt, machten der Pforte die lebhafteste Unruhe; sie suchte und fand Gelegenheit zum Friedensbruch; aber die höchst unglücklichen Ergebnisse des neuen russischen Krieges stellten die nummehrige Dinnmacht des Osmanischen Staates in das hellste Licht. Die russischen Generale Salizin, Romanow, Dolgorucki u. d. d. brachten den Armeen des Sultans eine Niederlage um die andere bei, und das Treffen bei Aschman (1770) ruinierte die ganze See-

macht. Die Moldau und Walachei, Bessarabien und die Krim waren in weniger als fünf Jahren von den Russen besetzt; und um das Maß der Bitterndrigkeiten voll zu machen, empörten sich noch der Fürst Heraclius von Georgien, das Oberhaupt der Mamuden in Abchasien und einige andere Paschas gegen die Pforte. Alle diese Schläge des Schicksals beschleunigten den Tod des körperlich schwächlichen Mustafa (1774), der seinem beschränkten und moralisch unkräftigen Bruder Abdul-Hamid (1774—89) die Benennung des schmackvollen Kampfes überließ. Ein allgemeines Aufgebot des Heerem brachte 400,000 ganz undisciplinirte Streiter, deren Feldherren ohne Erfahrung und Kenntniß waren, unter Waffen. Romanow schloß den Großwesir bei Schumia ein, und erzwang (21. Jul. 1774) den Frieden von Kutschuk Kainardsch, demgemäß die Krim von der Pforte unabhängig ward, und die wichtigsten Plätze in derselben den Russen blieben. Der letzte Khan dieser Halbinsel trat sie (1782) gegen Pension an Rußland ab. Dieser Umstand sowie als die russische Besiznahme der Kuban erregten von Neuem die Erbitterung der Pforte, aber der lang verhaltene Groll brach erst im J. 1787 in einer Kriegserklärung los. Da erhob sich ganz unerwartet ein neuer Feind, Kaiser Joseph II., im Einverständniß mit Rußland. Obgleich nur theoretischer Feldherr, wollte er dennoch die Operationen seines Heeres selbst leiten. Er stellte die österreichische Armee in einer ungeheuer langen dünnen und rückhaltlosen Linie auf, die von den heranrückenden Feinden (1788) in allen Richtungen durchbrochen ward, so daß die Türken verheerend bis ins Banat eintrangen. Endlich stellte Laudon die Ordnung wieder her, warf die Türken und nahm ihnen (1789) Belgrad. Leopold II. fand es für gut, sein Interesse von dem Rußlands zu trennen und ließ der Pforte in dem Tractat von Sissow (1791) alle ihre Besitzungen vor dem Kriege. Ganz anders gestaltete sich der Kampf mit Rußland. Schon vor dem Tod Abdul-Hamids (1789) waren Khotchin und Dschakow gefallen; der Prinz von Nassau schlug den Kapudan Pascha; Suwarow und Guburg versicherten sich durch die Schlachten bei Kotschin und Martinesse der Walachei. In dieser trüben, unheilsvollwahren Zeit bestieg der freikinnige, edle und wohlmeinende Selim III. (1789—1807) den Thron Osmans. Von großer physischer Kraft, aber untrügerlich und weidlich erzogen, wie eine ganze Reihe seiner Vorgänger, konnte er an dem Kriege keinen thätigen Antheil nehmen. Die Erklärung Ismails (1790) und die Schlacht bei Ratichin (1791) eröffnete den Russen die Bulgarei; allein der durch europäische Mächte vermittelte Friede von Jassy (1792), demgemäß Katharina Dschakow und den District zwischen Bug und Dniester erhielt, schätzte die bereits aus dem Spiele stehende politische Existenz der Pforte. Unterdessen wurde das Reich der Wechabiten in Arabien mächtig und bedrohte (1794) selbst Bagdad. Die kurze Zeit einer unsichern Ruhe (1794—97) benutzte Selim zu Erneuerung der Buchdruckerei in Constantinopel und zu Errichtung eines kleinen Truppcorps, des Nizam Dschedid (neuen Ord-

nung), die von französischen Offizieren eingeübt wurden. So lange dem Sultan der würdige Muti Welî Cadeh und der kraftvolle und liberale Kapudan-Pascha Hussein, beide seine Jugendfründe, zur Seite standen, war nicht leicht eine Reaction gegen seine Neuerungen zu befürchten. Das plötzliche Erscheinen eines französischen Heeres unter Bonaparte in Ägypten (1798) riß auch Selim wider seinen Willen in den Strudel des europäischen Krieges. Als die französische Flotte bei Abukir vernichtet war, erklärte die Pforte der Republik den Krieg, und mußte demzufolge mit England und dem verhassten Rußland gemeinschaftliche Sache machen. Während eine russisch-türkische Flotte im Mittelmeer agierte und die ionischen Inseln den Franzosen entriß (1799), drang Bonaparte in Syrien bis Acre vor, schlug ein ungeheuer überlegenes, nach dem alten System organisiertes Heer unter dem Pascha von Syrien am Labor, scheiterte aber in seinem Unternehmen auf Acre, bei dessen Vertreibung die Nilam Dschehid sich zuerst auszeichneten. Im J. 1800 wurden die ionischen Inseln durch Vertrag zwischen der Pforte und Rußland eine Republik unter Osmanischem Schutze; in Ägypten behauptete sich nach Bonaparte's Abreise Kieber bis zu seiner maulerischen Ermordung; aber sein Nachfolger Menou ward von den verbündeten Engländern und Türken (1801) zur Capitulation genöthigt und 1802 der Friede mit Frankreich geschlossen. Jetzt erhoben sich die Empörer im Osmanischen Reich mit erneuter Kraft; in Ägypten wurden (1803) nach dem Abzuge der Engländer die Beis der Mamluken wieder mächtig; die Bedawiten nahmen in demselben Jahre Mekka und (1804) auch Medina. Gleichzeitig empörten sich in Europa die Serbier, denen ein Hospodar verweigert ward, unter Gerny Georg. Von diesem fürchtbaren Rebellen gedrängt gestattete die Pforte dem russischen Kolossen manche Freiheiten, ward aber endlich durch den französischen Gesandten Sebastiani zu Gunsten Napoleons gestimmt. Die Russen kamen einem Angriffe zuvor, setzten im Spätjahre 1806 über den Dnießer, und eroberten Jassy und Bulaczi, während Gerny Georg Belgrad erstickte. Im J. 1807 kam die Pforte auch zum ersten Mal in feindliche Stellung gegen England; aber Admiral Duckworth, der bis vor Constantinopel segelte, mußte unerwarteter Sache abziehen. Ebenso wenig glückte es den Briten in Ägypten, wo der Albanese Ahmed Ali, der endliche Brütiger der Mamluken, seine künftige Unabhängigkeit vorbereitete, und der Pforte einstweilen Tribut zugestand. Dagegen hatten die russischen Waffen in Europa und Asien guten Fortgang und wirkten nun im Vereine mit denen der Serbier. In Constantinopel aber brach von dem neuen Muti und dem Kaimakan des Großwesirs angelegt, eine Verschwörung der Janissars und der zurückgebliebenen Janissars aus, die nach vielem Blutvergießen mit Selims Absetzung endete. Einer seiner beiden Hefen, der blödsinnige Mustafa, ward als der vierte dieses Namens auf den Thron befördert. Den bald nachher eintretenden Waffenstillstand mit den Russen benutzte der thätigste und tapferste Feldherr Selim, Mustafa

Bairaktar, Pascha von Kusschuk, um den Sultan Selim (1808) mit gewaffneter Hand wieder auf den Thron zu setzen. Aus der gepregelten Pforte des Serail trat man ihm diesen Reichthum entgegen. Bairaktar demüthigte sich des großherrlichen Palastes, und ließ den andern Neffen Selims, Mahmud II., als Großherrn ausrufen, wurde aber noch in demselben Jahre, wegen seines ungemessenen Stolzes und seiner unbefonnenen Euth nach Neuerungen durch einen neuen Aufbruch der Janissarsen dazu verurtheilt, daß er sich selbst in die Luft sprengte. Sein Fall hatte auch den des Truppenkörpers der regierungsmäßigen Seimen, die er ins Leben gerufen, zur Folge, und Mahmud, dessen starke Seele unter vielen schmerzlichen Prüfungen von Seiten innerer und äußerer Feinde ihren blutigen Racheplan im Stillen nähren mußte, konnte der Welt erst nach Vernichtung der Janissarsen beweisen, daß er eines frischen Osmanischen Zeitalters würdig sei. —

Das umfassendste und gründlichste, oder vielmehr das einzige umfassende und gründliche historische Werk, welches bis jetzt über die Osmanen erschienen ist, verdanken wir Herrn von Hammer in Wien. Seine „Geschichte des Osmanischen Reiches“ (seit 1827) ist das Ergebnis einer seltenen, mit seltener Kenntnis und vierjähriger Ausdauer verbundenen Benutzung handschriftlicher und gedruckter Quellen, asiatischer und europäischer. Interessante Zugänge aus solchen Quellen sind dem Werke bei schätzlicher Gelegenheit einverleibt; die sehr lebendige, in Beschreibungen oft bitterreiche Schreibart verleiht eine im Vorigen schon gedehnte, im Abendlande geduldeten Phantasie. Für eine der wichtigsten Katastrophen in der neuesten Geschichte kann Lucubrere de St. Demy's Werk, betitelt: Révolutions du Constantinople, en 1807–1808, zwei Bände, mit Vortheile benutzt werden. — Das Osmanische Element in seiner Bedeutung für den Dichter hat keiner glücklicher aufgefaßt, als Heinrich Heine, der uns (im dritten Theile seiner Bilder des Orients) mit einem „Heldenbuche der Osmanen“ und einer Zugabe „Sultan Selim der Dritte“ beschenkt hat.

(W. Th. Schott.)

OSMANISCHES REICH, 2) in geographisch-statistischer Beziehung. Dieses in drei Welttheilen gelegene Reich, gewöhnlich die europäische und asiatische Türkei (das osmanische Europa und osmanische Asien) genannt, zu der Ägypten, die Raubstaaten Tunis und Tripolis und die Inseln kommen, zerfällt schon, wenn wir die Inseln vom Festland aufschreiben, durch seine natürlichen Grenzen in vier abgeordnete Theile, von denen mehrere Provinzen in den neuesten Zeiten ihre ganz eigenthümliche, mehr unabhängige Stellung zur Osmanischen oder Ottomanischen Pforte, über welchen Ausland später gesprochen werden wird, angenommen haben.

Größe und Grenzen. Das Osmanische Reich liegt in seiner größten Ausdehnung zwischen 24° Ägypten bis zu den Katarakten gerechnet) und 48° 16' nördl. Br., indem wir hier den nördlichsten Punkt der Woladha festhalten, und zwischen 33° bis 66° 20' östl. Länge. Seine europäischen Grenzen im Norden fin-

das österröichische und russische Gebiet, von denen ersteres von Westen nach Osten in einer Länge von 170 Meilen vermittelst Kroatien, Slavonien, Eirimen, Ungern, das Banat, Siebenbürgen und die Bukowina an die europäische Türkei stößt, während Kroatien zugleich den Anfang der westlichen Grenze bildet, die Dalmatien, das adriatische und das ionische Meer fortsetzt. Beim Eintritte der südlichen Grenze ist an die Stelle des mittelländischen Meeres der griechische Staat getreten, der sich vortheilhaft mit der Türkei in Livaden theilt, oder es ihr vielmehr völlig entzogen hat. Hieraus nimmt dem Archipel oder ägäischen Meere die Abgrenzung das mittelländische ab, dergestalt daß beide zugleich alle dem türkischen Exceper unterthänige Inseln in sich schließen. Das Mittelmeer umfließt demnach ganz Vorderasien, das Paschalik Haleb, Arabus oder Phönicien, Alta, Nablus und Ghaza, wendet sich mit dem petrischen Arabien wieder westlich, umfließt das Delta Ägyptens und mit Unterbrechung Tunis und Tripolis, als sogenanntes türkisches Gebiet. — Mit Unterbrechung sage ich, da die in der Bälse von Barla lebenden arabischen Stämme frei und unabhängig unter ihren Scheichs hausen, und nur wenige den Pascha von Ägypten und Tripolis Tribut zahlen. Unter den Staaten der Berberei ist noch der von Tripolis in scheinbar größerer Abhängigkeit von der Pforte als Tunis, das zu seiner westlichen Grenze das Cap Roum am Mittelmeere hat. Von da zieht sich neben dem algierischen Gebiete die Grenze südlich bis zum 32° Breite, wo das Datelland (Bilauldscherid بلال الجريد) beginnt, in welches sich Marokko, Alger und Tunis zugleich theilen, ohne daß die dortigen nomadisirenden Araber und Berber, mit Ausnahme der östlichen an Marokko grenzenden Gegenden, irgend eine feste Abhängigkeit anerkennen. In dieses stößt in Süden und Osten das Gebiet von Tripolis mit der Dase Fusan im Süden, deren Sultan an Tripolis Tribut zahlt, worauf die Bälse von Barla, welche bis zum 42° östl. Länge dem Pascha von Tripolis und dann in ihrer östlichen Richtung dem von Ägypten angehört, ihren Anfang nimmt und im Süden vom Libris-Gebirge (das Berdoa des Leo) das in die libysche Bälse ausläuft, begrenzt, stößt sie im Osten an das Gebiet von Ägypten und hat im Süden keine bestimmte Grenze, ebenso wenig als Ägypten selbst im Westen, während wir seinen südlichen Punkt durch die erste Katarrhale unterm 24° bestimmt haben. Hierauf zieht sich die Grenze in nördlicher Biegung bis zum rothen Meere, das Arabien bis auf die 15 Meilen breite Landenge von Suez von Afrika scheidet. An der nördlichen Küste dieses Meeres gilt zwar der Pascha von Ägypten als Scheich von Mekka brute für den mächtigsten Fürsten, allein eigentliche Herrschaft über Länderreien, mit Ausschluß einiger Städte an der Küste, stehen weder ihm noch dem Sultan zu, dessen Oberherrlichkeit in dieser Gegend sich nur in Haltung von Garnisonen und in dem Rechte, die Pilgerkaravane nach Mekka zu geleiten, sich fund thut. Von diesen unzuverlässigen Gerechtsamen sehen

wir hier ab, und leisten bei Eingrenzung Osmanischer Schutzherrschaft auf sie Verzicht. Diese nämlich zieht sich nur längs der Küste des mittelländischen Meeres etwas landeinwärts auf der Landenge von Suez östlich fort, und tritt dann völlig zwischen dem alten Palästina und dem petrischen Arabien ein. Das Paschalik von Damascus wird östlich durch die arabische und in seiner größten nördlichen Ausdehnung zugleich mit dem von Hama, durch die syrische Bälse begrenzt. Dasselbe ist mit Haleb, und nordwestlich, indem jene Bälse einen großen Einzug nach Norden bildet, mit Kassa und dem Paschalik von Bagdad und Basra in Westen der Fall. Mit der Mündung des Euphrat und Tigris ist zugleich der östliche Punkt des Osmanischen Reichs erreicht, das von nun an von Persien und Kautasien im Osten und in seiner ganzen nördlichen Breite vom schwarzen Meere umjogen wird. Dasselbe bildet, wie wir bereits sahen, bis herauf zum Delta der Donau die östliche Scheidewand des Osmanischen Europa's, und so sind wir dem, nachdem wir die Kunde in drei Welttheilen gemacht, an demselben Orte wieder angekommen, von dem wir ausgegangen waren. Allein trotz des weiten Marsches haben wir eigentlich doch nur erst mehr die politischen Grenzen der Osmanischen Monarchie im Allgemeinen kennen gelernt, und es gilt jetzt, sie physikalisch genauer zu bestimmen. Wir folgen derselben Spur, die wir vorher betraten und eben erst verlassen haben. —

Unter den europäischen Eingrenzungen sind unstreitig die gegen Rußland, nur von der Donau von ihrem Einfluß in das schwarze Meer an bis Galatz und dem Pruth längs der Ost- und Nordgrenze der Moldau gebildet, die zugänglichsten, und überdies wegen schwacher Verteidigungswerke, durch welche die Kunst der Natur hat zu Hilfe kommen wollen, militärisch so unbedeutend zu achten, daß noch die neuesten Zeiten die Osmanen über ihre Bälse in dieser Richtung fastsam belehren mußten. Von Natur unvergleichbar fester scheiden die gewaltigen Gebirgskämme der Karpaten zunächst vorzüglich im Westen den nördöstlichen Abhang entlang die Moldau und ebenso die Balaczei, nach der gegen nördlichen Seite gegen Herreich zu, von der Bukowina, Siebenbürgen, und das Banat, worauf von Orsova an bis Belgrad oder der Savemündung die Donau in einer Länge von 25 Meilen als die Grenzseide zwischen Serbien und dem Banat eintritt. Von Belgrad an schneidet die Sau den westlichen Theil Serbiens, Bosniens und Türkisch-Kroatiens von Eirimen, Slavonien und Herreich-Kroatien ab, während ein Nebenfluß dieses Stromes, die Unna, die nordwestliche Wendung der Grenze um Kroatien fortsetzt. Von nun an wälzen sich westlich in einem Abhange von Süden nach Norden die sogenannten dinarischen Alpen, auch das Welkebit und Distrago-Gebirge heißen, parallel mit dem adriatischen Meere zwischen dem Herreichischen Dalmatien und türkischen Kroatien und Dalmatien fast bis zum Meerbusen des Drino herab, worauf das adriatische und ionische Meer die Grenze fast bis zur Mündung des Aspropotamos (oder Aspro und Aspri, bei den Alten Achelous in Livaden

bildet, die sich nun quer durch zwischen Thessalien und Epiadon, wo neben andern Bergstämmen das Kumantia-Gebirge sich erhebt und bis zum Meerbusen von Iosbin oder Beihan sich hinzieht. Von nun an tritt der Archipel oder das ägäische Meer in seinem ganzen übrigen Umfang an der europäischen und asiatischen Küste der Türkei als die geschlossenste Grenze ein und übergrift erst unterhalb Rhodus dem Mittelmeere seine Rechte, das an der südlichen Küste Kleinasien's herumläuft, sich westlich an Syrien, Phönizien und Palästina's Ufer herunterzieht und den dritten Welttheil, Afrika, in seiner ganzen Ausdehnung nach Westen begrüßt, bis zu der Grenze zwischen Tunis und Algier, die zum großen Theile durch eine östliche Fortsetzung des Atlas und die Steppen des Datellandes gebildet wird. Letztere umfassen zugleich Tunis südlich. Die Wüste Sudab begrenzt Tripolis südlich und Hessa westlich, während die südliche Grenze der letztern das das Cyre-Gebirge ist, das sich an das Libysche-Gebirge anreicht und in die libysche Wüste ausläuft, die überdies die westliche Grenze von Ägypten in seiner ganzen Länge abgibt. Diese biegt sich, unterstützt durch das libysche Gebirge in Süden, vermittelst Granitmassen um das alte Fabelland beim ersten Wasserfalle herum, und Hügelsketzen ziehen sich bis zum rothen Meere fort, das Ägypten bis zur Landenge von Suez einschließt. Die Wüste des petrischen Arabiens begrenzt hierauf im Süden die Herrschaft der Osmanen so, daß das Gjalet Damaskus und Haleb im Westen und Süden, Kassa im Süden und Südwesten, und ebenso das Paschalik Bagdad, zu dem im weitern Sinn auch das Gjalet Baber gehört, im Südwesten von Arabistan, oder vielmehr der nördlichen Fortsetzung der arabischen, d. i. syrischen, Wüste, und von Arabistan im Süden abgeschnitten ist. Der persische Meerbusen in seiner nördlichsten Breite tritt von nun an als Wasserscheide ein, worauf die östliche Grenze von Baber und Bagdad mit Kusskan, Kurdistan, Adherbeidschan, Kras, Gruisen und Surien geschlossen wird. Vom persischen Meerbusen aus bildet jenseit der Schatt kurz vor seiner Mündung die Grenze die mit ihm parallel sich bis zum Hamrun-Gebirge fortzieht, das Kusskan von Bagdad scheidet. Dasselbe verläßt unterm 33° Breite die Grenze und geht in das Innere des obengenannten Paschaliks hinein, während diese sich nordöstlich umbiegt und bis zum Zagros-Gebirge fortläuft, das von nun an Kusskan von Bagdad und Scherfor scheidet und mit den kaukasischen Gebirgsmassen zusammenhängt, die ganz Kusskan und Wan begrenzten, den Ararat aufnehmen und so auch Kars und Georgien (Dschibit) von der russischen Provinz Imerien bis zum schwarzen Meere abschneiden, das von nun an das Osmanische Asien im Norden und das europäische bis zur Mündung der Donau einschließt.

So hätten wir allerdings eine physische Grenze gezogen, innerhalb deren die Osmanische Pforte die Oberherrlichkeit zu behaupten vorgibt. Diese scheinbare Annahme, die noch äußerst in der Amtsvorstellung diplomatisch wenigstens aufrecht erhalten wird, bebingt

aber keineswegs die Forderung an uns, ihr durch die gegenwärtige Darstellung Wirklichkeit zu verleihen. Von einem Osmanischen Afrika kann nicht die Rede sein, da die Abhängigkeit von Ägypten, Tunis und Tripolis keine factische, sondern fast nur noch eine eingebildete zu nennen ist. Uebrigens sind und werden die drei bezeichneten Staaten in besondern Artikeln an ihrer Stelle behandelt, so daß sie in der Fortsetzung unserer Darstellung ferner nicht mehr in Betracht kommen werden. — Den wurden sie berührt, um eben der Amtsvorstellung die einigermaßen ihr Recht anerkennen zu lassen, doch bereits auch da hinsichtlich Abyssiniens, Schibba's und der Oberherrlichkeit von Mekka, die im Scheichthum repräsentirt wird, beschränkt. Längst wählte schon die Pforte weder den Bey von Tunis noch den Pascha von Tripolis, und in Ägypten wird sich der Sultan ebenfalls zu einem abgenötigten Ja vertheilen müssen. Die Besetzung in diesen drei Regentsthronen geht zwar von Constantinopel aus, allein der Erbe des Throns sitzt schon allemal so fest, daß er die Geschenke und Besanden, die er dem Sultan schickt, bios als eine freiwillige Höflichkeit betrachtet, um Kalan und Ferman zu erhalten, und nicht augenblicklich in Krieg verwickelt zu werden. Also haben diese Länder sogar aufgehört, Schutzbäume der Pforte zu sein, wie es die Wolken und Balachei sind, die aber ebenfalls ihre eigene Verfassung und ihre eigenen Fürsten (Hosokoren) haben, welche unter russisch-türkischer Oberhoheit seit 1829 von den Bojoren gewählt und in Constantinopel vom Sultan mit ihrem Fürstenthume befestigt werden. Wir schließen auch diese Länder als selbständige Bahireiche aus, und überlassen sie ihrer besondern Darstellung unter den betreffenden Artikeln, um so mehr, als dadurch in vorliegender Skizze um so freier von dem eigentlichen, dem Sultan ohne alle Beschränkung unterworfenen Osmanenreiche die Rede sein kann. Dazu kommt, daß beide Fürstenthümer selbst in der neuesten Vertheilungsliste nicht aufgeführt sind, und mithin der Übersicht ein Umfang ertheilt werden würde, auf den die Pforte selbst Verzicht leistet. Dennoch umschloß auch für die obige ganz einfache Grenzmark, und auch später werden sie zur Bestimmung des Reichthums in der europäischen Osmanischen Halbinsel und ihres Flußgebietes hinsichtlich ihrer Configuration genauer bezeichnet werden. Alle diese Bemerkungen dienen nur dazu, das allmähliche Sinken der Osmanischen Macht immer mehr zu veranschaulichen und einen Anhaltspunkt zu gewinnen, an den sich ein sicherer Leitfaden für das Folgende anknüpft.

Den Flächeninhalt des europäischen und asiatischen Osmanenreiches zu schätzen bleibt eine höchst mühsame Unternehmung, selbst wenn man sich auch nur mit annähernden Bestimmungen begnügen will. Eine ungefähre Berechnung würde, nach Ausschluß der Wolken und Balachei und des neuentstandenen griechischen Staates, aber mit Einschluß der türkisch gebliebenen Inseln für die europäische Halbinsel folgendes Resultat geben, wobei der Maßstab der bessern Karten und einheimischen und fremde Quellen zum Grunde liegen:

Das feste Land	5620	Quadr.-Meilen
Die Inseln Iaso	4	" "
Samotracia	1½	" "
Imbro	4	" "
Limje	7½	" "
Kirid (Kandia)	190	" "

5827 Quadr.-Meilen.

Für die asiatischen Provinzen nach den obenan-
gegebenen Grenzbestimmungen bin ich ziemlich auf dasselbe
Ergebnis, nur wenige Meilen abgerechnet, gekommen,
welches Hassel aufgestellt hat, wiewol auf andern Wege,
nämlich

das Festland	20,467	Quadr.-Meilen
die Inseln	518	" "

20,985 Quadr.-Meilen.

Bei Hassel trifft aber weder die Berechnung beider
hingestellten Summen, noch bei Angabe der Provinzen
die Höhenzahlen zu einer Generalsumme gerechnet. Wir
können demnach sagen, daß

das Osmanische Europa	5,827	Quadr.-Meilen
das Osmanische Asien	20,985	" "

zusammen 26,812 Quadr.-Meilen

beträgt, eine Angabe, der zufolge, wenn sie trifft, alle
andere Berechnungen herabgeschminkt werden müssen. Man
hat bei der Zählung nicht immer streng die Grenzen fest-
gehalten und einzelne Karten haben zu sehr feilgegrif-
fen, als daß sie in dieser Beziehung Glauben verlangen
könnten.

Oberfläche des Osmanischen Europa. Der
erste Blick auf die Karte lehrt, daß das ganze seinen
westlichen, nördlichen und östlichen Grenzen nach beschrie-
bene Land eine Halbinsel bilde. Unstreitig hingen einst
das asiatische und europäische Festland zusammen, daher
auch gegen Süden die große Anzahl von Meerbusen,
Halbinseln, Inseln und Landspitzen. Gehen wir zuerst
am östlichen Ufer längs dem schwarzen Meere hinunter,
so ist von der Mündung der Donau an die Küste an-
fangs eben, ohne jede bedeutende Bucht und Unterbre-
chung der Gleichförmigkeit, die Mündungen der Donau
(Sulline Bogdasi, Keville Bogdasi oder Hagios Geo-
gios u. a.) ausgenommen, die ein wahres Delta bilden,
aber auch aus Mangel an Kanälen einer Menge Süm-
pfen Nahrung geben. Selbst durch den See Raxini
oder Raxini wird zwar der sumpfige Boden begrenzt,
doch auch jetzt noch läuft das flache Ufer fort, durch
wenig hervorragende Vorgebirge oder tief ins Land ein-
schneidende Buchten unterbrochen. Nur erst vom 44°
an wird das Ufer steiler, und das Cap Kalatira oder
die Landspitze Bulgard bildet eine bedeutende Abflusung,
die Küste tritt mehr zurück, die Vorgebirge und Ueber-
den häufen sich, und jede fortlaufende Gleichförmigkeit
verschwindet. Varna, innerhalb eines kleinen Busens,
von zwei Vorgebirgen umschlossen, das Cap Amineh, die
Städte Divritia (Mesembria) und Abjoli auf hervor-
springenden Landspitzen und der Meerbusen von Burgas
schneiden das grade Ufer von Neuem ab, das nun im-

mer steiler und felsiger, mit fortlaufenden, bald hervortre-
tenden, bald zurückweichenden Einbiegungen sich bis über
Midia hinabzieht und dann vor dem Kanale von Con-
stantinopel (Bosphorus) zwar still, doch gleichförmiger en-
det. Letzterer ist zwar nicht weniger felsig, desto flacher
aber ist die Küste des Maro di Marmora, die nun erst
in der Nähe der Straße der Dardanellen (Hellespont)
wieder felsiger wird. Diese bekanntlich vom asiatischen
Ufer und der Halbinsel Galipoli zusammengebrängt en-
digt nur erst mit der Spitze der letztern, die an der an-
dern Seite durch den Busen von Saros begrenzt wird.
Von diesem bis zu dem Busen von Orea oder Con-
tessa ist das Ufer abermals felsiger und mitßin flacher,
dagegen hat es bedeutende Vorsprünge, und unter den
Busen sind die von Enos, Lagos und Kavala groß und
wichtig genug, um hier erwähnt zu werden. Der Bu-
sen von Contessa und Salonik schließt von Neuem eine
nicht unbedeutende Halbinsel ein, aus der drei schmale
Landzungen in fast gleicher Entfernung von einander weit
in das Meer hinauslaufen, und zwei beträchtliche Busen
bilden, von denen der östliche Indschir Goruss und der
westliche Cassanara heißt. Der Meerbusen von Salonik,
in dessen nördlicher Spitze der große und vortheilhaft
gelegene Hafen der bedeutenden Stadt gleiches Namens
sich befindet, hat südlicher nur noch die Busen von Volo
und Beiton, die hier in Betracht kommen können, wäh-
rend alsdann die obenangedeutete Grenze Griechenland
und die Türkei scheidet, und die Küste sich westwärts
wendet. Auch hier sind die gebirgigen Bestandtheile die
vordrängenden, die nur in wenig flachen Abflachungen
sich verlieren, dagegen an mehreren Punkten ziemlich jäh
ins Meer hinauslaufen und Landzungen und Vorgebirge
bilden, unter denen das von Kedano, Pali und Linguetta
oder Karaburnu, mit welchem letztern das adriatische
Meer seinen Anfang nimmt, die ausgezeichnetsten sind.
Auch sind hier nur folgende drei Meerbusen, der des
Drino, von Arta und Valona, alle aus albanischem Ge-
biete befindlich, besonders hervorzuheben.

Um die Beschaffenheit der Oberfläche der nördlichen
Grenze kennen zu lernen, müssen wir vor allen die mäch-
tigen Gebirgskette genauer beobachten, die theils die
ganze europäische Türkei beherrscht und in den verschiede-
nen Richtungen durchschneidet, theils in Verbindung
mit der Donau, den Scheidepunkt zwischen ihr und öst-
reichischem Grund und Boden abgeben. Ein Gebirgskod
zieht sich fast mitten durch die europäische Türkei hin-
durch und theilt dieselbe gleichsam in zwei Hälften. Bosnien,
Serbien, Bulgarien, die Balachei und Moldau bleiben
in größerer Ausdehnung im Norden, während auf der
Südsseite die Küstenländer Albanien, Thessalien, Makedo-
nien und Rumili sich hinziehen. Es beginnt der gebir-
gige Theil im Süden Kroatiens als die Fortsetzung der
aus Teutschland sich hinüberziehenden julschen und di-
narschen, oder als letzter Zweig der eigentlichen Alpen,
die aber, da sie in verschiedenen Ästen hineinreichend,
verschiedene Namen führen und hier im Süden als das
Bellesht und Bistrago-Gebirge bekannt sind. Von Jeng
an, wo sich der Felsen Klet erhebt, läuft es unabsehbar

mit nackten und unfruchtbaren Spizen bedeckt längs und parallel der dalmatischen Küste hinunter und bildet so, obwohl schwierig eine der Kuppen die Höhe von 7000 Fuß erreichen mag, einen unerschütterlichen Damm gegen das adriatische Meer, dem es sich in seinem Hauptzuge gegen zehn Meilen nähert. Rängs der Grenze Dalmatiens erhebt es verschiedene Namen, besteht aber fast nur aus kahlen Kalkstein, obwohl da und dort mit dichtem Walde bedeckt. In Albanien und an dessen Grenze nimmt jene Alpen das Perserin-Gebirge auf und führt sie bis zu dem Gebirgsfluche fort, an den sich die Grenzen fast sämtlicher europäisch-ösmantischer Provinzen, selbst das Gebiet des Archipelagus nicht ausgenommen, anlehnen. Von diesem Gewirre von Bergen, zwischen Serbien, Albanien und Makedonien nördlich dem Donau-gebiet und den südligen Küstenländern, erhebt sich nach Osten hin zwischen Makedonien und Serbien mit Bulgarien das Schorathagische (Tagh طه heißt Berg, Gebirge) von mehreren Geographen auch Koratagh (das schwarze Gebirge) und das makedonische Gebirge genannt. Der höchste Gipfel desselben und der ganzen europäischen Türkei ist bekanntlich der Orbius im Mittelpunkte, der gegen 9000 Fuß über dem Meere hervorragt, und Grisi oder Grisiu, der als Kostenbis- und Dupinscha-Gebirge fortstreicht, bis dieses als Balkan (بالكان), eigentlich hohes Gebirge, ober

wie Walsch will, dahlé dsihele, im Alttertume Hamus) nördlich, und als Despoto-Gebirge (Rhodope) in zwei gewaltige Arme ausläuft, und Thrakien recht eigentlich in seine Mitte nimmt. Der Balkan bildet zugleich den Hauptarm, der die Halbinsel in zwei Theile theilt, zieht fortwährend östlich hin, sendet aber, ehe er dem schwarzen Meere sich naht, eine Menge Äste nord- und südwärts und läuft endlich in dem Bujsul Balkan, Eminet Tagh und Kutschuk Balkan in mehrere Vorgebirge in obiges Meer aus. In neuern Zeiten hat der Übergang der Russen unter Diebitsch Saballanky im J. 1829 jenes Gebirge auch und in lebhaftest Erinnerung gebracht, und obwohl es in dieser Gegend als der eigentliche Balkan sich nicht über 3 bis 4000 Fuß erhebt, so machen doch die gerissenen Felsparthien, die unaufhörlichen bodenlos schwindenden Schluchten und fast senkrecht abfallenden Kliffe ihren Zugang höchst gefährlich und beschwerlich. Die ungeheure Kette erscheint vom Norden her wie eine Mauer, die Himmel und Erde verbindet, und die Alten begien eine so furchtbare Idee von der Höhe derselben, daß Pomponius Mela meint, man erblicke von ihrem Gipfel zugleich den Pontus Euxinus und das adriatische Meer. Plinius läßt seine Leser in nicht weniger Erstaunen durch seinen Bericht, und obwohl auch wir noch sehr geringe Kenntniß von den einzelnen Bergezeiten, dem hohen und niedern Balkan, den Schluchten und Abhängen, ihrer Höhe, Tiefe und Breite, ihrer innern Beschaffenheit und ihren Bestandtheilen haben, so wissen wir doch soviel, daß über sie eine völlige Täuschung nicht stattfinden kann. An vielen Stellen laufen parallele Ketten neben einander, welche die fruchtbarsten Thäler von

einer bisweilen aber mehr als zwölf Meilen betragenden Länge mit einer Breite von drei bis vier Meilen, mit Dörfern, Herden, Kornfeldern, Weingärten und Fruchtbäumen bedeckt, einschließen. Die Witterung ist allerdings sehr zur Fruchtigkeit geneigt, wenn der Wind von Süden kommt, und das mit Wald bedeckte höchst romantische Gebirge oft in nassen Nebel gehüllt. Auch hierdurch wird sein Zugang beschwerlicher, da die an und für sich unegale Gegend bei dem gänzlichen Mangel künstlicher Straßen noch unegaler wird. Fuhrwerk, zumal schweres, findet fast gar keinen Übergang, und wenn für Erleichterung in jedem andern Lande bereits längst gesorgt wäre, so mögen doch auch die Türken aus politischen Gründen den Zugang vom Norden her nicht eben noch gebahnt machen, als er an einigen Stellen so schon durch öftere Benutzung geworden ist. Der Paß, den Diebitsch wählte, über den Zweig Eminettagh, gewöhnlich Sulu Dschend, der Engpaß (denn سولج دژ bedeutet den Engpaß) von Sulu, genannt, war auch sonst immer von den von Norden her einbrechenden Völkern benützt worden. Der andere Hauptarm des Gebirgsstosens, das Despoto-Gebirge, welches, wie oben bemerkt ward, Thrakien von der Südküste einfaßt, streicht zugleich dieses von den Uferländern des Archipelagus, und läuft südlich dem ägäischen Meere zu, in dessen Nähe es sich immer mehr verflacht, während das Stearidscha-Gebirge in Südost in der Nähe von Islemje oder Sliwa sich vom Balkan trennt, bei Wisa und Burgas in zwei Arme zerfällt, wovon der östliche sich bis hinter Konstantinopel hinabzieht, der südwestliche aber unter dem Namen Teskiri-Gebirge theils südlich den Meerbusen von Enos umschließt, theils die Landzunge von Galipoli mitten hinabläuft und an deren Spitze sich ins Meer senket. Auch das makedonische Gebirge verweigt sich in mehrere Arme, welche die drei Landzungen zwischen den Busen von Gontessa und Salonik als ebenso viel Wälle gegen das Meer schügen, bis sie selbst als Vorgebirge, unter ihnen das östliche mit seinem fast 6000 Fuß hohen Xiforos oder Monte Santo (Äthos), in dasselbe sich verlieren. Um endlich noch die Grenzen gegen Österreich hin anzudeuten, erwähnen wir das karpatische Gebirge, das gleich dem Balkan wild und rauh und gewaltig durch Schluchten zerissen, die Balaschei und zum Theile die Moldau von Siebenbürgen und dem Banat trennt. Eigentlich ist jenes nur ein Zweiggebirge der Karpaten, das aber dennoch viele Strahlen in das Land hineinsendet. Hoch sind sie vorzüglich auf der Grenze von Siebenbürgen, ohne jedoch den schauervollen Eindruck durch ihre Gruppierung und wilde Beschaffenheit zu erregen, den sie an andern Punkten, z. B. in der Moldau, hervordringen. Ihr höchster Gipfel, der Rutschsch, im Bezirke Braoma, steigt über 6000 Fuß über die Meeressfläche und andere Spizen über 5000 und darunter. Grosteker und drohender stehen dagegen schon die steilen Felsenwände an der ungrischen Grenze da und würden, hätten wir sie näher und wären ihre Bewohner wilder, nicht weniger die das Bild-Romantische lebendiger

Reisenden auf ihre Höhen und in ihre Tiefen locken, als irgend die Apollon- und Schweizergebirge. Fünf Pässe der Bojauer, im Bezirke Skolandi, Tömösch im Bezirke Bozowa, nur für Saumtröffe gangbar, Adrbulger, zwei Meilen von Kimpulung, auch für Fuhrwerke benutzt, Vulkaner im Bezirke Goryu oder Durbischiul, und der Rothenturmpass, im Bezirke Ardifsch, machen von Siebenbürgen aus die Balachei mehr oder weniger zugänglich. Dagegen eröffnen breitere und engere Wege die Verbindung mit der Moldau, obwohl die Karpaten hier bei weitem wilder und felsiger sind. Neben den höchsten Felsenwänden finden sich auch wieder steile und enge Abgründe und mit bichstem Balde besetzte Thäler. Im Ganzen sind hier nur wenige landeinwärts laufende Äste von Bedeutung, während auch diese mit den übrigen nach dem Eintrich und Pruth hin sich immer mehr verlassen und endlich in Hügel ausgehen, die theils mit Holz, theils mit Weinreben bepflanzt sind. Bei Piatra (Petra), im Bezirke Nemeja, befindet sich der höchste Berg der Moldau, Tschalov. Die Grenzberge an der Moldau, Balachei und Siebenbürgen bestehen aus Schiefer.

Die europäische Türkei ist gebirgig, heißt mithin nicht weniger, als es gibt keine Provinz, ja kein Sandsthal, in dem sich nicht Gebirgsrassen erheben. Selbst die Äste der dinarischen Alpen in Bosnien auf der südlichen Grenze steigen zu mehr als 6000 Fuß Höhe über die Meeressläche, unten und oben häufig kahl und in letzterer Region felsig und nur in der Mitte mit Laub und Nadelholz und Weidepflanz bedeckt. Von diesem Stamme laufen auch hier wieder eine Menge Zweige aus, die durch ihre Richtung die Flussgebiete bestimmen, und in ihren verschiedenen Abtheilungen und Kuppen auch verschiedene Namen erhalten. Nicht anders verhält es sich mit den Provinzen Makedonien und Thessalien, welche letztere vorzüglich das hellenische Gebirge mit allen seinen alten Erinnerungen durchzieht und von erster Provinz scheidet. Im Norden erhebt sich der Dymopus, heutzutage Racha geheißen, mit seiner 6120 Fuß hohen Spitze, und sendet einen Seitenast nach dem Buken von Golo, der unterweges den Ofsa, jetzt Kissaos, und den Pelias, jetzt Petras, zum Himmel emporträgt. Im Westen thürmt sich der alle Pinbus, jetzt Mezjooos und Agrasagebirge, mit seinen verschiedenen Zweigen, wovon der südlich laufende das Thal Thessaliens völlig einschließt. Nur landeinwärts finden sich in allen Provinzen die fruchtbarsten Ebenen und im Norden vorzüglich rechts und links der Donau.

Dass es in einer von so vielen Gebirgsstämmen durchschnittenen Halbinsel an Flussgebeten nicht fehlen kann, leuchtet von selbst ein, und dessenungeachtet bildet, auf das Ganze gesehen, doch nur die Donau ein eigentliches Stromgebiet im Großen. Sie ist der mächtigste Strom der europäischen Türkei und berührt die Grenzen derselben zuerst bei Belgrad, wo die Save in sie aufmündet. Dierauf scheidet sie das Banat von Serbien, windet sich in der letzten Hälfte ihres Laufes mehrlach und eingeengt 25 Meilen zwischen dem Karpa-

ten im Osten und den türkischen Gebirgen hindurch, und tritt erst bei Neu-Drsova durch das Felsenloch Demir-lapi gänzlich in die Türkei ein. Von nun an bildet sie die Grenze zwischen der Balachei und Bulgarien, fließt oft breiter als eine Meile, fällt in vielfache Arme, die sich immer wieder vereinigen, ab, und schafft so eine Menge Inseln, zum Theil von bedeutendem Umfange, wirt abdann von einem Arme des Balkan, der sich längs des schwarzen Meeres hinzieht, genöthigt, sich nach Norden zu wenden und strömt so zwölfs Meilen vor ihrer Mündung, unter Bildung eines Dells, mehrarmig in den Pontus Euxinus aus. Unter diesen Mündungen

(Bogasi *بوغاسي*) bildet der Kedsille Bogasi oder *Ayoc* *Λογγυος* die Grenze von Rußland, und das Wasser läuft hier mit einer Schnelligkeit von 18,000 Fuß in einer Stunde. Unterweges nimmt die Donau von Norden her als größere Ströme auf a) oberhalb Rahova den Schiul, der seinen Ursprung in den Karpaten in Siebenbürgen hat, bei dem Vulkanenpass in die Balachei einfällt und quer durch dieselbe strömt; b) die Aluta oder den Altsfluß, der in Südosten von Siebenbürgen entspringt, sich durch das südliche Gebirge dicht neben dem Rothenturm in einem fünf Meilen langen felsigen Bette durchwindet, die Balachei durchschneidet, unterweges die Dopolezia, Amara, Tesseni, Wulfscha und andere Flüsse verschlingt und zwischen Iglas und Turna am linken und Risopoli am rechten Ufer der Donau, mehrarmig in letztere ausmündet; c) den Ardich, der die auf demselben Gebirge herabkommende Dumbowija, an welcher Bufarek liegt, aufnimmt, während er selbst mehr nordwestlich herkommt und südöstlich die Turbulai, unterhalb der von Rußland und Biurgewo beginnenden flachen Donauinseln, mitten durch Sumpfbegirte, sich mit der Donau vereinigt; d) die Isalomija, die eine Menge kleiner Ströme aufnimmt und unterhalb Hirsowa der Donau zufließt; e) den Sereth, der die Moldau mitten durchschneidet, nachdem er der Bukowina, seinem Geburtsland, entleert ist, unterweges die Suczawa, Moldowa, Bistrika, Zorusch, Milkow, Putna, aus welchen beiden letztern der kleine Sereth entspringt, aufnimmt, in bedeutender Breite zuletzt eine Strecke die Moldau und Balachei begrenzt, und oberhalb Salaz seine Endschalt erreicht; und endlich f) den Pruth, der die Grenze zwischen der Moldau und dem russischen Gebiet abgibt, meistens nur kleine Flüsse aufnimmt, aber schon von der Mündung der Bagliu, die von Jassy kommt, die größten Schiffe trägt, und unterhalb Salaz sich mit der Donau vereinigt. Unter den südlichen Nebenflüssen der Donau bemerken wir zuerst g) die Tau oder Save, welche die in Kroatien entspringende Unna oberhalb Gradiska, den Verbas unterhalb derselben Stadt, den in Bosnien entspringenden und dasselbe durchschneidenden Bosna-Fluß und endlich den Drin aufnimmt; h) die Morawa, die Serbien in zwei Arme durchstößt, viele Bäche aufnimmt und unterhalb Belgrad einfließt; i) Jekser (Dobus) der in einem engen Thale bei Sarmakow entspringt, Bulgarien durchschneidet, und mitten zwischen Rahova und Iglas seiner Mündung zufließt;

k) der Bid (Ulus), der von demselben Gebirge hinab denselben Weg nimmt, und gegenüber der Ulta und der Stadt Ijas die Donau erreicht; i) den Zantra, der einen großen Theil der Heerstraße von Katanis nach Kusbuk begleitet und unterhalb Siflow einfällt, der Kara Kom, Taban u. a., die sämmtlich, wie die nördlichen in den Karpaten, so diese in dem Balkan ihre Quellen finden. Außerdem entspringt aber der Balkan auch südlich seine Ströme, und unter ihnen in Osten als den bedeutendsten die Mariza. Sie kommt vom Rilo-Gebirge, läuft bei Lator Bagar, Philippopol (Filibe), Adrianopol (Erene), Dimotika, Ispala vorüber, und ergießt sich, nachdem sie sich bei Adrianopol, wo sie schiffbar wird, ganz südlich wendet, mit einem Arm in den Meerbusen von Enos selbst, mit dem andern wenig westlicher von demselben in das ägäische Meer. Unterwegs nimmt sie eine Menge andere Flüsse auf, unter ihnen die Kiffava, Lumbsha vom Balkan her, und Arda (Haredeme, Harpeffus) vom Despoto-Gebirge (über beide Ströme führen zu Adrianopol 13 Brücken), als die erwähnenswertheften. Den Kasalu (Refus), der ebenfalls vom Rilo-Gebirge herabströmt, verschlingt die Mariza keineswegs, wie tiefer und jener Geograph glauben machen könnte; dieser fließt vielmehr Thafos gegenüber zu beiden Seiten des Vorgebirges Xyperola in das ägäische Meer, welches auch den Egrisu (Stroma, Strymon) und Orson im Meerbusen von Gonstia aufnimmt. Die Ströme Makedoniens, der Barbar (Kris) als der größte, und die Bistrica münden beide und ebenso wie Herina und Indschelara in den Meerbusen von Salonik, sowie der Salambrja (Veneus) durch das Thal Tempe. Der Aspri (Xipropotamo, Xchelou) eilt durch Kavaden und fällt Ephepalonia gegenüber ins Meer. Endlich erwähnen wir noch im Sandtschak von Janina den Filosi oder Kallama, der oberhalb Komenija in den Kanal von Korfu fällt, den Regan, die Arta, welche der Meerbusen von Narda aufnimmt, den Drin oder Drino, der im Meerbusen desselben Namens vom adriatischen Meere verschlungen wird, nachdem sich zuvor die breiten Arme, der schwarze und der weiße Drin vereinigt haben. Dabin strömt auch der Mattia oder Mat, Argenta, Somini, Ermano, die kleine und große Schersalla, der Poshonia, und oberhalb Stutari, als der Hauptfluß, die Bojana.

Außer den genannten Strömen und Flüssen gibt es noch eine Menge andere, die sich zumal an den Küsten und am Fuße der Gebirge vermehren, und in andere Ströme, sowie in die die Türkei umgebenden Meere ausmünden. Wir erwähnen noch kurz unter ihnen die folgenden: Kameril und Barna, die zum Flußgebiete des schwarzen Meeres gehören und von denen der letztere bei der Festung gleiches Namens (Br. 43° 17' 30") in dasselbe einfällt; den Kasalu in Rumelien zwischen den beiden Armen des Strandtscha-Gebirges, der sich mit der Bai von Bujut Tschelmedsch, dem alten Athyras, vereinigt, und bei den Türken auch oft mit dem Namen dieses Ortes bezeichnet wird. Vor Alters hieß das Flußchen Hlopos, der Übergang, und an den Meerbusen, den seine Mündung bildet, blieb auch Attila 450 n. Chr.

stehen, und machte sich seinen Abzug durch Geld bezahlt, sowie hundert Jahre später die Hunnen, die Belisar hier schlug. Hierdurch sowohl, als überhaupt durch die militärische Wichtigkeit dieses Postens, von dem die Verteidigung der Hauptstadt in Südwesten abhing, und die spätern Kaiser oft Anwendung zu machen hatten, ist das Flußchen classisch geworden. Vom Hämus herab bildet die Mariza ihr eigenes Flußgebiet, eine Menge Bergwässer strömen ihr zu und nicht unbedeutende Flüsse, außer den schon obenangedeuteten fallen ein, wie die Ulandscha, Kartova, Erteno (Agrianes), Ischerna. Zum Donaugebiete gehören ferner der weiße (Altom) und der bei Kasgrad oder Hesargrad vorüberströmende schwarze Kom (Karalom), die beide ihre besonderen Quellen haben, und sich erst bei dem Dorfe Xschelgitz verbinden und nach wenigen Meilen gemeinschaftlichen Laufes die Kusbuk in die Donau einfallen, ebenso vom Süden her die Döma (Dömus), die vom Balkan der Bulgarien (selt in zwei Hälften schneidet und bei Nikopolis mündet, Iggost ober Ngustul, die oberhalb Rahova ankommt, die Jiebriz, die an Melkocaj vorüber der Donau der Dschibra Palanka, und der Lomb, der ihr bei Lomb Palanka, der Arter, der bei Arter Palanka, und der Smoroden, der ihr zwischen beiden letztgenannten zueilt, der Timot, der oberhalb Bidbin einfällt und Anderer. Jene nannten wir noch besonders, um sie von den größern obenangeführten eben um ihrer geringen Wichtigkeit willen zu unterscheiden.

Ist aber auch das Dömanische Europa von so gewaltigen Gebirgs- und Felsenmassen durchschnitten, gibt es selbst nicht unbedeutende Sumpfböden, so muß man sich dennoch wundern, daß die Bananen weder an Menge noch an Größe mit jener Beschaffenheit des Landes im Verhältnisse stehen, sobald wir nämlich nur von den wirklich nennenswerthen sprechen, eine Erscheinung, die um so mehr zu Bemerkungen Veranlassung gegeben hat, da andere, durch gleiche Bergmassen angezeichnete Länder, wie die Schweiz, einen Vergleich in jener Beziehung gar nicht zulassen. In so großer Menge und unter den verschiedenartigsten Configurationen sich die Thäler zwischen den Bergkuppen und ihren Nebenthälen gestalten, so wird ihre Fläche doch nur durch kleine Bäche oder durch Quellen bewässert, und letztere sind überdies im ganzen Lande, wo es Ebenen gibt, nicht zu zahlreich, ja es gibt Landschaften, wie die von Janina, wo es an Quellen mangelt, und westlich vom See Kamin fehlt es in einigen Strichen ganz an Quellwasser. Dagegen gibt es wol auch Küstenflüsse, z. B. in Albanien, wo ganze Flotten sich mit süßem Wasser versehen können. Der größte unter den nördlichen Seen, der aber doch nur eine halbe Meile lang und $\frac{1}{2}$ Meile breit ist, ist der Brattig oder Brattsch in der Moldau, der vermittelst des Prutsek mit dem Pruth in Verbindung steht, übrigens aber von sumpfigem Boden umgeben ist, zwischen Galacz, der Donau und dem untern Pruth fällt er nicht weit von dessen Mündung in jene. Fast ganz in der nördlichsten Spitze der Moldau, nur westwärts, findet sich der Dorogoi, am der gleichnamigen Stadt gelegen; alle an-

der Wassersflächen aber, sowohl in der Moltou als in der Bolagel, sind nicht Seen, sondern nur Teiche, deren zumal viele in Osten der Bolagel in der Nähe der Donau sich befinden. Größer als die genannten, d. h. sechs Meilen lang und mit hin der größte im Osmanischen Europa ist der See Ramfin oder Kasein, südlich vom Donau-Delta, aber in geringer Entfernung. Auch steht er mit dem Keirile Boghosi in Verbindung, und hat außerdem seinen Abfluß vorzüglich durch zwei größere Mündungen in das schwarze Meer. Das Delta selbst schließt mehrere andere ein, wie den Acherontschik, Kastigbel, Obretena, Katiagöl, und südlich von demselben, dem Ufer des schwarzen Meeres nahe, ist der Tschoul, der die Kossimtscha aufnimmt, der See bei Mangalia, der Orvina, in der Nähe von Varna, der Kadir, der seinen Ausfluß in die Bucht Eminch hat, der Akafes, der Rungbist, der eigentlich eine Fortsetzung des Meerbusens von Burgas ist. Dem Kratiß an Größe ähnliche Seen, z. B. südlich der Donau, sind der Krapiui, Plocoe, Rebelu, Dobulpsia, letztere beide südlich von Hirsova, Ratschicola, Silistria gegenüber, Jeterio und außerdem finden sich andere, jedoch unbedeutendere. Thrakien hat keinen namenswerthen See aufzuweisen. Südwestlicher finden wir dagegen mehr, und zuerst den See Orsan oder Aakinos-See, den der Ergis von seiner Mündung in den Busen von Orsan oder Gontessa durchströmt, fern der 3 Meilen langen und 4½ Elle tiefe Bschik, an gleichnamiger Stadt gelegen, der in denselben Meerbusen mündet, aber im Sommer doch häufig wasserlos ist, der Kongaja, etwas westlicher, und der nordwestlich von Salonik befindliche Jaidschik, dessen Wasser zwar so bitter ist, daß kein Fisch darin dauert, dafür aber so viel Salz enthält, daß es sich am Ufer trocknet. Auch die Adler im Sandbchal Janina haben einzelne größere und kleinere Seen, die aber alle der bei Janina, der Acherusia des alten Epirus, an Größe übertrifft. Er findet sich am äußersten Ende der sogenannten ephaischen Gefilde, und breitet sich von Norden nach Süden 2½ Meile und von Osten nach Westen ungefähr 3400 Zeilen aus. Durch eine dem östlichen Ufer näher gelegene Insel wird er in den obern und untern See getheilt. Beide Theile werden durch den Gocplu der Alten gebildet, der vorher unsichtbar, plötzlich mitten in diesem See ausbricht. Außer diesem münden mehr andere kleine Flüsse in ihn aus. Er ist reich an Fischen, vorzüglich aber an Krebten, trotz dem, daß sein Wasser schlecht und saulig ist. Südwestlich von Janina finden sich ganz nahe am Ufer die kleinen Brunnensen Kaspi und Risa, die das alte Butirolum, jetzt Butrinlo, einschlossen, fern der See Dchrida (Ephesus), aus welchem nach Cingir Angaben der schwarze Drin entspringt, und dessen Ufer die Stadt Dchri, nach welcher ein Sandbchal genannt wird, liegt, und endlich der Bojana oder der See von Scutari, auch der See von Scudar, d. i. türkisch Scutari, auch im Alterthum Labotis, von Livius aber nur Palus genannt, der 3 Stunden lang und 1½ Stunde breit ist, nicht aber, wie Bschik Khalfa sagt, sieben Tagereisen im Umfange hat. Ihn durchströmt

die Bojana, die sich drei Meilen südlicher ins Meer stürzt, in solcher Breite, daß sie Seeschiffe bis in den See von Scutari (Scudar) trägt. Dieser ist ungemein fischreich und seine Fischarten sind als schmadhaft gerühmt. Dasselbe Lob wird aber auch der Bojana gespendet. Außerdem befinden sich noch in jener Gegend Binnenseen, unter denen wir den Holli, Sento und Prespa erwähnen, während sich noch andere kleinere zwischen den Bergen verstreut halten, und wegen ihrer Unbedeutendheit auch selten von Reisenden mit Namen genannt werden. Was sonst von dem im Osmanischen Europa herrschenden Wassersystem, z. B. über die Mineralquellen, zu sagen wäre, davon wird in dem Abschnitt über das Mineralreich besonders die Rede sein. Im gleichen Schritt zu halten, und das, was in der Darstellung nothwendigermassen getrennt werden mußte, einander so nahe als möglich zu bringen, gehen wir nun sogleich zur Schilderung der

Oberfläche des Osmanischen Asien über, und beginnen auch hier mit dem Bericht über die Hauptgebirge des Landes und deren Verzweigungen. Das Gebirge Taurus, wie die Alten seine Gesamtheit nannten, ist für den Osmanischen Länderbestand in Asien dasselbe, was der Hümus für Rumili und seine Landschaften ist. Es beginnt im Sandbchal Muntseba, dem alten Karien und Lycien, und durchschneidet in seinem Hauptzuge wie mit seinen Ästen fast alle Provinzen bis nach dem Sandbchal von Erzerum und Kars, oder dem alten Armenien. Es ist mithin Anatoli in seinem ganzen Umfange nicht weniger gebirgig als Rumili, ja es hat mit ewigem Schnee und Eis bedeckte Höhen und Bergrücken, denen die europäische Türkei keine an die Seite zu stellen hat. Der eigentliche Gebirgshock des Taurus, der bei den Osmanen keinen gemeinschaftlichen Namen führt, hat zwar seine höchsten Gipfel ausserhalb des türkischen Gebiets im Ararat (oder Argvir), dieser aber liegt der Grenze von Iran und der Türkei so nahe, daß er dieselbe fast berührt. Die Höhe der armenischen Gebirge oder der heutigen Staatshauptstädten Erzerum, Kars und Wan, als das südtliche Stufenland jenerzüge zunächst Erzerum, wird begreiflich, wenn Reisende die Hochebene von Erzerum allein zu 7000 Fuß über dem Meer angeben, während die Gebirgsmassen auf derselben sich noch 4 bis 5000 Fuß über dieselbe erheben. Der westliche Zug, Koptagh genannt, soll dem Ararat, der, die runde Zahl angenommen, sich wenigstens 12,000 Fuß über dem Meer emporstreckt, an Höhe gar nichts nachgeben. Die vier Hauptstäme in Erzerum, die sich fast sämmtlich von Westen nach Norden hinziehen, sind: der Kutagh, mit dem noch nordwestlicher der zweite Hauptzug, der vorhin erwähnte Koptagh, fast parallel läuft. Beide scheidet der am Koptagh entspringende Achorak, mit dem der Kutagh von Erzerum aus dem schwarzen Meere zulauft. Der Kepontagh, der mit dem Kutagh in Verbindung steht, zieht sich von Erzerum aus nordöstlich, und streift nach Kars und Achschir über, während der Nimroztag südöstlich sich wendet, und nach Wan hineinzieht. Von diesen Gebirgsrücken ist fast lei-

ner von ewigem Schnee und Eise frei, und da ihr Hauptbestandtheil Granit und Sandstein ist, so erodirt neben der Kälte schon in der Mitte derselben auch der Boden jede Vegetation. Ihnen zunächst steht der Kiziltagh, der den Norden von Ban berührt und dem Ararat anstößt und das Sihan-Gebirge, ferner der Altagh (الطاغ),

dem der Frat (Euphrat) entspringt, der Bingsi im Süden längs der Grenze von Ban, und andere minder wichtige Zweige und Höhen. Wie wir schon oben sahen, ist die bergige Beschaffenheit der Provinz Kars, als zu derselben armenischen Hochebene gehörig (40° 5' bis 41° 14' n. Br.) der von Erzerum an Höhe (6000 Fuß) ganz ähnlich, allein ihre Gebirge erheben sich kaum zu 4000 Fuß, und haben daher nur, wo die Sonne nicht hindringen vermag, unvortheilhaften Schnee. Zunächst der Grenze von Erzerum gegen Süden ist der Vorberg Soghan Salassi oder die Zwiebelstein, die nach Persien hindurchstreifen. Außerdem zieht sich der Kiziltagh von Osten nach Westen und südöstlich fñhrt sich der Kiziltschagah und der Booschtagah, während im Norden die eine Gebirgskette, die sich in Achilbir von dem Hauptgebirge (41° n. Br., 60° 52' E.) trennt, zwischen beiden Provinzen die Grenze macht. In Achilbir nämlich, das einen kleinen Theil Armeniens mit dem Osmanischen Georgien in sich faßt, hat sich nach Norden zu die armenische Hochebene schon um 2000 Fuß verflacht, so daß die höchsten Bergspitzen nicht höher als 8000 Fuß emporragen, dennoch aber besteht das ganze Land aus nichts als Berg und Thal und ist durch seine Gebirgsmassen völlig von den Grenzländern abgeschlossen. Nach Nordwest scheidet ein Hauptarm Achilbir von Grusen, während der Fluß von Alajik (Alkissa) beide einander zugänglich macht. Auch nördlich gegen das russische Aserbaidjan hin steigt ein Seitenast des Moscha-Gebirges als Grenze empor. Auch hier besteht mit Ausnahme der westlichen Bzge, die mit Balde bedeckt sind, ein bedruetender Theil des Gebirges aus nackten Felsmassen. Bekanntlich ist aber der größte Theil dieser Statthaltschaft 1829 an Rußland gekommen. Unsenfereben denen das dagegen das von Erzerum südlich gelegene Paschalik Ban, obwohl der von ihm hindurchfließende Rimbrottagh (Rimbrot) ein Hauptzug des Taurus ist. Im Osten scheidet ein Arm des kurdischen Gebirges die Halbinsel von Persien. Sehr hoch ist das mit dem Bingsi zusammenhängende nördliche Gebirge Seipan, während der Rimbrottagh südlich durch den Haterasch fortgeführt wird. Von nun an nimmt der Taurus schon eine bestimmtere Richtung nach Kleinasien oder der vorderasiatischen Halbinsel. Das Plateau sinkt im Paschalik Diarbekir schon zu 3000 Fuß über die Meeressfläche; dennoch aber ist der hohe Dschubi (جوبي Moaisa), der Schefers von der genannten Provinz trennt, mit hartnäckigem Schnee bedeckt, und die Gegend voll widromantischer malerischer Ansichten, so daß sie in dieser Beziehung einen hohen Rang in dem Osmanischen Reich einnimmt. Von dem Dschubi ist das kurdische Gebirge, das sich südöstlich

durch Schefers nach Kurdistan durchzieht, nur eine Fortsetzung, wiewol auch Schefers ein vollständiges Gebirgsland ist, das mit Diarbekir in gleicher Höhe und an vielen Orten noch höher liegt. Offenungsrachtel gibt es bedeutende Thäler, welche die Stelle der Ebenen vertreten müssen. Wir bemerken hier von den einzelnen Bzgen des kurdischen Hauptgebirges den Salutagh im Westen, in der Mitte den Karaschtagah, und den einzeln dastehenden, aber höchsten Kiesen Parmatagh. Der Karaschtagah setzt seinen Hauptast in ganz südlicher Richtung im Paschalik Bagdad von der Mündung des Holwan in die Diabab ab. Ihm zunächst östlich scheidet, auf mehr als 15 Meilen in der Länge, der Dageos ebenfalls Bagdad von Kurdistan. Südlich mit diesem parallel zieht sich der Dschebel Hamran (جبل حران)

das rothe Gebirge) längs der Grenze von Kussistan hin, und verfolgt dieselbe Richtung mit dem Tigris. Er verflacht sich allmählig zu kleinen Höhen, steigt unterm 34° aus Arabien an, läßt den Euphrat und Tigr durch, zieht sich von Neu-Bagdad (Kisti Bagdad) bei Samarra vorüber nach Dschengula hin, und fällt nun südöstlich, nach dem persischen Meerbusen zu, ab. Im Norden des Paschaliks endlich läuft mit dem Dschubi-Gebirge der Einschar eine ziemlichc Strecke ebenfalls in südlicher Richtung, biegt dann aber südwestlich um, und nähert sich wiederum der Grenze von Kassa, von der er ausgegangen ist. Er bildet von dieser Seite das Ende des Taurus, erhebt sich südlich von Marzin und mar zu allen Zeiten das Schrecken der Karawanen. Er wird nur zu sieben Meilen Länge geschätzt in seiner graden Richtung und erhebt sich mitten in den lachendsten Wiesen. Auch sein Gipfel ist eben und fruchtbar, und wird von unzähligen Bächen bewässert. Vorzüglich werden seine Trauben und Feigen geschätzt, obgleich er von den geschlossen manichäisch gesinnten Jesiden bewohnt ist, merdet jeder Reisende gern seine Nähe. Dasselbe Gebirge streicht auch in das Gebiet von Mosul hinüber. Kassa selbst, daß der Einschar berührt, hat ebenfalls seine eigenen Bergreihen und ist wirkliches Gebirgsland, doch da auf dieser Seite, der Wüste zu, der Taurus sich allmählig verflacht, ist ihre Höhe unbedeutend. Dagegen tritt dieser unter dem Namen Kurun oder, wie jetzt immer als Theil für das Ganze gesagt wird, der Taurus von Armenien herab, durch Diarbekir (ديار بكر) hindurch in die

Statthaltschaft Mersin ein und streift rechts und links, nirgends aber in die Höhe, daß der Schnee ihm fortwährend angehört. Ein Ast desselben Almatagh zieht sich südlich Syrien zu und berührt das Gebirge von Antab, das jenes Gebiet von Haleb scheidet. Dieses Gaiet ist nur an der Küste des Meeres gebirgig, südöstlich dagegen verdrängt es schon die Räder der syrischen Wüste. Quert von der Halbinsel nordwestlich ist der Almatagh (oder Amanus), der hier durch zwei Pässe, durch den von Beilan im Westen und Kasaltun im Osten die Halbinsel dem andringenden Feinde schon oft geöffnet hat und ferner öffnen wird. Schon im Alterthume galt der Taurus in

dieser Richtung als Grenzscheide, und seine Überschreitung erfüllt Anatoli mit ebendem Schrecken, wie die des Hamus Kumli. Nur wenig noch bemerkt man hier südwestlich dem Gestirne nahe im Berge Kafus den Beginn des Libanon, der das ganze Palästina Tarabius durchzieht, und südlich auch schon den Antilibanus bilden läßt. Diese beiden Hauptzüge, die das Mittelgebirge von Syrien überten, erheben sich etwa 14 teutsche Meile nördlich von Attorus unter 33° 12' Br. Die westliche Kette, der eigentlich sogenannte Libanon, läuft längs der Küste des Mittelmeeres nördlich bis gegen 34° 32' Br., also ungefähr 20 teutsche Meilen; die östliche zieht sich anfangs östlich, beugt aber dann ebenfalls nördlich um. Sie schließen eines der fruchtbarsten Thäler, bei den Alten Chöletria, jetzt Bula (بله) ein, das noch die Ruinen von Baalbek in sich faßt. Der Libanon läßt die Provinz Tarabius nur von der Meeresseite zwischen Latakia und der Stadt Tarabius offen, ist der obiger Stadt schon bedeutend hoch, steigt aber bis zu 8000 Fuß, und dem eigentlichen Libanon (لبنان) nördlich vom alten Heliopolis (Baalbek) gibt man sogar die absolute Meereshöhe von 10,700 Fuß, oder nach Volney 1500 — 1600 Klaftern, so daß er schon in Cypern, v. i. 40 teutsche Meilen weit, sichtbar ist. In beide Äste reichen sich südlich die gleichnamigen und arabischen Berge an. Von beiden Bergen gehen aber auch alle übrigen Zweige im alten Phönizien und Palästina aus. In Akko, wo bergischen den Osten begrenzen, ist ihr Charakter schon milder als in Tarabius, dessengemäßer aber verschärft es die ganze Provinz, und trennt sie von dieser Landschaft. Am Südende des Antilibanon erhebt sich im Palästina Damas der Hornon der Alten oder Dschebel-el-scheich (جبل الشيخ) der Berg des Alten, bekannt durch den Alten vom Berge), der so hoch ist, daß er zu jeder Zeit nach Damaskus Schnee und Eis in Masse liefern kann, weshalb er auch bei den Chaldäischen Uebersetzern סור חנינא „Schneeberg“ heißt und noch jetzt oft جبل الحنين heißt, was dasselbe heißt, von den Arabern genannt wird. Ein anderer Ast, der nach Damas übersteigt, ist der Dschebel Hauran (جبل حوران) südlich von Damaskus, der جبل اجلون, oder das Gebirge Gilad, jenseit des Jordan, das vom Antilibanus südlich bis nach Arabien hin, östlich bis ungefähr eine Tagereise vom Cyprien läuft, und andere Züge. Palästina hat rechts und links des Arden seine Gebirge, von denen die Kette rechts an der Grenze in das arabische Gebirge Eir ausgeht. Nabius hat übrigens noch in seinem Sandhauf das bekannte Gebirge Ebraim, das sich nach alter geographischer Beschreibung in Mittel-Palästina befand. Es erstreckt sich bis nach Soliman (Jerusalem) und schließt einzelne in der heiligen Schrift öfters erwähnte Bergspitzen ein. — Nachdem wir so die Gebirge der Küstenländer Syriens kennen gelernt, steigen wir wiederum nördlich zurück zum Kurun oder Taurus

in die Halbinsel selbst. Wir erwähnten die beiden Pässe, die von Syrien aus über denselben nach Ischil oder dem alten Cilicien führen. Hier liegt auch Adana mit seinem kostbaren Schiffebauloh, auf dem Ibrahim erst nach langen Verhandlungen in das Gebiet jenseit des Taurus zurückwich. Das amantische Gebirge, als ein Abfall vom Kurun, der das Küstenland völlig von dem übrigen Festland abschließt, legt sich nördlich quer an die Grenze von Mersin bis herab zum Busen von Samsun, während ein Zweig desselben, der Varkastagh, westlich mit dem Cap Anemur sich in das Meer verliert. Der bedeutende nördliche Kamm Raman Dulu Balaklar erreicht westlich mit dem Meerbusen von Antalia und dem Cap Gheidoni seine Endschafte, erhebt sich aber nördlich nach Mersin. Einzelne Theile des Gebirges sind in der Statthaltschaft Ischil furchtbar zerstückt, höchst unwegsam, und wegen der Abgründe und Schluchten äußerst gefährlich. Dabei ist dasselbe zum Theil ganz kahl, zum Theil, vorzüglich in der Mitte, mit Wald bestanden. Das sonst schneelose Land ist im Winter, vorzüglich in die westlichen Striche und deren nördliche Gipfel, mit Schnee und Eise bedeckt. Nur ein betrübter, für Karawanen zugänglicher Paß öffnet sich nach Mersin, der von Kamsanagbil westlich, während der nördliche nach Karaman bei Ketschik, von welcher Stadt er auch den Namen führt, nach mehr-Schweirigkeiten darbiethet. Der Taurus in Mersin selbst ist weniger hoch, dagegen erhebt er sich in Karaman bei weitem über die Schneelinie hinaus. Doch sind auch in dieser Provinz nur die südlichen Höhen die bedeutendsten, eben die des Kurun, welche die Grenze von Ischil ausmachen. Nach Norden hin verschärfen sie sich allmählig, haben aber doch den höchsten Berg der ganzen vorderasiatischen Halbinsel, den Ardschik, dessen mit ewigem Schnee bedeckter Gipfel die Aussicht auf das schwarze und mittelländische Meer zugleich gewährt. Durch ihn verknüpft sich auch der Taurus oder Kurun mit dem Antitaurus oder Taurus Tagh, der nördlich nach Simas hinaus und seinem Ursprung in Erzerum zuläuft. Dieser entleert seine Äste, wie nach dem schwarzen Meer, so nach dem mittelländischen durch Karaman, wie wir eben sahen. Hier hängt er mit dem Fastagh zusammen, während er nördlich durch den Ardschiktagh dem Koptagh sich nähert. Das nördlichste mit dem Ufer des schwarzen Meeres parallellaufende Gebirge ist der Dschamit, der mit einem Zweige südwestlich nach Amasia sich senkt, während der östlich laufende zu den Montes moscheli (dem kischischen Gebirge) in Trabesun hinansteigt. Letztere Provinz berührt südlich ebenfalls der Koptagh von Erzerum aus, und das ganze Land, obgleich nur ein schmaler Küstenstrich, ist dennoch so voller Gebirge, daß diese sogar mehrfach das Ufer berühren. Sie sind theilweise sehr hoch, und verlieren ihren Schnee erst spät, nachdem die Sonne ihre volle Kraft erhalten hat. Mehrere Vorgebirge, wie Kamez, Buschuf, Sorika, Kara, laufen in das Meer aus. Von allen den genannten Bergen spielte nur erst der Kurun in das eigentliche Anatoli hinein. Dasselbe thun aber von Karaman aus auch andere bedeutende

Zweige, wie der Kobul Baba, der mit dem östlichen Hasnagb zusammenhängt und mit dem westlichen Sul-tantagb die Ebene von Konia in die Mitte nimmt. Da wo der Kurun in Lycien einbricht, sendet er nordwestlich den Babatagb aus, der mehr Schneekuppen trägt, wie den Rofesberg (Rufatagb, Rofsigis der Griechen), den Keftenaustagb, Molus (oder Bergi, Amolus der Alten), den Bofatagb und das Gebirge Sipuli (Sipulus), der dem Merzufen des Smyrna zuläuft. Auch hat der Kuruntagb und Babatagb noch eine Menge Verzweigungen südwestlich nach Kuntafcha oder dem alten Karlen, die große und kleine Vorgebirge bilden, und sich theils im Mittelmeere, theils im Archipel ins Wasser versenken. Außerdem schneidet der Muratagb mit dem Kubfchetagb Anatoli quer durch in die nordöstliche und südwestliche Hälfte, und schickt seine Zweige theils in den Archipel (Kubfchetagb und Jonnustagb), theils der Propontis zu. Zu diesem nördlichen Aste gehört der Domauntagb (Olym-pus) südwestlich von Brussa und das Ida-Gebirge in der alten Landschaft Troas. In Anatoli, nördlich vom Muratagb, ist der nächste Bergzweig der Ala gh im Sandfchal Bos, dessen nördlicher Abfall das Vorgebirge Kilimili am schwarzen Meer ist. Östlich von diesem, gegen die Grenze von Sinas hin, ist das Gebirge Kus, und mit diesem stehen die metallreichen Bzge im Sandfchal Kaskemuni in Verbindung, welche mehrfache Vorgebirge, die jede gute Karte angibt, in das schwarze Meer abwerfen. Endlich erwähnen wir noch das Sandfchal Kob-fchaili oder das nordwestliche Bithynien mit seiner Haupt-stadt Jomid (Nikomedia). Wie alle Küstenländer Klein-asiens, so hat auch dieses an seinen Ufern sehr steile Berge und Felsen, die sich nach Innen erheben, und zum Theil kahl, zum Theil mit den schönsten Eichen, Buchen, Nichten- und sogar Buchsbaumwäldern besetzt sind.

Riefen wir in der europäischen Türkei auf die Dar-stellung des Bergsystems sogleich die Flußgebiete des innern Landes folgen, so lag die Absicht zum Grunde, die Meere, von der jene Halbinsel bespült wird, erst dann zu erwähnen, wenn von den Küsten des Osmanischen Afsens zugleich mit der Rede sein konnte. Wir sind nun in den Stand gesetzt, die Gesamtheit der Meere zu überschauen, und werden bei Erwähnung der einzelnen asiatischen Erits zugleich die Küstengegenden und ihre Configuration näher ins Auge faffen. Die Windungen der einzelnen ins Meer ausfließenden Ströme werden uns Gelegenheit geben, zugleich die Binnenflüsse, die jene in ihrem Lauf aufnehmen, zu erwähnen, und uns so ein Gesamtbild der mercurfluteten Osmanischen Halbinseln mit Einschluß der innern Bofferszge der asia-tischen vor die Seele führen. Da die Statthalterfchaft

Dschaghir (جزائر d. h. Inseln) mit Ausnahme von Ri-rid (Randia) und Kibris (Cypern) an die Würde des Kapudanpacha geknüpft ist, neben den Inseln des Os-manischen Reichs aber auch zum großen Theile die Kü-stenstrieche des ägäischen Meeres und der Propontis auf europäischer und asiatischer Seite zu ihr gehören, so ist

durch diese Einrichtung jede geographische Einheit von der Osmanischen Staatsverwaltung aufgehoben. Auch nimmt diese überhaupt, wie schon oben gezeigt wurde, faß in jederjährigem Amtsverleiftungslifte (وزجات) Zombfchait) Veränderungen vor, inbessondere die Anor-nung der Statthalterfchaften vor, mithin hat die Eintheilung derselben, die jeder Stabilität einbüßt, auch für die geographische Darstellung, der nicht einmal die natürliche Lage zu Hilfe kommt, nicht den geringsten Werth, und bietet sogar Unmöglichkeiten dar. Wir schieden diese Er-läuterung voraus, um den Gang unserer Darstellung zu rechtfertigen. Wir glauben nämlich von den Inseln zur einsichtigen Übersicht bei den Meeren sprechen zu müssen, in deren Bezirke sie liegen. Es wird aber das Osma-nische Reich in seiner ganzen Ausdehnung von sieben Meeren theils umflößt, theils berührt. Sie sind das schwarze Meer (Pontus Euxinus), das Meer von Mar-mora (Propontis), das ägäische Meer (Archipelagus), das mittelländische Meer, das ionische und das adriati-sche Meer, die alle zusammenhängen, und endlich das siedente, der persische Merzufen. Das rotbe Meer schlie-ßen wir aus als Länder desphälen, die wir nicht einmal mehr als Osmanische Schutländer betrachten konnten.

Das schwarze Meer (Kara Deniz دکر) das nur Halbinseln im Norden aufzuweisen hat, die aber alle zu Rußland gehören, bespült die europäische Tür-kei vom Ausflusse der Donau bis zur Mündung des Dabpor in einer Länge von ungefähr 70 Meilen, bildet also dessen ganze östliche Grenze, ebenso in ihrer ganzen Ausdehnung wie die nördliche zu 118 (?) Meilen ge-schädte von Kleinasien. In der östlichsten asiatisch-türki-schen Provinz Aschilbir bildet es weder Bufen, noch hat es namenswerthe Vorgebirge, dagegen mündet in dasselbe der Ascharuf bei Bathumi aus, der auf dem Kopdagb in Erzerum seinen Ursprung nimmt, und an dessen Fuße nordöstlich seinen Lauf fortsetzt, während er sich unter-wegs durch Bergströme auch vom Kuttagb her vergrößert. Selbst in Aschilbir kommen ihm einzelne Flüsse zu. Überdies durchfließt die Provinz der Kur, der vom Kebantagb aus in Erzerum seinen Lauf nordöstlich nimmt, sich aber seit seinem Austritt aus dem Osmanischen Ge-biet immer mehr östlich und alldam sogar südlich wendet, bis ihn das kaspijsche Meer verschlingt, nachdem er sich vorher mit dem Karz (Karses ارس) vereinigt

hat. Dieser gebört seinem Ursprunge nach, insofern er im Bingöl-Gebirge in Erzerum seine Quellen hat, eben-falls dem Osmanischen Gebiet an, verläßt aber dasselbe, nachdem er Karz in seinem südlichen Theile von Erzerum getrennt, da, wo der Arpaifchal, der vom Norden kommt, sich unterwegs mit dem Karz, der seinen Ursprung in Karz hat, vereinigt und die östliche Grenze von Karz bildet, in ihn einfließt. Mehrere Flüsse strömen in der westlich von Aschilbir gelegenen Küstenprovinz von ihren Bergen herab ins schwarze Meer aus, keiner aber ist darunter, der außerhalb desselben seine Quelle hätte. Die bedeutendern unter ihnen sind, von Osten nach We-

ßen gegangen, Xene, Sanof, Eutman und Tereboli, die theils unterwegs kleinere Gewässer aufnehmen, theils zwischen sich andere frei in das schwarze Meer ausmünden lassen. Die Vorgebirge, die letzteres hier bespült, wurden bereits oben erwähnt. Einer der unbedeutendern Flüsse bildet zugleich die Grenze gegen die Statthalterchaft Siwas, die vom Felsich Irmak (dem Iris des Pontus) und seinen Nebenflüssen mitten durchströmt wird. Derselbe heißt, da er bei Amasia, der Hauptstadt des gleichnamigen Sandschak in dieser Provinz, vorüberfließt, auch der Fluß von Amasia, und kommt vom Zildislag, strömt südlich von Nigisar und nördlich von Zofat (Berisa) nordwestlich Amasia zu, nimmt aber, ehe er hier ankommt, den Dscheber mit seinen Nebenflüssen auf, windet sich nördlich, nachdem er den Kulebisfar (Eylus), der vom Koptagh aus Ezerum herabfließt und mit einem Nebenflusse nördlich von sich Karahisar (Schwarzschloß) in die Mitte nimmt, mit sich vereinigt hat, durch das Dschanis-Gebirge bei Kharfumba vorüber, zum Bufen von Samfun durch, da wo das Vorgebirge Tscherebreme, welches neben dem Gap Bona (Bona) und Schafsun das bedeutendste von Siwas ist, sich ins Meer auswirft. Die Grenze von Siwas und Anatoli bildet bekanntlich der größte Strom Vorderasiens, Kifil Irmak, der Salps der alten Welt. Er kommt von Zildislag in Siwas, läuft nach Westen zwischen Hilar und Kaisaria quer durch die nördliche Hälfte von Karaman, kommt mitten in seinem Laufe den südlich vom Ard sich entspringenden Enjasu einige Meilen nördlich von der gleichnamigen Stadt auf, sowie einen andern kleinen von Halantagh herabkommenden Fluß Kaman gegenüber, wendet sich alldann von der Mündung des Kifilisar an, der im Gebirge nordöstlich von Nikte nicht weit von dem Ursprunge des Enjasu seine Quellen hat, und ehe er dem Kifil Irmak sich nähert, mehrer Bergströme des Kurun verschlingt, nordwestlich, biegt aber nordöstlich um, und berührt zu gleicher Zeit Karaman, Siwas und Anatoli, zwischen welchen letzten beiden Provinzen er dann unaufhörlich in nordöstlicher Richtung, außer da wo er auf eine geringe Strecke bis zum Einflusse des Karatu im Sandschak Kaskemuni in ganz nördlicher Richtung läuft, nordwestlich bei Baska (41° 32' 52" Br. 53° 51' 30" L.) dem Meere zuwilt. Das unstreitig an Vorgebirgen und Bufen reichste Uferland des Osmanischen Reiches am schwarzen Meer ist Anatoli selbst. Wir begegnen vom Vorgebirge Kifil Irmak westlich dem von Sinope mit der gleichnamigen Bucht und Stadt, dem Indsche und Zifisan, die ebenfalls eine Bucht mit einander bilden, dem Gap Kirob, zwischen dem und dem Vorgebirge Kerempe die Bai von Inchi ins Land sich zieht. Zwischen dem Gap Kerempe und Kilimli, bei dem östlich in einer kleinen Bai der Filios ins Meer fließt, ist das Ufer von einer Menge Buchten und Vorgebirgen zerfritten, sowie auch westlich, wo der tiefste Bufen der asiatischen Türkei am schwarzen Meere, der von Erekl (Herakles) zwischen dem Gap Baba und Kesten sich befindet. Die Bucht von Schelach und das schwarze Gap im Sandschak Rodscha Zii bis zur Mündung

des Kanals von Konstantinopel, sowie die übrigen daselbst befindlichen, sind unbedeutend. Allein soweit der namenswerthen Vorgebirge die ganze Küste entlang, fast so viele Ströme und Flüsse münden auch hier in den Pontus Euxinus aus. Ein großer Theil sind nichts als Küstenflüsse, nur für die Bewässerung des Landes und zum Theil für die Fischei von Werthe. So die zwischen dem Kifil Irmak und dem Sinope, der ebenfalls ohne besondere Wichtigkeit in den gleichnamigen Bufen fällt. Zwischen dem von Sinope und dem Bartan (Porthenius) gibt es ebenfalls mehre und unter diesen ist der dem Bartan am nächsten der Sita. Wichtiger für Schifffahrt und Handel ist unstreitig, zumal bei hohem Wasserstande, der Bartan. In seinem Ursprunge vom Altagh der Kerde Su genannt, vereinigt er sich bei Durel mit dem vom östlichen Gebirge aus bei Ardabif vorüberfließenden Ardabifu, nimmt, nachdem er sich etwas nördlich gewendet, den von Boli herkommenden Bolisu (Bilias) auf, läuft an Bartan (Martine) vorüber und wirft sich ins Meer. Westlich von ihm fällt der oben erwähnte, ebenfalls vom Altagh herkommende Filios (Byläus), mit kleinen Bächen vereinigt ein, und auch Erekl und Kifschakar (hier fließt der Milan (Dippiaß)) haben ihre Küstenflüsse, die beide in den Meerbusen ersterer Stadt ausmünden. Größer als diese, und dem Salps in Vorderasien an Breite der nächste, ist der Sengarius, jetzt Sakaria. Er kommt aus Karaman nördlich von dem Gebirge, das die Salpsen von Aulua von seinen Quellen scheidet, vereinigt sich östlich und nördlich von Amorium mit andern Flüssen, fällt alldann in nördlicher Richtung nach Bel Bazar herab, wo er nach Aufnahme anderer Bäche den Germal verschlingt, läuft hierauf unter mehren Krümmungen westlich, zieht den vom Muradlagh bei Kutahia und Efschekher herkommenden Purfal (Ähymbris) neben mehren Flüssen an sich, und ebenso noch nördlicher den vom Altagh herab- und bei Moderni vorüberfließenden Modernisu, ferne den südwestlich zu ihm vom Domsau-Gebirge (Dympus) herabfließenden Gallus, und zieht sich dann nordöstlich, wo er von Ustub aus Rodscha Zii von dem Distrikt dieser Stadt trennt, unter fortwährendem Zuflusse anderer Bäche in einem 100 Ellen breiten, jedoch seichten und im Sommer oft wasserleeren Bette, dem schwarzen Meere zu. Unter den übrigen aus dem Sandschak Rodscha Zii in jenes Meer ablaufenden Gewässern ist höchstens noch der Kirpisa, der der kleinen und an der ganzen Küste einzigen Insel Kirpe gegenüber einfällt, der Andeutung werth.

Mit dem schwarzen Meere steht bekanntlich das Meer von Marmora (Propontia) durch den Bospor oder den Kanal von Konstantinopel (bei den Türken Boghas) in Verbindung. Dieser beginnt mit dem symplegatischen Felsen, wo seine Breite 1900 Toisen beträgt, zieht sich ungefähr 4½ Meilen (15,300 Toisen) als Meerenge zwischen Europa und Asien bis nach Konstantinopel hin, und trennt beide Erdtheile an seinen engsten Stellen nur durch eine Entfernung von 500 Schritten. Die Ansicht seiner Ufer zeigt am besten „die Karte des Bosporos

und der Umgebungen," die dem zweiten Bande von Hammer's „Konstantinopel und des Bosporus" beigegeben ist. Dort sind auch die Vorgebirge und Buchten (die von Buzakdere die bedeutendste), der herrliche Hafen von Konstantinopel, den der Bosporus bildet, und eine Menge der kleinen Küstenflüsse, deren allein gegen 40 von Asien her in ihn ausmünden sollen, angegeben, und wir fügen nur noch hinzu, daß er sieben Krümmungen und ebenso viele Strömungen bildet. Bekanntlich stimmen alle Ausgezeugen überein, daß durch eine vulkanische Erschütterung dieser Durchbruch des schwarzen Meeres erfolgt ist, wie auch die gegenwärtigen Ufer die Spuren dieser Revolution in ihren vulkanischen Bestandtheilen zeigen. Das Meer von Marmora ist eigentlich kein Meer, sondern nur ein großer Binnensee, der aber nun einmal den ehrenden Namen eines Meeres erhalten hat. Mit ihm beginnt genau genommen das mittelländische Meer, dem durch die besondern Benennungen seiner Arme, die alle als neue Meere betrachtet und benannt werden, Eintrag geschieht ist. Auch das ägäische, ionische und adriatische Meer sind nur Theile desselben, und mit ihm verglichen, sehr kleine innere Meere. Das Wasser ist auch in allen Meerwasser, und das des Meeres von Marmora nicht weniger gesalzen, als die übrigen. Seine Länge wird zu 33½ Meilen, seine Breite zu 16½ Meilen geschätzt. Mehrere Vorgebirge, Büsen, Inseln und Halbinseln in demselben haben ihre geschichtliche, nicht bloß topographische, Bedeutung. Das Ufer der asiatischen Seite ist mehr zerissen und durch Unbereiten nicht sowohl entsetzt als romantischer geworden. Die beiden Büsen von Ismid (Nikomedia) und von Mudania sind, vorzüglich der erstere, tief einschneidende Buchten, die von andern Meeren gebildet, mehr Vortheile gewähren würden, als hier von ihnen gezogen wird. Selbst der Hafen von Ismid steht gewöhnlich nur leichte Küstenfahrer. Andere Einbuchtungen an beiden Ufern sind nichts als Krümmungen, und unter ihnen die zu beiden Seiten des Jähmus von Kaputagi (Halbinsel Opicius) die denkwürdigen. Die Büsen des europäischen Ufers Kutschuk Iskenderische und Buzak Iskenderische wurden zum Theil schon oben erwähnt. Jener ist der *Lozoz*, der Übergang, dieser *Mosquitz*, die Ameise der Alten. Beide haben mehr süßes Wasser und sind auch sicherer, indem der erste allein durch sieben einschießende Thäler das süße Wasser seine Mischung erhält. Unter den Vorgebirgen auf europäischer Seite verdient das Cap Korga, jenseit von Silivri (Selymbria) und dieselbe von Rodosto, als der Boden, auf dem das alte Heraklea oder Perinthos (jetzt Eregli) stand, vorzüglich Aufmerksamkeit. Auf der asiatischen Küste bemerken wir die vier, das Cap Zugia, Dere, Bug Burum (Bos) und das Cap Kara, bei dem Ausflusse des Meeres von Marmora in und durch die Dardanellen (Hellespont). So klein auch das eben genannte Meer ist, so begegnen wir in ihm doch den ersten Inseln des Osmanischen Reichs, die aber sämtlich zu Asien gehören. Zwischen dem Anfange des Kanals von Konstantinopel und dem Büsen von Ismid liegen die unter dem Namen „Pringen-Inseln" bekannten Ei-

lande, die Demornesi oder Daimonnisoli, d. i. nach von Hammer „die Inseln des Demones". Es sind ihrer neun; in Form eines Halbmonds, dessen Vertiefung nach Konstantinopel sieht. Den Namen Pringen-Inseln führen sie, weil sie als Verbannungsort byzantinischer Herrscher, Pringen und Großen dienten. Ihre Lage und ihr Klima ist überaus schön, und sie sind im Ganzen von etwa 5000 Griechen bewohnt, die auf ihnen eine Menge Klöster besitzen. Hügel, Berg und Thal wechelt und nur schmale Fahrstrassen trennen sie vom asiatischen Ufer durch einen etwas mehr als eine Stunde breiten Kanal. Zum Wohlstand ihrer Bewohner, die allerhand Gemüse, Schlachtvieh, Milch, Käse und Fische nach Konstantinopel schaffen, tragen vorzüglich viel die Besuche der fremden und griechischen Bewohner der Hauptstadt bei, die um der frischen Luft willen gern auf einige Zeit ihren Aufenthalt auf denselben nehmen. Von Konstantinopel aus ist Proti die Erste, und hat von ihrer Lage auch ihren Namen. Das eine der dortigen Klöster besteht nur noch in Ruinen, das andere liegt in einer kleinen Schuttden und hat einige angebaute Felder um sich. Antigone (bei Ptolemäus Gebintinus), türkisch Burghas adaly, d. i. die Insel des Schlosses, und bei den Byzantinern Panormos genannt, hat südlich eine sehr steile Küste, in ihrem östlichen Theil ein hübsches Dorf, nördlich ein Kloster, überdies Ruinen eines andern und eines festen Schlosses. Von dieser durch eine ziemlich breite Bucht getrennten nach der asiatischen Küste zu liegt Kalki (Chalkis bei Ptolemäus), so von ihren früher bestandenen Kupfergruben genannt. Sie ist, wie von Hammer sagt, „durch die zauberische Lage ihrer Hügel und Häfen, ihrer Pinienhaine, und mit wohlriechenden Kräutern reichbewachsenen Anhöhen, die anmuthigste der ganzen Inselgruppe, in deren Mitte sie liegt." Außer einem Dorf am Ankerplatz St. Maria hat Kalki noch drei Klöster. Zwischen den beiden letztgenannten Inseln liegt ferner das kleine Eiland Pyti (Richteninsel). Auch Plate und Dreia (Drea), die beiden westlichsten Inseln, sind unbedeutende Felseneilande ohne jede Anmuth, doch tragen sie beide ihr Kloster. Die sogenannten Kanincheninseln, Antiodibot und Rianbro, so von ihren einzigen Bewohnern, den Kaninchen, geheßen, sind ebenfalls nichts als nackte Felsen, wotin man nicht einmal in der verbannungsfähigen Zeit der Byzantiner unglückliche Opfer verweisen konnte. Die größte derselben, Prinkipos, von den Türken Kili aba, d. i. die rothe Insel, genannt, ist von Kalkis nur durch einen schmalen Büsen getrennt und hat von Norden nach Südwesten ungefähr die Länge von drei Meilen. In der Breite ist sie durch Hügelreihen und eine tiefe Thalschlucht in zwei Hälften getheilt. Überall zeigen sich auch hier Spuren vulkanischer Erschütterungen, welche diese Eilande von dem Festland abrisßen. Auf der Nordseite liegt das gleichnamige große Dorf mit drei Klöstern, und die sämtliche Einwohnerzahl beträgt hier soviel, als auf den sämtlichen andern Inseln zusammen genommen, also ungefähr 3000 Köpfe. Die Häuser sind artig in griechischem Geschmack, das Land fleißig und in mannichfaltiger Bezeichnung gut angebaut. Die

Oliven- und Granatapfelbaum-Pflanzungen, die Reben und Cypern laden die Franken vorzüglich in der Frühlingszeit ein, dort ungestört ihrer Sitte und ihrer Lust zu leben.

Von den Pringeninseln und südwestlich wendend, fließen wir zunächst quer vor dem Busen von Mabanua auf Kalolimnia oder die alte Beticus. Da sie nur felsigen Boden hat, bietet sie keinen freundlichen Aufenthalt, und dient nur Fiskern zur Betreibung ihres Handwerks. In derselben Entfernung von ihr westlich, als Kalolimnia von den Pringeninseln, nordwestlich von der Halbinsel Cyrcus, breitet sich das größte Eiland des Marmormeer's, Marmora, im Alterthume verschieden benannt, aus. Bei einem Umfange von acht Meilen hat es dennoch im Verhältnisse zu Printipos wenig Einwohner, ungefähr 4000, ebenfalls Griechen in einer kleinen Stadt und fünf Dörfern. Es setzt auch hier wieder an einem Biskose noch an Küstern, und obwohl zum großen Theil von kahlen Bergen bedeckt, hat sie doch recht gut angebaute Thäler und liefert einen beliebten weißen Marmor mit grauen und blauen Adern. Südwestlich von dieser begreifen wir der kleinere Insel Kulali ohne besondere Wichtigkeit, als daß auch sie nur von Griechen bewohnt wird, deren Hauptbeschäftigung der Fischfang ist, und Affia südlich von Marmora und westlich von Cyrcus (Kaputagbi), die durch ihren Weinbau mehr Wichtigkeit erlangt hat als jene. Ateni endlich, das alte Alonia (Eiman Palsda), südlich von Affia und westlich von Kaputagbi, ist nach Marmora das bedeutendste Eiland dieser Gruppe, die außerdem andere kleinere Inselchen in sich schließt. Aber auch diese haben die Türken den Griechen überlassen, die in einem größten und vier kleineren Dörfern zerstreut, einen beliebten Wein, Getreide, auch etwas Baumwolle bauen, übrigens aber von Fiskerei leben. Ferner hat die Halbinsel Kaputagbi, die übrigens nur noch wenige Ruinen des alten Cyrcus enthält, und sich keineswegs eines solchen Wohlstandes erfreut, als man erwarten könnte, auch noch seinem östlichen Feste gegenüber die drei Eilande Agios Iori, Agios Andria und Miza. Von den Flüssen endlich, die von Affien her in das Marmormeer einmünden, nennen wir den Riu-far im Sandtschaf Brussia, wo er zwischen den Seen von Nicda und Lupadia seinen Ursprung hat, westlich läuft, den Eufugherit, der von Mikaliga zum Mikaligisch (Myndadactis) auf, bei seiner nördlichen Wendung aufnimmt und dem Meere grade zuläuft. Ein anderer kleiner Fluß, die Hys, verbindet den See von Jönil mit dem Meerbusen von Mubania und der Tarfus fällt westlich der Meerenge von Kaputagbi ein. Noch finden wir im Sandtschaf Rhodamendiar die Flüsse Erenos und Semtschan, wovon jener in den See Ulbad einfällt, dieser, der von Kuchetagh kommt, ihn nur berührt, den Eufugherit und Kuchide aufnimmt, und bei Iskale das Meer erreicht. Alle diese Flüsse münden östlich von der Halbinsel Kaputagbi. Westlich von ihr ist der erste Gueminentschaj, der vom Sonustagh kommt und Salaltire, der zwischen jenem und dem Urtia (Oranicus), der seine Quellen auf dem Ida hat, sich in das

Meer ergießt. Eine Menge Bäche, die von demselben Gebirge kommen, z. B. der Rhobius, laufen im Helespont aus. Dieser, heutzutage die Dardanellenstraße genannt, zwischen dem thrakischen Gerkosnes, jetzt die Halbinsel Galipoli, und Affien, zieht sich südwestlich in einer Länge von acht Meilen und einer Breite von 1 bis 1 Meile aus dem Meere von Marmora zum ägäischen Meer oder Archipelagus durch, und wird durch die bekannten Dardanellenschlöffer vertheidigt (s. Dardanellen). Das ägäische Meer oder Archipelagus (s. d. beiden Artikel) als das dritte der die Türkei umfließenden Meere ist, wie schon oben angedeutet wurde, nur ein Theil des mittelländischen Meeres, und führt auch bei den Türken mit diesem den gemeinschaftlichen Namen des „weißen Meeres“ (Akdeniz). Über seinen Umfang waren schon von den ältesten Zeiten her die Meinungen verschieden, allein die sicherste Bestimmung, für die auch der türkische besondere Name „das Inselmeer“ (Ada Denizi) spricht, bleibt immer die, daß wir es mit seinen Inselgruppen südlich schlesien und von ihm das ganze westliche Ufer der kleinasiatischen Halbinsel bespülen lassen. Seine europäischen Gestade, die wir, soweit sie das türkische Reich angehen, oben kennen gelernt haben, entbehren wie die asiatischen aller Ebenheit. Vorgebirge und hervorragende Felsenriffe wechseln ununterbrochen mit Büsen, Buchten und kleinen Einschnitten ab, sodaß kein Ufer der ganzen Türkei mehr geradlinig ist als dieses und zwar gegen alle drei Seiten hin, wo es das türkische Festland berührt. Außerdem liegen vorzüglich vor dem asiatischen eine Menge größere und kleinere Inseln, die sogar das Meer in seinen Strömungen unterbrechen und neue in dessen Laufe hervorruhen. Bekanntlich machen diese Inseln den Haupttheil der Staatsherrschaft des Kapudnaspascha aus, der allein hier zu Hause ist, und ohne Unterschied, mögen jene Eilande Europa oder Asien angehören, sie unter dem allgemeinen Namen جزائر Dscheher, d. i. Inseln, beherrscht. Seit dem J. 1829 jedoch, wo Griechenland seine Selbstständigkeit erhielt, ist sein Inselreich zugleich mit dem Festland im Westen bedeutend beschränkt worden. Um ihr Verzeichniß nach dem jetzigen Bestand hier so aufzuführen, daß die asiatischen Inseln von den europäischen geschieden werden, und einem Vergleich mit dem sonstigen Bestand und der im fünften Theile der ersten Section B. G. S. 153 gegebenen Liste derselben möglich zu machen, nennen wir zuerst die noch wenigen europäischen, die dem türkischen Ceypter unterworfen blieben, nämlich: 1) Taso oder Tasos (das alte Tasos) quer vor dem Busen von Kabala und vom Cap Xiprosia an der Südküste Makedoniens nur 1 Meilen entfernt. Sie ist gegen 4 Q. Meilen groß und hat fast runde Form. Bedeutende Berge, die sehr feinen weißen Marmor enthalten und zum Theil schönen Wald tragen, wechseln mit fruchtbaren Thälern ab, sodaß die 6000 Einwohner ihre Errißung recht wohl gesichert sehen. Vorzüglich einträ-

lich ist ihnen das Schiffsbaulohz. Kastro, das alte Thasus an der Nordküste, hat einen Hafen. Mehrere unbedeutende Vorgebirge, wie das Südwest-Cap und das Südost-Cap, erstrecken sich in die See hinein. Außerdem finden sich mehrere kleine Gtlande in der Rábe; so zwischen der Insel und dem Festlande Lazo Pulo oder Klein-Lazo und die Ksmor-Insel im Süden, auch La Madenna genannt. 2) Samotraki, südöstlich von Lazo und südwestlich vom Bufen von Enos, und vom Cap Grema nur 34 Meilen entfernt mit 15,000 Einwohnern auf 14 Q. Meile. Ein hoher Berg faßt in der Mitte, nur mehr östlich, bedeckt sie und flacht sich nach ollen Eiten hin ab. Der Fiedeln Gasto im Osten hat einen erträglichen Hafen. 3) Imbro (Imbros) südöstlich von Samotraki, drei Meilen vom nächsten Ufer von Galipoli entfernt, und gegen vier Q. Meilen groß mit 4000 griechischen Bewohnern. Sakra, nordwestlich, hat einen kleinen Hafen. Auch diese Insel hat neben Bergen die schönsten Abder. 4) Limie oder Stalimene (Kernos), die größte der hier befindlichen Inseln (74 Q. Meile) mit 8000 Einwohnern, vom Akhos sieben Meilen und vom Ufer von Anatoli acht Meilen entfernt. Durch eine schmale Landenge in der Mitte, die nördlich den Hafen Paradiß und südlich den Hafen St. Antonio hat, werden die beiden Abtheile derselben verbunden. Nicht sehr hohe Berge bedecken auch sie, allein sie theilt keineswegs die Fruchtbarkeit der schon beschriebenen Inseln. Auch hat sie mehrere Vorgebirge, nordwestlich Palodastro, nordöstlich Blaia, südöstlich Stala, südwestlich Plat. Früherhin sollen zwei Vulkane auf ihr thätig gewesen sein. 5) Strati oder Agiosstrati, südlich von Kernos, unbedeutend, und südlich und südöstlich mit einigen Gtlanden. Kandia, das mit seinen kleinen Inseln eine besondere Statthaltschaft bildet, gewöhnlich aber zu den Inseln der europäischen Türkei gerechnet wird, soll nachher noch besonders erwähnt werden. — Zu den asiatischen Inseln dagegen gehören 1) Bogdscha oder Tenedos mit den nur wenig besuchten kleinen Felseninseln Avaschan (Avasi (Agassia)), die Haseninsel, nördlich von Bogdscha, Mauroisi und Prasonisi (beide sonst Dymos geheißen) südöstlich von der Haseninsel und endlich Sauri (Capona) nordöstlich. Bogdscha ist durch die Meerenge gleichen Namens vom Festlande geschieden, hat nur nördlich eine hohe Bergspitze und sonst Dügel, allein nicht hinreichendes Quellwasser. Ihre 6—7000 Einwohner sind zur Hälfte Osmanen, zur Hälfte Griechen. 2) Midilli, in der Schiffersprache Mitilene, Metelino, Metali (das alte Lesbos) mit der Inselgruppe Masconisi aus 32 Gtlanden bestehend, die der südlichen Seite des Bufen von Eremiti querver liegen und bei den alten Griechen *Ἐκατομόριον*, die „Hundertinseln“ in unbestimmter Zahl hießen. Nur die größte, die jetzt durch angeschwemmten Sand mit dem Festlande verbunden ist, hat tragbaren Kobenz; die übrigen sind Felsen. Midilli ist eine der größten Inseln des Archipels, auf ungefähr 124 Q. Meilen mit 25,000 Einwohnern geschat. Auch sie hat ihren Berg Olympus auf dem südlichen Abtheile, und ist übrigens mit Anhöhen bedekt, die Wald tragen. Nur

durch einen etwas über eine Meile breiten Kanal ist sie vom Festlande geschieden. Die beiden größten Häfen oder vielmehr Bufen sind die von Kaloni und Iero, zwischen denen der Berg Olympus sich erhebt. Auch sonst gibt es noch Häfen und Abden. Unter den Vorgebirgen befindet sich das südöstliche Sigri bei der kleinen Insel Sigri, und das südliche Petra. 3) Ipsana (38° 43' n. Br. 43° 20' L.) und das südwestlich befindliche, aber unbewohnte Antipsira. Die Ipsarioten, 400 an der Zahl, und als tapfere Seeräuber seit dem letzten Aufstande bekannt, zogen sich 1824 die Verwüstung der Insel zu. Ihr bergiges Land trägt Wein und auch einige Südfrüchte und Baumwolle werden gewonnen. 4) Saki, die bekante Massirinsel, sonst Scio und Ghios genannt, durch eine eine Meile breite Meerenge vom festen Lande getrennt, ist eine der angebauesten und bevölkersten Inseln des Archipels, deren Einwohnerzahl durch den letzten Kampf und die türkische Wiedereroberung (11. Apr. 1822) von wenigstens 100,000 Köpfen auf 16,000 geschmolzen sein soll. Sie genos mehr Vorrechte als irgend ein anderes griechisches Gebiet, und die türkischen Abgaben bestanden einzig in Massirilerungen, indem sich die Einwohner den Buchamern eben durch Anbau jenes beliebten Products empfahlen. Das Land ist übrigens gebirgig (Granit und Schiefer), und der steinige Boden wird nur durch sehr viele Quellen und durch den Reiz seiner Bewohner so außerordentlich fruchtbar. Die Insel hat mehrere Häfen, und nordwestlich das Cap St. Nikolaos, südlich das Cap Rafato. In der Strafe von Scio, d. h. zwischen ihr und dem Festlande, befindet sich übrigens noch die Inselgruppe Spalimadore mit drei Fischerinseln und die Insel Digni ebenfalls nur von Fischern bewohnt und besucht. 5) Nisaria oder Nisira, das alte Nisaria, drei Q. Meilen groß mit ungefähr 1000 omen Griechen. In der Mitte derselben befindet sich eine ziemlich hohe Hügelkette mit vielen Waldungen. Die fast nur in Höhlen wohnenden Insulaner leben vorzüglich von Kohlenbrennen, und ihr Wein-, Öl- und Baumwollbau ist unbedeutend. 6) Sufam Adasi, das alte Samos, nur durch einen schmalen Kanal vom Festlande getrennt, und diesem durch das Gtland Nartebis fast verbunden, zählt auf seinen acht Q. Meilen gegen 50,000 wohlhabende Einwohner. Die Ebene wird durch bedeutende Berge unterbrochen, unter denen der Kerkis hervorragt. Auch das Ufer ist durch Vorgebirge, wie das Cap Samos, durch Buchten, von denen einige zu Häfen (wie der Agail bei Cora, der Hafen Eritan) dienen und Abden, die doch wenigstens Ankergrund haben, unterbrochen. Wasser ist nicht im Uferflusse vorhanden, wird aber in angelegten Cisternen gesammelt. Die um Samos herumliegenden Gtlande sind südlich Pulo Samo oder Klein-Sufam, Agathonisi südöstlich, fast nur aus einem Berge bestehend und von wenigen Griechen bewohnt, Furni oder Berni (Agda) zwischen Sufam und Nisaria, St. Menas und andere kleine Felsen, die aus dem Meere hervorragen. 7) Batmos, Palmoso oder Patino, vor Alters Palmosa, bildet mit Nisaria und Sufam Adasi

ein Dreieck und liegt südwestlich von letzterer Insel. Ein bergiges, aus zwei durch eine Landenge verbundene Theile bestehendes Eiland, dessen Boden den 1500 Einwohnern nicht einmal den Bedarf an Getreide vergibt. Sie ist berühmt durch des Evangelisten Johannes Aufenthalt und das ihm daselbst gewidmete Kloster Apokalypse. Sein Hafen Resia oder della Scala wird gerühmt. Nakti sonst Hyetussa, südlich von Batmos, Ripsa (Lipsa) südwestlich von Nakti, Formia zwischen Eplo und dem Festlande, St. Nikolo im Meerbusen von Runtessa, Eritus, bei den Schiffen Kero, mit etwa 2000 Einwohnern auf unebenem feinigem Boden, der jedoch Südfrüchte trägt, die biden Felsen, die Brüderchen (Fratelli) genannt, Kalmino, sonst Kalymna, südlich von Kero, bergig und von 300 Griechen bewohnt, die sich wenigstens eines guten Hafens erfreuen, mit mehreren östlichen Inseln, sind unbedeutende Anstalten zu den größten Inseln. 8) Ithaki, bei den Schiffen Stanchio oder Isola longa und im Alterthume Koo, liegt quer vor am Meerbusen von Ithaki und ist etwa 4½ Meilen groß. Ebenen wechseln mit Anhöhen ab, und an Wasser fehlt es nicht, so daß seine 4000 Einwohner gut genährt sind, die überdies im Norden einen guten Hafen bei der Stadt Ithaki besitzen. Inschiri oder Nisari, Iasi, beide südlich, Sanguinara und Koronata östlich, Kaya und Kaprona zwischen Kalmino und Stanchio sind nur wenig und zum Theil gar nicht bewohnte Eilande. Außerdem aber steigen mehr solche Felsen, hier und anderwärts aus dem Meere hervor, die aber höchstens Schlupfwinkel für Räuber abgeben. Pileopia (Aeolia) mit einem Hafen und tragbarem Boden, Epini bei dem Meerbusen von Epini am Cap Balba mit beträchtlicher Schwammfischerei, Kalki (Kalkis), zwischen dieser und Rhodus, von Griechen bewohnt, die ihre Heerden im Sommer auf dem östlichen Eilande Limonia weiden lassen, sind wenigstens bewohnt und nicht unfruchtbar. 9) Rhodos, 21 Meilen groß, durch einen etwa zwei Meilen breiten Kanal vom Festlande getrennt, liegt von diesem südlich, das fruchtbare Boden mit Bergen, Hügel und Flächen und stiel befallenen Wäldungen im Innern und zählt 20–30,000 Einwohner. Das Ufer ist zwar mannichfach zerissen, bietet aber keinen bedeutenden Hafen dar. Unter den Vorgebirgen nennt man vorzüglich das nördliche St. Anton, das südliche Kranquillo, das westliche Kandura und das östliche Lindo. Noch liegt östlich das Inselchen St. Nikolo und südlich St. Katharina außer andern unbedeutenden Felsenriffen. Ferner rechnet man zum Archipel die Insel Koe, in der Schiffersprache Skarpanto zwischen Rhodus und Kalki, ein felsiges, fast vier Meilen großes und wenig bewohntes Eiland. Im Norden ragt das Cap Bonandria, im Süden das Cap Pernice in das Meer hinein. Außerdem liegt nördlich das Eiland Esayda, nordöstlich Skarpanton, im Süden Kalo mit einigen andern Felsespigen. — Endlich noch nehmen wir hier soviel auch das zu Europa gehörende Kandia, bei den Türken Krio und sonst Kreta genannt, auf. Sie ist nach Kibris (Cyprus) die zweite Insel des türkischen Reichs an Umfang, an Ein-

wohnerschaft die erste, und bildet auch ein besonderes Gjalet (Gjale) oder Statthalterschaft. Bekanntlich macht sie die südlichste Spitze von Europa aus, und ist 174 Meilen vom Cap Malea auf Morea, 20 Meilen von Rhodus und 50 Meilen von der Küste von Afrika entfernt. Ihre Größe wird zwischen 188–197 Meilen angegeben, und sie hat bei einer Länge von 33 Meilen nur eine Breite von 3–11 Meilen. Ihre 300,000 Einwohner sind größtentheils Griechen, die in ihrer Thätigkeit sehr durch den Druck der Türken gehindert werden. Eine Gebirgskette zieht sich in der Mitte der ganzen Länge nach durch die Insel, heißt im Westen die „weißen Berge“ oder Kemi, und im Osten die heiligen Berge, während sich in der Mitte der 7200 Fuß hohe Psitiro, der Ida des Alterthums, erhebt. An einigen Stellen bewahrt er fortbauende Eimer, hat aber auf seinem Gipfel die schönsten Fichten, Cedern und Cypressen, und an den Seiten Steineichen und Eichen. Die Berge bei Eschia mitten in der Kette des weißen Gebirges tragen 8–9 Monate Schnee, andere bei Gydonia 4–5 Monate. Seine vornehmsten Vorgebirge auf der Nordseite von Westen nach Osten sind das Cap Bulo, Spasda, Melel oder Malela, Drapani, Saffolo, Suano, Aigani, St. Juan und Eidera, östlich Salomon, Kastro, an der südlichen Küste von Osten nach Westen in der Mitte der Insel Matala und Selino oder St. Giovanni westlicher und im Westen endlich Krio. Die Südküste ist höher als die Nordküste, die gute Häfen mit den Meerbusen von Suba und Paschia Amo hat, während im Süden sich wenig geeignete Ankerplätze finden. Die Küste können bei dieser Oberfläche des Bodens nur Waldströme sein, so der Geosiro, Apofelsi, Stemia, Armiro, die auf der Nordseite münden, und der Potamos, Malogniti und Zuzuro, die im südlichen Meere sich verlaufen. Der See Dmalo befindet sich im Westen. Andere unbedeutende Inselchen in der Nähe sind noch nördlich Standia oder Dia, ein Kalkstein mit Marmor- und Alabastrerbrücken und drei an der Südküste gelegenen Häfen, aber unbewohnt, ferner die Giannifades, östlich Elase, südlich Christiana, Kaleroni, Gaironisi, Megalonisi, Megalonisi, Gogzo und Antizogio und andere.

Da die im ionischen Meere gelegenen Inseln nicht unter die türkische Botmäßigkeit gehören, und die des aebatischen Meeres, wie Saffena vor dem Meerbusen von Balona, und die dem Busen von Drino gegenüberliegenden Eilande von keiner Verruthung sind, wir auch die Ufer dieser Meere aus dem Vorhergehenden kennen, wenden wir uns sogleich zu dem mittelländischen Meere zu, und erwähnen in Kibris, das das kleine Felsen-eiland Gasseli Drigo an der Küste von Lefke (dem alten Licien), obwohl von 4000 Griechen bewohnt, sowie die danebenliegende Insel Kalava, dennoch weiter keinen großen Werth für uns haben, die letzte und zugleich größte der Osmanischen Inseln. Sie wird ihrem Flächenraume nach auf 300–340 Meilen geschätzt, auf denen nach Drevin 80,000 und nach Ali Bei 120,000 Menschen wohnen sollen. Vom Vorgebirge Anemur in der

Statthaltertschaft Isthail ist sie gegen zehn, von Latalia in Arabiulus eif Neilen entfernt, sodaß bei dieser Angabe überall die höchstmögliche Annäherung durch die Landspitzen berücksichtigt ist. Sie dehnt sich vom Westen nach Südosten und hat wie Kanbia eine Gebirgskette in ihrer Mitte, welche Äste absetzt. Im westlichen Theile hat dasselbe seine höchsten Gipfel im Dras Staveros, dem Dympos der Alten, dessen Höhe laß an die Schneelinie grenzt, und in seinem westlichen Verlaufe mit dem Cap Aenaut oder Epiphanias seine Endspitze erreicht. Auch die östliche Spitze, das Vorgebirge St. Andrea, ist durch vulkanische Hügel mit dem Hauptgebirge verbunden, das in der Mitte der Insel noch außerdem die bedeutende Spitze St. George erhebt. Andere Vorgebirge sind im Norden Gornachiti, südlich das Cap Greco (Griega), weiter südlich Kibiti, und das südliche Satta. Westlich von diesem ist endlich nach das Cap Bantia. Das hohe Gebirge besteht aus Hornstein mit starken Quarzadern, theils sehr schön bewaldet. Das Ufer ist überall unterbrochen und hat bedeutende Bufen der von Larnaka im Osten der Insel. Es gibt mehrere Küstenflüsse, die vom Gebirge herabkommen, und unter ihnen die bedeutendsten Perio (Pobacus) und Perot der in jenen einfließen. Dennoch leidet die Insel, da alle früher angelegte Wasserleitungen theils durch Menschenhand, theils durch Erdbeben zerstört sind, an vielen Stellen Mangel an Wasser. Die beiden bedeutendsten Inselhäfen in der Nähe sind östlich vom Cap Arnaut Macchio Manina und südlich vom Cap St. Andrea Denarcs.

Wir kehren nun zu dem asiatischen Ufer des ägäischen Meeres zurück und lernen zunächst nach dem Ausflusse der Dardanellen das Cap Jemischir oder Janissari und Baba kennen, die die westliche Seite des Sandtschal Bigha gegen das ägäische Meer hin begrenzen. Dieser Theil, an dem nur wenig nördlich vom Vorgebirge Jemischir der Winter oder Simalis der Alten, nachdem er den Skamander, jetzt Sinarabasi, aufgenommen, in die Dardanellen mündet, ist der erste Theil des ganzen asiatischen Gesüdes am ägäischen Meere. Sonst ist es überall felsig und von Vorgebirgen, Halbinseln, Bufen und Buchten ununterbrochen zerschnitten. Nördlich von Baba fällt nach der Catnais in den Archipelagus, südlich von ihm aber senkt sich sogleich das Ufer nordöstlich ein und bildet den bedeutenden Bufen von Erzemit (Arampiti). Uferflüsse von seinem Belange münden in ihn aus. Quersoor von ihm bis zum Bufen Sandraghi (Sanvarisi) ragen mehrere Vorgebirge (z. B. Kolani) in das Meer, und an der nördlichen Seite dieses Bufens fällt der vom Aufsatze kommende Gornachiti, der eine Menge kleiner Bäche, die gleichsam Äste von ihm, dem Stamme, bilden, an sich zieht, ein. Außerdem hat aber das Sandtschal Sjarulban, das bis zum Meerbufen von Smyrna reicht, noch den vom Muradtag herabkommenden Kotos, den Goldsand führenden Permus der Alten. Außer andern Bergwässern fällt Manissa (Magnesia) gegenüber der Tharmara in diesen ein, bis er sich selbst außer andern kleineren Zuflüssen, z. B. dem Meles, östlich von ihm in den Bufen von

Jemir (Smyrna) verliert. Bekanntlich liegen in diesem mehr unbedeutende Inseln und zwischen ihm und dem geräumigen Bufen von Skalanova läuft eine Halbinsel, welche die Straße von Stia bildet, mit dem nördlichen Cap Kara (das schwarze Vorgebirge) und dem südwestlichen Cap Blanc (südlich Cap Arafata) weit in das Meer und biegt sich nördlich um. Xosolul, das zu einem Dorfe herabgesunkene Epdofus, steht den, durch die vom Bosporus, Kestranoutag und Berg Molus herabkommenden Bergströme genährten kleinen Wendes an seiner nördlichen Seite ins Meer fallen, während der Bufen von Skalanova mit dem Cap St. Marie, Samos gegenüber, sich verliert. Südlich vom Cap, im Angesichte der Insel Agathonisi, naht sich der große Wendes (Mander) im Sandtschal Kithia dem Meer. Auch er entleert dem Muradtag, nimmt den Chimral, Kapti Su und andere Zuflüsse vom Norden her und ebenso bedeutende Ströme, die zum Theil im Bobatag und in den Sandtschal Mantescha und Tette ihren Ursprung haben, vom Süden her, auf, und ist der letzte größere Fluß oder überhaupt der größte, den Ästen in das ägäische Meer schickt. Das Sandtschal Mantescha theilt seine Ufer zwischen diesem und dem ägäischen Meere, das in jenem die Bufen von Mantescha, Akankhal und Smy, zwischen welchen letzten beiden das Vorgebirge Kria zu suchen ist, in diesem den von Kormaris, Karaguachi, Megri und Kalamati, und die Vorgebirge Balbi, der Insel Smy gegenüber und zwischen Megri und Kalamati, die sieben Vorgebirge oder Yeti-Burun, und schließt mit dem Vorgebirge Akelidoni (Schelidon). Das ägäische Meer nimmt in dieser Gegend nur Küstenflüsse auf, dagegen mündet in den Bufen von Karaguachi der Kabbab und zwischen den sieben Vorgebirgen und Patara der Essende (Kantus) aus, mit Ausschluß von Uferbächen, von denen der östliche sich in den Hafen von Jineca ergießt. Mit dem Vorgebirge Akelidoni öffnet sich der große Bufen von Antalia, der die südliche Grenze von Tette macht. Er hat innerlich die Vorgebirge Arara, Kaeaburun, Serinty und schließt mit dem Cap Akaraban in Isthail. Auch liegen innerhalb mehr kleine Eilande, und seine wichtigsten Mündungen sind die der Flüsse Duren, Cestrus, Gurmeyon und Mellangot. Bedeutender sind die Gewässer, welche die Statthaltertschaft Isthail durchfließen, obwohl auch sie nur bloße Küstenflüsse sind. So der Arara, der bei Akia mündet, der Erminak oder Göklu, der Ramas nördlich von Xosolul, der Karasu oder Xerfus (Gobnus), der bei Xarus vorüberfließt, der Sidan (Sarus), der vom Xarus, nach Anden jenseit dieses Gebirges herkommt, Adana bespült, und vor seiner Mündung 540 Fuß breit ist, und endlich der Sidchun, der aus Mersach kommt, und in den Bufen von Skalanova einfließt. Unter den Vorgebirgen ist das südliche Anemur, von diesem östlich Kiliman, Gavalieri und Karabasi, mit dem der abengenannte Bufen beginnt, der aus Isthail, Mersach und Haleb mehr Küstenflüsse aufnimmt, und mit dem Cap Ganeir oder Porcas das östliche Ufer des mittelländischen Meeres anrührt. Auch das Gjelet Haleb hat nicht sehr wichtige Flüsse, mit

Ausnahme des Xi, der aus dem See von Antatia, jetzt Karamot, sonst Ustrenus, in welchen sich der vom amantischen Gebirge kommende Abn und Xir ergießt, dem Busen von Eumadria in einer Breite von 120 Fuß zuläuft. Ein Binnensfluß von Haleb ist der Keil, der vom Gebirge von Antab herab, bei Haleb vorüber in den See Kinerin einfällt. Südlich ist der Sedkur, der dem Gebirge Mersasch im Norden entspringt und östlich in den Frat, der hier die Grenze von Rakfa bildet, einfällt. Mit dem Xi oder Pronos und Xirus der Alten, dessen Quellen wir nachgehen und der von Süden her die Grenze Halebs überschreitet, betreten wir zugleich das Paschalik Damas. Jener kommt vom Dschebel el-scheith, ist anfangs unbedeutend, fließt dann nördlich nach Hems, läuft nordwestlich nach Hama, nachdem noch vor Hems ein Arm desselben den Boheir el-fokh berührt hat, nimmt den Jermut und andere Flüsse auf, macht die Grenze von Larabul, betritt Haleb und setzt dann seinen Weg auf die ebenbeschriebene Weise fort. Larabul erinnert uns fogleich, an das Gefälle des Mittelmeers zurückzuführen. Es hat diese Statthaltertschaft eine große Menge Küstenflüsse, die alle vom Libanon herab dem Meere zulaufen, wie im Norden den Gebali (Gabal) und südwärts den Rabar el-mul, den Rabar- (Rabar) bedeutet Fluss) el-busein, den Rabar el-beret, den Rabisch bei Larabul (Tripoli) und andere. Auch Vorgebirge sind hier, wie Posus, Biazet und andere, doch ist das Gefälle nicht gerade durch tiefe Buchten gerissen, indem die Randschaff die einzige bedeutende Bucht besitzt, südlich von der Stadt Akfa (Akre oder St. Jean d'Akre, sonst Ptolemais) und nördlich vom Gebirge Karmel, das die südliche Spitze derselben bildet. An Küstenflüssen, die vom Gebirge herabkommen, fehlt es auch hier nicht. Am längsten fließt der Kasimje, der von Baalbet herkommt, Kelb, Esib, Aulä nördlich von Bairut und der Kischon, der die Grenze zwischen dem Stamme Sebulon und Naphtali abgab, und durch die Ebene Sedreion der obenangegebenen Bucht zuläuft. Aber auch er hat nur im Winter hinlänglich Wasser, im Sommer kann man ihn durchwaten. Eine Stunde nördlich vom Tyrus fällt der Kasimje ein, nach einem Laufe von 25 italienischen Meilen und nachdem er den Litane aufgenommen hat. Das Gaiet Damas wird erst von Kaisarie an vom mittelländischen Meere berührt. Unter den Küstenflüssen sind die bedeutendsten der Kischon, der Rabar elrabia, der die Ebene von Kamia bewässert, und zwischen den genannten beiden der Rabar Abi Petros, der Serek, der von Jerusalem herkommt und als der süßlichste der Besor. Außerdem aber gibt es eine Menge Binnensflüsse, und unter ihnen der Hauptfluß des alten Palästina, der Jordan, jetzt Arden (الاردن) oder in seinem nördlicheren Theile der Scheriat (شريعة) genannt. Er entspringt unweit des Dschebel el-scheith (sonst Panlus) und vergrößert sich unterwegs durch eine Menge vom Antilibanon herabfließenden Bächen, z. B. der Koshab; der Wadi

Abaleth kommt dagegen vom Berge Hauran. Südlicher kommt der Pabes und Jerta, sonst Jabbot, der auf dem basanitischen Gebirge entspringt. Dessenungeachtet tritt selbst im Frühlinge der Jordan nicht aus seinen Ufern. Sein Lauf von der Quelle bis zur Mündung in das todtte Meer wird auf 34—35 Stunden geschätzt. Unweit Jericho ist er 60—90 Fuß breit und 5—6 Ellen tief. Sein Wasser ist trübe und mehr lau als kalt. In das todtte Meer (Mittelländ. Ula denizi, arabisch بحر اللوت, Rotsmeer) fallen überdies von Südosten her der Wobschab, Dane, Saffie el-ahsa und andere ein. Außerdem wird das Land auch von mehreren Bächen, die entstehen und in ihrem Laufe verschwinden, bewässert.

Der persische Meerbusen endlich als das letzte der sieben Meere scheidet nur in geringer Breite die Statthaltertschaft Basra in ihrer südlichsten Spitze ab, er ist aber für die afasischen Provinzen des Osmanischen Reichs von der größten Wichtigkeit, da in ihnen der zum Schatt el-arab vereinigte Frat (فرات) und Tigris (تigris) ausmündet. Übrigens bildet das Meer die sogenannte tiefe Bucht Akur Akah (بحر المد).

Der Euphrat, jetzt Frat (فرات), einer der größten Flüsse Westasiens, bildet zugleich auch nach dem Tigr das bedeutendste Flusssystem der afasischen Thäler, und durchströmt sie von Norden nach Süden fast in seiner ganzen Länge. Er entspringt aus zwei Quellen, der südlich gelegenen von Haskanaleh auf dem Atlas (Abu bei Plinius, Abos bei Strabon), deren Strom nicht weit unterhalb Erzerum mehr vom Kuttagh und Kebantagh herabkommende Flüsse aufnimmt, alsdann seinen südwestlichen Lauf fortsetzt, bei Egin den Anaruz durchbricht, Erzerum und zum Theil Diarbek von Sinas scheidet, da aber, wo der Murad einfällt, vom Taurus genöthigt wird, bis zur Mündung des Akfa ganz westlich zu laufen. Der Murad ist der zweite Arm, der von Bingöl Gebirge in der südlichsten Spitze der Statthalterchaft Erzerum herkommt, nach kurzem Laufe den vom Süden einfallenden Bingöl, und andere südlich und nördlich (z. B. das Wasser von Relasker), und zuletzt den bei Rusch südlich vorüberfließenden Karasu aufnimmt. So läuft er westlich fort in unbedeutender südlicher Abweichung bei Zebaskur, Adum und Palu vorüber, bis er drei Tagereisen unterhalb Erzerum und vor der durch ihre Kupfergruben bekannten Stadt Waden in Diarbek sich mit dem andern Arme vereinigt. Von der Mündung des Akfa aus läuft er südlich, verschlingt außer andern Bächen den von Hasan Ischebi kommenden Kischgö, sowie den aus Karaman bei Malasia vorüberfließenden Kuramas oder Karasu (Relas), von dessen Vereinigung an er sich südöstlich wendet, und den aus Diarbek sich nahenden Arsen empfängt. Da wo er als Grenzschiede von Rakfa und Mersasch seinen Lauf beginnt, biegt er von Neuem südwestlich um und nimmt den Akal Cui auf, bis er von Sinasof an nur mit

geringen Abbiegungen unausführbar in südöstlicher Richtung seinen Lauf vollbringt. Unter den Flüssen, die ihm von Mesack zukommen, sind der Senfia und der Sedschur die bedeutendsten. Letzterer kommt aus dem Herzen von Mesack vom Laurus herab, fließt an Antab vorüber, betritt die Ummit das Gaiet Haleb, und mündet nicht weit von Mendig ein. Der Lauf des Frat ist hier südlicher, dagegen von Bles an wieder westlicher, und nun trennt er auf der ganzen südwestlichen Seite Rakka von der Wüste, aus der ihm kleine Bäche zulaufen. Bei Rakka selbst fällt die Rakka, die von Surubsch kommt, ein und außerdem die Birebschil und Koka, bis bei Katesia (Kirkisum) der Khabur ankommt. Dieser entspringt bei Resaina auf dem massigen Gebirge, läuft südlich parallel mit dem Rakka durchschneidenden Gebirgsrücken fort, und nimmt den vom Karadschatagh kommenden, und längs des Sind-schar-Gebirges und bei Sind-schar selbst vorbeilaufenden Sind-schar auf. Bei Zigra fällt die Hasenquelle (Ain-el-arneb), ein kleiner Fluss, ein, und zwischen Karagul und Zab steht man den Abfluss des alten Armes des Frat, der sich anfangs in Sumpf verläuft, später aber durch andere Zuflüsse verläuft wieder zum Vorschein kommt. Der nördlichste Kanal ist der Fraas-Kanal, worauf oberhalb Enbar mehrere theils den Frat mit dem kleinen Tigr, theils mit dem größeren verbinden. Unterhalb dieser befindet sich der Frus (Ska) Kanal und mehrere andere, die den Tigr bei Bagdad und unterhalb dieser Stadt mit dem Euphrat verbinden. Von Semawat an und unterhalb dieses Flusses wendet er sich östlich, und läuft in dieser Richtung, zuletzt sogar nordöstlich, bis er bei Korna, dem alten Kamea, sich mit dem Tigr zum Schatt-el-arab ungefähr 30 französische Meilen vor seiner Mündung vereinigt. Bei Kut fällt auch der breite Kanal Hai ein, der bei Amara vom Tigr auslaufend sich südlich herabsenkt und die Grenze von Basra bildet. Es ist übrigens bekannt, dass der Euphrat in früherer Zeit seine besondere Mündung in den Khar (خوار d. i. Mündung) Abdallah hatte, die ihm aber

die Einwohner durch Dämme entziffen. Das Bette des Flusses ist verschieden. So sagt Niebuhr (II, 413), dass er bei der breiter als der Tigr bei Mosul, b. d. etwa 80 Doppelschritte oder 380—400 Fuß, wie die Elbe bei Meissen breit sei. Bei Babylon dat er 500 Fuß Breite und über zwei Mannshöhen Tiefe. Jetzt wird er nur mit kleinen Schiffen besahren und erst unterhalb Hir trägt er größere. Vor 60 Jahren warb der Strom vorzüglich von Bir bis Hilla sehr benutzt, allein durch Käsigkeit der Einwohner dat diese lebhafteste Verbindung ganz aufgehört. Von Hilla nach Basra dagegen wird die Schifffahrt munter betrieben. Der Euphrat fließt im Allgemeinen ruhig, bildet wenig Furten und fast keine bemerkenswerthe Inseln. Seine Ufer sind ziemlich überall fruchtbar, und selbst nach seiner Vereinigung bei Korna bewahrt er sich in seinem Laufe die Reinheit seines Wassers, sodass man selbst eine französische Meile unterhalb der genannten Stadt glauben sollte,

beide Flüsse seien in Lauf und Farbe durch eine Grenzlinie getheilt.

Der Tigr, oder Didschlet (ديجله) bei den Arabern, hat zwar keinen so langen Lauf als der Frat, ist aber ein bei weitem mächtigerer Strom und auch durch die Schnelligkeit seines Sturzes ausgezeichnet. Auch er hat zwei Quellen, die beide in der Staithaltertschaft Diarbekt entspringen. Der größere und nordwestliche Quellenfluss führt gleich vom Anfang an den Namen Tigr, der östliche heißt Khabur. Jener hat wiederum drei Quellen, die sich bald vereinigen, die Diarbekt vorüber kommen, den von Miasaretin sich nabenden Haug und den aus dem Norden herabsteigenden Arzen aufnehmen, bis sie sich mit dem östlichen Tigr (Nierphorus), der von Betlis kommt, und vom nach östlichen kleinen Khabur verschlungen wird, oberhalb Kala Abskur vereinigen. Der Lauf des Stroms ist auch von nun an südlich, eine Menge Flüsse rechts und links bringen ihren Tribut, unter ihnen der große und kleine Zab, von denen jener bei seiner Vereinigung mit dem Sufrat das kurdische Gebirge durchbricht, von da die Grenze von Mosul und Scherfor bildet und unterhalb Habiba mehrarmig einmündet. Der kleine Zab oder Altunsa, der im östlichen Theile jenes Gebirges seine Quellen hat, den Tabet, Anjetlu und Kasu aufnimmt, mündet bei Kaskab ein. Von da strömt der Tigr bei Teltit vorüber, und entsendet gegenüber von Samarra von seinem westlichen Arme den kleinen Tigr, der sich mit den Kanälen bei Bagdad vereinigt. Von Bagdad an wird der Strom immer mächtiger, verschlingt bei Dofala die kleine Dofala, und der Sultriman-Pas die größere, die aus Scherfor herabkommen, den Holwan, Derteng, die vom Zagros ausgehen, und andere Flüsse mit sich vereinigt. Hieraus läuft der Tigr parallel mit dem Hamrun-Gebirge, zieht unterhalb desselben den aus Khusfan kommenden Mandali und südlich von seiner Vereinigung mit dem Euphrat den Kerah an sich. Er trägt die größten Schiffe und mündet durch vier Kanäle (Niebuhr. II. Tab. XL) in den persischen Meeresbuden aus.

Binnenflüsse, die nicht zu den angedeuteten Stromgebieten gehören, die, sowie sie ihren Quellen entsaunen, sich auch wieder spurlos, ohne in irgend einen der genannten Flüsse auszumünden, verlaufen, sind wie andernwärts, so auch in der asiatischen Türkei seltene Erscheinungen. Zu ihnen würden wir als die bedeutendsten höchstens vier zählen, während andern als nicht einmal bracktsamerwert überdört bleiben. Unter jenen ist der Dofan (sonst Scitrus) bei Dofa (oder Koka, sonst Karkhou und Gessa) einer der wichtigsten. Ferner bewässert der Kuel oder Kolt, der schon oben erwähnt ward, die Gärten von Halab, während die Stadt zum Theil ihre Wasser durch Wasserleitungen aus entfernteren Quellen bezieht. Er mündet in den See Kinnerin. Der Erwa-Fluss südlich von Damas ist gänzlich auf sich beschränkt, ebenso der Wabi-Serran und andere in derselben Staithaltertschaft.

Wichtiger und größer sind einzelne Seen und geeignet, Flüsse in sich aufzunehmen, die hier zugleich mit diesen erkömmt werden sollen. Wie wir den Hügen der Berge und Flüsse von Osten nach Westen nachgingen, so wollen wir jetzt in gleicher Richtung die Seen aufsuchen und in aller Kürze ihre Beschaffenheit erwähnen. Der östlichste Balatalzi befindet sich in dem Giale Karu, und zwar im östlichen Theile desselben. Er ist mehr lang als breit und an Flüssen reich. Einige Bäche fallen in denselben ein, und ein größerer läuft aus demselben dem Artaxsal zu. Aschur und Trabesun haben keinen See, Erzerum dagegen mehrere, und unter ihnen den Schello, der an der Grenze von Wan und nordwestlich vom See Wan sich befindet. Er hat 14 Meilen im Umfang und kommt mithin dem Balatalzi gleich. Ihm zunächst dargegen war foglich jenseit der Grenze in Wan dem Nafus-See (Ardebasa), der sich reich und größer als der ebenangegebene ist, aber wie der Balatalzi in demselben Giale im Winter hart zufriert. Unstreitig der größte Landsee der Osmanischen Türkei, aber wenn wir den Angaben, daß er mit seinen Buchten 33 Meilen im Umfange hat, trauen dürfen, dem todtten Meer an Größe nicht viel nachgebend, ist der See Ardisch ober Wan. Er soll vier bis fünf Meilen lang und in der Mitte zwei Meilen breit sein, wird aber bei gutem Wind in vier Stunden in seiner Länge durchgelegt. Vom Nafus ist er durch den Seipantagh getrennt, aber durchaus noch nicht hinlänglich untersucht. Unser unglücklicher Landmann Schuly hatte gerade die nähere Kenntniss dieser Gegend sich zur Hauptaufgabe gemacht, sah auch noch den See, allein die Resultate seiner Anschauung sind theils verloren, theils noch nicht durch den Druck näher zugänglich. Das Wasser desselben ist salzig, nährt aber gute Fische, indem er unter andern Flüssen südöstlich den Kofschab und nördlich von der Hauptstadt Wan den Benbmadi an sich zieht. Auf seiner Ostseite hat er drei Eilande, von denen das südwestliche von Wan, Aghtimar oder Aghtamar, ein Schloss und berühmtes armenisches Kloster trägt. Ein Abfluss des Sees wird nicht bemerkt. — Mit keinem dieser Seen sind die von Diarbek zu vergleichen, weder der Köbtschel im westlichen Theile bei Karpat, noch der bei Erzen im Osten, die beide kleiner als die bereits genannten sind. So hat auch die Statthalterchaft Scherfors nur unbedeutende Bergseen, wie den bei Beslan an der einen Quelle des kleinen Zab, in den er auch ausläuft, und den bei dem Pafse Derbentpacht nach Iran. Die große Provinz Bagdad zählt nur drei namenswerthe Seen, hat dagegen in dem untern Irak- und Zigz-Gebiete bedeutende Versumpfung und Moräste. Unter jenen befindet sich der See Asen nordöstlich von Akrin, in den mehrere Bäche münden, während er selbst seinen Abfluss in den Zigr hat. Größer ist der bei Kabata, durch den der Isaaks-Kanal seinen Weg nimmt. Auch er hat seine sichbaren und unsichtbaren Verbindungen mit dem Euphrat. Drittens endlich ist der See Khatunije hinter dem südlichen Ausgange des Sindhsar-Gebirges (36° n. Br.) an der Grenze von Kassa in dem Delta,

welches der Khobar und Sindhsar bilden, zu erwähnen. Er trägt ein kleines Eiland desselben Namens, sonst aber ist er wenig erkömlich. Dabro hat zwar keinen See, leidet aber durch die jährlichen Überschwemmungen des Schatt-el-arab, die nicht wie früher durch Unterhaltung der Kanäle unschädlich gemacht werden. Zu beiden Ufern finden sich daher Sümpfe, die das an sich ungesunde Klima noch ungesunder machen und Krankheiten befördern und unterhalten. Kassa halb Stufenland, halb Basse, ist an sich wasserarm und in seiner südlichen Hälfte fällt kaum im Jahre einmal Regen, dagegen hat Haleb Fluß-, Quell- und sogar in einem seiner Seen salziges Wasser. Wir erwähnten unter denselben schon oben den kleinen See Kinerin, südlich von Haleb, in den der Kuseit mündet, während er selbst keinen sichtbaren Abfluss hat, wol aber durch Ausdunstung sehr viel verliert. Bedeutsamer als dieser ist der südöstlich von Haleb befindliche Salzsee von Dschibul, in dessen Umgebung Lagunen angebracht sind, welche den ganzen Bedarf an Salz für die Provinz hergeben. Er ist lang gestreckt und außerordentlich schmal. Der dritte See endlich in Haleb ist der alte sichreiche Ufersee, jetzt Karamort oder der See von Antakia, nordöstlich von der gleichnamigen Stadt. Sein Wasser ist süß, genährt durch den Afrin, Abud und andere Bäche, während er selbst seinen Ueberfluß in den Asri ausströmt. Die Uferländer Arabasus und Akka haben keinen See, wozu wir davon absehen, daß die Westseite des Sees von Tabaria letzterer Provinz angehört. Dieser nämlich gehört seinem Haupttheile nach der Statthalterchaft Damas an. Er wird von dem Arden durchströmt, und an seinem südlichen Ufer beim Aufstusse des Arden lag das alte Liberos in einer anmuthigen Gegend. Jetzt liegt der Ort an der Westseite etwas nördlicher, und der See heißt bekanntlich der See Genetarech oder das galiläische Meer (θάλασσα τῆς Γαλιλαίας oder τῆς Τιβεριδος jetzt طبرية), weil er in der Provinz Galilda lag. Seine Länge von Norden nach Süden beträgt etwa drei Meilen, die Breite eine Meile, oder nach Josephus 100 Stadien die Länge, und 40 die Breite. Sein Wasser ist süß, süß und gesund, daher auch sichreich, und obwohl seine Ufer sanft sind, so werden doch seine Umgebungen um ihrer Annäherung willen ungemein gerühmt. Ali Bei (III. 210 fg.) erzählt, daß seine nördliche Seite ganz mit Basalt, Lava und andern vulkanischen Producten bedeckt sei, und äußert die Meinung, daß der See selbst der Krater eines Vulkans gewesen sein könne. — Dieser aber ist weder der größte noch der kleinste in genannter Statthalterchaft. Ihm an Umfange zunächst folgt der sieben Stunden südöstlich von Damas gelegene Hobeiret-el-merdch oder Khorbeida von 34 bis 4 Meilen im Umkreise. Er hat süßes Wasser, das durch mehrere Bäche, nachdem sie das sogenannte Paradies von Damasos bewässert und sich im Kharaba (sonst Arfana) vereinigt, herzugeführt wird. Der See hat dadurch Aufmerksamkeits erregt, daß sein Wasserstand zu jeder Zeit sowohl in den Regenmonaten

als im hohen Sommer derselbe bleibt, ohne daß irgend ein Abfluß bemerkt werden würde (*Ali Bei* III. 231.). Der *Bahr-el-cobd*, der sich im Westen von Hems ganz schmal nach Süden hinzieht, erhält vom Antilibanon sein Wasser und gibt seinen Überfluß durch eine süßliche Ergießung in den *Ki* ab. Der nördliche See, hart an der Grenze des Gebietes von *Halab*, ist der *Berga*, westlich vom Berge *Uferun*. Er ist wie ein anderer kleiner nordwestlich vom *Kobeiret-el-medsch* (*Kobeiret* heißt: Meerchen, d. i. kleiner See) Salzsee. Ohne nun viel von dem unbedeutenden See *Hule*, um nicht zu sagen *Leich*, durch den der *Arden*, ehe er in den See von *Taberije* einfällt, fließt, zu bemerken, gehen wir sogleich zu dem sogenannten toten Meere, das, bei den Türken den Namen *Ulu Deniz* und bei den Arabern den des *Meeres Lots* (*بحر لوط* oder *بحر لوط*) trägt,

über. Dieser zwischen 31° und 32° Br. befindliche, von Anhöhen-eingeschlossene Landsee liegt an der Südostgrenze des alten Palästina in ganz vulkanischen Umgebungen, weshalb auch Christi zur Erinnerung ihn den *Sodom-* und *Somorra-See* (*بحر سومور و غامور*) nennt.

Über seine Größe sind die widersprechendsten Berichte im Umlauf und der Wahrheit am nächsten kommen unstreitig die Angaben des *Iosephus* zu 540 Stadien, d. i. 12½ deutsche Meilen, Länge vom Norden nach Süden, und 150, d. i. 3½ deutsche Meilen, Breite. Damit stimmt auch *Herbin* (*Voyage dans le Levant*, ed. II. p. 99) so ziemlich überein, nur bestimmt er die größte Breite auf höchstens zehn französische Meilen. *Kortz* (S. 187) dagegen gibt übertriebene Nachrichten. Sein Wasser ist so gesalzen und mit Alun geschwängert, daß keine Conchylien und Seegewächse, und auch keine Fische darin dauern. In 100 Theilen Wasser, berichtet *Hafsl*, sind ½ Theile Salz und davon ⅓ salzsaure Bittererde, ⅔ salzsaure Kalkerde und ⅓ salzsaures Natrum. Was nur in die Nähe des Sees kommt, wird von Salz infiltrirt, und sogar schwere Körper schwimmen oben. Die Umgebungen sind eine schauerliche Einöde, und mehre Meilen weit in dem von unsichtbarem Dunst angefüllten Thale wächst kein Grasholm, athmet kein Thier. Westlich ist sogar der Boden salzig und verbrannt, und häufig zeigt sich auf der Oberfläche schwimmendes Asphalt (daher die Benennung bei *Iosephus* *Agallatir*), der östlich seine unterirdischen Quellen hat. Das Wasser ist ungemißbar und überhaupt von der früher so fruchtbaren und bewölkerten Gegend keine Spur mehr. Auch dieser See hat keinen Abfluß, obwohl außer dem *Jordan* eine Menge andere Bäche in ihn einmünden.

Je mehr Seen in der Statthaltschaft *Damaskus* bemerktwerth waren, desto weniger giebt es in *Ischil*, *Merash* und *Sinab*. Nur *Leichen* oder *Weißern* dergleichen findet man in den genannten Provinzen und unter diesen sind noch die bedeutendsten in *Ischil* rechts und links vom Vorgebirge *Karabaf* in der Nähe des Busens von *Enderun* und des *Dries Mallos*. Ganz anders sieht

es in *Karaman* und *Anatoli* aus. *Karaman* hat selbst einen Salzsee im nordwestlichen Theile der Provinz in geringer nordöstlicher Entfernung von *Zusla*, der hinreichend Salz für *Karaman* und einen Theil von *Anatoli* vergibt, und auch der See von *Kessera* heißt. Hier ist aber der östliche von den beiden neben einander befindlichen zu verstehen, denn von dem näher bei *Zusla* gelegenen wird eine gleiche Ergießigkeit nicht gerührt. In der Nähe des ersten werden die größten Salinen der ganzen vordarastatischen Halbinsel angetroffen. Der bedeutendste See von *Karaman* ist aber der im alten *Maurien* und im jetzigen *Sandtschal* Begschehr befindliche lange, aber schmale See von *Begschehr* zwischen dem *Sultantagh* und dem *Kurun*, der sein Wasser dem See von *Sidischehr* zuschickt. Beide nähren in ihrem süßen Wasser viele Fische. In sie mündet auch der *Siglah* aus, und der kleine von *Agira* kommende *Agira*. — Der See von *Konia* im Osten derselben Stadt ist zwar unbedeutend, befindet sich aber in einer höchst fruchtbaren Ebene, durch welche der *Bach Meram* in ihn ausläuft. Ganz im Westen der Provinz und unmittelbar bei der Stadt *Afchehr* nördlich sieht man den See von *Afchehr*, der fast von allen Seiten Bäche, unter ihnen den *Marfu*, in sich aufnimmt. Er steht mit dem *Bulowabin* in Verbindung und ist bedeutender als der See von *Kadib*, den der *Jigunsu* durchströmt. Noch befindet sich nördlich vom See von *Begschehr* und am südlichen Fuße des *Sultantagh* der *Korali*, einer der größten Binnenseen der Provinz. Alle die genannten Süßwasser-Seen versehen ihre Uferbewohner mit schmackhaften Fischearten, größer aber als sie sind die von *Anatoli*. Diese an Umfang bedeutendste Statthaltschaft des ganzen Osmanischen Reichs, der nun die von *Bagd* sich an die Seite stellen kann, schließt auch die meisten Seen in ihr Gebiet ein. Unter gleicher Breite mit dem zuletzt erwähnten See (38°) und hart an der Grenze von *Karaman* begegnen wir zuerst im *Sandtschal* *Hamid* dem See *Igietir* mit den beiden Gländen *Dschanabasi* und *Misabasi*. Er ist 10 Ellen tief, 4½ *Parasang*, d. i. gegen 3 Meilen, lang, ⅓ Meilen (3 *Paralangen*) tief, und nur etwas über 3 Meilen vom See *Kurdur*, der westlich, aber unter demselben Grade der Breite liegt, entfernt. Dieser wird zur Länge von 60 und zu einer Breite von 40 *Miglia* angegeben, ist mithin bedeutend größer als der obgenannte. Südwestlich von diesem am Fuße des *Bodastagh*, südlich und nordwestlich von *Bazartan*, sind zwei mehr Weichern ähnliche Wasserflächen. Größer als beide zusammen genommen ist der *Ufa-Nasi-See*, nördlich von *Munscha*, an dessen Nordwestspitze der *Merend* vorüber in das ägäische Meer ausläuft. Der schlammige Salzsee von *Karabaf* zwischen *Karabaf* und *Ischil* ist ebenso unbedeutend wie der von *Marmara* östlich von *Marmara* im *Sandtschal* *Ezurhan*. Mehr Aufmerksamkeit verdienen der See *Ulu* bad in der Mitte des *Sandtschaks Rhodamenslar*, der den *Sandtschal* und *Otreros* in sich aufnimmt, und durch jenen in das Meer von *Marmara* abfließt, und der *Jam-See*, östlich von *Jönik* (*Nizda*) im *Sandtschal* von *Kod-*

scha Ali. Vor Alters hieß er Aecanius, und er ist bei weitem umfassender und tiefer als der Sabandscha, nördlich von Sabandscha, in demselben Sandtschaf. Westlich von Ulubad in Rhodawenskiar liegt ein zweiter zwischen ihm und dem See von Bigha, südlich von der gleichnamigen Stadt. Alle übrigen, wie die im Sandtschaf Boli (Esnanli, Koragöl, Ausligöl, Mogigöl), der See Yenigöl, nordöstlich von der Stadt desselben Namens, der See Balikesiri im Sandtschaf Karasi, sind kaum der Rede werth, und werden nur der Vollständigkeit wegen erwähnt.

Die Strömung der Flüsse und ihr Fall ist zugleich der sicherste Maßstab für die Abdachung und die Neigung des Bodens. In der europäischen Türkei ist unstreitig die sichtbarste Entlung zwischen dem Balkan und den Karpaten zu Folge des Stromgebietes der Donau, die nächst dem Tigr in sämtlichen türkischen Staaten den größten Sturz hat, zu suchen. Die übrigen europäischen Länder verlassen sich natürlich ebenfalls nach den sie umgebenden Meeren, nur ist die Neigung vorzüglich nach dem adriatischen und ionischen Meere hin weniger bemerkbar, während das ägäische und das Meer von Marmara flachere Ufer haben, die sich nach dem Innern der eigentlichen Halbinsel sichtlich erheben. Hier und im Stromgebiete der Donau ist aus das Flachland, wenn auch nicht in vielen unabhelfbaren Ebenen, zu suchen. Diese würden überdies selbst weniger wünschenswerth sein, weil dadurch das klimatische Verhältniß und dessen wüthigster Einfluß aufgehoben würde. In dem ebenso sehr von Gebirgen durchzogenen ömanischen Asien finden wir ebenfalls im Laufe der beiden Hauptströme Euphrat und Tigr die flachste Neigung. Sie umfaßt das Paschalik Bagdad mit Basra und der Wüste, und senkt sich nach dem persischen Meerbusen ab. Alle andere Ufer sind steiler und in geringerer oder weiterer Entfernung von Bergreihen begleitet und durch Bergzüge zerschnitten. Am meisten Neigung hat hier noch das mittelländische Meer, wenn wir von dem sogenannten toten Meer absehen, in das sich der Jordan und andere Flüsse ergießen. Die größte Ebene findet sich hier in dem untern Gebiete von Bagdad, das aber die Ufer des Euphrat und Tigr ebenso verlästet und unfruchtbar werden sieht, wie die flachen Uferstellen am mittelländischen Meere, die von Jahr zu Jahr durch angeschwemmten Sand zwar größer aber ungenießbarer werden, da nichts geschieht, was der Wirkung des Meeres Einhalt thun könnte. Auf diese Uegenden und Ercheinungen werden wir jedoch später zurückkommen. Die eigentlichen fruchtbaren Gegende sind in beiden Halbinseln des ömanischen Reiches die weiten, zum Theil natürlich wasserreichen Thäler, die von den Gebirgen begrenzt den schönsten Ackerboden und die herrlichsten Viehweiden enthalten. An sie schließen sich die Strom- und Ufergebiete an, und in ihnen wie in diesen findet sich ein Boden, dessen Ergiebigkeit dem sicilischen nicht nur nichts nachgibt, sondern ihn selbst übertrifft. In dem Sandtschaf Salonik find die Weizenfelder so üppig, daß sie abgemäht werden oder auf andere Weise Erleichterung er-

halten müssen, wenn die Halme nicht erstickn sollen. Überall ist mit Ausnahme des feimigen Gebirges die leh- mige, mit Thon und Kalk abwechselnde Unterlage von höchst productiver Erde überdeckt, die sich zur Tragung aller Gemächte, die das Klima zuläßt, eignet. Die Berge und ihre rauhere Luft begünstigen das Gedeihen der nördlichen Pflanzen, und nichts ist mehr zu bebauen, als daß trag dieser herrlichen Vegetation und der Mäßigkeit, fast sämtliche Ländereien in ein lachendes und üppiges Fruchtfeld umzuschaffen, die Cultur des Bodens demnach auf unvergleichliche Weise durch die Trägheit der Einwohner und ihre Furcht, durch Weizenanbau, als der Bedarf verlangt, die Habluht der Beamten zu reizen, vernachlässigt wird. Die Oberfläche gewährt zwar nicht überall einen vortheilhaftesten Anblick; kalte Felsen und raube Abhänge, z. B. im Gebiete von Amnia, trockenes wasserloses Erdreich, wie im Gebiete von Kerkissia, fleinige Erölgänge, z. B. am Perferin-Gebirge und im Sandtschaf Delania, wilde Schluchten, weite Striche und Hal- den, mit unnützem Strauchwerk besetzt, öde, von Men- schen verlassene Flächen, selbst an den größten Oesträ- chen des ömanischen Europa, z. B. von Rustschuk nach Constantinopel, fehlen nicht; allein selbst betrieb- ner Ackerbau, eine alles tieferen Blickes entbehrende Staats- ökonomie und der jede freiere Betriebsamkeit hemmende und unterdrückende Geist des Beamtenwesens nebst vie- len andern Ursachen tragen die Schuld, daß selbst jene gepriesenen Landstriche unbenutzt gelassen werden. Selbst die Sumpfs- und Steppengröden an der Donau und die bedeutendern Sandstriche im Herzen Makedoniens würden durch Anwendung verständiger und regsam- er Hände nach und nach aufzuehen, der Befruchtung un- siegbare Hindernisse entgegenzustellen.

Großartiger sind schon oben zum Theil angebrutete Ebenen und wüste Flächen des ömanischen Asiens. In seinen nördlichen Ländern gestalten die mächtigen Ber- gszüge zwar jene nicht, wenn wir die umfassensten Thäler von ihnen, wie billig, ausdieseln, tagegen tre- fen wir sie in dem Abhange der vorbrassatischen Halb- insel, in den zwei bewohnten sich sichtlich erhebenden Länderstrecken, die die Gaset von Corinthus und Bagdad bilden, in um so größerer Ausdehnung. Reize schließen zu gleicher Zeit die graße syrische Wüste, die mit der arabischen in Verbindung steht, ein; und wenn dasselbe System der Verwaltung fortdauert, werden sich ebenso von Jahrhunderten zu Jahrhunderten auf der einen Seite die noch besetzten Dälen jenes öden Gebietes verlieren, wie die schon immer sich vergrößenden dürren Strecken der beiden genannten Ländermassen sich vermehren. Noch ist z. B. das herrliche Flachland von Damascus bis zur Wüste der Cultur fähig, zumal da der Libanon ein mil- deres Clima auch gegen Osten hin sichert, aber schon heute sind nur arabische Bauern, sogenannte Fellahs (فلّاح d. i. ein Ackerbauertreibender) und nomadische Horden die einzigen Bewohner desselben, indem jene sich mehr an der bessern westlichen Seite sesshaft haben, diese schon östlich in das Gebiet der Wüste hinabdrängen.

Nicht besser steht es mit den südlichen an diese Grenze anliegenden Ländern. Nur Betuinen durchziehen im Osten des Jordans und des toten Meeres bis zur wirtlichen Wüste hin den tragbaren, selbst nicht einmal wasserarmen Boden, und die Ebene von Hauran, die früher so bewohnt war, sieht jetzt schon den Feind aller Cultur in ähnlichen Ländern, den Flugland sich festsetzen. Desseungeachtet ist die Abdeckung vom Gebirge nach der Wüste in jenen sogenannten Ebenen keineswegs in Flachland verwandelt, vielmehr sind es Hochebenen, die sich noch immer gegen 2000 Fuß über das Meer erheben. Alles östliche Land bis zum Ufer des Krat ist vollkommene Wüste, und so nicht weniger ein großer Theil des alten Gebiets von Mesopotamien oder Dschezira (جزيرة).

b. d. Insel, als das vom Krat und Tigr eingeschlossene Land so geheißen. Das Gjalet Kalka in seinem südlichen Theile von Kalka an, östlich und südlich bis zur Grenzflaß Ana, hat nur durch die Anschwemmungen des Krat und Khabur einige wohl angebaute Uferstücke erhalten, ist aber sonst in seiner ganzen Ausdehnung ödes, von Sand überdecktes Land, der nur einer darten grauen und weißen Erde Raum macht. Da Quellwasser hier etwas Seltenes ist und die Hitze glühend auf der Fläche ruht, so ist fast jede Vegetation erloschen, und nur die Thiere der Wüste und da und dort einzelne Betuinen schwärme suchen die Ufer oder das Quellwasser und seine Umgebungen auf. Nicht weniger unbefrucht und jeder Cultur unfähig ist die Wüste Sindfar, südlich und südlich vom Sindfar-Gebirge und östlich vom südlichen Theile des Gjalet Kalka. Sie gebt dem Baschail Bagdad an und zieht sich südlich herab bis dahin, wo früher die Kanäle zwischen dem Krat und Tigr das Land befruchteten. Allein obwohl sie von da an in ihrer Breite aufhört, winkt sie sich doch schmaler zwischen dem Krat und Tigr bis zum 30° Breite hinturch, und auch hier haben heisse Ströme herrlichen Boden an ihren Ufern angeschwemmt, der bei richtiger Benützung eine beneidenswerthe Fruchtbarkeit zur Folge haben würde. Eine argedeute frische weißliche und grauliche Erde, mit Cernit und Cersalz vermischt, verwandelt hier die Sonne in Staub. Selbst die Wogen um Bagdad kann sich nur einer mittelmässigen Fruchtbarkeit rühmen. Südlicher ist in dieser Beziehung die Umgebung von Bakra, dagegen hat durch Vernachlässigung des früher bestandenen Bewässerungssystems, das sogenannte durch den Hainkanal und den Krat und Tigr umschlossene Delta seinen Werth verloren, indem es seine Fruchtbarkeit mit dem gleichnamigen ägyptischen Ländergebiete theilte. Zu beiden Theilen des Flusses der Araber (عرب) findet man selbst wenig Holzungen, und Bäume von höherm Wuchse sind eine ganz seltene Erscheinung; nur Buschholz, Schilf und Gesträuch, die einen sehr theurigen Anblick gewähren, sind hier zu Hause. Die frische Wüste wird jährlich ein- oder höchstens zweimal von einer nach Damaskus und Haleb bestimmten Karawane durchzogen, ohne daß irgend eine Spur für

die Rüge der kommenden Jahre von den vorübergehenden zurückbliebe. Desseungeachtet hat das übrige Mesopotamien auch seine Schönheiten. Berge wechseln mit gegneten Thälern ab, und grüne Hügel unterbrechen die kable Fläche.

Noch ist Einiges in aller Kürze zur Beschreibung der Oberfläche über die vorhandenen Waldungen hinzuzufügen. Sie sind von der Art, daß sie ein höchst sehr genutztes Klima voraussetzen. So hat Kummien an den Seiten seiner Gebirge die Thäler durch hohe Cypressenwälder bekrönt, die mit Waldungen von Fichten, Eichen und Kastanien abwechseln. Die Berge Maketonien sind bis an den Gipfel voll Laub- und Nadelholz und im Sandschal Colonien hat man durch unzweifelhafte Bertilgung der schönsten Wälder nur der Fruchtbarkeit des Bodens geschadet. Zu jenen Forstbäumen kommen in andern Theilen, z. B. in Nikopol, Buchen und in Tirbala gedeiht die prächtige Platane, während Janina, sowie das ganze Armut, Semendra und andere Sandschale Eichenwälder tragen, die die Art kaum berührt hat, und die vielleicht ein Alter haben, das höher hinaufreicht, als Menschen in ihre Nide gekommen sind. Nirgend findet sich schöneres Schiffebauloh in solcher Menge, das zugleich als Handelsartikel fast den einzigen Reichtum der Bewohner aufmacht. Zwar wechseln mit diesen wohlbestandenen Wäldern auch nackte Gebirge, wie im Sandschal Persien, wo statt des genießbaren Waldes nur reisende Thiere hauen, und in andern Distrikten thürmen sich Felsen auf Felsen, allein neben diesen Klippen schließt sich auch wieder Wald an Wald, so daß dieselben Ansehen sehr bald wieder ihr wildes Ansehen mit einem freundlicheren Eintruche vertauschen. Aber nicht minder hat die asiatische Türkei ihre tausendjährigen Waldbestände. Hier gibt es außer den eben genannten Baumarten in Anatoli ganze Wälder von Kiefern, dagegen die Eiche nur in den nördlichen Sandschalen in ihrer Majestät sich erhebt. Ebenso tragen die Gebirge Anatoli's, vorzüglich gegen das schwarze Meer hin, herrliches Nadel- und Laubholz, haben aber auch ihre Wälder und erheben zum Theil ihre Gipfel nicht gegen den Himmel empor. Auch das Binnenland hat seine Waldungen, weniger gut bestanden sind aber die Anhöhen gegen das ägäische und mittelländische Meer hin; ihr Fuß ist mit Buchsbaum, Eichen, zum Theil auch mit Fruchtbaumem besetzt. Doch löst man hier und da am mittelländischen Meer auf tragbaren Waldböden, mit dichten Holzbeständen. Selbst in Bithynien, z. B. im südlichen Theile (jetzt Rhodavendikar) findet sich auf den Bergen üppiger Baumwuchs, und die Gegend der sieben Bergeberge am mittelländischen Meere handelt sogar mit Bou- und Brennholz nach Kappten. Ebenso wissen wir, daß das alte Lykien schönes Nadelholz in den größten Waldungen besaß. Seine brauchbarsten Hölzer sucht aber Anatoli im Sandschal Kastemuni, von wo auch ein Theil des Schiffebaulohes für die Werften des schwarzen Meeres geholt wird, zumal da neben dem Nadelholze die Eiche vortreflich gedeiht. Gleichen Ruhm theilt mit ihm die westliche Grenzprovinz Boi, wo dies

selben Holz mit der Knoppreiche angetroffen werden, deren Ertrag ein dem Völkern so unentbehrliches Mittel zur Vermachung seines Lebens vergibt. Im ägäischen Meere hat die Landschaft Troas ober das Sandthal Bitha ebenfalls ganze Waldungen, die neben den Knopfern Gallaepel und Terpenin in Menge hergeben. Die Gebirge der Provinz Isthil haben fast sammtlich laube Spindel, dagegen auf der Mitte dabei, zu jedem Bedarfe brauchbares Holz. In ihr sind die Waldungen von Moana für jene Gegend den Osmanen von unschätzbarem Werth. Überhaupt ist dieser Punkt zugleich der südliche, der in seinen Sandthälen, wovon das eigentliche Isthil fast nur ein einziger Wald ist, die vorzüglichsten Bäume voll der nutzbarsten Bäume, wie Eichen, Buchen, Cedern, Cypressen, Wachholder, Nichten und Kastanien, hat. Aber auch hier sind nur die nördlichen Bäume so äppig besetzt, während man in andern Theilen selbst nackte Spindel sieht. Südlicher und schon in Kassa fehlt jede Art Holz, und in den Ebenen herrscht sogar da und dort drückender Mangel. In sammtlichen Provinzen Serivons, von denen Aska allein in der Nähe von Kaiserin einen Eichenwald hat, bezieht man sich zur Feuerung nur des zusammengefaschten Gestrüppes und mannichsamer Surrogate, vorzüglich des Düngers. Auch Fruchtbaum müssen ausbleiben. Nur der Ribonon und Antilbanon versorgt seine Bewohner, oder ebenfalls nicht überall, mit dem nöthigen Bedarf. Am meisten bewaldet ist er in Arabulus, indem hier die Westseite mit Eichen, Cypressen, Cedern, Feigen, Maulbeerbäumen und andern Frucht- und Forstbäumen bedeckt ist, davon aber kommt der Ebene nichts zu gut, und in Haleb findet sich der Bedarf nur in den entlegensten Strichen. Fast in eben dem Grad entbehrt Bagdad und Bakra des nöthigen Bedarfs an Forstholz. Letztere Stadt und ihr Gebiet bezieht sich mit der Dattelpalme, mit deren Plantagen das ganze Land bedeckt ist, und deren Stamm so stark wird, daß er selbst Bretter und das zu den Krot- und Tigriden nöthige Bauholz vergibt, übrigens aber zu Brennholz dient. Bagdad dagegen entbehrt in seinen Ebenen sogar diesen Ertrag. Nur die kurdischen Gebirge gegen Osten sind gut mit Holz besanden und die nördlichen Districte beziehen Eichen, Eichen, Platanen, Nichten, Kiefer, und anderes Holz aus den nördlichen und nordwestlichen Waldungen, während das flache Land meilenweit nichts als einzelne Fruchtbaum aufzuweisen hat. Allein grade aus den entgegengesetzten Gründen sieht sich das nördliche armenische Hochland versehen, fast der unentbehrlichsten Brenn- und Baumaterialien beraubt. Im Süden erhebt die brennende Sonne und der wasserleere Boden jede Vegetation, daß der Forstbaum nie zu völligem Auswuchs kommt, hier sind es die Adler, der Schnee und die furchtbare dohrn Felsenwände, auf denen höchstens nur bis zur Mitte die Pflanzenwelt sich erhält. Im Hochgebirge von Erzurum trifft man weder eine Platane, noch Eiche. Die Pappel, die Weide, die Wachholderstraute und anderes Gestrüpp versieht mit Roth den Bedarf einzelner Districte, andere Striche sind hier, wie selbst in Wan, holzlos, während in letzterer Provinz

auf dem kurdischen Hochlande doch schon wieder die Eiche und Eiche gedeiht. Noch glücklicher sind in dieser Beziehung Kars und Scherhor, welche letztere Schattaltherschaft sogar in ihren Ebenen schöne Waldungen besitzt. Kars erfreut sich in seinen fast unburchdringlichen Waldungen einer seiner größten Reichthümer, dagegen müssen bei der jetzt herrschenden Sorglosigkeit für die Nachwelt in Isthil, wo in einzelnen Districten schon Mangel an Holz sich bemerkbar macht, die Vortheile, die Boden und Klima der Forstkultur gewöhren, verloren gehen. Der hohe Waldesflond gibt nur noch das nöthige Bau- und Brennholz zum Theil her, und kann nicht mehr mit dem Nachbarslaute Trabesun weiterfern, der bekanntlich nebst Kalkemuni am ganzen schwarzen Meere das ausgefuchteste Holzmaterial für die größten Bauten und Flotten liefert. Daneben tragen die Anhöhen ganze Wälder von Fruchtbaum, die das Land zu einem wahren Obstgarten machen, und Eichen, Buchen und Schwarzholz wechseln mit Cypressen und Cedern ab. Allein das eigentliche Dsland der asiatischen Türkei ist Sinow, denn hier drängen sich die aufgedrängten Wälder von Kirschen, Äpfeln, Birnen- und Nussbäumen in solcher Fülle aneinander, daß in andern Gegenden etwas Ähnliches vergeblich gesucht wird. Allein nur die gebirgigen Gegenden befördern das vollkommene Auswachsen der Forstbäume, zu denen hier auch die Ulmen zu rechnen sind, und dieser Reichthum ist nicht das Eigenthum einzelner Districte, sondern überall bieten die Wälder Holz, als den einträglichsten Ausfuhrartikel dar. Mosul selbst als Hauptplatz hat kaum hinreichend Holz, dagegen versorgt das kurdische Gebirge und die Waldungen des Sindhar die Siriche an der Ost- und Westgrenze. Unter den noch übrigen Stallholzerbschaften Diarbek, Mersisch und Karamon finden sich die Waldungen am gleichmäßigsten in Mersisch und Diarbek vertheilt. Mersisch ist durch die Größe und Stärke seiner Cedern berühmt, mit Ausnahme der ebenen Stellen, da nur die Höhen bedeutende Waldungen tragen, und Diarbek kann sich hinwieder einer anscheinlichen Mannichsartigkeit von Baumarten rühmen, die Mersisch nicht hat. Zu den gewöhnlichen Laub- und Nadelbäumen kommt dort noch der Ahorn, der Kastanien und der Terpeninbaum. Karamon endlich hat nur im Süden an der Grenze von Isthil dichte Wälder, der Noeten dagegen ist um so mehr entblößt. Hier finden sich nur Fruchtbaum oft in meilenweiter Entfernung von einander, und die schöne Ebene von Konia ist als holzlos allgemein bekannt. La plains, sagt Ali Bei (III, 299), qui est toute argileuse, n'offre pas un seul arbre.

Wie gut der Boden sowohl in Europa als in Asien sein müsse, beweist seine Productivität, die theils natürlich ist, theils durch Bestellung erhöht wird und bei weitem mehr erhöht werden könnte. Auch die Mannichsartigkeit der Erzeugnisse hängt von ihm, obwohl zum größten Theile vom Klima ab. Daß er im Gebirge steinig ist, darf ebenso wenig wundern, als daß es in Europa und Asien auch in der Ebene mehr raube und unfruchtbare Strichen gibt. Im Ganzen aber ist der Boden fett und

ergiebig, obwohl man behaupten will, daß er in früheren Zeiten noch ergiebiger gewesen sei. In Anatoli ist der lehmige Grundthun gelblich und röthlich, dieser aber wechselfalt mit der schönsten, schwersten und schwärzesten Gartenerde ab. Selbst in Karaman, wo es viele dürrer Stellen gibt, ist er doch durch seine Fruchtbarkeit zu dem Gedeihen einer Menge Erzeugnisse geeignet, sonst sind im ganzen Osmanischen Asien zum großen Theile die Hauptbestandtheile des Bodens die von Anatoli. In den Gebirgen sind sanftere Stellen häufig, nur das sich einzelne Provinzen vor den übrigen auszeichnen. Arabien z. B. kann in geizigem Ackerboden ebenso wenig mit den Binnenländern wetteifern als das arme armenische Hochgebirge. Hier ist das an und für sich feine und trockne Land noch überdies mit Salz und Salpeter versehen, faßbar nur reichliche Bewässerung den Bewohnern den Lohn ihrer Mühe sichert. Ein gleiches Verhältniß findet aber auch in den süblichen Provinzen statt, wo nur Wasser die Grundbedingung aller Gewinns ist. Das Binnenland, z. B. Diarbekt

(دیار بکر), gestattet eine doppelte Ernte der Getreidefrüchte; allein alle diese Erscheinungen der gesegneten Länder, die schon im Alterthume sprichwörtlich waren, sind näher zu besprechen, wenn von der Cultur überhaupt die Rede sein wird.

Wissen wir nun noch einen Blick auf die Inseln, so theilen sie im Allgemeinen alle jene Erscheinungen des Festlandes. Auch hier hat man Thal und Berg zu unterscheiden. Jene sind die ergieblichsten Eilande und haben den fruchtbarsten Boden, diese tragen die prächtigsten Wälder. So Iaso, Samatrali, Imbro, nicht aber die größere Kimije, deren Armuth an Feld und andern Früchten, sowie an Holz, bekannt ist. Glücklicher als diese sind die größern zu Asien gehörenden Inseln des ägäischen Meeres. Sulus Adasi (Samos), Mikidilli, Sali und Rhodus vereinigen mit zum Theil kalkigem, leichtem und dürrigem Boden den gesegnetsten Fruchtboden, und die bergige Gegend, vorzüglich auf Mikidilli und Rhodus, haben zum Theil große Waldungen von Tannen, Fichten, Eichen, Eschen, letztere mit der Platanen auch auf dem wasserreichen Flachland. Kirid (کرد)

Kandia) hat seinen fruchtbarsten Boden im Norden, und was es an dürrer, steinigern und leichten Strecken hat, wird durch Bewässerung leicht tragbarer gemacht. Das Gebirge liefert die bauchlammigen Fichten, Cedern und Cypressen, und die Abhänge Steineichen und Ahorn. Auch die auf Kirid befindlichen aus Hornstein, der mit Quarz durchschichtet ist, bestehenden Gebirge tragen neben nacten Felsen auch gut bestandene Waldungen, welche die van der Insel benannte Cypressen zum großen Theil ausfüllt. Wie die Flur und ihr Boden bestellt sein, oder welchen Fluß beide fähig sein müssen, deutet am besten die Vermuthung an, daß die schönsten aller Weibinnen sich auch den schönsten aller Weibinnen zum Aufenthalt gewählt haben wird.

Dagegen fehlt es aber auch in allen Theilen, auf dem Festlande sowohl als auf den Inseln, nicht an vulkanischem Boden. Wer erinnert sich hier nicht der Erd-

beben, die allein die Hauptstadt des türkischen Reichs heimsuchten? Aber nicht nur sie, sondern das ganze Uferland an dem Mace di Marmara, am ägäischen Meer und vorzüglich die ganz thrakische Küste sah schon oftmals ihre lammlichen Städte in wenig Augenblicken von Grund aus zerstört. So stürzten im J. 1336 in einer Nacht nicht nur die Häuser am thrakischen Gestade über den Köpfen ihrer Einwohner zusammen, sondern selbst niedrige Mauern wichen und die Wälle barsten von einander, um einem andern drohenden Unglücke, den unter Urkan herbeibringenden Ärsen, den Zugang zu öffnen. Galipoli wurde das Jahr darauf eine um so leichtere Beute der Osmanen. Allein schon oben wurde angedeutet, daß das jetzt durch Meer und Meerengen von Asien getrennte Europa im hohen Alterthume mit jenem zusammengehangen haben muß. Das Ufer an beiden Seiten steht zerrissen da, Buchten und Vorgebirge wechseln mit einander ab, und diese wie das ganze übrige Gestade mit den zwischen beiden Welttheilen mitten inne liegenden Inseln tragen sammt und sonderb die Spuren vulkanischer Bestandtheile an sich. Der Boden zerfällt oder versinkt, und macht dadurch den vom schwarzen und weißen Meer einströmenden Fluten Platz. Zu gleicher Zeit waren früher und zum Theil noch jetzt jene Erschütterungen mit Überschwemmungen verbunden. Nachrichten aus der Zeit der byzantinischen Kaiser melden, daß z. B. 1332 ein Theil der Stadmauern von den Meeresfluthen niedergebissen ward, daß zwölf Jahre später die Ufer zehn Stadien weit mit Wasser überdeckt waren, Erscheinungen, die nicht zum ersten Mal in jener Zeit sich ereigneten, sondern nur Wiederholungen früherer ähnlicher Vermuthungen waren. Es ist hier der Ort nicht, letztere historisch zu verfolgen, oder eine Geschichte der Erdbeben jener Gegend zu schreiben, allein um die Kraft, mit der sie sich hier kund thun, näher kennen zu lernen, und zu wissen, wo der am meisten und stärksten vulkanischen Erschütterungen ausgesetzte Boden im Osmanischen Reich zu suchen sei, ist es geographisch nöthig, auf einige nähere Angaben hier einzugehen. Nach den bisher gemachten Erfahrungen ist die dalmatische und friulische Küste nächst der thrakischen der Boden des Festlandes, auf dem Erdbeben zu Hause sind. Keine Gegend ist gegen Dalmatien hin ihnen mehr ausgesetzt, als die Egeialterschaft von Janina und Isenderije. Im J. 1667 ward, um nur einen Beweis anzuführen, ganz Dalmatien mit den naben Inseln und den Gebirgen des Festlandes, so erschüttert, daß in Ragusa allein 5000 Menschen ihren Tod fanden. Viermal muß das Meer zurück, und setzte die Schiffe im Hafen auf's Trockne, viermal lebte es zerstörend wieder und aufwirbelnder schwarzer Staub vom Lande verfinsterte den Tag. Acht Tage lang zuckte die ganze Küste, und Inseln und Städte wurden in Schutt verwandelt. — Der griechische Archipel selbst war seit Jahrhunderten ein schaffender und vernichtender Feuerherd. Mehrere Inseln erhaben sich in Folge des vulkanischen bewegten Meeres. Die Kamen entstanden 1707 im Juni, Rio, Saloni und andere früher. Rhodien und

die angrenzenden innern Länder empfinden dagegen weniger oder höchst selten leichte Erschütterungen. Auch im Meere von Marmara erscheint die größte der Pringeninseln, Prinkipos, ganz vulkanisch und aus aufgelöstem Quarz, Granit und andern Massen bestehend. Die Halbinsel Salipoli hat in ihrem freidigen Erdboden und kalkigen Hügeln Wuscheln, und um Malta sieht man eine 20 Fuß über das Meer emporragende Sandbank, die früher mit Äfen in Verbindung gestanden zu haben scheint. Die Mündung des Kanals von Konstantinopel ins schwarze Meer zeigt an beiden Ufern Merkmale eines Vulkans, die in weiter Entfernung verfolgt werden können. Auf Spuren von den Wirkungen unterirdischen Feuers deuten die daselbst befindlichen zerstückelten und verschobenen Felsmassen, die Mischungen des Gesteins und der Erdschichten und die sodern Brüche allenthalben hin. So finden auch die Inseln Cyanae, die sonst Nymplegades hießen, ihre Erklärung. Sie schlugen immer zusammen, glaubte der gemeine Mann, was aber nur auf einer optischen Täuschung beruhte. Gegenwärtig sind es nur noch sehr kleine Felsen, die das anstömende Wasser unaussprechlich bragt. Auf dem europäischen Festlande erstrecken sich vom schwarzen Meer in den Kanal hinein die vulkanischen Spuren wenigstens eine Meile weit, und man darf sich daher nicht wundern, daß Konstantinopel selbst, Bithynien und die ganze südliche Küste des schwarzen Meeres die Folgen dieses Bodens tragen müssen. Fürchterlich selbst nur noch in der Erinnerung lauten die Berichte der verjohrenden Erschütterungen, die, wie schon oben angedeutet ward, jene Hauptstadt von Zeit zu Zeit heimsuchten. Nur kurz mögen aus byzantinischer Zeit die merkwürdigsten Jahre hier sehen, die dadurch ihrer Vergessenheit entrissen wurden. Im J. 358 ward der Bischof von Nikomedien unter Säulen begraben, 478 unter Zeno stürzte die Statue der Kaiserin Theodora von ihrer Säule, 483 und 487 bedeckte die Erde abermals, und im J. 527 fand der Patriarch Euphrasius unter den Trümmern der einstürzenden Gebäude seinen Tod. Justinian der Große sah die Pestzeit siebenmal (533, 542, 544, 548, 554, 555 und 558) erhitzen, und beim letzten Male stürzte sogar der Dom der Sophienkirche herunter. Am 24. April 611 bedeckte der Boden das erste und letzte Mal im 7. Jahrh., dagegen richteten im 8. Jahrh. (732 und 640) zwei bedeutendere Erdstöße auch bedeutendern Schaden an. Bei dem ersten stürzte die Kirche der heiligen Irene zusammen, bei dem zweiten die Statue des Kaisers Theodosius. Allein alle diese Erschütterungen waren nur geringe Vorläufer des fürchterlichen im J. 875 unter dem Kaiser Michael ganz Äfen von den Ufern des Mils bis an die des Bosporus durchgehenden Erdstoßes. Das Vorgebirge von Rodikra fand im Meere sein Grab und über 400,000 Menschen wurden das Opfer der über sie zusammenstürzenden Wohnungen. Ein Drittel des neuauageführten Domes der Sophienkirche ward im J. 987 von Neuem hinuntergeworfen, Erdbeben folgten auf Erdbeben und im J. 1033 zitterte der Erdboden 140 Tage unaussprechlich, und die Kirchen

X. Capitel. b. M. u. A. Dritte Section. VI.

von Konstantinopel und Jerusalem begruben unzählige Leiden. Im J. 1037, 1038 und 1040 erjitterte bei letzten beiden Stößen außer Konstantinopel auch die thrakische Küste und der Boden von Smyrna. Ein anderer Stoß folgte 1064, und 1296 stürzte die Statue des Erzengels Michael zusammen. Im J. 1305, 27. Jan. und 8. Aug., schüttete das erste Mal bios Konstantinopel, das zweite Mal aber auch der ganze Archipel, Syrien, Ägypten, Rhodus und Kandia die Erschütterung (s. v. Hammer's Konstantinopel und der Bosporos). Aber auch die Osmanischen Sultane erlebten ähnliche Zerkünderungen in ihrer Hauptstadt und dem Reiche. Nach der oben erwähnten ersten begleitete unter Murad II. 1430 (26. Febr.) die zweite zugleich die Pest. Die Mauern von Thessalonika wurden zerstört, und der Zerstörung folgte die Einnahme der Stadt durch die Türken. Das fürchterlichste aller Erdbeben, das in die Osmanische Zeit fällt, ereignete sich am 14. Sept. 1509. 109 Moscheen, 1070 Häuser, die doppelten Landmauern und zum Theil die auf der Seite des Meeres, die sieben Thürme, die Mauern des Serai, zusammen eine Strecke von 1040 Ellen Stadtmauern von Konstantinopel, die Kuppeln der Moschee Bajazet's II. und viele andere wurden in kleine Stücken zertrümmert. Mehrere Tausend Menschen wurden erschlagen, und 45 Tage bedeckte die Erde im ganzen Osmanischen Reich, in Europa und Äfen. Die halbe Stadt Aghorum versank in die Erde, die Festungswerke von Salipoli stürzten ein, und Demistola ward ein Schutthaufen. Das Meer schüttete seine Wassermassen über die Mauern Konstantinopels und Galata's in die Stadt, und nur die christlichen Kirchen standen wohlbehalten aufrecht. Selbst der Sultan Bajazet brachte zehn Tage unter einem Zelt in seinem Garten zu, und als er sich nach Adrianopel schickte, bedeckte auch dort die Erde fürchterlich. Später unter dem Bäcklinge Selim II. (Horb 12. Dec. 1574) fielen 400 Häuser ein, und unter Murad III. (1592) mehrer Kuppeln und ein Theil der Stadtmauern. Ibrahim's Abreise folgte alsbald (1642) ein Erdstoß (2. Jan.), und 1653 (23. Febr.) ward Kleinasien so erschüttert, daß in mehrern Städten die Gebäude und zu Obelisk die halbe Stadt zusammenstürzten, und an letztem Ort allein 3000 Menschen begraben wurden. Vierzig Tage lang wiederholten sich die Zuckungen der Erde und da und dort quoll schwarzes Wasser hervor. Im J. 1667 stürzten Städte und Berge ein, halb Griechenland ward verschlungen und in Mosul traf viele Gebäude ein gleiches Schicksal. Konstantinopel sah (5. Juni 1690) mehrer Kuppeln an der Moschee des Eroberers und auch einen Theil der Stadtmauern einstürzen. Unbedeutender waren die Erdstöße von 1698 und 1703, wo vorzüglich die Gerichtsbarkeit von Denisi litt, und von 1712. Am 19. Oct. 1719 fielen die Landmauern Konstantinopels abermals ein, und mehr Dörfer dorsten zu einander, die Stöße kehrten nach einer Stunde zurück, und drei Tage lang zitterte die europäische und asiatische Küste; in Nikomedien, zu Kasamurial und anderwärts fielen die größten Häuser ein, und im Jahre 1752 wurde

Hassa fast verschlungen und in Adrianopel die größten Bauwerke beschädigt. Zwei Jahre später trafen gleiche Erschütterungen Constantinopel und Adrianopel zu gleicher Zeit. Vom 2. zum 3. September bebte die Erde in letzterer Stadt 14 Mal, und 50 bis 60 Menschen kamen um. Endlich ereignete sich noch eine der fürchterlichsten Erdererschütterungen für Constantinopel am 22. April 1766, deren Schaden an eif. Millionen Pfister berechnet ward. Viele der größten Staatsgebäude, die Mauern und Mosken erlitten eine allgemeine Niederlage, und wie immer, ward auch diese Naturerscheinung als ein untrügliches Wahrzeichen vorbedeuteter politischer Unglücksfälle angesehen. Zu wiederholten Malen sind auch seit jener Zeit die Erdstöße nicht nur in Constantinopel selbst, sondern auch an dem schon oft genannten Ortshafte zurückgeführt, und jeder neue Tag kann neue Zerstörung herbeiführen.

Wie die Gebirgsmassen der europäischen Türkei Spuren vulkanischer Ausbrüche nicht deuten an sich tragen, so lassen sich auch aus dem Lauras dampfende oder Feuer spielende Krater nicht nachweisen. Wenigstens hat die neuere Zeit keine Erfahrungen der Art gemacht. Dagegen hat Anatoli hier und da, abgesehen von seinen Gefilden Europa gegenüber, vulkanischen Boden. Ja, es wird berichtet, daß westlich von Aefrowa in Arde zu Janar am Mittelmeere Höhlen gesehen würden, aus denen Feuerflammen und Rauchsäulen hervorströmen. Naphtagurden und vulkanische Producte anderer Art deuten wenigstens, daß eine ununterbrochene Thätigkeit herrschte. Auch Kalka hat vulkanischen Boden, allein nur diesen, denn Aufstellungen desselben kennt man seit Menschengehenken nicht, und die dortigen als vulkanisch erkannten Hügel bilden unregelmäßige Gruppen, nicht zusammenhängende Bergreihen. Dagegen hat Syrien bereits durch Erdbeben die traurigsten Zerstörungen erfahren. Haleb, Katakia, Damaskus und andere Städte desilland tragen sämtlich die Spuren derselben an sich. So bebte z. B. am 17. Febr. 1659 die Erde gewaltig zu Haleb, es stürzten Mosken und andere Gebäude zusammen, und auch dieses Mal suchte der Moslem darin ein Wahrzeichen der strafenden Göttheit für begangenen Frevel. Katakia sah durch einen Erdstoß am 26. Apr. 1796 früh neun Uhr einige Minuten zwei Drittel seiner Häuser in Schutt, und alle andere waren mehr oder weniger beschädigt, 1500 Menschen waren umgekommen, mehr noch verstimmt worden. Über zwei Monate lang suchte man die Leichname und Kostbarkeiten unter den Trümmern hervor, und vor drei Monaten lebte ein großer Theil der Einwohner aus Furcht nicht in die Stadt zurück. Das Meer war ruhig, die Luft still, der Himmel etwas in Nebel gehüllt und die Sonne schien bleich. Doch erfolgte der Sturz der Häuser so schnell, daß selbst die in dem untern Stode Wohnenden nicht über die Schwelle weg sich in's Freie retten konnten; 400 Arbeiter kamen bei einem einzigen Gebäude um. Wie bestig der Sturz war, wird überdies daraus erklärlich, daß nach Dilliers Bericht der Boden mehrere Weifen gehoben wurde. Derselbe Rei-

sende erzählt, daß im Dec. 1795 sein eigenes Wohnhaus zu Haleb durch eine Erschütterung mehrere Risse empfangen habe. Auch aus früher Zeit wissen wir, daß die Städte Paphosiens und Syriens, z. B. Sidon, Beirut, Sidjane, Antiochia und andere mehr oder weniger durch Erdbeben heimgesucht wurden, und noch jetzt lesen wir oft genug ähnliche Nachrichten. So besteht ferner der Boden von der Jakobsträße an zwischen dem See von Hule und Taberia bis nach Sala südwestlich von Damaskus nur aus Lava, Basalt und andern vulkanischen Erzeugnissen. Alles ist schwarz, porph oder angeseifen. Auch ist die ganze übrige Oberfläche mit losgelassenen vulkanischen Steinen von drei oder vier Zoll Größe bis zu einem Fuß im Durchmesser, alle schwarz, porph und angeseifen, als ob sie eben erst aus dem Krater hervorgegangen wären, überdeckt. Vorzüglich sind, je mehr man sich Sala nähert, die Risse und die vulkanischen Anpflanzungen so furchtbar, daß den Beobachter Schauer überfällt, wenn er an die Zeit denkt, wo diese Massen mit Geiße aus dem Innern der Erde hervorsgeschleudert wurden. Die Ausbüllungen und die Risse enthalten Wasser, so schwarz wie Zinte, und fast immer sinken. Daß das Land ehedem Vulkane trug, bewiesen auch mehrere kleinere Krater jener Ebene. Ferner ist der See von Tiberias oder das sogenannte galiläische Meer auf seiner Nordseite ganz mit Basalt, Lava und andern vulkanischen Auswürfen überdeckt. Man baute dafelbst mit diesen Massen Häuser und andere Gebäudnisse. Daß das todte Meer selbst vulkanisch und seine sämtlichen Umgebungen vulkanischer Natur sind, hat die Sage überliefert aus alter Zeit und bestätigt die Gegenwart. Der mit Salztheilen durch und durch geschwängerte Boden enthält zum Theil eine pechartige, läder, sinkende Masse und man hat den See selbst immer für einen eingestürzten Vulkan gehalten. Schwefelbänke steigen noch jetzt über ihn auf, so wie Rauchsäulen nicht seltene Erscheinungen sind.

Ebenso sind die türkischen Inseln keineswegs von Erdbeben frei. Von Prinsipos wurde bereits oben gesprochen und ebenso von der Beschaffenheit der Ufer des ägäischen Meeres. Auf Kinije will man zwei Vulkane entdeckt haben, die aber seit Jahrtausenden als solche sich nicht bemerkbar gemacht haben. Dagegen wird Kibrid noch immer von fürchterlichen Erschütterungen heimgesucht, und Kibrid hat ebenfalls wiederholt durch sie gelitten. Die stärkste bisher bekannte erschütterte sich über die ganze Insel Kibrid von Osten nach Westen (1490) und der dadurch angerichtete Schaden war beträchtlich.

Daß von der natürlichen Beschaffenheit des Bodens, vorzüglich von hohen Gebirgshügen, zum Theil das Klima bedingt ist, wissen wir Alle, und da, wie oben gezeigt wurde, gewaltige Gebirgsketten als die natürlichen weithin laufenden Grenzen, beide türkische Halbinseln in einzelne Länder theilen, so muß auch das Klima in den verschiedenen Landestheilen ein verschiedenes sein. Dennoch wird im Allgemeinen das Klima in der ganzen europäischen Türkei als höchst mild gepriesen. Allerdings müssen die Länder zwischen den Karpaten

und dem Balkan mehr von Winter süßen, als das eigentliche Kumelen. In Kosna liegt trotz der milden Jahreszeiten der Schnee demnach bisweilen ganze Wochen auf der Fläche, und dasselbe muß auf dem Gebirge in einem verhältnißmäßig gesteigerten Grade stattfinden, sowie auch die Kälte nach der Höhe zunehmen muß. Dennoch ist der Winter überall weniger streng als in Teutschland, und nur die Dörfer und Nordwinde belegen die Donau bisweilen mit starkem Eise, das jedoch bei der Schnelligkeit des Sturzes immer nur Treibeis ist. Früh blühendes Strauchwerk, wie die Haselhaude, entsaltet seine Knospen frühestens im Januar und spätestens im März. Ihm folgen im April die Obstkäume und das Korn wird anfangs Juli überall als völlig reif gemernt, und im August der Wein gelesen. Selten sinkt das Thermometer auf 8 oder 10° unter 0, und Nachtfröste stellen sich in einigen Provinzen bisweilen selbst im April ein. Die Wärme ist im Verhältnisse zu Teutschland im Sommer drückend, und nur durch die Nordwinde wird sie häufiger unterbrochen. Ganz anders ist das Verhältniß südlich vom Balkan. Nach und nach wird die zum Gefilde eine künstliche Wärme im Winter immer entbehrlarer, und Frost bei Tage ist in Konstantinopel eine seltene Erscheinung, sowie das Thermometer bei Nacht gewöhnlich nicht über 3° unter den Gefrierpunkt fällt. Dessenungeachtet froh doch zuweilen, obwohl stets Jahrhunderte von einem Male zum andern vergangen, der Hasen und der Kanal jener Stadt zu, und selbst das Wärmemometer seht Eis an. So wissen wir schriftlichen Nachrichten zufolge, daß der Bodoporus, soweit jene reichen, nur bebenmal zuseht, zum letzten Male 1755. Seit der türkischen Herrschaft war es erst einmal (Ende Januars 1621) geschehen, daß man zu Fuß auf dem Eise von Europa nach Asien gehen konnte. Dagegen war unter dem byzantinischen Kaiser Arkadius das Meer 20 Tage und ebenso unter Romanos (928 und 934), und unter Dulas (1232) zusammengefroren, und unter Konstantin Kopronomos trieb das Meer Eiskisten, und froh (763) bis hundert Schritte vom Ufer zu, so daß vom Treibeise die Stadtmauern erschüttert wurden. Der konstantinopolitanische Himmel wird übrigens noch dadurch besonders angenehm, daß im Sommer der Nordwind und im Winter der Südwind sich abwechselnd herrscht. Jener wirkt so regelmäßig, daß er sich täglich gegen Mittag erhebt, und bis zum Abend anhält, dieser kommt meistens kalt an, weil er von den Schneefeldern des Olympus herweht, und bringt überdies Kopfweh, Abspannung und Ermattung mit sich, die häufig in Lebensüberdruß übergeht. Hitze und Kälte sind also im Allgemeinen gemäßig. Der Frühling kündigt sich in den schönen Tagen des Februars an, wird aber durch den schnellen Wechsel der Winde häufig ungesicherbar. Vom Mai an herrscht die schöne Jahreszeit ununterbrochen bis zur Sommerende. Der Nordwind kühlt ab und die Hitze, die zu Ende August's auf das Höchste steigt, ab, und bereitet die kostbare Kühle der Nächte vor. Regengüsse, die jedoch nie über acht Tage dauern, machen die Hitze noch erträglicher. Der Herbst tritt mit

den gewöhnlichen Stürmen ein, und Regengüsse begleiten sie oft bis über die Hälfte des Octobers, wo der Frost heitern und oft bis über die Wintermonate hinaus dauernde Herbst beginnt. Mit Anfange des Jahres kündigt sich der Winter an, der kaum sechs Wochen dauert, und Schneegestöße, das von Thraßen kommt, in seinem Gefolge hat; doch auch diese dauern höchstens drei Tage, sowie auch der Schnee nie länger liegen bleibt (vgl. v. Hammer Goss. und Bosp. S. 30 f.). Pouqueville (Voyage II. 173) theilt die Tage so ein: Jours pluvieux, solitaire-six; neigeux, quatre; brumeux, six; temps couvert, vingt; variable, quarante; avec tonnerre, quinze; jours sereins, sans presque aucune alteration, deux cent cinquante-quatre. Ist dieses das Klima unter dem 41. Grade nördlicher Breite, so muß vom 40. Grad an der südliche Himmel sich in seiner ganzen Schönheit entsalten. Gaiopol und Salonik fühlen bereits seinen Einfluß. Eine fast immer reine Luft, eine regelmäßige Temperatur machen das Glück der Bewohner aus, und erhöhen den Reiz der Natur zu einer vollendeten Schöpfung. Nicht weniger glücklich ist zum großen Theil das Osmanische Asien. Zwar scheiden sich hier die östlichen Provinzen klimatisch bei weitem mehr von den übrigen, indem aus dem armenischen Hochgebirge die Temperatur nicht dieselbe mit der am mittelländischen Meer oder mit der südlichen von Bagdad sein kann. Schon in Anatoli ist natürlich das Klima mehr warm als kalt; Schnee in der Ebene ist eine Seltenheit, nur auf den Bergen fällt er und er hält sich selbst so lange, bis das Thal schon in seiner Blüthe dastet. Der Winter zeigt sich nur in seiner veränderlichen Witterung und löst sich gewöhnlich in Regengüssen auf. Mit seiner Milde steht die Hitze des Sommers im Verhältnisse, die Monate Juni, Juli, August sind auch dort die heißesten; wo keine Bewässerung statt findet, droht dort die Flur und die Erde reißt in Sprünge auf. Der reichere Thalebwohner sucht dann oft seine Zuflucht im Gebirge, während der ärmere sein Heil von den kühleren Gewinden erwartet. In jenen heißen Monaten bleibt fast aller Regen aus, und selbst nicht einmal ein Gewitter bringt Erfrischung, da diese sich nur mit Eintritt des Frühjahres, Herbstes und im Winter zeigen. Zum größten Glück für die animalische Natur ist dabei die Luft immer rein und von oben gesund, wenn nicht irgend eine örtliche Ursache schädliche Ausdünstungen befördert. Ebenso rein und gesund ist sie am ganzen schwarzen Meere, nur wird, je mehr das Land sich dem Hochgebirge Armeniens nähert, die raube Jahreszeit fühlbarer, während das Klima im Allgemeinen immer noch kühl bleibt ist. Auch haben diese Erze Provinzen in dem Nordwind ein vortreffliches Linderungsmittel der drückenden Sommerhitze, und der Unterschied der Temperatur zwischen Thal und Berg schon in Trabesun ist so groß, daß die Bewohner des rauhen Gebirges in Wohnungen unter der Erde Schutz suchen, und selbst Gräber und andere gleichzeitige Gräber nicht zur Reife kommen. Noch im Juni (am 8.) fand Kinner die Gebirge drei bis vier

Fuß hoch mit Schnee bedeckt, und die Kälte war, indem es zugleich schneite, so heftig, daß die Reisenden erstarbten. Im Thale von Trabesun dagegen hatte man sich einige Tage vorher zur Kornerte angehöft. Immer näher nach Armenien zu verläßt auch die milde Temperatur die Kälte, und das rauhere Klima behält die Oberrand. Die Thäler sehen sich, z. B. in Adilbir, mit hohem Schnee bedeckt, und das Gebirge bewahrt diesen bis weit in die schönere Jahreszeit hinein. Ist es dann auch in den Thälern heiß und besiedelt Klima und Boden das Gedeihen der gewöhnlichen Früchte, so verhindert dagegen der spät verschwindende oder früh wiederkehrende Winter ihre Zeitigung. Die mit hin neben Anatoli an seinen Gestaden am schwarzen Meere glücklichste Provinz bleibt immer Eis, das auch den Regen leichter entbehrt, da Bäche und Flüsse das Land sattem tranken. Die Hitze, durch die Seewinde gemäßig, wird nicht drückend, und Sommer und Winter begnügen sich freundlich ohne jenen Kampf der Natur, der in kälteren Gegenden eintritt. Der auch manchmal in den Thälern fallende Schnee bleibt selten über 24 Stunden sichtbar, dennoch nöthigt die Kälte bisweilen die Einwohner, Aufsucht zum Kofenfeuer zu nehmen. Die Kälteste und deshalb auch die ärmste Provinz im ganzen Osmanischen Reich ist unfreistric Syerum. Die Vegetation erliegt selbst in den sonst heißen Sommer tagen den kalten Nächten. Außer, daß der Schnee sechs Monate lang die Erde fast beständig bedeckt und in den Schluchten derselbe das ganze Jahr hindurch liegen bleibt, fällt selbst im Juni noch bisweilen Schnee, und da und dort gefriert sogar Eis. Frei von den Merkmalen des Winters ist fast kein Monat, denn schon im August friert der Schnee zurück, hält aber erst vom October an aus und verschwindet allmählich mit dem Monat August. Dasselbe Klima beherrscht Arab, da es dasselbe Hochland hat. Dagegen fällt mit diesen in den andern Provinzen auch die Strenge des Winters. So hat Ban zwar noch viel Schnee, aber das Klima ist mild, die Jahreszeiten sind regelmäsig, die Hitze im Sommer fast unenträglich, und der Boden nur durch Bewässerung fruchtbar. Die andern dem Hochplatou nahen Provinzen, wie Diarbek und Mersak, haben zwar, zumal das erstere, einen noch kalten Winter und aus den Bergen lange Schnte; allein im Ganzen ist das Klima mild und in den Thälern der Sommer sehr heiß. Karaman als Binnenland ohne jeden erfrischenden Seewind muß natürlich einer fast unenträglich Hitze erliegen. Den im Sommer gänzlich fehlenden Regen ersetzt, wie z. B. in Anatoli, ein starker Thau, und nur die Gebirgsgegenden können von Kälte sprechen; aber nur insofern als ein sehr geringer Grad künstlicher Wärme ihn völlig entträglich macht. Dasselbe ist in Ischid der Fall, da aber hier mehr Gebirge ist, hat auch dieses einen etwas strengern Winter. Die Thäler sind ebenfalls einer außerordentlichen Hitze ausgesetzt, gleich wie die an und für sich einer milden Temperatur genießenden, aber doch von den von Afrika wehenden Südwind stark empfindenden Küstenstriche. Rakka bildet nur noch

jum Theil ein Vorland des Hochgebirges, und somit muß hier die Hitze vorherrschend sein. Wirklich ist auch der Winter wenig schäbbar. Auf den Ebenen zeigt sich gleichsam nur der Schnee, und allein im Norden kennt man den Frost. Wären auch hier nicht die Winde des Mittelmeeres, die zum großen Schade den ganzen Tag wehen, ein sehr wohlthätiges Abkühlungsmittel der heißen Monate, zu denen selbst noch der October gehört, so würde die Temperatur unenträglich sein. Die Regenzeit fällt im Januar und Februar, und nur weniger heftig im October und November. Daher fand Olivier z. B. in Difa zu Anfange des März die Bitterung veränderlich und so kalt, daß es zuweilen froz, ja zwei französische Reiten nördlich von der Stadt fiel im Gebirge Schnee, der aber augenblicklich wieder schmolz. Nordwestlich blühten dagegen schon Hyacinthen und Schotengewächse, und so harmonirt hier die Temperatur, in dieser Jahreszeit wenigstens, mit der von Haleb, wo die Luft gemäßigter ist, als man glauben sollte, und deshalb auch sehr gesund. Dasselbe sagt Kinnier von Antafia, wo ebenfalls weder die glühende Hitze des Sommers, noch die Strenge des Winters bekannt ist, und das Klima wenigstens um 15° kälter ist, als in Larfus und Amana. Nur der Nordwind macht den Winter schäbbar und hält dieser einige Tage an, so sinkt bisweilen das Thermometer auf 4—5° unter 0, während es sonst sich bei Tage 8—10° über 0 hält, und des Nachts 2° über 0 steht. Der Schnee zeigt sich höchstens im December und Januar und dessenungeachtet ist selbst im Sommer der gewöhnliche Thermometerstand nicht höher als 25—26°, der nur bisweilen durch die heißen Wüstenwinde auf 28—33° gesteigert wird. Der Regen fällt im Frühjahr am stärksten, im Winter und Herbst weniger. Im Sommer ist der Himmel stets heiter und die Luft durchaus gesund. Die hier bekannten ansteckenden Krankheiten sind mithin keine Folge der Temperatur. Von den Uferländern hat aber unfreistric Tarabulus das glücklichste Klima für die Naturen, die einen schnellen und starken Temperaturwechsel (von 18 bis 30°) vertragen können, insofern dieser nämlich nicht an demselben Orte stattfindet, sondern durch geringe Entfernung von einem Orte zum andern erreicht werden kann. Die Ebene ist heiß, wie die arabische Wüste, das Gebirge kühl wie die Alpen und dabei das Land nur ein samalee Küstenstück. Doch erdelt sich auch die Ebene durch den von Morgens neun Uhr bis zum Sonnenuntergange wöthenden Südwestwind und die kühlen Nächte in blühender Vegetation. Derselben Wohlthaten genießt Akfa, doch hat die Ebene mehr von der Hitze zu ertragen, und die Luft ist hier nicht ganz so gesund wie in Tarabulus. Das Klima von Damas ist im Allgemeinen angenehm, nicht zu kalt im Winter, und die große Hitze im Sommer wird durch die Kühle des Wassers, durch die Einrichtung der Gebäude und durch die Schatten der Bäume in dieser Gegend wenigstens sehr gemildert. Die Jahre, wo Schnee in der Stadt fällt, sind seltener, im Gebirge sieht man ihn dagegen jeden Winter. Die Ost- und Westwinde sind die gewöhn-

lischen, sie wehen aber unregelmäßig. In der Zeit vom April bis November ist Regen etwas Seltenes, in den übrigen Monaten fällt er regelmäßig, aber nicht heftig, und immer zu Folge der Westwinde. Im April und bisweilen schon Ende März schmilzt selbst der Schnee im Gebirge, die hohen Gipfel verläßt er nie. Daher hat Damas den Vortheil, feils Eis zu wohlfeilem Preise zu besitzen, dennoch kennt man nur durch Schneewasser abgekühlte Getränke, nicht aber das Eis, wie es bei uns und genossen wird. Das Thermometer hat gewöhnlich 17 bis 20° als niedrigeren oder höhern Wärmeßand. Im Allgemeinen also vereinigt Socraan alle Zonen, die heiße am Fuße der Gebirge, die gemäßigten in dem mittlern Theil, und die kalte auf den höchsten Gipfeln. Auch hier kühlen die Winde vom mittelländischen Meere die heiße Luft ab, und die Kälte wird die Nacht über selbst durch den Landwind gemäßiget. Vorzüglich heiß ist die Gegend nach der Wüste hin, wo sogar der Beduine nicht gern haufen mag. Der Regen fehlt im Sommer gänzlich, wird aber durch starken Thau einigermaßen ersetzt. Im October tritt wie in Damas so im ganzen Palästina die Regenzeit ein, weicht mit dem November und macht einem heitern Herbst bis zu Anfange des Neujahrs Platz. Die Wintermonate Januar und Februar sind stürmisch und haben oft Gewitter in ihrem Gefolge. Im Februar leidet jedoch die schöne Jahreszeit zurück, der Horizont wird wolkenlos und die Luft ist wie immer rein und gesund. Scherhor und zum Theil Mosul sind noch glückliche Stufenländer. Die Atmosphäre ist heiter, im Sommer der Himmel unumwölkt, fast ohne allen Regen, allein das Land liegt hoch genug, und hat so viele schützende Wälder, daß Menschen und Thier, da es an Bässern nicht fehlt, sich sehr wohl befinden. Das Gebirge hat das ganze Jahr hindurch Schnee, und seine Bewohner müssen im Winter vor der Kälte sich durch Feuerung zu schützen suchen. Heißer ist Mosul, dessen Ebenen ohne die regelmäßigen Winde vom Mittelmeere her fast unbewohnbar sein würden. Der vom Junius bis September wolkenlose Himmel bringt fast einen Regenschauer. Diese gehören dem Winter, dem Frühjahr und dem Ende des Herbstes an. Ueberhaupt ist der Winter sehr veränderlicher Natur, da seine Steige oder Mäße ganz von der Himmelsgegend abhängt, aus der die Winde wehen. Das heiße obwohl an und für sich sehr gesunde und von ansteckenden Krankheiten freie Klima hat unfruchtlich Bagdad, wo sich selbst, während der heißen Monate die Einwohner einen großen Theil des Tages in den Keller verkriechen und bei Nacht auf den Terrassen schlafen, ohne nachtheilige Folgen davon zu empfinden (Description du Paeschalik de Bagdad. Par M... Paris 1809. p. 7). Zu Ende April zeigt das Thermometer schon 18° und steigt selbst bisweilen in diesem Monat auf 22°. Anfangs Juni ist der gewöhnliche Stand 30 und 31°, und im höhern Sommer, wo der Nordwestwind glühend heiß über Bagdad herföhrt, die Dazars geschlossen und die Straßen menschenleer sind, daß eine Wärme von 35° selbst bis zum Abend an. Von 10 Uhr Morgens geht

man in die sogenannten Erddab (سرداب) oder unterirdischen Behältnisse, die zu Aufsuchtsbüchern vor der Hitze bestimmt sind. Die Abendkühlung ruft die Bewohner wieder hervor, sie steigen auf die Terrassen, essen, vergnügen, unterhalten sich und schlafen da. Gegen das Herbst-Aequinoctium tritt an die Stelle der Hitze eine Veränderlichkeit der Winde, die, so lange das Gebirge von Kurdistan und Persien noch keinen Schnee trägt, dennoch die Tage heiß genug lassen. Selbst Ende Septembers und Anfang Octobers sieht man den Himmel heiter, aber die Winde sind veränderlich. Der Westwind allein bringt etwas Regen nach Bagdad, immer aber in das mittlere und obere Mesopotamien. Um die Jahreswende, vorzüglich zu Anfange des Januars, fällt bisweilen bei Nacht das Thermometer auf den Gefrierpunkt, und kleine Wasserflächen bedecken sich mit einer dünnen Eiskrinde, bei Tage aber wechelt es zwischen 10 und 4°, das Klima ist so mit hier heißer als selbst in Unterägypten und in dem südlicher gelegenen Basra, weil hier den Tag über ein regelmäßiger Südostwind vom persischen Meerbusen her weht. Der höchste Stand des Thermometers ist 32°, und dennoch ist die große Hitze von Bagdad mit ihrem schnellen Luftstrom bei weitem erträglicher als die feuchte gemäßigte Wärme von Basra. Die Atmosphäre von Bagdad ist übrigens so rein, daß selbst in der Nähe des Tigris weder Fruchtigkeit noch Haas bemerkt ist.

Epidemien und Krankheiten. Es fragt sich nun, ob bei solcher klimatischen Beschaffenheit der europäischen und asiatischen Türkei alle die Epidemien und Krankheiten, die von der Türkei her sich öfters dem übrigen Europa mitgetheilt haben, im Klima selbst ihren Ursprung haben oder nicht. Die Luft ist, wie wir sahen, im Allgemeinen überall höchst gesund, und selbst der sonst so verurtheilte Samum, Samieli oder Eirok ist durchaus in Städten und Wohnungen weniger gefährlich als überhaupt lästig. Ueberdies suchen die Githz hauchenden Lustzüge fast nur die asiatischen Provinzen heim, bleiben aber immer eine Plage, zumal da sie nur in der heißesten Jahreszeit zu fürchten sind. Vorzüglich viel spricht man von ihm zwischen Basra, Bagdad, Haleb und Mekka. Immer kommt er aus der großen Wüste, nach Mekka von Osten, nach Bagdad von Westen, und nach Basra von Nordwest. Der an die reine Luft gewöhnte Araber riecht ihn von weitem, da er mit Schwefelkieseln geschwängert ist, und als zweites Merkmal gibt man an, daß die Luft der Gegend, von wo er herkommt, rüthlich erscheint. Er kehrt nicht alle Jahre zurück, und seine Zeit ist gewöhnlich vom Anfange des Juli bis zur Mitte des Augusts. Nur im Freien wird er tödtlich. Er kommt flüßweise und tobt wie ein Wirbelwind. Da er aber als horizontaler Wind in der Nähe der Erde durch viele Gegenstände gebrochen weniger Kraft hat, auch, ist er über's Wasser gegangen, an schädlichem Einflusse verliert, so reizt es zum Schutze gegen ihn hin, sich auf die Erde zu werfen oder das Gesicht fest zu verhüllen, um dadurch dem Einhauchen des Schwefelstoffs zu begegnen, den der Wind zurück-

läßt. Selbst die Thiere neigen bei seiner Annäherung den Kopf instinctmäßig zur Erde, und wer diese Vorzeichen nicht gebraucht, findet alsbald seinen Tod. Ueberdies erdbtötet er auf seinem Zuge die ganze Vegetation durch die sengende Hitze, und der erstickende Dufte hat, wenn er im höhern Grade vorhanden, sogar die Folge, daß das Blut zur Nase und zu den Ohren herauskommt, die Leichname aufzubrechen, blau und grün werden, und wenn man sie aufheben will, in Stücken zerfallen. — Unter den ansteckenden Krankheiten ist unstreitig die Pest die verderblichste. Mit unglaublicher Schnelligkeit verbreitet sie sich von einem Orte zum andern, und bei dem Mangel aller medicinischen Polizei wird sie auch gewöhnlich durch Reisende und Waaren in die entferntesten Theile des Reichs geschleppt. Syrien ist vorzüglich von Aegypten aus der Ansteckung ausgesetzt, sonst aber bricht sie gewöhnlich in den größern am Ufer gelegenen Handelsstädten, ganz gleich ob in Europa oder in Asien, so gut in Smyrna wie in Saloniki, aus. Die Ansteckung erfolgt unmerklich, aber nicht durch die Luft, indem diese ganz rein bleibt, sondern durch Berührung, Ausdünstung und durch infecte Sachen. Sobald sie ausbricht, ist Ansteckung und Tod fast gleichzeitig; nach und nach verschwindet die Kraft des Giftes, Einzelne genesen, oder auch in diesem Falle dauert die Todesgefahr 40 Tage. Ohne Heilkräften kommt Niemand davon, und selbst wer sie gehabt und wiederholt gehabt, ist deshalb nicht vor einer künftigen Ansteckung sicher. Das Ende und der Beginn dieser Epidemie ist übrigens nicht an eine gewisse Zeit gebunden. Zeitiget sie sich zuerst im Herbst, oft im Winter, nimmt im Frühjahr zu, und währet bis zum Juli. In Constantinopel wurde in frühern Zeiten nur erst dann von ihr gesprochen, wenn schon 4 bis 500 Menschen daran gestorben waren, daher auch die Beschreibungen ihrer Verheerung in dieser Stadt fast an's Unglaubliche grenzen. Die Jahre 1431, 1539, 1592, 1626, 1638, 1660, 1714, 1812 und andere stehen in der Geschichte dieser Stadt am schmerzlichen da. Im J. 1592 wurden öffentliche Gebete im Freien veranstaltet, das Volk schickte auf dem Psilipskloster hinter dem Arsenal und auf dem drei Stunden von Constantinopel entfernten Alemtogh in Asien den Himmel um Abwendung der fürchterlichen Beise an. Der Sultan ging zu Wasser bis an die Schiffsruder des Bosporus und in der Stadt wurden die Läden geschlossen. Täglich starben von 400 bis 1000 Menschen. Dasselbe geschah 1626 im April, wo die öffentlichen Pestgebete nicht eher begannen, als bis täglich über 1000 Menschen ihr Opfer wurden. Im J. 1714 soll die Zahl der Leiden alle vorhergegangenen Jahre übertroffen haben, und 1812 ebenfalls nicht weniger als 12,000 Menschen hinausgetragen worden sein. Uebdies erfuhr während seines neunzehnjährigen Aufenthalts zu Smyrna einen allgemeinen Ausbruch der Pest viermal, 1759, 1760, 1762, 1765, ohne die partheilen zu rechnen. Fast jedes Mal verlangte sie nicht weniger als 15—20,000 Menschen. Ubrigens haben die mittelmächtigen Provinzen des türkischen Reichs die Pest der miltäglichen und

östlichen als gefährlicher zu fürchten, als wenn sie sich aus jenen diesen mittelst, was im Klima seinen natürlichen Grund hat. Dabei wird die syrische im Beispiel, in Anatoli und Kamil mehr gefährdet als die von Constantinopel und Smyrna in Aegypten und Syrien, und selbst die smyrnaische zu Constantinopel für gefährlicher gehalten, als die von Constantinopel zu Smyrna. Selten geschieht es, daß z. B. Syrien ein Menschenalter von der Pest verschont bleibt. Jährlicher tödt dann dem einsam verschlossenen Europäer das Klagegeschrei der zu Grabe Geleitenden; die Christen verlassen gewöhnlich die Stadt oder halten sich abgesondert und fern, in Syrien wenigstens, am Johannistage, das Fest der eingetretenen Gefährlichkeit mit einem Te Deum in der Kirche. Dort wo die Pest vom J. 1760 eine der beständigsten. In Damascus starben täglich 4 bis 5000 Menschen und in Ake von 16,000 Einwohnern in fünf Monaten gegen 7000 Personen, auf Kibris gegen 22,000 Menschen. In Jaleb hielt sie zwei Jahre lang an, und diese Stadt hat das Unglück, daß sich daselbst die Epidemie nicht durch die alljährlich regelmäßig eintretende Hitze wie überall andernorts in Syrien und in Aegypten verliert, sondern durch Kälte, die aber selten den erforderlichen Grad der Strenge erdält. Fragt man nun nach den Ursachen, durch welche die häufige Wiederkehr dieser Epidemie grade in der Türkei bedingt ist, so ist zuerst zu erwägen, daß ihrer Ausbreitung durch keine öffentliche Gegenwehr Einhalt geschieht. Menschen, Waaren, Kleidungsstücke und sonst ansteckungsfähige Gegenstände werden nicht der geringsten Controle unterworfen, und erst in der neuesten Zeit hat man an Quarantaine-Anstalten wenigstens in der Nähe der Hauptstadt gedacht. Dazu kommt, daß der Türkei für ein verdienstliches Werk hält, eine Leiche tragen zu helfen. Er betrachtet die Pest als einen Pfeil Gottes, der das vorgesezte Ziel trifft, dabei es unnütz sei, ihn auszuweichen zu wollen. Daher sinkt mit dem Dpfer der Pest nicht auch zugleich sie selbst in die Erde. Er brüstet sich mit höherm Muth und Vertrauen, und geht zur Zeit der Pest eben so gleichgültig aus, als er nach Hause zurückkehrt. Wird so auf der einen Seite durch diese Unvorsichtigkeit das Ubel unaussprechlich genährt, so entspringt auf der andern wenigstens das Gute daraus, daß man die Todten ordentlich begräbt, die Kranken wartet, und kein Mangel an Lebensmitteln entsteht. — Was nun die übrigen Krankheiten anlangt, so hat auch sie die europäische und asiatische Türkei gemeinschaftlich mit dem Unterschiebe, daß im Norden einige vorkommen, die im Süden gar nicht bekannt sind. Vom Podagra, Wassersucht, Aufgehung, schweren Entzündungen weiß man wenig oder gar nichts, vorzüglich in Asien. Dagegen sind die Pocken und blühigen Fieber ziemlich allgemein, gefährlich und zum Theil epidemisch. Dissenterien verbreiten sich vorzüglich zur Zeit der Reizung der Früchte, und der Ausfluß, der im südlichen Vorderasien zu Hause ist, wird bisweilen verberend. Er tödtet nicht schnell, der damit Beohfete lebt oft zehn Jahre und verrichtet zum Theil dabei seine Geschäfte.

Zum Unglück geht er von den Ältern gern auf die Kinder und Kindeslinter über, nur daß seine Zugerungen immer schwächer werden. Nur langdauernder Umgang bewirkt Anfrischung. Außerdem ist Blindheit keine ungewöhnliche Erscheinung, da von der großen Hitze und dem vielen durch dieselbe verfeinerten Staube das Auge ungemein leidet. Eine einzige Stadt in der Ebene hat oft mehr Blinde, als bei eine ganze Provinz. Die Leute von Haleb, wie sie von ihrem Hauptstige heißt, die sich aber auch in andern Städten, wie in Rosul, Erfa, Marbin, Ragob findet, verschwindet mehr und mehr.

Alle die hier erwähnten erseulichen und unerseulichen klimatischen Erscheinungen, sowie die epidemischen Krankheiten, sind auch mehr oder weniger ein Gemeingut der Inseln. Auf Sufum Adasi wird das sonst warme Klima durch den beständig wehenden Nordost gemäßiget, allein auch der Samum stellt sich ein, doch milder als auf dem Festlande. Gleichen Wind haben fast alle Inseln des ägäischen Meeres. Wohlthut föhlt der dem sonst schönen und milden Klima im Winter den Nordwind ziemlich stark, doch nicht so, daß er Frost bewirkt. Aus dem süblichen Theile der Insel, wo der Stralko seine fremde Erscheinung ist, drückt die Hitze sehr und das Klima ist weniger gesund. Vor allen Inseln durch das reizendste Klima ist Sali glücklich, das überhaupt das schönste Eiland des ganzen Archipels ist. Rhodus nähert sich immer mehr dem Süden. Auf Kirib hat das Thermometer im gewöhnlichen Sommer die zu Herbstnachtgleiche beständig 25 bis 27° selbst in den gegen Nordost liegenden Zimmern, und der Südwind steigt es auf 32 bis 36°. Diese Hitze, die im Sommer nie durch einen Regen abgelöst wird, wird dennoch durch den Inbat (Zephyrus) beständig sehr gemildert. Dieser Wind richtet sich im ganzen Morgenlande nach der Lage der Küsten und der davon liegenden Meeresfläche. Auf der Südküste von Kirib, Kibris und Koram kommt er von Südwesten, in Smyrna von Nordwest und in ganz Syrien von Westen. Ein Thau erquickt auch in Kirib die Flur, wo weiter natürlich, noch künstliche Bewässerung stattfindet. In den übrigen Jahreszeiten, vorzüglich in den Tag- und Nachtzeiten, ist der Wind veränderlich. Der Südwind dringt aber bisweilen selbst in der Mitte des Septembers das Thermometer auf 32°, und hat die Hitze so in andern Monaten gesteigert, daß das Athmen außerordentlich erschwert wird. Auf der Ebene und an den Küsten friert es niemals trotz dem, daß die Kälte im Winter auf dem Ida und an den andern hohen Bergen ziemlich streng ist und diese von der Mitte des Octobers an mit Schnee bedeckt sind. Auf der Fläche kündigt sich die Jahreszeit nie in häufigen, aber nicht anhaltenden Regenschauern an. Nach dem Regen kehrt sogleich der Sonnenschein zurück. Von Krankheiten kennt man bei dem sonst gesunden Klima keine, als die gewöhnlichen. Ebenso ist auch das Klima von Kibris, welche Insel fast denselben Grad der Breite hat, eines der gesündesten und mildesten. Auch hört ist kein Schnee auf der Ebene sichtbar, wäh-

rend sich auf dem Gebirge außer ihm auch Eis ansieht, das aber im März und April gänzlich verschwindet. Im Februar hat man schon die ersten Frühlingsblumen, während die Bäume nur ihr Laub wechseln. Allein auch hier scheidet das Gebirge klimatisch die Insel in den Wintermonaten in zwei Hälften, indem die Nordwinde die Nordseite so stark berühren, daß man selbst zu Kohlenfeuern seine Zuflucht nimmt, dagegen die Temperatur in dem durch das Gebirge geschützten Süden gemäßig ist. Auch im Sommer fühlen die Gemeinde die Luft ab, mit Ausnahme des Stralko, der hier sich sehr stark zeigt. Der Sonnenschein ist nichts Ungewöhnliches und an der Küste erzeugen mehr stehende Gewässer, bisweilen epidemische Uebel. Der Pest ist auch sie, wie schon oben ein Beispiel angegeben ward, vorzüglich sowohl von Syrien als von Ägypten aus, ausgebreitet.

Bevölkerung. Welche Schwierigkeiten es habe, die Einwohnermenge in einer Osmanischen Stadt zu deuthellen, haben alle Reiseforschreiber berichtet. Es gibt weder Listen von Geborenen noch von Verstorbenen. Jede Aussage der Einwohner selbst ist trügerisch, da sie sich gefallen, stets ihre Angaben ins Ungeheuer zu steigern. Die Größe der Städte gibt nie ein sicheres Resultat; der Beobachter muß es sich daher zur Pflicht machen, Erkundigungen einzuziehen, ob auch alle Theile bewohnt sind. Allein auch hier darf er nicht stehen bleiben, da die Osmanischen Städte nur niedere Häuser haben und jeder Bewöher sich bemüht, hinter dem Hause sich freien Raum zu verschaffen. Daher hält eine Osmanische Stadt nie einen Vergleich mit einer europäischen von gleicher Größe hinsichtlich ihrer Einwohnerzahl aus. Ueberdies läßt die Erbbauflechte und das Treiben der Volksmenge auf der offenen Straße durchaus keinen Schluß auf gleiche Bevölkerung in den Häusern zu. Es ist nicht gewöhnlich, Geschäfte mit fremden Personen in der eigenen Wohnung abzumachen. Der Morgenland gestatteten freien Eintritt da nicht, wo sich seine Familie befindet, daher aller Verkehr auf der offenen Straße oder in den Läden und Buden stattfindet. Hier drängt sich die ganze geschäftige Masse zusammen, und wer kein Geschäft hat, treibt sich zum Zeitvertreib herum, während außerhalb dieser Marktplätze die größte Stille herrscht. Bisweilen hat man zwar die Consumption des Getreides einer genauern Berechnung zu Grunde zu legen versucht, allein auch dieses Auskunftsmittel würde sich nur auf ganz wenige Städte anwenden lassen, und selbst in der Hauptstadt hat man trotz aller Bemühung nie nur vorläufige Gewissheit erlangen können, da 1) der Verbrauch des Brodes durchaus nicht so allgemein ist, wie z. B. in Frankreich, und 2) eine Menge Getreide und Wehl eingeführt wird, wovon die Regierung keine Kunde erhält. Zwar besteht bedarfs der Tobaken in Constantinopel die Einrichtung, daß unter den Thoren die aus der Stadt kommenden Leichen ausgezeichnet werden, und wie bestien selbst ein für ziemlich richtig gehaltenes Verzeichniß derselben von den Jahren 1770 bis 1799 bei Murhard (III. 233 fg.), allein wie viele Sterbende verordnen nicht, über den Kanal ge-

schaft und auf dem asiatischen Ufer begraben zu werden, ohne daß ihre Asche von irgend jemand bemerkt oder aufgezeichnet wird? In andern Städten findet aber nicht einmal eine Einrichtung statt. Für das platte Land gibt es gar keine nur annähernde Bestimmung, zumal da in vielen Gegenden der betrübte Landbewohner sich in die entferntenestn Schlupfwinkel verflucht. Ueberdies dienen auch für sie die Städte als Zufluchtsörter, da sie so wenigstens den Erpressungen der kleinen Tyrannen entgehen. Die polyethischen Einrichtungen lassen diesen freien Umgang zu, und es leben sich sogar die Muhammedaner selbst, die entfernt von der Regierung Ackerbau treiben, genöthigt, sich denselben zu bedienen, und das nicht weniger in Europa wie in Asien. Hat nun dieses System schon so viele Jahre gebauert, und dauert es noch, so darf sich Niemand über die menschenleeren und unbedauten Straßen des schönsten Bodens der Türkei wundern. Daraus geht ferner die Schwierigkeit für die Bestimmung hervor, wie viel die Quadratmeile Menschen trage. Die obenangegebene Zahl der Menschen und der Quadratmeilen lassen zwar Berechnungen zu, sind aber in keinem Fall als ganz zuverlässig zu betrachten, und muß irgendwo die Statistik die Ungenauigkeit ihrer Hilfsmittel bekennen, so ist es in dem vorliegenden Falle.

Die Türkei hat eine große Mannichfaltigkeit an Bewohnern aufzuweisen, wie in Asien, so in Europa. Die vorzüglichsten Stämme lassen sich in folgende Zählung bringen: 1) Osmanen, 2) Griechen, 3) Armenier, 4) Juden, 5) Slaven, 6) Albanesen, 7) Siegenier, 8) Turcomanen, 9) Tataren, 10) Kurden, 11) Araber, 12) die Bewohner des Libanon: Drusen, Maroniten und Rosaiten, 13) Perser, 14) Franken.

1) Die Osmanen, oder Osmanli (Türken) heißen sie nur bei andern Völkern, machen, wie bekannt, die herrschende Nation des nach ihnen benannten Reiches aus. Den tatarischen Ursprung lassen sie noch jezt, wo sie nach einem halben Jahrtausende bereits viel von ihrer ursprünglichen Lebensweise verloren haben, nicht verkennen; nur hat der Zustand der Cultur sie in manniache Widersprüche gesetzt. Die lebenswichtigen Eigenschaften, welche die nomadischen Völkerschaften in ihren Steppen aufzuweisen, haben das Leben in den Städten und die gegenseitigen Verührungen zweifelhaft gemacht und nicht grade durch andere geistliche Tugenden ersetzt. Der Charakter der Osmanen zeichnet sich daher durch eine Mischung der heterogensten Züge aus, die wir alsbald theilweise näher kennen lernen werden. Sein Körperbau stempelt ihn zu einem der schönsten Völkstämme, der dadurch vorzüglich sich seine Eigenthümlichkeiten, seine Vorzüge und Schönheit bewahrt, weil die Fortpflanzung von Seiten des weiblichen Geschlechts durch ausländische Schönheiten befördert und gehoben wird. Seine erhabene Stirn, das dunkle feurige Auge, die schön gewölbte lange Nase, die volle gesunde Wange, ein zierlicher Mund, die hohe Gestalt, das Verhältniß der Glieder und ein den ganzen Körper beherrschender Anstand sichern dem Osman die Anerkennung, die jede schöne Form dem Beobachter abdingt. Ein feierlicher

Geist, der sich höchst selten, selbst nicht bei theatralischen, komischen Ereignissen verliert, eine abgemessene Bewegung, der feste, ruhige Gang, und der stets nachdenklich schneidende, wenn selbst wenig denkende Blick erhöht den Eindruck, den eine würdevolle Haltung zu äußern pflegt. Dazu kommt die weite, lang herunterwallende Kleidung, das Eigenthümliche und Unterscheidende der morgenländischen Tracht, der lange Knebelbart und Kinnbart, der vorzüglich im Alter etwas Fernwärtiges hat, und der Kopsputz, mit seinem ganz orientalischen Charakter. Die verschieden lehrtrage bei dem männlichen Geschlechte war, und zum Theil noch jezt ist, leitet uns eine Ansicht der 44 Abbildungen der Niebuhr (I, Tab. XIX — XXIII). Auf weniger Mannichfaltigkeit denken natürlich die Frauen, da ihre Zurückgezogenheit grade diesen Pug sehr entbehrlieh macht, und sie ihre Pracht und ihren Reichtum an andere Dinge verschwenden. Überhaupt aber jezt sich schon seit hundert Jahren und mehr noch seit der letzten Zeit, wo die Europäerung so grazilig um sich gegriffen hat, eine Veränderung der Trachten, obwohl auch sonst die Mode nicht weniger Einfluß wie bei dem Europäer übt. So ist aus der tatarischen Hülsche unter Osman I. eine rotte Zudmüße geworden, die alldann sich in den Turban zum der verschiedensten Gestalt vermannte, bis Murad III. im J. 1683 durch eine Verordnung die Formen und Farben stabiler machte, sowie sie noch jezt mit geringen Veränderungen fortbestehen. Das türkische Hemd ist weit, wie das europäische Frauen, nur sind die türkischen Ärmel viel weiter; unter denselben werden grobe Beinkleider von weißer Leinwand getragen. Über den leinenen Socken an den Füßen werden die Zerkel (تَرَكَل) oder kleinen Pantoffeln von ganz dünnem Leder, und über diesen andere leberne Socken angezogen, die an den Schafschür oder den großen roten Beinkleidern festgemacht sind. Sohlen nach unserer Art kennt man nicht, alle jene Fußbedeckungen sind durchaus von demselben Leder, und gibt man aus, so werden Pantoffeln angelegt. Über dem Hemde und den Beinkleidern wird der Entari, eine Art Weste mit Leinwand gefüttert, die etwa sechs Zoll über das Knie hinabreicht, und über diesen der Kasan angezogen, der gewöhnlich bis auf die Knie hinabreicht. Durch einen breiten Gürtel um die Hüfte wird die Möglichkeit erlangt, den hinderlichen Kasan zurückzustoßen, um sich desto freier bewegen und auch den Entari und die Schafschür zeigen zu können. Zugleich trägt der Gürtel den Khandfchar (خاندشار) oder das große türkische Messer, das bei dem Großen mit Silber, Gold und Edelsteinen verziert ist.

Noch trägt man über dem Kasan eine Dschubbe (جُبَّة), einen vor offenen Rock; gewöhnlich sechs Zoll länger als der Kasan, dessen Ärmel kaum bis an die Ellenbogen reichen, im Winter mit Pelz gefüttert. Darüber endlich kommt der Pelz oder an seiner Statt der Besisch, der aber ebenfalls bis auf die Erde hinabreicht. Die Ar-

mel sind übrigens an allen diesen Kleidungsstücken nicht zu weit, aber dafür so lang, daß sie sich bei großer Kälte unten zusammenbinden lassen. Natürlich tragen sie nicht alle Türlen und zu allen Zeiten; die Reife, die Beschäftigung, der Stand bedingen Änderungen, allein jene Stücke machen doch die wesentlichen Bestandtheile des türkischen Anzuges aus; und obwohl alle Morgenländer lange und weite Beinkleider tragen, so haben doch die einzelnen Nationen irgend etwas Charakteristisches zu ihrer Auszeichnung. Ferner lassen sich alle Türlen und überhaupt alle Orientalen mit Ausnahme einiger Orden der Dervische das Haupthaar bis auf einen kleinen Büschel Haare mit dem Schermesser abscheren. Sie nimmt der Türke seinen Turban ab, weder auf der Straße, noch vor irgend einem Beamten, noch selbst vor dem Sultan; nur zu Hause legt er eine leichtere Kopfbedeckung an. Einen Knechtbart lassen sich fast alle Türlen wachsen, nicht so den Kinnbart, den zwar die höher gestellten Beamten sämtlich tragen, mehrere Beamten aber und Bedienten, selbst die im Serai angestellten nicht ausgenommen, nicht tragen dürfen. Welche Achtung übrigens der Bart genießt, wissen wir daraus, daß es für den größten Schimpf gilt, ihn entfernen oder sich einen Angriff darauf gefallen lassen zu müssen. Neben den durch die Kleidung, die übrigen Waden und den Gang gehobenen Stolz und Anstand spricht der Türke langsam, volltönend, mit Auswurf und im Allgemeinen nur soviel, als ihm durchaus nöthig dünkt. Daher werden auch mit ihm alle geringeren Gespräche kurzer abgethan, als mit irgend einer andern ihn umgebenden Nation, und was z. B. der Kaufmann sagt, gilt ihm gewöhnlich als erstes und letztes Wort. Das Heilichen ist ihm persönlich unbekannt. — Der Dschan hat überhaupt wenig Bedürfnisse, vorzüglich in Speise und Trank, dagegen aber doch seine nationalen Genüsse. Unter ihnen sind die Pfeife, Kaffee, Scherbet und Pilaw die unentbehrlichsten. Seine Mäßigkeit wird uns anschaulicher, wenn wir uns die Tagesordnung desselben vergegenwärtigen. In jeder nur etwas wohlhabenden Familie gibt es drei besondere Tische, den des Familienvaters, das gewöhnlich seine Wohlthat allein verzehrt, den der Kinder, die aus Achtung nicht mit dem Vater essen, und den der Frau, die abgeschlossen in ihrem Gemache lebt. Selbst im Harem hat jede Frau ihr besonderes Gedeck, und die Tische sind höchstens auf vier bis fünf Personen eingerichtet. Die tägliche Nahrung theilt sich in zwei Mahlzeiten, und nur der weidliche Reiche süßt diesen ein leichtes Frühstück bei. Mit Sonnenaufgang erhebt sich dieser von seinem Lager, verrichtet sein kurzes Gebet (Namaz), streckt sich in den Winkel seines Sophas und verlangt von dem Sklaven seine Pfeife. In langen Zügen dampft er diese laulose und oft wol auch gedankenlos hindrötend aus, bekommt seinen Kaffee mit dem Bedenak und selbst um sich zu erheben, ruft er nach fremder Hilfe. Träumend bringt er so, höchstens mit dem Rosenkranz spielend, den Vormittag zu, bis gegen Mittag die Wohlthat aufgetragen wird. Zu dieser bedarf er weder Tischluch, noch Gabeln, noch Löffel, noch

Messer; ein Salsaf, Löffel von verschiedenem Gehalts eine einzige große Serviette, die, sind Gasse da, für alle zureichen muß, machen den ganzen Tischapparat aus. Das Brod wird bissenweise herumgegeben und nach der fünften oder sechsten Schüssel (Düven, saure Gurken, Sellerie, Gensturen) kommen die Saucen, die Ragouts, und den Beschluß macht der Pilaw. Von einem Nachschick ist nicht die Rede, die Früchte und andere von den Jahreszeiten abhängigen Genüsse sind als Beigebote aufgetragen, und jeder langt nach Belieben zu. Fünfzehn Minuten reichen hin, um sich zu sättigen, und die Getränke, Koffee und Scherbet, werden erst jetzt in einem Krystallgase herumgegeben. Den Nachmittag bringt der Reiche im Kiosk großentheils zu, raucht seine Pfeife, läßt Frauen tanzen, aber rührt sich selbst wenig oder gar nicht. Mit Sonnenuntergang, wird das Abendbrod aufgetragen, und ebenso rasch wie am Mittag genossen und, der Tag mit einer Pfeife Tabak beschlossen. So lebt natürlich der gemeine Mann nicht. Seine Speisen sind gröber und werden in gewissen Jahreszeiten durch den zu öftern Genuß von kalten und saftigen Früchten, wie Gurken, Melonen, ungesund. Fleischesser sind sie nicht, dagegen machen die Vegetabilien die Hauptnahrung aus. Hammel- und Ziegenfleisch kommt noch am gewöhnlichsten auf den Tisch und zwar so wurde gekocht, daß es beim Anrühren in Stücken zerfällt, und somit, wie bekannt, die unedlicste Art, sich nur der Finger zu bedienen, durch diese Vorbereitung etwas gemildert wird. Die geringern Leute begnügen sich mit Salz und Brod, das eine Art flacher, ungekauter Ackerfrucht ist, und wo nicht dasselbe in Bissen aufgetragen wird, auf der lebernen Tischdecke herumliegt, ferner mit Knoblauch, Zwiebeln, laurer Milch, Düven, zu welchen bei besondern Festlichkeiten noch einige Gemühe kommen. Die Kaffee konnte wird von früh bis Abend kaum kalt, dessen ungeachtet ist die Consumention, da sehr wenig auf einmal gegeben und getrunken wird, nicht sehr bedeutend. Neben dem Kaffee, der stets schwarz genossen wird, ist die Pfeife, die man erst seit dem J. 1605 in der Türkei kennt, von einem Dschanen ungetrennt und bei jedem Gespräch unentbehrlich. Erst neuerlich aber hat ein Befehl des Sultans ihren Gebrauch und den dadurch verursachten Aufwand zu beschränken gesucht. Die Mäßigkeit hinsichtlich der Getränke hat in neuerer Zeit mehr ab als zugenommen; der Wein ist im Koran verboten, theils aber verführt die Einsamkeit, theils der Weinschank in den offenen Räden zur Uebertretung, und Trunkenbolde sind nicht ganz selten. Nur allem aber schadet dem sonst von wenig Krankheiten geplagten Dschanen der immer mehr sich ausbreitende Genuß des Opiums, der den wachsenden Träumer nach und nach in ein stumpfsinniges und gesüßloses Geschöpf verwandelt. Auch behindert das Rausch des Walfis durch den beträchtlichen Speichelaufwand die Verdauung. — Ebenso einfach ist die Einrichtung der Wohnungen. Das Hausgeräth besteht in wenigen Stücken, unter ihnen ist das Sopha das wichtigste, und gegen das Äußere der Häuser herrscht eine völlige Gleichgültigkeit. Dessen mehr Aufwand verursachen Waffen, Pferde

und Pferdezeug, und zum Theil die Kleidung, vor allem aber die große Anzahl von Sklaven und Sklavinnen. Das Schicksal dieser Unglücklichen ist jedoch im Osmanischen Reich im Tode der Türken erträglich, als sonst wo, selbst unter Christen. — Alle diese Einrichtungen gehen zum großen Theil von religiösen Vorschriften aus. Wenn aber oben erwähnt ward, daß im Charakter der Türken große Wüsterprünge hervortreten, so zeigen sich diese vorzüglich darin, daß keine feiner Anlagen ausgebildet ist. Es hat natürlichen Wiß, Scharfsinn und Verstand, und damit hilft er sich fast einzig fort, da der Unterricht nur ein elementarischer ist, aber auch auf der andern Seite ist er so abergläubisch, daß er sich vor guten oder bösen Vorbedeutungen kaum zu retten weiß; nützlich sind die Mittel, die Zukunft zu erforschen und ebenso unendlich die, sich vor bösen Einwirkungen zu bewahren. Neben seiner Eingenommenheit von sich selbst und seinem Stolz ist er wiederum höchst unterwürfig, sklavisch und selbst kriechend. Früher noch tapfere als jetzt, ist er zugleich träge und wenig unternehmend, wenn äußere Veranlassungen ihn nicht drängen. Seine Großmuth ist oft mit Stauntheit gepaart, entweder von Natur oder aus Grundfatz, und ist er gaffrig, so beweist er auf der andern Seite durch seine Zurückhaltung die größte Theilnahmlosigkeit. Trotz der Überzeugung, daß kein Staat eine bessere Verfassung habe, daß gerade der Dömane oft genug Beispiele von Empörungen und Verschwörungen gegeben, obgleich diese nicht immer in das Volk über-, sondern nur von bestimmten Ständen ausgehen. Fremden Nationen gegenüber zeigt er beleidigende Verachtung und Herrschsucht, und wiederum in seinem Kreise Demuth und stille Ergebenheit. An Vorzügen, meinen sie, ist ihrer Nation keine gleich, ihrer Religion keine andere an Erhabenheit und Gütlichkeit ähnlich. Geiz und Gelfgier ist nationell, und außer Geld, Silber und Juwelen hat wenig Anderes einen Werth. Für Schönheiten der Natur und Kunst ist wenig Empfänglichkeit da, außer wo der religiöse Gebrauch ihren Schmuck und das ästhetische Gefühl in Anspruch nimmt. Bei der scheinbar sein ganzes Wesen beherrschenden Ruhe geräth der Dömane dennoch sogleich in Zorn und sogar in Wuth, und die Verschleußkünste sind ihm keineswegs fremd. Rachsucht ist ein allgemeines Ubel und die öffentliche Gerechtigkeitspflege tritt ihr wenig genug entgegen. Seine Eifersucht ist sprichwörtlich, obwohl er dem andern Gelfschichte nicht die geringste Achtung schuldig zu sein glaubt. Von Gesellschafts- und häuslichen Tugenden, die auf Bildung beruhen, weiß er wenig oder nichts, und er kennt in dieser Beziehung kein anderes Gesetz als seine Würde und das Herkommen. Gesellschaften beiderlei Geschlechts gelten für unanständig und für durchaus unzulässig. Ist der Döman sonst der Völlerei im Allgemeinen fremd, so ist sein Hang zur Wollust desto ausschweifender und die Willkürerei, die alles häusliche Wiß zerstört und die stillen ersten Genüsse des Familienlebens untergräbt, thut ihr allen Vorschub. Das weibliche Geschlecht dient ihm nur als Mittel, nicht als Zweck, und seine Tugenden und Eigen-

schaften gelten ihm nur insofern, als sie seiner persönlichen Sinnlichkeit fröhnen. Von Erziehung desselben ist die Rede nicht, und selbst die heiligsten Interessen, wie Unterricht in der Religion, sind ihnen in Beziehung auf die Frauen ganz gleichgültig. Unnatürliche Ausschweifungen sind nicht Seltenes, und der Sättigung ihrer Lust Reht außer Anmuth kein, nicht einmal durch die Religion gebotenes, Hinderniß entgegen. Große Anhänglichkeit zeigt er an Hausthiere, unter denen außer Schafen und Kagen vorzüglich die Hunde eine pflegende Aufmerksamkeit genießen, als sonst nirgends wo anders. Allein auch diese sind so träge und laul wie ihre Herren, und werden nur brüßig, wenn sie in ihrer Ruhe oder bei ihrem Fraße gestört werden. Nicht ihnen werden die Pferde vortrefflich gehalten. Ihrer Verachtung gegen andere Nationen und Religionen machen die Dömanen häufig durch Schimpfen Lust, und ihre Toleranz ist nicht die gepriesene. Als Religionschwärmer, deren Fanatismus leicht sich zu den furchtbaren Grausamkeiten verleiten läßt, sind sie von allem Anfang der bekannt, und da sie Summiten sind, beweisen sie selbst den schiltischen Muhammedanern wenig Liebe und freundliche Begegnung. Dagegen haben sie aber auch auf die schon genannten manche andere lobenswerthe Eigenschaften. Der Döman ist wohlthätig und seine Sklaven behandelt er fast wie seine Kinder. Auch würde seine natürliche Phantasie weniger ausschweifend sein, wenn sie irgend durch Bildung und Wissenschaft geregelt würde. — Der asiatische Türke unterscheidet sich von dem europäischen zu seinem Vortheile. Seine Physiognomie verräth mehr Zutraulichkeit und einladende Empfänglichkeit. Er lebt mehr der Sitte seiner Vorfahren treu, also unverbodener und in einfacher Einfachheit. Der Stolz, die Uppigkeit und Eitelkeit sind gemildert und die Trägheit bei weitem weniger in ihm einheimisch. Obwohl das Klima mehr zur Ruhe einlabet, so bezieht doch die größere Lebhaftigkeit und Reizbarkeit der Sinne jenen Gang zur Gemüthslosigkeit und völligen Apathie. Selbst die aus Mangel an ordentlicher Kestpflege so gelfschliche Rachsucht neigt sich in ihm viel leichter zur Verböslichkeit hin, und man kennt von letzterer erbebende und echt christliche Beispiele. Die Frauen sind aber ebenso gelfschmäßig wie anderwärts.

2) Die Griechen. Diese gehen uns hier nur im Verhältniß zu den Dömanen etwas an. Sie sind in der ganzen Türkei zerstreut und auf den Inseln fast allein zu Hause, doch leben sie in größerer Anzahl in Europa. Der Charakter derselben ist wie ihre äußere Form zum großen Theile den Zügen ihrer Vorfahren ähnlich, nur hat der unaufhörliche Druck und die Sittenerweichung, die zum Theil ihre Tapferkeit in verdächtigste Feigheit verwandelt hat, ihre natürliche Schwermüthigkeit und das offene Betragen in List und Heuchelei umgewandelt. Ueberhaupt sind sie noch immer so leidenschaftlich und wankelmüthig wie früher und auch ihre Eitelkeit tritt überall gern hervor. Allein ihre Verschämtheit ist nicht so groß, wie sie oft Reisebeschreiber zu schätzen bemüht gewesen sind. Der griechische Geist, der geprie-

seine Freiheitsinn, die Empfanglichkeit für das Schöne ist in allem Unglück erkennbar, und des Griechen frohliches Gemüth macht sich gern Luft. In allen diesen Eigenschaften ist er der Gegenlag seiner Unterdrücker, die ihm weder seine Sprache und Ansehen, noch seine Würde und tiefes Gefühl zu nehmen im Stande gewesen sind. Sind auch seine glänzenden Eigenschaften mit eiteln Schwächen gepaart, so zwingt ihn doch seine Lage zu mancher Unnatürlichkeit und zu einer geheimen Politik, durch die er sich, die Feinden und seine Habs den dahingehenden Herrschern zu entziehen suchen muß. Einer derben Ausbildung läßt er mangelt er dennoch der Hoffnung, sie geltend zu machen und seine geistige Überlegenheit zu zeigen. Schon die Kinder zeigen früh ihre Fähigkeiten, lernen oder sprechen, und eignen sich binnen Kurzem mehrere Sprachen zu. Doch ist ihre Beurtheilungskraft nicht ihre ausgezeichnete Seite, und über das, was längeres Nachdenken verlangt, gehen sie gern mit Leichtigkeit hinweg. Munterkeit und Mittheilung im Umgange, Scherz und Witz in der Rede und die Kunst, mit ihrem wohlthunenden Neugierischen auch ihre Gedanken zu verschönern, sind ihr unverminntes Erbtheil. Traurigkeit kostet bei ihnen nicht, wenn nur ihre Reizungsübung und der Besuch und die Anstellung von Lustbarkeiten gestattet ist. Eine Unwahrheit zu sagen, wird ihnen nicht schwer, da das Lügen theils mit, theils ohne Wissen, ihnen gleichsam zur zweiten Natur geworden ist. Mit ihrem Stolz geht die Puschluft Hand in Hand, und ihr Eifer, sich ihren Unterdrückern unterwürfig zu zeigen, der sonstiger prahlischer Großsprecher, macht sie freilich theilsweilen verächtlich. Eigennuß, Gewinnsucht und Geiz theilen sie mit den Osmanen, und um diesen Übeln zu fröhnen, geben sie sich mancher Blöße Preis. Leichtgläubigkeit, Wunder- und Aberglaube beherrscht sie, doch glauben sie durch fromme Vermächtnisse ihre Schuld zu verschönen. Sie darden eher am Leibe, als sie sich an Kleiden etwas abgeben lassen, und behandeln sich unter einander selbst freuntlich und entgegenkommend. Unter allen Andersgläubigen wollen sie noch am meisten den Protestanten wohl. Die Türken gebrauchen sie früher zu allerlei Staatsämtern und die armen Griechen noch jetzt zur Beforgung düsslicher Angelegenheiten; doch ist der Handel ihre Hauptbeschäftigung. Der Schmuck wird sehr getragen, der Kimdard nur von Priestern. Kaffee, Tabak und der Rosenkranz verliert auch ihnen die Zeit. Alle düsslichen Berichtigungen werden von den Frauen besorgt, doch ist der Schleier auch ihr unzertrennlicher Gefährte. Ihre Tracht hängt nur in unwesentlichen Dingen von der Mode ab, der Hals aber wird gern mit einer Kette geschmückt. Ubrigens üben die Männer oft türkische Härte gegen sie, und auch die Einrichtung der Häuser und Stuben ohmt ihre Herren nach. Ihr Adel ist alt, denn nie hat ein Sultan einen Griechen zum Fürsten gemacht, wenn er es nicht war. Die in der Türkei zurüchgebildeten Großen sind nicht reich, aber mäßig, und die in Constantinopel lebenden werden von der Pforte mehr als Geseßen angesehen. Vor der Insurrection waren kaum 30 Familien reich, und von die-

sen gingen bis auf die der Kallimach alle nach Griechenland. Den Mittelstand machen die Handelsreisenden aus, und diese wie jene sind stolz darauf, Christen zu sein. Wenige besitzen, mit Ausnahme der in Provinzen Lebenden, Grundeigenthum.

3) Armenier. Diese spielen unter den Einwohnern des Osmanischen Reiches die dritte Rolle. In ihr Land, Groß- und Kleinarmenien, haben sich Türken, Kutschen und Perser getheilt, überdes aber sind sie in der ganzen Türkei zerstreut, ein flücht, ernsthaftes Volk, das sich von allen Unruhen, Bänkereien und Ausläufen zurückzieht, zurüchert, seinen Handel treiben und ruhig den Gewinn zählen zu können. Ausschweifungen und Raßern ist der Armenier weniger als irgend ein anderer Bewohner der Türkei ausgelegt. Fleiß, Beharren und Festhalten an dem einmal Begonnenen oder Angenommenen, Betriebsamkeit und Mäßigkeit sind seine nationalen Tugenden. Zum Handel ist er wie geboren, und eher betrügt ein Armenier einen Juden als ein Jude einen Armenier, daher sie auch oft christliche Juden heißen. Sie werden als treu gerühmt, obwohl sie sich gern für diese Treue bezahlt machen, und ihre Sparsamkeit und Entbehrung auch wol in Geiz übergeht. Da sie unterdrückt sind, treiben sie sich gern umher und eignen sich die Sprachen anderer Völker an, wie überhaupt Niemand das Türkische besser sprechen lernt, als der Armenier. Die Größe derer Geschlechter ist mittelmäßig, gewöhnlich etwas unterseht, der Kopf groß, das Gesicht platt und voll. Sie gehen früh zu Bett und stehen früh wieder auf, und halten die Hauptmahlzeit Nachmittags fünf Uhr. Außer einem Sopha und Bankschläfen gibt es wenige Meublen und die Frauen leben fast ebenso zurückgezogen wie die der Türken. In seinem Vaterlande treibt er den Ackerbau mit Lust, und nirgends ist das patriarchalische Verhältniß mehr zu Hause. Der Vater der Familie winkt und Ales gebort ihm. Keine Tochter nimmt in Gegenwart des Vaters Platz. Im türkischen Aßen macht gewöhnlich der Armenier den Teilnehmer der Staatsämtern, und ihre Friedfertigkeit macht sie jeder Dürigkeit werth. Schon seit langer Zeit ist der Armenier nicht mehr kriegerisch, dafür aber den Bedrückungen der Türken um so mehr ausgelegt. Freigeizigkeit und Wohlthätigkeit, zumal gegen Rathelnde, gegen Kirchen und Schulen sind Hauptzüge in seinem Charakter. Auch der Ruhmehdane wird von ihm nicht ausgeschloffen, und die Ulema nennen das Volk die Perle der Ungläubigen. Dennoch meint von Hammer, daß „an sogenannter göttlicher Grobheit, cynischer Unverschämtheit und an Geschmackbarerei der Armenier ganz sicher von Persern, Griechen und Osmanen unterdrückt sind.“

4) Juden. Auch diese sind gleichmäßig, obwohl in geringerer Anzahl als die vorher genannten Nationen, in der ganzen Türkei zerstreut, jedoch zahlreich in ihrem Heimathland und den umliegenden Palschais von Syrien. Ihre Ansiedlung in den übrigen Ländern ging nicht von Aßen, sondern von Europa aus, wo sie den Verfolgungen zu entgehen suchten. Die Osmanen gewähren ih-

nen Schuß, und Salonichi, Smyrna, Rodoslo, Constantinopel und andere größere Städte wurden ihre neue Heimath. In Constantinopel allein leben in Dschamien gegen 50,000, und da sie ein Asyl in der Türkei suchen, heißen sie Musafir oder Eingewanderte, Reisende, doch werden auch sie unter der allgemeinen Benennung der Nichttürken als Kajas mit inbegriffen. Sie üben frei die eintönigsten Beschäftigungen, weniger aber als Handwerker, als als Unterhändler jeder Art. Gewöhnlich geben sie die Bankiers der Türken ab, deren Vermögen sie verwalten, und die Jüdinnen bringen als Modedämalerinnen in die Harems ein und unterhalten die meisten die gefährlichsten Liebesintrigen. Dennoch ruht, wenn irgend wo anders, grade in der Türkei der Fluch am härtesten auf ihnen. Immer bereit, auch selbst die entsetzlichen Aufträge zu übernehmen, haben sie sich selbst im Angesichte der übrigen Nationen herabgewürdigt. Dazu kommt die völlige Ehorasteriosigkeit, die Unreinlichkeit, die unverhüllte Gewinnsucht und die Kriecherei, welche Eigenschaften sie zu der Verworfenheit erniedrigt haben, um deretwillen sie täglich nicht allein von Türken, sondern auch von Christen und deren niedrigster Classe, den Sklaven, Mißhandlungen zu ertragen haben. Der Türke nimmt den Juden selbst nicht eher in seine Religion auf, bis er vorher Christ geworden und sich durch diesen Übergang des Islams würdig gemacht hat. Unauslöschlich sind die Reibungen zwischen Griechen und Juden und beide Nationen machen sich oft vor dem türkischen Richter verdächtig, doch ist eben die natürliche Rückwirkung der Verachtung die moralische Verschlechterung der Verachteten. Stammesverwandte sind die Samaritanen in Palästina und Jassa, und die Ismaeliten in Soristan, in und um Meßiade, über welche die besondern Artikel nachzu sehen sind.

5) Die Slaven, zu denen die Bosniaken, Serbier, Bulgaren, Kroaten, Morlachen, Montenegroiner und andere kleine Volksstämme gehören. Schon aus dieser Aufzählung wird ersichtlich, daß der Slave nur der europäischen Türkei angehört. Der Bosniak ist in Bosna zwischen dem Werbas und Drin zu Hause, und seine weitest Entfernung von der Pforte hat ihn stets vor Bedrückungen geschützt; dagegen hat diese gewußt, sich tüchtige Krieger aus seiner Mitte zu verschaffen. Der größte Theil von ihnen bekennet sich zur Muhammedanischen Religion, wenige sind griechische oder katholische Christen. Der Haß der Bosniaken gegen die benachbarten größtentheils christlichen Serbier gleicht einer wahren Wuth. Jene sind den Türken zu jeder Zeit treu, diese haben sich wenigstens ihre Verfassung zu schützen gewußt. Alle Erholungen der Bosniaken bestehen in Waffenübungen, Ackerbau wird wenig getrieben, desto mehr aber Viehzucht. Die Kriegerien unterhalten unauslöschliche Feinden, und dennoch ist nicht gefährlicher als die Karawanenwege aus Makedonien und Semlin. Die Serbier, ungefähr eine Million stark, bewohnen einen Theil des alten Myriens, und auch unter ihnen wie unter den Bosniaken, finden sich reiche türkische Gutsherren, jedoch in Serbien mehr in den Städten. Noch immer

sind die Serbier freibeitliebend, dabei fromm, aber auch obergläubisch. Der Pope geht ihm über alles, selbst über die Kirche. Das Fasten bricht er selten, ist aber deshalb nicht auch moralischer. Auch er geht stets bewaffnet umher, und ist im Besitz einer höhern Bildung als der Bosniak. Ackerbau, Viehzucht und städtische Gewerbe, vorzüglich Handel und Baumwollenerelei, sind seine Hauptbeschäftigungen. Die Frauen sind sanft, arbeitsam und oft nicht ohne Liebenswürdigkeit. Auch die Bulgaren sind, bis auf einen geringen Theil Muhammedaner, der griechischen Religion zugethan. Sie haben ihren Sitz zwischen der Donau und dem Balkan, und waren die von den Türken am wenigsten in Anspruch genommene Völkerschaft, weil sie eine Domaine des Sultans ausmachten. Ackerbau und Viehzucht sind auf der Ebene ihre Lieblingsbeschäftigungen und sie selbst von sehr friedlicher Natur. Darum flieht auch Alles ins Gebirge, wenn etwas die großherrliche Armeer nach der Bulgarei sich in Bewegung setzt. Die Völkereien haben in neuerer Zeit zu genommen, daher dort eine Menge der schönsten Flächen unbewohnt sind. Ihr gaffendrüßliches Entgegenkommen wird von allen Reisenden gerühmt, und die offene, einfache Haltung des Bulgaren erweckt gern Vertrauen. Ihre Wohnungen sind ganz leicht gebaut und oft nur Hütten mit einer Öffnung in der Mitte, durch welche der Rauch in die Höhe steigt. Sie haben ganz gehört die kriegerische Nation zu sein, die ihre Vorfahren waren, und sind in freundschaftlichen Sitten das Gegenstück der Türken, von denen sie sich durch ihre braune schaflederne Mütze unterscheiden. Sie tragen nie Waffen, wie jene, und die Ankunft eines Fremden ist ihnen eine wahre Freude; auch die Frauen nehmen an allen häuslichen Sorgen den lebhaftesten Antheil. Die Kroaten im westlichen Bosna sind bei weitem unfreundlicher und roher, aber doch arbeitsam, sorglos und gute Soldaten, und ebenso die südblicher wohnenden Morlachen. Weder Aufmerksamkeit als diese haben in neuerer Zeit die Montenegroiner, oder die Bewohner des Montenegro, einer rauhen, hohen Gebirgsseite, die sich von Norden nach Süden zieht, und Armat von Bosnien und Dalmatien trennt, erregt. Man schätzt sie auf 60,000 Köpfe; sie sind ein wilder, an jede körperliche Anstrengung gewöhnter Menschenstamm, der keine Gefahr kennt und mit beispiellosem Muth alle Widerwärtigkeiten bestet. Ihr Hang zur Freiheit ist unertölich, und sie setzen ihre Freiheit gern das Leben ein. Sie leben in einem Naturzustand, der jede Gemüthsliche verachtet, und kein größeres Glück kennt, als unabhängig auf dem wilden Gebirge nach hergebrachter Sitte sich selbst zu regieren. Künste und selbst Handwerke sind ihnen fast gar nicht bekannt, und ihre Rohheit geht gereizt bald in Grausamkeit über. Jede Familie hat ihre Hütte abgefondert von der andern, wenigstens aus Wachenschnurwelle. Ihre Sprache ist slavonisch-südrisch und ihre Religion die griechische. Sie haben keine Literatur als Volkslieder. Ihre Geistlichen sind ihnen Alles, und diese entsamen sie leicht zum Fanatismus. Der Pascha Ali von Janina suchte sie zwar durch seine Beamten immer mehr

zu beschränken, ließ erhöhten Tribut eintreiben, aber auch er mußte die Erfahrung machen, daß der montenegrinische Knabe sich von früher Jugend an im Gebrauche der Waffen übe, und der Mann nicht umsonst unaussprechlich ein langes Messer und zwei geladene Pistolen in dem Gürtel trage. Der siegreiche Aufstand unter ihrem Metropoliton brachte ihnen eine freie und unabhängige Verfassung unter russischem Schutze.

6) Die Albanesen, von den Türken Kenauten und in ihrer eigenen Sprache Scopotar genannt, verfaßten in mehrere Stämme und sind ein Urvolk der Türkei, das die türkische Landschaft Albanien längs den Küsten des adriatischen und ionischen Meeres bewohnt. Der Mann kennt nur den Krieg, und sie genießen daher als Soldaten den größten kriegerischen Ruf in der ganzen Türkei. Alles hierüber Begüßliche siehe übrigens in dem Artikel Albanien.

7) Die Zigeuner finden sich in der europäischen Türkei zahlreicher als in der asiatischen. Überall erscheinen sie in dem größten Schmutz und der niedrigsten Verworfenheit. Ohne sichere Religion treiben sie sich überall umher, und selbst der Dünghaufen ist einem Theile derselben nicht zu schrecklich, um darauf das Nachtlager aufzuschlagen. Neben der Kunst zu stehlen besitzen sie ein eigenes musikalisches Talent, vermöge dessen sie ohne Lehrrmeister schwierige Stücke nachspielen. Sie leben in vielen Orten von dieser Beschäftigung. Auch sind sie in Asien nicht unbekannt, sowohl auf der Halbinsel als in Sibirien, nur haben sie sich selbst weber zu dem Grad entwürdiget wie in Europa, noch machen Andere die strengen Vergleiche, daß eine gleiche Verworfenheit sich herausstelle. Man ist dort mehr an das Ragabdenleben gewöhnt und viele andere Stämme fristen daselbst ebenfalls ihr Dasein nur von einem Tag auf den andern. Ihre Nahrung ist die schmutzigste und ekelhafteste, die man denken kann, und ihre Armut grenzenlos; dessenungeachtet würde keiner gern seine Lebensweise verlassen. Sie heißen in Asien Schinganeen und ihre Anzahl wird etwa auf 15,000 Köpfe angeschlagen. Rue die höchste Noth läßt sie arbeiten und der düsteste Zwang vermag kaum sie selbst zu machen. Sie sind ohne alles Gefühl für Ehre und Schande, oder Recht und Eigenthum. Vor allem stehen sie den Kriegsdienst. Ihre religiösen Begriffe lösen sich in Wahnsinn und Aberglauben auf.

8) Die Turkmanen sind von tatarischer Abkunft, und ihre Stämme wandern zum Theil herum, zum Theil haben sie feste Wohnplätze; letzteres ist jedoch seltener der Fall. Die herumwandernden Stämme sind vorzüglich im Gouvernement Orfa, zwischen Angora und Sinas, in Sinas selbst, bei Saleh, Abana, Kaisaria, in der Gegend von Kintab und Damas, zu Hause, und sie verändern ihre Wohnplätze zwischen Winter und Sommer. Die vornehmsten Familien derselben stammen aus Turkestan und sind Muhammedaner, die geringeren haben die Gegend, in denen sie umherstreifen, zum ursprünglichen Vaterland, und waren zum Theil der christlichen Religion zugethan. Sie wurden genöthigt, sich den tür-

kischen Befehlshabern mit aller Habe zu unterwerfen, verloren Wohnung und Kirche, mußten sich an herumwandernde Horden anschließen, und selbst Religion und Sprache waren somit dem Untergange Preis gegeben. Einzelne Stämme wurden sogar durch die Strenge und den übel angebrachten Eifer der christlichen Geistlichen dem Islam zugeführt. Das Oberhaupt einer Horde führt gewöhnlich den Namen Aga und sie selbst haben viele von den andern Morgenländern abweichende Sitten und Gebräuche. So kennen sie z. B. die Eifersucht wenig, und die Frauen genießen dieselben Freiheiten wie bei uns. Auf ihren Zügen, bei Annäherung des Winters gegen Süden, und im Sommer gegen Rittenacht, reiten die Männer wüthbewaffnet auf Pferden voraus, die jungen Frauen, Kinder und Gepäck werden von Kamelen getragen, während die andern Weiber unter Gesang und Spinnen neben den einzelnen Abtheilungen des nach der Gattung abgetheilten Viehhaufens hergehen. Die Frauen arbeiten ohne Unterlaß und füttern sogar die Pferde. Sie sind gottesfürchtig, freundlich und ohne allen Fanatismus. Es gibt Stämme von 10 bis 12,000 Zelten, und man zählt ihrer im Ganzen 74 Stämme, die sich auch zum Theil durch ihre Dialekte unterscheiden. Man schätzt sie in Asien zu 1,500,000 Köpfen, während in Europa, z. B. in den Gebirgen Bulgariens, nur kleine Horden sich vorfinden.

9) Die Tataren, oder das Stammvolk der Osmanischen Völkerschaften, finden sich ebenfalls in Europa und Asien, nur haben sie sich in Europa sesshaft und sind auch hier bei weitem zahlreicher. Ihr Hauptstich ist die Dobrudscha, oder die Gegend der östlichen Seite vom Balkan bis zu den Donaumündungen. Dort wohnen sie in Dörfern, treiben Ackerbau, Vieh- und Bienenzucht, und einzelne Horden finden sich in den Thälern des Balkan. Bekanntlich gibt es deren auch in Konstantinopel und der Umgegend, und man bedient sich derselben fast durchgängig als Staatsboten. Ihre Treue, Gastfreiheit, Friedfertigkeit, Offenheit und würdevolle Haltung wird sehr gerühmt. Ohne intolerant zu sein, hängen sie dennoch fest an ihrem Koran, sind einer vorzüglichen Bildung fähig, die sie sich auch nach den Umständen zu verschaffen suchen. Die Kriege der Osmanen, die stets Abtheilungen von Tataren unter ihren eigenen Oberhäuptern bei sich führten, haben sie uns auch als tapfere Soldaten bekannt gemacht.

10) Die Kurden (كرد), die in nicht geringer Anzahl — man rechnet gegen eine Million — das Osmanische Gebiet durchziehen, haben sich nie völlig der türkischen Kultur unterworfen, wenigstens haben sie stets darauf bestanden, daß ihre Oberhäupter nach ihrer Wahl aus ihrer Mitte ernannt werden, ein Verlangen, das sie mit den Beduinen theilen. Sie bewohnen das eigentliche Kurdistan, von dem ein Theil zum Paschalik Bagdad gehört, ferner das Gebirge Sindhor, am Flusse Atabur, die Statthalterchaften Mosul, Diarbekir, Haleh, Damas, und sie nomadisiren bis zum See Man hinauf. Auch durchziehen sie einen Theil Armeniens, überall sind

und bleiben sie aber dieselben, gefürchtete Räuber und trübsellose Freunde. Erhalten sie sich auch weniger abhängig von der Pforte, so bilden die arbeitssamen dennoch viel von ihren eigenen Oberhäuptern, die sich durch den einzutreibenden Tribut mit bezahlt machen. Dürfters sind jedoch die türkischen Statthalter genöthigt, Gewalt gegen sie zu brauchen, und kein Reisender mag sie loben. Schon ihr Äußeres verräth viel Unangenehmes. Das kleine Auge, die dunkle Hautfarbe, der große Mund und der wilde Blick macht keinen wohlthätigen Eindruck auf den Fremden, der ihnen gern aus dem Wege geht. In Städten weilen sie weniger, und selbst die in Dörfern sesshaften geben ihr Räuberhandwerk nicht auf. Um sie abzuwehren, werden sie bisweilen unerwartet überfallen, Männer, Frauen und Kinder zu Sklaven gemacht und ihre Früchte verbrannt oder verpeert. Die Frauen sind freundlich, aber gewöhnlich verbrannte Schönheit. In dem Paschalik von Kars gibt es Stämme von 5000 Zelten, die groß und mit grobem, braunem, gewöhnlich aus Ziegenhaaren verfertigtem Luche bedekt sind; sie wechseln ihren Aufenthalt gegen den Sommer und Winter, und es gibt selbst Jorden von 20,000 Zelten. Auch sie sind Muhammedaner und ihre Vornahmen sind, gleich den Beduinen, sehr abstoßend. Die Frauen genießen dieselbe Freiheit wie die der Turkmanen, und die Geburt eines Mädchens macht Freude, da diese nie von dem Vater ohne bedeutende Aussteuer verheirathet werden. Sie gehen selten und gewöhnlich in einen weißen baumwollenen Bruch gekleidet. Sogar das Recht der Gastfreundschaft ist ihnen nicht bethlig. Ihr Erwerb ist Viehzucht, und so, daß dessen Abwartung ganz den Frauen überlassen bleibt. Bekannt ist, daß die viel besprochenen Tschigiden (تچيد) aus dem Gebirge Sindschar Kurden sind,

und ihre Sprache auch die kurdische ist. Sie bilden die den Muhammedanern verhassteste Secte, vorzüglich aber sind sie den Schiiten als Anhänger Kî's, den ihr Stifter jetzt nicht anerkannt, unerträglich. Ihre Religion ist ein Gemisch von Manichäismus, Muhammedanismus und Parsismus; sie bekennen sich aber öffentlich den Muhammedanern, Christen oder Juden gegenüber als ihre Glaubensgenossen. Das Töten und Schneiden ist ihnen verboten, der Zueuf ist ihr Gott und in seinem Dienste thun sie alles, was sie thun. Der sterben sie, als daß sie den Zueuf versuchen, der bei ihnen „der große Scheich“ heißt. An die Sonne richten sie das Morgengebet. Bis auf den Lottich und Kürbiß halten sie jede Nahrung für erlaubt, und die christlichen Klöster, sowie deren Heilige, halten sie in größten Ehren. Xdi, der Reformator ihrer Religion, gilt ihnen als das unsichtbare Oberhaupt, dessen Obed sich in dem Gerichtsbezirke von Amabia befindet. Sein Nachfolger wird stets aus seiner Familie gewählt und ihnen lassen sie einen Theil ihres Raubtes zukommen. Die blaue Farbe ist geschätzt, dagegen wird der Schnurrbart nie verschnitten. Sie sind in verschiedene Stämme getheilt, die von einander ganz unabhängig sind. Das Gebirge Sindschar stellt allein über 6000 kampflustige Streiter, die Cavalerie ungerechnet, und in

dieser Gegend vergeht kein Jahr, wo nicht bedeutende Caravannen geplündert werden. Ihre Grausamkeit setzt alles in Schrecken, da sie bei ihren Plünderungen ohne alle Ausnahme den Mord an den ihnen in die Hände gefallenen Persern vollziehen. Deshalb bedienen sich ihrer auch die Oberhäupter der Kurden, wenn es gilt, sich mit irgend einem der türkischen Paschas zu messen.

11) Die Araber, welche in Constantinopel gewöhnlich aus Ägypten sind, und den Dienst als Stallknechte, Kestrtäger und Verkaufser von Getränken versehen, verleugnen nirgends ihr feuriges Temperament und schreiben sich überall durch ihre bagere Gestalt aus. Ihre vorzüglichsten Wohnsitze sind das südliche Mesopotamien oder das Paschalik Bagdad mit Basra, und Soristan, wo sie den Haupttheil der Bevölkerung der Statthalterschaft Damas ausmachen. Unter ihnen betreiben die Fellahs den Ackerbau, und den anlässigen sind die Handelsleute und der Handel keineswegs fremd. Diese sind aber bei weitem mehr ausgebreitet als die Beduine, der physisch und moralisch ein ganz anderer Mensch ist. Neben der Frau und dem Kinde steht ihm sein Pferd und das Kameel oben an, und der Dömanne gilt ihnen ebenso wenig als ihr Oberhaupt, als irgend ein anderer Regent. Seine Lebensweise, Sitten und Gewohnheiten sind ganz die der Bewohner der arabischen Wüste, und ihre Anzahl beträgt zusammengekommen mehr als eine Million. In neuern Zeiten hat sich ein Theil der dem Pascha von Bagdad tributbaren Stämme der Secte der Wahabis jugendamt, während ein anderer Theil bei vorkommenden Gelegenheiten in die Reichen der Armee stellen muß.

12) Einen eignen Menschenstamm, nach Lebensweise, Religion und Charakter, bilden die Bewohner des Libanon, des Vaterlandes der Drusen, Rosairier und Maroniten. Ersterer bewohnen einen Theil des Gebirges von ungefähr 60 D. Meilen, die andern den Strich zwischen Tarabul und Antakia, und die Maroniten den District Ketraan, und mögen zusammen eine Bevölkerung von 300,000 Köpfen abgeben. Sie sind die Montanegriner der europäischen Türkei, und aus mehr als einer Rücksicht denkbarwerth. Die Drusen, ebenfalls von Saide, Balbel, Dschebail und Tarabul, haben südlich die Notemoss, gegen Nitternacht die Rosairier zu Nachbarn. Da sie 40,000 Mann ins Feld stellen können, müssen sie wenigstens 160,000 Seelen stark sein, und kein Pascha darf es wagen, nur einen Bauer plündern oder ihm die Bastonade geben zu lassen. Ihr jetziger Groß-Emir legte fast die Bagdatsche in dem Kriege der Egypt gegen ihren Unterdrücker Ibrahim. Sie sind wohlgenügend und höchst mäßig, und gewöhnen sich von Jugend auf an abblärende Strapazen und körperliche Gewandtheit. Lesen und Schreiben ist Eigenthum der Frauen, die Männer kümmern sich wenig darum. Xdränen in den Augen der letztern zeigt Verachtung nach sich, und das Erben wird, wenn die Ehre nur im geringsten beleidigt scheint, augenblicklich in die Schanze geschlagen. Blutrache ist mehr als Gewohnheit, ist gleichsam Gesetz, weshalb die gegenseitigen

Befehlungen nie aufheben, und die Feindseligkeiten unter den Scheichs allemal mit den fürchterlichsten Grausamkeiten endigen. Diese unaussprechliche Gefahr der Belästigung macht sie beduflam und zuvorkommend, und Gastfreundschaft ist ihnen ein von den Vorfahren überkommenes unverrückliches Erbe. Das letzte Stück Brod theilt der gemeinfte Druse mit den hungrigen Reisenden. Zwar nennen sie sich Muhammedaner, bekümmern sich aber wenig um die Muhammedanische Religion. Ihre Tracht ist ein aus Ziegenhaar und Wolle gemebtes kurzes Oberkleid bis an die Knie, mit ebenso kurzen Ärmeln; das Unterkleid ist blauinuen, und beide Ängge werden mit einer langen Binde über der Hüfte gegürtet. Um den Kopf winden sie Binden und ihre Hüften bedecken eine Art Schube. Der ungeweihte Druse hält sich von seinen Waffen für ungerathen; Viehwieherer ist zwar gestattet, aber selten, und Heirathen außer ihrer Nation sind unerhört. Sonst ist ihre häusliche Einrichtung, ihre Lebensart, Sitte und Gebrauch von den Vorurtheilen der übrigen morgenländischen Völker nicht verschieden. Der Tribut oder Wiri an den Sultan richtet sich nach den jebeimaligen Umständen, nach der Lust des Emirs, oder nach der Stellung, die der türkische Pascha gegen sie annimmt. Sie treiben übrigens Viehzucht, Wein-, Seiden- und Ackerbau, und unterhalten Baumwollenspinnungen; zur Kriegszeit aber ist jeder weissenbüige Mann Soldat. Von den Drusen gewissermaßen abhängig sind die Maroniten im District Kefrouan, der eine Tagesreise lang und breit ist, und durch den Naht-Kaib ober Hundsfuß in zwei Theile getheilt wird, den östlichen nur von Maroniten, und den westlichen von Maroniten und Griechen bewohnten. Wein, Oliven, Tabak, Maulbeerbäume, Baumwollen- und Ackerbau machen ihren Reichthum aus, und das Vieh hat vorzügliches Weiden. Sie werden als gute und rechtschaffene Menschen gelobt, und ihre selbst gewählten Scheichs zahlen einen Tribut an den Groß-Emir der Drusen, der ihn an die Türken berichtet; auch sind sie an den Kriegen der Drusen Theil zu nehmen verpflichtet. Da sie als Christen gebildet sind, geben sie gewöhnlich die Geizhäre der Drusen ab. An ihrer Spitze steht ein Patriarch, den zehn Bischöfe wählen. Kirchen und Klöster sind so viele als es Dörfler geben, und ihre Geistlichen und Mönche arbeiten wie jeder andere. Uebrigens bilden sie die größte Anzahl der Christen in Syrien, wo sich da und dort in den Städten, z. B. in Haleb, einige Familien gestreut finden. Die Rasairer oder vielleicht richtiger Rasirisch (راسريه) geben sich Angehörige der Türken für Sunniten aus, haben aber ebenfalls ihre eigenthümliche Religion. Wie schon bemerkt, sind sie vorzüglich zwischen dem Libanon und Antiochien zu Hause, und nähern sich hauptsächlich vom Tabakbau. Sie sind nicht sehr zahlreich, und da ihr Gebiet leichter zugänglich ist, auch den Erfressungen der Türken mehr ausgesetzt. Auch sie gelten als ehrliche, reinliche, gastfreundliche Leute, welche die Würde des Menschen anerkennen, nicht stehlen, lügen und schwören, ihre Armut getüthig ertragen, und auch

dem zweiten Geschlechte seine Rechte zugesellen. Endlich erwähne ich noch die Matemali, die sich an die Glaubensmeinungen der Perser, also der Schiiten, anschließen. Doch mag weder Christ noch Türke gern mit ihnen zu thun haben, da sie sehr zurückhaltend sind und aus Furcht verunreinigt zu werden, oft Unfreundlichkeit zeigen. Ebe sie der Drusen-Emir Jusuf im vorigen Jahres hunderte vertrieb, wählten sie zu Baalbet, Sor, am Afi und nördlich vom Libanon, und zahlten zum Theil wie die zu Baalbet, ihren Tribut unmittelbar nach Constantinopel und an die Paschas von Seide, Herak und Tarabius. Ihre Anzahl war nie sehr bedeutend.

13) Die Kaschen, ein wilder Volksstamm, der wie die Tataren in Horden vereinigt lebt, und sich seine eigenen Anführer wählt, hat sich vom Kaukasus her an der Küste des schwarzen Meeres im Paschalik Trabesfun niedergelassen, und achtet nur den, der eine große Anzahl Reiter vereinigen kann. Sie sind an Sprache, Sitten und Gesichtszügen ihren Nachbarn, den Gsircen, sehr ähnlich, und obwohl Ackerbau sie anfänglich gemacht hat, wissen sie doch mit Hülfe ihrer kleinen und dünnen, aber ausdauernden Pferde das Handwerk von Küdern so trefflich zu treiben, daß Jedermann sie fürchtet und es dem Pascha von Trabesfun Mühe kostet, die 30,000 Köpfe im Saume zu halten.

14) Die Franken, eine Benennung, die den in der Türkei sesshaften Europäern von ihrer Sprache, der lingua franca, einem verdorbenen Italienisch, beigelegt worden ist, hält theils der Handel, theils der religiöse Gultus und die Diplomatie in den bedeutendsten Städten daselbst fest. Factorieen, wie sie z. B. in Haleb und anderwärts England unterhielt, sind mit der Zeit verschwunden, und jeder Kaufmann ist seiner eigenen Vertriebsamkeit überlassen worden. Sie zu zählen hat noch Niemand versucht, und sie bilden auch weniger wie die andern Volksstämme der Türkei ein geschlossenes Ganze. Da der Aufenthalt vieler vorübergehend ist, andere als Reisende nirgends festen Fuß fassen, würde selbst von dem Resultat einer Zählung des einen Jahres auf das andere keine Folgerung zulässig sein. Sie genießen den Schutz der Befanden und Consulin, müssen sich aber übrigens in die Sitte des Landes, die Verschöpfung und das Abgabensystem fügen.

Bei dieser Mannichfaltigkeit der Völkerschaften, die zum Theil ganz verschiedenen Ursprung haben, müssen natürlich auch die Sprachen sehr verschieden sein, und diese Sprachverwirrung, das Unterinander ihrer Idiome, das sich nirgends sowie in der Hauptstadt geltend macht, ist eins der interessantesten Schaupiele mehr, welche Constantinopel darstellt. Hof- und Landessprache ist die türkische, die auch bei allen diplomatischen und gerichtlichen Verhandlungen angewandt wird, allein jede vornehme und gelehrte Dönäne hält es für unehrenhaft, um des Korans und der Literatur willen, auch das Arabische und Persische zu verstehen und selbst zu schreiben. Das Neutürkische, wie es deute gesprochen wird, bildete sich aus der Osmanischen Sprache, welchen Namen das Seldschukische von der Zeit an erhielt, wo das

Selbshukentreich in dem Reiche der Osmanen seinen Untergang fand. Dieses hat die uigurische oder tschagataische Sprache, welche die Osmanen auch die alttürkische nennen, zur ältern Schwester, und gelangte nie zu dem Punkt einer völligen Ausbildung. An die Stelle ihrer Literatur trat am Ende des 15. Jahrh. völlig die Osmanische. Dadurch aber, daß ihre Rufer im Arabischen und Persischen vorlagen, und durch neuen Verkehr überhaupt kamen in das Türkische, das eine höchst weiche, aber dennoch wohlklingende und volle Sprache mit mancher im Bau und in der Construction strengen Eigentümlichkeit ist, eine Menge arabische und persische Wörter, von denen jene, seitdem der Koran und die auf seine Sprache und seinen Inhalt gegründeten Religions- und Rechtsbücher unter den Osmanen einheimisch wurden, schon um des terminologischen Zwecks derselben willen, an Zahl die Oberhand gewinnen mußten. Überhaupt sind in streng wissenschaftlichen Disciplinen die Türken in ihrer Literatur nichts als Nachahmer der Araber, und es darf daher um so weniger wundern, daß mit den Sachen auch die Namen in so großer Menge zu ihnen übergingen. — Über das Arabische, Armenische, Jüdische, Slavische, Neugriechische und die Zigeunersprache haben wir hier nichts zu bemerken, als daß diese Sprachen von den Völkern, von denen jene den Namen haben, gesprochen werden. Die Bosniaken, obgleich echte Slaven, haben doch nicht den feinen und reinen Dialekt, den die gebildeten Serben reden, und in dem auch die meiste Literatur vorhanden ist. Der Dialekt der Bulgaren kommt dem russischen am nächsten, hat aber viel Lateinisches in sich aufgenommen, und ist nie Schriftsprache geworden. In den wenigen Schulen, welche die Bulgaren haben, bedienen sie sich griechischer und in den Kirchen gewöhnlich slavischer Bücher. Selbst nicht einmal in grammatische Regeln hat man diese Mundart bisher zu bringen versucht; und doch verfehlt selbst der gemeine Bulgare weder das Griechische noch das Klein-Slavische. Auch der Kroate, Morlache und Montenegroiner spricht seinen eigenen slavischen Dialekt. Der der Montenegroiner ist slawonisch-illyrisch, und hat die meiste Ähnlichkeit mit dem Sprachgemische, das im österreichischen Albanien bei Castell nuovo oder an den Mündungen des Cattaro geredet wird. Über die Sprache der Arnauten oder Albaner, die ebenfalls sehr gemischt ist, ist die Encyclopädie (2. Bd. S. 340) zu vergleichen. Das Lateinische, die Mutter des Osmanischen, ist selbstständig und eigentümlich, und wird an seinem Orte gewürdigt werden. Die Turkmenen, von denen die Kottewall als Abieger gelten, haben einen türkisch-tatarischen Dialekt, der sich sehr zum Osmanischen hinneigt, aber bei den einzelnen Stämmen auch wiederum viele Modificationen erfahren hat. Eine ähnliche Erscheinung bietet sich unter den Kurden dar, die, weil sie ihrer eigenen Fürsten haben, sich auch ihre eigene Sprache erhalten haben, aber so, daß dennoch drei Mundarten unter ihnen die vorherrschenden sind, auf welche das Persische, Arabische und Türkische sich gettenden Einfluß zu verschaffen gewußt

hat. Viele Wörter und ganze Redensarten sind, wie uns das Wörterbuch und die Grammatik des Paters Garzoni beweist, ganz persisch oder rein arabisch. Auch die Jeziden sprechen turkisch, doch verstehen viele unter ihnen das Arabische und Türkische und bedürfen keines Dolmetschers. Die Völkerschaften des Libanon, die Drusen, Maroniten und Rosakrier, sprechen Arabisch, welches überhaupt in Syrien und Palästina die einheimische Sprache, indem das Syrische ganz verschwunden ist, und das Türkische nur soviel gesprochen wird, als in Zeugland das Französische. Die Drusen haben sogar das Arabische zur Kirchensprache, während die Maroniten und Rosakrier, deren Muttersprache ebenfalls das Arabische ist, wiewol sie es mit syrischen Buchstaben schreiben, ihre langen Gebetsübungen in syrischer Sprache verrichten, die sie jedoch nicht verstehen. Ebenso haben die Samaritaner ihre eigene Schrift, trotz dem, daß die Kirchensprache derselben das Hebräische mit eigentümlichen Formen ist. Ubrigens schreiben sie auch das Arabische mit denselben samaritanischen Buchstaben. Die Kaschen endlich sprechen eine russische Mundart, und der Lingua franca ist schon oben gedacht worden.

Religionen. Die Staatsreligion des türkischen Reiches ist die Muhammedanische, jedoch nach den Ansichten der verschiedenen Secten modificirt. Der Türke als Türke ist orthodoxer Muhammedaner, d. i. Sunnit, oder Traditionsgläubiger, und der Hof mit Allem, was ihm anhängt, bekennt sich zu der Secte der Hanefiten, als einer der vier für rechtgläubig anerkannten Religionsparteien. Indem nun der Koran nicht nur erstes Religions-, sondern auch erstes Gesetzbuch des Staates, und das Kirchenrecht von dem Geistesrecht unzertrennlich ist, erfolgen auch alle aus diesem vereinigen Rechte hervorgehenden Entscheidungen den Ansichten des Imam Hanefi gemäß, die dieser bei Erklärung der bezüglichen Stellen des Korans und der Sunna und den daraus hervorzuleitenden Folgerungen geltend zu machen gewußt hat. Unser Sonntag ist dem Osmanen der Freitag, an welchem der Prophet von Mekka nach Medina entwich. Festtag ist er ihm nur, so lange der Gottesdienst in der Dschamia oder Kathedrale und in den Moscheen, und die übrige gewöhnliche Gebetszeit dauert. Er friert ihn mit Gebet und Predigt, kennt aber Glöden, Orgel und Gesang nicht. Wie der Araber, hat auch er als täglicher Gottesdienst zu fünf verschiedenen Zeiten sein Gebet (Namaz) zu verrichten. Als die Grundpfeiler seiner Religion betrachtet er die fünf unumgänglich zu beobachtenden Gebräuche der Reinigung, des Gebets, des Almosengehens, der Fasten (Monat Ramazan und bei mehreren andern Jähren) und der Wallfahrt nach Mekka. Auf dieser Grundlage beruht der Glaube an Allah und seinen Propheten, den er in dem Bekenntnis anspricht: „Es gibt keinen Gott außer Allah und Muhammed ist sein Prophet.“ Die Taufe ist ihm die Beschneidung und der Preis seiner Tugend ein Paradies, dessen Seligkeit ihm seine glühende Phantasie, in welcher ihm der unter seinem arabischen Himmel in entzückenden Vorstellungen schwebende Beduine vorausgeht

ist, als einen Vollgenuss der höchsten Freuden in den reinsten Farben schildert. Er thut nichts außer im Namen Gottes, und die Fataha oder die erste Sura des Koran ist sein Vaterunser. Seine Moral weist ihn auf Mäßigkeit, Redlichkeit, Schamhaftigkeit, Reinlichkeit, Nüchternheit und die Pflichten der Gesellschaft und der Höflichkeit hin. Das Spiel, die Rast, der Besig von Bildern, der Mißbrauch des Namens Gottes ist ihm verboten, der Widerspruch soll er heilig halten, und er hat übrigens die allgemeine Verpflichtung auf sich, die Tugend zu üben und das Böse zu meiden. Seine Nahrung, seine Kleidung, seine Beschäftigung ist durch Vorschriften bedingt, und die Beobachtung und Handhabung aller dieser Gebräuche und Gebrauche des Corps der Ulema mit dem Rufi oder Scheich el-Islam an seiner Spitze. Überall sind die obrigkeitlichen Personen verpflichtet, da wo die hanefitischen Imams verschiedener Meinung sind, derjenigen zu folgen, welche die letztern Imams gebilligt haben. Den Kadis wird dies selbst in ihrer Bestellung förmlich vorgeschrieben, und das Corpus iuris ist das Werk Mukata, mit dem uns Mou- radzad d'Esson vollständig bekannt gemacht hat. — Trotz dem aber, daß der Däne zu allem Guten angewiesen ist, weiß er von Toleranz wenig. Wer nicht Moslem ist, ist Kafir, ein Ungläubiger, ein Gotteslästerer, und wird als solcher behandelt. Einen andern Unterschied kennt das Gesetz nicht in seinen Ausdrücken zwischen den verschiedenen Religionen der Welt und des türkischen Reiches. Zu der Lehre der Sunniten nun in letztem bekennen sich die Osmanen, Tataren, Afsaken, Kraker mit Abweichungen, Esaken, ein Theil der Kurden, Zigeuner, Arnauten, Bosniaken und Bulgaren, so daß die Anzahl derselben in Asien die weitest größte ist, als in Europa, und überhaupt die Hälfte der ganzen Bevölkerung betragen mag.

Den Sunniten schroff gegenüber stehen die Schiiten, die von den Osmanen ebenso angefeindet werden, wie nur irgend Protestanten von den Katholiken angefeindet werden konnten. Der Däne glaubt nämlich an die Reihenfolge der vier ersten Kalifen als einer rechtmäßigen, sowie sie erfolgte, deshalb auch jene Kalifen die vier rechtmäßigen (الرشدون) genannt werden, während die Perser, die in Masse Schiiten, d. i. die zu einer und derselben Meinung, als Anhänger des Ali, verbundenen Gemessen, sind, behaupten, nicht Abu Bekr, der Schwiegervater und seine beiden Nachfolger, sondern Ali, der Schwiegersohn, habe dem Propheten gnädig folgen sollen. Daraus und aus der unbegrenzten Verehrung, die der Perser dem Södden Ali's, Hassan und Hussein zollt, welche der Däne nur als die ersten Märtyrer betrachtet, sowie aus einigen andern wesentlich abweichenden Glaubensmeinungen, sind also jene unendlichen Verhörungen hervorgegangen, die zwischen Sunniten und Schiiten bisher obgemalt haben, da jeder politische Kampf auch gern eine religiöse Richtung nimmt. Zwar lassen sie sich gegenseitig den Namen Modlimin oder Muminin, d. h. in Gott Ergebene oder

Gläubige, dennoch aber mag der Schiit mit fremden Religionsverwandten weder essen noch trinken, und nicht eher eine Schüssel, woraus ein Fremder gegessen hat, wieder brauchen, als bis er sie völlig gereinigt hat, ja er hält sich für unrein, wenn ein Fremder nur sein Kleid berührt. Solcher strenger Schiiten gibt es im türkischen Reiche wenige, oder sie treten wenigstens mit ihren Ansichten nicht hervor. Früherhin und zum Theil noch jetzt machten die Motewali, einige arabische und kurdische Stämme, außer den einzeln zerstörten, den geschlossenen Körper derselben aus, aber auch sie wagen nicht, den Tritten verächtlich zu begegnen. Außerdem gelten dem Sunniten alle Irgläubigen, die aus dem Schoße des Islams (vergl. d. Art. u. Muhammodanien) hervorgehen, für Schiiten, denen sie noch andere gebräuchliche Namen beilegen. Nach einer Tradition des Propheten mußten 72 schiitische Secten entstehen, und sie entstanden wirklich. Schon unter dem osmanischen Kalifat waren die Kämpfe in Bagdad zwischen den Sunniten und Schiiten die erbittertesten und gefährlichsten.

Nach der Muhammedanischen Religion ist es unstattehaft, die christliche, welche im türkischen Reiche die meisten Anhänger zählt. Unter ihnen stehen die griechischen und armenischen Christen obenan, denen die katbolischen folgen, von denen wiederum die monophysitischen und Nestorianischen zu trennen sind. An diese reihen sich die Religionsparteien an, welche die Reformation ins Leben rief, und der jüdische Cultus schließt die Reihe sämtlicher Gottesverehrungen in jenem weiten Reiche, mit Einschluß der Drusen und Rosairier, die ebenfalls ihren eigenen Sagen folgen. Die Duldung der Christen im Osmanischen Reiche beruht theils auf einzelnen Aussprüchen des Korans und der Sunna, theils auf einem angeblichen Testament Muhammeds, einer Art Freiheitsbrief, den der Prophet zunächst den Mönchen auf dem Berge Sinai ausgestellt haben soll. Dessenungeachtet ist diese Duldung sehr bedingt und beruht jetzt hauptsächlich auf der Zahlung des Kharadsch (خراج) einer Kopf- und Ertragssteuer. Der

Christ darf seinen Gottesdienst und seine Religionsgebräuche ungehindert beobachten, nur werden die größten Schwierigkeiten erhoben, wenn man damit umgeht, an der Stelle verfallener oder abgebrannter Gotteshäuser neue zu errichten, da es als Grundlag gilt, den öffentlichen Gottesdienst immer mehr zu beschränken. Glocken sind schon an und für sich verboten und nur an einzelnen Orten, z. B. auf der Wallfahrtsinsel, in den Klöstern auf dem Athos und in wenigen Städten in Europa als besonderes Vorrecht gestattet. Die rechthabenden griechischen Christen sind in der ganzen Türkei zerstreut und auf den Inseln fast allein zu Hause. Ihr Patriarch zu Konstantinopel hat das Exempret und wird unter dem Einflusse der Pforte von dem Synodus gewählt und von ihr bestätigt. Er gilt aber ebenso, wie die Erzbischofe und Bischöfe als Weisen des griechischen Volkes. Die Gerichtsbarkeit dieser Geistlichen ist in neuerer Zeit sehr beschränkt worden, zumal seitdem der Divan die

Erstbefehl des Patriarchen für einen Versuch seiner Kraftäußerung ansetzt. Auf die Wahl der höhern Seltschkeit übt der Patriarch den größten Einfluß und bestirbt ihre Bestätigung bei der Pforte. Nicht alle Erzbischöfe sind Metropolitcn, da letztere ihren Sitz nur in Städten haben, aber alle erhalten wie die Bischöfe die Ordination von dem Patriarchen. Die Bischöfe müssen unverheirathet sein, da sie sämmtlich dem Mönchtum angehören, sie ordiniren die Priester oder Popen, die ihre Stellen gewöhnlich von ihnen erkaufen. Ein Weltgeistlicher kann nur Erzbischof werden; alle trugen Bärte als Ordenstracht, bleiben aber von vielen kirchlichen Verordnungen ausgeschlossen. Die andern Patriarchen von Antiochien und Jerusalem, wovon der erste nicht zu Antiochien residirt, sind zwar unabhängig in ihrem Sprengel, aber der von Constantinopel bleibt doch immer der allgemeine (οικουμενικός), und ihm gehöret die europäische Türkei, die Inseln des Archipels und Retiol. Die Bischöfe führen den allgemeinen Namen Despoten, und da ihre Wahl mit großen Kosten verbunden ist, gehen viele Stellen ein. Ihr Titel ist Em. Heiligkeit, und der Patriarch heißt Allerheiligkeit, allein die Kauflichkeit der Stellen führt sehr oft zu unheiligen Handlungen und Kibakeln. Die Priester dürfen sich einmal mit einer Jungfrau verheirathen, und das Predigen steht ihnen nicht zu. Die noch niedrigere Geistlichkeit ist gewöhnlich sehr unwissend und erhält das Volk in seinem Aberglauben. Ubrigens aber begt der Laie die größte Ehrsucht vor dem geistlichen Stande. Der Gottesdienst wird in altgriechischer Sprache vollzogen, obwohl nur sehr wenige Gelehrte demselben bis zum wirklichen Verstande folgen können. In die Predigten wird noch das meiste Neugriechisch beigemischt, übrigens aber die kirchliche Feier gewöhnlich bei Nacht vollzogen. Auch in der Türkei folgen die Griechen dem alten Styl im Kalender, haben außer den Aposteln und Kirchenvätern eine Menge Heilige, die ein Drittel des Jahres zu kirchlichen Festen machen. Auch die Fasten nehmen wenigstens ein halbes Jahr ein und die Geistlichen sind in ihrer Beobachtung außerordentlich streng. Das Zeichen des Kreuzes steht ihnen über Alles heilig, sie haben Rosenkränze, jedoch mehr zum Zeitvertreib, verrichten aber das Gebet stehend. Die Messe und das Räucherwerk sind Haupttheile des Gottesdienstes, und die Mitternachtsfeier ist unbegrenzt. Die Ercommunication ward sonst mehr gesucht als jetzt, und das Canonisiren hat um der Kosten willen fast ganz aufgehört. Eine Wallfahrt nach Jerusalem vollziehet der Griechc gern, erlaubt sich aber auch manche selbst von der Kirche gebilligte Lustbarkeit.

An der Spitze der armenischen Kirche steht der Patriarch zu Erschamjain oder Derikistan, einem Kloster westlich von Erivan, das zugleich die Pflanzschule der höhern armenischen Geistlichkeit ist. Außerdem gibt es mehrere Patriarchen, z. B. zu Constantinopel, Erzerum und auf dem Libanon, entweder der That oder auch nur dem Namen nach, und ihr Verhältniß zur Pforte ist fast dasselbe, wie das der griechischen Geistlichen. Die Bischöfe sind alle unverheirathet, und ihre Bestätigung

bildet eine nicht unbedeutende Einnahme des türkischen Schatzes. Sie sind eifrig und streng in ihrem Beruf, und haben die Vorträge, eine Art Mönche, zu Stellvertretern. Da sie sich durch Verwerfung der halberbischen Kirchenversammlung von der morgen- und abendländischen Kirche abgesondert haben, werden sie von den griechischen und katholischen Christen als Schismatiker angesehen, und zu welchen Verfolgungen das Schisma unter einander geführt, haben uns die neuerlichen Auftritte in Constantinopel gezeigt. Sie neigen sich im Allgemeinen sehr zu den Monophysiten hin, haben aber ihre besondern Gebräuche und unterscheiden sich auch durch ihr Glaubensbekenntniß. Das Lesen der Bibel steht Jedermann frei, ihrer Festtage sind für das Volk wenige, dagegen halten sie die Fastenzeit außerordentlich streng, wallfahrten nach Erschamjain und Jerusalem, und ihr Gottesdienst wird ebenfalls hauptsächlich bei Nacht gefeiert. Ihre Liturgie ist die vermeintliche des Apostels Jakobus, mit Zugaben von Basilius und Chrysostomus. Die Predigten werden neu-armenisch gehalten, überdies viel geduldet, aber Kirchenmusik kennt man nicht.

Die römische oder katholische Kirche besteht aus Europäischen Ländern und ihren in der Türkei ansässig gewordenen Nachkommen, vorzüglich aus der Zeit der Republikaner Genoa und Venedig. Zu diesen haben sich Griechen und Armenier gesunden und einzelne Glieder aus andern Glaubensgemeinschaften, wie der Nestorianer, so daß sich ihre Anzahl immer auf eine halbe Million belaufen mag. Auch tragen die Missionare unaufhörlich zur Belehrung bei, und die ansässigen Dominikaner und Capuziner wissen sich selbst bei den Osmanen durch ihre medicinischen Kenntnisse in Achtung zu setzen. Ihr nächstes Oberhaupt ist der Erzbischof zu Constantinopel, der unter europäischer Schutze steht, wie überhaupt Kirchen, Klöster und Geistliche nach katholischem Ritus von den Türken nicht als integrierende Theile des Staates, sondern nur als unter fremdem Schutze gebildete Gründe und Insassen betrachtet werden; dafür gewährt ihnen aber auch die Regierung wenig Vortheil und die fremden Gesandten müssen oft genug zu Reclamationen schreiten. Alle jene Missionare stehen zunächst unter der römischen Propaganda, und werden von den übrigen christlichen Parteien höchst ungern gesehen und mit Erböslichkeit verfolgt. Vorzüglich feindlich stehen ihnen die griechischen Geistlichen gegenüber, da sie die Streitigkeiten mit der abendländischen Kirche, die ihre Trennung zur Folge hatte, nicht vergessen können. Seit der Einnahme von Constantinopel durch die Türken hat sich dieser Haß nur noch vermehrt, da die Griechen sich vom Abendländ aus nicht genug unterstützt haben, und bis auf den heutigen Tag sprechen sie gegen Alles, was vom Papste kommt, ihre Abneigung ganz offen aus. Den geschloffenen Körper der Katholiken bilden unstreitig die Maroniten auf dem Libanon, die den Papst als ihr höchstes geistliches Oberhaupt anerkennen, und vorgeben, Reiz eifrige Anhänger der römischen Kirche gewesen zu sein, obwohl eine nähere

Verbindung nicht über das Ende des 16. Jahrh. hinausgehen mag. Sie wählen ihren Patriarchen selbst, lassen ihn aber vom Papste bestätigen und thun übrigen, was sie wollen. Ihre Bischöfe, zwölf an der Zahl, sollen ein kümmerliches Leben führen, und nicht eben die größte Einigkeit unter einander erhalten. Ein Theil der Maroniten hält seinen Gottesdienst theilweise syrisch, die aber enstern vom Libanon leben, gewöhnlich arabisch. Auch kümmern sie sich wenig um die Wissenschaften, und das Collegium der Maroniten zu Rom, abgesehen für 30 derselben höchst freigiebig dotirt, hat sich nie vollständig besetzt gesehen, dagegen haben sich unter seinen Sgliedern mehre, wie die Assmanni, durch ihre gelehrten Arbeiten auch im übrigen Europa vortreflich bekannt gemacht. Fast jeder Flecken hat eine gutgebaute Kirche und ebenso viele Mönchstücher. Der Gebrauch der Sitten ist auch ihnen unabwehrlich. — Die Manaphysiten, so geheißen, weil sie nur eine Natur in Christo annehmen, führen auch den Namen Jakobiten, von einem ihrer ausgezeichnetsten Lehrer Jakob Baradaud, verehren aber, wie bekannt, als eigentlichen Stifter ihrer Secte, den Eutyches. Zu ihnen halten sich auch mehre Stämme der Kurden und Griechen, die ihre nicht unbedeutende Anzahl noch vergrößern. Ihr Hauptsiß ist Syrien, wo sie in allen bedeutendern Stiditen eine oder mehre Kirchen besitzen. Ihr Patriarch, gewöhnlich der antiochenische genannt, wohnt gewöhnlich zu Haleb oder Diarbek, und hat einen zweiten Patriarchen zu Marbin unter sich. Außerdem haben sie Bischöfe, verehren Heilige und Bilder, und unterscheiden sich eben dadurch von den übrigen Christen, daß sie nur eine Person in Christo anerkennen. In neuerer Zeit sind viel griechische und römische Gebräuche in ihren Ritus übergegangen. Den Jakobiten nähern sich die Schemsien, die ihren Hauptsiß zu Marbin haben, wo zu Niedburs Zeiten etwa 100 Familien in zwei Quartieren wohnten. Auf dem platten Lande waren sie nie und sie haben sich, da ihre Anzahl so gering ist, dem Jakobitischen Patriarchen unterworfen. Sie nennen sich Christen, kleiden sich so und lassen auch ihre Kinder von Jakobitischen Geistlichen taufen, sich trauen und von ihnen begraben, befruchtungsgeheim halten sie ihre Dogmen in ein Geheimniß, schicken nur zum Schein einige Mitglieder in die Kirche, beobachten sonst abweichende Gebräuche, und halten sich von den übrigen Religionsvorwandern so abgesondert, daß sie sich nicht einmal mit ihnen vertragen. Die Nestorianer, so genannt von dem Stifter ihrer Secte, dem Patriarchen zu Konstantinopel Nestorius im 5. Jahrh., bilden den Kern der Manaphysiten, in dem sie in Christo nicht nur zwei Naturen, sondern auch zwei Personen annehmen. Ihr Befehrungsgeißer, der sich bis in entfernte Provinzen Afrens erstreckt, hat ihnen auch unter Griechen, Armeniern und Kurden Anhänger verschafft, so daß man ihre Anzahl auf 300,000 im Osmanischen Reiche schätzt. Ihr Patriarch, der sich seit drei Jahrhunderten Elias nennt und seinen Sitz zu El-Kach bei Mosul hat, hat mehre Bischöfe unter sich und nennt sich *Katholikos*. Man gesteht ihnen gern zu, daß sie in Lehren und Gebräuchen die alte Einfachheit am

reinsten bewahrt haben. Sie kennen keine Bilder, verehren das Kreuz, ohne das Bild Jesu; und die Taufe, das Abendmahl und die Priesterweihe machen ihre Sacramente aus. — Was nun noch von den Johanniskristen, die man gewöhnlich auch hierher zählt, zu halten sei, darüber mag der betreffende Artikel nachgesehen werden. — Protestanten gibt es wenige, und sie gelten auch nur als Fremdlinge, nicht als Einheimische. Der Handel allein oder diplomatische Missionen hält sie fest und nur in wenigen Hauptstädten, z. B. Constantinopel, Smyrna, Haleb, Salonik, vereinigen sich Protestanten und Reformirte zu Gemeinden. Ihr Schutz sind die Gesandten und Consuln.

Die jüdische Religion erwähnen wir hier nur insosfern, als sie zwei Secten in ihrem Schöße birgt, die außerhalb des Osmanischen Reiches nicht angetroffen werden, die Samaritaner und Ismaeliten. Während die Hauptmasse Palmyristen sind, unter denen nur wenige Karaiten zerstreut leben, haben die Samaritaner in Nablus und Tassa, kaum nach 30 Familien stark, die Dogmen ihres Vorfahren aufrecht zu erhalten gesucht. Nur der Pentateuch gilt ihnen als heilige Urkunde, alle Traditionen und pharisäische Satzungen verworfen sie. Den Sabbath halten sie streng, feiern die Mosaischen Feste, dulden kein Bild Jehovas und haben ihre Übersetzung des Pentateuchs im samaritanischen Dialekt, der, wie schon bemerkt, zwischen Hebräisch und Aramäisch zwischen inne steht, aber mehr sich zum letztern hinneigt. — Von den Ismaeliten, die ebenfalls in Syrien zu Hause sind, werden die sonderbarsten Dinge erzählt, wodurch sie Muhammedaner und Christen verächtlich zu machen gesucht haben. Sie fagen ihnen die schändlichsten unmoralischen Handlungen nach, die sich auf die Verehrung der weiblichen Genitalia beziehen. Ihr Hauptsiß war zu Niedburs Zeiten in dem Flecken Kälis zwischen Sams und Hama, außerdem aber hatten sie noch andere Punkte bei Kadasia, zwischen Haleb und Antiochia und bei Mosul inne.

Wollen wir nun auch die noch übrigen Bewohner des Libanon, die Drusen und Mosairier und die Jeziden auf dem Sindfar-Gebirge mit einigen Schriftstellern nicht geradezu für Heiden erklären, so bieten sie allerdings in ihren Religionsgebräuchen und Dogmen nicht gewöhnliche Erscheinungen dar. Der Druse glaubt: Es ist ein einziger Gott, der Himmel und Erde geschaffen hat, allein dieser Gott wird im ägyptischen Kälis am 6. Febr. 1017 sichtbar, und dieser wird am Gerichtstage wieder in menschlicher Gestalt erscheinen. Er heißt ihn Schöpfer Himmels und der Erden, und er ist der Anfang und das Ende. Ihm zunächst steht Hamza, der Ordner und Hüter der Zeit, und Ismael. Von Muhammed mögen sie nichts wissen, Jesum oder jeben sei in den Kreis ihrer 164 Propheten. Zwar haben sie gute und edle Geister, schließen aber diesen Benennungen eigene Bedeutungen unter, und unter ihren sieben moralischen Hauptgeboten befindet sich die Achtung der Wahrheit, Beschädigung der Brüder, Betrachtung der Weisheit und das Schweigen, nur

rechtmäßig erworbenes Gut zu genießen. Von einer Wallfahrt nach Mekka, von der Feier des Freitags, des Beirams, den fünf täglichen Gebeten, vom Almosen und vom Fasten im Ramathan wissen sie nichts, auch haben sie das Gebot, ihre Religion geheim zu halten. Sie theilen sich in Gewichte und Ungewichte, und an ihrer Spitze steht das Oberhaupt der ersten. Binde Verleugnung seiner selbst wird durchaus verlangt, und Zweifel für Abfall erklärt. Bilder der Gottheit bewahren sie in ihren Kapellen in Gestalt eines Kalbes, und haben eine Menge Christen ihrer Glaubensmeinungen. — Nicht weniger geheim halten die Rosairier ihre Religionsdogmen, bekennen sich aber den Dömanen gegenüber zum orthodoxen Muhammedanismus. Dessenungeachtet halten diese zugleich mit den Christen jene für Heiden, die Sonne und Sterne anbeten. Ihnen gilt der Schwiegervater Muhammeds, Ali, soviel als Halim den Druiden, von deren Ansicht sie ein gewisser Rosairi entfernte. Ali, behaupteten sie, habe in den zwölf Imams aus seinem Hause gewohnt, und die Seele jedes, der ihm ungehorsam sei, werde in einen Iuben, Sunniten oder Christen fahren, der Gläubige aber nach seiner Reinigung in einen Stern. Unter ihren Speisen haben sie eine Auswahl zu treffen; sonst aber werden sie angewiesen, ihre Brüder zu lieben, freigebig zu sein, nicht zu sterben, nicht zu fluchen und zu schwören, und ihre Armuth geduldig zu ertragen. Schon diese moralischen Gebote beweisen, daß sie vom Heidenthume weit entfernt sind und eben nur durch ihre Geheimnißfrämerei Gelegenheit zu falscher Beurtheilung gegeben haben. — In der Verehrung des Ali haben sie die Jeziden zu den entschiedensten Feinden, deren Oberhaupt Jezid die sämtliche Familie des Ali als die Gegner seiner Secte erklärt hat. Ihre Lehre, die ein Gemisch altperischer und Muhammedanischer Dogmen ist, pflanzt sich ohne ein geschriebenes Wort vom Vater auf den Sohn durch mündliche Mittheilungen fort, da ihnen zu lesen und zu schreiben verboten ist. Ihnen gilt als höchste Vorchrift, sich den Teufel zum Freunde zu machen und ihn durch das Schwert in der Hand zu vertheiligen. Ihn zu nennen oder sich nur eines seinem Namen ähnlichen Ausdrucks zu bedienen, ist ein Verbrechen seiner Gottheit. Ihre Gottesverehrung üben sie mit dem Gesichte gegen die Sonne gerichtet, doch stets ohne Zugen. Sie haben weder Gebet noch Fasten, weder Opfer noch irgend Feste. Jezid hat durch seine Heimgewalt für sie alle genug gethan. Die Seelen der Todten glauben sie im Genuße einer ihren Verdiensten angemessenen Glückseligkeit, und daß sie ihren Verwandten und Freunden hiemieden im Schlaf erscheinen, um sie von ihren Wünschen in Kenntniß zu setzen. (S. Niebuhr II. 344 und Notice sur les Yézidi, angehängt an die Description du Paschalik de Bagdad.)

Viele Bekenner dieser Religionen und Aelterthümer sind im Besitze von Mönchsthümern und Klöstern, die sich auch überall im Osmanischen Reiche zerstreut finden. Nonnenklöster sind seltener, am meisten griechische, die aber wie die der Mönche alle der Regel des heiligen Basilus folgen. Ungeheuer groß ist die Anzahl der

den der Dömanischen Derwische, deren in jedem neuen Jahrhunderte neue entstehen. Mourataga d'Asson zählt allein 32 der berühmtesten nach dem Namen ihrer Cister auf. Alle diese Mönche haben im ganzen Reiche Klöster, in denen zwanzig, dreißig oder vierzig unter einem Scheich wohnen, und die fast alle durch Vermächtnisse frommer Gläubigen bestehen. Doch erhalten diese Derwische nur Essen und Wohnung, alle übrigen Bedürfnisse müssen sie selbst decken. Auch gibt es verheiratete unter ihnen, und die reichern Klöster sind gehalten, die ärmern zu unterstützen. Gleich den griechischen Mönchen folgen auch die armenischen sämtlich der Regel des Basilus, sind aber im Vergleiche mit dem griechischen und katholischen an Anzahl gering. Katholische Mönche von allerlei Orden sind in der ganzen Levante zerstreut, haben gewöhnlich ihre Obersuperioren in Constantinopel oder Jerusalem, und geben zum großen Theile zugleich Missionare ab. Die berühmtesten griechischen Klöster befinden sich auf den Prinzeninseln, auf dem Berge Athos, auf Patmos und dem Berge Sinai. Die Nonnenklöster unter den Maroniten sind eher Hospitale für arme alte Weiber, während junge Mädchen nach abgekaltem Probejahre gewöhnlich zu ihrer frühern Lebensart zurückkehren.

Produkte. — Fragt man, was diese Millionen Menschen thun und treiben, so ist die Antwort die, daß ihre Beschäftigungen sich in Arbeit, Vergnügungen, Müßiggang und — Diebereien theilen. Die Arbeit beschränkt sich hauptsächlich auf Cultur des Bodens, Viehzucht und Handel, die Industrie oder der Kunstleiß ist beschränkt, und der geistige Verkehr hält sich auf einer sehr niedern Stufe seiner Ausbildung. Nirgends stellt sich der scharfe Gegensatz zwischen dem, was da ist und was da sein könnte und wirthlich war, mehr heraus, als in jenen einst so blühenden und jetzt so herabgekommenen Ländern. Aezurig ist das Bild der Vernutzung eines Bodens, den man gern zu den von der Natur segneten Strichen der Erde rechnet. Die systematische Beförderung der Trägheit und des Nichtsthuns ist ein Beweis mehr für die natürliche Güte eines Landes, das dennoch alles ernährt, was der Nahrung bedarf, und wo geringer Fleiß schon überflüssig erzeugen würde. Der drückende Druck, der jeden freien Willen selbst in der Verübung häuslicher Geschäfte danieder hält, hat bereits die äppigsten Kluren in Wästen verwandelt. Wo die Furcht vor Weibertrag als dessen, was nöthig ist, das herrschende Princip sein muß, kann die selbständige Thätigkeit, als die Beförderin jeglichen Staatswohls, keinen festen Fuß fassen. Ganz unfruchtbare Districte gibt es im Ganzen im Osmanischen Reiche wenige, in Europa nur die nackten Gebirgskämme, die Euphrat- und Steppengebenden an der Donau und die Sandstriche im Herzen von Makedonien. In Asien ist das armenische Hochland weniger zum Ackerbau als zur Viehzucht geeignet, aber sonst hat nirgends die Natur bedeutende Hindernisse der Verfruchtbarkeit entgegengesetzt, und selbst in Mesopotamien wurden sonst die fruchtbarsten Stellen durch Bewässerung zu dem fruchtbarsten gemacht. Den

nach liegen die geeignetsten Striche überall unbebaut da, theils aus Mangel an Menschen, theils aus Durd. Ist auch nicht überall Gartenland, so ist doch überall Ackerboden, und wenn z. B. die Thäler Bulgariens und Makedoniens und vor allem die Halbinsel des jetztgenannten Landes fast ohne jede Unterfrucht, das Korn dreißig, den Weizen vierundzwanzig, die Gerste vierzig und den Hirse sogar hundert, ja dreihundertfältig tragen sehen, so säubten viele Getreidearten in Asien in johlreichen Gegenden theils eben, theils noch mehr. Die Erde birgt über und unter sich das geeignetste Gedeihen jedweden Krasses, was sie aber nicht fast freiwillig hergibt, wird ihr auch nicht abgenommen. Nur wenige Provinzen liefern mehr als sie brauchen, und das vorzüglich da, wo sich die Bewohner noch nicht in solcher Menge nach den Städten gedrängt haben. Nur um diese herum findet in Asien zum großen Theil der Ackerbau statt, der übrigens ohne jeden Fruchtwechsel betrieben wird. Den Boden zu verbessern fällt Niemandem ein, nicht einmal getüncht wird er, und übrigens so oberflächlich bearbeitet als möglich. Der Grieche ist mit Ausnahme der Gegenden am schwarzen Meere, wo auch der Dömane Antheil nimmt, der fleißigste Ackerbauer in Asien, und ebenso in Europa die sich zur griechischen Religion bekennenden Christen. Zum Glück der Bewohner gibt es auch überall feste Weiden, weshalb Milch- und Fleischspeisen ihnen gern erliegen, was sie der Erde abzugewinnen sich fürchten. Im Süden Europa's säet man zwischen den Monaten September und Januar, nördlicher bis Februar und selbst bis März; dort wird Gerste im Mai, Weizen und Korn im Juni und Mais im October, hier Weizen und Korn im Juli und Hirse und Gerste im August geist. In Asien fördert das Klima die Reizung früher, aber jeder Bauer fürchtet die Ernte als die Zeit, wo der Statthalter und seine Beamten nebst den größten Pächtern plündern und wegnehmen, was sie können. Unter den Feldfrüchten wird vorzüglich gebaut, wie in Europa so in Asien, Weizen, von dem es mehrere Arten gibt, Gerste, Roggen, Hirse und vor Allem Mais, ferner Reis, der aber auch aus Ägypten in großer Menge eingeführt wird, Durra, Tabak von der gerinnlichsten bis zur besten Qualität, guter Hanf, Baumwolle, Salzen, Wollen, vorzüglich in Asien, als die Frucht, aus welcher das Opium gewonnen wird, Flachs, jedoch weniger, Bohnen, die in großer Menge, hauptsächlich von den Griechen geossen werden, und Linsen. Außerdem gibt es alle Sortenfrüchte und Gemüse unserer Klimata, nichts fehlt, was die Pflanzenwelt dem Bewohner als nährendes und erfreuendes Produkt verweigern könnte. Melonen, Kürbisse, Artischocken, Spargel, Eschum, dessen süßes Öl zu verschiedenen Speisen, besonders zu Zuckerwerk, verwendet wird, alle Arten Salate, und die Blumenliebe der Orientalen ist zu bekannt, als daß jene Sorgfalt beschreiben werden sollte, mit welcher die Vorklinge des Dömanen gepflegt werden. Dazu kommt eine unentliche Menge Obst von allen Sorten, da, wie schon oben erwähnt ward, es ganze Wälder von Fruchtäbmen in einzelnen Provinzen gibt.

In Asien sind diese noch mannichfaltiger und ergiebiger, als in Europa. Die Dattelpalme liefert im Paschaik Bakra an den Ufern des Schatt-el-arab in ganzen Pflanzungen allein gegen 50 verschiedene Arten Früchte, die dem Acker zum großen Theil das Brod ersetzen. Viele Provinzen haben fast keine andere Bäume als fruchttragende, und diese überdies in den besten Arten, von denen wir in Europa höchstens in kultivierten Biergärten da und dort ein Exemplar finden. Um Das herum kennt man allein zwanzig Arten Apfelsinen. Neben diesen gedeihen in einer Gegend mehr als in der andern die herrlichsten Citronen, Pomeranzen, Granatäpfel, Pistazien, Feigen von unvergleichlichem Geschmade, Pfirsiche, Mandeln, übergroße Quitten, Kaskanen, Adamsäpfel und mehr andere (sein Klima eigenthümliche Früchte. Einer besondern Erwähnung bedarf der Weinbau. Obwol der Weinanbauer nach dem Koran sich den Genuß des Weines versagen muß und er mithin keinen Beruf fühlen darf, ihn Verkauf des Trinkens zu erkaufen, so hat er dennoch auf der andern Seite die Erlaubnis, die Trauben zu gessen, und dieses ist ihm Auflockerung genug, Boden und Klima zu diesem Genuß zu benugen. Seine Trauben süßen an Größe, lieblichem Geschmade und Verschiedenartigkeit anderwärts ihres Gleichen, und dienen dazu, durch bessere Sorten auch die Veredelung der Sucht im Großen zu befördern. Letztere betreiben die Christen jeglichen Glaubens, ohne jedoch im Ganzen eine sorgfältigere Behandlung des Mostes und des Weins selbst zu kennen oder einführen zu wollen. Die Weine der Inseln bewahren noch am meisten ihren alten Ruf, und verschüben oft genug den Wust, sich ihrem Genuß hinzugeben und sich dadurch einer zeitlichen und ewigen Strafe aussetzen. Sonst kennt man auch die Obst- und vorzüglich die Dattelweine, an denen sich der Dömane schon mit leichtem Sinn ergebt und erholt. Erlaubt und einträglich ist der Ackerbau, das Letztere weniger in Europa, als in Asien, welches das eigentlichste Ackerland ist. Die vorzüglichsten Distrikte für diesen Zweig der Kultur im europäischen Reiche bilden jetzt das Königreich Griechenland, und die im eigentlichen Rumili gewonnenen Oliven werden weniger zu Öl benutzt, wie als Früchte grün eingefahren und gemossen. Dagegen erbaute die asiatische Halbinsel um so mehr Öl; aber auch hier trifft die Verwahrung der Vorwurf, daß kaum das Zehnteil von dem erbaute wird, was erbaute werden könnte, daher auch das Öl nicht eben zu einem bedeutenden Handelsartikel der Levante gehört. Das Letztere muß man um so mehr von der Baumwolle sagen, die sowohl in der europäischen als in der asiatischen Türkei auf das Vortreflichste gedeiht und gebaut wird. Es gibt von ihr mehrere Sorten, die zum Theil mit hohen Preisen bezahlt werden; nur werden die Pflanzungen oft genug von Heuschrecken heimgesucht, welche die gefährlichsten Feinde dieses Produkts sind. Neben dem Baumwollenbau ist der Seidenbau die einträglichste Beschäftigung. Das Klima ist den Würmern höchst günstig, und der weiße Maulbeerbaum gedeiht überall. In manchen Gegenden, z. B. um Salonik,

sind es gewöhnlich die Frauen, besonders aus den untern Classen, die sich mit diesem Gewerbe beschäftigen und von Jugend an daran gewöhnt werden. Daseibst geben acht Pfund guter Coccon ein Pfund Seide. In Asien besitzen die Griechen und Armenier schöne Pflanzungen Maulbeerbäume, und auf dem Libanon machen diese fast den einzigen Reichtum der Druzen und Maroniten aus. Am häufigsten ist die weiße und gelbe Seide. Merkwürdig genug, daß der Tabakbau in manchen Provinzen Europa's ausschließlich in den Händen des türkischen Theiles der Bevölkerung ist und war. So in Makedonien, wo bekanntlich der beste unter dem Namen makedonischer Tabak gebaut und versendet wird. Früher war dieser eine der Hauptgrundlagen des Reichtums jener Provinz, allein das Abgabensystem, sowie die eingeführte Conscriptio wirken doppelt nachtheilig ein, da auf der einen Seite Salonik als Ausfuhrort verliert, auf der andern die Entlohnung die Ausbeute verringert. Dennoch, sagen neuere Berichte, ist der hohe Preis, der für diesen Tabak in Aegypten, Constantinopel und den Inseln des Archipels bezahlt wird, eine Gewährleistung, daß sein Bau sich bald wieder heben wird. — Noch ist, um die kurze Aufzählung der Producte des Pflanzereichs zu beschließen, der Waldbau mit einem Worte zu gedenken. Den Bestand der Wälder und ihrer Arten haben wir bereits oben in aller Kürze kennen gelernt, und das ist auch fast Alles, was sich hier darüber sagen läßt. In eigentlicher Cultur der Forsten denkt im ganzen großen Osmanischen Reiche kein Mensch; man überläßt auch diesen Zweig des Gewerbes ganz dem freien Willen der Natur in der gewissen Zuversicht, daß die Gegenwart das Bedürfnis befriedigt sieht, und daß man für die Zukunft nicht sorgen dürfe. Der Gewinn aus den Beständen, theils im eigenen Bedarfe zum Brennen und zum Bauen, theils in der Ausfuhr, ist nicht unbedeutend, zumal da ihn die ungedrehte Menge Galläpfel und Knoppeln, welche die Eichen liefern, vergrößern, indem grade die asiatischen der Halbinsel für die besten gehalten werden, die der Europäer kennt. Die Galläpfel auf Calf werden sogar eingemacht und als beliebter Leckerbissen verzehet.

Wenden wir uns zum Thierreiche, so sehen wir auch hier eine Menge der nützlichsten Zweige des Gewerbes durch die Natur bestrebet und unterstützt. Dennoch muß zugestanden werden, daß die vorhandenen Mittel lange nicht zu den möglicherweise zu erreichenden Zwecken angewandt werden. Selbst die Landwirtschaft leidet unter den bestehenden Einrichtungen, indem der Mensch oft genug die Stelle des Thieres vertreten, und der Pflanze mehr als das Pferd, der Hefe oder Efel, zur Bestellung des Acker beibringen muß da, wo allein die Kraft die Bedingung der Förderung ist. Unter den zahmen Thieren findet sich das edelste von allen, das Pferd, nur in den nördlichsten Provinzen Europa's in Menge zu Hause. Die arabische Zucht vertritt daselbst die tartarische und polnische als die vortheilhaftesten, indem es der Hof vorzieht, den Bedarf jener Race in dem Mutterland aufzubringen oder bei den Beduinen so-

zuzuziehen und Mesopotamiens, die gleich vortreffliche Pferde besitzen. Allein auch die in Europa einheimischen sind für jede Beschäftigung tauglich und ausdauernd, und doch zugleich auch schön. Sie werden aber auch im Asien gemeinen, obwohl in Europa weniger noch als in Asien, mehr zum Reiten, als zum Ziehen und Tragen angewandt. Dadurch erbt man die Racen in ihrem Adel und ihrer Schönheit, und die sogenannten Legenden der Pferde werden in ihrer Vollkommenheit angetroffen. In Asien sind die drei Racen, die arabische, die persische und die türkische, die am meisten verbreiteten. Über die erste führt der Beduin ebenso seine Geschlechtsregister wie in Arabien, nach den Stümmen, nicht nach den Hengsten. Die persischen Pferde sind vorzüglich durch die Kuden mehr einheimisch geworden, und kommen in ihren Vorzügen den arabischen am nächsten. Auf der Halbinsel selbst sind mehr rein türkische Pferde zu Hause, die durch die edle Zucht in ihrer frühern Schönheit sich erhalten, dennoch aber den beiden vorhergenannten Arten nicht gleichkommen. Die herumziehenden Stämme gewöhnen ihre Thiere an jede Strapaze, Ausdauer und Gefügigkeit, und die Natur beschert eine solche Leichtigkeit und Behendigkeit, daß die schlechtesten Arten noch immer unsern besten Schlag bei weitem übertreffen. — Kameele sind in Europa nur in den südlichen Theilen, wie in der Nähe der Hauptstadt selbst und in den östlichen Theilen von Bulgarien zu Hause, dagegen ist auch der Bedarf nicht hervortretend, da sich hier weder Nomaden finden, noch ausgedehnte Steppen zu durchziehen sind. Ihre eigentliche Zucht wird in Asien betrieben, wo die Lebensweise und die Gegend sie zum schätzenswertheften Geschenke der Natur macht. Der Nomade ladet ihm seine ganze Habseligkeit mit Weib und Kind auf, und der Beduine kann es auf seinen Jähren in der Wüste noch viel weniger entbehren. Das arabische Kameel findet sich im Süden, ist genügsam, kann aber nur fünf Centner tragen und geht bei weitem langsamer als das turkmanische, das zwar größer und stärker ist, und gegen acht Centner trägt, aber in der Hitze der Wüste nicht ausdauern könnte. Auch besitzt der Turkmane deren bei weitem mehr, als der Beduine. Eine geringere und kleinere Art, Hebschin (حيسين) dient in Syrien zum Reiten, und auch die asiatische Halbinsel zieht sich einen recht guten Schlag. Als Ersatz für diesen Vorzug Asiens hat sich Europa die Rindviehzucht bewahrt, welche in einzelnen Provinzen wirklich blühend genannt werden kann. Im Norden macht sie eine Hauptquelle der Erhaltung aus und, in den Thälern und an den Abhängen von den üppigen Weiden genädert, sehen sich Dachsen und Kühe oft glücklicher als ihr Herr, der Mensch. Gleich dem ungrischen und polnischen Rindviehe, von dem das in den türkischen, links der Donau gelegenen, Gegenden ein Mischling ist, wird es, an Anblick und Gehmaß ausgezeichnet, in ganzen Herden nach dem übrigen Europa getrieben, indem der Eingeborne selbst weniger Fleisch genießt. Als Thier dient auch der Büffel hier und da als trüges Lastthier und

bisweilen auch zum Buge. Mehr noch werden seine Dienste auf der asiatischen Halbinsel und in den Ufergegenden des Cyprus in Anspruch genommen, indem er zur Aderbestellung und zum Austreten des Korns vorzugsweise verwandt wird. Eigentliche Rindviehzucht ist hier nur in Armenien und auf dem Libanon zu Hause, wo man sich auch mit Ziegen- und Kälberzucht abgibt. Zu mehrfacher Benutzung dient ferner in beiden Halbinseln der Esel und Maultier, der, weil das Futter gut, auch stark und kräftig ist. In Asien sind sie von vorzüglicher Beschaffenheit und mit ihren trägen europäischen Genossen gar nicht zu vergleichen. Die Menge macht sie vorzüglich in Syrien außerordentlich wohlfeil. Vortreflich sind auch die verschiedenen Arten Schafe dieselbst und jenseit des Meeres. Diese Thiere wissen von Ställen wenig und bringen den größten Theil des Jahres auf der fettesten Weide unter freiem Himmel zu. In Europa, z. B. in Aetolien und am Salont nach, tragen sie die feinsten seidensartige Wolle, und das Product von letzterer Stadt allein ward ehemals auf zehn bis zwölftausend Centner jährlich berechnet, während es sich gegenwärtig höchstens auf vier- bis funftausend erhebt, wovon zwölftausend Centner von der türkischen Regierung zur Verstärkung von Tsch, Dedren und Malatras für die Armee mit Beschlag belegt werden. Der übrige Theil wird von einem Branten der Pforte aufgekauft, der sich kraft wiederholter Ermahnungen in den alleinigen Besitz des Wollhandels setzt und seine Waare nur unter einer Menge willkürlicher Auflagen wieder verkauft. Auch die Verminderung des Products kommt aus demselben Grunde, da die Schaafbesitzer, durch die täglich zunehmenden Steuern und Placereien aller Art entmuthigt, die Provinz verlassen haben. Diese Umänderung der Dinge ist uns so sehr zu beklagen, als Salont stets der Hauptstapelplatz für den Wollhandel war. Den makedonischen Schafen an Geschmack und Wolle kommen die von Bosna am nächsten. Ueberhaupt ist keine Provinz, die nicht einen starken Schaafstand hätte, da Schafzucht für einen Haupttheil der Osmanischen Fleischspeisen vergibt. Vorzüglich wird das der Schafe mit Fellschwänzen gerühmt, die im eigentlichen Rumil und auch um die Hauptstadt vorzugsweise zu Hause sind. In Asien haben die arabischen ausgezeichnet breite Fellschwänze, aber auch andere Arten finden sich überall und liefern theilweise recht seine Wolle. Unter den Inseln ist vorzüglich Kirid reich an Schaafzüchtereien. — Nicht weniger allgemein verbreitet sind die Ziegen, die mit weit geringerm Futter zufrieden sind. Einzelne Gattungen, wie die aus den türkischen Gebirgen, zeichnen sich durch sehr lange Hörner aus, andere haben lange und breite Ohren. Allgemein bekannt und durch das lange seidensartige Haar berühmt ist die Ziege von Angora, die außerhalb dieses Districts gleich ausartet. Das Gespinnst davon wird mannichfach verbraucht, und selbst die kurzen Haare verwendet der europäische Hutmacher. — Schweine darf man nur in den nördlichen Provinzen Europa's und in Bulgarien suchen, wo sie einer außerordentlichen Maß fähig sind und zur Aufzucht gezogen werden. Die unter Os-

manen lebende Gricche ist im Gemüthe sparsamer und dreschath werden auch die Schweine nur in geringer Anzahl bei ihm angetroffen, mit Ausnahme der Inseln, welche zum Theil recht gute Schinken liefern. Wird in Europa auch die Ziegenzucht von den christlichen Völkern mit großem Erfolge betrieben, da die herrliche Nahrung in den aromatischen Kräutern und Blumen mehr wie anderswo dieselbe bestärkt, so wird in Asien wenig Sorgfalt auf den Bestand der Stöcke gewandt, sondern man gewinnt Honig und Wachs gewöhnlich wild, aber in großer Menge. Die Hasen und Wildschweine Rumeliens lassen den besten europäischen den Rang ab. Wie beträchtlich ehemals die Hasenjagd war, zeigte die Ansfuhr der Hasenfelle von Salont nach Frankreich und Italien; allein seitdem die Bergbewohner, welche sich besonders der Jagd widmen, der neuen Conscriptio unterworfen sind, hat sich die Zahl der Jäger sehr vermindert, und mit ihnen der Ertrag der Jagd. Dazu kommt, daß ehemals alle griechische Bauern Gewerthe besaßen, ihnen aber seit dem Aufstand und der ihn begleitenden Entwaffnung jede Erbaubauß, Waffen zu tragen, verlag ist. Ueberdies nähren die Gebirge überall Hirsche und Rehe, aber der Osman ist ein zu bequemer Jäger. Darnach brummt auch noch der Bär und brult der Wolf, und der Fuchs und Luchs hält sein Lager von den Karpaten bis in das Despoten- und Stranfscha-Gebirge. — Unter dem Gestirni, um dessen Aufzitterung sich der Osman wenig kümmert, kommen die Hasanen nicht überall den böhmischen gleich, zumal werden die von Rumelien und in der Nähe Constantinopels ebenso wenig gepriesen, wie die Repböhner, allein Wachteln so rund wie dort und Hühner jeder Gattung in solcher Güte und Menge (erstere bedecken aus ihren Eiern im September große Strecken vorzüglich am Bospor) sucht man anderswo vergebens. Zu ihnen gesellt sich an der Donau der Reiher, und Schnepfen, Becassinen und Drosseln werden fast überall gesungen und geschossen. Asien hat in seinen südlichen Wüsten auch den Strauß und den kleinen Löwen, mehr aber als letztere sind die Heuschrecken gefürchtet, eine der schätlichsten Landplagen des Orients. Sie kommen im Frühling mit dem Wind, gewöhnlich aus Arabien in tiefen wottendähnlichen Schwärmen von vier bis sechs Stunden Länge und zwei bis drei Stunden Breite, verfliegen die Sonne und machen ein lächliches Geräusch. Wo sie sich niederlassen, liegen sie oft ellenhoch über einander, freffen alle Orthe ab und zehren mit Hinterlassung ihrer Eier und ihres Unraths weiter und meist gegen Norden, bis sie theils durch Vögel, theils durch das Meer ihren Untergang finden. Sogar auf den Inseln stellen sie sich ein, wenn auch nicht in solchen Massen. Erstoßt es an großen und kleinen Fischen nicht, und das Schomdrom, der Störpion und Schlangen sind nichts Seltnes. Die Schildkröten, aber nicht von großer Gattung, laufen überall herum, und Mücken und Wanzen sind außer und in den Häusern eine arge Plage. Gewöhnlich die vielen Arten landthiere recht schmackhafte Speisen, so werden doch diese Gerichte fast von denen überboten, welche die Meere,

Ströme und Flüsse gewöhren. Keine Stadt der Welt bietet hierin mehr als die Hauptstadt des türkischen Reichs. Der Bospor allein und ebenso der Hellespont, den schon Homer den Hesperiden nannte, gibt als den gewöhnlichsten Zugfluß den Stombez, eine Art Kalcrete, den Palamedes, eine Art von taufensörmigem Thonschiefer, Lika, eine andere Art Kalcrete, und vom Thonschiefer noch die Stauridia, ebenso Sardellen und den Nilufer, der im Herbst als Zugfluß gefangen wird; ferner den schiffsförmigen Tardot, und als den geschwächsten von allen Zugflüssen den Schwertschiefer. Außerdem sind immer zu haben die Kampcrete, der Kuche, der Seepau, in den Strömen der Häuser und Eide, der den Kaviar liefert, in der Donau Belse, außerdem überall Karpen, Korallen, Hechte und eine unendliche Menge anderer Arten von Fischen in Meeren und Seen. Von Allem ist noch der Delphin zu nennen, der sich bisweilen in ganzen Schwärmen, vorzüglich im Bosporus, zeigt. Auch die Seel- und kleinen Muscheltiere mangeln nicht. Die Austern sind groß, aber selbst die zu Constantinopel weniger schmackhaft als anderwärts. Dagegen werden die Seeläufe, die Seespinnen, die verschiedenen Arten Hummer, Krabben und Seehechte gesucht und gern genossen. Leichtfischelei gibt es gar nicht, und man bedarf auch derselben bei den fischreichen Meeren und Flüssen nicht, trotz dem, daß die christlichen Kaiser eine große Menge dieser erlaubten Speise im ganzen Reiche nöthig machen.

Welcher Gattung Steine, um zum Mineralreich überzugehen, die Feinsten der Gegend angehören, ist zum großen Theil bei der früheren Aufzählung der letztern angegeben worden. Alle Provinzen sind mehr oder weniger reich an Mineralien. Wie vieler sehr guter und feiner Arten Marmor gibt es nicht allein, deren ebenfalls schon gelegentlich gedacht wurde. Berühmt ist ferner die Siegelerte, terra sigillata, von Kimje, die für ein Mittel gegen Bunden, Wist und Schlangengisse gehalten und auf Rechnung des Sultans verkauft wird. Die Schiefersteine von Kirib sind die besten, und Quells, Stein- und Sersalz wird überall gewonnen. Pektin wird am Ufer des Meeres abgeschlammmt und reicht fast für den eigenen Verbrauch zu. In Anatolien geben die Salzberge von Afsat viel Steinsalz her, und außer dem bedeutenden Salze von Afsat finden sich in Erzerum und anderwärts Salzquellen. Der Meerkaum ist noch immer der alleinige Besitz von Anatolien. Vor Allem aber würde zu wünschen, daß der Bergbau mehr Aufnahme fände. Einige Hoffnung dazu gewährt die Nachricht, daß die Pforte um Sachverständige in Freiberg nachgesetzt haben soll. Welche Erze erbaute werden, läßt sich ermitteln, theilweise aber wie viel, und was gewonnen wird, wird nur durch sehr unvollkommene Mittel ohne weitere Anstrengung und große Sachkenntnis zu Tage gefördert. Kadna ist reich an Eisen, an Silber und vielleicht auch an Gold; erstere gräbt man, ohne die Spuren des letztern zu verfolgen. Eine bei Kressovo befindliche reichhaltige Quecksilbermine ruht ganz und das feinst durch seine Minen beneidete Atraken wird heutzu-

tage wenig mehr beachtet. Salonik hat in seinem Sande Silber- und Weimineralien, und auch bei Kossentil, bei Janopa, Sofia wird Blei, Kupfer, Eisen und Silber gegraben, allein die Hüttenwerke, Eisenschmelzen und Schmelzhütten stehen auf einem sehr geringen Grade der Vollkommenheit. In Aken geben zunächst die Ergruben von Kalkmanni Kupfer, Blei, Eisen, Silber und andere Metalle; allein eine unbedeutende Menge Kupfer kommt aus den Minen von Djabrtek und zum Theil aus Sinas. Sonst sind die bestbetriebsamen Silberbergwerke in Erzerum bei Uria und von Argana in Djabrtek. Maden ist eine ganz von Bergleuten und Metallarbeitern bewohnte Bergstadt. Außer den oben angezeigten Kupferminen baut man auf Eisen und etwas Silber und Gold. Die Bergwerke daiselbst haben zu ihrem Oberbeamten einen eigenen türkischen Pascha, unter dessen Verwaltung zum großen Theil Griechen die Eruben bearbeiten. Nähere Angaben über die Ausbeute an Schwefel, Salpeter, Kalkstein, Steinkohlen, Wolle- und Faserenerden, Gyps, Alabaster, Schiefer, Gneis oder Aephalit, Erdöl oder Naphta, Salze, Spiegelsand und die verschiedenen Arten Steine, Jasps, Aetysch, Carneol, Topas und andere gebören unter die Specialartikel, und wir fügen deshalb nur noch ein Wort von den Mineralquellen bei. Es gibt deren in Europa und Aken mehrere, die zum Theil anerkannte heilende Kraft besitzen. Das Baden und die Bäder sind überhaupt ein unentbehrliches Bedürfnis des Orients und der Osmanen insbesondere. Letztere nur etwas bedeutende Stadt hat öffentliche, oft sehr schön gebaute Bäder, und reiche Privatpersonen besitzen eigene in ihren Wohnungen. Dennoch haben mineralische Baderanstalten wie bei und nie allgemeinen Eingang gefunden, und eine Baderfassen kennt man nicht. Die ausgezeichnetsten Quellen der europäischen Halbinsel sind zu Indischigim im Sandtsch Wila, zu Kaskoi, zu warme Quellen sprudeln, zu Haidhos, wo schon der große Suleiman dieselben überbauen ließ, zu Sofia, wo die warmen Bäder des Mannes durch ein besonderes Haus von denen der Frauen geschieden sind, zu Kossentil, östlich am Rila-Gebirge, wo sich zwei heiße Quellen befinden, zu Berk und Piri-Pascha, ferner im Sandtsch Kossentil, das neben einer bedeutenden Anzahl Heilquellen auch Schwefelquellen besitzt, z. B. zu Kossentil, wo mehr als 20 Quellen mit Kuppen und kleineren Häusern überbaut sind und an andern Orten, zu Zimurhisar, zu Kissefak in Bosna, aus dessen Castrubrunnen alljährlich große Erdbeben ausbrechen, zu Bagura, Zara und anderwärts tingeben, zu Zimbalar, zu Trebischit, dessen heiße Quellen von Kranken mit Erfolg besucht werden, und an andern Orten. In Aken haben die Bäder von Zemi- und Kefir Kaplja bei Brusa große Berühmtheit erlangt, ferner die Jidsche oder Kaimarshif, zu Kissefak in Bosna, zu Kutubia, zu Bardschik, das außer warmen Bädern auch eine Naphtaquelle hat, zu Kisch in Anguria, zu Eoli, wo neben dem warmen Bad eine Quelle, die versiebert und eine andere, die Steine auflöst, sich befindet, zu Ismid, ferner südwestlich von Ismid, zu

Aschme, im Sandsthal Tarsus, das Harzquellen hat, in Begisch, wo sich Heilquellen finden, in der Nähe von Creli, wo die Quellen schöne Färbungen bilden. Auch das Paschalik Bagdad hat einige Naphtaquellen und auf der Insel Midilli fehlt es an mineralischen nicht.

Industrie. Der Kunstfleiß, die Fabriken, Manufacturen, Gewerbe und Handwerke gelten in der Türkei nur soviel, als das nächste Bedürfnis sie bedingt. Nur wenig Zweige haben trotz der außerordentlichen vorhandenen Mittel sich vorzugsweise auch im Ausland eine Anerkennung verschafft, die wir eine ausschließliche nennen müssen. Aber selbst diesen liegt weniger das Geheimniß der Kunst zum Grunde, als eine rein natürliche Bevorzugung des Osmänischen Himmels und Bodens. Doch müssen wir zugeben, daß viele Gegenstände unseres Luxus und bloßer Erfindung ohne grade großer Nützlichkeit daseißen, wenn auch gekannt, gleichwohl nicht gesucht werden, und das Leben einfach, die Pracht der Wohnungen, Paläste, Mosdeen und Häuser einförmig ist. Die Bedürfnisse, selbst so hochgestellt und kostbar als möglich, bewegen sich in einem engen, immer dasselbe verlangenden Kreise, und die gepriesene überschwengliche Pracht und Herrlichkeit des Orientalen besteht nur in gewissen kostbaren Artikeln, zu deren Anfertigung die Zeit auch die gewöhnliche Kunstfertigkeit an die Hand gegeben hat. Die innere Einrichtung eines Osmänischen selbst Reichthum verathendenden Hauses verlangt nur Bequemlichkeit und das was nach dem Sinne des Besizers dieselbe befördert, nicht aber eine Uebersülle von Geräthschaften, die das gesellschaftliche Leben des Abendlandes oder der Geschmaad, die Vorliebe und der Gang zu einem überverkauften Bettelster in Uebersiedlung neuer Formen oder im Besitze von Kostbarkeiten hervorgerufen hat. Allein zugegeben, daß Sitte und Gebrauch den Osmänen und die ihm untergebenen Völker des Bedarfs vieler und unentbehrlich gewordener Gegenstände überhebt, und daß der Kunstfleiß in den engen Schranken seiner Umgebung keine sonderliche Aufforderung zur Herstellung neuer Erzeugnisse findet, so fehlt es doch überhaupt an dem rechten Sinn und der schaffenden Kunstfertigkeit, welche die Bewohner des Abendlandes unter einander auch in Speculationen über ihre Grenzen hinaus wetteifern läßt. Wären diese Eigenschaften vorhanden, fänden sie in sich und außer sich die ihnen gebührende Achtung, fesselte der heilwunders Gebrauch, die Furcht und der Druck die freie Thätigkeit der gewerbetreibenden Classen nicht, käme den natürlichen Anlagen die Ausbildung zu Hülfe und ließe die ganze Erziehung einen höhern Aufschwung der Individualität hervorreten, es trübe vielleicht dennoch den Osmänen als Osmänen der Vorwurf der Gemüthlichkeit, der Geschmackslosigkeit und des Mangels an jenem feinen Gefühl, ohne welches Kunstfleiß schöpferisch nicht auftreten und sich Geltung verschaffen kann. Mit einem Worte, der Gedanke an das, was da ist und sein könnte, versteht auch hier den Beobachter in wehmüthige Stimmung und befördert die Erwöhung, in dem Vorhandenen wenigstens die nächsten Ansprüche be-

friedigt zu sehen, ohne Rücksicht darauf, welche geistige und materielle Vortheile ein erweiterter Blick gewähren müßte. Unter den am meisten betriebenen Zweigen der Industrie stehen unstreitig in Europa die Seiden- und Baumwollenspinnereien, die Wollenzug-, Seiden-, Zuch-, Linnen und Musselinwebereien, die Tabakspinnereien, Caffeinfabriken, Lebergärbereien, Rothgarbsfabriken, die Verfertigung von Teppichen, Kagen, Schabracken, Kupferwaaren, Eisen- und Stahlarbeiten, kupfernen Geschirren, Schiffsantern und Segeltüchern, Waffen, Ausrüstungsgegenständen, die Kattundruckereien, wollenen Decken, die Pulverfabriken und Salpetersiedereien oben an. Für jene zuerst genannten Gegenstände finden sich in allen größern Städten die nöthigen Vorrichtungen, und der Betrieb ist nicht unbedeutend; alles aber sind Artikel, die der innere Bedarf allein verlangt, während der Ueberschuß fast nur in rohem Zustande sich einen Weg ins Ausland gebahnt hat. Außerdem aber gibt es geschickte Gold- und Silberarbeiter und die nöthigen Handwerker überall, wo sich das Bedürfnis nach ihnen herausschält. Viele Arbeiten sind an gewisse Nationen gebunden, während der Döman gewöhnlich nur Kaffermäth, Sorbetverkäufer, Zuckerbäcker, Apotheker, Seiden Spinner, Kupfer- und Waffenschmied, Schlosser, Tischler, Drechsler, Bäcker, Schuhmacher und Wälder ist. — Aßen ist in den Erzeugnissen seines Kunstfleißes Europa sehr ähnlich, hat aber doch einige ihm eigenthümliche Artikel, zu denen der Stoff nirgends anders angetroffen wird. So liefert Anguri vermittelst seiner herrlichen Ziegenhaare die schönsten verschiedenfarbigen Kamelette, Kutahia Pfelstertücher, und in Kitisch bei Bursa graben fortwährend fast tausend Menschen nach Meerschaum. Isnik hat eine Fayencesabrik; in Ioburni werden Kämme und Köpfe, in Biletschik Sammet für die Polster, in Karakli Holz- und Hornwaaren, in Kaldestag berühmter schwarzer Filz, in Konia himmelblauer Caffein, in Aschke gute Kapeten, in Dajefid Zith und Kattun, in Trabesun Leinwand, deren Färbung allein gegen hundert Färbereien beschäftigt, in Damask die schönsten Alfassen, in Bagdad Gewebe von Florenseide und Sammet verfertigt. Unter den Inseln zeichnete sich sonst unstreitig Saki mit seiner Hauptstadt vortheilschaft durch seine Manufacturen aus, z. B. durch seine seidenen Trüger, Strümpfe, Wägen und sein Garn, durch Verfertigung von Lein; Midilli hat schöne Seifensiedereien, Cusum Adasi gute Zäpferwaaren, Batmos Baumwollenspinnwebereien, Rhodus Teppichfabriken, Kandia betreibt vor Allem das Kochen von Seife und Kibris die Verfertigung von Kattun, Zith, Gortuan und Zäpferwaaren, alle aber bleiben hinter dem Festland in Zubereitung der ihnen zur Kleidung, Wohnung und Schifffahrt nöthigen Bedürfnisse keineswegs zurück.

Handel und Schifffahrt. — Die Grundbedingungen eines vortheilhaftesten Verkehrs im Innern und nach Außen, leichte Transportmittel, bieten die Meere und einige Ströme, jene mehr als diese, dar. Die herrlichsten Häfen finden sich auf allen Küsten zerstreut, und der Schifffahrt fehlt es weder an Schiffsbaumaterialien

noch an künftiger Leitung. Allein der Binnenhandel entbehrt die guten Wege, an vielen Orten die nöthige Sicherheit und an Erleichterung durch das bestehende Finanzsystem. Außerdem stehen die einzelnen Nationen in den verschiedenen Provinzen sich zu fremd gegenüber, eine Vorsehrung für die Correspondenz ist erst im Werden, und jeder Pascha denkt nur an sich. Hier ist der Griech, Armenier und Jude der einzige Mittelsmann, und dieser spielt als Mäkler auch auf den da und dort bestehenden Märkten und Messen die Hauptrolle. Der Credit erhdit sich nur mühsam und der ohne Aufsicht stehende und freilich auch eher Verlaß als Gewinn versprechende Wucher, sobald er sich nicht baar entschädigt sieht, sowie der durch die unsichern Verhältnisse gesteigerte Zinsfuß, indem Capitalien noch überdies bei Verleihung durch Unterpfänder gesichert werden müssen, hemmen den freien Verkehr und lassen den inländischen Handel nie bedeutend werden. Allein auch auf den Seehandel verzichtet der Dnane für seine Person freiwillig, und überläßt den einheimischen oder fremden Nationen durch Zutritt in seinen Hafen allein den Vertrieb. Unter den Seehäfen, die den Handel vorzüglich in Händen haben, stehen Constantinopel, Salonik, Enos, Gallipoli und Varna, und in Asien Smyrna, Patras, Larabius und Akka, am schwarzen Meere Trabzon und Trebiz und für den perßischen Meerbusen die mit demselben durch den Schatt-el-arab in Verbindung stehenden innern Städte Bagdad und Basra oben an. Im Innern des Landes machen Galatz, Silistria, Sofia, Erzer, und in Asien Brusa, Angora, Konia, Haleh und Damask schöne Seehäfen. Um den Zustand des Seehandels von einer Stadt wenigstens näher kennen zu lernen, wollen wir Makedonien mit seiner Hafenstadt Salonik etwas näher ins Auge fassen. Die Ausfuhr der letztern mit einer Bevölkerung von etwa 40,000 Seelen, bestehend aus Türken, Griechen, Juden und etwa 100 Europäern, belief sich im J. 1833 auf 4,879,000 Fr., die Einfuhr auf 14 Millionen. Jene bestand hauptsächlich in Getreide (3 Mill. Fr.), Baumwolle (60,000 Fr.) Seide (207,000 Fr.), Bauholz (191,000 Fr.), Welle (103,000 Fr.), ist aber, wie schon diese Angaben andeuten, gar nicht mit dem frühern Umsatze zu vergleichen, der im Anfange dieses Jahrhunderts daseibst stattfand. Die Stadt hat den größten Theil ihr Handelsverloren, aus Ursachen, die auch auf die andern Seehäfen gleichmäßig Einfluß geübt haben. Die reichern größern griechischen Familien zogen sich zurück oder wanderten aus, und die Änderungen im Finanzsystem, die eine Menge der beschwerlichsten Aus- und Einfuhrzölle zur Folge hatten, drängten den Verkehr mit den innern Provinzen fast gänzlich zurück, indem sich diese jetzt mehr von der österreichischen Grenze her, von Durazzo und von anderwärts, wo keine Donanen bestanden, die europäischen und Colonialwaaren verschaffen, während ihre eigenen Producte durch Entbehrung, Monopole und willkürliche Abgaben an Menge abgenommen haben. Sogar die Seide ward Monopol, und die daseibst eingeführte piemontesische Methode des Seidenweidens und die im J. 1833 in Menge errichteten

Spinnmaschinen, die eine bedeutende Ausfuhr nach Frankreich und Italien bewirkten, haben über den Mißbrauch des Monopols den Sieg davon zu tragen nicht vermocht. Dazu kommt, daß keine Donanen im Innern angelegt sind, die den Verkehr erleichterten. — In Asien vermitteln den innern Verkehr vorzüglich die Karawanen, die ihre Waaren gewöhnlich in Häfen von drei Centnern verpacken. Die nöthigen nehmen ihren Zug über Ardebil nach Erzerum und Lefort, von da theils nach Ismid, theils über Angur nach Ismir und Brusa. Der südlüche Zug geht von Basra durch die Wüste nach Haileh und Mosul, ferner von Haleh nach Ägypten und von da zurück, und die große Pügerkarawane von Damaskus und Bagdad nach Mekka, aber so, daß der Handel einen Haupttheil ihrer Beschäftigungen ausmacht. Abgesehen aber davon, daß dieser Transport äußerst kostspielig und zeitraubend ist, geröthrt er auch geringe Sicherheit, da die räuberischen Horden weder Regierungsermane, noch das Eigenthumstrecht der Privatpersonen anerkennen. Den ausgebreitetsten Handel in Asien hat übrigens Smyrna (Ismir) in den Händen, wo auch alle bedeutendern europäischen Mächte Consulate unterhalten. Wie in Europa führen auch dort die griechischen, armenischen und jüdischen Kaufleute die asiatischen Producte zu, während die Europäer den überseeischen Handel vertreten. Der Austausch der Waaren beschränkt sich im Allgemeinen und hauptsächlich auf die oben genannten Erzeugnisse der Natur und der Industrie, zu denen Kaschmirhaare, Birgenhaare, Mastix, Knopprn, Feigen, Rosinen, Mandeln, Safran, medicinische und Färbekräuter, wohlriechende Harze und Wasser, Wachse, Oliven, Metalle, Perlen, Waffen (die damascener Klinge verlieren jedoch immer mehr an Werthe), Schießpulver in Europa und andere geringere Artikel kommen. Die Inseln sind vorzüglich an edeln Süßrüben und andern levantischen Producten reich, unter denen Zypern nicht vergessen werden darf. Allein auch die Einfuhrartikel sind überall nicht unbedeutend, und bedecken fast den Ueberschuß der einheimischen Production.

Münzen, Maße und Gewichte. — Die Münze, nach welcher im ganzen Osmanischen Reiche gerechnet wird, ist, wie z. B. bei den Franzosen der Frank, hier der Piaster, von denen 500 Stück einen Beutel ausmachen. Ist aber irgend etwas in der Türkei der Veränderung ausgesetzt gewesen, so ist es der Werth des Geldes. Außer Umlauf gesetzte Münzen wurden nach verändertem Münzfuß durch neue ersetzt oder verschlechtert, falsche eingeführt, dieselben darauf geregelt, wiederum verändert und unaussprechlich von Urhen an bis auf die neuesten Zeiten so verschoben geprägt, daß sich darüber eine ganze Abhandlung schreiben ließe. Das Münzhaus befindet sich im ersten Hofe des Serai zu Constantinopel und ist ein recht stattliches Gebäude. Sonst gab es auch deren mehr in den Provinzen, die aber zum Theil eingezogen sind, zum Theil nur ganz geringe Geisforten prägen. Sonst recht gewöhnliche Münzen waren die Solota oder Kettenthaler (piastre iselotos), nach dem polnischen Worte so genannt, die

aber nicht mehr geschlagen werden, aber noch in dem Werthe von 35 Para cursiren. Die heute zu Constantinopel geprägten Münzen sind nach von Hammer die folgenden, mit ihrem Werth in Conventionsmünzen zu dem Course von 294. Goldstücke von 40 Piafter (den Piafter zu 40 Para, den Para zu 3 Äscher) = 5 Fl. 26 Kr.; Goldstücke zu 20 Piafter = 2 Fl. 43 Kr.; zu 10 Piafter = 1 Fl. 21½ Kr.; Silbermünzen zu 5 Piafter = 40½ Kr.; zu 2½ Piafter = 20½ Kr.; 1 Piafter = 8½ Kr.; ½ Piafter = 4½ Kr.; ¼ Piafter = 2½ Kr.; 1 Para oder 3 Äscher = ¼ Kr. Im Umlauf, aber nur insgeheim, weil sie von der Regierung im Handel verboten sind, sind die folgenden: die Goldstücke Ainali, d. i. die Spiegelenden, Werth 44 Piafter, der doppelte Ainali = 88 Piafter; Rahmudije (Mahmoud d'or), einfache = 42½ Piafter; halbe Rahmudije = 21½ Piafter; Rahmudije Lunkulit (Hafensuß-Dukaten) = 24 Piafter; Istanbuli (constantinopolitanische Dukaten) = 19 Piafter, der halbe = 9½ Piafter, der Viertel = 4½ Piafter; Entikil (Zwölft. Piafterstück) = 12 Piafter; der halbe = 6 Piafter; der Viertel = 3 Piafter; Misfil, d. i. der ägyptische = 17 Piafter; der halbe = 8½ Piafter, der Viertel = 4½ Piafter; Sindisfil, d. i. Kettendukaten = 24 Piafter; Silbermünzen: Jüskil, d. i. Hunderter, vom Sultan Selim, = 9½ Piafter; Beschil, d. i. Fünfer, vom Sultan Rahmud im achten Jahre seiner Regierung geprägt, = 9 Piafter; Kälil, d. i. Zweier, = 8 Piafter. Die ägyptischen Goldmünzen, welche der Pascha von Ägypten im J. 1223 (1808) zu zehn Piafter ausprägen ließ, gelten heute nur 7½ Piafter; die tunisischen Dukaten, welche eine Drachme wiegen, 24 Piafter. Der venetianer Dukaten, welcher, weil er das feinste Gold zum Vergolden gibt, Zaidis, d. i. vergoldend, heißt, gilt 33 Piafter 10 Para, und ebenso viel die holländischen. Die kaiserlichen Thaler (zu 2 Fl. oder 1 Thlr. 8 Gr. schächsch) Kara-grusch, d. i. schwarze Piafter, = 14½ Piafter, die spanischen Thaler heißen Kial oder Diregli, d. i. die mit Säulen begabten, = 15½ Piafter; Arelangrusch, d. i. der Löwenpiafter, von den Venetianern sonst Löwenthaler genannt, ist der gewöhnliche Piafter von 40 Para. So fand der Course von Constantinopel am 31. Oct. 1829, sieben Monate später (10. Jun. 1830) war der Course auf 309 verschlimmert, und folglich das halbe Rahmudije weicher Sorte nicht mehr 21½, sondern 22½ Piafter (7½ Franken) werth. Vermöge neuerer Bestimmungen des Münzfußes (Osmanische Staatseigenschaft Nr. 67, vom 23. Sept. 1833) gilt der Dukaten (Chairije) 20, der halbe Chairije 10 Piafter. Der Dukaten Hundul zu einer Drachme 32, der halbe 16, der Viertel Hundul (Rubi) zu 4 Karat 8 Piafter; der Dukaten (Jilamboli) 24, der halbe zu 6 Karat 12, der Viertel zu 3 Karat 6 Piafter; der Dukaten Kumi 48, der halbe 24; der alte Kumi 56, der neue Atil 15, der alte Adil 16½ Piafter; der ägyptische Dukaten (Err mahdub) zu 12 Karat, 20 Piafter 10 Para, der halbe zu 6 Karat 15 Piafter 5 Para, der Viertel zu 3 Karat 5 Piafter; endlich der Dukaten Kirfil Chairije zu 40 Piafter. Dem-

nach cursiren ohne die Unterabtheilung en7 verschiedene inländische Dukaten. — Das türkische Maß wird nach den Graden des Äquators berechnet, deren jeder in 60 Miglien, jede Miglie in 1000 Kurabichen eingetheilt wird; jeder Kurabich hat 24 Elle (Arshin), jede Arschin 2 Schub, jeder Schub 12 Boll, jeder Boll 10 Linien; 6 türkische Schub sind 7 französischen gleich. — Von türkischen Reilen Verri gehen 66⅔ auf einen Grad, der Lu. Fuß = 12 Boll, ein Kilot von Constantinopel sonst = 1787 pariser Kubitzoll, an Gewichte 22 Oka, und das Flüssigkeitsmaß Alm = 264 pariser Kubitzoll. — Was endlich das Gewicht betrifft, so wird die Oka zu Constantinopel nach von Hammer zu 400 Dirhem (درهم Drachmen) oder 48 Unzen gerech-

net, so daß die Unze 8½ Dirhem beträgt. Nach dem gewöhnlichen Apothekergewichte hat die Unze 2 Loth, das Loth 4 Oka, und folglich das Apothekersfund zu 24 Loth 96 Drachmen, das Pfund zu 32 Loth aber 128 Drachmen, und der Course stand im August 1831 zu 340.

Geistige Cultur. — Die Schulen der Türkei theilen sich wie überall in höhere und niedere. Die letztern sind recht eigentlich Elementarschulen und heißen Mektek (مكتب), d. h. eigentlich ein Ort, wo geschrieben wird. Sie gehören zu irgend einer Moschee (eigentlich Medschid, مسجد, Ort der Anbetung), und stehen den Knaben aller dinstigen Familien offen. Diese lernen aber hier auch fast nichts als das Euz Ba, d. h. das A B C, die Kaitia oder die erste Stufe des Koran, welche die Stelle unfers Vaterunfers vertritt, etwas lesen und schreiben, und werden mit den einfachsten Lehren der Religion und den Anfangsgründen der türkischen Sprache bekannt gemacht. Die Schüler, deren jede Anstalt eine gewisse Anzahl aufnimmt, erhalten auf Kosten der Moschee Unterhalt und Wohnung, und die Lehrer, Rhodfcha (روادف), verlangen nichts von den Eltern, die ihnen nur freiwillige Beweise ihrer Dankbarkeit an den Tag legen. Die Speiseshäuser an den Moscheen heißen Imaret und werden alle durch fromme Stiftungen erhalten. — Von größerer Bedeutung sind die Collegien oder Medrese (مدريسة, Pl. مدراس Medaris), d. i. hohe Schulen, von denen die erste des Osmanischen Reiches zu Rika von Urban 1330 angelegt wurde (ein Verzeichniß der constantinopolitanischen s. in von Hammers Geschichte des Osmanischen Reiches IX, 145). Ursprünglich waren diese vom Anbinger des Islams an nur für den Unterricht in der Theologie und dem Rechte bestimmt, und der jedesmalige Stifter einer Moschee machte es sich zur Pflicht, derselben eine solche höhere Lehranstalt oder mehrere (an einigen kaiserlichen befinden sich sogar vier) beizufügen und sie zu dotiren. Sie nahmen später alle wissenschaftlichen Gegenstände in ihren Kreis auf, bis der erstaltete Ciger sie wieder zu ihrer frühern Bestimmung zurückführte. Der

Unterricht hat eine gewisse Methode zu befolgen, der zufolge die Grammatik, Syntax, Logik, Moral nach anthropologischen Werken, die Rhetorik, Theologie mit Metaphysik und Scholastik, Philosophie, die Rechtswissenschaft, der Koran mit der Koranergese und die mündlichen Überlieferungen des Propheten zu durchlaufen sind. Allen diesen Lehrgegenständen werden als kanonisch anerkannte Lehrbücher zu Grunde gelegt, und heutzutage gewöhnlich von den Lehrern oder Professoren (Muderris) den Studierenden (Talibun) nur frühere Werke commentirt. Bei einigen Moscheen befindet sich auch noch ein besonderes Gebäude zum Studium der Medicin, die aber jetzt größtentheils von Nichtosmanen ausgeübt wird, ferner Überlieferungserschulen (دار الحديث), welche Hürsäle zu Vorlesungen über die große Überlieferungssammlung Bucharis oder andere Traditionswerke enthalten. Theils sind sie großen Moscheen angehängt, theils als besondere Gebäude aufgeführt. Öfters wohnen in Constantinopel die Sultane in eigener Person bei, um zum Studium dieser zweiten Wissenschaft nach dem Koran zu ermuntern. Endlich gibt es auch noch besondere Koranstieferschulen (دار التفسير),

indem die Regeln, den Koran mit den gebräuchlichen Pausen, Betonungen u. s. w. zu lesen, eine eigene Wissenschaft, über die zahlreiche ausführliche Werke vorhanden sind, ausmachen. Auch sie machen entweder einen Theil der größten Moscheen aus, oder sind besonders gestiftet. Die Zöglinge, auch Sotfa von dem verdorbenen Suchte (سوخده), d. i. ein Verbrannter, ein Leidender (aus Liebe zur Wissenschaft), oder Murid, d. i. der Vollende, der Aspirant, oder Muid, d. i. der Repetirende, und Darnischmend, d. i. Student, genannt, wohnen in Zellen einzeln oder mehrer zusammen, und treiben ihre Studien allein oder gemeinschaftlich. Vorzüglich plagt sie die Schwierigkeit der arabischen Sprache, deren Kenntniß ihnen allein das Verständniß der alten Werke über die ihnen unentbehrlichen Wissenschaften möglich macht. Auch die verschiedenen Arten Schriftzüge, deren jeder zu verschiedenen Gegenständen angewandt wird, sind nicht ganz ausgeschlossen, aber nur die eigentlichen Schreiber lernen sie alle schreiben, und eine kunstvolle Schrift wird ebenso hoch geschätzt, als bei uns ein schönes Gemälde. Dagegen müssen alle Zöglinge die Koranstiefkunst eifrig treiben, und jede Stelle gelegentlich aussprechen lernen. Alle andere Wissenschaften, zu deren Studium sich Einzelne berufen fühlen, wie Mathematik, Astronomie, Physik, Dichtkunst, Philologie, wobei aber nicht an Lateinisch und Griechisch zu denken ist, Geschichte, Geographie u. s. w. gelten in diesen Schulen nur als Nebendinge, und können, da sie höchst selten als Zweck betrachtet werden, nicht auf Fortschritte und Erweiterung rechnen. Auch gehen aus diesen Collegien nur die Scherifs, Imams, die Muderrisse, Kabi und andere Unterbeamte hervor, während die höhern Stellen und Würden nur von den vornehmsten Familien der Ulema

eingenommen werden, die ihre Söhne, ebenso wie andere wohlhabende Bürger, im eigenen Hause unterweisen lassen. Die sich den Staatsgeschäften widmen, studiren vorzüglich Geschichte und Philosophie neben Politik, den Regierungsgrundsätzen und der Verfassung. Doch lassen sie es auch hierin mehr auf die Praxis als auf die Theorie ankommen, und der Glaube, daß mit dem Amt auch der Verstand komme, ist bisweilen vorherrschend. Wie es bei solchen Ansichten mit der Wissenschaft als Wissenschaft stehen müsse, läßt sich bei dem weniger reglamen Thun und dem Mangel an äußerer Aufsehung um so leichter denken. Niemandem fällt es ein, eine wissenschaftliche Reise zu unternehmen, oder überhaupt zu reisen, um etwas Anderes zu sehen oder zu erfahren als das, was zu Hause ist; nur erst der jetzt regierende Sultan läßt junge Krieger im Ausland eine Schule machen. Abscheu gegen fremde Sprachen, eine Menge Vorurtheile, Liebe für das Herkömmliche, willkürlicher Wechsel in Befetzung der Ämter und vor Allem die Furcht vor Neuerungen hinderte bisher mächtig das Aufkeimen irgend einer wissenschaftlichen Blüthe. Die Literatur blieb ebenfalls bis auf neuere Geschichte, Abfassung der Reichsgesetze, die Dichtkunst, Stylistik, Geographie und Encyclopädiß von den frühern Werken der Araber und Perser abhängig, obwohl eine Menge Schriftsteller sich einen Namen gemacht haben. Was in der Dichtkunst geliehen, werden wir sehr bald durch eine Geschichte derselben von Joseph von Hammer erfahren, und man könnte wol von einer türkischen Literatur und ihrer Geschichte überhaupt sprechen. Auch läßt die jetzige Regierung die Eröffnung mancher neuen Anstalt hoffen, da das wissenschaftliche europäische Übergewicht von ihr anerkannt ist, und die Ubergewichtung sich immer geltender macht, daß das Bestehen alter Form in der Zeit keinen Anhalt mehr findet. Vorzüglich haben die Kriegskunde und die Wissenschaften, welche die Verwaltung des Staates betreffen, in der jüngsten Periode bedeutende Fortschritte gemacht, während freilich die europäische Civilisation mit Rücksicht auf den Zustand der sonstigen geistigen Cultur verabschiedet muß. Größere Ausbreitung der Buchdruckerkunst, die, obwohl schon durch die Juden und Armenier frühzeitig eingebracht (s. Art. Orientalische Literatur und Sitten), doch erst seit dem J. 1728 unter Sultan Ahmed III., durch den Renegaten Ibrahim Efendi auch bei der Pforte Eingang fand, und die türkische Presse unter mancherlei Unterbrechungen und Schicksalen bis jetzt in Bewegung setzte, würde, ließen Setzwerk den allgemeinen Gebrauch zu, eben solche Wunder thun, wie sie im Abendland in dem geistigen Verfall hervorbringen. Von einem Buchhandel kann mithin ebenfalls die Rede nicht sein, wie wir uns denselben denken. Buchläden gibt es zwar in allen größten Städten, allein ihr Vorrath ist unbedeutend und enthält weniger wissenschaftliche Werke. Überdies besteht auch ein Hausstand damit. Auch ist der Werth der Bücher, da sie, mit Ausnahme der dundert durch die Buchdruckerlei zugänglicher gewordenen, nur geschrieben vorhanden sind, bedeutend und, da ohne Bestellung die Copisten sich nur mit

den gesuchten Kritiken beschäftigen, die Auswahl gering. Alle Werke macht nur der Zufall käuflich und mit ihrer Seltenheit auch theurer. Wäre mehr Geschmac und echt wissenschaftlicher Sinn herrschend, so würde es auch an den Hilfsmitteln nicht fehlen, wie früher bei den Arabern unter gleichen Verhältnissen es nicht fehlte. Von Museen, Cabineten, Sternwarten, Kunstsammlungen und andern gelehrten Hilfsmitteln und wissenschaftlichen Apparaten findet sich in der Türkei ebenfalls keine Spur, nur Bibliotheken (s. das Verzeichniß derselben zu Constantinopel, vierzig an der Zahl, in von Hammer's Geschichte des Osmanischen Reichs IX, 169.), sind vorhanden, deren Bänderzahl aber mit unsern öffentlichen und Privatbibliotheken sich gar nicht vergleichen läßt. Diese Kitab-Khane sind ebenfalls ein integrierender Theil der größern Moscheen, und werden mit diesen zugleich gestiftet. Allein aus abgesonderte Bibliotheken gibt es, die dem öffentlichen Gebrauch offen stehen, wenigstens in Constantinopel. Keine aber, wenn sie gute Manuscripte enthält, zählt mehr als 2000 Nummern (s. d. Art. Orient. Stud. und Lit.), obwohl sich auch von gegenwärtigen Sammlungen Angaben von 5000 finden. Alle Bücher, in rothen, grünen, schwarzen Maroquin oder auch in natürlichen Leder gebunden, befinden sich in einem ledernen Futteral, aus welchem sich, wie auf dem Schilde des Buches selbst, der Titel des Werkes befindet. Sie liegen über einander in Schränken, die mit Spiegelglas oder Bitterwerf versehen sind. Alle diese Bibliotheken können an Ort und Stelle mit Ausnahme des Dinstags und Freitags an jedem Tage benutzt werden. Privatsammlungen kommen gewöhnlich als Vermächtnisse nach dem Tode des Besitzers an die Moscheen, und auch das Serei hat seine besondern Bibliotheken. Religiöser Eifer und eine Art gelehrter Affectation erhalten so wenigstens einen Bücherverkehr, der sonst nur spärlich gehandhabt wird. Der größte Vorath derselben findet sich natürlich in der Hauptstadt, aber auch die andern größern Städte, in denen einige Gelehrsamkeit ihren Sitz hat, bieten ähnliche Schätze dar, die von den Europäern noch einer größern Aufmerksamkeit gewürdigt werden sollten.

Eigentlichen Kunstgeschmack hat der Osmane nicht, weshalb auch kein künstlerisches Talent hervorragt. Gemälde mögen sie nicht, und was sie sonst für Malereien haben, wie die in Manuscripten befindlichen Portraits der Sultane, steht auf gar keiner Stufe von Kunstfertigkeit. Architektur und Bildhauerkunst wissen sie ebenso wenig zu schätzen, daß sie vielmehr, was sie in dieser Beziehung vorhanden, eher zerstören als zu erhalten suchen, und die Einfachheit ihrer Gebäude, geht sie in Pracht über, vertieft sich in Schnörkeln, Kuppeln und sonst lahlen Structuren. Auch die Chormusik, selbst die der ehemaligen Janitscharen, ist mehr betäubend, als wohlthörend, und hört man leichte und gefällige Melodien, so geht ihnen doch Harmonie und der gehörige Rhythmus ab. Feinerungsgeschick liebt der Osmane wie der Griechen die Musik leidenschaftlich, allein mit geringen Ausnahmen jüngerer Personen weniger in den eigenen

Familien als an andern. Die Theorie derselben ist ihnen nicht ganz fremd, und sie folgen in ihr mehr den Persern als den Arabern. Nach ihrer Art haben sie ausgezeichnete Tonkünstler, nur läßt die Unvollkommenheit der Instrumente die ganze Ausbildung ihrer Kunst nicht zu. Gewöhnlich wird das Spiel mit Sclange begleitet, und beides gelobt und belohnt. Vergänglich hebt man vortheilhaft hervor, daß sie die Gesänge auf das Innigste auszudrücken verstehen, wie sie überhaupt lebhaften Gesang nicht gern haben. Ihre Compositionen werden aus dem Kopfe gemacht und sie lernen alles, was sie spielen und singen, auswendig. Vom Fürsten Kanemir erhielten sie Noten, die aus Buchstaben und Zahlen bestanden, allein ihr Gebrauch ist nicht von großem Umfange. Die neueste Zeit wird aber auch hierin vieles ändern, da französische Militärmusik und Geschmac am Schauspiel Eingang gefunden hat.

Auch die andern im Osmanischen Reich befindlichen Nationen, mit Ausnahme der Griechen, stehen auf einer niedrigen Stufe geistiger Ausbildung, da sie zum großen Theil schon von Natur wenig Reizung dazu haben. Die Bildungsanstalten für das Volk sind im Allgemeinen jämmerlich, und Gelehrsamkeit hat in einem gewissen Sinne nur in Klöstern ihren Sitz. Die höhere Geistlichkeit ist allein im Besitze derselben, vorzüglich bei den Armeniern, und nur der den Griechen angedernte Geist hat dieses Volk vor Stumpfheit und Unempfindlichkeit bewahrt. Die klassischen Völkerschaften wissen von einer zu bestehenden Schule fast gar nichts, und obwohl körperlich fleißig erwarten sie noch immer eine geistige Entwicklung, da sie von Natur durchaus nicht verwahrloset sind, und eine regelmäßige Erziehung sie allmählig aus ihrem Schlaf erwecken könnte. Um so mehr muß gerühmt werden, daß durch das besondere Verdienst des Fürsten Nilofsch die Servier wenigstens in einige geistige Nahrung mit dem civilisirten Europa gesetzt worden sind. Er veranstaltete eine Niederlassung, ließ einzelne seltene Köpfe aus benachbarten Universitäten ausbilden, legte kleinere Schulen im eigenen Land an, baute verfallene Kirchen wieder auf, und verbündete so wenigstens das gänzliche Versinken seines Volkes in geistige Untätigkeit, obwohl das, was er bisher thun konnte, nur erst ein schwacher Anfang ist. — Eine natürliche Folge von jenem Zustand ist, daß es auch unter den Völkern an den Mitteln des geistigen Verkehrs, an Büchern, fehlt, da man weder fremde, noch einheimische Literatur kennt.

Gebränge überlickt der Osmanischen Staatsverfassung und Staatsverwaltung. — Der Sitz der türkischen Regierung und diese selbst ist uns allgemein unter dem Namen „der Osmanischen oder Ottomanischen Pforte“ bekannt, und es ist deshalb nöthig, und vor Allem werth über den Begriff dieses Ausdrucks nach seinem Ursprung und seiner Anwendung zu verhandeln. Schon unter den byzantinischen Kaisern bildete den Eingang zu dem großen Palast in Byzanz, dem eigentlichen Sitze des Kaisers, der sehr wohl von der großen Menge anderer Paläste, die zusammen das kaiserliche Schloß ausmachten, unterschieden werden muß,

ein ehernes Thor (*Xalki*), das als besonderes Gebäude saß an derselben Stelle, wo jetzt das Babi Düm ajun (s. d. Art.), d. i. das kaiserliche Hauptthor, sich befindet, ein Thorpalast mit ehernem Dache für sich war. Ihn ließ der Kaiser Anasias nach Verwüstung der Bulgaren im J. 497 bauen, und nach dem Brande, der eine Folge des Aufbruchs der grünen Krennpartei war, zwei Jahre darauf wieder herstellen. Unter Justinian (527—567) dem Orthodoxen brannte er abermals ab, wurde aber auch in neuer Pracht und Herrlichkeit im J. 538 wieder aufgeführt. Das Gewölbe mit acht Kuppeln schmückten Mosaikegemälde, die sich auf die Siege Belisars bezogen. Außerdem zierten ihn vergoldete, eherner und marmorne Statuen von Kaisern, Kaiserinnen, des Heilandes und Belisars. Allein das frühere wechselvolle Schicksal suchte auch ferner das eherner Gebäude heilen. Basilus der Makedonier (867—886) stellte es daher wieder her, und verlegte in dasselbe eine Gerichtsstelle, die des Kaisers Anst. Konstantin VII. „edwürdiger als das Gericht des Arespagus und der Helasten zu Athen“ nennt. So erhielt also das kaiserliche Thor die Bestimmung, die es seit den frühesten Zeiten im persischen Reich gehabt hatte. Auch im bekräftigten Alterthume gaben das Thor und die daranstoßenden freien Plätze die gewöhnlichen Versammlungsorte (*dywaa*) ab, nicht allein zur gesellschaftlichen Unterhaltung und zur Verkürzung der Langeweile durch den Anblick der Vorübergehenden, sondern auch zu den öffentlichen Gerichtsverhandlungen. (Gen. 23, 10, 18; Sachar. 8, 16; Amos 5, 10, 12, 15 n.) Nur waren dieses Stadthore, nicht Thore der königlichen Paläste. Allein auch das Palastthor der persischen Königsburg wird z. B. Daniel 2, 49; Esther 2, 19, 21. erwähnt, und beim Xenophon kommt *ἐν ταῖς θύραις τοῦ βασιλέως* (z. B. Anab. I, 9, 3; II, 4, 4; Cyrop. VIII, 1, 33; 8, 13; vergl. Elmac. Hist. Sarac. p. 120.) d. i. *aula regia*, oft genug vor, daher auch die Praefectur oder die königliche Pforte, d. i. Burg, eines der angesehensten Ämter war. Genug, daß die Streitigkeiten an den Thoren und zwar gewöhnlich des Morgens vorgetragen und entschieden wurden. Allein auch die römischen Procuratoren hielten in ihrem Palaste Gericht (Wallb. 27, 27; Apoll. geogr. 23, 35; 24, 1 n.), und nach Höft (Nachrichten von Maroko und Jes. S. 239) begibt sich noch jetzt bei den Maurern zur Anbringung von Klagen und ihrer Entscheidung der *Kaid* (قائد) oder Gouverneur als erste Instanz gewisse Stunden des Tages an das Thor der Stadt, theils der frischen Luft wegen, theils um alle Eins- und Ausgehenden zu sehen, und endlich, um auch einer Gewohnheit zu folgen, die lange im Gebrauche gewesen ist. Das Thor ist zugleich darnach eingerichtet, indem es wie eine viereckige Kammer mit zwei Thoren gebaut ist, die nicht grade vor einander, sondern auf zwei bei einander befindlichen Seiten sind, und da auf den andern zwei Seiten eine Einrichtung mit Bänken gemacht ist.“ Was hier der *Kaid* (Alcalde) thut und that, thaten die persischen Könige an dem Thor ihres Palastes. Sie sprachen

Recht, von ihren Großen umgeben, die ihnen das Thor, d. h. den Hof, machten. In Gestalt eines griechischen *II* (ἡλύμ), wie von Hammer (Konstant. und der Bosphor. I, 224.) bemerkt, umgeben auch die Großwärtenträger den byzantinischen Kaiser. Zu diesem ihrem Gerichtshof im Portenpalaste kam später der Kerkar, und so diente der Eingang des Palastes auch zur Verkürzung des Rechtes. Noch heutzutage, wenn nicht die neuesten Veränderungen dazwischen getreten, wohnt unter dem zweiten Thore des Serail der Fensler, als Vorgesetzter des von der hohen Pforte ausgeprochenen Urtheils. Allein jetzt spricht nicht mehr gleich den persischen Königen der Vorgesetzter der Sultan unter seiner hohen und erhabenen kaiserlichen Pforte das Recht; dieser Ausdruck begreift vielmehr nur den Sitz des Cabinets, der Regierung des Kaiserreichs oder der Diamantkammer. Dieser aber befindet sich im Ministerium des Großwesirs, des *Akes* in Allem im Osmanischen Reich, mit Ausschluß der Ämter des Befehls, welchen der *Kust* präsidiert. Der Großwesir ist, wie sein Name bezeichnet, der erste Träger (وزير) *Bajulo* des Reichs, der Major domus oder Emir

der Emire, der die ganze vollständige Gewalt in seinen Händen hat. Seine Wohnung ist somit die hohe Pforte, die sich zur kaiserlichen verhält, wie der Großwesir selbst zum Kaiser; sein Palast ist der Trug des besten, was sonst unter dem Thore geschah, der Staatsverwaltung in fast allen Zweigen. Noch jetzt nennt überdies das Volk jeden Palast eines Gefanten, eines Pascha, die Pforte. Wird aber in Konstantinopel die Pforte ohne jeden Zusatz schlechtthin genannt, so versteht man darunter jedesmal den Palast des Großwesirs oder die Staatskammer. Überhaupt aber sind die Benennungen des Staatsgebäudes von den Theilen eines Hauses oder Zeltes hergenommen, und die einzelnen Theile deuten nämlich die verschiedenen Zweige der Staatsregierung an. Den Vergleich aber hier durchzuführen, würde ein zu entlegener Aetweg sein, und auch die folgenden Bemerkungen schränken wir auf den Zustand der Dinge von heute ein. Daß dieser ein neuer und ein allerneuester sei, liegt schon in der Benennung der neuen Staatseinrichtungen, nämlich *Risali* *idheri*, d. i. neue Anordnung, neue Ordnung, welche Sultan Selim III. begann, der Sultan Mahmud aber durch fortwährende Veränderungen zu einer allernuewen erhob. Es beruht aber das Staatsgebäude auf den Vorschriften der Religionsgesetze, des bestimmten Erbthums und der willkürlichen Anordnungen (*Kanon*) des jezeitigen Pashasch und seiner Diamantkammer. Was Selim III. vor 40 Jahren neu zu ordnen suchte, darsuf nur das Kriegswesen und das Finanzsystem; dem Sultan Mahmud dagegen war es vorbehalten, durch Vernichtung des alten Neuerungen, seien sie gut oder schlecht, gewaltsam hemmenben *Janissarenthum* jene Anfänge zu verfolgen und alle Zweige der Verwaltung in den Kreis seiner neuen Einrichtungen hineinzuwickeln. Dadurch ward die zweite und dritte Grundseife des Staatsgebäudes erschüttert, die erste, als von dem Körper der Umma getragen, ließ er, bis

ber im Wesentlichen unberührt, und letztere Maßregel vor Allem begünstigte seine Reformen. Unter allen Würden und Ämtern nämlich stehen die des Gesetzes am höchsten repräsentirt durch den Rusti und dessen Unterbeamten. Diese bilden in ihrer Gemeinschaft recht eigentlich die Muhammedanische Hierarchie des Osmanischen Reiches, und der Rusti (مفتي), d. i. der die Fetwa, d. i. entscheidenden Rechtsantworten, ausstellt, auch Scheich-el-islam (شيخ الاسلام), der im Muhammedanischen

Glauben Ergrazte, genannt, ist ebenso der Vertreter des Sultan in geistlichen, wie der Großwesir in weltlichen Dingen; denn da der Sultan auch zugleich Kalif, d. h. Stellvertreter der Nachfolger des Propheten in Beschützung des Islams religiös und politisch ist, also ebenso die höchste Würde des Priestertums als die Rechte der höchsten Staatsgewalt vertreten muß, so bedarf er für die Öffentlichkeit in beiderlei Beziehung wiederum einen Stellvertreter seiner doppelten Hoheit. Der Titel Sultan zeigt nur die weltliche Macht an, sowie das Wort Emir, während Imam die geistliche andeutet.

Der Osmanische Staat ist eine absolute Monarchie, die von einer Vertretung des Volks selbst der Idee nach nichts weiß. Der Sultan ist Padiſchah in unumschränktem Sinne, während der Herrscher von Persien nur Schah ist. Er erkennt nichts Höheres über sich, selbst das Gesetz muß oft seinem Willen weichen, und er übt das Recht über Leben und Tod seiner Unterthanen durch bloßes Geheiß. Die Übersetzung der seidenen Schnur, die selbst der höchste seiner Beamten küssen muß, reicht zur Vollstreckung des Todesurtheils zu. Der Thron vererbt jetzt auf den ältesten Sohn, sonst auch gewöhnlich auf das älteste Glied der Familie, und hatte der neue Herrscher Bräuer, so ließ er diese seit Muhammed IV. in den Pränzenläden sperren, oder, konnte er mütterliche Rücksichtswegen hoffen, oder waren bereits eigene Söhne da, gar umbringen, von welchem Kanun, wäre der Fall jetzt da, Mahmud wahrscheinlich keine Anwendung mehr machen würde. Furcht vor Herrschaft der kaiserlichen Prinzen gab diese durch den Vorgang früherer asiatischer Despotie entzündliche grausame Maßregel einer despotischen Gewalt her. Die Einsetzung auf den Thron im Serai ist jedesmal schon erfolgt, ehe noch das Volk die Kunde von dem Tode des vorhergehenden Sultan erhält, und der neue Herrscher zeigt sich erst öffentlich, wenn er zum Freitagsgebet in die Moschee reitet. Die Krönung nach europäischer Sitte vertritt die Schwertumkehrung in der Moschee Gub in der Vorstadt Ejub (d. i. Hiob). Die ihren Namen von dem Fahnenträger des Propheten hat, der bei der dritten Belagerung Konstantinopels durch die Araber gefallen, und dessen Grab von den Dönanen an der Stelle, wo jetzt die von Muhammed II. im J. 1453 erbaute Moschee steht, bei der Eroberung der Hauptstadt aufgefunden worden sein soll. Gewöhnlich geschieht diese Säkularisierung, bei welcher der Padiſchah die Aufrechterhaltung des Islams gelobt, am dritten Tag, oft aber

auch später. Veränderungen in dem Personale der Behörden sind die gewöhnlichen Folgen der neuen Thronbesteigung. Der Sultan selbst wechselt seinen Aufenthalt zwischen dem Sommer- und Winterpalästen nach den verschiedenen Jahreszeiten, erscheint aber mit Ausnahme der Freitagsgebetszeit sonst wenig unter dem Volk, und gewöhnlich nur bei außerordentlichen Vorfällen, z. B. bei Ausstellungen, bei einem Waide, wenn ein Schiff vom Stapel gelassen wird; doch nähert sich Mahmud auch in diesen Ausnahmen immer mehr dem civilisirten Europa. Vermöge seiner Stellung wären die Geschäfte des Schattens Gottes, der Pforte der Gerechtigkeit, der glänzenden Sonne und welches die Titel sonst sind, die der Sultan führt, unendlich, allein gewöhnlich nimmt er nur als unsichtbarer Zeuge an den Staatsverhandlungen des Divan hinter dem goldenen Sitter Antheil. Außerdem handelt der Großwesir in seinem Namen, und stellt die Fermane (Befehle) aus, während die unmittelbaren kaiserlichen Decrete mit dem Namen Ghatti scharif, d. i. die edle Schrift, bezeichnet werden. Früher nämlich, wo die Sultane noch nicht schreiben konnten, war der Ausdruck der Hand des Sultans in Zinte, wie bei den alten Aufschreibern der Abdruck des Degenknopfs in Wachs, das eigentliche Ghatti scharif. Später schrieben zwar die Sultane (und der jetzige sogar recht schön), allein fast so wenig, daß die eigenhändigenzüge derselben an der Spitze der Verträge und Cabinetsschriften gewöhnlich nur aus einer Zeile oder ein Paar Worten bestehen. Eigentliche kaiserliche Handschriften sind also eine seltene Erscheinung. Der Nischandschibashi drückt das Siegel des Großherrn vor, und unbegrenzt ist die Furcht, die einem solchen Handschreiben, z. B. bei erfolgter Thronbestätigung, erwiesen wird. Die sämmtlichen Minister gehen ihm mit dem Großwesir bis zur Hälfte des Saales entgegen. Gewöhnlich aber wird nur die Angbra, d. i. der einer Hand ähnliche verschlungene Namenzug des Sultans, durch die Geheßen des Nischandschibashi der Stirn der Befehle, Aufträge und Diplome vorgebracht, nachdem schon der Durchreiber der Geschäfteaufsätze, der Staatsreferendar und der Staatskassier (Kazi) ihre Bestätigungsgelichen beigefügt haben. Das Reichswappen ist der Halbmond, den schon Urkan aus Silber in den blutrothen Fahnen strahlen ließ. In diesem Zeichen waren den Dönanen die Seidchusen und die persischen Khodroen vorangegangen, welche letztere ihm zum Verkleinern ihrer Herrschaft über Sonne und Mond die Sonne beifügten. Jede größere türkische Münze gibt übrigens ein Bild jener Angbra; von einem sonstigen Reichsiegel ist aber die Rede nicht. Bei jeder neuen Thronbesteigung werden vier kaiserliche Siegel neu gegossen, das eine viereckig, was der Sultan bedäht, die andern drei rund für den Großwesir, die Oberhofmeisterin und den Vorkeser der ersten Kammer des Serai. Das jetzt gewöhnliche Organ des Großherrn zur Mittheilung seiner Befehle an das Volk bildet die Dömanische Staatsgehung, unter dem Titel „Bergehenheitstafeln (تعليم الوقاي)“, die erst vor zwei Jahren zu erscheinen angefangen haben

und nicht mit dem *Montieur Ottoman*, oder der französischen Zeitung zu Constantinopel, vernichtet werden dürfen. Jene enthalten alle Veränderungen ausführlich, der *Montieur* dieselben nur im Auszuge. Zur Eingabe von *Rittschristen* oder *Befehlsurkunden* werden die *Freitage* benutzt, wo der Sultan nach besuchter Moschee in einem Kaffeehaus eine halbe Stunde sich hinsetzt. Auch hat der jetzt regierende Sultan eine Art *Appellations-Tribunal* an seine Person eingeführt, das seit längerer Zeit in Vergessenheit gerathen war. Sonst drückt man sich bei Ausprüchen, wo *Cassation* stattfinden kann, auf das *Tribunal des Großwesirs*, und eine Durchsicht derselben findet nur dann statt, wenn man an den Sultan appellirt. Auch versammelt der Großwesir auf Befehl des Sultans den *Staatsrath* (*Divan*), der ohne Unterschied bald an der Pforte, bald im *Serai* abgehalten wird, und aus den Ministern und Großbeamten des Reichs zusammengesetzt ist.

Die besondere Kasse des Sultans oder seine Civilliste ist verhältnißmäßig reichlicher ausgestattet, als die Staatskasse, obwohl über jene eine vollständige Ansicht nicht zu Tage liegt. Ihre hauptsächlichsten Quellen fließen aus der Vertheilung der *Paschalik's*, die, da alle Jahre nach dem Beirathesfest eine Vertheilungskasse erscheint, bedeutende Summen abwirft; ferner aus dem Rechte der Erbfolge, welches darin besteht, daß der Sultan natürlicher Erbe seiner Staatsbeamten ist, und also deren Vermögen nach ihrem natürlichen oder unnatürlichen Tod einzieht. Der Tribut der *Moldau* und *Wallachei*, die unzähligen *Geschenke*, welche die Großen dem Sultan bei verschiedenen Gelegenheiten machen müssen, und mancher andere Canal, dessen Schläufen zwar die Zuflüsse ein-, aber nicht wieder herauslassen, vermehren jene persönlichen Einkünfte, ohne daß die vom Sultan zu machenden Zahlungen ihm sehr zur Last fallen, vielmehr durch andere Mittel gedeckt werden.

Eine eigentliche *Haremablin* hat der Sultan nicht, dagegen ein ausgelesenes *Harem*, in das nie eine freigebohrne *Martin* aufgenommen werden darf. Das Staatsgesetz verlangt nämlich, daß der Sultan sich nie mit Töchtern einflußreicher Familien vermähle, damit nicht durch dieselben in der Folge Ansprüche auf den Thron erhoben werden können. Christinnen mag er ehelichen, nicht aber fremde Prinzessinnen, oder die freien Töchter des Landes. Seine *Haremablin* soll Sklavin sein, in früher Jugend dem Schoß ihrer Familie entzissen, ohne jeden Schutz und alle Verbindung, sowie der Sultan selbst Sohn einer Sklavin, damit er um so richtigerlos herrschen könne. Wird eine Sklav'n seines *Harems* Mutter des Thronfolgers, so heißt sie *Paschi*, und genießt besondere Ehre; und bezieht ihr Sohn den Thron, so wird sie *Sultanin Walide* oder *Sultanin-Mutter*, und dadurch die mächtigste Frau im ganzen Reiche. Sie darf mit bloßem Gesicht erscheinen, und es liegt mehr als ein Beispiel von der Macht und dem Einflusse vor, den diese *Sultaninnen* auf den Staatsrath und die gesammte Staatsregierung übten. Die unbegrenzte Achtung, die

ihr der Sultan erweist, beruht auf dem Gebote des *Koran*, Ehrfurcht gegen die Ältern zu beweisen. — Die Zahl der in das *Harem* aufzunehmenden Sklavinnen (s. später) ist unbefimmt, jedermann aber aus der kaiserlichen Familie und unter den Großen des Reichs bemüht sich, dem Sultan die schönsten schiereffischen, georgischen und mingrelischen *Idaliken* zuzuführen. Sie bilden zusammen einen Staat im Staate, dessen Regiment oft über die Mauern des *Serai* hinaus unsichtbare Nacht geübt hat. Die Erziehung der Prinzen gebört der Mutter in der frühesten Zeit, allein Sultan *Mahmud* läßt seinen Söhnen mehr lernen, als die Geschichte seines Volkes und den *Koran* lesen. Sie genießen eine mehr prinzipielle Erziehung, die sie für ihre künftige Stellung vorbereitet, und größere Freiheiten als seit *Muhammad IV.* ein Prinz genoß. Die Schwwestern des Kaisers und seine eigenen Töchter werden an die Großen des Reichs vermählt, sowie es der Herrscher will, allein diese kaiserliche Gnade ist für Schwäger und Schwiegerohn weniger eine Gnade als eine der sogenannten süßen Lasten. — Die ihnen als Töchter für die ganze Häuslichkeit der drückendsten Beschränkungen auslegen, welche selbst durch Heirathenfall des Vermögens noch bis über den Tod hinaus fortbauern.

Das Verhältniß des Volkes dem Herrscher gegenüber ist das der Sklaven zu ihrem Herrn, der unumschränkte Gewalt über dasselbe übt; befehlungsgeacht steht der *Dhämne* fern da, weil er sich nicht als Sklaven des Herrschers, wie die, welche er den *Pöbel* des *Serai* nennt. Überhaupt nimmt der ganz blinde Ehrfurcht immer mehr ab, und der Sultan vermag ohne Murren sein unbegrenztes Recht über Leben und Eigentum nur an seinen Beamten, die es mit der Administration zu thun haben, zu üben, und der gemeine Haufe hat nichts gegen ihre Hinrichtungen, sieht sie vielmehr gern; dagegen würde er nicht gleichgültig bleiben, wollte der Sultan weiter gehen und sich grundlos oder aus geringen Ursachen an dem Vermögen und Leben der Privatpersonen vergreifen. Das Volk bleibt somit immer eine selbständige Macht, die bebautom behandelt und am wenigsten in *Bourgeoisien* gekränkt sein will. *Mahmud II.* weiß auch in dieser Beziehung richtigen Takt zu halten, und macht er auf der einen Seite streng über seinen *Divan* und beschränkt dessen Macht immer mehr, so sucht er auf der andern durch allmähliches *Bewandelschreiten* die Masse an die Reformen zu gewöhnen, ohne ihren *Volksstümlichkeiten* Hohn zu sprechen. Er ist *Selbstherrschler*, wie irgend einer seiner Vorfahren, dabei aber auch eifrig in der Beobachtung der kirchlichen Vorschriften und treu den Gesetzen seines Volkes. Willen auch die *Ulema* einen bestimmten Stand für sich, zu dessen niederm Grade jedoch die Söhne anderer Familien nach ihrem Verdienste gern Zugang finden, so kennen doch die *Dhämnen* eine Rangordnung der Stände nicht, zumal seit *Mahmud* die Erblichkeit der *Paschas* und *Agas* aufhob. Die Söhne solcher Häuser vermögen nur durch persönliche Eigenschaften sich die Stellen ihrer Väter zu erringen, da sie eben weder Erben des väterlichen Eigenthums sind, noch

eine Anwartschaft auf Bevorzugung genießen. Doch muß hier auf die Scherifen, d. i. Väter, welche auch Emire heißen und an deren Spitze der Kalk-elschraf, besonders aufmerksam gemacht werden, da sie mehrere ausschließliche vom Sultan und dem Volk anerkannte Vorzüge genießen. Diesen Namen führen nämlich diejenigen, welche sich als Abkömmlinge Muhammeds durch die Fatima rechtfertigen zu können glauben. Ihre Anzahl im Osmanischen Reich ist nicht unbedeutend, sie finden sich unter allen Ständen, unter den höchsten wie unter den niedrigsten, und scheiden sich dadurch von den übrigen Osmanen aus, daß sie einen grünen Leibend um den Kopf zu winden das Recht haben, was selbst der Sultan als nicht aus dem Hause Muhammeds stammend, obwohl durch das Ketwa dazu berechtigt, nur bei großen Feierlichkeiten zu thun sich erlaubt. Zu jenem Vorzuge gelangt der Emir ebenso durch väterliche wie durch mütterliche Abstammung, und wer durch beide Altern sein Geschlecht auf den Propheten zurückführt, genießt um so größere Ehren. Jede einem solchen Glücklichen zugefügte Beleidigung wird für weniger verzeihlich gehalten als jede andere, und versäuft derselbe dennoch durch sein Betragen nach der Beflimmung des Kalk einer körperlichen Strafe, so wird ihm während der Vollziehung die grüne Kopfbinde abgenommen. Gelangene Scherifen zu Richterstellen oder erscheinen sie vor Gerichte, so werden sie allemal zuerst gehört. Gehören sie zum Stande der Ulema, so dürfen sie nie ihre Kopfbedeckung ablegen. Vor allen andern hochgestellt ist endlich das vom Sultan gewöhnlich aus den Großen des Reichs gewählte Oberhaupt derselben, der Kalk-elschraf, der überall den Vortritt hat, die Bewachung der vom Propheten vorhandenen Reliquien im Seral übernimmt, den unumschränkten Oberbefehl über alle Emire ausübt und allein die gegen dieselben ausgesprochenen Strafen in Vollziehung zu setzen das Recht hat.

Eine fernere Bevorzugung, die jeden Osmanen über die andern Unterthanen erhebt, besteht in dem Lebenssystem. Es gründet sich letzteres auf die militairischen Einrichtungen, welche Murad I. um 1375 vornahm, als er den ersten Winter in seiner neuen Residenz Adrianopel zubrachte. Diese Lehen betrafen aber nur die Sipahi oder Reiter, und zerfielen in große (Elamet) und in kleine (Zimar) Lehen, und wurden als die Belohnungen für die gemachten Eroberungen an die Kämpfer verliehen. Sie bestanden aber in Anweisung von Ländereien, die je mehr erobert wurde, oder desto mehr sich vergrößerten. Zu Folge dieser Lehen machten sich die, welche sie erhielten, verbindlich, eine Anzahl Reiter zu unterhalten im Verhältniß zu der Größe und den Einkünften des Lebens und sich an die Spitze derselben zu stellen, sobald der erste Befehl sie unter die Fahnen rief. Diese Befestigungen nun waren lebenslänglich und erbten von dem Vater auf den Sohn. Auch hielten diese Belohnungen, so lange der Sultan seinen Nachbarn sich fürchtbar machte, ihre Verbindlichkeiten, allein mit der Schwäche der Regenten vergaßen sie dieselben immer mehr in dem Bewußtsein, daß man sie zur Erfüllung der Bedingun-

gen des Besitzes nicht zwingen könne. Die durch diesen Mißbrauch hervorgerufenen unglücklichen Verhältnisse für Thron und Reich wurden noch dadurch vermehrt, daß diese Lehen durch Übertragung auf einzelne Personen zusammengehaßt wurden, und diese wiederum eine noch größere Unabhängigkeit dadurch erlangten, oder daß jene häufig an Leute kamen, die mit dem Kriegswesen gar nichts zu thun hatten. Selim III. wollte durch seine Erneuerung des Grundgesetzes die Lebensbesitzer wieder zu dem machen, was sie ursprünglich waren, und die Güter der Widertensfligen für Rechnung des Staates verwalten, allein er war nicht im Stande, den dadurch erregten Sturm zu beschwören, und es entstanden neben den alten neue Mißbräuche. Wie bedeutend aber die Lehen waren, zeigt sich darin, daß ihre Besitzer außer andern Beiträgen 50,000 Reiter stellen konnten und sollten. Mohand dagegen hat sogar schon den Namen Sipahi abgeschafft; dennoch ist das Lebenswesen fortwährend bößlich drückend und laßt bitter auf dem Volke. Der Dömane kann sein Feld ohne Furcht und Bedrückungen bestellen, der Nichtosmane muß täglich den Pasha und seine Beamten fürchten und verliert gewöhnlich die Frucht seiner Ernte. Dazu kommt der unglückliche Druck durch die großen Pächter, und die Art und Weise, wie man den Tribut eintrifft, indem die Ländereien denselben den größten Theil in natura bezahlen. Zur Zeit der Ernte verbreiten sich überall die Steuereintreiber, zählen die Garben, schätzen die muthmaßliche Weinstock nach den Trauben am Stoc, tariren hoch und erheben nun die Abgaben. So verschwand schon vielfach der Weinstock, die Einwohner verließen aus Verzweiflung ihre Dörfer und beschleunigten die Flucht, man habe nur den Schnten erheben. Andere theuerste Producte, wie Seide, Tabak, Baumwolle, sind nach schon gemachter Bemerkung monopolisirt; oder wird die Abgabe in Geld erhoben, so verachtigt sie der fremde Kaufmann. Die Häuser zahlen dagegen nur einen geringen Bodenzins, und obwohl das Gesetz auch jene Abgaben nur höchst mäßig ansetzt, so werden sie doch durch die Art der Erhebung die drückendste Last, und der Reichthum zieht dennoch sehr geringen Vortheil davon. Hagrigere Pächter, die mit dem Pasha und seinen Beamten den Raub theilen, haben eine unumschränkte Gewalt, dazu kommen die drückenden Durchgangsgeld, und an manchen Orten zahlte sogar der Pasha an die Pächter eine Summe und treibt alldann den Wiri für seine Rechnung ein. Das Gesetz geht so unter der Nacht unter, und überdies können nur Muhammedaner die Erhebung der Abgaben meistbietend pachten. Außerdem werden bei jeder Gelegenheit, bei Erneuerungen von Privilegien, bei Feierlichkeiten, die Feste verlangen, und stets wenn ein schändlicher, ein geldend gemacht werden kann, Beiträge veranlaßt, also ist auch die Kopfsteuer (Kharab) an Gefellen, in verpachtet, welche außer ihrem Gewinn an die Minister, Hofbeamten, Geschäftsführer Jahrgeldern zahlen und Ehrenschenke machen müssen, die alle das Volk bezahlen muß. — Außer den Lebensbesitzern aber sind die größten Grund- und Ver-

mögensbesitzer die Moscheen und Schulen durch die Baff oder Bakuf, d. h. fromme Stiftungen. Sie sind dreierlei Art, die der Moscheen, welche die eigentlichen Reichthümer ausmachen, die öffentlichen zum Unterhalte der Armen und zum allgemeinen Besten überhaupt, und die herkömmlichen, die von den Moscheen gleichsam zu Lehn geben. Sie bilden zusammen einen großen Theil des öffentlichen Vermögens, und da keine Moschee je etwas veräußert, vielmehr jährlich ihr Eigenthum durch neue Stiftungen und durch ihre Capitalen vergrößert, so hat man schon geglaubt, das ihr Vermögen alles Andere verschlingen möchte. Allein es geht wieder zum Vortheile des gesellschaftlichen Lebens und der Bürger auf, und alle öffentliche Wohlthätigkeitsanstalten werden nur durch diese Stiftungen erhalten. Sehr oft ist auch ihr Vermächtniß nicht ein Zeichen der Frömmigkeit, sondern um sein Vermögen dem Erbschaftsrechte des Sultans zu entziehen, vermachte es der Sultan durch Baff der Sache Gottes. Die kaiserlichen Baff wurden früher verpacket, dann administriert, und jetzt theilen sich die Mutterwölfe und der Generallauffer (Nafir نظر)

aller kaiserlichen Moscheen, das Oberhaupt der schwarzen Verschnittenen, in die zu erlangenden Vortheile. Die von Unterthanen errichteten Baff werden verpacket und der Pacht gewöhnlich alle vier Jahre erneuert. Selbst Häuser, Todtenäcker, Brücken, Brunnen, gehören den Vermächtnissen und frommen Stiftungen an. Auch ist das Gesetzbuch der Baff vielleicht das vollkommenste, welches die Türkei hat, und es gewährt nicht nur Schutz gegen die Gewaltthätigkeiten der Regierung, sondern auch, da die Moscheen aus ihren Ersparnissen eine Art Leihbauher errichtet haben, gegen alle lässigen und drückenden Käufe. Der freie Besitz, das freie Eigenthum heißt Wulf (Wulf), und besteht größtentheils in Ländereien der von den Geschäften entferntesten Privatpersonen und der mächtigen Vasallen. Allein auch die Staatseinkünfte, die in mehre Loose (Malkane ملاكان) getheilt sind, werden vermittlest einer Abtretung des Nießbrauchs jedes Loose, das an den Nießbietenden veräußert wird, Privateigenthum, und zahlt der Ersterer von der Kaufsumme jährlich seine zehn Procent an den Viel fort, so genießt er dieses Eigenthum, dessen Einkommen auf der Grundsteuer, dem Ertrage der Kammergüter und andern Einkünften beruht, seine ganze Lebenszeit. — Von den Moschonen, zu denen auch der Getreidehandel gehört, ohne daß er dem Staatsschatz etwas einbringt, ist schon oben bei den Producten gelegentlich gesprochen worden.

Nun noch ein Wort von dem Verhältnisse der übrigen Nationen zu den Osmanen und der Regierung. Dieses sind die Herrscher und jenes die Beherrschten, was schon die Menge Vorrechte, die den Muhammedanern zustehen, nur zu deutlich beweisen. Auch wird die willkürliche Gewalt vorzüglich durch die Verschiedenheit der jüdischpflichtigen Nationen aufrecht erhalten. Auf diesen ruhet sie beinahe ganz, während der Osmane vergleichungsweise sich ihr rechtlich und widerrechtlich viel-

sach entzieht. Dazu kommt, daß das Interesse, die Religion, die Abkunft und Sprache jene verschiedenen Völker nicht mit einander verbindet und ihnen alle Einheit fehlt, die den Druck des Joches erleichtern könnte. Für Alles, was sie thun und treiben, zahlen sie nicht nur ihre schwere Kopf- und Erwerbssteuer, die ihnen vorgeblich den Schutz der Gelege verschafft, sondern sie sind auch noch der drückendsten und demüthigsten Behandlung der herrschenden Nation ausgelegt. Den gerechten Beschwerden hilft nur wieder das Geld ab, wenn nicht irgend ein auswärtiger Gefandter oder Consul vermittelst dazwischen tritt. Die entferntern Völkerrstaaten, wie die Montenegroirer und Serbier, haben dagegen mit gewohnter Hand sich eine größere Selbständigkeit unter fremdem Schutze zu verschaffen gewußt. Mosch, von den Eingebornen zum erblichen Fürsten erhoben, weil seine innere Gewalt zu bewahren wissen, obgleich dieselbe nicht bekräftigt oder gestützt ist. Auch sind die beiden Schuländer, die Moldau und Walach (obwohl sonst wegen ihres Verhältnisses von unserer Darstellung ganz ausgeschlossen), im Besitze ihrer eigenen Verfassung und Verwaltung; dessenungeachtet aber ist ihre Unabhängigkeit und Nationalität selbst durch den Friedenstractat zwischen Rußland und der Pforte zu Adrianopel (14. Sept. 1829) nicht functionirt, und auch die Separatate erkennt jene nicht an. Der Art. V. desselben sagt ausdrücklich: „Da sich die Fürstenthümer Moldau und Walach in Folge einer Capitulation unter die Superiorität der hohen Pforte gestellt haben, und Rußland sich für ihren Wohlstand verbürgt hat, so wird festgesetzt, daß sie alle Privilegien und Freiheiten, welche ihnen entweder durch ihre Capitulationen oder durch die zwischen den beiden Reichen geschlossenen Tractate oder durch die zu verschiedenen Zeiten erlassenen Schatzkammerer eingedrückt worden sind, behalten sollen. Demzufolge werden sie der freien Ausübung ihres Cultus, einer vollkommenen Sicherheit, einer unabhängigen Rationaladministration und einer vollen Handelsfreiheit genießen. Die Zusatzclauseln zu den früheren Stipulationen, welche für notwendig erachtet wurden, um diesen beiden Provinzen den Genuß ihrer Rechte zu sichern, sind in der beiliegenden Separatate enthalten, welche ein integrierender Theil des gegenwärtigen Tractats ist und als solcher betrachtet werden soll.“

Die der Staatsverwaltung angehörigen Ministerien und ihre Beamten zerfallen in fünf Abtheilungen: 1) In die Wissenschaftlichen Ämter (Menasibi ilimiyه مناصب علمیه), d. i. in die Würden und Ämter des Richters- und Lehrstuhls; 2) in die Ämter der Feder (Menasibi kalemiye مناصب قلمیه), d. i. die Ämter der Pforte, des Großwesirs und des Defterdars, des Diwans und der Kammer; 3) in die militärischen Ämter (Menasibi sefiye مناصب سیه), d. i. die des Heeres und der Flotte; 4) in die Hof- oder inneren Ämter (Menasibi kassa مناصب خده), d. i. die Ämter des Serai und des Harem; 5) in die Statthalter-

(Hofsten (Ejalat عیالات). S. v. Hammers Ersch. X. S. 696.

I. Die Würden und Ämter des Richters und Lehrstundes, oder des Gesezes. An der Spitze dieses Departements steht der Rusti. Anfanglich vertrat der Kadi oder Richter von Konstantinopel diese Hauptperson und Murad I. gab ihm den Titel Kadiaskler, d. h. Richter der Armee. Muhammed II. setzte dagegen zwei Oberrichter gleichen Ranges ein, die Suleiman I. dem Rusti in der Hauptstadt die höchste Würde und den Vorrang im Körper der Rechtsgelehrten einräumte, und dadurch die etwas außerordentliche Stellung der früheren Oberrichter zu ihrer ursprünglichen Bestimmung zurückführte. Die Rustis in den Provinzen sind an Rang und Ansehen nicht einmal Schattenbilder des Großmufti der Residenz, sondern sie führen nur diesen Namen, weil sie entscheidende Rechtsgelehrte sind. Jenes Oberhaupt der ganzen Osmanischen Geistlichkeit, der Ulema, d. i. der Gelehrten (der Religion und des Gesezes) verrichtet als Schiich-elislam seine eigentlichen priesterlichen Geschäfte nur bei der Person des Großherrn, von dem er seine Beziehung mit einem Aboelpeize von weißem Tuch im Serai empfängt. Er umgürtet, unterstützt vom Großwesir und dem Raski-efschraf, den neuen Sultan mit dem Schwert, und verrichtet als Imam bei dem Tode desselben das Leichengebet und das Gebet Zelkin in der Begräbniskapelle. Zu Gerichte sitzt er bei außerordentlichen Fällen nur auf befondern Befehl des Sultans, vor sein Forum aber gehört Alles, was die Geseze angeht, sowohl in Sachen der Religion und Lehre, als der bürgerlichen Regierung, des Staats- und des Kriegswesens. Sein Ansehen ist also nach dem Sultan das höchste im ganzen Staat und er geniest auch eine dieser seiner Würde gemäße Achtung. Er beantwortet alle Fragen sowohl über das Staats- als das Privatrecht, und bespricht sich bei neuen wichtigen Fällen mit den Obersten seiner Ulema. Es ist Staatspolitisch, um sich gegen alle unangenehme Folgen zu sichern, ihn zu hören und sein Fetwa einzuholen. Aber auch jeder Privatmann sucht bei Gewissensscrupeln und bürgerlichen Streitigkeiten seinen entscheidenden Auspruch, und um diese ungetrübte, täglich sich ergebende und zu entlebende Masse von Materialien zu beherrschen, stehen ihm als unmittelbare Unterbeamten zur Seite: 1) der Schiich-elislam Kiofsi als sein Stellvertreter im Politischen und Diplomatischen und als Verwalter der der Aufsicht des Rusti anvertrauten Kirchengüter (Wakf); 2) der Leichischich, sein Geschäftsführer oder Agent an der Pforte, der täglich an die andern Ministerien zu berichten hat; 3) der Rektorsbuchi oder sein Kanzler, der die Ausfertigung der Diplome, Befehlungen, Aufschreiben u. zu besorgen hat, und 4) der Fetwa Emini, oder Director der Kanzlei, in welcher die Fetwa redigirt werden. — Die der höchsten Würde des Gesezes zunächst folgenden Gesezwürden des ersten Ranges sind folgende sechs: 1) der Sadri Kum (obee Kadiaskler von Rumelien), d. i. Oberlandrichter, der dem ersten Gerichtshof im Reiche präsidiert, und fast

alle bürgerliche und Criminalsachen vor seine Instanz zieht; 2) der Sadai Anatoli (oder Kadiaskler Anatoliens), dessen Gerichtshof für den zweiten im Reiche gilt, aber nur in den auf ausdrücklichen Befehl der Regierung an ihn verwiesenen Rechtssachen richten darf. Beide Oberlandrichter haben sechs Beamte, die mit den einzelnen Zweigen der Geschäftsführung beauftragt sind; 3) der Iskandol Kadih oder Iskandol Efenbisi, der gewöhnliche Richter von Konstantinopel, der zugleich Stabsbeamter und gewissermaßen politizistischer Person ist. Der Handel, die Manufakturen und die Lebensmittel stehen unter seiner Aufsicht, und er leitet diese durch drei unmittelbare Stellvertreter in den Magazinen und in der Bewachung des Gewichts, Maßes und der Marktpreise; 4) die Paramein Mollalari oder die Molla oder Richter der beiden heiligen Städte Mekka und Medina, die einander völlig gleich stehen; 5) Hilali edeb Mollalari, d. i. die Molla oder Richter der vier zunächst größten Städte: Adrianopel, Brusa, Damasus und Kahira. Ihre Stellung unter einander ist völlig gleich; 6) die Maresch Mollalari, d. i. die Molla des Austrittes, nämlich aus den untern und des Eintrittes in die höhern Stellen. Zu ihnen gehören die Richter von Salata, Scutai und Ejud, den drei Vorstädten Konstantinopels, von Jerusalem, Smyrna, Halep, Jemischehr, Salonik, der Raski-efschraf, der Lehrer des Sultans und der Prinzen, der Leibarzt des Sultans und des Serai, der Hofastrolog, der erste und zweite Hofkaplan des Serai. Alle diese Inhaber der genannten Stellen können nach und nach zu den vorher genannten höhern Würden gelangen. Die genannten Richter bilden 17 Gerichtshöfe und sie alle zusammen mit dem Rusti an der Spitze die eigentliche Hierarchie oder das Corps der Ulema in seinem ersten Stande. Sie werden sämmtlich unter der kaiserlichen Genehmigung von dem Rusti jezt nur auf ein Jahr ernannt und gewöhnlich mit dem Monate Moharemm gewechselt; höchst selten läßt sie der Rusti einige Monate länger von einer und derselben Person verwalten, und niemand erblt dieselbe Richterstelle zweimal, mit Ausnahme des Sadri Kum, was einer aller drei, vier oder fünf Jahre wieder werden kann. Ferner sind alle diese höchsten Stellen nur den angesehensten Familien der Ulema vorbehalten, und Geburt und Wundt steigt in ihrer Befestigung oft über Verdienst und Alter. Ist schon die Ehre in der Würge Muderis oder Kandidaten dieses Standes, der selbst in den neuesten Zeiten mitten unter allen Veränderungen ebenfalls derselbe geblieben ist. Das Verdienst des Muderis ist aber folgendes: Hat der Student die vorgeschriebenen Zweige seiner Wissenschaft durchlaufen und in den Prüfungen bestanden, so wird er Mulsim, Kandidat oder Adjunkt, und schließt sich an irgend einen angesehenen Gesezgelehrten, vermöge eines Kandidatenbriefes aus der Kanzlei des Rusti, an. Ist die Kandidatenzeit vorüber, so erhält der Einzelne eine Anstellung in der untersten Classe der Muderis an den Muderren, und muß (s. v. Hammer a. a. D. S. 709) zehn Stufen durchlaufen, ehe er in die Laufbahn der Molla oder Richter, die jene Ge-

schwörden des ersten Ranges ausmachen, eintreten kann. — Neben den Professoren gibt es nun, wie schon oben erwähnt ward, noch die Khodschas oder Lehrer der ALG-Schulen, und die Khodschas der Pforte, die den Kanzleibeamten in der Grammatik, Gymnologie, Sontar, Lehre von der Anordnung der Rede, von der Einleitung der Rede, Tropik (die drei Wissensschaften der Rhetorik), Metrik, Reimlehre, der Lehre von der poetischen Erfindung, der Briefstellkunst, der Lehre von der Abweichung aller Epöthieren von dem Koran, der Kalligraphie, Anthologie und Geschichte Unterricht erteilen müssen.

Zu den Geschwörden des zweiten Ranges (Mansabî bewijje مناصب بوجیه) gehören die Richterstellen der zehn Städte Mersasch, Bagdad, Bochnasera, Sofia, Belgrad, Aintab, Kutahje, Konja, Philippopolis, Diarbekir, und zu den Geschwörden des dritten Ranges die fünf Stellen der Muselisch oder Inquisitoren a) der unmittelbar unter dem Rusti, b) der unmittelbar unter dem Großwesir, c) der unmittelbar unter dem Kilaraga stehenden Klasse der beiden heiligen Städte. Diese drei befinden sich zu Konstantinopel und werden von dem Rusti ernannt; der Kilaraga aber ernannt d) den Inquisitor der Wasse von Adrianopel und e) den Inquisitor der Wasse von Brusa. Auch gehören dem Kilaraga als letzter Instanz allein die Prozesse über die Erbschaft aller Sklaven, die im Harem des Sultans gerichtlich haben und außer dem Serai sterben, an. Die Richter des zweiten Ranges wechseln ebenfalls alljährlich, können aber ein Jahr um das andere ihre Stellen be sitzen, und bringen die Zeit ihrer Vacanz wie die des ersten Ranges doch ohne Genuß gleicher Ehre in der Hauptstadt zu. — Die Geschwörden des vierten Ranges sind die Kadhi oder gewöhnlichen Richter der kleinen Städte. Sie zerfallen in die drei Classen der Richter: 1) Kumili's, 2) Anatoli's und 3) Ägyptens, und jede derselben hat wieder besondere Classen, und zwar die Richter Kumili's neun, sonst mit 197 Kadhis, die Anatoli's zehn und die Ägyptens sechs. Allein neue Veränderungen haben in diese Gerichtsbarkeiten auch eine etwas veränderte Anordnung gebracht, so daß die Gerichtsbarkeiten Kumili's, welche von Hammer (IX, 10 fg.) anführt, zusammen 248 Ämter enthalten. Diese Departements haben, die europäischen unter dem Sadri Rum, die asiatischen und ägyptischen unter dem Sadri Anatoli. Wie geht ein Richter aus einem Departement in das andere über, alle sängen mit den untern Stellen an und steigen stufenweise, so daß jede Stelle nur achtzehn Monate lang von ihnen verwaltet wird. Alle Anstellungen erfolgen durch den Sadri Rum und Sadri Anatoli. Außerdem haben die Richter noch ihre Stellvertreter (Nakib), die in fünf Classen als Unterrichter fungiren, und richterliche Geschäfte nur erst nach erhaltener Bestätigung durch die beiden Oberlandsrichter vollziehen dürfen.

Der Stand der eigentlichen gottesdienstlichen Personen oder der Diener der Religion besteht aus den Schichs, Khatibs, Imams, Muslins und Kadjims. Die Schichs sind die gewöhnlichen Prediger der Moscheen,

die nach dem Mittagsgottesdienste Freitags predigen müssen. Die Khatibs haben bei dem feierlichen Freitagsgebete die Khatibet oder Kibritie für den Sultan zu verrichten, die Imams haben den Gesandtschaftsreis der Diakonen, sind Vorber der Namaz, und assistiren bei den Beschneidungen, Verheirathungen und Begräbnissen, die Muslins besorgen das Ausruhen der Gebetszeit von den Minarets, und die Kadjims sind die Aufwarter, Wächter und Bedienten der Moscheen. — Von den Mönchen oder Derwischen war bereits oben die Rede.

II. Die Ämter der Heber, d. i. die Ämter der Pforte, des Großwesirs und des Desterdars, also des Divans und der Kammer, oder kürzer die Ministerien des Innern, des Außern und der Finanzen. Der Mittelpunkt der Gesamtregierung im Osmanischen Reich ist die Pforte oder der Großwesir, der Inhaber der ausgedehnten Machtvollkommenheit, deren Zeichen das Siegel des Großherrn, mit dessen Namenszuge, in seiner Hand ist. Er ist mithin der wahre Herrscher, wenn nicht der Sultan selbst sich an die Spitze der Geschäfte stellen will. Unter Mahmud II., der persönlich alle wichtigen Angelegenheiten besorgt und beschließt, ist natürlich sein Einfluß unsichtbar geringer, sichtbar aber vertritt er überall den Willen seines Herrn und Gebieters. Er ist Stellvertreter seiner Macht, dictirt und fertigt die kaiserlichen Befehle aus, schließt Krieg und Frieden, vergibt die Staatsalterskosten, und steht mit unumschränkter Gewalt an der Spitze der Ämter, wenn ein Feldzug eröffnet wird und der Sultan nicht in eigener Person beschließen will. Dann begleiten ihn alle Ämter und ihre Kanzleien, während ein Kaimakam oder Stellvertreter in der Residenz alle Hülle, die nicht zur Kenntniß des im Felde stehenden Großwesirs gelangen können, mit gleicher Machtvollkommenheit entscheidet. Erscheint der Großwesir öffentlich, so werden ihm drei Kosscheweis vorangetragen, dessen Anzahl hängt seine ganze Größe nur von dem Belieben des Sultans ab, und oft wird er das Opfer der Intriguen des Harems. Die Sultanan Waider, der Kilaraga, die Sultanan-Diawlingin sind seine natürlichen Gegner, da auch sie an Befehlung der Stellen und andern dem Großwesir zu stehenden Rechten ihren Vortheil nicht unbeachtet lassen wünschen. Dmwo sein Einkommen als feste Besoldung gering ist, so wird es doch durch die ihm zu machenden Geschenke wohlhaft königlich, da alle Gnadenbezeugungen ihm theuer bezahlt werden müssen. Allein auch er ist verpflichtet, dem Sultan bei bestimmten Gelegenheiten die bedeutendsten Geschenke darzubringen. Hält der Staatsrath oder Divan (Schalib-Divan) seine Sitzung, so führt er Reis den Vorzug, und auch die fremden Gesandten empfängt und entläßt er. Außerdem besteht sein Haus aus äußern und innern Ämtern, die aber nicht Staatsämter sind, und auch keinem jährlichen Wechsel unterliegen. Dienstvergnügte stehen die Inhaber derselben wegen der unumschränkten Macht ihres Gebieters in großem Ansehen, und bilden zum großen Theil nichts als seinen Hofstaat. Die äußern Ämter erfordern mit allen Kammerdienern, Leibwachen und Pagen allein

425 Köpfe, und den innern Dienst besorgen ebenfalls nicht weniger als 24 Personen. Alle Divandämter sind aber seit dem 8. März 1834 nach der Staatszeitung (s. v. Hammer X, 697) in vier Classen getheilt, und jede derselben scheidet sich durch ein besonderes Zeichen von den übrigen aus, doch kann das persönliche Ehrenzeichen des Ruhmes nur nach dem Range der vier Classen der Beamten verliehen werden, so daß nie ein Beamter ein höheres Ehrenzeichen erhält, als das, welches seiner Classe zukommt, sich aber auch umwählig einer der vierten Classe mehr auszeichnen kann, als ein Beamter der höhern Classen, und diese nicht minder als jener. Die Zahl dieser Divandämter beläuft sich heute auf 45, und unter ihnen sind die der ersten Classe die drei Minister: 1) Der Kajaogab oder Minister des Innern; 2) der Destdar oder Kammerpräsident, Minister der Finanzen, und 3) der Reis Efendi oder Minister des Außern. Diese drei Staatsminister heißen vorzugsweise die Männer, Kibschal, oder Erlän, d. i. die Säulen des Reichs, während die übrigen 42 Beamten des Divans den Namen Khodschagan, d. i. Meister oder Herren des Divans, führen. Der Kajaogab ist nach dem Großwesir der erste Minister, und sein Amt eines der ehrenvollsten im ganzen Reich. Fast alle Befehle gehen durch seine Hände und er kann nur durch die Einwilligung des Großherrn ernannt werden. Das Ministerium der Kammer oder der Finanzen wird durch den Destdar präsidirt. Dieser hat eine Menge Kanzleien unter sich, in welche alle Einkünfte fließen, und von denen auch wieder alle Ausgaben besorgt werden. Jedes Bureau hat seinen besondern Chef, und dieser wiederum seinen Khalsa, d. i. Adjunct oder Stellvertreter. Die Rechnungen werden in einer abgetrockneten Schrift so gedrängt abgefaßt, daß das Verzeichniß der jährlichen Einnahmen und Ausgaben, welches dem Sultan vorgelegt wird, nicht mehr als 24 Seiten einnimmt. Trotz dieser Anstalten aber erfährt man weder jene noch diese in neuen Zeiten, noch auch die Staatsschulden oder den Betrag des öffentlichen und kaiserlichen Schatzes. Sonst bestand als sichere Einnahme des Priestschatzes die Summe von 2,600,000 Franken, und es ist allgemein bekannt, daß jeder Sultan es für seine Pflicht hält, diesen so groß als möglich zu hinterlassen. Solcher Schätze in besondern Erwölben zählt man bis jetzt, mit Ausschlusse des von Mahmud, 22, die wohl versiegelt für unantastbar gehalten werden, wenn nicht die äußerste Noth zu ihrer Eröffnung zwingt.

Der Reis Efendi endlich oder der Minister des Außern ist das Haupt der kaiserlichen Staatskanzlei und befindet sich fast immer bei dem Großwesir zur Aufsertigung der Befehle, Verordnungen und auswärtigen Verträge, theils für die einzelnen Provinzen des Reichs, theils für die Verhandlungen mit dem Auslande. Seine Geschäfte sind sehr umfangend, da er auch die Unterredungen mit den auswärtigen Gesandten abzuwarten hat. Bei der Vorstellung derselben, die mit köstlich pomphaften Ceremonien verbunden sind, spielt er eine Hauptrolle.

Zu der zweiten Classe der Divandämter gehören funfzehn Beamte: 1) Der Tschachschabchi, der Reichsmar-

schal, der als Oberhaupt der Tschachschen oder Staatsboten die vollziehende öffentliche Gewalt in seinen Händen hat. Sonst fand er mit den drei andern Ministern in fast gleichem Range. Er hat alle die einzuführen, die mit den erscheinenden Ministern zu thun haben, und ist die rechte Hand des Justiz. Die Tschachschen sind nebst den Tazaren die Überbringer der kaiserlichen Befehle, und begleiten bei Fiertlichkeiten den Kaiser und die Großbeamten zu Fuß und zu Pferde; 2) Der Tschachschabchi oder Staatssecreteur für den Namenszug des Sultans; 3) der Aufseher der kaiserlichen frommen Stiftungen; 4) der Aufseher der Münze; 5) der Aufseher der Pachten; 6) der Aufseher der Ausgaben; 7) der Aufseher des Gußwerkes der Kanonen und Bomben; 8) der Aufseher der Kriegsrüstungen oder des Zeugwesens; 9) der Aufseher der Pulversampfen; 10) der Intendant (Emis) der Gerse, und der Aufseher (Kasir) des Mundvorraths; 11) der Aufseher der Marktvogtei; 12) der Vorsteher der Kammer des Tagebuchs; 13) der Vorsteher der ersten Rechnungskammer; 14) der Vorsteher der Rechnungskammer der beiden heiligen Städte, Mekka und Medina, mit Zugelassung aller Geschäfte des ehemaligen zweiten Destdars; 15) der Aufseher der Unterschätzungen, der an der Spitze der Kanzlei des kaiserlichen Büreaus steht, und zugleich Intendant der Baukunst und der kaiserlichen Küche ist. Alle diese Ämter gehören nach ihren Beziehungen den verschiedenen Ministerien zu.

— Zu der dritten Classe gehören wiederum 15 Beamte: 1) der Reichshistoriograph, der zugleich Aufseher der Staatszeitung ist; 2) der große oder erste Dittschristenmeister; 3) der kleine oder zweite Dittschristenmeister; 4) der Cabinetssecreteur des Großwesirs; 5) der Ceremonienmeister; 6) der Staatsreferendar; 7) der Cabinetssecreteur des Reis Efendi; 8) der Cabinetssecreteur des Ministers des Innern; 9) der Portien-dolmetsch. Diese zuletztgenannten acht Beamten gehören sonst als Unterschätzsecreteure dem Staatsministerium zu; 10) der Vorsteher der Rechnungskammer von Anatoli, der zugleich die Geschäfte des ehemaligen dritten Destdars zu besorgen hat; 11) der Kriegsestateur; 12) der Aufseher der Seide; 13) der Einnehmer der Kopfsteuer und Vorsteher der Fleischbauer; 14) der Geschäffsführer des Arsenal; 15) der Geschäffsführer der Hofgärtnerei, oder der Bauaufseher des Hofs. Dieser Oberbaudirector hat auch die seit dem 27. Febr. 1834 errichtete und in vier Classen — 1) 30 Baubefehrer, 2) 20 Adjuncten oder Gehilfen derselben, 3) und 4) die Lehrlinge oder Schögird, die in der Arithmetik, Geometrie, im Zeichnen, in der Grammatik und Syntact unterrichtet werden — eingetheilte Baukschule unter seiner Oberaufsicht. — Die vierte Classe endlich zählt folgende elf Beamte: 1) Den Vorsteher der Pachtungskanzlei der beiden heiligen Städte Mekka und Medina, mit Einschlusse der ehemaligen drei Kanzleien der Kammer, nämlich der Hauptpachtungen, der Pachtungen der Kronstädter und des Dairrums-Büreaus; 2) den Kanzleidiener des öffentlichen Schatzes, der zugleich die Kopfsteuerseine ausfertigen hat; 3) den Intendant der Tabaksmant; 4) den

Meinintendanten; 5) den Vorsteher der Kanzlei der Abtheilungen; 6) den Vorsteher des Larames; 7) den Bittschristenmeister des Fiskus; 8) den Vorsteher der sieben Kanzleien, nämlich der Kontrolle der Infanterie, des kleinen Tagebuchs, des großen Bittschristenmeisters der Festungen, des kleinen Bittschristenmeisters der Festungen, der jährlichen Pachtungen, des Wagemasters der Kammer, des Intendanten der innern Papiere; 9) den Vorsteher der Rechnungskammer der kleinen frommen Stiftungen zugleich mit der Geschäftsführung der vier ehemaligen Kammerkantzeien, nämlich der Pachtungskantzeien von Konstantinopel, Brusa, Balana und Rhodus; 10) den Vorsteher der Bischofspachtungen; 11) den Intendanten der äußern Papiere. Durch diese neuesten Verfügungen sind eine Menge Ämter, wie sich aus früheren Listen ergeben läßt, theils ganz verschwunden, theils mit einander vereinigt worden. Außer den genannten Außern, Intendanten und Kantzeien gibt es noch eine Menge niedriger gestellter (s. v. Hammer a. a. D. S. 791), die aber nicht von den Beamten des Divans gehören. Letztere haben auch ihre bestimmte Staatskleidung, nach v. Hammer in folgenden Auszeichnungen bestehend: „Für die drei Staatsminister der ersten Classe: Lajurfarbene Oberärzte mit Lichtblauen, reichgestickten Kragen, mit goldenen Knöpfen auf der Brust, Säbel mit juwelenbesetztem Griff und mit dem Amtszeichen, nämlich dem Namenszug. Die Beamten der zweiten Classe tragen lajurfarbene Oberärzte mit violettrothem reichgesticktem Kragen, mit goldenen Knöpfen, Säbel mit juwelenbesetztem Griff, und als Amtszeichen das der acht ersten, nämlich vom Tschauschbachi bis zum Kusseher der Pulverkampfen, ebenfalls den Namenszug in Brillanten, von diesem abwärts aber in Rosen. Die Beamten der dritten Classe tragen ebenfalls wie die der beiden vorigen lajurfarbene Oberärzte mit offenen Ärmeln, aber die Kragen sind wasserfarb, mit silbernen Knöpfen auf der Brust, die Säbelgriffe ohne Juwelen, bloß von vergoldetem Silber, und die Amtszeichen bloß oben und unten mit Juwelen besetzt. Die Beamten der vierten Classe tragen Oberärzte aus schwarzem Tuche, mit Kragen und Ärmelausschlägen gleicher Farbe, mit silbernen Knöpfen, wie die der vorigen Classe und ihre Amtszeichen nur oben mit Juwelen besetzt, unten aber nur ein Paar Diamanten.“ Trotz der durchgeführten Einschränkungen sind doch die Spuren orientalischer Pracht an dieser Staatskleidung nicht verkennbar, und diese wird bei den einzelnen Beamten noch erhöht durch den persönlichen Erbes, der für die acht ersten Ämter der zweiten Classe in Brillanten, für die sieben andern in Diamanten gegeben wird.

III. Die militärischen Ämter des Heeres und der Flotte. In diesem Zweige sind ebenfalls die bedeutendsten Veränderungen von Mahmud vorgenommen, und der Einfluß des Großmeisters durch die Stellung des Serrasiers ebenso wie durch die Ernennung des Kussehers des Reichs sehr geschwächt worden. Der Serrasier vertritt das Oberhaupt der sonstigen Janitscharen und ist Generalissimus der ganze Armee. Auch

entscheidet er alle in das Militair-Departement einschlagende Streitigkeiten, und ist überhaupt Richter und Herr der ganzen Truppen. Diese als der Linie zugehörig führen jetzt den allgemeinen Titel: Kafir manfurei muhammedije, die eigentlichen Muhammedanischen Heere, während die Garde den Namen Kafir Kassa schahane, d. i. die ganz eigentlichen oder königlichen Hausruppen, haben. Chef der letztern und der dem Serrasier am nächsten stehende Offizier ist der Gerdacapitan, der den neuen Titel führt Muschiri asfiri kassa, oder Rath der Hausruppen, und den Divisionair der Garde, Kizil asfiri kassa schahane, welcher den ehemaligen Boslandschabachi ersetzt, unter sich hat. Gleichen Titel mit dem Divisionair der Garde hat auch der Rath der kaiserlichen Artillerie, Muschiri Topchane amire. Die Truppen selbst sind jetzt in folgende Gattungen eingetheilt: Infanterie (Piote), Cavalerie (Ewari), Artillerie (Topdachi), Miniere (Laghumbachi), Bombardiere (Kumburabachi) und Pioniere (Kaltabachi). Durch Conscriptio wird das Heer geworben und vervollständigt, und Alles geschieht, um es immer mehr zu europäisiren. So waren zu Anfang dieses Jahres nicht weniger als vierzig türksche Militärs in den verschiedenen Hauptstädten Europas mit der Bestimmung, die Früchte ihrer Studien zum Besten des Osmanischen Reichs anzulegen; vom Geniewesen und der Marine sind mehrere dabei und alle diese Bestrebungen zielen auf die Bildung eines ausgezeichneten Generalsstabes hin. Eine schon unter Selim III. errichtete Ingenieurschule hat viele Verbesserungen erfahren, und die medicinische, nur für das Militair berechnete, ist von Mahmud neu geschaffen worden. Die vier Classen derselben (in der ersten wird Chemie und Physik, in der zweiten Anatomie und Physiologie, die Lehre von den Medicamenten und Therapeutik, in der dritten Grammatik, Syntax und fremde Sprachen, und in der vierten Lesen gelehrt) haben vier militärische Epistoler zu ihrer praktischen Bildung, das der Linientruppen, der Garde, der Artillerie und zu Malthe. Auch besteht neben dem Arsenal ein Bureau für die Schiffsbauten, wo Offiziere täglich arbeiten, aber nur nach Zeichnungen in europäischen Büchern, ohne den Text derselben zu verstehen, und nach Erinnerungen an die Rathschläge die ihnen französische Ingenieure, wie Leroy, Lebrun, Benoit, gegeben haben. Vorzügliche Fortschritte hat die Militair-Musikschule gemacht. Seit dem J. 1828, wo Donizetti einige Schüler bilde, hat sich der Geschmack an europäischer Musik sehr verbreitet. Der Sultan, der Serrasierpacha, die Paschen des Bosphor und von Smyrna haben ihre eigenen Musikbänden, denen die Symphonien von Mozart und Beethoven und die Märsche von Rossini nicht unbekannt sind.

Jedes Regiment besteht aus vier Bataillons unter einem Oberst (Miri alai), und jedes dieser Bataillons aus acht Compagnien, wovon die vierte Jäger unter einem Major (Sinduschi) sind. An der Spitze jeder Compagnie steht ein Hauptmann, und die acht Bzüge von jeder derselben (der Jäger zählt zehn Mann) befehligt ein Corporal. Die andern Offiziere sind die Tschausche,

viere bei jeder Compagnie, eine Art Ordonnanz mit einem Baschtischahsch (Feldweibel) an der Spitze, ferner zwei Lieutenants und ein Compagniefreier oder Fourier. Das Bataillon hat zwei Adjutantmajore, einen Flügeladjutanten, der im Rang unter dem Lieutenant steht, und einen Fahnenenträger (Sandschabdar), der als Lieutenant desajit, doch den Rang eines Hauptmannes hat. In den Stabsbefehlern des Regiments gebört nebst dem Obersten der Oberlieutenant und der Wirtschaftschef oder Regimentsintendant. Unterlieutenants und Vicecorporeals hat nur die Gendarmerie. Die Befehlungen des Serascherpascha's, des Gardecapitains und der Divisionnaire sind unbekannt; der Brigadier oder Befehlshaber von zwei Regimentern oder 5120 Mann hat monatlich 2500 Pfister und 32 Rationen, der Oberste 1200 P. und 16 Kat., der Oberlieutenant 900 P. und 12 Kat., der Wirtschaftschef 800 P. 10 Kat., der Major 750 P. 8 Kat., der Adjutantmajor 400 P. 4 Kat., der Hauptmann 180 P. 1 Kat., der Rittmeister 200 P. 1 Kat.; der Capitain oder zweite Hauptmann 180 P. 1 Kat., der Lieutenant 120 P., bei der Gendarmerie 140 P., der Unterlieutenant bei der Gendarmerie 120 P., der Flügeladjutant 80 P., der Baschtischahsch oder Feldweibel 50 P., bei der Gendarmerie 60 P., der Tischahsch 50 P., der Fourier 40 P., der Corporal 36 P., der Vicecorporal bei der Gendarmerie 36 P., der Gendarme bei der Infanterie 20 P., bei der Gendarmerie 24 P. — Noch erodiert von Hammer als die neueste Einrichtung des Heeres die der Landwehren. Die Größe desselben wird unsicher angegeben, doch waren die neuorganisirten Truppen, welche die Janitscharen vernichteten, gegen 60,000 Mann stark.

Die Flotte hat zu ihrem Oberhaupt den Kapudan-Pascha, der als Pascha von drei Köpfschweifen auch den Archipel und das europäische und asiatische Meer unter seiner Regierung hat. Zugleich stehen alle Marineanstalten und Marinegebäude unter seiner Oberaufsicht. Von seinem Palast aus auf einem hohen Vorberge am Hafen bebrückt er das ihm untergebene Element. Seine Macht auf dem Wasser ist fast ebenso groß, wie die des Großwesirs auf dem Lande; er legt in die Seepläne die Befestigungen und verändert sie, und er entscheidet in seinem Reich als die letzte Instanz. Im Krieg ist er Anführer der Hauptflotte und hält, wo er einkehrt, Diwan. Die Einkünfte der Marineabtheilung beträgt er jährlich von mehreren Militärlieuten, treibt für den Schatz die übrigen Abgaben seines Gebiets ein und hebt die zum Dienste nötige Mannschaft aus. Da die Regierung im Besitz aller Schiffbaukosten ist und nur die Arbeit desajit, so ist es erklärlich, wenn man z. B. die Ausgaben des Arsenalen von 1815 nur aus drei Millionen Franken anschätzt. Wie das Reich, so sank auch die Osmanische Seemacht nach und nach, und die Folgen der letzten Kriege, sowie der Niederlage bei Navarin sind trotz aller Anstrengungen des Sultans noch nicht verwischt. Die Zahl der Schiffe vermehrt sich jedoch fortwährend und die Gallionsbri oder Erseloldaten werden tüchtig geküht. Die Matrosen sind weniger un-

terrichteter, und werden gewöhnlich gepreßt. Da dem Kapudanpascha der fünfte Theil der Prisengeteiler gebört, die Prisen aber jetzt für ihn eine seltene Erscheinung sind, so entschädigt er sich um so mehr durch den Theil der Abgaben, die er eintrieht, und durch eine große Menge zusätzlicher Beiträge, die er gesammelt zu benutzen weiß. Selim III. ging auch in dem Marinewesen den jetzigen Einrichtungen voran, die von Jahr zu Jahr fortgesetzt und vervollkommen werden.

IV. Die Hof- oder inneren Ämter, d. i. die Ämter des Serai und des Harem's. — In keinem Departement sind in den neuesten Zeiten größere Reductionen vorgenommen worden, als in diesem. Die Äga der Steigbügel sind sämtlich abgeschafft und ebenso der Sandschibahsch mit seinem ganzen Corps von 1500 Gartenwachen. Der Sultan hat nur seinen Oberkammerer, seinen Oberstallmeister, Intendanten für die Geschäfte des Oberhofmeisteramts, seinen Hofschatz, die beiden Inams, den Hoffleischarzt, Oberwundarzt, Oberlungenarzt, Kachelrechner, Bibliothekar und Hofprediger. Die letzten neun genannten sind Ulema. Der Gardebischofari bittet mit seinen Leuten die Wache an der Stelle der Sandschibahsch. Außerdem befinden sich noch zwei Kammern im Serai, die innerste Chaneï hassa und die des Schatzes Chasineï humajun. Die 30 Pagen der ersten Kammer besorgen jetzt die Wache des Gemaches des Prophetenmantels, und heißen die Diener des Kleides der Glückseligkeit. Ferner findet sich daselbst der Steigbügelhalter, der Tischschreiberwahrer, zwei Aufseher der Kammer, ein Gebetausrufer, ein Turbanumwinder, und andere Beamte von gleicher Wichtigkeit. Die Stelle eines Cabinetsecretaires des Sultans ist dem Gardecapitain anvertraut, und selbst die Zahl der Kammerer (Raschidschibahsch) ist auf 30 reducirt. Das Jagdpersonal scheint noch zu bestehen, sowie das der Balltaschi, d. i. Holzhauer und Holzträger des Serai, fortbesteht. Die Hellebärtier mit grünen Fiederbüschen sind auf 200 Köpfe geschnitten, dagegen gibt es noch immer ein halbes Tausend Köbe. Sonst betragen die betiteltten Beamten des Serai 122 Personen und die Wachen und Innungen über 5500, sodaß mit den Stallknechten, Zwergen, Jägern und andern Übersüsse der Hofstaat des Sultans recht gern 12,000 Personen betrug. Im Harem spielt der Kilaraga mit dem Ehrennamen des Herrn des Glückseligkeitstheaters als Oberhofmeister die erste Rolle. Er ist das Haupt der Verschnittenen, unter denen die weißen, gegen hundert an der Zahl, jetzt Alagalar, die weißen Herren, heißen. Unter ihm stehen der Oberhofschatzmeister mit seinem Personal, der Oberhofschatzmann, welcher den Einkauf aller Stoffe für das Haus des Sultans besorgt, der Geschenkvertheiler, der Gapanaga oder Vorsteher der weißen Verschnittenen und andern. Auch hier sind die weißen Verschnittenen mit heruntergehängten Köden, die Sultah Balltaschi, die im Harem die Dienste der Hausknechte versehen, geblichen. Groß ist auch die Zahl der schwarzcn Eunuchen, die abschaulich aussehen und auch fast nur im Serai angestufen sind. Die weißen dienen nur zum äußeren Dienste,

dagegen ist der mächtige Kischaraga, der sogar dem Staatstraße des Sultan bewohnt, im Gerai der feste Begleiter des letztern. Die Frauen und Mädchen des Harem sind in fünf Classen getheilt: 1) Die Frauen (Kasbin), vier bis sieben; 2) die Kammerdienerinnen (Gedizli), von denen zwölf der schönsten und jüngsten mit besondern Titeln und Ämtern die Zahl der Frauen ersetzen; 3) die Weiserinnen (Ussa) oder Gehilfinnen (Kalsa); 4) die Schagied oder Erbskinderinnen, aus denen die vorübergehenden ersetzt werden; und 5) die Sklavinnen (Dscharic), alle zusammen gegen fünf bis sechshundert Mädchen, die wiederum ihre eigene Oberhofmeisterin und Schachmeisterin haben.

V. Die Statthaltertschaften, Sandschake und Woiwodschaften. — Die Verwaltung der Länder steht unter Beglerbegs oder Generalgouverneuren, Paschas von drei Rösschweifen, deren es aber nur wenige gibt, indem ihre Stellen unbesetzt bleiben, und für gewöhnlich nur die Beglerbegs von Rumili, Anatoli und Damask bestehen. Diese sind in ihren Statthaltertschaften unumschränkte Herren oder Vizekönige, welche die vom Großherren zugewiesenen Befehle den Paschas ausfertigen und für ihren Vollzug sorgen. Die letztern sind ebenfalls Statthalter, aber vom zweiten Range, weshalb ihnen auch nur zwei Rösschweife vorgetragen werden. Aber auch noch andere Personen am Hofe führen diesen Titel. Die Sandschaks (d. i. Banner) Begs endlich sind ebenfalls Gouverneure, aber vom dritten Range mit der Ehre eines Rösschweifes, obwohl auch einzelne dem Titel Pascha und dessen Würden genießen. Die Woiwodien untergeordneter Art mit Woiwoden an ihrer Spitze aus. Sie wie die Sandschake bilden eigentlich nur Theile der Statthalterchaften (Ejalet) und Paschaliks, von denen sie abgerissen, bald diesem, bald jenem Statthalter zugewiesen, oder durch besondere Sandschakbegs und Woiwoden verwaltet werden. Denn wie diese können entweder nichts verrechnen, sondern nur bestimmte Summen an den Schatz abliefern, oder sie erhalten ihre Statthalterchaften vom Schatz in Pacht, und müssen als Verwalter des Pächters Rechnung ablegen. Sie theilen sich also in wirklich Besizende (Muterarisi) oder in Pächter auf Zeit (Mutschüm). Kommt zu einer Statthalterchaft noch ein Sandschak hinzu, so heißt der Inhaber in Bezug auf letzteres Mubassil, d. i. Steuerernehmer. In dem Epheum dieser Länderverwaltung geben alljährlich durch die Unterverwaltungskräfte (Zemchikar) große Veränderungen vor. Die Sandschake werden willkürlich abgerissen, und bald den Statthaltern als Mubassilik, bald dem Schatz als Muteraristik zugeschlagen. Nach van Hammer (a. a. D. S. 706) enthält die Vertheilungskräfte, für das Jahr 1833—34, 32 Statthalterchaften, allein die des Seraskerspascha, des Muschiri Akasie und des Muschiri Topkane (des Rathes der Ständekammer oder Arillerie) erheben nur dem Namen nach, und Ägier ist in den Händen der Franzosen, so daß nur folgende 28 als wirkliche zu betrachten sind: 1) Adysinien und Dschidda mit der Würde des Schagied-

el-barem zu Meffa; 2) die des Kapudanspascha, d. i. der Archipel (7 Sandschake); 3) Rumili (16 Sandschake); 4) Damaskus (8 Sandschake); 5) Bagdad (18 Sandschake); 6) Scherhor (32 Sandschake); 7) Wastra (30 Sandschake außer ebenso viel namentlich nicht genannten); 8) Ägypten; 9) Haleb (6 Sandschake); 10) Bosnien (4 Sandschake); 11) Sateb, Saiba und Beirut; 12) Tripolis in Syrien (5 Sandschake); 13) Seruum (14 Sandschake); 14) Sivas (7 Sandschake); 15) Silistria (8 Sandschake); 16) Gambia (3 Sandschake); 17) Trapezus (3 Sandschake); 18) Karaman (7 Sandschake); 19) Adana (5 Sandschake), als Mubassilik wie Sivas; 20) Diarbder (26 Sandschake); 21) Rakka (10 Sandschake); 22) Mersin (6 Sandschake); 23) Tschidir (20 Sandschake); 24) Kars (6 Sandschake); 25) Wan (14 Sandschake); 26) Mosul (6 Sandschake); 27) Tunis; 28) Tripoli. Die Zahl der Sandschake ist nach dem Dschihannuma, soweit dessen Angaben reichen, mit Bezug auf die neuern Verluste an Ländereien bestimmt. Außerdem werden die folgenden 30 Sandschake als besonders vertheilt aufgeführt: 1) Jerusalem und Mohlab; 2) Bidbin und Mikapolis; 3) Zirhala; 4) Janina; 5) Delwino; 6) Amamia; 7) Scurari; 8) Ibschan; 9) Chri (die drei letzten als Mubassilik); 10) Semendra; 11) Karabähr; 12) Mentschik; 13) Adina (die drei letzten als Mubassilik); 14) Bida, mit der Commendantenstelle des Bosporus; 15) Kaisari; 16) Eranit; 17) Acharum; 18) Telle (die drei letzten als Mubassilik); 19) Ustuf; 20) Gissenbil; 21) Preferin; 22) Kils; 23) Swornit; 24) Herfel; 25) Dulagin; 26) Kanea; 27) Afschebr; 28) Retimo; 29) Akaje; 30) Gonia. Durch mehr dieser besondern Sandschake ist die vorermählte Statthalterchaft von Anatoli völlig zerrissen worden. Die Woiwodschaften endlich, die in den neuern Vertheilungslisten zum ersten Mal aufgeführt werden, sind folgende 50: 1) Michailis; 2) Erenos (am Olympus von Brusa); 3) Karabähr (nicht mit dem Sandschak N. 11. zu verwechseln, das eine ist die Festung in Erserum, das andere das alte Xpamea Nibotes); 4) Keste; 5) Köbische; 6) Kementchik; 7) Michalschik im Sandschak Akudamentiar; 8) Ebremit; 9) Ajosmend; 10) Tschandrali; 11) Emrudabad; 12) Karabachschahr im Sandschak von Gekischehr; 13) Gimo; 14) Tarakti; 15) Etschibisär, die letzten vier alle in Akudamentiar; 16) Irtandisch; 17) Koinit; 18) Kilebisik im Sandschak Tschidir; 19) Tschifir; 20) Kuridafar Naali; 21) Kirub; 22) Kutas; 23) Mirantufsch; 24) Schgub; 25) Kermali; 26) Jarbisär; 27) Jaisalafsch; 28) Seraidisch; 29) Karamursal; 30) Amatschik; 31) Kilschibsch; 32) Aulia; 33) Kibindschik; 34) Madania; 35) Afsch, im Sandschak von Angora; 36) Soman Kirabagabdsch; 37) Begschehr; 38) Aneghil, bei Kemit; 39) Bafardschik; 40) Manies, im Sandschak Karaki; 41) Gildafar; 42) Keleme; 43) Karafinit fußgürtlich; 44) Jangbadischik, im Sandschak Karaki; 45) Emdaschi; 46) Bergama; 47) Ahrundi; 48) Keresun; 49) Tschandrarali; 50) Solakur.

Zu vergleichen ist von Hammer a. a. D. IX,

38—41, und X, 706, 707. Ohne die dort befindlichen neuen Nachrichten aus der Übersicht nur in drei Exemplaren in Deutschland vorhandenen Osmannstädter Staatsrechnung hätte diese hier fast wörtlich wiedergegebene geographische Eintheilung nicht ausgeführt werden können, da die sieben Däner, selbst die neuen, wegen der bestehenden freilich allmählich wachsenden und ohne alle geographische Rücksicht geschehenen Veränderungen, keine Anwendung mehr finden dürfen. (Gustav Flügel.)

OSMANNSTEDT. Dorf im Amt Rostock des großherzoglich-sachsen-weimarschen Kreises Weimar. Jma. hat eine Pfarrei und 400 Einwohner. — Begräbnisth. Wiesend.

Osmannibus Lott, f. Olen L.

Osmannzadeh, f. Osmann.

OSMAZOM (Fleischtract), 1) animalisches, nennt Thénard den von Kowale schon genannten und genannten, von Morret aber zuerst näher bestimmten thierischen Extractstoff, welchen Thénard in der Fleischbrühe, Thénard n. A. aber auch im Muskelische, Harn und Blutwasser, im Frucht- und Mehlwasser der Stute und der Kuh, in den Luftern u. f. d. findet. Auch ist er in gewissen krankhaften Gewässern und in den hyperplastischen und andern einwohltigen Flüssigkeiten enthalten, aus denen er sich am reinsten darstellen läßt. Ueberhaupt trifft man ihn in allen Thierkörpern sehr allgemein verbreitet an. Das beste Entdeckungsmittel derselben in einwohltigen Flüssigkeiten ist, nach Gollard von Marignac, die alkoholische Jodtinctur (s. Pharmaz. Gentrell. 1831. Nr. 9. S. 144 fg.).

Nach Thénard wird er aus eingedickter Fleischbrühe so erhalten, daß man diese mit Weingeiste versetzt, um die Gallerte niederzuschlagen, und die filtrirte Flüssigkeit verdunstet, wo dann das anreine Osmazom als eine gelbliche oder rothbräunliche, etwas durchscheinende, scharf und pikant wie starke Fleischbrühe riechende und schmelzende Materie zurückbleibt. Sie wird an der Luft feucht und geräuchert, wahrscheinlich wegen ihres Gehalts an milchsauren Salzen. In Weingeist und in Wasser ist sie mit brauner Farbe leicht löslich. Ihre wässrige Lösung gelatinirt nicht, sondern hinterläßt, erhit und abgedampft, einen schwachen Rückstand, wird durch essig- und salpetersaure Bleis- und Quecksilbersalze, gleichwie durch Gallenauflösung, gefällt, nicht aber durch Salpetersäure oder Quecksilbersublimat. Sie färbt von selbst an der Luft, und geht sehr langsam in Jodlösung über. Bei der trocknen Destillation gibt sie, nach Thénard, empyreumatisches Öl, kohlenlaures Ammonium und eine aufgeschickte Kohle, welche kohlenwasserhaltigen Wasserstoff enthält. Im offenen Feuer schmilzt sie, und schmilzt mit starkem Geruch auf.

Mit milch- und saurem Natron verunreinigt läßt sich das Osmazom, nach Berzelius, aus dem Thierblute darstellen, und zwar aus dessen nach Abscheidung des Eiweiß, Eisens- und Blutgefäßstoffe erhaltenen käsigem Rückstande, welches die Salze des Blutes, sein Wasser und das Osmazom enthält, ein an den Salzen hängendes Eiweiß, was sich beim Eintrinken zu erkennen gibt, auch wol der darin enthaltenen milchsauren Salze wegen

X. Anz. n. 1. Bd. u. X. Dritte Section. VI.

in Weingeist auflöslich ist. Nichts sehen es Manche als ein Gemisch aus mehreren andern Bestandtheilen des Blutes, und für keinen derselben nähern Mischungsbestandtheil desselben an. Andre halten es für eine Modification der im wässrigen Weingeiste löslichen Gallerte, die sich von der eigentlichen Fleischgallerte dadurch unterscheidet, daß diese durch Alkohol aus ihrer wässrigen Auflösung precipitirt wird. Axmon glaubt, es sei ein durch Wasser leicht veränderter Kasein; Berzelius betrachtet es als eine Verbindung von saurem milchsaurem Natron und einer durch Gährungs säuberen thierischen Materie.

Das Osmazom gehört nicht zu den eigentlichen Nährstoffen, aber es wirkt deutlich tonisch erhaltend, und begünstigt die Verdauung der Fleischbrühe. Auch unterscheiden sich der Fleischgallerte und die ihres Osmazoms beraubte Brühe, wo dieses z. B. bei dem Kalbe, Hühner- und Knochenbouillon der Fall ist. Wohl ließe sich das Osmazom zur Wiedererweckung des Appetits bei Reconvalescenten nützlich benützen. In dem Verdauungsstoffe wie 1 zu 7 mit Gallerte verbunden, bildet es eine Mischung, welche man nur mit Würzweinen und Pfeffer würzen, und in solchen, leicht gelatinirten Stoffen auflösen dürfte, um eine der Kindfleischbrühe analoge Flüssigkeit zu erhalten.

Die von Gabet de Vaux erfundene Barbeske Osmazom-Chocolate aus Paris, die jetzt an mehreren Orten zu haben ist, gibt ein sehr wohlwollendes Nahrungsmittel und Refraktationsmittel, soll vieles nach Thénard dargestelltes Osmazom enthalten, und ist in der Phthisis und in andern Krankheiten, wo die Verwundungsfähigkeit darnieder liegt, mit großem Nutzen gebraucht worden. Sie paßt in allen Fällen, wo man nähren muß, ohne zu reizen.

2) Vegetabilisches Osmazom will Bauquelin zuerst aus *Agrarius campestris*, *theogalus*, *holbosus*, *muscarinus* und einigen *Champignons* abgezeichnet haben, als er das wässrige Extract dieser Schwämme mit Weingeiste, der das Osmazom aufnahm, und dann mit Wasser aufzog, als eine braune, fast champignonartig und etwas salzig schmeckende, leicht in Wasser zu einer weichen gelben, nach gelatinirtem Flüssigkeit lösliche Substanz, die durch salpetersaures Silber und Gallenauflösung gefällt wird, oder nur im 30gradien Weingeiste sich auflöst, bei der trocknen Destillation Anfangs mit Champignongeruch ausschmilzt, und viel kohlenlaures Ammonium liefert. Auch soll sich dieses Osmazom, nach Soubeiran, in der Maniocwurzel finden, als ein durch Luft und Wärme veränderter Extractstoff, gleichwie in andern Vegetabilien, z. B. im *Chenopodium vulvaria* n. (Vergl. Thénard i. f. Trait. III. p. 447 sq. Bauquelin in Schwedigers Journ. der Ch. n. Ph. XII. S. 253 fg. Berzelius Eben. X. S. 146 fg. und in Schweders nord. Anz. der Ch. VIII. 3. S. 287 fg.) — H. K. P. Wiggers fand es auch im Mutterkorn. (S. dessen gef. Preßschrift: Inquisitio in secale corn. Gott. 1831. 4.)

(Th. Schreger.)

OSMELITH nennt Berzelius ein Mineral, das trumweise mit Kalkspath und Epsomit im Trapp bei

Niederliegen umweit Stoffstein im Zweibrückigen vorkommt und dem Keenolith verwandt sein möchte. Es findet sich dort, mit groß- und großförmiger Absonderung und excentrisch faseriger Structur, wenig glänzend oder schimmern, stark durchscheinend, graulichweiß in Rauchgrau übergehend, fühlt sich etwas fettig an, und gibt beim Berühren einen ausgezeihnet thönigen Geruch. Das specif. Gewicht beträgt 2,8 und in der Härte kommt es dem Flussspath gleich. Eine Analyse ist noch zu erwarten. (Germar.)

OSMA Panzer (Insecta). Eine Hymenopteren-Gattung, aus der Abtheilung der Aculeata, Familie Mollifera Tribus Apiaria (Cuvier regn. anim. ed. II. tom. V), mit folgenden Kennzeichen: Die Antennen fadenförmig, gegen die Spitze kaum verdickt, fast knieförmig, bei den Weibchen länger als das Brustschild, die Mandibeln sehr stark, bei den Weibchen dreieckig, die Maxillen und Lippe bilden einen nach unten gebogenen Büssel, die Zunge ist lang und linienförmig. Von den vier Palpen sind die Maxillae-Palpen sehr klein, viergliedrig, fast kegelförmig, die Labialpalpen dorstenförmig, ebenfalls viergliedrig, haben die beiden ersten Glieder sehr groß, die beiden Endglieder sehr klein. Die Kräfte ist viergliedrig, lang, und steht grade herunter. Das erste Glied der hinteren Tarsen ist zusammengekrümmt, inwendig mit Wölle besetzt, welche bürtensförmig auch die untere Seite des Hinterleibes der Weibchen bedeckt. Die obern Flügel haben eine Kabiagelle, welche in die Länge gezogen ist, und zwei Subalagellen, von denen die zweite zwei zurücklaufende Nerven aufnimmt.

Die Arten dieser Gattung zeichnen sich durch einen kurzen, gedrungenen Körper aus. Die Antennen haben bei den Männchen 13, bei den Weibchen nur 12 Glieder. Die Augen sind oval oder elliptisch, die Punktaugen stehen in einem Triangel auf dem Scheitel. Auf dem Brustschilder der Männchen steht oft ein weißer oder überhaupt hellerer Haarschild. Der Kopf ist bei den Männchen kleiner. Die Weibchen sind mit einem starken Stachel bewaffnet.

Diese Wespen haben lange die Aufmerksamkeit der Naturforscher auf sich gezogen, und ihr Bauinstinct ist von Kraumur, Deger, und Andern beobachtet worden. Sie haben an der Stijn oft Hörner, welche ihnen bei dem Bau ihrer Nester zu dienen schienen. Diese letztern verbergen sie theils in die Erde, theils in Mauerschuppen, andere Vertiefungen an Gebäuden, und sogar in Schließenschen. Diese Nester sind immer mit einem eigenen Material gebaut, welches das Weibchen draußeln weiß. Einige Arten schneiden Blumenblätter ab, und bilden daraus Zellen, alle aber legen auf den Grund der Zelle eine gehörige Menge Speisefaser nieder, und darauf oder daneben das Ei, und schlüpfen dann die Zelle auf dieselbe Weise, wie sie solche erbaut haben. Dieser Eiweiß besteht aus Blumenstaub und Honig. Man kann die Gattung in zwei Abtheilungen bringen.

A. Die Weibchen mit gebörten Strn.
1) *O. cornuta Latr.* (*Osma bicornis* Panzer Revis. II. 230. — *Apis rufa* ej. Fauna L. VI. 10.

Mas. — *Ap. bicornis* lb. L. V. 3. foem.). Ungesähr sieben Linien lang, schwarz, stark behaart, der Hinterleib bronzig, aber ganz mit rostrothen Haaren bedeckt, das Kopfschild am vordern Rand aufgebogen und weißlichgelb, gebogenen Hörnern. Am Männchen sind die Antennen so lang als der Kopf und das Brustschild zusammengekommen, die Färbung ist wie bei den Weibchen, nur ist der Vorderkopf und das erste Fußpaar weiß behaart.

Diese Wespe baut ihr Nest in irgend eine Mauer oder Erdböschung von Erde, und fällt die Bohrlöhre, wenn sie zu groß ist, auch soweit mit dieser an, daß nur eine kleine Zelle, in Form eines runden Loches, bleibt. Man findet sie im Frühjahr auf Pflanzblättern.

B. Das Kopfschild bei beiden Geschlechtern ungehörnt. 2) *O. coarctata* Latr. (*Andrena coarctata* Panz. Fauna 66. n. 18. foem. *Andrena aenea* lb. 56. nr. 3. mas.). Gegen vier Linien lang, rufarbig oder schwarzblau, mit weißlichen Haaren besetzt, die obere Seite des Hinterleibes fast nackt, mit weißbehaarten Rändern der Ringe, die Bauchfläche schwarz und dicht. Das Männchen bronzegrün, glänzend, Kopf und Brusthaare gelblichgrau, die übrigen weißlich, der Hinterleib fast kugelig. Das Nest findet sich an Mauern nach der Mittagszeit hin, in Form von Halbkugeln, so daß man meinen sollte, man habe weiche Thonkugeln mit dem Blasrohr angeschossen. Das vollkommene Insect erscheint ebenfalls im Frühjahr.

3) *O. papaveris Latr.* (*Genera Crust. et Ins. Ej. Hist. nat. des Fourmis. Taf. 12. f. 1. foem. Reaumur VI. pl. 13. f. 1—11. Anthophora argentea* Panz. F. 99. n. 16. Etwas über vier Linien lang, schwarz, die Mandibeln dreieckig, Kopf und Brustschild ruflich, grau behaart, der Hinterleib unten grau, seidennartig, oben mit grauen Rändern der Ringe, der zweite und dritte derselben vorn mit einer eingedrücktten Querlinie.

Diese Wespe gräbt über drei Zoll tief ein Loch in die Erde, das sie mit halbkugeln Abschnitten der rothen Blüthenblätter des Fettkrauts ganz genau ausfüllt. Sie faltet zuletzt die Anfangs herausstehenden Blätter nach Innen, und bedeckt die Öffnung zuletzt mit Erde. In Frankreich und Spanien auf Blüthen der *Veronica spicata*. (D. Thon.)

OSMITES Linn. Eine Pflanzengattung aus der dritten Ordnung der 19. Rinn'schen Classe und aus der Gruppe der Radiaten (*Anthandene Cass.*, *Sonoeolone Reichenow Less.*) der natürlichen Familie der Compositas. Char. Der gemeinschaftliche Kelch halbkugelig, vielblättrig; die Blüthen dachziegelförmig über einander liegend, am Rande trockenbürtig; der Fruchtboden mit Spreublättern besetzt; die Samenkronen besteht aus Spreublättern. Die sechs bekannten Arten wachsen als kleine Sträucher oder Staudengewächse von starkem, kampferartigem Geruche (daher der Gattungsname: *baph. Verus*), mit einfachen, lanzettlinienförmigen, ungeheilen, abwechselnden oder gestrichelten Blättern und weissen, einzeln am Ende der Zweige stehen-

den Blüthen am Vorgebirge der guten Hoffnung. Gasp. und Lessing trennen die Gattung in drei, welche aber nur als Unterabtheilungen gelten können: 1) *Osmia Linn.* Die Strahlenblüthen geschlechtslos, die Samen vierkantig, flachgedrückt. — Hierher 1) *Osm. dentata Thunberg* (Fl. cap., *Osm. camforina Gärtner de fruct.* II. p. 442. t. 74.), 2) *Osm. hirsuta Less.* (Syn. comp.) und 3) *Osm. aromatica Spreng.* (Herb. Zeyher. a. 304.). 1) *Osmiopsis Cassin.* (Vier. des sc. nat. vol. 37. p. 5.). Die Strahlenblüthen geschlechtslos, die Samen flachgedrückt. 4) *Osm. antiochioides Linn.* (*Lavandula fruticosa camforata Burmann africa.* p. 161. t. 38. f. 1.), 5) *Osm. camforina Linn.* III. *Bellidistrum Less.* (l. c. p. 383.). Die Strahlenblüthen weiblich, die Samen flachgedrückt. 6) *Osm. Bellidistrum Thunb.* (Fl. cap. nicht Linn's), dessen gleichnamige Pflanze vielleicht zu *Relbunia* gehört, *Bellidistrum osmioides Less.*).

(A. Sprengel.)

OSMIUM ist eines jener Erze, welches Zennant, Fourcroy und Berzelius und Gmelin 1804 in dem rothen Platin von Peru und Domingo neben dem Iridium u. entdeckt haben, das sich aber auch im wässrigen Platin befindet. Es wird in dem Platinerze durch das höchst schwer auflösbare Iridium gegen die Wirkung der Säuren geschützt. Seinen Namen hat es von dem besondern, steifen, stechenden Geruche, der ein charakteristisches Kennzeichen seines sehr flüchtigen Dryds ist, welches nach der Verdampfung, oder vielmehr Verbrennung, sich kräftiglich verdichtet.

Um das Osmium darzustellen, hatte man früher nur ein Mittel angewandt, nämlich das bei der Behandlung des Platinerzes mit Königswasser zurückbleibende schwarze Pulver (nach Berzelius eine Verbindung von Osmium und Iridium) mit Kalz zu bearbeiten, hierauf die salzige Masse mit Wasser gemengt, und mit Salpetersäure übersättigt, zu destilliren, während das Wasser, mit Osmiumoxyd gesättigt, übergeht. Allein die Flüchtigkeit dieses Dryds und noch mehr der ausnehmend starke Geruch der überrothen platinisirten Säure ließen künftiger Vermuthen, daß diese Säure mit einem Theile des Osmiumoxyds leicht verbunden werden könne: Es stieg daher die Säure mit Kalz, und erhielt daraus durch Destillation viel mit Osmiumoxyd imprägnirtes Wasser. Dies Verfahren ist leicht, gut ausführbar, wenig kostspielig, und gibt eine Menge Osmium, welche sonst verloren gingen; aber hier aus dem Wasser niederschlag, als ein schwarzes oder dunkelbraunes Pulver, welches, mit einem portulanten Körper getrichen, das Kupfer des Indigo nach Metallglanz annimmt, und wieder, in dem Gruben einer Kugel bis zum Weisglühen erhitzt, schmilzt, nach und nach bei ausgeglichener Luft verschwindet. — Der Niederschlag, welcher sich bildet, wenn man eine Zinkplatte in eine wässrige Auflösung von Osmiumoxyd stellt, ist nach Berzelius kein Dryd in einem niedrigen Grade der Oxidation. Erhitzt man Osmium, das in einer kleinen Retorte niedergeflogen ist, so entsteht ein Dryd

desselben auf der höchsten Stufe der Oxidation in weissen Krystallen, hierauf ein blaues Sublimat und ein schwarzer Rückstand, welcher durch Reiben ebenfalls das Kupfer des Indigo annimmt. Berzelius glaubt daher, daß dieses Metall flüchtig ist. — An der Luft erhitzt oxydirt es das Osmium seiner Oxidation (vergl. Berzelius in Poggendorfs Ann. d. Ph. u. Ch. 1828). Das Osmium läßt sich auf nassem Wege, nach R. W. Richter (l. bei Poggendorfs Ann. d. Ph. u. Ch. 1828. Nr. 3. S. 499 f.) am besten wiederherstellen durch Auflösung des Dryds in mit einer Säure versetzten Wasser, worin sich das Osmium besonders an Silber legt, und dieses farbige, zuletzt schwarz anläuft.

1) Osmiumoxyd erscheint, wenn man, nach Berzelius, Osmium in einer Luft enthaltenden Retorte erhitzt, und Osmiumoxyd sich vorzüglich sublimirt, das, späterhin, als ein blauer Körper, welcher bei durchscheinendem Lichte grün anseht, Decottis stellt ebenfalls einen blauen, in Wasser unauslösblichen Sublimat dar, als er rothes Platin in einer Retorte erhitzt. — Dieses Dryd scheint mit Säuren, z. B. mit Salzsäure u., grüne Salze zu bilden.

2) Osmiumoxyd erzeugt sich: a) beim Ausfließen des Metalls aus der Luft in gewöhnlicher Temperatur, daher dessen Geruch; b) schnell beim Erhitzen des Metalls an der Luft; c) beim Einwirken selbst solcher Säuren, die keinen Sauerstoff abströhen können, wie: der Salzsäure, auf das Metall, und d) beim Glühen des Metalls mit Kali oder Salpeter. Vollständiger Darstellung eines reinen, festen und krystallinischen Osmiumoxyds. l. in Poggendorfs Ann. 1829. Nr. 3. S. 167 f. und in Klaproth's Ann. d. ges. Naturh. 1829. XVIII. 1. S. 67. — Es ist eine ungeladene, durchsichtige, sehr glänzende und leuchtende Substanz von flüchtigem, kauschem nekenschärflichem Geschmack, und untrüglich stechendem Geruche, wie Chlor und Iod. Sie ist biegsam wie Wachs, und schmilzt leicht, als dieses, zu einer öligen Flüssigkeit, welche, erkalten, zu einer festen, durchscheinenden Masse geseht. — In einer Flasche eingeschlossen, welche Luft enthält, verfliehet das Dryd schnell, wie Raucher, und sublimirt sich in schünen, glänzenden, durchsichtigen Nadeln. Es oxydirt das Radum nicht, schwärzt oder, durch Reduktion des Metalls, als, zumal feuchte, vegetabilische und animalische Körper, und es leicht löslich in Wasser. Die Auflösung desselben wird blau durch Glasgalle, Salpetersäure u. a. vegetabilische Stoffe; auch durch eine hinreichende Zinklösung. Es ist keine Säure, wenigstens die Kalien sich damit verbinden, und seine Eigenschaften ein wenig neutralisiren.

3) Mäßigste Osmiumoxyd bildet, nach Zennant eine wasserhelle Auflösung: des Dryds von flüchtigem Geschmack, und welcher viele verbrennbare Körper das Osmium metallisch als ein schwarzes Pulver niederschlagen, nachdem sie zuvor oft eine purpurrothe und dann blaue Färbung der Flüssigkeit bewirkt haben, namentlich: Alkohol, Äther, Gallussäure, Hydrochloressäure, Phosphor, die meisten Metalle, außer Gold und Platin,

nämlich: Zink, Zinn, Kupfer und Quecksilber; auch Silber wird geschmolzen, entzieht jedoch der Flüssigkeit nicht allen Geruch.

4) Die Osmiumoxydsalze bilden sich durch Auflösung des Osmiummetalls in den Säuren, oder durch Vermischung des Oxyds mit einer Säure; sie haben eine gelblichrothe Farbe, und riechen deutlich nach Osmium.

5) Die mit Kalien gesättigten osmiumsauren Salze sind gelb gefärbt, riechen nur wenig, und vertheilen hohen Temperaturgraden, ohne Verflüchtigung des Oxyds. — Vanquelin konnte durch Erhitzung des Osmiums mit Jodin in einer Glasröhre diese beiden Stoffe nicht vereinigen.

6) Chlorosmium wird so dargestellt, daß man in einer Flasche, mit Chlorgas gefüllt, das Osmium schmelzen läßt. Die Verbindung ist schöngrün, zerfließt bei mehr Chlorgaszufuhr, zu einer rotzbraunen Flüssigkeit, die an der Luft stark, weiß, unaussprechlich riechende Nebel ausstößt, und sich in Nr. 7. verwandelt.

7) Salzsaures Osmiumoxyd entsteht, wenn man Osmiummetall bei gelinder Wärme in wässriger Säure aufstößt. Die Auflösung ist erst grün (salzsaures Osmiumoxyd?) und wird bald gelbrothlich. Vieles Osmiumoxyd verflüchtigt sich. — Weit schneller erfolgt die Auflösung in Königswasser mit kaum Anfangs bemerkbarer grüner Färbung, wobei aber ebenfalls vieles Osmiumoxyd entweicht, selbst in geminder Temperatur. Diefelbe Verbindung erhält man beim Auflösen des Chlorosmiums in Wasser und beim Vermischen des wässrigen Osmiumoxyds mit wässriger Salzsäure. Die Auflösung ist nach Vanquelin gelblichroth, riecht nach Osmium, wird durch Glasgalle blau; eine Zinkplatte bewirkt darin ebenfalls eine schönblaue Färbung und einen Niederschlag von Osmium in schwarzen Flocken. Die verdünnte Flüssigkeit wird durch Galläpfeltinctur gelblich.

8) Sogenanntes osmiumsaures Ammonium, ein gelbliches Salz, nach Tennant, aus wässrigem Osmium und Ammonium.

9) Osmiumsaures Kali, eine gelbe, nur wenig nach Osmium riechende Auflösung, die nach Tennant durch das mit Kali oder Salpeter gegläthete Osmium sich bildet, wobei nur ein Theil Osmiumoxyds entweicht.

10) Osmiumsaures Kali, eine gelbe Flüssigkeit, nach Tennant, aus wässrigem Osmiumoxyd und Kali.

11) Osmiumsaures Zinn fällt nach demselben blau nieder, wenn man osmiumsauren Kali mit salzsaurem Zinn vermischt.

12) Osmiumsaures Bleioxyd wird, nach Tennant, aus einer Lösung osmiumsauren Kalis und eines wässrigen Bleifalzes gelblichbraun niedergeschlagen.

13) Osmiumkupfer, eine sehr dehnbare Legirung, die, nach Tennant, sich leicht in Königswasser auflöst. Die Auflösung gibt bei der Destillation Osmiumoxyd.

14) Osmiumamalgam erhält man, nach eben-

durch Quecksilber, als welches Amalgam; das bei Auspressung des überschüssigen Quecksilbers fester wird, und beim Destilliren das metallische Osmium in Pulverform zurückläßt.

15) Goldosmium, eine sehr dehnbare Legirung, die sich, nach Tennant, gegen Königswasser, wie das Osmiumkupfer verhält.

16) Osmiridium findet sich, nach Wollaston, in dem rothen Platin; als platinfarbige, zerbröckelnde Körnchen, von 19,6 specif. Gewicht. — Auch das obige schwarze Pulver ist, nach Vanquelin, als solches anzusehen. Nach Tennant hat es ein specifisches Gewicht von 10,7, und läßt sich mit Blutwurz, Zink, Zinn, Blei, Kupfer, Silber und Gold zusammenamalgamiren. — Das Osmiridium wird kaum vom Königswasser angegriffen; beide Metalle oxydiren sich, wenn sie mit Kali oder Salpeter gegläth werden. Leichter wird das Osmiridium, nach R. W. Fischer (in Poggendorffs Ann. d. Ph. u. 1830. Nr. 2. S. 258.), durch salpetersauren Kali als durch Salpeter aufgelöst.

Die Verbindungen des Osmium mit organischen Säuren f. unter diesen, und die Literatur unter dem Artikel Platin.

(Th. Schreger.)
OSMIUM-IRIDIUM. In dem Platinande von Minas-Gerals in Brasilien finden sich platte und edige Körner, die sich in Königswasser nicht auflösen, und durch ihre fast zimmerweisse Farbe von dem Platin auszeichnen. Nach Thomson¹⁾ besitzen dieselben aus 72,9 Iridium, 24,5 Osmium und 2,6 Eisen. In Begleitung von Platin und Gold kommen im Sande bei Reimons, Niumbajoniet, Kyschum und Ooropagorakel am Ural ähnliche Körner vor. Auch hat man in seltenen Fällen kleine Kryalle bemerkt, die nach G. Rose²⁾ Pyramiden- und nach G. Rose³⁾ Pyramiden mit stark abgestumpften Ecken und schwach abgestumpften Grundflächen sind. Die Winkel der Pyramiden betragen 127° 36', die der Grundflächen 124°, und ein deutlicher Durchgang läuft parallel mit der Abstumpfungsfäche der Ecken. Das specif. Gewicht beträgt 19, und die Härte kommt der des Feldspaths gleich. Die Körner sind wenig dehnbar; beinahe spröde. Vor dem Löthrohre bemerkt man keinen Geruch.

Bei Mischmetall Legirungen kommen Körner und Kryalle vor, die in Hinsicht der Gestalt, Aetuz und Härte nicht abweichen, aber die Farbe ist bräunlich und das specif. Gewicht beträgt 21,1. Sie werden vor dem Löthrohre dunkler und verbreiten einen durchdringenden Geruch nach Osmium, enthalten daher wahrscheinlich viel Osmium und wenig Iridium.

Breitkopf⁴⁾ bemerkt unter dem Platinande von Mischmetall Legirungen mit Vertiefungen von silberweisser Farbe, härter als Feldspat, und einem specif. Gewicht von 24,52 bis 25, die fast ganz aus Iridium zu bestehen scheinen, und welche er gelbes Iridium nennt. S. Iridium.

1) Annal. of Philos. New Ser. Vol. XI. p. 17. 2) Poggendorffs Annal. 19. B. 1835. S. 452. 3) Schweigger'sche Beobacht. über die Natur der Erde. S. 2. 1833. S. 1 u. 96.

OSMONOSOLOGIE, die Lehre von den Krankheiten des Geruchs, *Osmonosi, Osmonasi, Morbi olfactus*. S. Geruch. (Vergard.)

OSMORRHIZA. Diese Pflanzengattung aus der zweiten Ordnung der fünften Linné'schen Classe und aus der Gruppe der Scandianen der natürlichen Familie der Umbelliferae hat Rostk. (Gen. pl. 1. p. 192.) zuerst unter dem Namen *Uraspermum* von *Myrrhis* getrennt; da aber eine wohlbegründete Gattung *Uraspermum* aus der Familie der Compositae schon von Scopel. gestiftet ist, so hat Rafinesque (Syllab. amar. Journ. 1821.) für *Uraspermum* Nutt. den Namen *Osmorhiza* (eßes Wurzel, *osmō* riechen) vorgeschlagen. Charakter. Gemeinschafliche und besondere Doldeuhülle zwei bis fünfblätterig, oder scheidend; der Rispenrand unbedeckt; die Corallenblätter umgekehrt eiförmig, ihre kurze Spitze nach Innen umgeschlagen; die Frucht solide, langgestreckt, nach Unten zu einem Schwänze verlängert, mit fünf scharfen Rippen auf dem Rücken, gefurchter Naht, ohne sichtbare Gefäßgänge. Die drei bekannten Arten sind amerikanische Kräuter mit perennirender, spindelörmiger, stark aromatisch riechender Wurzel, äßigem, bis gegen zwei Fuß hohem Stängel und doppelt-gebreiten Blättern, deren Abschnitte ellipsoideformig, eingeschnittengezähnt sind. Die gemeinschaftliche Doldeuhülle ist zwei- oder dreiblättrig, die besondere gewöhnlich fünfblätterig; die Blättchen lanzettförmig gewimpert; bei der dritten Art fehlen die Doldeuhüllen gänzlich. Die Blätter sind weiß, in der Mitte der Dolde männlich, im Umfange zwittrig. 1) *Osm. longistylis* Candolle (Prodr. IV. p. 232., *Myrrhis Claytoni* Michx. fl. bor. am. M. *longistylis* Torrey fl. weit. stat., *Scandix oleacea* Mühlenberg ms., *Chaerophyllum* Claytoni Persoon syn., *Uraspermum* Claytoni Nutt. l. c.), mit stehendebleibenden Griffeln, die der Breite der Frucht an Länge gleichen. Auf feuchten Wiesen und in schattigen Wäldern Nordamerikas. Die ganze Pflanze, mit Ausnahme der Früchte, hat einen aromatischen Geruch, wie *Myrrhis odorata* Scop., der sie auch ähnlich sieht; die Wurzeln schmecken süß. 2) *Osm. brevistylis* Cand. (l. c., *Myrrhis Claytoni* Torr. l. c., *Uraspermum hirsutum* Bigelow fl. bor.), die Griffel sind nur halb so lang, als die Frucht breit ist. In den Bergwäldern von Nordamerika. Die Wurzel soll nach Bigelow unangenehm riechen, nach Torrey's Angabe riecht sie wie Zed. und schmeckt süß. 3) *Osm. berterii* Cand. (l. c.), ohne Doldeuhüllen, die Früchte mit silberfarbenen Haaren bedeckt, die Griffel sehr kurz. Am Taguatagua-Berge in Chile von Bertero gefunden. (A. Sprengel.)

OSMUND (*Acerophallus*), schwedischer Erzbischof, und zwar zuletzt den Stena, war von dem Bischofe der Nordmarken (Norwegen) auf die Schule zu Bremen geschickt worden, hatte sich aber nachmals von Bremen losgesagt, was nach Rom gegangen, um sich ordiniren zu lassen, aber zurückgewiesen worden. Hierauf schweifte er lange herum, erhielt endlich von einem Bischofe Polens die Ordination, ging nach Schweden, gab vor, er sei von dem Papst als Erzbischof nach Schweden gesandt

worden, und ließ das Kreuz nach erzbischöflicher Weise vor sich tragen. So fanden ihn die Gesandten des Erzbischofs Walther I. (des Großen) von Bremen, die er zum König Osmund dem Älten aus Schweden geschickt hatte, und hörten auch, daß er die Reuelehrten nicht im rechten Glauben unterrichte; Osmund brachte es dagegen bei dem König und dem Volke dahin, daß die Gesandten zurückgewiesen wurden, da sie das Siegel des Papstes nicht hätten, und bekapante so glücklich die Unabängigkeit von Erzbisthume Bremen). Durch Stenil's Befehl ward Osmund Erzbischof von Stena?.

(Ferdinand Vorkter.)

OSMUNDA. Diese Pflanzengattung aus der 24. Linné'schen Classe und eine eigene Familie, *Osmundaceae*, bildend, wird zuerst unter diesem Namen angeführt bei Penn. und Lobelius (Steip. adv. nov. p. 363.). Wahrscheinlich ist der Name aus dem Zeitgen. von Osmund, gebildet, denn die Ableitung *Osmundus* von *munda* — os, mundreinigendes Mittel, ist wohl nur als Scherz zu betrachten. Charakter. Kelchig, gefielte, netzförmig gezeichnet, festsitz aufspringende Fruchtkapseln mit einem durchscheinenden Häutchen aus dem Rücken, stehen in einer Rispe am Ende der Laubwedel, oder an den Seiten derselben, oder auf einem besondern Wedel (*Perisperm* in Schrader's R. Journ. l. 2. t. 3. f. 18.). Von den acht bekannten Arten dieser Gattung kommen vier in Nordamerika, zwei in Japan, eine auf den malaccischen Inseln und eine in Europa vor. 1) *Osmunda regalis* Linn. (*Osmunda* s. *Filix florida* s. *Filix latifolia* Cordi Lobel. l. c. stirp. obs. p. 474., icon. p. 813., Traubens- oder Königsfarn, Kbd. Schlußtr. kryptog. Gewächse X. 145 *). Aus dem schuppigen, dichtstehenden Wurzelstock kommen die zwei bis fünf Fuß hohen, doppeltgegliederten Laubwedel hervor. Der Stiel ist glatt, die Blättchen sind stumpf lanzettförmig, kurz gefielt, an der Basis geöhrt, an der Spitze etwas gesägt; oberhalb geht das Laub im Sommer in die sehr zusammengelegte Fruchttrapse über, in welcher die kleinen gefielte braunen Kapseln dicht beisammenstehen. Dieses sehr zierliche Gewächs kommt in fruchten Wäldern, buschigen Torfmooren und Sumpfen im Norden von Europa häufiger als im Süden vor. Alle Theile sind abstringierend. Das weiße Innere der Wurzelstöcke (*Medulla Osm. reg.*), sowie die Fruchttrapse (*Juli Osm. reg.*) waren ehemals als Mund- und Wurmmittel (besonders gegen den Wundwurm), auch gegen Frostblase und rheumatische Uebel in hohem Ansehen. Ein Uebersatz vom Laube dieser Pflanze bereitet, wurde gegen die letztgenannten Krankheiten empfohlen. Neuerlich hat man

1) *Adonias Breuneri*, Hist. Bot. Lib. III. Cap. XVI. bei Linderberg, Script. Bot. Germ. Ausgabe von Rudolphi. C. 3. 6. 2) Nach Sillberg, Sammenbrag af svenske Rastgöns Historik (Lund. 1798) S. 81, wäre Osmund früher von Osmund zum Erzbischof von Stena gemacht worden. S. de gegen Neumann, De fide primat. Lundensis (Halskne 1799) p. 60 — 81.

*) Sturm, Zeitf. Flora II. 6. C. 24. 2. 8.

wieder das gefüllte Extract als ein Mittel gegen die englische Krankheit gerühmt. 2) *Osm. spectabilis Willdenow* (sp. pl., *Osmunda regalis Michaux* fl. bor. am., *Osm. regalis* fl. Linn.), wie *Osm. regalis*, aber die Blättchen an der Basis schief abgestutzt. In Nordamerika. 3) *Osm. obtusifolia Willd.* (Herb., *Kaulfuss* syn. fil.), wie *Osm. regalis*, aber die Blättchen stumpf, eiförmig, fein gefaltet, an der Basis abgestutzt. Auf den moosförmigen Inseln. 4) *Osm. Claytoniana Linn.*, mit doppelt halbgliederförmigen, rostbraunfärbigen Laub, an dessen Spitze die Fruchtstiele stehen. In Virginia. 5) *Osm. interrupta Mich.* (l. c. Schultze a. a. D. I. 144., *Osm. banularis Spreng.* Anteil.) mit doppelt halbgliederförmigen Laub, in dessen Mitte zu beiden Seiten die Fruchtstiele stehen. In Nordamerika. 6) *Osm. cinnamomea Linn.* (Sp. pl., Schultze a. a. D. I. 146. —) Wurde hält diese nur für eine Abart oder andere Form von *Osm. Claytoniana* mit doppelt halbgliederförmigen, unfruchtbarem Laube, dessen Fiedern ablang, kumpig und gerimpelt sind, und mit doppelt halbgliederförmigen, rostbraun färbigen, fruchtbaren Fiedeln. In Nordamerika. 7) *Osm. japonica Thunberg* (Fl. jap.) mit doppelt gefiedertem, unfruchtbarem Laube, dessen Blättchen birgelförmig und gefaltet sind, und mit dreifach gefiedertem Fruchtwedel. In Japan. 8) *Osm. lancea Thunberg*, mit doppelt gefiedertem, unfruchtbarem Laube, dessen Blättchen lanzettförmig und gefaltet sind, und mit getreilt-vierfach zusammengefügtem Fruchtwedel. Ebenfalls. Hierzu kommen noch drei neue Arten, welche Bédard *Osm. speciosa*, *Osm. Leachianulata* und *Osm. monticola* genannt hat (Ind. herb. soc. angl. Ind. nr. 50—52.) und welche in Hindien und Nepal einheimisch sind. (A. Sprengel.)

OSMUNDA. (Berol. *Osmunda*, Botan.) Aus dem Pflanzengeschlechte *Osmunda* kennt man keine fossile Überbleibsel mit Bestimmtheit, indem, wenn auch fossile Farnwedel mit den lebenden Formen von *Osmunda* allgemeine Ähnlichkeit besitzen, doch die Fructificationen unbekannt bleiben, welche allein eine definitive Einreihung in dieses Geschlecht rechtserfordern können, weil ähnliche Formen der Wedel sich in verschiedenen Geschlechtern wiederholen. Dünndünneartige Wedel weist aus der Steinohlen-Formation entfalteten *Brongniartii* Geschlechter *Ondopteris* und *Neuropteris* vorzüglich, und darin scheinen in der That alle Fossilreste zu gehören, welche man früher unter *Osmunda* aufgeführt hatte. — So

1) *O. gigantea Sternb.* Fl. Fasc. II. 29, 33, t. 22. (*Osmunda foliosa Silen.* subter. 112. t. XIV. f. 1. t. XV. f. 2. = *Filicites Ignarius Schloth.* Detref. 411. und *Glossa* der Borm. t. II. f. 25.) ist wie *Neuropteris gigantea Sternb.* IV., p. XVI und *Brong.* Prodr. 54.

2) *O. gigantea* var. *β Sternb.* Flor. Fasc. III. 36, 39, t. 32, f. 2. (Geol. Transact. N. S. I. 45. t. VII. f. 2.) ist *Neuropteris flexuosa Sternb.* IV., p. XVI und *Brong.* Prodr. 56.

3) *O. nummularia Sternb.* Flor. Fasc. II. p. 29 (*Filicites osmundiformis Schloth.* Detref. 412. *Glossa* der Borm. t. III. f. 5, 6 a.) wurde später *Neuropteris nummularia* von Sternberg (Flor. Fasc. IV, 2 vii.) und *Ondopteris Schloth.* von Brongniart (Prod. p. 60.) genannt.

4) *Osmunda Scheuchz.* herb. diluv. t. X. f. 3, *Osmunda. malincolina Sternb.* Flor. Fasc. IV, 29, 33 (*Filicites ageminatus Schloth.* Detref. 412. t. XVI. f. 4) ist nun *Neuropteris malincolina Sternb.* IV., xvi. und *Neuropteris acuminatus Brong.* Prodr. p. 55.

5) *Osmundites pectinatus Jaeg.* Pfanz. G. 29—32 u. 37, t. VI. f. 6. t. VII. f. 1—5 auf der Keuper-Formation bei Stuttgart ist nach Brongniart ein *Pterophyllum* (Pt. *Jaegeri Brong.*).

6) *Osmunda pectinata Karg.* im östlicher tertiären Steinkalk ist ganz problematisch.

7) *O. major* ist gleich Nr. 2.

8) *O. minor Beuth.* (Jal. et Mont. Fossil. p. 29) kenne ich nicht. (H. G. Brown.)

OSMUNDARIA. Eine von Lamarque aufgestellte, aber noch zweifelhafte Gattung aus der 24. Linné'schen Classe und aus der Gruppe der *Phloides* der natürlichen Familien der Algen. Den Namen, welcher nach Linné's Grundfäden (Philos. bot. n. 227; nomina generica ex alio nominibus generico, cum syllaba quondam in fine addita, constata, non pincet) nicht zu blättern ist, verstaute ich Agardh mit *Polyphaeum* (*glaucis* Linf., waldig viel) Char. Das Laub lederartig, silbenfarbig, an der Spitze mit gestielten, schotenförmigen Fruchtbüchsen. Die einzige Art, *O. prolifera Lamarq.* (Ann. du Mus. XX. t. 7. f. 4—6. *Polyphaeum prolifera Agardh* syn. alg. p. 274. *Sargassum prolifera Spreng.* syn. veg. IV. p. 325) wächst an den Küsten von Neubolland als eine Alge mit vierseitigen Stielen des lanzettförmigen, gestielten, wärgigen Laubes; welches junge Seitenförmige treibt und an der Spitze kleine gefaltete, lanzettförmige, zusammengeheftete Fruchtbüchsen trägt. (A. Sprengel.)

OSMUNDEAE. Eine Pflanzenfamilie aus der Abtheilung der *Actinophyton* (kryptogamischen *Monocotyledonen* Endlicher), welche R. Brown (Prodr. l. nov. holl. p. 161) zuerst so genannt hat, und welche mit Willdenow's *Schismatopteriden* ziemlich übereinstimmt. Bortling verringert sie mit den *Gleicheniden* und *Pterididen*; Endlicher betrachtet sie als eine Gruppe der *Farn-*

*) Karg in den Denkschriften der kaiserlichen Gesellschaft der Ärzte und Naturforscher Schwaben. I. (Augsburg 1805.) Bon Schlottheim, Beschreibung mitteleuropäischer Kräuterbrüder und Pflanzenverbreitungen: ein Beitrag zur Flora der Bormer. (Borm 1804. 4.) Derf. Die Pteridophyten (Borm 1820.) Bon Sternberg, Versuch einer geognostisch-botanischen Darstellung der Flora der Bormer. (Münch. Bot. 2. Heft 1823, 3. Heft 1824, 4. Heft 1825.) Jaeger, über die Pflanzenverbreitung im Harzgebirge von Stuttgart. (Stuttg. 1827. 8.) Ad. Brongniart, Prodromus d'une histoire des végétaux fossiles. (Paris 1828.)

früher. Die bisher gebildeten Gewächse haben einen kurzen, verrennenden Wurzelstock, aus welchem die Laubwedel sich fächerförmig entwickeln. Das Laub ist weiß doppelt gefiedert, halbfiedert, oder einfach, unweilen fiedernd (des Lygodium). Die Fruchtkegeln sind gestielt, kugelig, netzförmig gezeichnet, auf dem Rücken (Spindel) mit einem durchscheinenden Höcker oder sternförmigen Strahlen, selten in einer Längsreihe fast halbkugelig sich öffnend; sie werden entweder gänzlich aus der Laubhülle gebildet, oder sie sitzen auf der Rückseite, oder am Rande des Laubes. Die Poropitriden unterscheiden sich durch Fruchtbehälter auf der Rückseite des Laubes, in welchem die Keimlein, die sich in einem Loch öffnen, eingesenkt sind; die Gleicheniden durch einen gegliederten Ring, welcher die Keimlein, wie bei den echten Farren umgibt; die Oppidioglossen endlich, welche unvollkommener organisirt sind, durch ungestielte Keimlein von ledernerer Beschaffenheit ohne Höcker, Streifen und netzförmige Zeichnung. Wenn man die Osmundaceen auf die Gattungen beschränkt, deren Keimlein einen durchscheinenden Höcker haben, so gehören nur *Osmunda Lob.* und *Todea Willd.* hieher; an sie schließen sich die Gattungen, deren Keimlein auf dem Scheitel strahlig gestreift sind: *Mohria Swartz.*, *Lygodium Sw.*, *Selagin Smith* und *Aneimia Sw.* Von diesen zu den Gleicheniden bilden *Ceratopteris Brongniart* (*Elliocarpus Kaulfuss*) und *Parkeria Hooker*, bei welchen sich schon die Spur eines Keimringes findet (*Parkeria Hook.*) den Übergang.

Die Osmundaceen finden sich nur in einer Art (*O. regalis*) in Europa, sonst sind sie in der heißen und warmen Zone der übrigen Welttheile einheimisch.

(A. Sprengel.)

Osmundites, f. Osmunda.

OSMUNDSHÜTTE, der Name von Frischhütten, auf welchen die Verwandlung des Roheisens in Schmiedeeisen durch die sogenannte Osmund-Arbeit bewirkt wird. Diese Frischmethode hat das Eigenthümliche, daß von dem Roheisensklumpen (der f. g. Gang) jedes Mal nur der zu einem Kolben erforderliche Theil eingeschmolzen, dann der Kolben mit der Antaufstange aus dem Herde genommen, und sogleich unter dem Hammer aufgeschmettet wird. Die Osmundschmelze erfordert daher ein vorzüglich reines und sehr geschmelztes Roheisen, und verursacht eine ansehnliche Arbeit. Gute Aufschläge sind hierbei sehr nothwendig, und es muß vor Anfang der Arbeit der ganze Frischherd voll stoffiger Garkohle sein. Man wendet einen sehr heftigen Wind an, und läßt das schmelzende Roheisen tropfenweise durch denselben hindurchfallen, um die Verbrennung des mit dem Eisen verbundenen Kohlenstoffes zu beschleunigen. (Karmarsch.)

OSMYLUS Latreille (Insecta). Eine Gattung der Neuropteren, aus der Familie planipennis und der Tribus Homorobini (*Latreille* in *Cuvier règne anim.* ed. 2. V. 251), welche sich von *Homorobius* nur durch das Fehlen von drei Stellen (Nebenadern) unterscheidet. *Typus* ist *Homorobius maculatus Fabricius*, welche

Art noch einmal so groß, als *H. Perla*, schwärzlich mit rostrothlichem Kopf und Füßen, großen, behaarten Flügeln, von denen die obern und der Rand der untern schwarz gefleckt. In Teutoburg und Frankreich, an Bächen. Bergl. *Homorobius*. (D. Thon.)

OSNA, Stadt in der zwischen den asiatischen Provinzen Tokaristan, Iran, Kerman, Afghanistan und Kabul gelegenen Landstrecke Adherbeidschan, jetzt gewöhnlich Deschidschan genannt. Sie ward vorzüglich zu Melikene oft erwähnt, seit im 13. Jahrh. ein persischer Christ aus jener Stadt in dem andern Theile des Districtes Guba am Cuxpatri das berühmte Kloster des h. Sergius gegründet hatte.

(Gustav Flügel.)

OSNABRÜCK, Landdrostei, Fürstenthum, Amt, und Stadt im Königreiche Hannover. 1) Die Landdrostei Osnabrück umfaßt außer dem Fürstenthume gleiches Namens auch noch den Kreis Meppen, den Kreis Embühren, die mehrere Grafschaft Lingen und die Grafschaft Bentheim; wird begrenzt durch Ostfriesland, Oldenburg, Diepholz, die preussische Provinz Westfalen und Holland, und zählt auf 105 Q. Meilen in 40,101 Wohnhäusern 263,624 Einwohner.

2) Fürstenthum Osnabrück; es liegt zwischen 25° 8' bis 25° 50' östlicher Länge und 52° 8' bis 52° 41' nördlicher Breite, an dem nordwestlichen Theile des teutoburger Waldes, hier Ösnig genannt, an der obern Hase und obern Hunte, und wird begrenzt im Norden durch Oldenburg und Diepholz, im Osten und Süden durch die preussischen Regierungsbezirke Minden und Münster, und im Westen durch Lingen und Meppen. Das in früherer Zeit dazu gehörige, aber getrennt davon gelegene Amt Reckeberg an der obern Ems mit der Stadt Wiedenbrück ist seit dem J. 1815 an Preußen abgetreten. Der Boden des Fürstenthumes ist im Norden eben, im Süden gebirgig durch einen westlichen Ausläufer des Wesergebirges, der die Quelle der Hase und der Hunte trennt, und sich an der mittlern Hase nach dem Hohnemoore zu verliert — und durch das Ösnig-Ösnig, welches in der Richtung von Stubböfen nach Nortmessen parallel mit dem vorigen sich hinzieht, und an der Quelle der Hase mit demselben sich verbindet. Einzelne bedeutendere Höhenpunkte dieses Bergzuges sind der Uhe- u. Homsteden und Petersberg. Steigt man von diesen amuthigen Gebirgshängen, deren bewaldete Höhe liebliche Thäler einschließen, hinunter ins Flachland des Nordens, dann kommt man in sanftere Hüden, Brüche und Moorgegenden, in welchen nur hin und wieder fruchtbarere Stellen sich zeigen. Im Norden nach dem Dümmersee zu liegt das große Lohmoor, nicht weit davon das Kammoor bei Bunteburg, südlich davon der essener Bruch, im Nordwesten an der mittlern Hase das Hohnemoor. Wichtig sind dem Land alle diese Moore wegen des Brennmaterials, welches sie liefern, wodurch das mangelnde Brennholz theilwiegend ersetzt wird. Eine Menge von Flüssen durchfließt das Fürstenthum, doch sind sie nicht bedeutend; da sie hier erst alle ihren Ursprung haben. Am wichtigsten ist die Hase, welche am nördlichen Ende der Diemel

Berge am Petersberg und Klabrind entspringt und in fast nördlicher Richtung auf einem Wege von acht Meilen, die Krümmungen abgerechnet, das Fürstenthum durchfließt, sich bei Luadenbrück in mehrere Arme theilt, bald darauf in zwei Arme, die große und kleine Hase genannt, zusammenfließt, und späterhin wieder zu einem Flusse sich vereinigt. Nebenflüsse dieses Gewässers, die Rette und Düte, nebst mehreren andern Flüssen, führen der Hase soviel Wasser zu, daß diese über ihre Ufer tritt, und besonders unterhalb Luadenbrück Überschwemmungen herbeiführt, die großen Schaden verursachen, deren nachtheilige Wirkungen aber bedeutend verringert sind, seitdem man am Ende des vorigen Jahrhunderts einen Kanal angelegt hat, der das Wasser der Hase von Petersbergen bis Afsloge in großer Richtung auf Perle Lake führt. Merkwürdig bleibt noch, daß die Hase nach der Quelle zu mit der Elbe in einem Thale und in einer Niederung fließend, in nordwestlicher Richtung zur Elbe sich wendet, während die Elbe in fast östlicher Richtung in die Werra und mit dieser in die Weser sich ergießt, zugleich aber auch durch einen Arm, die alte Elbe genannt, bei Gehmold mit der Hase verbunden ist. Außerdem ist noch die Hunte hier zu vermelden, welche im nordöstlichen Theile des Fürstenthums aus der Nordseite des Kallenbarges im Kirchspiele Buere entspringt und in nördlicher Richtung in den Dümmersee fließt, der einen Theil der Nordgrenze des Landes ausmacht. Die Einwohner, deren das Fürstenthum auf 44 Q. Meilen, 155,886 in 22,327 Wohnungen zählt, fast fleißige, arbeitssame Leute, die lieber in einzelnen zerstreut liegenden Gebäuden, zu welchen gewöhnlich mehrere Reutenhäuser und Bewoohner gehören, leben, als in Dörfern sich aufhalten. Ihre Wohnungen, von einem niedrigen, abhängenden Strohdach erwarmt, sind vollkommen in ihrer Art. In der Mitte des Hauses findet sich der Kesselherd auf einer großen Diele, mit welcher alle Theile des Hauses, Ställe, Stuben, Schlafkammern u. in unmittelbarer Verbindung stehen; hier hat auch die Hausfrau ihren Aufenthalt genommen, war, selbst am Spinnrade sitzend, mit einem Rinde das ganze Wesen zu übersehen und zu leiten; diese Vortheile haben die Bauern hier auch noch immer abgepalten, sich in Stuben zurückzuziehen. Pumpernickel und Schinken sind kräftige Nahrungsmittel der Bewohner des Fürstenthums. — Unter den Gewerbszweigen des Volkes nennen wir hier zuerst den Ackerbau; der Ertrag desselben, der, wenn er das vierte Korn gibt, den Landmann schon zufrieden stellt, ist für den Bedarf nicht zureichend. Regen und Hefer wachsen zwar in guten Jahren in hinlänglicher Menge, allein Weizen und Gerste gedeihen nur an einigen Orten, und der Bedarf daran muß große theils durch Zufuhren aus dem Schaumburgischen und Hinterpommern herbeigeschafft werden. Buchweizen sät man in den Moorgegenden. So wie man hier anstatt den Boden zu düngen, ihn durch Verbrennen der obern Erdrinde fruchtbar macht, so weiß man auch hier wie an andern Orten des Fürstenthums auf eine andere Art den fehlenden Dünger zu ersetzen. Man plagt nämlich

das Heideeland ab, d. h. man reißt die mit Heidekraut durchwachsenen Erdschollen auf, legt sie in Haufen, bringt Mist dazwischen, läßt sie mit demselben durchbrennen und benutzt sie dann als Dünger. Hauf und Flack wird in den weissen Gegenden, besonders viel aber in den Ämtern Burg und Söhrnberg, gehauet. Das Lehen von Roggkholdeereen, welches nach bestimmten Festen getrieben wird, gibt manchem Einwohner auch noch guten Viehbesitz. — Im J. 1806 rechnete man den Ertrag sämmtlicher Festeinkaufe auf 45,000 Mischel Korn, 20,000 Hafer, 25,000 Kartoffeln, 15,000 Weizen, 5000 Weizen, 8500 Erbsen und Bohnen und 20,000 Stein Flack. — Die Viehzucht ist nicht bedeutend, da es keine feste Weiden gibt; große, schöne und starke Pferde müssen eingeführt werden, das kleine unansehnliche Hornvieh gibt nur wenig Milch und Butter und nöthigt den Bewohner des Landes, Butter einzuführen und Schlachtvieh aus Nachbarkändern zu holen. Schafzucht war früher sehr bedeutend als jetzt, so wie auch Rindvieh sonst weit mehr gehalten wurden. — Der Viehstand wurde 1818 auf 21,000 Pferde, 56,000 Stüd Rindvieh und 110,000 Schafen angegeben. Die Steinbrüche geben Sandsteine, Kalk und Marmor, der sich weiß und grau in der Gegend von Dülau findet. Salzquellen hat das Land mehrere, doch sind manche der angelegten Salzwerke im Lande wieder eingegangen und nur das Salzwerk zu Kettenbach bei Dissen hat sich bis jetzt erhalten. — Steinkohlen trifft man ziemlich viel an, namentlich in den bergigen Bergen, deren Product hauptsächlich zu Kohlenfeste bei der Salzbereitung benutzt wird; ferner im Dierberge, von welchem die Stadt Dénabrid Steinkohlen bezieht u. s. w. Auch ein edles Metall kann das Land aufweisen, es ist das Silber, welches in dem Hüggel-Steinbrüche und nortwärts von Bergen angetroffen wird, doch hat man die angelegten Gruben wegen ihrer geringen Ausbeute wieder aufgegeben. — Sehen wir auf die industrielle Thätigkeit des Volks, so steht oben an die Verarbeitung des Flackes und Hanfes. In ihr liegt die Goldgrube dieses Landes und der Fontz zur Befreiung der öffentlichen Ausgaben. Alles spinnt, Herr und Frau, Knacht und Magd; jeder müßige Augenblick von andern häuslichen Geschäften wird am Rad oder Webstuhl zugewandt — sie find die Ruheplätze nach gethauer Arbeit. Schon im 15. Jahrh. war der Leinwandhandel hier schon bedeutend und brown Osnabrücks kannte man schon vor 100 Jahren im englischen Handel. Entweder spinnt man Wollgarn, ein gutes Garn, welches zur Verarbeitung von Bändern gebraucht wird, oder man webt Leinwand. Dit ist das Garn zwar theurer, als die Leinwand, aber man webt dessen ungeachtet doch immerfort, um nur zwei Wege zur Ausfuhr des Flackes und Hanfes zu haben. Besonders wichtig ist die Verarbeitung des Löwentünnens, welches, vorzüglich wenn es aus Osnabrück verarbeitet ist, so sehr ist, daß es keine Risse durchfällt, und deshalb gar zur Matrosenkleidung paßt. Damit die bedeutende Ausfuhr der Leinwand nach England, Spanien, Portugal, Amerika, Afrika u. c. nicht durch

schlechte Fabrikate leiden möchte, so sind Leggen oder Schaaufallen im Land eingerichtet, auf welchem jedes verarbeitete Stück untersucht und gemessen wird. Außerdem sucht man hier auch die Lust zum Weben zu heben, indem man der besten Weberin eine Prämie aus der Leggelfasse gibt. Auf den sieben Leggen, die das Fürstenthum Dsnabrück hat, unter denen die in der Stadt Dsnabrück schon 1595 eingerichtet war, werden im Durchschnitt jährlich 30,000 Stück deslucht, von denen jedes 80 Leggellen mißt, deren 100 ungefähr 175 Probanterellen ausmachen, und einen Werth von 15 bis 20 Thlrn. Gold hat. Ferner macht man aus Glas und Wolle ein grobes Zeug, Wollaken genannt, aus welcher die Pantleute ihre Kleidung hauptsächlich verfertigen. Die Fohrgärbereien haben in der letzten Zeit abgenommen, so wie auch die Verfertigung grober Tuchsorten, wodurch in der Mitte des 17. Jahrh. 300 Meister ernährt wurden, deren Zahl aber am Ende des 18. schon auf fünf bis sechs vermindert war. Strümpfe werden hauptsächlich in der Gegend von Quadenbrück gearbeitet. Eigentliche Fabriken wollen im Lande nicht gut fortkommen, und zwar aus dem Grunde, weil der Arbeiter darin nicht so viel Geld verdienen kann, als wenn er als Tagelöhner nach Holland geht. Jährlich mögen wohl 6000 Menschen im Sommer nach diesem Lande wandern, um durch Garten- und Ackerarbeiten, durch Zerk- und Leich-Graben, durch Grasmähen u. s. sich etwas zu erwerben. Mit einem Überschusse von 20–70 Gulden barees Geld kehrt der Hollandsgänger gegen den Winter zu seiner Hütte zurück, um von seiner schweren Arbeit am rasch gerechneten Spinnrad auszuweichen. — Der Handel, der eine Hauptstraße über Bentheim nach Holland, eine andere über Münster nach dem Rhein, und eine dritte über Diepholz nach Bremen und Hannover hat, wird nur zur Hälfte getrieben, da keine schiffbare Flüsse im Lande sich befinden; er betrifft hauptsächlich die Ausfuhr der Produkte, die durch das Spinnrad herorgebracht werden. Jährlich fließt durch dasselbe dem Land ein Gewinn von einer Million Thaler zu, von welchen 4 wenigstens auf ausgeführte Eventualitäten sollen; das übrige auf Wollaken, die man nach Grönningen und Friesland sendet, auf Garn, Strümpfe u. — Das Wappen des Fürstenthums besteht aus einem rothen, im silbernen Felde liegenden Rade mit sechs Speichen, in einem mit der Königskrone gekrönten Schilde, in einem mit der Dsnabrücker Krone gekrönten Schilde. — Außer den Städten Dsnabrück, Quadenbrück und Fürstenaue umfaßt das Fürstenthum folgende sieben Ämter: Dsnabrück, Iburg, Fürstenaue, Wörden, Wiltage, Punteburg, Grönenberg und Bersenbrück. —

3) Amt Dsnabrück; es liegt an beiden Ufern der obern Hase, und zählt in 3021 Feuerstellen 21,900 Einwohner. Der Boden besteht aus einer fetten Abwechselung von fruchtbaren Thälern und kleinen Hügeln, und ist besonders an der Hase und deren Bächen vorzüglich bebaut. Früher machte es einen Theil des Amtes Iburg aus, stand aber doch unter einem eigenen Vorgesetzten. In dem Bezirke dieses Amtes liegt

4) die Stadt Dsnabrück, am linken Ufer der

Hase, in einem fruchtbaren Thale, das nur wenig Heide hat. Sie liegt unter 25° 40' 56" östlicher Länge und 52° 16' 45" nördlicher Breite, und zählt in 1433 Wohnungen 11,531 Einwohner. In der gewöhnlichen Landessprache wird der Ort Dsnabrücke genannt, und deshalb haben Einige den Namen der Stadt von Dsn, welches der alte Name der Hase gewesen sein soll, und einer über dieselbe gebauten Brücke herleiten wollen; Andere meinen, es habe die Stadt ihre Benennung von einer Brücke erhalten, über welche Dänen getrieben worden wären; wieder Andere halten dafür, Brücke bedeute soviel als Bruch, und es solle der Name die an der Hase wohnenden Brüder (Bructeri) bezeichnen haben; noch Andere leiten den Namen von dem Schiffe Dening her. Über das Alter der Stadt läßt sich nicht mit Gewißheit sagen. In einem alten Lagerbuche der Stadt steht zwar:

Socla post septem quater atque dena
Lustra tunc anno domini secundo
Juxta Hasam ples stravit Onabrugum
Carolus urbum.

und danach wäre 772 das Jahr der Erbauung, allein da Karol der Große bald darauf das Bischofthum hier stiftete, wozu er nun bedeutende Kräfte wählte, so mag Dsnabrück wol schon früher bestanden und schon von alter Zeit her zu Religions- und Kriegerversammlungen der Sachsen gedient haben. Daß die Gegend der Stadt schon im Alterthume wichtig war, darauf deutet die Menge der dasehst befindlichen sächsischen Grab- und Denkmäler. Im J. 834 kommt zum ersten Male der Name der Stadt in einer Urkunde vor. Als älteste Theil des Ortes muß man wol die Binnenburg mit dem Dome betrachten. Später ist die Stadt gegen Westen durch die Butenburg, im Norden durch die Hase-Kaptschaft und im Süden durch die St. Johannes-Kaptschaft erweitert worden. Im J. 888 erhielt der Ort Markt-, Zoll- und Rungerechtigkeit vom Kaiser. Daß die Stadt schon früh besetzt gewesen sein muß, darauf weist die Geschichte des Bischofs Benno II. hin, der vergebens darin belagert wurde; seit dem J. 1280 wurden die Befestigungen bedeutend vermehrt, 1626 belagerten die Dänen Dsnabrück vergeblich und im J. 1633 konnten die Schweden nur erst nach einer vierwöchentlichen Belagerung den Ort einnehmen; für die jetzige Zeit ist aber der Ort nicht zu einer Festung zu benutzen, da ein Paar Hügel in der Nähe der Stadt liegen, von wo aus dieselbe beherrscht werden kann. Um die Stadt leichter zu verteidigen, hat man von den neun Thoren, die sonst in dieselbe führten, nur fünf übrig gelassen, nämlich das Herrentheichs, Hase-, Rotttrupper-, Heger- und Johannes-Thor. Früher unterschied man eine alte und neue Stadt, allein seit 1306 sind beide unter einem Rathe vereinigt. Im Ganzen ist die Stadt, ohne große regelmäßigkeit und schon zu sein, wohl gebaut und gut gepflastert. Neuere Prachtgebäude lassen sich nicht aufzählen, dagegen gibt es noch mehrere bemerkenswerthe ältere Gebäude. Voran steht der Dom, ein altes, aus gebauenen Steinen aufgeführtes Gebäude, dessen Inneres aus 30 Gewölben besteht, die durch 18 Pfeiler ge-

tragen werden. Der erste von Karl dem Großen erbaute Dom ist 1100 abgebrannt und der Bau des jetzigen 1140 begonnen und im 14. Jahrh. beendigt worden, doch scheint nach Brandspuren, die sich später an einigen Mauern noch gefunden haben, zu urtheilen, daß manches Mauerwerk des alten Domes zu diesem zweiten Gebäude benutzt worden ist. Verschiedene Bischöfe liegen hier begraben; an Reliquiärium und Reliquien zeigt man hier mehres, einen eisernen, mit Horn eingelassenen Stab, einen Kamm und ein Schachspiel Karls des Großen, ein Panzerhemd des heiligen Rainers, ganz aus Draht geflochten u. An der Ecke des Domhofes stand sonst auf einem Pfeiler ein stehender Löwe, vielleicht ein Latentken an Heinrich den Löwen; später wurde er abgenommen und an eine Ecke des Marktes hingesezt; von diesem Löwen ist das Sogericht, welches nachher zu einer Landes- und Justiz-Kanzlei umgewandelt wurde, auch wol Löwengericht genannt worden. In der St. Marienkirche, einer evangelischen Pfarrkirche, befindet sich das Grab Mörsers. — Das neue Rathhaus, ein im 15. Jahrh. aus gehauenen Steinen 3 Stockwerk hoch aufgeführtes Gebäude, ist deswegen merkwürdig, weil hier vom J. 1643 bis 1648 am westfälischen Frieden gearbeitet wurde. In dem Versammlungssaal der damaligen Gesandten fanden sich die Bildnisse der durch diesen Frieden aufgestellten Herrscher; in dem eigentlichen Rathssaal trifft man die Bildnisse der osnabrückischen Bischöfe von Philipp Siegmund an 200 Jahren hindurch, und in dem Archiv wurden außer den kaiserlichen Privilegien auch noch drei von den Wiedertäufern 1534 ausgeworfene goldene Münzen aufbewahrt. Außer diesen Gebäuden sind noch aufzuführen: die St. Johannes- und St. Katharinenkirche, das Schloß, das Leggebäude, die Bage, ein katholisches und ein evangelisches Gymnasium, ein Schullehrerseminar für zwölf Seminaristen, mehre Armen- und Waisenhäuser u. s. w. In der Nähe der Stadt auf einem Hügel liegt das Kloster Gertrudenburg, welches die Bürger im J. 1180 demolirten, aber, durch einen Kirchban gezwungen, wieder aufgebaut haben; 1626 setzten die Dänen von hier aus der Stadt stürz, zu und ebenso auch die Schweden 1633. Hinter dem Kloster findet sich der Eingang zu einem Gange, der, wie man sagt, ganz bis zum Dome der Stadt führt. — Etwas weiter nach Norden steht das ehemalige Siechenhaus zur Sanktdebe, welches zu Ende des 12. Jahrh. von der Stadt gebaut und zur Aufnahme der aus den Kreuzzügen mit Aufschub bedürftigen Zurückkehrenden bestimmt wurde; späterhin diente es zur Unterhaltung armer kranker Witwen und 1803 zum Militärmagazin. — Um das Gebiet der Stadt geht eine Landwehr, die schon 1280 angefangen, 1393 fortgesetzt und 1435 vollendet wurde. — Außer den gewöhnlichen städtischen Gebäuden finden sich auch noch einige Fabriken in der Stadt, namentlich vier für Tabak, fünf für grobes Tuch, eine für Fayence, eine Wachsbleiche und eine Seifensabrik. Der Handel, beträchtlich in Finnen und Lükern zur Zeit des kanakischen Bundes, in welchem Osnabrück eine von den west-

fälischen Quartiersstädten ausmachte, hat in neuern Zeiten abgenommen, doch werden noch immer ziemlich bedeute Geschäfte in Leinwand, Korn, Schinken u. gemacht. — Die Verwaltung der städtischen Angelegenheiten steht unter einem Magistrat, aus zwei Bürgermeistern, einem Syndikus, zwei Richtern, einem Lehnherren, vier Senatoren und zwei Secretären. — Osnabrück ist auch der Sitz eines Weihbischöfes und mehrerer Landesbehörden, namentlich der Landdrostei und der Justizkanzlei, der Administration der geistlichen Äbte, des Lehnhofes, des evangelischen und katholischen Consistoriums, der provincieellen Landesstände, eines Oberforstamtes u. s. w. — Südlich von Osnabrück nahe bei Holzhausen liegt der Hügberg mit seinen Silberadern; die daraus gebauten Gruben wurden dem Bischofe Konrad I. zu Lehn gegeben; da aber die Ausbeute derselben zu gering gewesen ist, so hat man sie eingehen lassen. Bei dem Dorfe Hocholt, nördlich von Osnabrück, ist im J. 779 eine Schlacht zwischen Karl dem Großen und den Sachsen vorgfallen, in welcher letztere besiegt wurden. Westlich von dem vorien liegt das Gut Dörenburg, früher eine kleine Festung zum Schutze gegen die trachenburgischen Grafen. Zwischen diesem Ort und Osnabrück liegt der Diebsteig, so genannt von der Bauerschaft Die, wichtig für Osnabrück wegen des Steinkohlenbruchs. Nicht weit von dem Dorfe Kulle nördlich von Osnabrück findet man die Überreste eines alten Schlosses, die Wietzburg genannt, vielleicht eines von den Bischöfern Bittelstins. Nördlich davon das Dorf Ider, in dessen Nähe ein Bruch, in welchem ein zwölf Fuß hoher, unten acht Fuß breiter Stein sich vorfindet, welcher der Sonnenstein genannt wird. Außerdem zeichnen mehre Erdwälle und der sogenannte unergründliche Kolk, der aber nur 24 Fuß Tiefe hat, diesen Bruch aus. In dem Dorfe Bellen, fast östlich von Osnabrück, soll nach der Meinung der Einwohner, Wietzstins getauft, und seine Gemahlin Geva begraben sein. In der Nähe dieses Ortes liegt die gretefcher Burg mit berühmten Steinen am Mühlengraben und mit altteutschen Gräbern. Am düsterrupen Berge, südöstlich von Osnabrück, finden sich noch die Überreste eines verschlungenen Römerlagers. Weiter südöstlich trifft man im Kirchspiele Holte die Überreste der Burg Holte, deren Dynasten manche Gerechtsame in der Grafschaft Osnabrück besaßen. Im J. 1144 wurden sie in ihrer Burg belagert, und nach der Übergabe derselben gezwungen, das Hochstift zu verlassen; von ihnen sollen die Holtestrasse und das Holtestift in Osnabrück ihren Namen bekommen haben. — Außer dem Amt Osnabrück gehören zu dem Fürstenthum Osnabrück:

a) Das Amt Idburg, südlich vom Amt Osnabrück, und seit dem J. 1814 von diesem Amte getrennt, an beiden Seiten der idburgischen Berge, zählt in 3503 Feuerstellen 24,060 Einwohner. Zu merken ist hier der Flecken Idburg, südlich von Osnabrück, mit 1006 Einwohnern in 140 Häusern. Dem J. 1073 an war dieser Ort Residenz der osnabrückischen Bischöfe, bis 1667 Ernst August I. das Schloß zu Osnabrück er-

baute und seine Residenz dahin verlegte. In alten Zeiten soll es eine städteförmige Festung gewesen sein, welche 753 von dem Franken Pipin belagert worden ist. Der Ort hat eine Legge. Bei dem Kloster Hebe, nördlich von Iburg an der Hase, wurden vor Alters unter einer hohen Linde die osnabrückischen Landtage gehalten; seit dem J. 1659 hat dies aber aufgehört. Nordöstlich von Iburg bei dem Dorfe Biegel befindet sich ein Steinfehlenbergwerk, dessen Kohlen hauptsächlich bei dem Salzwerte zu Rothenfelde benützt werden. — Dissen (s. d. Art.) südlich von Iburg, ein großes, ansehnliches Kirchdorf, in dessen Nähe das Solzwert zu Rothenfelde ist. — b) Das Amt Hüeslenau, welches in der Geschichte auch Nordland genannt wird, liegt im Nordwesten des Amtes Osnabrück und zählt in 2130 Feuerstellen 4,475 Einwohner; es ist reich an Acker und gut bebaut. — Die Stadt Hüeslenau im südwestlichen Theile des Amtes hat in 196 Häusern 1230 Einwohner. — Im J. 1402 erhielt sie von dem Bischofe Heinrich von Holslein Weichbildgerechtigkeit. Im J. 1441 wurde sie von den Osnabrücker belagert und zur Übergabe gezwungen. Der Graf Johann von Hojo, den man hier gefangen bekam, mußte eine Reihe von Jahren in dem sogenannten Roßthurme zu Osnabrück zubringen. Im J. 1653 ist dieser Ort zur dritten Landstätt des Fürstenthums erhoben worden. — Das abelste Stift Bissel, nördlich von Hüeslenau in der Nähe des Hahnenmoors; als ein Nonnenkloster des Cistercienser-Ordens zu Wendlage gestiftet, wurde es 1250 nach Bissel verlegt. Zur Zeit der Reformation haben die Nonnen ihre Lebensregel verlassen und das von der Zeit an weltliche Einnahme nach dem westfälischen Frieden den Evangelischen zugetheilt, doch mit der Bedingung, daß jederzeit zwei katholische Priester darin aufgenommen werden sollten. — c) Das Amt Bersenbrück, nordöstlich vom Amte Fürstenaue, zählt 24,948 Einwohner in 3969 Feuerstellen. Hier liegt Quadenbrück, ein einkönigliches, bühisches Städtchen an der Hase, nördlich von Osnabrück, mit 2279 Einwohnern in 387 Häusern; den Namen hat dieser Ort wol von dem quodanten Moorgrund, auf dem es gebaut ist; seinen Ursprung dankt er dem zerstörten tecklenburgischen Schloß Ketelow, dessen Einwohner zum Anbau Quadenbrücks gebucht wurden. Die Stadt handelt mit Leinwand und Strümpfen und treibt gewinnreichen Hachsang in der Hase, in welcher selbst bis hierher der Aach fließt. — Antum, südwestlich von Quadenbrück, mit 1200 Einwohnern. — Bersenbrück an der Hase; das hier im J. 1231 gestiftete Nonnenkloster Cistercienser-Ordens ist 1768 in ein weltliches Stift verwandelt; Anfangs war es nur für sechs Personifikationen eingerichtet; seit 1829 ist es aber auf zwölf erweitert, bei deren Aufnahme es weder auf Stand noch Religion ankommt. Im Kirchspiele Wendlage ist zur Abhilfe gegen die Ueberschwemmungen, die dies niedrige Land oft heimsuchten, im J. 1786 ein Kanal gegraben worden, dessen Kosten sich auf 40,000 Thlr. belaufen haben. — d) Das Amt Börden mit ebenem, nicht besonders fruchtbarem Boden, nördlich vom Amte Osnabrück, hat 12,731 Einwohner in 1649

Feuerstellen. — Der Hieden Börden, soß in der Mitte zwischen Osnabrück und Quadenbrück mit 847 Einwohnern in 147 Häusern, erhielt im J. 1387 Weichbilds-gerechtigkeit; 1626 wurde der Ort von den Dänen eingenommen und 1633 von den Schweden besetzt, die ihn erst 1652 verließen, nachdem ihre Anforderungen an das Hochstift Osnabrück befriedigt waren. — Bramsche, nordwestlich von Osnabrück an der Hase, ein nachholter Ort mit 1562 Einwohnern in 168 Häusern. Es findet sich hier eine Legge, die seit 1770 angelegt worden ist. Römische Denkmäler bei Winnenkamp und Dillinghausen weisen auf ein Schlachtfeld des Germanicus hin. — e) Das Amt Wittloge-Hunteburg mit 21,254 Einwohnern in 2813 Feuerstellen, im Osten des Amtes Osnabrück, ist ziemlich gut bebaut. — Ostercoppeln besitzt eine Legge. — Bei dem Dorfe Venne sind goldene Augustmünzen gefunden worden, die vielleicht von Boris Zeiten noch herkommen. — Emdorf, dessen schon eine Stunde Ludwig des Frommen erwähnt, war in früheren Zeiten Sitz eines Bismarckgerichts. — f) Das Amt Ströndeburg im Südosten des Amtes Osnabrück mit 25,697 Einwohnern in 3789 Feuerstellen, ist gut angebaut, besonders in der nördlichen Hälfte. Darin der Hieden Welle an der Elbe mit 1391 Einwohnern in 191 Häusern. Im J. 1443 wurde der Ort besetzt, und erhielt Weichbildgerechtigkeit; Woll- und Linnen-Weberei wird hier getrieben, auch findet sich hier eine Legge. In der Nähe trifft man die Ruinen der Burg Ströndeburg. — g) Das Amt Osnabrück, nach den vorhandenen Denkmälern einer alten Zeit zu urtheilen, den Sachsen ein wichtiger Ort gewesen sein, für die Geschichte tritt es aber erst mit der Zeit Karls des Großen auf, der im J. 783 nach der Besiegung Wittelinds auf dem weißen Felde (das zwischen Enger und Börden im Necken Osnabrücks noch jetzt dasbaltige Mittelstid soll Wittelinds Lager gewesen sein, sowie das zwischen Venne und Hunteburg östlich davon gelegene Ketelsfeld das Lager Karls des Großen), ein Bischofthum hier gründete. Der eigentliche Stiftungsbrief ist entweder verloren gegangen, oder hat bis jetzt noch nicht aufgefunden werden können; daß er aber dazugehört, ist, geht daraus hervor, daß er von mehreren Bischöfen den Kaisern Ludwig dem Deutschen, Arnulf und Heinrich IV. vorgelegt und von diesen bestätigt worden ist. Der erste Bischof ist Wido, ein Friesländer, gewesen. Da Karl der Große hier noch keine Besatzungen hatte, so konnte er dem Bischöfe keine andere Einkünfte anweisen, als den Zehnten, der aber ziemlich bedeutend sein mochte, da zu dem osnabrückischen Stiftsbezirk die Länder zwischen der Ems und Hunte gehörten. Im J. 803 überläßt der Kaiser dem Bischof und der Domkirche verschiedene Eigenbehörigkeit und Pfründe, auch einige Freie, und die weltliche Gerichtsbarkeit über dieselben, schenkt ihm im J. 804 einen Wald zwischen Fornerwinkel, Rutenstein, Enger, Döning, Sineth, Drennammer, Otternfeld und Dümer mit der großen und kleinen Jagd, Fischerei und Forstgerechtigkeit, befreit ihn und seine Nachfolger von kaiserlichen Hofdiensten, mit Ausnahme

der Gefandtschaften an den griechischen Kaiser, und stiftet eine griechische und lateinische Schule, die stets zu Osnabrück bleiben soll. Im J. 860 wird das erste Kloster im osnabrückischen Kirchensprengel zu Hergebrod von Egbert, dem fünften Bischof, eingeweiht. Egimarus, der sechste Bischof, ist so glücklich, einige der unter seinen Vorgängern an Corvey und Herford übergegangenen Rechten dem Stifte wieder zuzuwenden. Deimar stiftet im Anfange des 11. Jahrh. die in der Neuzeit berühmte Kirche Johannes des Täufers. Der gelehrte und gewandte Berno II., ein Freund Heinrichs des IV. und ein treuer Gefährte desselben in allen seinen Unglücksfällen, gründet zu Iburg eine Kapelle, die später zu einem Kloster der Benedictiner umgeschaffen wurde. Udo stiftet im J. 1137 das Kloster zu Gertrudenburg. Der Bischof Philipp zieht gegen die räuberischen Herrn von Haste, erobert ihre Burg 1144, und bringt den größten Theil ihrer Ländereien an das Stift. Der Streit über den Rechten mit Corvey, der oft wieder angegritten worden war, ist unter ihm seit dem J. 1158 wol gütlich abgemacht worden. Arnold, der mit dem Erzbischofe von Köln gegen Heinrich den Böwen sich verbindet, wird von diesem 1177 auf dem Falefeld unweit Dörenburg geschlagen; als aber der Herzog 1180 in die Reichsacht erklärt wird, gewinnt Arnold für das Stift die Driter Melle, Kirchhofe und Ruemkirchen. Im J. 1191 stirbt der Bischof auf einem Kreuzzuge zu Akkon an der Pest. In den Urkunden dieses Jahrhunderts kommen zuerst die Namen der abtlichen Kreuzbrüder vor, wie z. B. die von Bar, von dem Busche, von Haste, von Münster, von Sehele. Unter dem Bischof Adolf kommen im J. 1222 und 1223 eine Menge von Edelvolkgeilen durch die Herren von Blankena an das Stift. Engelbert, der ohne päpstliche Befristigung die Regierung des Bisthums antritt, erweitert dasselbe ganz bedeutend, indem er im J. 1225 vom römischen Könige Heinrich das Recht erhält, die Gerichte zu Osnabrück, Iburg, Melle, Disfen, Antum, Bramsche, Dammne und Wiedenbrück durch eigene Sografen verwalten zu lassen; in der darüber aufgestellten Urkunde wird der osnabrückische Bischof zum ersten Male Fürst genannt. Die Hälfte des Sogogerichts zu Osnabrück verkaufte er aber bald darauf unter dem Namen des Burricht an die Stadt Osnabrück. Engelbert, der sich jetzt noch nicht im Besitze des Bisthums erhalten kann, muß dem Bischofe Konrad I. Platz machen. Unter diesem wurden in einem Kampfe mit den tecklenburgischen Grafen die Driter Essen und Arkenow zerstört und die Einwohner dieser Dristschaften genöthigt, die Stadt Dudenbrück anzubauen. Nach seinem Tode 1238 kommt der frühere Engelbert endlich zum Besitze des Stiffes. Bruno stiftet 1268 das Capitel zu Wiedenbrück, dessen eigentliche Fundation erst sein Nachfolger Balduin 1299 erlebt. Im J. 1280 erhält die Stadt Osnabrück von Rudolf von Habsburg die Freiheit, sich zu besseigen. Im J. 1285 wird die Bischofliche Querscheide an Osnabrück versetzt. Im J. 1306 findet eine Vereinigung der alten und neuen Stadt Osnabrück statt. Der muthige Bischof Lutwig, der tapfer mit

Münster kämpft, fällt 1308 in einer Schlacht auf dem haler Felde durch die Hand eines seiner Diener, der ihn wegen der fehlenden weißen Armbinde aus Versehen für einen Feind hält. Engelbert II. baut im J. 1316 das Schloß in Bittlage zur Vertbeidigung des Stiffes. Im J. 1342 steigt bei einer großen Wasserfluth in der Stadt Osnabrück das Wasser mehrer Schuh hoch. Im J. 1350 wird Osnabrück von der Pest beimgelacht, welche so schrecklich gemüthet haben soll, daß nur sieben Ehepaare ungetrennt geblieben sein sollen. Im J. 1385 wird die Burg zu Wörben gebaut und damit der Befitz der Umgegend gesichert. Im J. 1397 kommt das Sogogericht Hunteburg an das Stift. Der Bischof Diederich, der zur Vertbeidigung des wehrlosen Fürstenthumes gegen Münster und Minden, besonders aber gegen Tecklenburg, fast immer in den Pallen ist, und seine Zeit zu den bischöflichen Verrichtungen hat, nimmt zuerst einen Weichbischöf an. Unter seinem Nachfolger Heinrich I. wird 1402 die Eintheilung des Stiffes in die Ämter Iburg, Fürstenaue, Börden, Bittlage, Hunteburg, Grönenberg und Redenberg gemacht. Bei der Wahl Johannes III. fordern die Landstände, daß ihnen auch einige Mitwirkung bei der Bischofswahl zugestanden werde; durch die Energie des Bürgermeisters von Osnabrück wird ihnen vom Domcapitel dieses Recht zuerkannt. Johann III. thut Verzicht auf die Gerade und Hergewette, d. h. auf den Nachlaß unehelicher oder herrenloser Personen. Im J. 1429 und 30 sind Unruhen in der Stadt Osnabrück durch einen gewissen Kampendai veranlaßt. Unter Erich I. Kampf der Osnabrücker mit Graf Johannes von Hoja, der endlich gefangen, und im Rodsturne verhaftet wird (1441). Erich wird abgesetzt. Sein Nachfolger ist Heinrich II. Bei Gelegenheit der sechsten Fehde müssen die Osnabrücker, auf Betrieb Erichs und gezwungen, durch den Herzog Wilhelm von Sachsen, den gefangenen Grafen von Hoja 1443 wieder freilassen. Unter Konrad IV., Kampf mit dem Herzoge Wilhelm zu Wolfenbüttel, wobei der Bruder des Bischofes gefangen genommen wird. Zur Einlösung desselben verleiht der Bischof mehrere Fafelgerichte und gibt dann die Regierung des Landes auf. Im J. 1488 Kaufauf und Unruhen in Osnabrück wegen der von dem Domcapitel gestörten Weibegerichtigkeit der Bürger. Im J. 1492 große Aeuerung, und 1493 die Pest im Lande. Erich II., auch Bischof von Paderborn, arbeitet gegen die Reformation und erregt dadurch Unruhen. Während seiner Regierung trifft das Land mancherlei Unglück, als Krankheiten, Feuersbrünste, Windsbraut u. dergl.; Falschmünzer werden ertappt, und ein ausserordentlicher Kessel mit siedendem Oele gefocht. Sein Nachfolger Franz muß auf die Forderungen der Landstände eingehen, daß er nicht ohne ihre Bewilligung Abgaben einreiben wolle. Außer dem Bisthum Osnabrück besitzt er zugleich auch noch das zu Minden und zu Münster. An dem letzten Dte beginnen die Unruhen durch die Wiederkehr, diese suchen den Bischof zu Zeitgefangen zu nehmen, oder vergewaltigen; sie schänden Akerpropheten aus Osnabrück, die Stadt für sich zu gewinnen, diese werden jedoch ge-

langen genommen, und zu Burg hingerichtet. In Münster gewinnen aber die Wiederläufer die Oberhand, besonders seitdem der Schneider Kocholt von Leyden an ihrer Spitze steht; Andererseits werden vorjagt; da rühte im J. 1534 der Bischof vor Münster und belagerte den Ort; durch Hülfe eines Überläufers, Hünfel von der Langenstraße genannt, gelangt der Bischof auf einem verborgenen Weg in die Stadt, bewingt die Wiederläufer und läßt ihre Anführer hinarichten. Der Bischof Franz ist der evangelische Lehre zugethan, und erlanbt sogar dem Rathe, den Superintendenten Herman Bonn von Lübeck nach Osnabrück zu rufen, der hier im J. 1543 abseel neue Einrichtungen im Kirchenwesen macht; die von den Pastoren und Augustinern verlassenen Klöster werden zur Unterhaltung der Kirchen und Schulen bestimmt. Auch zum schmalkaldischen Bunde tritt der Bischof, da rühten im J. 1547 aber die Kaiserlichen in's Land, und ziehen gegen die Stadt Osnabrück, welche die Belagerung mit 3000 Thlr. abkauft. Nun fordert der Papst den Bischof nach Rom; auf Antrieb des Domcapitels soll er abgesetzt werden, da er aber in den Schoß der katholischen Kirche zurückkehrt, so unterbleibt die Absetzung; doch muß er das Interim annehmen, und die evangelischen Prediger und Lehrer vorjagen. Im J. 1553 läßt Herzog Heinrich von Braunschweig, getrieben von einem alten Grolle, seinen Sohn Philippus Magnus in's Osnabrückische rüden; der Bischof zieht nach Münster. Osnabrück kauft mit 29,000 und Münster mit 100,000 Goldgulden die Belagerung ab. Als der Bischof nach Osnabrück zurückkehren will, verweigert man ihm die Wiederaufnahme. Sein Nachfolger Johann IV. drückt die Evangelischen. Im J. 1556 ist Hungersnoth und Pest im Lande. Im J. 1561 werden 61 alte Weiber als Hesen verbrannt. Unter dem Bischofe Heinrich III. rafft im J. 1574 die Pest über 7000 Menschen in Osnabrück weg, 1580 ist wiederum Hungersnoth und 1581 geht Burg fast ganz in Feuer auf. Im J. 1583 und einigen darauf folgenden werden in Osnabrück von Neuem 121 Weiber als Hesen hingerichtet; die Hesenreuth bemittelt sich auch der umliegenden Gegend, besonders der Orte Burg und Börden, wo auch mehrere Opfer der Art fallen. Sein Nachfolger Wilhelm hat im J. 1586 mit Holländern und Spaniern zu schaffen, die ins Land fallen, und nach Hergenauß plündern. Der Bischof Philipp Siegmund, Sohn des Herzogs Julius zu Braunschweig und Lüneburg, erwirbt im J. 1594 das vormalige tectlenburgische Vogtgericht zu Schwagsdorf, Bippin, Bergen, Argen, Reutenkirchen und Wollstoge. Im J. 1599 kommen durch die Pest in Osnabrück 4000 Menschen um. Das Land hat wieder von den Einfällen der Holländer, Spanier und besonders der Reutenirer zu leiden, welche eine Art von Langenfechten sind. Im J. 1613 legt eine Feuersbrunst 942 Gebäude zu Osnabrück in Asche. Im J. 1615 zieht der Graf Heinrich Friedrich von Nassau mit Rotten und Plündern durchs Land. Im J. 1617 wird die erste Buchdruckerei zu Osnabrück angelegt. Der Bischof Jiel Friedrich läßt 1623 die ersten Jesuiten nach Osnabrück kommen, um

die evangelische Lehre auszuwurzeln. Auf ihn folgt Franz Wilhelm. Der König, Christian IV., von Danemark, erbittert über die Wahl desselben, rüdt 1626 ins Osnabrückische, beschließt die Stadt, läßt einen dänischen Prinzen zum Coadjutor wählen, und zieht dann weg, nachdem man ihm noch eine Summe von 29,000 Thirn. hat ausgehoben müssen. Der Bischof, der hierbei eine Verbindung des Rathe mit Christian IV. sich vorbehält, will ans Rache das augsbürgische Glaubensbekenntniß austrotten; er legt im J. 1628 die Petersburg in Osnabrück an, um die Bürger im Saume zu halten, und ruft Tilly'sche Truppen herbei; diese besetzen das Land, bioquiren die Stadt und rüden im J. 1629 in dieselbe. Nun werden die evangelischen Prediger verbannt. Im J. 1630 wird ein neuer Rath gewählt, der ganz aus Katholiken besteht, und, um die katholische Religion noch fester zu gründen, wird vom Bischof eine katholische Universität gegründet. Noch in demselben Jahre rüden aber die Schweden ins Land, zwingen die Stadt im Sept. zur Übergabe, besetzen das Stist und lassen sich 6000 Thlr. ausgeben. Die evangelischen Prediger und Lehrer kommen zurück, und die katholische Universität geht ein. Gustav von Wasaburg nimmt das Land für sich ein, und bleibt bis zum weßkäligen Frieden auch im Besitze desselben. Als im J. 1643 Osnabrück und Münster wegen des in denselben stattfindenden Friedenscongresses zu neutralen Städten erklärt werden, zieht Gustav von Wasaburg aus Osnabrück ab. Zu Folge der Friedensunterhandlungen soll Osnabrück aus säcularisirt werden, allein Franz Wilhelm bringt es durch seinen unermüdlichen Eifer dahin, daß es nicht geschieht, daß er vielmehr noch Bischof darin bleibt und daß erst nach seinem Tode das Bisthum an den Herzog Ernst August zu Braunschweig fallen soll. Für die Folge war dann bestimmt, daß eine zwischen einem Katholiken und einem Evangelischen aus dem Hause Braunschweig-Lüneburg abwechselnde Regierung hier eintreten und Gustav von Wasaburg mit 8000 Thirn. abgesunden werden soll. Im J. 1647 demoliren die Osnabrücker die Petersburg. Nach langen Unterhandlungen wird endlich am 24. Octbr. 1648 der Friede unterschrieben und am 25. Octbr. mit Pauken und Trompetenschall vom Rathhause zu Osnabrück bekannt gemacht. Um das Geld für Gustav von Wasaburg und für andere Beiträge, die das Stist Osnabrück zu Folge des Friedens noch zu machen hat, herbeizuschaffen, wird ein Generalcapitlisch aufgeschrieben. Auf dem Congress zu Nürnberg im J. 1649 wird für Osnabrück die immerwährende Kapitulation ausgesetzt und auch zugleich ein Durchschlag gemacht, durch welchen man die Orte bestimmt, in welchen künftig der katholische oder evangelische Gottesdienst gehalten werden soll. In diesem Jahre ziehen die schwedischen Truppen aus dem Stiste, nachdem ihnen noch erst eine Summe von 5000 Thirn. ausgezahlt worden ist. Der Bischof Ernst August, Sohn des Herzogs Georg zu Braunschweig-Lüneburg, residirt Anfangs auch zu Burg, zieht aber später nach Osnabrück, nachdem er hier ein Schloß hat anlegen lassen und bleibt dieselb bis zum J.

1680, wo er Kalenberg und Grubenhagen erbt und dann seine Residenz zu Hannover nimmt. Im J. 1670 wird eine Kirchenordnung für die Evangelischen gemacht. In dem Kriege zwischen dem teutschen Reich und Frankreich von 1672 bis 1678 führt Ernst August seine Truppen selbst an, und ist unter andern auch so glücklich, den französischen General Erqui zu schlagen. Am 19. Dec. 1692 wird er zum Kurfürsten ernannt. Auf ihn folgt im Bisthum Osnabrück Karl Joseph Zagnay von Lotbaringen. An die Stelle der früher niedergelassenen Petersburg legt der Bischof einen Garten und eine Menagerie an. Im J. 1711 wird er Kurfürst zu Trier und stirbt 1715 an den Blattern. Unter dem Bischof Ernst August II., einem Sohne von Ernst August I., werden im J. 1723 die Salzquellen zu Rotenfelde entdeckt. Seine Regierung, während welcher eine feste Ordnung im Lande geschaffen wird, ist wichtig durch die Einrichtung des Geheimenraths-Collegiums, durch eine Reihe von Verordnungen, und durch mehr, dem Lande nützliche Anlagen und Einrichtungen. Clemens August, Kurfürst zu Köln, wird im J. 1728 auch Bischof von Osnabrück, zieht aber nicht nach Osnabrück, sondern bleibt zu Bonn. Während des österreichischen Successionskrieges, worin es Clemens August mit seinem Bruder Karl VII. hält, den er auch zum Kaiser krönt, kommen französische Truppen nach dem Osnabrückischen. Beim Anfange des siebenjährigen Krieges ziehen im J. 1757 Franzosen quer durchs Land. Im J. 1758 kommen die Truppen der Allirten ins Stift, und fordern große Contributionen, da sie das Fürstenthum als Feindes Land betrachten, weil Clemens August ein Contingent zur Reichsarmee gestellt hat. Im J. 1759 kommen die Franzosen wieder, werden aber zurückgeschlagen, und nun hat das Stift an die Allirten neue Contributionen zu bezahlen. Im J. 1761 stirbt der Bischof; die Franzosen, welche das Land wieder besetzen, fordern überseits nun auch Contributionen, da das Stift jetzt kurbraunschweigisch, also feindlich, geworden ist. Georg III., König von England, läßt das ihm zugesessene Osnabrück Anfangs administrieren, und verhindert, trotz aller Gegenstellungen des Domcapitels, die Wahl eines neuen Bischofes; im J. 1764 wählt man den damals gerade geborenen Prinzen Friedrich, Herzog von York, der im J. 1783 nach erlangter Volljährigkeit die Regierung antritt, im J. 1803 aber zu Folge des Reichsdeputations-Hauptschlusses das Bisthum an Hannover abtritt. Bald darauf besetzen Franzosen das Land. — Im Königreiche Westfalen bildet das Fürstenthum den westlichen Theil des Departements der Weser, und, nachdem es 1810 dem französischen Kaiserreich einverleibt worden ist, macht es unter dem Namen des Kronbistums Osnabrück und Quadenbrück einen Theil des Departements der Ober-Rhein aus. Nach der Wiederbesetzung des Landes vom Könige von England wird es eine Provinz des neuen Königreichs Hannover. Das Amt Odenberg wird 1815 an Preußen, und Damme, über dessen Rethz mehr als 400 Jahre mit Münster Streit gewesen ist, im J. 1817 an Oldenburg abgetreten; seit

der im J. 1823 neuangeordneten Organisation Hannovers macht Osnabrück mit Einschluß von Lingen, Bentheim und Meppen eine der sechs Landdrostieen des Königreichs aus. So Folge des (1824) mit dem Papst abgeschlossenen Concordates, nach welchem zwei bischöfliche Diöcesen im Königreiche Hannover angeordnet sind, welche die Weser als Scheidungslinie haben sollen, gehören die westlich von der Weser wohnenden Katholiken zum Bisthum Osnabrück, an dessen Spitze ein General-Bischof steht, dessen Einkommen mit dem seiner Stiffliden auf 3000 Thlr. bestimmt worden ist. (Oppermann.)

OSNABRÜCKISCHE LEINEN. Die Leinweberei ist im Osnabrückischen, wie überhaupt in Westfalen, von der größten Bedeutung. Der Flach, welchen man in jenen Gegenden erzeugt, ist zum Theil von ausgezeichnete Beschaffenheit, so im Amte Odenberg. Hanf wird im Amt Iburg erzeugt und verarbeitet, woselbst jährlich gegen 5000 Stück Scher- und Segeltuch verfertigt werden. Die Fertigkeit des Feinspinnens wird durch neuangeordnete Spinnmühlen immer mehr verbreitet. Die Weberei ist allgemein eine Nebenbeschäftigung des Landmanns, und auf die Verbesserung derselben (durch Webeschulen, Verteilung von Mustergewandstücken, Einführung besserer Stühle) ist in der neuesten Zeit mehr die Aufmerksamkeit gewendet worden. Die Damastweberei mit Jacquart-Stühlen wird sehrmäßig zu Neuwerklichen bei Melle betrieben. Eine ausgedehnte und gut eingerichtete Bleiche, nach Art der hieselber, besteht zu Melle. Das allgemeine Erzeugniß der osnabrückischen Leinweberei ist noch immer das sogenannte Körnentlinnen, ein dichtes Gewebe größrer Gattung, welches starken Absatz (jährlich gegen 14,000 Centner) nach America, Holland und Spanien hat. Zur Sicherung der Qualität, und somit zur Aufrechterhaltung des Credits der Leinen, welche in den Handel kommen, bestehen die Schouwinkalen oder Leggen zu Osnabrück, Anlum, Birge, Bramsche, Quadenbrück, Melle, Iburg, Essen und Osterappeln, woselbst die Leinen hinsichtlich der Qualität, Länge und Breite untersucht, und dem Besunde gemäß gestempelt werden. Im J. 1832 wurden auf sammtlichen Leggen des Fürstenthums Osnabrück 5,979,093 Ellen Leinwand im Werthe von 566,012 Thlrn. gezeichnet. (Karmarsch.)

Osnabrückischer Friede, s. Westfälischer.

OSNING (ätere Form Osnig, Osnong). Der Döning dier vormals das mächtige, 24 Meilen lange, ganz von Granit und anderer unauflöslicher Gesteinsart freie, auch weder thonartige Steine, noch Erze enthaltende, und theilhalb auch nicht zu den Ganggebirgen zu zählende, aber doch unter den Fichtgebirgen einen hohen Rang behauptende Gebirge), von dem der lippische Wald einen Theil ausmacht. Es hängt mit den Gebirgen des Herzogthums Westfalen zusammen, theilt von dem Thale der Diemel an das Fürstenthum Paderborn beinahe in zwei

1) Mehrtes f. unter: (Gloster meler) Die Granitgebirge im Fürstenthum Lippe. Ein Beitrag zur geologischen Kenntniß desselben, in: Kleine Beiträge zur geschichtlichen und natürlichen Kenntniß des Fürstenthums Lippe (Pengo 1816). S. 60 fg.

gleiche Hälften, tritt hinter der Stadt Horn ins Pippis, geht ins Ravensbergerische und Donabrücker über, und verliert sich bei Bewegern in der Grafschaft Tecklenburg nicht weit von der Emse in der Gegend von Rhöne. Im engeren Sinne wurde Döning vorzüglich derjenige Theil des Gebirges genannt, der jetzt der lippische Wald heißt. Wohl unrichtig lernen neuerer Schriftsteller, namentlich Schaten, Fürstenberg u. s., dem alten Döning den Namen des teutonischen Gebirgs oder des teutoburger Waldes bei. In dem Berg Döning, an dem Throtmelli (Deimold) geheissenen Orte, war die erste der von Karl dem Großen im J. 783 gegen die Sachsen gelieferten großen siegreichen Schlachten¹⁾. Im J. 850 herrschte zwischen den beiden Brüdern, dem Kaiser Lothar und dem Könige Ludwig dem Frommen solcher Frieden, daß sie mehrer Tage zusammen sich in dem Hosninge an der Jagd ergötzen²⁾. Der Wald Döning, auch Döning und Döninge genannt³⁾, kommt nicht minder in Urkunden vor, namentlich in einer Karte des Großen, Otto's des Großen vom J. 965, Heinrichs II. vom J. 1002, und in andern von 1553 und 1338. Endlich ist auch der Döning der Heidenjagd nicht fremd geblieben. So kommt Dietrich von Bern an den Wald Döning, und hört dort in der Gasseberge, daß auf der andern Seite eine Burg liege, welche Drachenfels heiße, welche König Drusian besessen hatte u. s.⁴⁾ (Ferdinand Wachter.)

OSOGNA, großes Pfarrdorf im eigensächsischen Constanze Thale, an der Gotthardstraße, ehemals bis 1798 der Sitz des eigensächsischen Landobligts in der Riviera (s. Herrschaften, gemeine), liegt der Hauptstadt des Kreises und Bezirks Riviera. Das Dorf enthält einige schöne Gebäude, aber ein Theil der Gegend ist von früheren Überschwemmungen her unfruchtbar und schlecht angebaut; doch wird etwas Wein und Getreide gebaut; au-

ßerdem nähren sich die Einwohner von dem Baaren-Transport auf der Gotthardstraße. (Eicher.)

OSOGO, ein Beinamen des Zeus bei den Karern von Nylasa (Strab. XIV, 659). Denselben nennt Pausanias (VIII, 10, 4) Ogo. Man hat die eine Form nach der andern emendiren wollen, wahrscheinlich aber ist der Name bei Pausanias griechisch declinirt und der letzte Buchstabe nichts als das Zeichen des Accusativs von *Oyās*, wie die Verbindung es fodert: καὶ κατὰ οἱ Μύλασα ἱερὸς ἐς τὸν θεὸν τὸ ἱερόν, ὃν γὰρ ἐν ἱερῷ καλοῦσιν *Oyā*. Strabon dagegen stellt den karischen Namen unverändert hin: τὸν *Idē*, τὸν *Λονγὺ καλοῦσιν*. Ist diese Vermuthung gegründet, so würde die Form Osogo als ein zusammengefügtes Wort erscheinen, während Ogo die einfachere des Namens wäre. Die Merkwürdigkeit des Heiligtums war ein Zeichen mit Salzwasser, eben wie auf der Akropolis von Athen und im Heiligtume des Poseidon am Berge Aegion bei Mantinea, während die Stadt Nylasa, innerhalb deren das Heiligtum sich befand (Strabon) 80 Stadien vom Meer entfernt lag (Pausan.). Da in Griechenland an beiden Orten diese Zeichen dem Zeus der griechischen Poseidon heilig waren, ist auch hier der Gott nicht anders als in Beziehung auf das Gewässer zu denken, wie denn die Karer ihren Zeus unter vielemaligen Beinamen anriefen, den Herrscharen Gott Zeus (*Ξεπάριος*) im Dorfe Abrandia bei Nylasa selbst, den nach Herodots Angabe (V, 119. Vergl. Strab. I. e.) unter allen Menschen, so viel er wisse, nur die Karer verehrten, den karischen Zeus als den Schutzgott des ganzen Volks, an dessen Dienst auch die Lyder und Myser als verbrüderter Theil nahmen (Strab. I. c. Her. I, 171), den Gott des Goldschwertes (*Ζεὺς χρυσασπής*) mit einem ebenfalls alten Karern gemeinschaftlichen Heiligtume bei Stratonicea (Strab. XIV, 666), und zu Pabafos demselben Gott ein berühmtes Ziegenopfer brachten (Arist. Mir. ausc. vers. fin), sodas der Dienst des Zeus den aller andern Götter dort überwiegen und vielfache Ausbildung nach verschiedenen Richtungen hin erlangt zu haben scheint. Ist nun dieser Zeus Ogo oder Osogo ein Gott der Gewässer und erscheint seine Macht in jenem Tempel in einem selbstamen und heiligen Wasser, so ergibt sich die Möglichkeit, daß die Wurzel des Namens mit dem griechischen Namen des Isthros *Oygos*, *Ogen*, *Oeanos* zusammenhängt, und die abweichende Quantität des Anfangsbuchstabens kann bei der Verschiedenheit der Sprachen nichts dagegen austragen. Der Sylbe *Idē* würde dann eine Bedeutung zufallen, die entweder die Macht des Gottes oder die Bedeutsamkeit des Wassers angäbe. (Klunz.)

OSOPPO, eine Gemeinde im Districte XX. von Gemonia in der venetianischen Provinz Triest am linken Ufer des reizenden Tagliamentoflusses, unterhalb der Anhöhen, auf denen der Hauptort des Districtes liegt, in der untern Theil mit den Gesehien des Flusses weithin bedeckten Thalsfläche, drei Miglien von Gemonia entfernt, und an der von Dispadello nach S. Daniele führenden Straße gelegen, mit einer eigenen Pfarre, S. Maria,

1) Einhardi Vita Caroli Magni Cap. 8 bei Pertz, Man. Germ. Hist. Scripti. T. II. p. 447. Vergl. Einhardi Ann. zum J. 783 bei denselben. T. I. p. 165 und Annal. Lauris. p. 164. Über die Lage von der wegen dieses Sieges berühmten Kirche Hilsberg s. Fürstenberg, Moosm. Paderborn. längerer Ausgabe von 1714. S. 41, 42. Schaten versteht die zum Ansehen des Sieges der Franken über die Sachsen erbaute Kirche auf den Zinnenberg bei dem gleichnamigen Orte, indem er sich von dem Bauwerke einer alten verfallenen Kirche, welche sich auf dem Berge befindet, bestimmen läßt. Söhrenreiter (der Königsberg bei Brüggen, in den genannten Bezirken. S. 24—49) dagegen nimmt die noch bestehende Kirche zu Heiligenstein unter dem eine halbe Et. von Detmold liegenden Königsberg als das von Karl dem Großen gestiftete Denkmal. 2) Annales Xantenenses zum J. 850 bei Pertz, Man. Germ. Hist. T. II. p. 229. 3) Godelinus Persena (Cosmograph. Aetat. 6. Cap. 85. p. 276) nennt um das J. 1398 den zwischen dem Schlosse Dringenberg und Paderborn liegenden Wald Döning. 4) S. Müllinghaus Cap. 40 (von der Jagd des Überkungs I. Bd. S. 176). Nach Fr. v. d. Hagen ist Drachenfels entweder Drachenfels am Rhein, oder Drachenberg an der Weser in der Grafschaft Osnabrück. Nach ihm hat vom Döning aber Dietrich, einem Theile des teutoburger Waldes, wo Hermann die Räder schlug, vor Donabrück den Namen. Nach Fürstenberg S. 47 hat Donabrück früher vielfach Osnabrückthea geheißen, und das Hilsfeld, gleichsam Döningthal, und Döningstempel, gleichsam Döningstempel.

vier Kliall- und zwei Nebenkirchen, einer Schule, einem ausübenden beideten Meier und den meisten städtischen Gewerben, mit weichen, sowie mit dem Feldbaue, die 1249 Einwohner desselben beschäftigt sind. Auf einem 88 Fuß hohen Felsen, der sich an diesem Ort erhebt, liegt das kleine alte, aber von Natur feste und durch die Kunst noch mehr verstärkte Castell und Fort (Fortezza d'Ossopo) mit einer kleinen Garnison, einem Festungs-Commando und einem Artillerie-Districts-Commando. Diese kleine Festung wurde mehrmals eingeschlossen und die Übergabe derselben erzwungen. — Ossopo ist ein sehr alter Ort, der wahrscheinlich schon zur Zeit der Römer ebenso wie das benachbarte Gemona erbaut worden ist. Paulus Diaconus (IV, 38) führt Ossopo auch unter jenen Orten auf, in welchen die Langobarden beim Einfälle der Aaren Sicherheit suchten und fanden. (G. F. Schreiner.)

Osorio (Genealogie), s. Osorio.

OSORIO (Geronymo), Bischof von Syloes in Aegobien, aus einer angesehenen, um das Vaterland verdienten Familie entstammend, war im J. 1506 zu Lissabon geboren. Schon im Knabenalter bewunderte man seine Fertigkeit in der lateinischen Sprache und zu Salamanca, wohin er sich in seinem 13. Jahre begab, erwarb er sich eine gründliche Kenntniss der griechischen Literatur. Dann studirte er, 19 Jahre alt, zu Paris die Aristotelische Philosophie und zu Bologna die Theologie. Nach der Rückkehr in sein Vaterland erklärte er, dem Wunsche des Königs Johann gemäß, zu Coimbra die heilige Schrift, erhielt dann die Pfarrei von Tavara, wurde nach einiger Zeit Archidiaconus von Osorio und endlich Bischof von Syloes. Als der von den Jesuiten zu einem weiten Schwärmer erzeugene König Sebastian zur Regierung kam, beschloß er einen Zug nach Afrika zu unternehmen, um die Ungläubigen zu bekämpfen, und verzögerte, daß ihn Osorio begleiten sollte. Dieser suchte den König durch dringende Vorstellungen von einem so gefährvollen Unternehmen abzubringen, und da er es nicht vermochte, begab er sich unter einem scheinbaren Vorwande nach Rom, wo er bei den wissenschaftlichenden Papste Gregor XIII. die günstige Aufnahme fand. Nach einem Jahre rief ihn Sebastian zurück, und bald darauf erfolgte, was der verständige Priost befürchtet hatte. Voll von der Hoffnung, Fez und Marokko zu erobern, unternahm der König seinen Zug nach Afrika, allein er selbst blieb in der Niederlage, die seine Armee am 4. Aug. 1587 bei Alkassar erlitt. Das Ungemach, das nun über das Reich kam, war für Osorio um so schmerzlicher, da er seinen Patriotismus verkannt sah, und man ihn unanständige Absichten zur Last legte. Er zog sich zurück in die Einsamkeit zurück, und starb zu Tavira den 20. Aug. 1580. Osorio war eine Herde seines Stondes und seines Vaterlandes, durch seinen edlen Charakter, sein würdiges und kluges Benehmen unter oft gesahrvollen politischen Stürmen, seine mannichfaltigen geistlichen Kenntnisse und seine geistreichen Schriften, die zum Theil noch jetzt geschätzt und benutzt werden. Das ihm gehört vornehmlich seine meisterhafte Geschichte des Königs Emanuel des Großen: *De rebus Emmanuelis,*

Lusitaniae regis invictissimi, virtute et auspicio, annis sex ac viginti, domi forisque gestis, libri XII. (Olyssipono 1571. fol. höchst selten, wie mehr der folgenden Ausgaben Colon. 1574, 75, 76, 81, 86, 97, 1603. 8. Coimbra 1679. Vol. III. Ib. 1791. 12. Teusch [von J. T. Dominicus] Leipzig 1795. 8. Französisch [von S. Goulart] in Hist. do Portugal. Par. 1587. Holländisch Rotterdam 1663. Zwei Theile. 12. Englisch London 1752. Zwei Theile.) In Hinsicht auf die echt römische Latinität, die geschichtliche Anordnung und Beteiligte des Stoffes und die Verbindung desselben zu einem harmonischen Ganzen, die Treue und Wahrscheinlichkeit der Darstellung, die pragmatische Entwicklung der Begebenheiten nach Ursprung und Folgen, die unparteiische Würdigung wahrer Verdienste und die streitmüthige Kühn begonnener Unternehmungen, die überall durchdringende Milde und tolerante Denkart des Verfassers und seiner heiligen Bäume für alles das Wahre und Gute, behauptet dieses Geschichtswerk einen vorzüglichen Rang in der portugiesischen Literatur. Unter seinen didaktischen Schriften sind mehrere, die nicht nur der schönen Diction, sondern auch des reichhaltigen, selbstgedachten Inhalts wegen geschätzt werden: *De nobilitate civili lib. II.* et *de nobilitate christiana lib. III.* (Olyssip. 1542. 4.), auch mit dem Buche *De gloria lib. V.* (Florent. 1552. 4.) oft getruet, besonders Antw. 1635 mit des Verfassers Leben. *De regis institutione et disciplina lib. VIII.* (Colon. 1574. ed. P. Brisonius Par. 1583. fol.) *).

Noch größer ist die Zahl der theologischen Schriften, als: *De justitia coelesti libri X;* *de vera sapientia libri V;* in *epistolam Pauli ad Romanos libri IV;* *paraphrasis in Iobum libri III;* *paraphrasis in Psalmos;* *comment. in parabolis Salomonis;* *paraphrasis in Salomonis sapientiam;* *paraphrasis in Isaiam libri V;* *commentarius in Oseam prophetam;* *commentarius in Zachariam;* *oratio in laudem divae Catharinae;* in *evangelium Johannis libri XI.* Hierher gehören auch *Admonitio ad Elisabetham reginam Angliae* und *Epistola ad Elisabetham Angliae reginam*, worin Hieronymus sich bemühet, der Königin die Irrthümer der anglikanischen Kirche aus einander zu setzen und sie zu der katholischen Religion zurückzuführen. Die einzige Frucht seiner Bemühung war aber eine Controverse mit Walter Haddon, gegen den Hieronymus schrieb in *Qualiter Haddonum, Elisabethae reginae magistrum libellorum supplicum* (Maire de requetes) *de vera religione libri III.* Die meisten dieser Schriften erschienen einzeln zu Lissabon, später wurden sie durch des Bischofs Meffen gesammelt und zugleich mit dessen Briefen, der obengenannten Defensio sui nominis,

*) *Antonii bibl. hisp. nov. T. I. p. 449. Teissier, Eloges des hommes sav. T. III. p. 186. Crenii animad. philol. P. III. p. 221, 225. Godes floril. libr. rar. p. 255. Mém. de Nicéron. T. XI. p. 202. XX. p. 50 nach der frucht. Übersetzung 9. 26. S. 306. Hayle Dict. Chateauf. Dict. Arceval. bibl. hist. Vol. V. P. II. p. 164. Bachet's Gesf. b. h. p. 164. 1. 26. S. 303.*

und einer Lebensbeschreibung, als *Opera omnia* (Romae 1592) in vier Bänden Fol. herausgegeben. Hieronymus merkwürdig auch als letzter Bischof von Syrakus, denn das Bisthum wurde nach seinem Tode nach Syrakus verlegt, war ebenso fromm und mildthätig als unerschrocken und fleißig; er unterrichtete verschiedene gelehrte und tugendhafte Leute in seinem Palais und ließ sich über der Last jederseits ein Stühl aus dem heil. Bernhard vorlesen. — Der Kette, von dem wir die Gesamtausgabe von des Bischofs Werken haben, Hieronymus D'storii, war Domertus zu Crotto und schrieb notationes in Hieronymi Osaorii (des d'Orléans) paraphrasin psalmodum; paraphrasin et commentaria in Ecclesiasten et Canticum Canticoorum, und vielleicht auch Catalogum Archiepiscoporum ecclesiae Eboracensis.

(v. Stramberg.)

OSORIUS *Leach.* (Insecta). Eine Gattung Käfer aus der Familie Helychryta in der Ordnung Pentamera (*Latreille in Cuvier's régime anim.* ed. 2. IV, 438) zunächst mit *Oxyphorus* und *Zyphorus* *Dalmann* verwandt. Sie haben einen zylindrischen Körper, alle Schienbeine sind breit und gedrückt, der Kopf ist so breit als lang, der Thorax hat die Gestalt eines verkrüppelten Herzens und ist hinten abgeflacht, die Fühler, zum größten Theile schiffelförmig, gegen das Ende unmerklich verjüngt, sind kürzer als Kopf und Bruststück zusammengezogen; die Mandibeln sind kürzer als der Kopf, stark gekrümmt, endigen in eine einfache Spitze, das Kinn ist groß und schiffelförmig. Die wenigen Arten leben im französischen Guiana, auf Madagaskar und in Brasilien. Sie sollen durch ihre Lebensweise die Staphylinen mit den Bostrichinen verbinden. O. ater ist abgebildet in *Spix doctus anim.* artic. t. 7, daseibst auch O. brunipes beschrieben. *Dejean (catalogue ed. 2)* führt auch an: O. tardus, brasiliensis, americanus und madagascariensis. Von O. incisuratus *Latr.* f. Abb. und Besch. in *Abhandl. der berl. Akad.* aus d. J. 1832. S. 139. t. 1. f. 13.

(D. Thon.)

OSPEDALETTO auch **OSPITALETTO**, auf älteren Karten Hospitaletto. 1) Der Hauptort des 2. Districts der Prov. Brescia des lombardisch-venetianischen Königreichs, von welchem der ganze District den Namen führt, an der von Brescia theils nach Mailand und auch nach Bergamo führenden Haupt-Commercial- und Poststraße, von der Hauptstadt 6½ Meilen oder 52 Meilen entfernt, in der lombardischen Rache gelegen; mit einer eignen zur Diocese von Brescia gehörigen Pfarre a. S. Giov. Maggiore, zwei Ausflüßkirchen, einem Districtcommissariat, zu welchem 7 Gemeinden gehören, einem Schuldistricts-Inspectorat und zwei Notaren. Hier wird jährlich am 26. Mai eine Fiera gehalten. Die Pöskation wechselt Pferde mit Brescia (8 Meilen oder 1 Post), mit Chiari auf der Straße nach Mailand (8 Meilen oder 1 Post) und mit Palazzolo auf der Straße nach Bergamo (12 Meilen oder 1½ Post). Der Boden um diesen Ort ist leicht, die obere Schicht feicht, die untere mit Gerölle angefüllt. Wegen Korden sieht man die Hügel Robengo, S. Jano und Ca-

migone; östlich von diesem Gemeintheile läuft der dieses Erdreich begrenzen- de Canal la Serviola vecchia di Chiari vorüber, welcher vom Fluß Oglio hergeleitet ist. 2) Ein Flecken in der venetianischen Provinz Padua, an der von Padua nach Legnago führenden Straße, zwischen Montebelluna und Este, nahe bei dem letztem Städtchen gelegen, mit 3080 Einwohnern; östlich von diesem Dorfe geht der Canal di S. Caterina d'Este vorüber. 3) Ein Gemeintheil im District V. von Casalpusterlongo in der Provinz Venedig und Crema in der Lombardie, südlich in der Nähe der von dem Hauptorte des Districts nach Padua führenden Straße vier Meilen von dem ersten Ort und ungefähr fünf Meilen vom Po- fuß entfernt, mit einem Gemeintheil, einer eignen, zum Bisthume Venedig gehörigen Pfarre di S. Pietro Apostolo, zwei Kapellen und einer Käsemacherlei. Ungefähr drei Meilen westwärts fließt der Lambroflus vorüber, dessen Fluten zur Bewässerung der Gemeintheilen trefflich benutzt werden. Zu dieser Gemeinde gehören die Frazioni: Gassina di Pozzo, Malpensata, S. di Sopra und S. Mandella. 4) Ein Vorort des venetianischen Districts-Hauptortes S. Germano, in der Provinz Friaul, im dreiten und durch viele Siebthäme vermaul- ten Thale des Tagliamento, in der Ebene an der von Villach über die Ponteba nach Udine und S. Daniele führenden Poststraße gelegen, die im J. 1633 angelegt und ganz neu gebaut worden ist. Sie hat eine Poststation, welche mit Resculia (1½ Post), Gollato auf der Straße nach Udine (1½ Post) und mit S. Daniele auf der Straße gegen die Tagliamento-Brücke (1½ Post) Pferde wechselt. Der Ort ist freundlich und gut gebaut, der Boden feucht und minder fruchtbar. Der Riobianco richtet in der Dorfstrasse großen Schaden an. Rings um diesen Ort fließt am 11. Apr. 1809 ein Gefecht unter dem f. f. österreichischen Obersten Volkmann vor, welches er dem französischen General Broussier, der die Vorposten der italienischen Armee commandirte, lieferte, und worin er ihn zum Rückzuge zwang. 5) Ein Dorf im Landgericht Ivano im trienter Kreise Südtirols. Es liegt am linken Uferntauer in Balsugana, zwischen Borgo di Balsugana und Origno, an der von Trient über Per- gine nach Passano führenden Post- und Commercial- straße. Die hier befindliche Erpöskatur mit zwei Pfarren gehört zur Pfarre Strigno und liegt im Defanat Strigno in der bischöflichen Diocese von Trient, die außer- halb des Dorfes Ospedaletto eine Kirche der heil. Jung- frau Maria, genannt della Rocchetta, und zählt im J. 1825 665 Pfarrinder. Der Boden ist theils sandig und theils feicht, die Gegend wird durch viele Wildbäde ver- wüthet, unter welchen der Gieppenna hier der bedeutendste ist. Die Poststraße wird in der Gegend dieses Dorfes sehr oft durch die von der Höhe herabfließenden Fels- stücke gefährdet und beschädigt. Hier und in andern Orten des Balsugana wird die Zucht der Seidenraupe

*) S. das Her von Jauerthierreich unter den Beschreibungen des Erzherzogs Johann im Kriege von 1809 in Italien, Tyrol und Ungarn. (Leipzig und Altona 1817.) S. 57 fg.

sehe fast getrieben, viele Salami-Würste gemacht und mit diesen sowohl als auch mit Kastanien harter Handel nach Deutschland getrieben. (G. F. Schreiner.)

Osenpöhl, von, f. Hosenpöhl.

OSPHAGUS, alter Name eines Flusses in Maſſaſſonien, in der Nähe des Flusses Erigone bei Livius XXXI, 39.

OSPHROMENUS Commerson (Pisces), von *ὄσφρουμος*, daher nicht *Ospromenus* wie Klaproth fälschlich schreibt.

Diese Fischgattung gehört zur Ordnung der Stachelhäuter (Acanthopterygii) und zur Familie der Pharyngiens labyrinthiformes (Cuvier règne animal 2. II. p. 228. Cuvier et Valenciennes histoire naturelle des Poissons. Edit. In 4. VII. p. 282) und hat alle Kennzeichen der Gattung Polyoanthus, nur mit dem Unterschiede, daß die Stien nach Unten etwas concav ist, die Afteröffnung größer ist als die Rückenöffnung. An den unteren Augenbogen findet sich eine ganz feine Zählung und ebenso unten an Vorkiemendeckel; auch ist der erste weiche Strahl der Bauchflossen sehr verlängert, in dem Kiemendeckel zählt man sechs Stacheln, und der Körper ist sehr zusammengedrückt.

Diese Gattung enthält vorläufig nur eine Art, den sogenannten Gurami, denn ein Paar andere sind noch sehr zweifelhaft, diese aber ist merkwürdig durch ihre Größe und ihr vorzügliches Fleisch, in jener übertrifft sie sogar die Scholle und Du Petit-Bois hat öfters Stücke von 20 Pfund Gewicht gefressen, und es gibt noch größere. Commerson sagt in seinen Schiften, daß er nie etwas Köstlicheres von Fischefleisch gegessen habe, weder von Meer noch von Süßwasserfischen: Nihil inter pisces tam marinos tum fluviales exquisitius unquam degustavi. Er fügt hinzu, daß die Holländer in Batavia diese Fische in sehr großen hölzernen Gefäßen ernähren, indem sie ihnen jeden Tag frisches Wasser geben und als Nahrung allerlei Wasserkräuter, besonders aber die Pistia natans; auch berichtet er, daß man in den Magen und Eingeweiden derselben nie etwas anderes als solche Wassergewächse, in dichten Massen zusammengedrückt, finde. Dagegen bemerkt aber Du Petit-Bois, daß die Gurami aus Isle de France nicht so leichtlich sind, vielmehr sich hauptweise in der Nähe der Küste sammeln und die frischen Excremente gierig verzehren.

Commerson meint, daß dieser Fisch von China nach Isle de France gebracht worden sei; die Einwohner dieser Insel haben ihn anfangs in Fischbehältern gepflegt, er ist aber daraus in die Flüsse entkommen und findet sich jetzt dort in großer Menge frei lebend, zu denjenigen Fischen gehörend, welche eine wohlbesetzte Tafel schmücken.

Auch die französischen Colonien in Amerika hat man mit diesem Fische zu versehen gestrebt, und es fragt sich nur, wer der Beglückter gewesen sein mag. Cuvier spricht davon, daß der Capitain Philibert, dem der Pflanzgarten in Paris viele schöne Gärten verbanke, diese Fische transportirt habe, ja daß es ihm sogar gelungen sei, ein

Stück lebend bis ins Angeficht der französischen Küsten zu bringen; dagegen wird wieder andernwärts bemerkt, daß das Verzeichniß dieser Verpflanzung dem Ritter Moreau de Jonnés zukomme. Es heißt nämlich im Dictionnaire de sciences naturelles XXXVII. p. 14, daß Moreau de Jonnés dem Erminister vorgeschlagen habe, Gurami nach den amerikanischen Colonien zu bringen, wo das Klima sich wohl zur Fortpflanzung dieses Fisches eigene. Dieser Gedanke wurde mit Begehrtheit ergriffen und es wurden in der That gegen das Ende des Jahres 1819 hundert Stücke dieses Fisches eingeschifft. Während der Überfahrt wurden viele von ihnen blind, aber es gingen nur 23 zu Grunde. Gayenne empfing auf diese Weise 25 Stück, die übrigen wurden zwischen Guadeloupe und Martinique vertheilt. In der ersten und letzten dieser Colonien haben sich die Fische allerdings fortgepflanzt. Zu diesem Berichte fügt der französische Naturforscher Bory de Saint-Vincent hinzu (Dictionnaire classique d'histoire naturelle XII. p. 492): Der Name des echten Wollfisches der Menschheit, der zuerst die Kartoffeln nach Europa brachte, ist unbekannt, aber die Nachwelt soll wissen, daß der Ritter Moreau de Jonnés zuerst den Gedanken gehabt hat, dem Erminister vorzuschlagen, einen Luftsack nach den Antillen zu versenden; sie soll wissen, nach dem Ausbruche des Berichterstatters, B. Gloquet, daß ein aus so reinen Affichten größter Wunsch erfüllt worden ist, sagen wir vielmehr, fügt dieser Schriftsteller, der einen so hohen Werth darauf legt, daß die Gurami des süßen Wassers zur See reiten, tingun, welche unschätzbare Fortbeile die Kranke in den Hospitälern davon ziehen werden, denn Alles läßt hoffen, daß man bald in Überflus in den Militärspitälern Fleisch vertheilen könne in jenen Gegenden, wo eine glühende Sonne zu reißt. Wie lassen, fährt B. de St. Vincent fort, diesen philanthropischen Ideen, welche sich in den von uns ebenangeführten blühenden Werken aussprechen, volle Gerechtigkeit widerfahren, zweifeln aber, daß das Fleisch des Gurami einen Gegenstand der Aufmerksamkeit in den Hospitälern von Gayenne und St. Pierre ausmachen werde. Nur die reichen Liebhaber einer guten Mahlzeit werden es kosten können und einen Gurami so theuer bezahlen als eine Aile (Clupea Alosa) von 6–8 Pf. zu Paris. Als Freund der Göße, welcher ein ebenso großer Freund der seinen Kochkunst, als großer Kritiker war, Schnepf (Blaufeldern, Salmo Wartmanni) aus dem Bourgetsee kommen ließ, um sie in die Pommernseen zu verpflanzen, wo sie den Namen Waren* empfangen haben, dachte er nicht daran, damit die Hospitälern von Götting und Eutin zu unterstützen, sondern den philosophischen Soupers ein Mehr zuzufügen, und wir sind der Meinung, daß es einem verlässlichen Gouvernement viel mehr zieme, die Einführung der Bichu in unsere Pommern zu versuchen, als sich um die Beförderung einiger amerikanischer Flüsse mit Fischen abzugeben. Ob wie gleich während unsrer Aufenthalts

*) Hier irrt der lausige B. de St. Vincent, denn Coregonus Marzoni und Wartmanni sind allerdings verschiedene Fische.

zu Jole de France das Fleisch des Surami sehr liebten, so ist uns doch nicht in den Sinn gekommen, uns, feines Transports halber, auch nur eines Glases Wassers zu entsäuern, dagegen haben wir im J. 1815 dem Miniſterium, welches durch unsere Segenwart in Verlegenheit gesetzt ward, das Anerbieten gemacht, aus unserm ungeordneten Eril einen Nutzen zu ziehen, indem man uns den Gefahren aussetzte, welche das Aufsuchen der kostbaren Rikuan in ihrem Vaterland und der Transport derselben in das unsrige brachte. Der Seeminister, der ohne Zweifel nicht meinte, daß solche Hausdiere, deren Fleisch nicht so kostbar ist, als die Wolle, Suramis werth wären, würdigte unsern Vorschlag keiner Antwort, nahm aber den von Moutreau de Jonnés an; es hat also folglich eine Compensation stattgefunden. — Soweit B. de St. Vincent.

Die einzige Art dieser Gattung, *O. olfax*, hat einen behen, zusammengebrückten Körper, der von der Seite gesehen länglich ist, die Höhe ist etwas weniger als zwei und ein halb Mal in der Länge enthalten und die Dicke etwas weniger als viermal in der Höhe. Der Mund ist etwas vorstreckbar, seine Spalte geht nicht bis an das Auge, der Unterkiefer tritt etwas hervor. In beiden Kiefern stehen seine, sammtartige Zähne, deren äußere Reihe einige längere, mehr häfenförmige zeigt, im Saumen stehen aber keine. Die Zunge ist glatt und ihre Spitze nicht frei, die zwei Nasenöffnungen sind klein und stehen von einander. Die Schnauze, von dem Raume zwischen den Augen an gerechnet, ist ohne Schuppen, ebenso die untern Augenbogen und die Kiefern, mit Ausnahme der Wurzel des untern; aber der ganze übrige Kopf, sowie die Kehle und die Haut, welche die Kiemen verbindet, sind beschuppt. Die Rückenflosse hängt über der Mitte der Brustflossen an, Anfangs mit sehr niedrigen Strahlen, die bis zum 14. an Länge zunehmen, die folgenden zwölf weichen Strahlen verlängern sich noch bis zur 5., 6. und 7., welche einen vorstreckenden Winkel in dieser Flosse bilden; zwischen derselben und der Schwanzflosse bleibt ein nackter Raum, ungefähr von $\frac{1}{4}$ der ganzen Länge; die Afterflosse, welche auch vor der Rückenflosse entspringt, geht weiter nach hinten, denn nachdem sie mit ihrem weichen Theil einen Vorsprung gebildet hat, vereinigt sie sich durch einen kleinen Hautrest mit der Schwanzflosse. In ihr stehen elf Strahlen und 19 weiche Strahlen, welche meist alle lang sind. Die Ektoden sind, wie die der Rückenflosse, zwischen den Schuppen des Rückens verborgen. Die Schwanzflosse ist zugernbet oder geküßt, und hat 16 Strahlen; die Brustflossen sind lateral und mittelständig groß, und haben 14 Strahlen. Die Bauchflossen entspringen etwas weiter hinten als die Brustflossen. Ihr Stachel ist von mittelständiger Größe, aber ihr erster weicher Strahl reicht fast bis an das Ende der Afterflosse; der zweite ist nicht größer als der Stachel und die drei andern werden nach und nach kleiner. Dieser Fisch hat große Schuppen, so daß man nur 30 große und einige kleine auf einer Linie zwischen der Kieme und der Schwanzflosse zählt; senkrecht zählt man in der Mitte des Körpers 18.

Die Schuppen reichen nicht weit über die Basis der Schwanzflosse, noch über die weichen Theile der Rücken- und Afterflossen. Sie sind ringsherum zugernbet, am äußern Theile fein punktiert und gefranzt; der verborgene Hälftertheil hat ungefähr 15 Striche und die Seitenlinie sind so fein gestreift, daß man sie nur unter einer starken Loupe unterscheidet. Die Seitenlinie steht bei dem ersten Drittel der Höhe und reicht bis an die Schwanzflosse ohne Unterbrechung und ohne Bogen.

Gommeson gibt die Farbe des lebenden Fisches folgendermaßen an: Kopf, Rücken und alle Flossen sind dunkelröthlich braun, die Schuppen der Stirn und des Bauches haben ein silbernes Mittelfeld und einen braunen Rand, wodurch ebenso viele Flecken oder rhomboidale Maschen entstehen, als Schuppen vorhanden sind. Im Weingeist erscheint die Farbe desgoldbraun und durch Schiller zeigen sich dunklere, senkrechte, vertikale Linien und der Rand der Schuppen scheint dunkler als die Mitte, die Flossen aber sind es wirklich. An der Wurzel der Brustflosse bemerkt man einen braunen Fleck und einen schwärzlichen Strich, der sich vom Auge an das Ende der Schnauze zieht. Bei den weissen zeigen sich 8—10 dunklere und hellere Querbinden und ein runder, schwärzlicher, mehr oder weniger deutlicher Fleck an der Seite des Schwanzes unterhalb der Seitenlinie.

Die Blätter im Kalyptrich des Surami sind fast so complicirt als bei der Gattung *Anabas*, und weit mehr als bei allen andern Fischen dieser Familie. Es sind nach hinten zu vier Hauptblätter vorhanden, welche nach vorn sich auf zwei reduciren, und von denen das äußere fünf bis sechs Anektblätter trägt, doch sagt Cuvier selbst, daß das ganze Organ nur durch den Anblick deutlich werde.

Der Surami gehört zu denjenigen Fischen, welche eine eigene Gattung für ihre Zungen tragen und Harbrowe erzählt im Zoological Journal Nr. 15 davon, was er auf Jole de France beobachtet hat. Man hält daselbst in mehreren diesen Fisch, welcher von China und Batavia eingeführt, sich außerordentlich vermehrt hat, und zu den schmackhaftesten Fischen gerechnet wird. Sie laichen am Ufer im hohen Grase, welches sie unter einander wirren. Sie geben sodann nicht von der Stelle, und jagen jeden andern Fisch weg, auch einen Monal nachher, wo die Jungen in Menge am Ufer herumkriechen. Die größten messen 19 Zoll, in der Breite 7 $\frac{1}{2}$ Zoll. Der Fisch ist von großer Wichtigkeit und kommt häufig auf die Märkte. (D. Thom.)

Osphya, f. Nothus.

OSPHYALGIE, OSPHYALGIA, der Leiden schwer, das Leidenweh, Lumbago; auch das Hüftweh, der Hüftgelenkschmerz, *Ischias*. S. d. Art. (*Wiegand*).

OSPHYARTHROCAE, der innere Hüftgelenksabkess, der Hüftgelenksfleck, *Arthrocaec*, *ischiaschid*, *Coxalgia*. S. d. Art. (*Wiegand*).

OSPHYTIS, OSPHYARTHROSIS, die Entzündung der des Hüftgelenks konstituierenden Theile (*Ischias inflammatoria*, *Coxitis*).

OSPIRU (truische Heilensage), die Gemahlin des 51.

Königs Attila, rath ihm, um Walthern von Besitzen kein an das Heunenland zu lassen, und zu verhindern, daß er nicht wie Hagan entfiele, ihn mit einem heunischen Mädchen zu verheirathen. Desiru wird Edels Gemahlin in dem Walthersbilde *) genannt. Von den vielen Weibern, die Attila hatte, sind aus der Geschichte bekannt Gerca, Recca und Idico, und aus der andern teutschen Heldensage Heide oder Erka, und nach ihrem Tode Ghriemild.

OSPO, ein Dorf im lissianer Kreise des österreichischen kaiserlich-königlichen Gouvernements in jener Fläche am Fuße des Gebirges gelegen, welche sich vom Reerebuser bei Zauls in der Nähe von Triest südöstwärts dahinzieht, mit einer Dekanats-Pfarre der bischöflichen Diöcese von Triest und Caps d'Isria, welche von zwei Priestern versehen wird und im J. 1830 1360 Eingefasste zählt, einem Schuldistricte, Inspectorat und einer Elementarschule. Über die Pfarre steht der Gemeinde das Patronat zu. Zu dem gleichnamigen Dekanat, dessen Sprengel im J. 1830 5736 Erteln umfasste, gehören die Pfarreien Ospos, Logbe, Govebo und die unabhängigen Curatien Balmovra, Rocera und Antigiano. Durch diesen Ort geht von Zauls und Garsana ein Saumweg über das Gebirge, und die Dörfer Gabroviza, Londe, Govebo und Guiliche bis zur Einmündung in die Straße von Caps d'Isria nach Pinguente, welcher von den frainer Weinbädern und von den aus Istrien direct nach Triest Reisenden häufig betreten wird. Die Gegend ringum ist fleinig, aber eben erst bei Ospos steigt das Gebirge empor. (G. F. Schreiner.)

Osposporium Corda, f. Vermicularia Tod.

OSQUIDATES, alter Name eines Volkes in Gallia Aquitania. Plinius (H. N. IV, 19, 33) nennt O. montani und O. campestris. Etwas Genaueres über die Lage desselben läßt sich nicht ausmitteln; manche Geographen verlegen dasselbe zwischen Bourdeaux und Bayonne. (H.)

OSRED, König von Northumberland, des Königs Alfreds Sohn, folgte nach dem Tode seines Vaters im J. 705 auf dem Thron, als ein Knabe von ungefähr acht Jahren, regierte elf Jahre bis zum J. 716, wo er von seinem Verwandten Cosred (Konred) des Lebens und Thrones beraubt ward †). (Ferdinand Wächter.)

OSROES, OSROENE und OSROENI, Osroene heißt ein Theil des nördlichen Mesopotamiens an der

Östseite des Euphrat. Die Grenzen lassen sich nicht genau bestimmen, aber die Lage der Landschaft kann man aus den Städten entnehmen, welche als dazu gehörig genannt werden. Dabin gehören Oessa, als die Hauptstadt (Eutop. VII, 9), Batna (Ammian. Marcell. XXIII, 4) und bei den Kirchenmodern Garra, Galsinell und Kirba. Dieser Umfang fällt ziemlich mit dem zusammen, was man unter dem Namen Antemusia begriff. Umfaßt zwar Antemusia nach der Theilung Mesopotamiens bei Dilemas nicht das ganze Gebiet des ebenbezeichneten Osroene, sondern nur dessen nördlichste Strecken, so wird doch auch Antemusia weiter nach Süden ausgedehnt, z. B. bei Ammianus (XIV, 9), der hier Batna so gut zu demselben, wie dort zu Osroene rechnet, sowie Strabon (XVI, 514) den Osoboras in Antemusia findet, der nach den obigen Angaben auch von Osroene einbegriffen gewesen sein muß.

Antemusia (die blühende) hatten die Griechen das Land, und zwar mit Recht, genannt. Osroene war der einheimische Name, der von einem arabischen Fürsten Osroes kommen soll (Procop. Pers. I, 17). Denn Araber überschwebten diese Gegenden frühzeitig, so daß auch diese Theile Mesopotamiens Arabien genannt werden (Plin. V, 24). Die Benennung Osroene war hauptsächlich erst in den spätern Zeiten gebräuchlich. Doch kommen schon zu des Grassus (Dio Cass. XL, 19) und des Trajan (Eutop. VIII, 2. Dio LXVIII, 18, 21) Zeiten Könige der Osroenen vor. Ein Osroene heißt bei den Kirchenmodern in diesen Gegenden bis in das 7. Jahrhundert, mit der Hauptstadt Oessa und ist unterschieden vom eigentlichen Mesopotamien, worunter der nördlichere Theil über dem Berge Masius mit der Hauptstadt Amida verstanden wird. Das Wort wird, nach Art der morgenländischen Namen, verschiednen geschrieben: Osroes und Osdroes, Osroen, Osroeni und Osdroeni, — was weiter keinen Unterschied macht. Wahrscheinlich ist der heutige Name Oessa's: Ossa, Osroa, aus demselben Wort entsprungen, wiewol man auch eine andere Ableitung desselben angibt.

Die Natur der Landschaft Osroene ist im Allgemeinen die der übrigen Theile des mittlern Mesopotamiens: das Land beinahe ganz eben, reich und fruchtbar an allen Gewächsen, besonders bei einiger Bewässerung, das Klima im Winter mild, im Sommer heiß, aber der Saum und die Heusäcken sind auch die äußersten Plagen (Kossmüller, Handbuch der bibl. Alterth. I. 2. S. 136, 140).

Die Geschichte fällt mit der Mesopotamiens zusammen. Perser, die makedonischen Könige in Syrien und dann die Parther und Römer waren die Beherrscher. Durch die Kriege zwischen den Römern und Parthern, durch die Einfälle der Araber und Armenier litt das Land außerordentlich, und konnte weder zu Selbstständigkeit, noch zu blühender Cultur gelangen. Nach allen Seiten offen, ohne natürliche Verteidigungsmittel an den Verbindungsstraßen zwischen dem östlichen und westlichen Asien war sein Schicksal schon durch die äußerlichen Verhältnisse bestimmt. Noch bis auf den heutigen Tag ist

*) Waltharii poësis, mit dem andern Titel: Inc. Historia Waltharii bei Wotter) Beiträge zur Geschichte und Literatur aus einigen Handschriften der markgräflich-bavischen Bibliothek. S. 216, bei Fischer, De prima expeditione Attilae Regis Hunorum in Gallias ac de rebus gestis Waltharii Aquitanorum principis Carmen Epileum aenei VI. über den Verfasser des lateinischen Gedichtes entweder Osard von St. Gallen oder Osward von Fleury f. R. Wächter, Forum der Kritik. 2. Bd. I. Abth. S. 43, 44 und Oswardus von Art bei Perz, Mon. Germ. Hist. Script. T. II. p. 118.

†) Bede, Hist. Eccles. Lib. V. Cap. 19. (cliner Ausg. von Bedae Oper. vom J. 1612. S. 154). Cap. 21 (S. 158). Cap. 25 (S. 166).

dieses nicht geändert, sondern die Bewohner des Küstenlandes der Kurden und Araber Preis gegeben. Vom Jahre 137 vor Chr. bis 216 nach Chr. beherrschten den Staat von Deroene nach einander 28 Fürsten, deren jeder den Titel Agbar führte, ein Name, der aus dem parthischen Wort *Awagbar*, d. h. ganz vorzüglich, ausnehmend, entstanden ist (*Th. S. Bayer, Historia Osrhoena et Edessena e numis illustrata, Petrosab. 1734*). Dabei bei den römischen und griechischen Schriftstellern mehrer Könige unter dem Namen Agbarus vorkommen, namentlich ein solcher bei der Niederlage des Grassus durch die Parther (*Dio Cass. XL, 19*), und der berühmteste, jener Zeitgenosse von Jesus, welcher den bekannten Brief an Christus geschrieben haben soll, den Eusebius nebst der Antwort aufbewahrt hat. (*Kirchengeschichte. I. B. 13. G.*) (*Völker.*)

OSRUN, 1) Ibn Abi Esron (ابن أبي عسرون), mit seinem ganzen Namen Abu Sa'd Abdallah Ben Muhammed Ben Hibatalah, gewöhnlich Ibn Abi Dürum genannt, gehörte der Secte der Schafaiten an, und schrieb in ihrem Geiste mehrere ausgezeichnete Werke. Unter ihnen heben wir folgende heraus: a) „Keltung dessen, der die schafaitische Secte beredt vertheidigen will (*لرشاد العرب في نصرة المذهب*)“. Doch blieb das Werk wegen seines Todes, der ihn plötzlich überraschte, unvollendet; b) eine Apologie (*انتصار*) der schafaitischen Lehreinrichtungen, in vier Bänden; c) eine Aufmunterung zum Studium der schafaitischen abgeleiteten Rechtslehren (*تنبيه في الفروع*); d) ein Tractat über die Frage, ob ein Blinder zu dem Richteramte zugelassen sei oder nicht. Er schrieb das Büchlein im Auftrage der Blindheit und entschied sich für das Erstere; e) die erleichterte Methode in der Dialektik (*التيسير في الخلاف*); f) eine Hetwosammlung; g) nützliche Belehrungen über die Ansichten seiner Seele (*فوائد المذهب*), die er ursprünglich von seinem Lehrer, dem im J. 528 (beg. 1. Nov. 1133) gestorbenen Richter Abu Ali Hasan Ben Ibrahim Haridi entlehnte, aber nachher vermehrte, so, daß er durch ein Ain (ع) seine Thaten von dem Eigenthume des Lehrers unterschied, und das Werk in zwei Bände zerfallen ließ; h) ein Werk, betitelt „Quelle der Speculation (*مأخذ النظر*)“; i) „Leiter zu den schafaitischen abgeleiteten Rechtslehren (*مرشد في فروع الشافعية*)“. Eine kurze Darstellung derselben in zwei mittelmaßig starken Bänden, gegen die in Ägypten ein Hetwa geltend gemacht worden war, ehe der große Roffi dahin kam; k) die Kettenreihe (*مسلسلات*), d. h. Überlieferungen, die zu einer Kette verbunden sind; l) ein Auszug in sieben Bänden unter dem Titel: „Quintessenz

der schafaitischen Rechtslehre (*صغوة المذهب*)“, gezogen aus dem Werke: „Endpunkt der Forderung oder der Wünsche in der Kenntniß der Secte (*نهاية المطالب*)“ vom berühmten im J. 478 (beg. 29. April 1085) gestorbenen Dschoweinī — Von dem Lebensumfange anfers Ibn Abi Dürum wissen wir soniel, daß er Richter in Damascus war und dem Stamme der Beni Zaim angehörte. Sein Geburtsort scheint Mosul zu sein, da er *موصلي* heißt. Er starb im J. 585 (beg. 19. Febr. 1189).

2) Ibn Abi Dürum Jakob Ben Abdellahman, der im J. 665 (beg. 2. Oct. 1266) starb, sammelte Fragen zu dem Werke: *مذهب في الفروع*, vom schafaitischen Imam Abu Ischak Schirazi. (*Gustav Flügel.*)

OSRUSCHENAH (أُسْرُوشَنَة), welches die rich-

tige Schreibart ist, nicht Oaruschnah, ist der Name einer Gegend oder Provinz, die aber nach Ibn Haulak und Harschi Khasfi keine gleichnamige Hauptstadt oder überhaupt irgend eine Stadt gleiches Namens hat, obwohl d'Herbelot dieses behauptet. Sie ist zum großen Theile gebirgig, liegt jenseit des Euphrat und hatte zu Grenzen gegen Osten Bergana und Amara, gegen Süden Kask und Sagamjan, gegen Westen Samarand und gegen Norden zum Theil Bergana, zum Theil das Gebiet von Schafai. Ibn Haulak führt außer der Hauptstadt Dumbeketh (*دومبكت*), die vielleicht nach andern Handschriften noch anders zu lesen wäre, nur noch Krianeleth an, und meint, die übrigen wegen ihres barbarischen Klanges und weil sie ihm nicht richtig überliefert worden, nicht nennen zu dürfen. D'Herbelot erwähnt noch einige andere, gibt aber seine Quelle nicht an. Jene Provinz hat einige ausgezeichnete Schriftsteller aufzuweisen, die wir nebst ihren Werken jetzt kurz näher kennen lernen wollen.

1) Der Scheich Madsch-ed-din Abdulkafi Muhammed Ben Mahmud Dörschani, der zur Secte der Schafaiten gehört und im J. 632 (beg. 26. Sept. 1234) starb, schrieb: a) *احكام الصغار*, d. i. die Bestimmungen der Kleinen; das er auch „Sammler der Kleinen (*جامع الصغار*)“ nannte, welcher Titel aber keinen Umlauf in der gelehrten Welt erhielt; b) das berühmteste seiner Werke unter dem Titel: „Abschnitte (*فصول*)“, deren es 30 hat, die über die abgeleiteten hanefaitischen Rechtslehren, aber nur in Bezug auf Handel, Contracte, Zinsen (*معاملات*) handeln. Er ward im J. 626 (1228) fertig und hatte damit 32 Jahre 7 Monate zu gebracht.

2) Der Scheich und alkitische Imam Dschelal-ed-din Mahmud Hosein Ben Ahmed Dörschani, der Sohn des soeben genannten Scheich Madsch-ed-din, theilte

a) ohne irgend eine Zuthat oder Verცинgerung das Wert „Auswahl in den kunststischen Getvos (مانند في فنون الحرفية)“ vom Imam Raschid bin Abu'l-kasim Muhammad ben Yusuf Ho'sein aus Samarkand, der im J. 556 (1161) starb, in Classen oder eigentl. in Xeten (genora, جنس) in Detrustenab zu Anfange des Monats Schaban 603 (ungefähr März 1207) ein und brachte es im Safer 616 (April oder Mai 1219) in Samarkand zu Stande; b) er ist Verfasser einer Schrift فوائد, d. i. nützliche Belehrungen.

3) Muhammad ben Muris Detrusteni, der Scheich-islam, gab ebenfalls ein Wert unter dem Titel: „Nützliche Belehrungen (فوائد)“ heraus. (Gustav Hugel.)

OSSA, Gebirg in der thessalischen Landschaft Magnesia, im Winkel zwischen der letzten Verbindung des Peneios und dem ägäischen Meer unter 20° 25' E. und 39° 45' n. Br., südlich vom Olympus, von dem die Schlucht des Peneios die Ossa trennt, dessen Rasse sich dem Laufe des Flusses einengestemmt und ihn geformt hat, sich nördlich zu wenden und durch Eröffnung der Schlucht zwischen beiden Gebirgsmassen sich eine Bahn zu brechen. Südlichwärts hängt mit dem Ossa der Pelion zusammen, südlich von der Hauptmasse röhrt sich der nördliche Theil der thessalischen Ebene mit dem böstischen Gefilde aus dem böstischen See, Pelasgiotis genannt. Der Ossa ist niedriger als der Olymp und als der Pelion, nicht so ausgedehnt wie der Olymp, nicht so bewaldet und quellenreich; er erhebt sich allmählig zu einem einzelnen Gipfel von etwa 5000') oder nach Andern 4000 Fuß über die Ebene, der kegelförmig, in etwas concaven Umrissempfiehlt. So erscheint er namentlich von Corissa am Peneios aus'). An der Südseite liegt am Fuße des Ossa jetzt eine alte Festung Kossik', am nördöstlichen Abhange gegen das Meer zu hat er einige kleine unbewohnte Städte und Dörfer, die fast ganz von Griechen kolonisiert sind. Dort sind auch schöne Waldungen. Schluchten, deren eine sehr tief und breit, zer schneiden seine Umrisse. In Hinsicht auf Vegetation zeichnen ihn, namentlich im Thale Tempe, keine kyprien Cypernranken aus, die schon Xian erndet'), von denen er auch keinen ledigen Namen Kisanos (Kisanos) erhalten hat'). Nördwestlich begrenzt den Ossa das Thal Tempe, durch das an seinem Fuße

der einzige Weg am Peneios entlang führt. Hier steigt nicht am Fluße, wo der erste Vorprung des Ossa an denselben herantritt, am Eingang eines schönen Wiesenthals das Dorf Baba. Südöstlich hiervon höher ins Gebirge hinein das Dorf Ampelakia, zu dem aus jenem Wiesenthal ein zweiter Pfad über jenen Vorprung führt'). Das Dorf enthält 400 Häuser, ist klos von Gärten und tsaichen Baumkollebrantanten bewohnt, die Anbaben rings mit rothem Weine bedekt, der sich unter den griechischen auszeichnet. Bald unter Ampelakia führt der Weg wieder an den Fluß, wo der von Baba mit ihm zusammentrifft und nun beginnt der Engpass von Tempe, wo die Felswände an beiden Seiten fast senkrecht emporsteigen'). Der Weg ist mühsam aus den Felsen des Ossa ausgehauen'), wo er 20—30 Fuß hoch über dem Steine fortläuft, gegen das Ende des Thales noch höher über Felsenvorsprünge hin'); jenseits am Olympus findet sich kein Pfad. Bald nach dem Eintritt in die Schlucht findet sich am Wege rechts eine Öffnung im Felsen, drei Fuß im Umfang, woraus eine heilige kalte Zugluft, wahrscheinlich von einem unterirdischen Fluße herabströmend, herabdröhnt, genannt das Windloch, *anemogonon*'). Mittlen im Thal erhebt sich eine halbrunde Felsenklippe, deren Klippen überall senkrecht und in bedeutender Höhe abfallen'), auf derselben Ruinen von römischen Festungswerten, genannt *anemogonon*'), das die Einzelnen für das Grab einer früh gestorbenen Prinzessin ausgeben'), und wovon noch ein vieredriger Thurm steht'). Unter diesen Ruinen sieht man aus den Felsen hervorprossender Bader in den Peneios'). Weiterhin findet sich eine Höhe von zwölf Fuß über dem Weg im Felsen die Inschrift: L. Cassius Longinus. Pro Cos. Temp. munivir'). An der schmälsten Stelle ist der Pfad nur 13 Fuß breit; sodas eben Raum ist für zwei Wagen'). An der Ostseite beträgt die Ausdehnung des Ossa 80 Stadien; soviel wie die des Pelion'), und die Fahrt dasteil ist beschwerlich.

Die älteste Erwähnung des Ossa gibt Homer in den berühmten Versen von den Aitiden, die als Knaben schon sich zu der Drohung vernehmen; das sie den Mörder Kampus auf den Olymp bringen wollen, indem sie den Ossa auf den Olymp und auf den Ossa den Pelion sehen wollen; damit der Himmel erfolgreich sei'). Die Reihenfolge der Berge erhält sich daraus, daß der Olymp der massenbaste und höchste ist, wovon der Stelle zu rücken also am schwierigsten und zweifelhaftesten gewesen wäre; der Ossa aber wird auf den Olymp geduldet, weil er kleiner ist und ihm zunächst liegt; dann geschieht dasselbe mit dem etwas entfernten Pelion, der freilich

1) Dodwell, Travels in Greece. II, 97. Strab. IX, 442. Negen vier Tage des Gehlges schloß Euzan (Parnass. VI, 331) den Sonnenlauf von dem Ossa. 2) Ovid. Fast. III, 441. Pelion alius Ossa. Doch reducirt auch Pöschel den Ossa zu den böstischen Bergen Griechischlands XXXIV, 10. 3) Dodwell II, 106. 4) Ovid. 5) Holland, Travels II, 3. 6) Ovid. 120. wo eine Zeichnung. 7) Dodwell II, 98. 8) Holland II, 22. 9) Aelian. Var. Hist. III, 1. 10) Pausanias, Voyage dans la Grèce. III, 54. 2. Vergl. Dodwell II, 104. N. 2, 107. Holland II, 3. Dantes in Halpale *Descriptio de Turkey* p. 535 teugt diesen Cypernranken.

11) Clarke, Travels II, 3, 231 sq. Vergl. die Karte eb. 12) Clarke 230 mit einer Zeichnung. Dodwell II, 109. 13) Ovid. III, 441. 14) Halpale 531. Liv. XLIV, 6. 15) Dodwell II, 111. 16) Holland IV, 17. Dodwell II, 11. 17) Baetholb, Kenntnis Griechischlands. I, 148. 18) Halpale 532. 19) Clarke 232. 20) Clarke 232. 21) Dodwell II, 115. 22) Strab. IX, 442. 23) Od. XI, 315. Vergl. Horat. Od. III, 4, 51: *Fratreque tendentes oppaco Pelion impouline Olympo*.

etwas höher ist, als der Ossa, aber nicht ausgebreiteter und jedenfalls kleiner als der Olymp. So ist die ganze Darstellung poetisch anschaulich, während es an der Darstellung Biegis, der die Titanen den Ossa auf den Pelion wälzen läßt und den Olymp auf den Ossa²⁵⁾, mit Recht gerügt ist, daß danach das breite Gebirge die höchste Stelle einnimmt und der ganze Bau eine ungeheuerste Pyramide wird. Die Meinung die Himmelskuppel kann aber nicht die sein, die ein neuerer Forscher²⁶⁾ ihnen beilegt, den auf dem höchsten Theile des Olymps befindlichen Götterfig, der allerdings oft Himmel genannt wird, zu erreichen durch diese Aufstufung; denn kein Dichter, der jene Berge gesehen hatte oder dessen Zuhörer sie kannten, konnte den Olymp als so hoch schildern, daß es der Aufstufung des Ossa und Pelion auf seine Bergberge bedurft hätte, um den höchsten Gipfel zu erreichen, da jene beide sogar viel niedriger nicht sind; sondern die Hauptbeziehung des Götterfests liegt darin, daß dem Griechen der, der am höchsten thronet, als der Mächtigste erscheint. Das Göttergeschlecht der Kroniden hat seinen Herrscherthum aufgeschlagen auf dem höchsten Berg auf Erden, wor sie nun sitzen will, daß sich einen höhern bauen, einen so himmelshoch, daß er selbst noch auf sie herabsehen, wenn sie vom Olymp vertrieben, sich mit ihren Göttererben und Wagen durch die Rüste schwingen. Tiefere Beziehung liegt in dieser poetischen Hymnenform nicht.

Nächst dieser mythischen Erwähnung finden wir den Ossa als alte Grenze von zwei der berühmtesten Völker der verschiedenen Antalter Griechenlands. Während nämlich der Gipfel noch dem hülftlichen Abhänge zu Wagneria gehörte, nahmen das südwestliche Land in alter Zeit die Kapitonen ein, das nördliche aber, namentlich das Thal Tempe, war von den Doreen eingenommen und gehörte zu Herakliden. Die dorischen Wohnsitz dalest sind so alt, daß die Sage dem Doros, Peleus' Sohn, selbst sie zuweist²⁷⁾. Nachdem die Dorer von hier verdrängt ins Land der Dryoper aufwanderten, finden wir in diesen Gegenden, wenigstens nördlich vom Peneus, die Pelagionen wohnhaft²⁸⁾. Die Grenzen der einzelnen Völkerschaften waren übrigens in den einsamen Gebirgslande keineswegs fest. Strabon legt aus Simonides die Zeugnisse um den Ossa in alter Zeit vernichteten Kapitonen und Perakern bei, und nach Überwältigung dieser den Ithakischen von Kallisto, daher sich aus eine Biegungslinie Larissa im Ossa findet am südlichen Abhang²⁹⁾. Außerdem sind die bedeutendsten Orte in Ossa Homolion am nordwestlichen Abhang, im Eingange des Thales Tempe, Kymnion und Kibizos an der Ostküste³⁰⁾, sämtlich den Pelagionern zugehörig. Das Binnenland am Ossa theilt auch Ephyra den Perakern zu, natürlich unter thessalischer Herrschaft³¹⁾.

Wie wir schon in jener frühern Zeit verschiedene Völker in der Herrschaft über den Ossa und den Eingang thessalisch durch das Thal Tempe wechseln sahen: so erscheint diese Gegend auch zur frühsten Zeit als der Schlüssel Griechenlands, und war daher gegen jedes Einfall besetzt durch 10,000 Hephäiten unter dem Euböanischen Queneos und dem Akarnanischen Themistokles nebst thessalischer Reiterei, ward aber verlassen, als man erwartete, daß das persische Heer durch den nördlichen Gebirgsweg über den Olympos heranzöge³²⁾. So besetzte auch andererseits Persen, um den von Griechenland her vordringenden Römern den Eingang in Makedonien zu verschließen, den Ossa Tempe durch vier Bollwerke, eins in der Mitte des Thales, wo es am engsten ist, offenbar an der obersten ebenen Stelle, die beiden andern, Kondyton und Chazar, in den Schluchten des Olymp, das letzte Ginnos am Eingang in den thessalischen Kessel am linken Ufer des Peneus³³⁾. Zum Ossa ist demnach von diesen aus die erste gedrück, und dies scheint nach der erwähnten Inschrift Gassius Longinus, den Caesar vor der Schlacht von Dyrrachium nach Thessalien geschickt hatte, gegen den durch Makedonien anrückenden Scipio hergestellt zu haben, ohne daß er jedoch sich daselbst verteidigen konnte³⁴⁾.

In neuerer Zeit ist der Ossa durch Räuber unsicher³⁵⁾. Der Gipfel ist besonders geeignet zur Überfahrt der Ungarn, da er einzeln und fegelförmig emporsteigt, und man überdies von ihm sowohl ostwärts den Lauf des Peneus durch reichende Felsen, als auch westwärts die weite thessalische Ebene und die sich in den Peneus mündenden Flüsse, worauf dieser gegen den Ossa ansetzt, aber von ihm schwärzt in die Schlucht getränkt wird³⁶⁾, durch die nach der allgemeinen Meinung der Alten ein Erdbeben ihm Bahn gebrochen haben mußte³⁷⁾, weil die Wände beider Berge senkrecht abfallen. Eine einzelne Erzählung legt die Trennung des Ossa vom Olymp dem Herakles bei³⁸⁾. Ein neugriechisches Volkslied, dessen Anfang von Garte aufbehalten ist, schildert ein Gespräch zwischen dem Elippos und Larissos über die Fahrzeit, während deren sie mit Schnee bedeckt seien³⁹⁾. Am Fuße des Ossa errichte die Hige bei Walpole's Durchreise 85° Fahrheit, war aber weiter unerdlich, noch machte sie die Luft ungesund⁴⁰⁾. Auch im Ossa zeigten man zwei Berge, Ossa und Olympos, zwischen denen auf einer Anhöhe im Thale der Quelle Pissa die alte Stadt Pissa gelegen haben sollte⁴¹⁾. Die Namen sind offenbar dahin verpflanzt wegen der Beziehung von Olympia auf Olympos.

(Klausen.)

OSSA, der südwestlichste Kreis des russischen Souveränements Perm, im Norden an Onegsk, im Osten an

25) *Ferg. Georg. I. 234.* 26) *Bilder, Rom. Georg. C. 9.* Am Art. Olympos war diese Ansicht vor letzter Prüfung zugegeben. 27) *Herod. I. 56.* 28) *Bergl. Strab. II. 105.* 29) *Strab. IX. 440.* *Bergl. Diodor. II. 105.* 30) *Seyl. Perip. 66.* *Strab. IX. 442.* 31) *Seyl. 66.*

32) *Herod. VII. 173.* 33) *Liv. XLIV. 6.* 34) *Caes. bell. civ. III. 36.* 35) *Pouguesville III. 65.* 36) *Walpole 530.* 37) *Herod. VII. 149.* *Strab. IX. last.* 38) *Lucan. VI. 345.* Diese Trennung natürlich, ohnezweifel die Zeitfolge der Spalten auf den Ossa wird nur in hohem Schatzart. *Lucan. VI. 409.* 39) *Natural. VIII. 36, 5.* 40) *Walpole 529.* 41) *Strab. VIII. 335.*

Kungur, im Süden an Drenburg und im Westen an Bidaia grenzend. Es hat nach Georgi einen Flächeninhalt von 264,725 Dekkainen, wovon 15,231 auf Wohnplätze, Gärten und Gewässer, 60,042 auf Ackerland, 30,425 auf Wiesen und Weiden und 167,809 auf Baumwaldung kommen, die Kronforsten sind hier nicht gerednet. Die Volksmenge war 54,871 im J. 1784. Der Kreis ist wellenförmig, mit schönen, weiten Thälern. Durch ihn fließt die Kama und macht lange Zeit die Grenze mit Bidaia; in sie ergießen sich Siwa, Büi. Im Osten fließt der Iren; die Oka entspringt in diesem Kreise. Ackerbau und Bergbau auf Eisen und Kupfer sind die wichtigsten Beschäftigungen. (I. F. Kämtz.)

OSSA, eine kleine Kreisstadt im permischen Gouvernement in Sibirien, im Kreis Ossa an der Kama und dem Bach Oksinka, ein geringer Ort mit etwa 1000 Einwohnern, welche größtentheils Landwirthschaft treiben, 2 Kirchen, 1 Hospital und 162 Häuser. Die Umgegend ist reich an Kupfer und Eisen. Sie hat eine alte hölzerne Festung (Ostrog), in welcher eine kleine Kirche, Kanzel und das Wohnhaus ist, wosin seit 1785 die Gerichtsbehörden verlegt sind. (J. C. Petri.)

OSSA, OSSABERG, OSSER, ein hoher Berg im Königreiche Baiern, im Landgerichte Köppling, an der böhmischen Grenze des Unterdonaukreises. Er wird in den kleinen und großen Ossaberg eingetheilt; dieser beträgt 3917,3 par. Fuß über der Meeressfläche; dieser unter 46° 12' 13,6" nördl. Br. und unter 30° 46' 3" östl. Länge, und ist ein trigonometrischer Hauptpunkt für die Landesvermessung. Es hat sich an diesem Berg ein schönes ausgebreitetes Stimmersteiner Gebirge angelegt, und an demselben wurde schon im 15. und 16. Jahrhunderte Bergbau betrieben. (Eisenmann.)

OSSA oder Ossa oder Uzza (عزى), seiner Form nach ein Femininum von عزى mit der Bedeutung „die erhabenste, mächtigste,“ ist der Name einer der Gottheiten der alten Araber, deren auch im Koran Sure 53, 19 Erwähnung geschieht. Die Angabe der Stämme, welche sie verehrten, ist nicht bei allen Schriftstellern und Commentatoren dieselbe. Ibn Ismael meint zu obiger Stelle, sie sei ein Höhenbild der Gassaniden, einer der Stämme Kaib (nach Kamsi, nicht Gassaniden, wie gewöhnlich geschrieben wird) gewesen, und hiermit stimmt auch Kirzabadi überein. Nach Dschauhari gehörte es den Koreischiden und dem Stamme Krnähah und nach Schabreskani den Beni Selim an. Auch über die Gestalt ist man nicht einig, ob es wirkliches Höhenbild oder ein Strauch (سرة i. e. spina Aegyptia), nach anderer Lesart سرة d. i. Feudalbaum) war. Als ersten Verehrer dieser Gottheit nennt der Kamsi den Asallim (ظالم) Ben As'ad, der sie oberhalb Dhat el-Dan (دات العرن) neun Meilen von Bosra in der Wüste (im petrischen Arabien?) errichtete, und über das

Gewächse oder das Bild ein Haus unter dem Namen Bosi baute. Bosi (بسى) nämlich ist ein Berg nicht weit von دات العرن, aber auch jenes Haus heißt

so, was Asallim baute, als er die Koreischiden und die Kaaba herumzogen und sie den Zwischenraum zwischen Safa und Merwa durchlaufen sah. Er maß die Kaaba nach der Höhe ab, nahm einen Stein von Safa und einen von Merwa, legte zu ihm den Seinigen zurück, baute nun ein zweites Haus nach der Größe der Kaaba und beachte an ihm die beiden Steine an mit den Worten: „Das ist Safa und Merwa,“ sodann nun sein Stamm nicht mehr nach Mekka wallfahrte. Das verdroß den Kelbiten Jobir Ben Dschanab; er überfiel den Asallim, tötete ihn und zerstörte seinen Bau. Das Gebäude soll überdies die Eigenschaft gehabt haben, daß man darin einen Laut hörte. Das Schicksal desselben und der Stille scheint aber durch den Angriff des Jobir nicht entschieden worden zu sein, denn Muhammed fand sich nach der Einnahme von Mekka im J. 8 der Flucht genötigt, den Khalid Ben el-Welid dahin abzuschießen. Dieser hieb den Strauch aus, und jündete das Haus an, sodas die Priesterin, welche Schekana, d. i. Diabolica, hieß, wenn unter diesem Namen nicht die Jore an eine die Gottheit darstellende Frau verborgen liegt, mit fliegenden Haaren und mit über dem Kopfe zusammengeklagenen Händen schreiend heraufstiege, aber von Khalid mit dem Schwerte getödtet wurde. Auf die darüber von Khalid an den Propheten gegebene Nachricht befohl dieser, es solle diese Gottheit nie wieder verehrt werden. — Christen scheinen später die Ossa mit einer andern Gottheit verwechselt zu haben, denn nach Assemani (III, 109.) war König Romon, des Konigse Sohne, ebenfalls ein Verehrer der Ossa, die aber ein Stern und zwar die Venus (Zohra زهره) genannt wird. Zugleich könnte man daraus schließen, daß ihr Dienst ziemlich weit bis nach Dera und Gassan verbreitet sein mußte. (Gustav Flügel.)

Ossa fossilis, lapidea, f. Osteoolithi.

Ossa lignosa, f. Osteocolla.

OSSABLIKOWO, Marktortchen im Kreise Murom in der russ. Statthaltertschaft Wladiwostok mit einem Schlosse der Familie Warzschin, zwei kleineren Kirchen und 3000 Einwohnern. (I. F. Kämtz.)

OSSADII, alter Name eines autonomen indischen Volkes bei Arabian Anabaa. Alexand. VI, 15, 3. (H.)

OSSAEA. Diese Pflanzengattung aus der ersten Ordnung der achten Einokken Klasse und aus der natürlichen Familie der Melastomaceen hat Gandolle so genannt zu Ehren des Spaniers de la Ossa, welcher neuerdings die Pflanzen von Cuba sammelte und untersuchte. Char. Der Kelch fast kugelig oder eiförmig, mit vierzähligen Saumen; die vier Corollenblättchen lanzettförmig, zugespitzt; die Staubfäden gleich kurz; die Antheren fast ohne Anhängsel; die Beere mit den Kelchzähnen gekrönt, vierzähliger; die Samen eiförmig.

Die neu bekannten Arten sind als Sträucher mit drei oder vierkantigen Blättern und kleinen, weißlichen, einzeln oder zusammengehäuft in den Blattachsen stehenden Blüten und blühenden Ähren in Brasilien einheimisch. 1) *Oss. sculpta* Cand. (Prod. III. p. 168, *Melastoma sculpetala* Richard in Bonpl. mel. t. 38, *M. oxypetalum* Spreng. syst. M. glomerata Vahl m., *Maieta sculpta* Ventenat choix t. 33) auf St. Domingo; 2) *Oss. venusta* Cand. (l. c. p. 169, *Melast. acutrostris* Linné ep. pl.) auf den Bergen von Jamaika; 3) *Oss. lateriflora* Cand. (l. c., *Melastoma villor* eclog.) auf der Insel Montserrat; 4) *Oss. sparsiflora* Cand. (l. c., *Melastoma Richard* herb.) auf Guadeloupe; 5) *Oss. flavescens* Cand. (l. c., *Melastoma Aubl. guian.* l. t. 164) in Guiana; 6) *Oss. multiflora* Cand. (l. c., *Melastoma Desrousseaux* in Lamarck encycl., *Borpland melast.* t. 37) auf St. Domingo; 7) *Oss. acuminata* Cand. l. c., ebenda; 8) *Oss. purpurascens* Cand. (l. c., *Melastoma Swartz* l. ind. oec.) auf den höchsten Bergen von Jamaika; 9) *Oss. angustifolia* Cand. (l. c., *Melastoma Desrousse.* l. c., Bonpl. mel. t. 36) auf Puerto Rico.

(A. Sprengel.)

OSSANNEN oder OZANNEN (Verners), oder (Walter) auch Walter von Assan. Über die Beschreibung des Namens, wie über die Unterzeichnung der Künstler, denen er zukommt, herrscht eine große Ungeklärtheit; doch ist es das Geradenste, zwei Künstler dieses Namens zu unterscheiden. Nach einigen Katalogen oder andern Kunstautoren geht es noch einem dritten Künstler dieses Namens, Cornelius von Dyanen, zurück, in seinem Künstlerikon, führt Verner von Ossanen ein niederländisches Kupferstecher und Holzschnitzer auf. Seine Widder, sagt er, lebten in 60 Bl. aus dem Leben Jesu, die Leidensgeschichte in zwölf und einige Reiterzüge aus 18 Stücken, er habe im Anfange des 16. J. gelebt und werde für Johann Walter von Assen gehalten.

Weniger befriedigt der Nachtrag in dem Fuchs'schen Supplement unter dem Artikel Ossanen; mehr aber das, was für die Richtigkeit stimmt und was auch mit dem Monogrammen¹⁾, auf den Arbeiten, die sich von den genannten zweifelhafte Künstler beschreiben lassen, ist daß er B. von Assen geheißen haben müsse, wie unter dem Artikel Assen (f. d.) gesagt ist.

Dane Irungam, die von einem Autor zum andern übergehen, führen jedenfalls von dem Adde de Marolles²⁾ und von Florent le Comte her, welche ihn sogar Baer von Ossanen; und Christ in seinem Dictionnaire des Monogrammes: Baer von Ossan nennen.

In der Campes'schen Gemäldesammlung zu Leipzig, welche sich durch zum Theil vorzügliche Gegenstände auszeichnet, befand sich ein schönes christlich symbolisches Altargemälde mit Flügelthüren, welches, soviel bekannt, nach Gassel verkauft wurde. Der 1827 erschienene Katalog jener Sammlung nennt unter Nr. 294 jenes Gemälde

mit dem Monogrammen **IMH** 1523 unter dem Namen von Joh. v. Moyses? und Alb. Dörner? oder nach Brühl'scher Auslegung Cornelius von Dyanen.

Walter von Assen ist im Bisthofschen Kupferkatalog Tom. III. Ecole des Pays-bas p. 18 als bedeutender Formschneider blühend zu Amsterdam 1510 als Zeitgenosse Lucas von Leydens aufgeführt, und wird dort als so charakterisiert, daß er das im Holzschnitte, was Lucas im Kupferstiche war. Dort sind zwei Blätter, Christus mit den Jüngern das Ostament essend, rund, im Durchmesser neun Zoll, und St. Hubert fahrend vor dem Hirsch, als mit starken Strichen in Holz geschnitten, aufgeführt und als äußerst selten bemerkt.

Jenes runde Blatt gehört wahrscheinlich zu einer Passionsgeschichte, da wie einige ähnliche gesehen haben, die dazu passend wären und wo alles Lucas v. Leydens Charakter in sich trägt. (Brenzel.)

OSSARENE oder Tossarene heißt eine der 120 Landschaften, in welche nach Ptolemäus (H. N. VI, 9), Großarmenien eingetheilt war; nach Ptolemäus ist sie am Cyrus gelegen, sonst weiter nicht bekannt. (Vulcker.)

OSSARIUM oder **OSSUARIUM**, Bezeichnung für Beinhäuser, Beinhöhle, bei Ulpian fr. 2. de sepulcr. violat. (17, 12.) und Gruter. Inscr. p. 913. nr. 3. (II.)

OSSAT (Arnaud Cardinal d') gehört zu den Männern, welche, begünstigt durch die Stellung und Verfassung der katholischen Kirche, sich durch eigene innere Kraft des Geistes und den niedrigen Verhältnissen ihres Geburt bis zu den höchsten Würden der Kirche und einer damit verbundenen großen Wirkksamkeit im Staat emporhoben. Am 23. August 1586 zu Raseguen in Ragnac, einem Dorfe der Diöcese Auch, geboren, fand er sich in seinem neunten Jahre so einsam und verlassen in der Welt, daß man nicht einmal wußte, wer seine Eltern gewesen. Ein benachbarter Gutsbesitzer nahm sich des Knaben an, indem er ihn mit einem seiner Neffen erziehen ließ, den d'Ossat oder bald am Rufe des Geistes und des Charakters so übertraf, daß er seines ehemaligen Mitschülers Lehrer ward, und als solcher jenen und noch zwei andere Neffen seines Mitschülers im J. 1669 auf die Universität Paris führte. Hier schloß er sich hauptsächlich an den berühmten Ramus an, und vertheilte auch diesen seinen Lehrer in einer kleinen Schrift: *Expositio in disputationem Jacobi Carpentarii de Methodo*, freylich gegen die Angriffe Guespiers. Von Paris begab sich d'Ossat nach Bourges, um dieselbigen Vorlesungen des Cujacius zu besuchen, in Folge welcher Studien er sich für den Stand eines Juristen bestimmte. Doch nur kurze Zeit blieb er diesem Berufe tren. Paul de For, damals Rath am Parle-

1) **IMH**

2) Rich. de Marolles, Adde und Sohn

des berühmten Generals Marolles, hatte eine der größten Kupferstichsammlungen, von mehr als 6000 Blättern in 400 großen und 120 kleinen Bänden, welche über 125,000 Blätter enthielt und wozu er im J. 1666 einen merkwürdigen Katalog, der jetzt sehr selten ist, fertigte. Diese Sammlung, welche eine große, selten zu sehen angelegte, wurde an die Königl. Bibliothek in Paris verkauft.

Z. Geogr. t. B. u. Z. Dritte Edition. VI

ment zu Paris, erkannte das Talent des jungen Rechtsgelehrten, zog ihn an sich und nahm ihn im J. 1574 mit sich nach Rom, woselbst d'Essai sich zum geistlichen Stande wandte. Als Paul de Foix im J. 1581 als Gesandter Heinrichs III. von Frankreich wieder nach Rom kam, machte er d'Essai zu seinem Secretair, welcher sich so in die Behandlung politischer Angelegenheiten fand, daß er bald alle Besprechungen des Gesandten abhakte, und seit dieser Zeit bis an sein Lebendende in diplomatischen Geschäften verblieb. Nach dem Tode Pauls de Foix fungirte er in demselben Amt eines Secretairs bei jenes Nachfolgern im Gesandtschaftspossen, Hippolyt von Eke und Cardinal Tournay, und wußte sich bei dem König ein solches Vertrauen zu erwerben, daß dieser ihm nach Entfernung Willerois das Amt eines Staatssecretairs anbot. Dankbare Verdienste gegen Willerois, und wol auch die Überzeugung, daß er sich nicht gegen den Einfluß der Guise in Frankreich bräuteln würde, bestimmten damals d'Essai zur Ablehnung des königlichen Antrags.

Bei der nach dem Tode Heinrichs III. in Frankreich eintretenden allgemeinen Parteilung schloß sich d'Essai an Heinrich IV. an, und seine Bemühungen bei Auslieferung der Verdikturtheile Heinrichs zum päpstlichen Stuhle sind der Schwerpunkt seiner gesammelten diplomatischen Thätigkeit. Je mehr Schwierigkeiten bei der gewünschten vollständigen Auslösung des Papstes mit dem Könige zu besorgen waren, je wichtiger die Errettung dieses Wunsches für die ganze Lage des Königs sein mußte, um so größer ist das Verdienst d'Essais, der diese verwickelte Angelegenheit glücklich zu Ende führte. Den Einfluß der Guise, für deren Plane in Frankreich durch jene Auslösung ein Hauptstützpunkt verloren ging, wußte er geschickt bei dem Papste zu unterdrücken, und selbst das Cardinalcollegium von der Forderung abzubringen, daß sich Heinrich von Neuem durch den Papst in sein Reich einsetzen lassen sollte. Als endlich Alles zum Abschlusse vorbereitet war, ward Duperron nach Rom geschickt, um im Namen des Königs die päpstliche Absolution zu empfangen. Wie sehr beide Parteien den Vermittler ehrten, geht daraus hervor, daß der König denselben 1596 zum Erzbischof von Rennes ernannte, der Papst aber die kostenreiche Aufstellung der Bulle befahl. Vom Erzbischof von Verona ward d'Essai am 27. Oct. 1596 in der Kirche des heiligen Marcus zu Rom geweiht.

Doch entfernte ihn diese Ernennung nicht von seinen bisherigen Wirkungskreise, indem der König ihn von dem Residenten in seinem Erzbisthum als in Staatsdiensten nötig, befreite, und ihn schon im September des folgenden Jahres zum Staatsrath ernannte. Alle Unterhandlungen, welche die Verdikturtheile Heinrichs zu den italienischen Staaten herbeiführten, wurden größtentheils von d'Essai geleitet, wenn er auch nicht den Titel eines Gesandten führte und meistens nicht andere neben ihm in dieser Stellung zu Rom sich aufhielten. So beendete er endlich in drei Wochen die Unterhandlungen über die Rückgabe des französischen Jansen J. und Panormi, der sich der Besitzergewinnung von Toulana in der Zeit der

müht hatte, als die Spanier siegreich gegen Heinrich IV. waren, zeigte in Person dem Ersten von Bernabé den Abschlus des Friedens von Brevins an, complimentirte im Namen des Königs die junge Königin von Spanien in Italien, und übernahm, als der französische Gesandte Herzog von Luxemburg 1598 von Rom abreiste, selbst die oberste Leitung des Geschäfte, unter welchen die Verhandlungen mit Savoyen über den Besitz von Saluzzo die wichtigsten waren. Sie zogen sich bis zum J. 1601 hin und wurden gegen den guten Rath von d'Essai zum Nachtheile Frankreichs beendet, indem Heinrich die Landstätt abtrat, und sich dadurch eines Ortes beraubte, von welchem aus der Eintritt ins innere Italien ihm stets offen gestanden hätte. — Schon vor Beendigung dieser Angelegenheit war d'Essai auf Ansuchen seines Königs vom Papst am 3. März 1599, zum Cardinal promovirt worden und blieb auch als solcher dem Interesse seines Herrn ergeben. Seiner Thätigkeit und Umsicht gelang es, den Papst für die Scheidung Heinrichs und Margarettas von Valois zu gewinnen, die Guise aber die in Frankreich verzögerte Publication des tridentinen Beschlusses, sowie über die Erlassung des Decrets von Nantes zu beruhigen und selbst in der sehr schwierigen Dispositionssache des Herzogs von Bar mit Glück zu unterhandeln, welcher gegen den ausgesprochenen Willen des Papstes die protestantische Prinzessin Katharina von Frankreich, Heinrichs Schwester, geheirathet hatte. Dieser war auch die letzte bedeutende Verhandlung, welche d'Essai am römischen Hofe für seinen König führte, indem er nicht lange nach Beendigung desselben am 13. März 1604 von Allen geschieden und geliebt farb. — Durch Gaben des Grises, durch Gelehrsamkeit, Frömmigkeit und Klugheit erhielt d'Essai so sehr den Rang einer vornehmen Geburt, wie Eruanus (Histor. lib. 132) schreibt; daß er in Rom allen durch Geburt oder Standesgründe Angeesehenen gleichgeschick, den meisten noch vorgezogen ward. Seine Geschäfteberichte nach Frankreich erschienen zuerst von den Gebrüthern Dupuy besorgt im J. 1624 1697, und wurden dann von Amelot de la Chappe 1697 in zwei Bänden mit Anmerkungen neu herausgegeben, welche Ausgabe mit mehreren und vertheilten Noten zu Amsterdam 1707, 1714, 1732 in fünf Kleinoctavbänden nachgedruckt ward. Man nimmt seine Schreibart als rein, gedrängt und kraftvoll, die Art seiner Unterhandlung aber für den Diplomaten als so lehrreich, daß Herrschfeld diese Briefe seinem Sohn, als das beste Buch empfiehlt, aus dessen Lectüre er sich einen Rath für Behandlung politischer Verdikturtheile bilden könne. — Nachstehend enthalten diese Briefe auch einen Schatz von interessanten Notizen und Bemerkungen über allgemeine damalige Zeitverhältnisse *).

(Roepell.)

*) Eubene Michailis, 1. Edit. schmer. Le Cardinal d'Essai. Brüssel 1851. 1. C. 1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8. 9. 10. 11. 12. 13. 14. 15. 16. 17. 18. 19. 20. 21. 22. 23. 24. 25. 26. 27. 28. 29. 30. 31. 32. 33. 34. 35. 36. 37. 38. 39. 40. 41. 42. 43. 44. 45. 46. 47. 48. 49. 50. 51. 52. 53. 54. 55. 56. 57. 58. 59. 60. 61. 62. 63. 64. 65. 66. 67. 68. 69. 70. 71. 72. 73. 74. 75. 76. 77. 78. 79. 80. 81. 82. 83. 84. 85. 86. 87. 88. 89. 90. 91. 92. 93. 94. 95. 96. 97. 98. 99. 100. 101. 102. 103. 104. 105. 106. 107. 108. 109. 110. 111. 112. 113. 114. 115. 116. 117. 118. 119. 120. 121. 122. 123. 124. 125. 126. 127. 128. 129. 130. 131. 132. 133. 134. 135. 136. 137. 138. 139. 140. 141. 142. 143. 144. 145. 146. 147. 148. 149. 150. 151. 152. 153. 154. 155. 156. 157. 158. 159. 160. 161. 162. 163. 164. 165. 166. 167. 168. 169. 170. 171. 172. 173. 174. 175. 176. 177. 178. 179. 180. 181. 182. 183. 184. 185. 186. 187. 188. 189. 190. 191. 192. 193. 194. 195. 196. 197. 198. 199. 200. 201. 202. 203. 204. 205. 206. 207. 208. 209. 210. 211. 212. 213. 214. 215. 216. 217. 218. 219. 220. 221. 222. 223. 224. 225. 226. 227. 228. 229. 230. 231. 232. 233. 234. 235. 236. 237. 238. 239. 240. 241. 242. 243. 244. 245. 246. 247. 248. 249. 250. 251. 252. 253. 254. 255. 256. 257. 258. 259. 260. 261. 262. 263. 264. 265. 266. 267. 268. 269. 270. 271. 272. 273. 274. 275. 276. 277. 278. 279. 280. 281. 282. 283. 284. 285. 286. 287. 288. 289. 290. 291. 292. 293. 294. 295. 296. 297. 298. 299. 300. 301. 302. 303. 304. 305. 306. 307. 308. 309. 310. 311. 312. 313. 314. 315. 316. 317. 318. 319. 320. 321. 322. 323. 324. 325. 326. 327. 328. 329. 330. 331. 332. 333. 334. 335. 336. 337. 338. 339. 340. 341. 342. 343. 344. 345. 346. 347. 348. 349. 350. 351. 352. 353. 354. 355. 356. 357. 358. 359. 360. 361. 362. 363. 364. 365. 366. 367. 368. 369. 370. 371. 372. 373. 374. 375. 376. 377. 378. 379. 380. 381. 382. 383. 384. 385. 386. 387. 388. 389. 390. 391. 392. 393. 394. 395. 396. 397. 398. 399. 400. 401. 402. 403. 404. 405. 406. 407. 408. 409. 410. 411. 412. 413. 414. 415. 416. 417. 418. 419. 420. 421. 422. 423. 424. 425. 426. 427. 428. 429. 430. 431. 432. 433. 434. 435. 436. 437. 438. 439. 440. 441. 442. 443. 444. 445. 446. 447. 448. 449. 450. 451. 452. 453. 454. 455. 456. 457. 458. 459. 460. 461. 462. 463. 464. 465. 466. 467. 468. 469. 470. 471. 472. 473. 474. 475. 476. 477. 478. 479. 480. 481. 482. 483. 484. 485. 486. 487. 488. 489. 490. 491. 492. 493. 494. 495. 496. 497. 498. 499. 500. 501. 502. 503. 504. 505. 506. 507. 508. 509. 510. 511. 512. 513. 514. 515. 516. 517. 518. 519. 520. 521. 522. 523. 524. 525. 526. 527. 528. 529. 530. 531. 532. 533. 534. 535. 536. 537. 538. 539. 540. 541. 542. 543. 544. 545. 546. 547. 548. 549. 550. 551. 552. 553. 554. 555. 556. 557. 558. 559. 560. 561. 562. 563. 564. 565. 566. 567. 568. 569. 570. 571. 572. 573. 574. 575. 576. 577. 578. 579. 580. 581. 582. 583. 584. 585. 586. 587. 588. 589. 590. 591. 592. 593. 594. 595. 596. 597. 598. 599. 600. 601. 602. 603. 604. 605. 606. 607. 608. 609. 610. 611. 612. 613. 614. 615. 616. 617. 618. 619. 620. 621. 622. 623. 624. 625. 626. 627. 628. 629. 630. 631. 632. 633. 634. 635. 636. 637. 638. 639. 640. 641. 642. 643. 644. 645. 646. 647. 648. 649. 650. 651. 652. 653. 654. 655. 656. 657. 658. 659. 660. 661. 662. 663. 664. 665. 666. 667. 668. 669. 670. 671. 672. 673. 674. 675. 676. 677. 678. 679. 680. 681. 682. 683. 684. 685. 686. 687. 688. 689. 690. 691. 692. 693. 694. 695. 696. 697. 698. 699. 700. 701. 702. 703. 704. 705. 706. 707. 708. 709. 710. 711. 712. 713. 714. 715. 716. 717. 718. 719. 720. 721. 722. 723. 724. 725. 726. 727. 728. 729. 730. 731. 732. 733. 734. 735. 736. 737. 738. 739. 740. 741. 742. 743. 744. 745. 746. 747. 748. 749. 750. 751. 752. 753. 754. 755. 756. 757. 758. 759. 760. 761. 762. 763. 764. 765. 766. 767. 768. 769. 770. 771. 772. 773. 774. 775. 776. 777. 778. 779. 780. 781. 782. 783. 784. 785. 786. 787. 788. 789. 790. 791. 792. 793. 794. 795. 796. 797. 798. 799. 800. 801. 802. 803. 804. 805. 806. 807. 808. 809. 810. 811. 812. 813. 814. 815. 816. 817. 818. 819. 820. 821. 822. 823. 824. 825. 826. 827. 828. 829. 830. 831. 832. 833. 834. 835. 836. 837. 838. 839. 840. 841. 842. 843. 844. 845. 846. 847. 848. 849. 850. 851. 852. 853. 854. 855. 856. 857. 858. 859. 860. 861. 862. 863. 864. 865. 866. 867. 868. 869. 870. 871. 872. 873. 874. 875. 876. 877. 878. 879. 880. 881. 882. 883. 884. 885. 886. 887. 888. 889. 890. 891. 892. 893. 894. 895. 896. 897. 898. 899. 900. 901. 902. 903. 904. 905. 906. 907. 908. 909. 910. 911. 912. 913. 914. 915. 916. 917. 918. 919. 920. 921. 922. 923. 924. 925. 926. 927. 928. 929. 930. 931. 932. 933. 934. 935. 936. 937. 938. 939. 940. 941. 942. 943. 944. 945. 946. 947. 948. 949. 950. 951. 952. 953. 954. 955. 956. 957. 958. 959. 960. 961. 962. 963. 964. 965. 966. 967. 968. 969. 970. 971. 972. 973. 974. 975. 976. 977. 978. 979. 980. 981. 982. 983. 984. 985. 986. 987. 988. 989. 990. 991. 992. 993. 994. 995. 996. 997. 998. 999. 1000.

Ossau, f. Nieder-Pyrenäen, Departement.

OSSEGG. 1) Eine dem alten Eifersienens^{*)} Stifte gleiches Namens gehörige große Herrschaft des leitmayer Kreises Böhmens, welche in der Ebene des Bistathales am Fuße des Erzgebirges liegt, deren Bevölkerung im J. 1830 5665 Seelen betrug, welche sich sämtlich, wenige Protestanten abgerechnet, zur katholischen Religion bekennen und fast durchaus Deutsche sind. Die landwirthschaftlich baugte Bodenfläche beträgt 14,134 Q. Kl. obgrünte und 8764 Joch 442 Q. Kl. Wiesen-Gründe und zwar enthält das Dominicale 1532 Joch 1496 Q. Kl., aderbau Felder, 144 Joch 1127 Q. Kl. mit Äckern verglichene Acker, 36 Joch 77 Q. Kl. Gärten, 1 Joch 389 Q. Kl. mit Wiesen paraficirte Acker, 239 Joch 1283 Q. Kl. Hutweiden, 10 Joch 1532 Q. Kl. Meingärten und 2858 Joch 272 Q. Kl. Wäldungen; — das Kusticale 6997 Joch 1394 Q. Kl. Felder, 9 Joch 103 Q. Kl. als Acker und Wiesen paraficirte Acker, 3 Joch 165 Q. Kl. Zeilsfelder, 973 Joch 637 Q. Kl. Wiesen, 126 Joch 34 Q. Kl. Gärten, 423 Joch 654 Q. Kl. Hutweiden und 221 Joch 655 Q. Kl. Wäldungen. In großem Haushieren befanden sich am Ende des Monats April 1830 auf dieser Herrschaft 6 obgrünte und 131 unterthänige Pferde, 431 St. Künder der Obgrünte und 3509 St. der Unterthänigen; und Schafe besaßen Ende Mai 1828 die Unterthänigen 2449 St. und die Obgrünte 1643 St. Die Einn. trübten außer dem Fährzins noch eine sehr aufgetriebene Ochsenbaumzucht, und etwas Schweine, Bienen- und Geflügel-Zucht, und die Obgrünte bei Oberrig und Weindau. In 28 Trichen wird eine höchst ergiebige Fischei und bei den vielen und ausgedehnten Forsten auch eine wildreiche Jagd getrieben. Am Fuße des Erzgebirges sind in der Ebene ausgedehnte Braunkohlensümpfe, auf welche im frühjahrlichen und drei obgrünte Brüche gebaut wird, welche jährlich 30 bis 40,000 Kubel Braunkohlens ausbenten. Auch mehrere bedeutende Fabriken und Gewerbe sind auf dieser Herrschaft im Betriebe, besonders stark wird die Strumpfwirkerei und das Schußer- und Wäldergewerbe betrieben. Das Justizamt der Herrschaft wird zu Neu-Ossegg verwaltet, wo auch das Kirchhofamt seinen Sitz hat. 2) Ein Dorf, welches zum Unterschiebe von Alt-Ossegg auch Neu-Ossegg genannt wird, im leitmayer Kreise Böhmens auf der gleichnamigen Herrschaft (50° 37' 29" nördl. Br., 11° 21' 28" östl. Länge und 1464' 29" H. über der Erde bei Hamburg; nach Davit), 4) Meilen von der Kreisstadt und 1½ Meilen von Leipzig entfernt, am Fuße des Erzgebirges gelegen und vom Riesenbache durchflossen, mit 116 Häusern, 800 teutschen Einn., dem alten, berühmten Eifersienens^{*)} Stifte, der schönen Stifte, und einer zweiten der heil. Katharina ge-

weihen Kirche, einer wilden Forsterei, Schäferei, einem Jägerhause, zu welchem ein Forstrevier von 987 Joch 671 Q. Kl. Waldboden gehört, einem großen Viehhofe, (Holzmühlhof), einem schönen und großen Zisternengarten, der mehrere bühliche Partien enthält, einem Brauhause, zwei Wäld- und einer Brettmühle. Es befinden sich dort eine Apotheke des Stifte, drei Baudörge, zwei Ockawmen, zwei Handlungen und die k. f. priv. Koffer-Offener Wollenzuchfabrik (woson im folgenden Artikel), welche schon seit dem 17. Jahrh. besteht. Das Gebäude der letztern befindet sich einige hundert Schritte weit außerhalb des Klosters. Das Armeninstitut besaß am Schluß des J. 1831 eine Stammvermögen von 1071 Fl. 381 Kr. und die Einkünfte desselben betrafen sich im J. 1831 auf 3620 Fl. 284 Kr., womit in demselben J. 143 Arme theilhaft wurden. In der Nähe dieses Dorfes sind mehrere seltene Zeiche. In Hinsicht der Seelforge ist das Dorf dem pfarrlichen Sprengel von Alt-Ossegg zugewiesen. 3) Alt-Ossegg, ein östlich von Neu-Ossegg gelegenes Dorf der gleichnamigen Stifths Herrschaft im leitmayer Kreise Böhmens, mit einer katholischen Kirche, Pfarrei und Schule, 20 Häusern und 123 teutschen Einn. Die hiesige Pfarre gehört zum biseriats Vicariats. Die Pfarrei der leitmayer Diöcese und steht unter dem Patronat des obgrünte Stifte. Eingepfarrt sind außer Alt- und Neu-Ossegg die Dörfer Haan, Deuten, dorf, Neubors, Hrenlich und Labung, und die Juchersch. Zur gehörigen Dörfer Riesenberg und Langeweise mit einer Seelenzahl von 3125 Seelen im J. 1830. Die Pfarrkirche, welche den heil. Aposteln Petrus und Paulus geweiht ist, wurde schon im J. 1209 durch den prager Erzbischof Daniel consecrirt. Auf ihrem Kirchhofe befindet sich das Grabmal des hier im J. 1802 auf einer Reise nach Leipzig verstorbenen Prinzen Joseph von Sachsen, eines Sohnes des Prinzen Kauer. In der Nähe dieses Dorfes befinden sich die Ruinen der Riesenburg, deren Befestigung einst die Herren dieser Gegend waren. 4) Das Stifte Ossigg (s. den folgenden Artikel). Der Alt dieses Stifte ist Prälat und Landstand des Königreichs Böhmen und Bistatut in Böhmen, der Eber- und Rieterrausch. Dem Stifte steht das Patronatsrecht über die Pfarreien und Localien zu Alt-Ossegg, Janich, Klostergrab, Klobsch, Ugep, Wisttschan und Wietna zu, welche es auch durch Einverleibung seines Stifte besitzt. (G. F. Schreiner.)

OSSEGG, richtiger OSEK (von osekan, aufbauen, roden), berühmtes Eifersienensstift ab B. V. Mariani, in dem leitmayer Kreise von Böhmen, verbandt seinen Ursprung dem Bladissen Magoß, der im J. 1192 aus Waldassen einige Mönche, darunter der erste Vorkörher Ruthorb berief, sie in das von ihm bei dem heutigen Städtchen Walschau erbaute Kloster einführte, und zum Unterhalte der Stiftung, laut Stiftungsbrieves vom J.

in (Catalogus) Raccolta d'opere, scient. e. filol. T. XL. in Verona. 1749. 12. p. XXXIV. Monum. Manuvell. T. I. (Von 1761. fol.) p. 436. tab. 98. n. 8, wo a 4 noch ein Brief desselben abgedruckt ist. Appendice alla Bibliotheca Firmiana. Mediol. 1783. 4. p. 26. n. 2.) Im Geb. zu Weipa. (G. Rathgeber.)

*) E. J. G. Sommer, Das Königreich Böhmen. Historisch-topographisch dargestellt. 1. Bd. leitmayer Kreis. (Prag 1838.) S. 145 ff. **) J. J. G. Sauer, Geographisch-topographisches Königreichs Böhmen u. (Prag und Wien 1797.) S. 29. S. 146 ff.

1193, eist Dörfer, vorunter Raschau selbst, widmete. Die neue Anlage fand nur kümmerliches Gedeihen, vorzüglich litt sie durch die wiederholten Anfälle desobersächsischer Räuberbanden. In dem letzten dieser Anfälle wurden die Klosterbrüder tödtlich durch das künftige Einschreiten des Grafen Slavow von Bittin, aus dem Geschlechte der Herren von Riesenburg und Ossegg, gerettet. Dessen mächtiger Schutze für die Zukunft näher zu sein, verließ der geistl. Abt der Brüder das unheimliche Raschau, und ließ sich in dem von der Riesenburg nur eine Meile entlegenen, ansehnem aber noch durch eine eigene Burg besetzten Dorfe Ossegg nieder. Die Hülftlinge fanden bei dem Grafen Slavow die freundlichste Aufnahme, zumal dieser, wie es scheint, schon früher die Absicht gehabt, in Ossegg, wo seiner Ahnen Begräbniß, wo auch sein Bruder, der verstorbene oberste Kammerer Grebiss¹⁾, ruhete, ein Kloster zu begründen. Eine Kirche war demnach schon vorhanden, und ein nicht unbedeutendes Kirchengut, denn Borsow, Slavows' anderer Bruder²⁾, hatte als ein solches den Zehnten in Schwintschitz und ein Gut (seppimanna) in Grebissin gewidmet, und Borsow's Sohn, der jüngere Slavow, den Zehnten in Bobolitz hinzugefügt. Diese Kirche war vorlich der ältere Slavow den maschauer Hülftlingen, er gab ihnen aus des obersten Kammerers Nachlasse, hierzu von dessen Söhnen beauftragt, Biedna und Hirschberg, einem Theile von der Villa Zelci (Zelisch) in Mähren, der von einem gewissen Dobuta eingetauscht worden, den Zehnten in Mochna und einen Antheil von der Villa Bogonich, wozu Ghejata, des Grebiss' Sohn, noch seinen Weinzehnten in Mochna fügte. Aus seinem persönlichen Eigenthume gab Slavow das Präbium Ossegg, in seinem ganzen Umfange, das halbe Dorf Baan, Herrlich (Hirtloch), Schönfeld, (bei Schlachennwald), Damschlawitz, Duban, den Zehnten in Baidow, Brichin und Betschow, ein Ackergut in Bobolitz, und zwei Manen in Frübisch; endlich schenkte sein Sohn Boguslaw die Mühle bei Beskowitz, den Fruchtzehnten in Eintrachow, das Patronat der Kirche in Schlachennwald³⁾, und das Dorf Pasengrün. Alles dieses wurde durch einen Rescriptbrief Pyrmelst Dittolers I. vom J. 1207 bekräftigt, hatte jedoch die Folge, daß der erste Stifter, Wigost, in dem bestigsten Borne gegen die Hülftlinge ent-

brannte, diejenigen ihrer Bestreben, die in Raschau zurückgeblieben waren, gewaltsam austrieb, und die gesammten Stiftungsgüter wieder an sich zog. Aufwands Nachfolger, der Abt Hermann von Ossegg, führte zwar hierüber Klage bei dem päpstlichen Stuhl, und die Bischöfe von Prag und Böhmen, und der Probst von Leutenich wurden vom Papst Innocenz III. im J. 1201 beauftragt, die Sache aus dem Genauesten zu untersuchen, es ist indessen nicht bekannt, ob Hermanns Klage eine weitere Folge hatte. Er lebte noch im J. 1212. Sein Nachfolger, Slavow⁴⁾, legte freiwillig die Inful nieder; und ging 1240 nach Preußen, den christlichen Glauben zu predigen; starb auch daselbst als Bischof. Der vierte Abt Weinhard, war in dem Zwiste zwischen König Beneslaw I. und dem Prinzen Dittolar auf der Königs Seite; ihn dafür zu bestrafen, wurde das Kloster 1249 von dem Prinzen erziehen und auf das Härteste behandelt; Weinhard selbst mußte mit dem ganzen Convent die Flucht ergreifen. Der Schaden wurde jedoch unter dem folgenden Abte Giselbert vollständig geheilt, zumal Pyrmelst Dittolar, der jetzt selbst den Thron bestiegen hatte, sich auf jede Weise bemühte, seine frühere Härte in Bergeflichkeit zu bringen. Darum bedenkte er auch das Kloster mit dem Zeigefinger des heil. Johannes des Täufers, den er 1252 in Ungarn erbeutet hatte. Giselbert war zuletzt Abt in Ossegg und in Waldossen zugleich. In Ossegg folgte ihm, durch Wahl vom J. 1266, Adrebnich I. Im J. 1278 wurde das Kloster von den Wälfen Kaiser Kubul's I. überfallen, ausgeplündert und in Brand gesetzt; der Abt that sich nach Dresden geflüchtet, und kam erst im J. 1280 wieder. Im J. 1282 erbaute er in dem durch ihn zugleich mit Bernhart von angestandenem Klostergrab die Pfarrkirche zu St. Barbara; im J. 1284 wurde er als Abt nach Waldossen versetzt. Auch der zehnte Abt Johann I. Grebelius, ein Wälfen der pariser Sorbonne, starb als Abt zu Waldossen. ⁵⁾ Dieses Nachfolger, Eubwig, erwarb 1322, erlangte das Patronat zu Pirna, und starb 1332. Unter seinem Nachfolger Konrad II. wurde das ganze Eist ein Raub der Flammen. Rod Ederwileres erlebte der 16. Abt, Johann III., erwählt 1397; zweimal wurde das Kloster, das erste Mal von den Pragen, den 12. Julius 1421, und dann den 23. Sept. 1429 von den Teutonen so vollständig verwüstet und zerstört, daß es lange Zeit im Schutt liegen mußte. Bei dem letzten Überfalle verloren auch viele der Conventualen das Leben, daher es bei Centurio, in dem Menologium Cisterciensis, heißt: Sanctus Beatorum Martyrum Sanctus Mariane de Ossek, qui in con-

1) Der Name Grebiss ist wol nicht entfällt. „Grebis, Camerarius aus Feliderio duce, 1183 et 1190, aus Lt. Caderab“ heißt es in Balbins Beschreibung der größten und ältesten Reichthümer. Unter Dittolers ist jedoch dieser Grebiss eine Person mit dem Namen Slavow, Camerarius, der, laut des nämlichen Berichtigen, in Lt. und. Prag. anno 1194 verstorben. ²⁾ Die sink, und nicht mit March, sehr darauf, den Namen dieses letzten Bruders gefunden zu haben. Er war nicht ein Willauer, in dessen Besitz über das Geschlecht der Riesenburg, Hepterus 1818, Julius Nr. 88 entgangen. In der Schlichtungsunterhandlung Dittolers I. vom J. 1207 bei Jonselzin, heißt es: „Quas duo bona, Hermannus praedictorum virorum, obtulit et filius ejus Zianco decessans rursus in Odilia superaddens.“ während es heißen sollte: „Quas duo bona, germanus praedictorum“ etc. ³⁾ Die Beschreibung, welchem, bei Schlachennwald, von einem Slavow von Riesenburg erbaut worden, dürfte demnach nicht so glaubhaft sein, wie Schaller annimmt.

4) Dieser Abt mochte wol selbst, wie auch Willauer angenommen, dem Geschlechte von Riesenburg angehören. In diesem Falle würden wir sein Bisthum in Preußen für jenes von Pommeranien halten, und den Namen des ersten Bischofs von Pommeranien, des frommen Ernst, für die täuschliche Uebersetzung von Slavow; es dann würde auch der Bischof von Pommeranien Dittolers, Riesenburg, nicht von dem Lande Ritz, sondern von des Bischofs Stammort, benannt sein. Früher befinden wir uns auch an der Stadt, ein Zeugniß der Bischofs von Pommeranien zu Ratze zu geben.

fessionis fidei constantem persistentem, ab Humanis immunitatis interempti, cum palma Martyrii victoris evolutum in coelum. Die folgenden Abte Brang II. erwähnt im J. 1430, und Johann IV. erlangen beinahe der Rest des Unglückes, welches der kaiserliche König Georg noch gar sehr erhöhte, indem er 1460 ein Stift dieses an Johann von Stambach verpfändete, gleichwie auch Maximilian II. im J. 1485 die Dörfer Wobbold, Wrischog und Sanitz, jetzt sämmtlich in der Herrschaft Riedhausen geöblich, veräußerte. Der Abt Johann IV. starb im J. 1492. Nach ihm regierten Michael, erwähnt im J. 1492, Martin, Bartholomäus, Jakob, Balthasar; die Zahl der Capitularen war aber so gering, die Mittel für ihren Unterhalt waren so dürftig, daß der kaiserliche Hof nach Balthasar, des 23. Abtes, Tode, 1579, beschloß, die sechs in Ossegg noch vorhandenen Geistlichen in andere Klöster zu vertheilen, die Klostergüter aber, gleichwie das benachbarte Schwag, zur Verpfändung der ganz unzureichenden Dotation des Erzstifts Prag zu verwenden. Solches geschah, mit päpstlicher Genehmigung, durch Urkunde vom 13. Junius 1580, und das Kloster fand verlassen, bis Johann Kofelnus zur Regierung des Erzstifts Prag berufen wurde. Gleich im J. 1614 erließ er ein wehmüthiges Schreiben an den Papst Paul V., um ihm das unverdiente Schicksal der Abte Ossegg zu klagen, und auf ihre Wiederherstellung anzufragen, und seine unaussprechlichen Begehungen für diesen Gegenstand, hatten die Folge, daß der Orden im J. 1626 wieder in Ossegg eingeführt werden konnte, und zugleich den Besitz der ganzen Herrschaft übernahm. Der Abt von Königsfals, Georg Urath, zugleich Ordens- Distrikt und General-Vicar, trat an die Spitze der neuen Gemeinde, und stand ihr bis an sein Ende, im J. 1634, treulich vor. An seine Stelle gelangte Johann V. Greifenfels von Pilsenborg, zugleich auch Abt in Sedlitz, Bellehrod, Königsfals und Saaz, der Ertz- und die Schule seines Ordens, ein Mann sonder Gleichen in Heiligkeit und Klugheit, in Demuth und Wissenschaft, in eiserner Festigkeit und christlicher Milde. Er starb den 8. März 1650. Sein zweiter Nachfolger, der 27. Abt Benedict Littwerg, erwähnt im J. 1691, vollendete den seit Georg Urath begonnenen Neubau des gesammten Klosters durch Einweihung der prachtvollen Kirche; sammelte die wenigen Reste der ersten Stifter in einem eignen Mausoleum, begründete sowohl die Strumpfabrik als die Zeugfabrik des Klosters, und starb 1726 in hohem Alter. Der 30. Abt, Wenzel Ebel, erwähnt 9. März 1776, und früher Propst des Königs Klosters in Alt-Brann, hatte kaum die Drangsale des bairischen Erbfolgekrieges überstanden (1778 mußte eine Brandschlagung von 40,000 Wirten, an die Preußen bezahlt werden), als die Reformen Josephs beinahe den Untergang des Stiftes herbeiführten. Die Zahl der Ordensmänner wurde im J. 1785 von 50 auf 18 herabgesetzt, die Verwaltung des Güter dem Abte gänzlich entzogen. Diese Beschränkungen wurden aber im J. 1802 zurückgenommen, und im J. 1818 zählte das Stift 43 Individuen, worunter 1 Noviz, 6 Lehrlinge der Zerstör-

gie, 9 Kaplan, 7 Pfarrer und Localpfarrer, 2 Pöple, 8 öffentliche Professoren, 3 ökonomische Offizialen, 9 Conventualsoffizialen und Aushelfer. Die städtischen Klostergebäude liegen an der Südseite des Dorfes, enthalten unter andern eine eigene Apotheke, und gewissermaßen insbesondere von der Prälaten aus die herrlichsten Ansichten. Einige hundert Schritte weiter, außerhalb der Klostermauern, befinden sich die Gebäude der seit dem Ende des 17. Jahrh. bestehenden, von Kaiser Karl VI. gleich zu Anfang seiner Regierung privilegierten Kloster- ossegger Wollengrubfabrik, welche gegenwärtig 12 Arbeiter beschäftigt, die sogenannten ossegger Senche liefern, und in Prag in dem ossegger Hydrantenhause, Altkloster, Egidiasgasse, Nr. 447, eine Niederlage hat. Diese Fabrik wurde zunächst errichtet, um die übrigen Klosterwerkstätten zu versetzen, send aber auch bald Absatz in den böhmischen und österreichischen Gießereifabriken, sowie später bei andern Dörfern und bei der Wittigelsgrube. Ihre Glanzperiode fällt demnach in die Zeiten von 1770—1780. Im J. 1787 beschäftigte sie noch 766 Menschen, worunter 23 Wollergießer, 33 Kämmer, 27 Schneider, 21 Wäcker, Zwirner, Sortierer, Wäscher, 620 Spinner für seines Wollengarns, 36 Baumwollenspinner, und damals verarbeitete sie jährlich 150 Etein inländische, 450 Etein sächsische Wolle, 5 Eimer Baumwolle, für 1100 fl. Rohzeug, woraus producirt wurden 70 Etein weiße Linnentuch, farbige dergleichen 20 Etein, Blau 20 Etein, Mantelzeug 80, Kronasche 170, Andreische 60, Futterwerk, Cardin 90, Pullon 15, Kräftelzeug 30, Kartthal 30, Kittel 200 Etein. In den drei Jahren, von 1781—1783, waren überhaupt für 53,780, von 1784—1786 nur für 38,948 fl. Waare abgesetzt. Dazween verlor das Stift viel niemals von dieser Fabrik mag haben, in industrieller Hinsicht wurde sie aber für die Stiftsunterthanen sehr wohlthätig. Die Strumpffabrik, in der einst auf 15 Stühlen die so berühmten ossegger, oder wie sie später hießen, burren feinen Strumpfe gefertigt wurden, ist um die Zeit des österreichischen Erbfolgekriegs eingegangen. Die Klosterherrschaft, größtentheils, obgleich am Fuße des Erzgebirges gelegen, flaches, fruchtbares und österreichsches Land, zählte im J. 1830 in 23 Dorfschaften, wobei die in der Gegend der böhmischen Rebellen so merkwürdige Berg- und Schut-Stadt Klostergrab nicht eingerechnet, 5665 Seelen und 14,134 Joch Flächennmaas; für den Betrieb des obrigkeitlichen Ökonomie bestanden sieben Meierhöfe und drei Schäfereien. Zu Dornitz treibt die Abtei einen nicht sehr bedeutenden Weinbau. Die Baumkohlenbrüche bei Bernsdorf, Uggod und Strimig, theils obrigkeitliche, theils Rüsticaleigentum, liefern jährlich 30 bis 40,000 Kubel. Herrlich hat einen sehr merkwürdigen, depassenden Brunnen, den sogenannten Eidenfuer. Außer dieser eigentlichen Klosterherrschaft besitzt Ossegg auch noch, von den Stiftungszeiten her, das Gut Ertel, saager Krastel, welches in sieben Dorfschaften, auf einem Flächennmaas von 4835 Joch, 258 Häuser und 1182 Wirtshäusern, und die berühmte pälner Dittmarer-Linde enthält. In einem alten Tage ist die eigentliche Stiftsherrschaft zu

850,000, das Gut Eltyd zu 165,500 fl. gewährt. Im Mittelalter hatte Eltyd auch namhafte Besigungen in Meisen; eine solche war besonders das für Freibergs Bergbau so wichtige Dörrental, woselbst auch bis zum J. 1540 der Goutteitien von Religiösen aus Eltyd versehen wurde. Gleichwie Dörrental, Dorothea vallis, von der einen Seite auf die St. Dorothea, und folglich auf Preußen, insbesondere Pommernien, zurückweist, so dient dieser Ort von der andern Seite zum Beweise, daß das benachbarte Puschkelein wirklich von einem Borso (von Riesenburg) erbaut, und nachmals von den Siamtös (Kerfigs Schlangen) von Riesenburg besessen wurde. Endlich müssen wir bemerken, daß das Heilands Kloster Marienital in der Oberlausitz dem Abte von Eltyd unterworfen war. v. Bergl. *Analecta monasterii Ossencensis. Dnsadn. 1750. Micro-Chronicon monasterii B. V. M. de Ossek. ord. Cist. a fundatione usque ad praesentem annum 1709 deductum*, per P. *Malachium Helker. S. Cist. ord. rel. Ossekias professum.* — Dito Einbach von Kransichstein liefert in der diplomatischen Sammlung bisheriger Werke würdigen aus dem Archiv des gräflichen Gieselerischen stiftes Soaz in Mähren S. 251 — 253. das nomenclatische Verzeichniß der Abte von Eltyd. (v. Stranberg.)

OSSELIN (Charles Nikolaus), geb. am 3. 1753 in Paris; wegen einiger Jugendsünden war ihm die Aufnahme unter die pariser Notare abgefallen worden, ein Urtheil, welches vom Parlament bestätigt wurde, als er an dieses appellirte und selbst seine Sache vor demselben führte. Beim Ausbruch der Revolution war er Advocat, und ergriff, wie so viele andere seines Standes, die Sache des Volk's mit dem größten Eifer, trat in die pariser Municipalität von 1789 und dann in die den 10. Aug. 1792 gebildete insurrectionelle Municipalität, die sich damals der Regierung bemächtigte, wie er denn zu den thätigsten Anführern des Aufstandes gehörte, der an jenem Tage die Monarchie begrub. Als ein außerordentlicher Criminalhof eingesetzt wurde, um unter dem Titel: „der Verschörrer des 10. Augusts“ alle die zu richten, welche an jenem Tage der Volkswuth entgegen waren, ward auch Osselin Mitglied desselben, zeigte aber mehr Mäßigung und Gerechtigkeit als irgend einer seiner Collegen. Bald wurde er als Abgeordneter von Paris Mitglied des Nationalconvents; als solcher zeigte er, wie die andern pariser Abgeordneten, die entschiedenste Feindschaft gegen die Girondillen, stimmte für den Tod des Königs und redigirte die Proscriptionsgesetze gegen die Emigranten, in denen er doch einige mildernde Distinctionen zuließ. Gleichwohl konnte er dem Vorwurfe des Moderanismus nicht entgehen und wie sehr er sich auch bald durch harte Anträge von diesem Vorwurfe zu reinigen gesucht hatte, verzieh ihm doch Robespierre nicht die unabhängige Stellung, die er sich zu verschaffen gewußt hatte. Die Gelegenheit, ihn zu vernichten, fand sich bald. Osselin hatte sich für eine junge gefangen gebliebene Dame, eine Frau von Gharri, die der gegen die Emigranten ausgesprochenen Strafe verfallen war, interessiert, sie aus dem Gefängnisse befreit und ihr bei sei-

nem Bruder, einem Geistlichen in Saint-Xubin, bei Versailles, ein heimliches Unterkommen verschafft. Als dieses herauskam, wurde eine Anklage gegen ihn beschloffen und er zur Deportation verurtheilt, vorläufig aber in Bistiere gefangen gehalten. Den 8. Fructidor des zweiten Jahres der französischen Republik wurde er von einem aus Theilnehmer an einer von den Gefangenen unternommenen Conspiration vor Gericht gestellt, vom Revolutionstribunal zum Tode verurtheilt, und im 40. Lebensjahre hingerichtet. Man hat von ihm eine kleine Schrift: *Almanach du juré*. 18.* (H.)

OSSENBECK (Jan, Johann oder Josse), geboren zu Rotterdam gegen 1627, verlebte unter Landschafts, Adiers, auch Bombaschadenmalers *) und Kupferstechers der Radirer. Nach den Studien, die er in seiner Heimath getrieben, begab er sich nach Italien, hielt sich daselbst, besonders in Rom, längere Zeit auf, ein Aufenthalt, der, nach seinen Gemälden zu schließen, den lebhaftesten Eindruck auf ihn zurückließ, so daß man, weil er in Figuren oder Zeichnungen im römischen Geschmacke malte, zu sagen pflegte: „er habe Rom nach Holland übergetragen.“

In dem Charakter seiner Figuren als Adiere zeigt sich eine Ähnlichkeit mit P. de Laar, doch hat Ossenseck mehr Colorit, die Composition ist angenehmer, die Formen der Linien sind zarter geföhlt, es ist mehr Großartiges und überhaupt ein großer Reichthum der Ideen, wozu er, wie gesagt, Rom's Umgebungen trefflich benutzte. Da er der Zeichnung der Figuren und Adiere sehr mächtig war, so stellte er oft Bahnmärkte, Reisenden, Welfische und ähnliche Gegenstände mit reichen Figurengruppen mit vieler Wahrheit vor²⁾. Sein Colorit ist vorzüglich kräftig, die Ausführung keifig und vollendet; er vereinigte die keifige vollendete Manier der Holländer mit der freien Behandlung der Italiener.

Zum Kaiserl. Hofmalers Propolts I. ernannt, ging er mit Nikolaus van Hoye, der denselben Hof erlangte, nach Wien, hielt sich längere Zeit an dem Hofe des Kaisers auf, wurde mit vielen Aufträgen versehen und hatte Manches von den damaligen Werthwürdigkeiten des Hofes für den Hof oder für andere Kunstliebhaber darzustellen³⁾. Später ging er nach andern teutschen Städten, wie J. B. nach Frankfurt a. M., Regensburg, an welchem Ort er 1678 im 51. Jahre verstarb. Als Radirer zeichnete sich Ossenseck auch aus, indem er nach Rortsch (Peintre Graveur) eine Zahl von 50 Blättern, von welchen 27 nach andern Künstlern, Gemälden und Zeichnungen sind, radirte, und den Kupfstammern diese

*) Biogr. univ. XXII, 207.

1) Mehrere Kunstautoren begreifen unter dem Ausdruck: Bombaschaden diejenigen Gemälde, welche Bauern und ländliche Scenen, wie sie Peter de Laar, genannt Bombasch, malte, vorstellen.

2) Wie J. B. das radirte Blatt Rortsch Nr. 25 zeigt. 3) Dahin gehören J. B. die Heilighen der damals zu Wien gehaltenen Verklärungsfest, wo besonders das Blatt zu Pferde in 14 Bl. von van Hoye radirt ist. Ein wenig gekanntes Blatt von George Boeckst nach Ossenseck's Zeichnung ist merkwürdig, weil es den 1666 zu Venedig gehaltenen Einzug des Kaisers in Wien darstellt, wo alle Adeler im Profil, und im Moment des Beiseitretens bei der Kaiserin den Hut ablegten.

rabirten Blätter hinterließ. Mehrere derselben sind äußerst gelblich und sehr hart rabirt, einige andere weniger glänzend durch die nicht gelungene Operation des Scheidewassers vollendet. Unter den größten nach seinen eigenen Zeichnungen oder Gemälden rabirten Blättern ist, wie schon gesagt, das *Campo vacino* und die Ansicht von Cassarele von der Porta di S. Sebastiano zu Rom hervorgehoben, die Gruppen der Figuren sind äußerst lebendig und geistreich gezeichnet und geist. Ebenso gehören zu den besten die großen Blätter nach Salo, Rosa, die Saujagd nach P. de Kaar und besonders auch Christus beim Sturm im Schiffe nach Simon de Wiegier. Die guten Drucke der Blätter sind besonders die vor der Aufarbeitung mit dem Grabstichel und vor dem mit dem Grabstichel geschnittenen Namen des Künstlers, und diese werden als selten betrachtet. Dabin gehört auch das Blatt „die Stotte der Gecia oder die Cassarele“ (Barisch Nr. 25). Hier darf bei den seltenen Abdrücken die Platte eben nicht um drei Zoll abgeschnitten sein, indem die ganze Höhe der Platte acht Zoll beträgt.

Unter den von Offenbeck nach vorliegenden Meistern rabirten Blättern sind eif. Stück in der von D. Zentner zu Brüssel herausgegebenen Galerie des Erzherzogs Leopold von Österreich. Außerdem gibt es noch zwei Blätter nach seinen eigenen Zeichnungen, welche nicht im P. Girardot angezigt, doch aber im Katalog von Rigal sich finden, nämlich: die Kinder zu Bettel von Wären gerissen, 1 Zoll 8 Lin. hoch, 2 Zoll breit in quer Doal, und ein Blatt: einige Matrofen um ein Feuer sitzend, 2 Zoll 8 Lin. hoch, 4 Zoll breit. (Prenzel.)

OS SEPIAE, sogenanntes weißes Fischbein, (Merriam), Os de Socho ou Boufront the Coute-fish, Zeeschulm, ist die knöchige Schuppe am Rücken des Intenwirms, namentlich der Störche (des Kuttelfisches), *Scipia eschmalia*. Es kommt in großen, mannshandstarken, oben und unten bogenförmig, auf einer Seite glatten, auf der andern runden, ovalen Schalen oder Krallen zu und, die ganz weiß, locker, wurde, leicht zerreiblich, wie Bimsstein, sind und stark schwärzen. Größtentheils besteht es (nach Hatchett) aus kohlenstoffreichem Kalk, mit weniger animalischer Substanz verbunden; daneben will Karsten (s. Scherer's a. Journ. d. Chemie. V. S. 661), Spuren von phosphoräurem Kalk darin gefunden haben.

Das etwas mit Sand, Bimsstein u. dgl., vermischte Knochenpulver ist schwerer, fällt mehr ins Silber- oder Beaulichweiß, und löst beim Zugießen nicht den brandigen Geruch des reinen und reiten aus.

Das zu Koble gebrannte, Os Sepiae ustum, Carbo oss. Sep., wurde sonst als ein magensauresübriges Mittel, dergleichen unter Zahnpulver und, besonders von de Baen, gegen den Keuchgebrauch.

Übrigens kommt es unter die Zusammensetzung des venetianischen Malsclad's (Vergl. d. Art. Sepio.)

(Th. Schreger.)

Osser, f. Ossa.

OSSER, Dörfelort, ein durch seine Form auszeichneter, aus der südlich von ihm sich ausbreitenden

höflichen Ebene fegelförmig und ziemlich weit emporsteigender Berg im geider Kreise Steiermarks. Er liegt in jenem Gebirgszuge, der die Wassertheile zwischen der Mürz und Raab bildet. Der Osser bildet mit dem salzigen Kantsch und dessen nächster Umgebung einen Zug von Alpentalkstein, welcher, getrennt von dem nördlich von ihm gegen Osten hingehenden Zuge der nördlichen Kalkalpen, durch das rings umgebende Urgebirge ganz isolirt wird. Sein ganzer Rücken ist mit einer dichten Rasendecke überzogen, und er hat auf seinen trefflichen Almen einen Viehaustritt von 90 Stück Rindern. In seiner Nachbarschaft befinden sich die mirnige Höhle, der an seltenen Pflanzen reiche Kantsch, die Reichalm, durch eine großartige Hochgeschichte im Lanke verläuft, der Almrautengarten und die Bettelalm, ein schönes Thal, das sich gegen das Mürztal ausmündet. Theils auf seinem Rücken und theils auf den benachbarten Höhen und in den genannten Thälern findet der Botaniker die *Pentstemon allianae*, *Campanula pulla*, *Arabia corymbiflora*, *Potentilla Clusiana*, *Saxifraga aizoon*, das *Delphinium intermedium*, *Rhododendron ferrugineum* und noch andere viel seltener Alpenpflanzen. Von seinem höchst 4600 m. Fuß hohen Gipfel hat man eine entzückende Fernsicht über die Hügel und Klüden des grünen Keeses und des ganzen untern Landes im Süden, und gegen N. N. O. S. und S. W. reihen sich Berge an Berge, und thürmen sich nahe und fern die mächtigen Hochgebirge von Obersteier, Krain und Salzburg auf; der erste Blick reicht von diesem Punkte von dem Obdachengebirge hinter Vardun bis in die Höhe des Großglockners und von der Ebene des südwestlichen Ungarns bis an die Landeshorizonten Tirols um Tarvis und an die Ponthe. (G. F. Schreiner.)

Ossera, f. Osierra.

OSSERO (44° 46' 35" n. Br., 33° 18' 40" östl. L.), Sitzort auf der südwestl. Küste der Insel Ghera, und im District von Ossero, im Kreis Istrien, im österreichischen Gouvernement des Königreichs Triest, was sonst der Sitz eines eigenen Bisthums, dessen Sprengel aber jetzt der Diocese von Veglia einverleibt ist, da gegen ist hier ein noch nicht wieder neu organisirter Collegiat-Capitel geblieben. Sie hat eine reiche Kirche und Pflanz, mit welcher ein Defanat verbunden ist, zu welchem außer der Pflanz von Ossero noch die Locals Kapellaneien S. Giacomo, Punta Croce, Velles, Istrien, S. Giovanni, Dule und S. Martino in Dole gehören, eine Clementeniale für Knaben, eine Sanitäts-Deputation (Deputazione di Sanità), welche dem Sanitätsrat in Ghera untergeordnet ist, 351 Häuser und 1463 Einwohner, welche einen kleinen Handel mit Wein und Brennholz treiben. Ungefähr 120 Kl. von der Stadt gegen N. entfernt befindet sich der gegen alle Winde geschützte Hafen von Ossero, 75 Kl. lang und 100 Kl. breit, mit einem sehr guten Ankergrund, aber welchen dem Sanitäts

Steiermärkische Zeitschrift, herausgegeben vom Auschuss des Kreisraths am Johanneum zu Graz (Graz 1824.) S. 161. 162.

lita-Kante zu Ghero die Hafenaufsicht ausübt. Er dient theils den Küstenfahrern bei wüthigen Winden zum Zusuchthort, und theils wird aus ihm auch Brennholz nach Venedig ausgeführt. Im J. 1824 ist über dem Kanal von Ossero, welcher die Stadt und die westliche Küste der Insel Ghero von der Insel Lussin trennt, eine Aufzugbrücke zur Verbindung beider Inseln hergestellt, wodurch die Gemeindefraße, welche die Inseln Ghero und Lussin der Länge nach durchschneidet, mit einander verknüpft worden sind. Diese Gemeindefraße ist von ihrem Anfange, zu Karsina auf Ghero gegenüber von dem an der Küste Istriens liegenden Hafen Vianora, bis nach Ossero, auf einer Strecke von 8½ Meilen und 240 Kl., bias ein Saumweg, der nur theilweise mit Pauerwagen befahren werden kann, von Ossero aber bis Lussina grande, in einer Entfernung von 3½ Meilen und 110 Kl., ist er ganz sabbar, eine Verbesserung, welche unter der franz. Regierung in den Jahren 1810 und 1811 ausgeführt wurde. Von Ossero führt ein selbiger Saumweg nach Punta Croce, dem südlichsten Orte der Insel Ghero. Von den Bergen, welche sich in der Nähe der Stadt Ossero erheben, sind mehrere bei Gelegenheit der Vermessungen zum Behufe der Einführung des regulirten Grundbesitzkatasters trigonometrisch gemessen worden, als: die Felsenkuppe Belo Straza 79,14 w. Kl. (südlich von der Stadt); nördlich von Ossero die flache Felsenkuppe Pesente 91,98 w. Kl. in derselben Richtung des Polar-Bergs 116,76 w. Kl.; endlich östlich von der Stadt die Bergkuppe Iose 33,53 w. Kl. über dem Spiegel des adriatischen Meeres. (G. F. Schreiner.)

OSSERO, Kanal von, in Cavanella di Ossero genannt, ein 24 Kl. langer und 24 Fuß breiter Kanal (Meeresarm) zwischen der nördlichsten Spitze der Insel Lussin und der gegenüberliegenden Küste von Ghero bei der Stadt Ossero, der zur Zeit der Ebbe sehr leicht und dessen südliche Einmündung schon bedeutend vertrocknet ist. Die Reinigung und Vertiefung dieses Kanals wäre um so notwendiger, als derselbe zur Winterzeit, wo die Befahrung des quaternen Golfs der Fregatten wegen sehr gefährlich ist, den Handelsfahrzeugen eine gesicherte Fahrt darbietet; überdies bietet er die längste Verbindung zwischen Istrien und Dalmatien dar, und endlich würde auch durch die Erhaltung dieses Kanals den Bewohnern des westlichen Theils der Insel Ghero der Abzug ihrer Produkte und die Zufuhr der ihnen fehlenden Bedürfnisse mittel sehr erleichtert. Die venetianische Regierung würdigte auch diese Vortheile und erhielt den Kanal mit der größten Sorgfalt, und zwar um so mehr, als durch ihn alle öffentlichen Gelder, welche für die Erhaltung der Truppen in Dalmatien bestimmt waren, transportirt wurden, theils um die damit beladenen Schiffe gegen wüthige Winde und Stürme, theils aber auch um sie gegen Corfaren zu sichern. Sie ließ daher die Quai-Wauern an demselben mit bedeutenden Kosten aus großen behauenen Werkstücken aufführen und stets sorgfältig unterhalten. Seit dem Falle der Republik sind aber davon gar keine Arbeiten vorgenommen worden, obgleich ein Theil der Quai-Wauern in den Kanal gestürzt sind und die ver-

sunkenen Quadern Hindernisse für Schiffe darbieten, welche ein fünf Fuß tiefes Fahrwasser benöthigen. Es dient daher dieser Kanal gegenwärtig nur den kleinen Küstenfahrern, welche von Albanien und Dalmatien kommen, zu einer immer sichern Fahrt, und wird auch von ihnen sehr häufig benutzt. Mittels dieses Kanals werden auch die zunächstliegenden Begleit-Inseln mit den benöthigten Bedarfsmitteln versorgt, und Schafwolle, Käse, Wachs, Lämmer, gefalgene Fische, Lorbeerbeeren und Moster, besonders aber Bauholz in einer bedeutenden Menge ausgeführt. Gegen Norden von diesem Kanal, ungefähr 100 Kl. von der Küste entfernt, wird ein Thunfischfang betrieben, dessen Ausbeute meist nach Venedig versührt wird und der gegenwärtig verpachtet ist. In derselben Gegend liegt nördlich von der Punta d'Ossero das Felsenriff Scoglio Crovara, welches sich 101,23 w. Kl. über die Meeressfläche erhebt. (G. F. Schreiner.)

OSSERO MONTE, die höchste Felsenkuppe auf der Insel Lussin, welche sich nach der trigonometrischen Messung d. L. L. h. 377. Grundsteuer-Katalog: Personale 307,42 w. Kl. über dem Spiegel des benachbarten quaternen Meeresbuns erhebt. (G. F. Schreiner.)

OSSET, alter Name einer Stadt in Hispania Baetica, gegenüber von Hippalis, mitbin am rechten Ufer des Bais, mit dem Beinamen Julia Constantia, nach Plinius (H. N. III. 1, 3). Auf Münzen findet man die Aufschrift: OSSET, OSSET, OSSAT und was man COSSET gelesen, ist Colonia Omet zu lesen; vergl. Eckhel D. N. I, 1, 27. Ukert II, 1, 373. (H.)

OSSETEN. Ein in der Mitte des Kaukasus zu beiden Seiten des Schnee-Alpengebirges und des russischen Pases nach Georgien von den Quellen des Arax bis zu den nördlichen Flüssen des Kur wohnendes volles Gebirgsvolk, welches in älteren Zeiten einen Theil des Vorgebirges an der Kabardei inne hatte, von dessen Fürsten es immer noch in einigen Districten abhängig ist. Denn zu den Osseten rechnet man noch die an die große Kabardei stoßenden Duiguten mit dem kleinen Stamme der Tcherkessen (welche einem besonders Rittgesellschaft, den Badikiten, unterworfen bisher die Oberhoheit der kabardinischen Fürsten anerkannten) und ihre trotzigen freien Nachbarn die Domlang. Die Sprache der Osseten, in der Pronunciation dem Slavischen und dem Platt-Teutschen, in dem Organismus und einzelnen Stammwörtern noch mehr dem Persischen ähnlich (s. Klaproth's Anhang über die Sprachen des Kaukasus zu seiner Reise. 2. B.), verdient eine sorgfältige Untersuchung. Denn da ihr Land Ironien, sie selbst Iri heißen (was an Iran und an die Arianer erinnert), so hat die Vermuthung Klaproth's, daß sie von jenen macedonischen Germanen der alten Geschichte abstammen, viel für sich. Die Meinung Gersdors und Müllers, daß hier die Nachkommen der Uzen oder Polymen, jenes den alten Russen so furchtbaren Räubervolkes, das im 14. Jahrh. bei der Ankunft der Mongolen verschwunden, wiederaufgefunden wird, dadurch minder wahrscheinlich, daß man die uns bekannt gewordenen Wörter der russischen oder polymischen

Sprache vielmehr bei den benachbarten Völkern als bei den Osseten gefunden hat (s. Kap. 10. Abs. 1. 2. Einleitung. Anmerkungen). Es ist aber nicht zu übersehen, daß die Osseten, auch Osset genannt, in den ältesten Geschichten der Georgier immer mit dem Volke der Iet, oder Iet zusammengefaßt werden (so z. B. soll schon Alexander der Große einen Statthalter über die Osset und Iet gesetzt haben; beider Völker bedienten sich die alten georgischen Könige gegen Armenien, späterhin waren die Osset besonders Verbündete der Sasaniden und Feinde der Georgier¹⁾); daß diese Verwandtschaft auch durch die Etymologie des Wortes Iet, welches im Ossetisch „Kann bedrückt, bisküßigt wird“²⁾; daß die Osseten jenes an die Stelle der Alanen getreten Gebirgsvolk im östlichen Kaukasus, die Beghger, noch jetzt Iet nennen; daß diese Beghger, wenn sie gleich der Strabon, Plutarch und Sponan schon Legas (*Lagus* und *Lagys*) heißen³⁾, sich als Alanen erweisen (s. Kitters Erdkunde. 2. Abt. S. 846); sowie hinwiederum die Osset als Iet oder Ien bei den Schriftstellern des Mittelalters mit den Alanen für gleichbedeutend gehalten werden, und daß also in dieser Hinsicht, wenn man nicht die Alanen (Albanen, Alpenbewohner) ganz allgemein als Bergbewohner erklärt, eine ganz andere Völkerverwandtschaft als die der medischen Sarmaten über zum Grunde zu liegen scheint. Merkwürdig sind die verschiedenen Versuche zur Einführung des Christenthums, welche man bei den Osseten von jeher gemacht hat. Schon der christliche Kaiser Julian I. setzte einen Osseten Kosow zum Statthalter von 39 Christen am Flusse Kani in Georgien. Die Königin Tamara von Georgien (1171—1199) verbreitete das griechische Christenthum über das ganze Gebirge und bis ans schwarze Meer⁴⁾. Als hierauf die Mongolen eindringen, und die Osseten theils zerstört wurden, theils sich in das Gebirge versteckten, trat eine völlige Verwilderung ein. Nur die ossetischen Stämme, welche den georgischen Königen unterworfen wurden, blieben in christlicher Tradition. Im J. 1742 führt der georgische Erzbischof der Kaiserin Elisabeth vor, „daß seit der Zerstörung des alten georgischen Staates seien Ossetinnen, reich an Silber und Gold, seien seitdem zum Heidenthume wieder übergegangen; wenn man ihnen rechtgläubige Lehrer sendt, würden sie wieder christlich werden.“ Einige Jahre nachher, als auch der Älteste der Osseten Kopalands Sohn nachsuchten, bauten die hieher gesand-

ten russischen Geistlichen (ein Archimandrit, zwei Abo und ein Mönch) die Kirche zur Ehrendenung des Herrn, und die neuerrichtete russische Commission zur Verbreitung des Christenthums, welche von 1740—1764 über 2000 Osseten taufen ließ, würde nicht Erfolg gehabt haben, wenn die hiesauf zu Rodod errichtete christliche Schule besser verwaltet worden wäre. (Auch soll im J. 1769 ein russischer Geistlicher durch die Sendung einer ossetischen Frau eine Reaction bewirkt haben.) Der Einfluß des heimischen Kants, mit dem die Wutammenasischen „Schreier“ in Verbindung standen, die Eifersucht der kabaedinischen Fürsten, welche eine Oberherrschaft über die nöthigen Osseten ausübten, und die Ablehnung der georgischen Oberhaupter, welche einige verwerfende Vorzüge der russischen Generale (von Wiedem, und Pischow) in diesen Gebirgen zur Folge hatten, waren auch große Hindernisse. Als Spuren des alten Christenthums findet man hier noch mehr alte Kirchen, die in den Monastere bezeichnete Verehrung des heil. Nikolans (dem bei den Demars eine alte Höhle geweiht ist) und Georgs (über: welche jedoch Elias (Ila) als Schutzpatron des Landes, dem sie besonders Ziegen zum Opfer bringen, den König schauet), die Feire des Sonntags (Vortages), und der Dirsölden, und das Essen des Schweinefleisches. Aber die Taufe ist unter ihnen wieder abgenommen; sie feiern die Gefekneung des Arumondes, indem sie mit ihren Dolchen oder Messern gegen die Steine und gegen den Mond schlagen, wobei von den Hunen, Kagen und Todten, bekanten die alte Sitte der Wirtshäuser, und haben, ungeachtet das Zeichen des Kreuzes bei ihnen eine große Rolle spielt, manchen jüdischen und heidnischen Aberglauben. Am das Verwahren beisammensubalten, kharatet der Ossete zu seiner Ehefrau noch die Witwe seines verstorbenen Bruders, bei den Dulguiren oder Duguren ist diese Art Bräutigam hüttenfest von acht Tagen. Am den Seelen der Verstorbenen Ruhe zu verschaffen (wie man sagt) reiten zwei oder drei Osseten einen fernen Berg hinauf, und der, welcher den höchsten Gipfel erreicht, wird von den übrigen, die hinauf klangen und schmauchen, gegreßt und beschenkt. Ihre Kleidung ist Ietischelisch. In ihren braunen oder lichten Haaren, ihrem eckeligen Bart, und ihrer fast ganz europäischen Gesichtsbildung (blaue Augen sind hier nicht selten) gleichen sie meistens den Bauern des nördlichen Russlands. Selt sind sie reinlich, einfach, gekleidet; vortreffliche Schützen, immer bewaffnet, hierdurch und als geborne Räuber fürchtbar; doch jetzt, da die russische Oberherrschaft ihnen immer mehr Schranken setzt, ruhiger und der Viehzucht, der Jagd und so, wo es das raube Schiefer- oder Kallgebirge zuläßt, dem Ackerbau ergeben. Ihre Silber- und Eisnerz sollen vermuthlich ergiebiger gewesen sein, auch findet sich bei ihnen dem Namen nach ein Goldfluß (Kess); an Schwefel und Salpeter haben sie Ueberfluß. Merkwürdig ist der dort im Schneegebirge bemerkt kumstgeflügelte große Vogel (aus dem Geschlecht der Fledhühner), der den Steinböden bei der Kämmerung eines Jägers ein verrätherisches Zeichen durch Pfeifen gibt. Ihre Alleen, von denen sie re-

1) Vergl. die georgische Geschichte vom König Bagration in Kap. 10. Abs. 1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8. 9. 10. 11. 12. 13. 14. 15. 16. 17. 18. 19. 20. 21. 22. 23. 24. 25. 26. 27. 28. 29. 30. 31. 32. 33. 34. 35. 36. 37. 38. 39. 40. 41. 42. 43. 44. 45. 46. 47. 48. 49. 50. 51. 52. 53. 54. 55. 56. 57. 58. 59. 60. 61. 62. 63. 64. 65. 66. 67. 68. 69. 70. 71. 72. 73. 74. 75. 76. 77. 78. 79. 80. 81. 82. 83. 84. 85. 86. 87. 88. 89. 90. 91. 92. 93. 94. 95. 96. 97. 98. 99. 100. 101. 102. 103. 104. 105. 106. 107. 108. 109. 110. 111. 112. 113. 114. 115. 116. 117. 118. 119. 120. 121. 122. 123. 124. 125. 126. 127. 128. 129. 130. 131. 132. 133. 134. 135. 136. 137. 138. 139. 140. 141. 142. 143. 144. 145. 146. 147. 148. 149. 150. 151. 152. 153. 154. 155. 156. 157. 158. 159. 160. 161. 162. 163. 164. 165. 166. 167. 168. 169. 170. 171. 172. 173. 174. 175. 176. 177. 178. 179. 180. 181. 182. 183. 184. 185. 186. 187. 188. 189. 190. 191. 192. 193. 194. 195. 196. 197. 198. 199. 200. 201. 202. 203. 204. 205. 206. 207. 208. 209. 210. 211. 212. 213. 214. 215. 216. 217. 218. 219. 220. 221. 222. 223. 224. 225. 226. 227. 228. 229. 230. 231. 232. 233. 234. 235. 236. 237. 238. 239. 240. 241. 242. 243. 244. 245. 246. 247. 248. 249. 250. 251. 252. 253. 254. 255. 256. 257. 258. 259. 260. 261. 262. 263. 264. 265. 266. 267. 268. 269. 270. 271. 272. 273. 274. 275. 276. 277. 278. 279. 280. 281. 282. 283. 284. 285. 286. 287. 288. 289. 290. 291. 292. 293. 294. 295. 296. 297. 298. 299. 300. 301. 302. 303. 304. 305. 306. 307. 308. 309. 310. 311. 312. 313. 314. 315. 316. 317. 318. 319. 320. 321. 322. 323. 324. 325. 326. 327. 328. 329. 330. 331. 332. 333. 334. 335. 336. 337. 338. 339. 340. 341. 342. 343. 344. 345. 346. 347. 348. 349. 350. 351. 352. 353. 354. 355. 356. 357. 358. 359. 360. 361. 362. 363. 364. 365. 366. 367. 368. 369. 370. 371. 372. 373. 374. 375. 376. 377. 378. 379. 380. 381. 382. 383. 384. 385. 386. 387. 388. 389. 390. 391. 392. 393. 394. 395. 396. 397. 398. 399. 400. 401. 402. 403. 404. 405. 406. 407. 408. 409. 410. 411. 412. 413. 414. 415. 416. 417. 418. 419. 420. 421. 422. 423. 424. 425. 426. 427. 428. 429. 430. 431. 432. 433. 434. 435. 436. 437. 438. 439. 440. 441. 442. 443. 444. 445. 446. 447. 448. 449. 450. 451. 452. 453. 454. 455. 456. 457. 458. 459. 460. 461. 462. 463. 464. 465. 466. 467. 468. 469. 470. 471. 472. 473. 474. 475. 476. 477. 478. 479. 480. 481. 482. 483. 484. 485. 486. 487. 488. 489. 490. 491. 492. 493. 494. 495. 496. 497. 498. 499. 500. 501. 502. 503. 504. 505. 506. 507. 508. 509. 510. 511. 512. 513. 514. 515. 516. 517. 518. 519. 520. 521. 522. 523. 524. 525. 526. 527. 528. 529. 530. 531. 532. 533. 534. 535. 536. 537. 538. 539. 540. 541. 542. 543. 544. 545. 546. 547. 548. 549. 550. 551. 552. 553. 554. 555. 556. 557. 558. 559. 560. 561. 562. 563. 564. 565. 566. 567. 568. 569. 570. 571. 572. 573. 574. 575. 576. 577. 578. 579. 580. 581. 582. 583. 584. 585. 586. 587. 588. 589. 590. 591. 592. 593. 594. 595. 596. 597. 598. 599. 600. 601. 602. 603. 604. 605. 606. 607. 608. 609. 610. 611. 612. 613. 614. 615. 616. 617. 618. 619. 620. 621. 622. 623. 624. 625. 626. 627. 628. 629. 630. 631. 632. 633. 634. 635. 636. 637. 638. 639. 640. 641. 642. 643. 644. 645. 646. 647. 648. 649. 650. 651. 652. 653. 654. 655. 656. 657. 658. 659. 660. 661. 662. 663. 664. 665. 666. 667. 668. 669. 670. 671. 672. 673. 674. 675. 676. 677. 678. 679. 680. 681. 682. 683. 684. 685. 686. 687. 688. 689. 690. 691. 692. 693. 694. 695. 696. 697. 698. 699. 700. 701. 702. 703. 704. 705. 706. 707. 708. 709. 710. 711. 712. 713. 714. 715. 716. 717. 718. 719. 720. 721. 722. 723. 724. 725. 726. 727. 728. 729. 730. 731. 732. 733. 734. 735. 736. 737. 738. 739. 740. 741. 742. 743. 744. 745. 746. 747. 748. 749. 750. 751. 752. 753. 754. 755. 756. 757. 758. 759. 760. 761. 762. 763. 764. 765. 766. 767. 768. 769. 770. 771. 772. 773. 774. 775. 776. 777. 778. 779. 780. 781. 782. 783. 784. 785. 786. 787. 788. 789. 790. 791. 792. 793. 794. 795. 796. 797. 798. 799. 800. 801. 802. 803. 804. 805. 806. 807. 808. 809. 810. 811. 812. 813. 814. 815. 816. 817. 818. 819. 820. 821. 822. 823. 824. 825. 826. 827. 828. 829. 830. 831. 832. 833. 834. 835. 836. 837. 838. 839. 840. 841. 842. 843. 844. 845. 846. 847. 848. 849. 850. 851. 852. 853. 854. 855. 856. 857. 858. 859. 860. 861. 862. 863. 864. 865. 866. 867. 868. 869. 870. 871. 872. 873. 874. 875. 876. 877. 878. 879. 880. 881. 882. 883. 884. 885. 886. 887. 888. 889. 890. 891. 892. 893. 894. 895. 896. 897. 898. 899. 900. 901. 902. 903. 904. 905. 906. 907. 908. 909. 910. 911. 912. 913. 914. 915. 916. 917. 918. 919. 920. 921. 922. 923. 924. 925. 926. 927. 928. 929. 930. 931. 932. 933. 934. 935. 936. 937. 938. 939. 940. 941. 942. 943. 944. 945. 946. 947. 948. 949. 950. 951. 952. 953. 954. 955. 956. 957. 958. 959. 960. 961. 962. 963. 964. 965. 966. 967. 968. 969. 970. 971. 972. 973. 974. 975. 976. 977. 978. 979. 980. 981. 982. 983. 984. 985. 986. 987. 988. 989. 990. 991. 992. 993. 994. 995. 996. 997. 998. 999. 1000.

giert werden, heißen *Mar, Eldar* (Herren) und ihre weissen durch die Schneeschmelze wie bei den ältesten Zeugnissen bestimmten Dörfer *Kau, Kom* (u. s.); welches zur Erklärung des Wortes *Kaufkas* dient. (Vergl. überhaupt die in der Einleitung zu meiner *Caucasia* *regnum* *descriptio* verzeichneten Reisebeschreiber, namentlich auch *Klaproth* *Reise* und übrige. Schriften über die einzelnen Districte der Ofsen die zu *Wiemer* 1821 gedruckte Beschreibung von *Hassel* *N. 4. Abth. 1. B.*)

(*Romuald*.)

OSSETZ, ein kleiner Fluss im europäischen Asienland, der unweit *Slugow*, im Gouvernement *Armenien*, entspringt, von hier nach *Kuest* fließt und in die *Stattbaltersche* *Rissan* fließt, wo er in die *Ossa* fällt.

(*J. C. Petri*.)

OSSIACHI, 1) eine ländliche Religionsfondsherrschaft im vllischen Kreis Oberkrainens, deren Verwaltungssitz in dem Markte *Feldkirchen* ist, mit einem Werthe, in dessen Gebiete der Markt *Feldkirchen*, die Herrschaften *Himmelberg*, *Ossach* und *Bergsdorf*, *Pölsbach* und *Kattmannsdorf*, die Güter *Dietschheim*, *Griffenburn* und *Kendorf*, die Güten *Altenhof*, *Raab* zu *Rosenfeld* und *Schurien*, das *Pflanz* und *Episch* *Feldkirchen*, die *Pfarrgütern* *Feldkirchen*, *Wanlosen*, *Himmelberg*, *Arsen* und *Wachenberg*, und die *Kirchengütern* *Wanlosen*, *Gnefau*, *Himmelberg*, *Vernegg*, *Steuerberg*, *Teuch*, *Tiefen*, *Wachenberg* und *Berschin* liegen und der im J. 1832 eine Bevölkerung von 14,006 Seelen umfasste, mit einem Dittsgericht und einem Burgfrieden. In dem Territorium dieses Bezirkes liegt der *offene* *See* und das *Magdalenenbad* bei *Feldkirchen*; es befinden sich *Seeschwämme* zu *Himmelberg*, *Kupferhammer* bei *Baldheim*; ebenfalls auch *Eisen*, *Stein* und *Schwamm*; *Hammer* und *Zerscheren*. Bezirksmundärzte desassen sich zu *Feldkirchen* und *Himmelberg*. Diese Herrschaft war einl ein *Eigentum* des aufgelassenen *Benedictinerstiftes* zu *Ossach*, und noch immer steht ihr das *Patronatsrecht* über die *Pfarren* zu *Ossach*, *St. Joseph* am *Tratten* und *St. Ulrich* bei *Feldkirchen* zu. 2) Ein Dorf in der gleichnamigen Herrschaft im vllischen Kr. *Krain*, am südlichen Ufer des gleichnamigen *Sees* zwischen *Obstbäumen* am *Fuße* bewaldeter *Berge* gelegen, mit einer *lat.* *Pfarr*, *Kirche* und *Schule*, zu welcher im J. 1834 417 Einw. gehörten (außerdem acht *Protestanten*). Die *Pfarr* liegt im *Dorf* *Feldkirchen* des *guten* *Bistums*; das *Patronatsrecht* steht der gleichnamigen *Religionsfondsherrschaft* zu. Das große Gebäude des ehemaligen *Stiftes* dient gegenwärtig zur *Wohnung* für den *Pfarrer*, *Lehrer* und das *Personale* des

l. l. *Kathol.* *Stiftes*; bemerkenswerth sind in diesem Gebäude der sogenannte *Kaiser*- und der *Capitalkaal*. Die *Kirche* ist klein und unansehnlich und nur das *Grabmal* des *Pölsbachers* *Boleslaw* des *Königen*, ein aus Holz künstlich gefasener *Altar* und die *Gräber* am *Kirchengraben* der *Wien* *Stiftes* ist schön und dient zur *Aufnahme* der *Pferde* im *Winter*; im *Sommer* werden sie auf die *Alpen* getrieben. Dieses l. l. *Militärstift* wurde mit einem großen *Kostenaufwande* hergestellt und eingerichtet, indem viele *Progründe* trocken gelegt, die *Wasser* abgeleitet, *Befestigung* ausgetroffen, *Brunnen* gegraben werden mussten u. dgl. m. Die vorhandenen *Gründe* begreifen 142 *Joch* *Ader*, 370 *Joch* *Wiesen* und 400 *Joch* *Hutweiden*, welche jedoch nicht im *Zusammenhange* liegen, sondern zu *Ossach*, *Bergsdorf*, *Krainfeld*, am *Tauern* und auf der *Militärstifts*-*Alpe* zerstreut liegen. Es sind über dies noch an 1200 *Joch* vorhanden, die nur zur *Weide* umgewandelt werden dürfen, um *besten* *Gras* als *Wies* zu liefern. Das *Klima* ist übrigens *kalt*, der *Schnee* bleibt oft fünf bis sechs Monate liegen und die *Alpen* können höchstens vier Monate *benutzt* werden. Der *Zweck* dieses *Stiftes* besteht vorzüglich darin, *Pferde* für die l. l. *Befestigungs*-*Stationen* zu ziehen, welche *bestimmt* sind, im *Land* *vertheilt* zu werden, um die *Landeshaupt* zu verbessern. Die *schönen* *jungen* *Stuten* werden zu *Ergänzung* des *Stifts* *zurückbehalten*, die nicht ganz *tauglichen* oder *älteren* werden mittel *Verkauf* *hingegen*. Die *gesammte* *Anzahl* der *Pferde* belief sich im J. 1816 auf beinahe 220 *Stücke*. Das *Stifts* *Reichthum* ist *o* auf dem *linken* *Hinterboden*. 3) Das ehemalige am *offenen* *See* *bestehende*, von *Kaiser Joseph II.* aufgehobene *Benedictinerstift*, war das älteste im *Herzogthum* *Krain*. Die *Zeit* seiner *Stiftung* ist *unbekannt*. P. A. *Edelhorn* meint es ist das 6. oder 7. *Jahrhundert* des 8. *Jahrs* *sehr* zu *hellen*. Nach der *gemeinen* *Meinung* und einer im *Kloster* erhaltenen *Überlieferung* zufolge soll es im J. 689 *Christi*, ein *hebräischer* *Wen*, *Donat* von *Armenien* und mit *Armenien* *vermählt*, dessen *Sohn* *Pyppo*, nachheriger *Patriarch* von *Antiochia* zu *Rom* *Christi* *geworden* und der nach des *Sohnes* *Kinder* auch zum *Christenthume* *bekehr* worden war, auf seinen *Bestungen* am *See* *gestiftet* und von ihm den *Namen* *Ossach*, *Ossach*, *Ossach*, *Ossach* erhalten haben. Nach dem *Tode* des *Herzogs* *Khetmar*, unter dessen *Regierung* die *Stiftung* dieses *Klosters* *gescheh*, vertrieben die *Karantaner* die *Woten* des *neuen* *Glaubens* und *lebten* wieder zum *alten* *Heidenthume* *zurück*, damals *gestiftet* auch das *kaum* *gegründete* *Stift* *wieder*. Mehr als 100 *Jahre* *hindurch* *hinder*

1) Nach *Jardori* *Kymologicon* heißt *Cas*, *Casa* in der *frühsten* *alt* *arabischen* *Sprache* *Wiese*; ich finde *früher* mit *Einigung* *des* *frühesten* *g* *Gkan*, *Cow*, den *Kaufkas* *de* *Schneberg* *erklärt* (de *nomine* *Caucasi* p. 62 der *angeführten* *Schrift*, aber noch *näher* liegt das *offizielle* *Wort*. Die *jetzt* *benutzte* *antike* *Identität* von *Caspian* und *Caucasian* (*Caspian* und *Caucasian*) *führt* auf die *auch* in *Alpen* *verbreitete* *Wurzel* *pi* *Weg*.

1) S. *Michael* v. *Edelstein* *Beschreibung* der *einigen* *Bestände* des *ehemaligen* *Kaiserstiftes*, *nebst* *Bemerkungen* über *Vertheilung*, *Schulung* und *Ökonomie*. (Wien 1827). S. 67. 2) S. *Beiträge* zur *alten* *Geschichte* und *Topographie* des *Herzogthums* *Krain*. Von *Andreas* *Edelhorn* von *St. Blasien* im *Schwabenlande*, *Königlich* des *Benedictinerstiftes* *St. Paul* und *Pfarrer* des l. l. *Benedictinerstiftes* zu *Klagenfurt*. (Klagenfurt 1817.) 1. *Sammlung*. S. 151 *fs*.

man hierauf keine Spur von dem Dasein desselben in der Landesgeschichte. Erst im 9. Jahrh. taucht das Kloster wieder auf. Damals ließ König Karlman unter dem ersten bekannten Abte Berinolf dort eine ganz neue Kirche bauen und vergabte am 9. Sept. 678 im dritten Jahre seiner Regierung an dieselbe einen großen um das Stift herumgelegenen Besitz. Im 9. Jahrh. wurde das Stift abermals durch die Wagnaren zerstört. Wer es nach dieser Verwüstung wieder hergestellt, woher es seine neuen Bewohner erhalten, und wie lange es in seinen Ruinen gelegen sei, ist unbekannt; nur soviel ist gewiß, daß es nach der Mitte des 11. Jahrh. wieder in der Blüthe stand. Wolfram war damals Abt, er soll nachher Bischof in der treviser Mark geworden sein. In jener Zeit kam Gebhard, Erzbischof zu Salzburg (wolschen 1060 und 1065) nach Kärnten, um das verfallene Bisthum wieder in Ordnung zu bringen. Nach Maria Saal (Zoll) beschickte er den hohen und niederen Adel und alle Ständehäupter, sich die Bisthumsfestung durch Geld zu erkaufen; oder sich zu pflichtschuldigster Leistung derselben zu bequemen. Auch Abt Wolfram: fand sich dort mit seinem Advocaten Otto ein, und löste das Bisthum in elfen Besetzungen seines Stiftes von den Ansprüchen des Erzbischofs um zehn Bauernhöfe, die er ihm abtrat. Auf Wolfram folgte als Abt Trucho. Damals starb zu Ossiach (1069) Boleslaus II., König von Polen, welcher, nachdem er seinen Bruder, den heil. Stanislaus, Bischof von Krakau, in der Kirche am Altar ermordet hatte, vom Papste Gregor VII. mit dem Kirchenbanne belegt und weil er Allen seiner Kaiser und Untthanen wegen verhasst und seinem Reich entfallen war, und vier neun Jahre als Stillsitzender geblieben hatte. Erst vor seinem Tode hatte er seinen Stand und die Ursache seiner Flucht und Banne dem Priester entdeckt. Unter dem Abt Egelino wurde (1136) zu Willach in der Kirche des heil. Jakob der Streit wegen des Bisthums mit dem Erzbischofe Konrad von Salzburg beigelegt. Abt Simon erhielt (1149) von K. Konrad II. die Bestätigung der alten Privilegien. Dem Abte Hillerand bestätigte der letzte Trumgauer, Herzog Ottokar VI., die von seinem Vater dem Stifte gemachte Schenkung der Kirche zum heil. Jakob (quae sita est in Provincia, quae Raso dicitur) in Gegenwart des Patriarchen von Aquileja Pilgrin. Im J. 1262 zur Zeit des Abtes Berthold II. consecrirt der päpstliche Legat Thomas von Squilau, welcher vom Papste nach Salzburg geschickt worden war (pro reformatione Salisburgensis ecclesiae), die am nördlichen Ufer des Sees gelegene Kirche St. Peter. Dem Abte Berner II. (gest. 30. Apr. 1300), der in den Acten des Stiftes der Heilige genannt wird, sind nach der Legende von der Mutter des Heilandes jene drei knienden Kugeln auf den Altar gelegt worden, welche die Könige der Heiligen, Käsanten, Tanten, Stummen, Blinden gebrauchten. Der Erbsitz, an den die

Kranken angebunden, hieauf in die Sonne gestellt und mit einer durch die Strahlen beriebenen erhitzten Kugel gedraht wurden, wird in einer Seitenkapelle der Kirche noch immer gezeigt. Abt Ulrich II., der 34. in der Reihenfolge der Äbte von Wolfram an, erhielt im J. 1401 vom Papste Bonifaz IX. den Gebrauch der Inful und das Recht, andere Pontificalien auszuüben, als: den Mönchen die unteren Weiden zu ertheilen, die zum Gottesdienste gehörigen Gesänge einzurufen u. dergl. Unter Leonhard brannte am Tage des heil. Leonhard im J. 1484 das ganze Stift ab. Von jener Zeit an hörte auch das früher hier bestandene Nonnenkloster desselben Erdens auf. Noch in demselben Jahre dankte dieser Abt ab und erbielt zum Nachfolger den Mönch Daniel, der alsogleich an die Wiederherbauung der eingestürzten Stiftsgebäude Hand anlegte, deren Ausbesserung erst der Abt Erasmus (gest. 1570) unternahm. Für die Bibliothek sorgte besonders Adam (Sarditt) und vermehrte sie durch viele gute Werke (gest. 26. Jul. 1595), worin ihm Georg Wilhelm (Schweizer) rühmlichst nachtriefte (gest. 6. Nov. 1628). Unter dem Abte Christoph (Gappontigg) gewürdt im J. 1656, drohte das Kloster gänzlich auszufallen; man traf daher 1672 die Einrichtung, daß die Mönche, der gelübten Luft wegen, in dem neuangelaufenen Schlosse Herenberg an der Drau einige Zeit wohnen sollten. Auch die folgenden Äbte zeigten sich meist durch ihren Eifer für das Beste des Stiftes vortheilhaft aus).

(G. F. Schreiner.)

OSSIACHER SEE, ein anmuthiger, kleiner See, zwischen Willach und Feldkirchen, im wilscher Kreis Obertauern. Dieser See bildet seinen Spiegel, der einen Flächenraum von 700 Tsch. (zu 16,000 Q. Kl.) bedeckt und eine Länge von 6000 bei einer Breite von 40—350 Kl. hat, in einem schmalen, von beiden Seiten mit mäßig hohen Waldbergen eingefassten Becken aus, dessen westliches Ende den schönsten Prospect gibt, weil sich dort die stattlichen Ruinen der alten Burg Landköron zeigen, gegen Süden die hohen Kalkwände der Kärnthnerkarawanken-Grenzgebirge sich erheben, und das Thal und Schloß von Treßten einen sehr malerischen Anblick gewähren, der durch die Vorberge der gößlicher Alpen noch erhöht wird. Die beiden Endpunkte des Sees sind flach, sumpfig und mit Schilf bewachsen; dem westlichen Ende entvündet sich der Seebach, der das Wasser dieses Sees der Drau zuführt. An seinen Ufern liegen die Ortshäuser Sattendorf, Stainzengarten, St. Urban, Thöran, Tobendorf und Steindorf; am nördlichen Ufer, Unterrain, Ait: Ofnadt, Rappitsch, Ofnadt, Striach und Heiligenkalt. In der Nähe des letzteren Ortes kreuzen sich zwei Landungen in den See hinein und bilden zwei Buchten, deren es aber auch noch mehrere gibt. Die Schiffahrt auf diesem See ist höchst unbedeutend, dagegen der Fischfang um so beträchtlicher, da der See einer der reichlichsten Kärnthens ist und viele edle Fischearten beherbergt. Die kleinen Kähne der Fischer sind

3) S. Anna Melchior antiquissimum Monasterium Ossiachensis Ordinis S. Patris Benedicti. Ad Aem. Rav. Religiosissimum etc. P. Josepho Wallner (Salzburgi 1749.) p. 60.

4) Die Abbildung des Stiftes findet sich bei Walpater. S. 153.

saß die einzigen Fahrzeuge, welche man auf seiner eng eingeschränkten Besitzthümlichkeit wahrnimmt. In seinem südlichen Ufer zieht sich der ossian'sche Fährweg und am nördlichen Ufer die felsichteirne Beiläufige Straße hin. In diesen See ergießen sich der Steincoir, Solylloch, Galschodinn, Langernoch, St. Josephs, Tschodan, Tschelri und Tauerbach. (G. F. Schreiner.)

OSSIAN, OISIAN, berühmter Barb, der nach der gewöhnlichen, wiewol nicht ganz verbürgten, Angabe, ums J. 300 n. Chr. lebte. Sein Vater Fingal (Himmelsheil), soll ein keltischer (hochschottischer), nach Andern ein irändischer Held gewesen sein. Mit vielen berühmten Sängern des Alterthums soll Ossian, einer durch Jahrhunderte unter den Bergschotten und Hebrideen fortgepflanzten Tradition zufolge, das Schicksal der Blindheit getheilt haben. Der blinde Ossian¹⁾ ist unter jenen Volkssängern fast ebenso bekannt, wie der starke Elmor oder der weise Salomo. Ossian, der letzte seines Stammes, ist dort zum Sprichworte geworden, um einen Mann zu bezeichnen, der das Unglück hatte, sein ganzes Geschick zu überleben, und durch Gesang den trostlosen Schmerz über den Verlust seines im Kampfe gefallenen Sohnes Elmor zu mildern suchte. Daß die Helden in Hochschottland und auf den Inseln Gesänge aufbewahrten, die ihren Stolz ausmachten, wußte man aus Buchanan's Historia Scotiae. Aber in ihrer unverständlichen Sprache blieben jene Lieder andern Völkern lange ein vergrabener Schatz. Den Romen Ossian erwähnt schon im 12. Jahrh. Giraldus Cambrensis. Noch öfter wird in alten englischen, hant'schriften, unter andern in einer vom J. 1489, Fingals, als eines großen Helden, gedacht. Der Bischof Cardus liegt in der Vorrede eines 1567 zu Edinburgh gedruckten Gebetbuchs und Katechismus, daß das Volk mehr auf weltliche Geschichten von Kriegen, wie Fingal, achte. Im einem Gedichte vor der von Kirk besorgten gälischen Ausgabe der Psalmen (Edinburg 1584) wird des Hochlandes und der Hebriden „als des edeln Sitzes des Helden Fingal“ gedacht. Ebenso wird in einem Anfang irändischer Gedichte, der sich bei der von F. Wolfson herausgegebenen Grammatica Hibernica (Romae 1677, 12) befindet, Fingal „die Blume der Großen und Helden“ genannt.

Der Erste, welchem die Idee kam, jene Dichtungen zu sammeln, die bisher dem größten Theile der englischen Literatoren völlig unbekant geblieben zu sein schienen, war ein Hochländer, Hieronymus Stowe von Dunkeld. Er theilte in dem Scottish Magazine vom J. 1755 mehr seiner Gesänge mit, von ihm in englische Verse übersezt. Die Uebersetz. ward durch Gholmes in London bekannt, welcher Stowe's literarischen Nachlaß gekauft hatte²⁾. Es war die Geschichte des Todes

Macpherson's durch die Verdätserei seiner Schwiegermutter, welche Stowe mit der Homerischen von Delfosson verglichen hatte. Gleichzeitig machte J. Pope, ein Landsprosser zu Bea in Galtree, eine Sammlung mehrer Gedichte Ossian bekannt. Entschieden leute sich jedoch die Aufmerksamkeit auf jenen berühmten Helden erst im J. 1759.

Um jene Zeit hatte James Macpherson, damals Hausknecht bei Graham, auf Home's Verlangen, einige Bruchstücke von altchottischen Liedern übersezt, in denen man die Nachklänge von Ossian's Harfe zu vernehmen glaubte. Diese Lieder wurden zu London im J. 1760 in Octav gedruckt unter dem Titel: Remains of ancient Poetry, collected in the Highland of Scotland, and translated from the Gaelic or Erse language. Nachdem Macpherson, um noch andere Gesänge ähnlicher Art zu sammeln, durch Home und Robertson unterstützt, zu den Bergschotten gereist war, ließ er im J. 1762 zu London das dritte Gedicht Fingal, nebst 16 kleinen, und 1763 Temora nebst 5 kleinen, sämtlich in Duett, drucken. Im J. 1765 erschienen die Gedichte, die er auf diese Weise herausgeben wollte, gesammelt unter dem Titel: The Works of Ossian, the son of Fingal translated, in zwei Quartbänden, welche seit dem J. 1773 wiederholt in Octav und Duett gedruckt wurden. Eine vorzügliche Ausgabe ist die, welche zu Glasgow 1799 in zwei Bänden in klein Octav unter dem Titel erschien: James Inuays pocket-edition of Ossian's Poems, translated by James Macpherson, Esq., with the principal Dissertations, on the Aera and Poems of the author. Die neueste und beste Ausgabe führt den Titel: The Poems of Ossian, translated by James Macpherson, Esq., authenticated, illustrated and explained by Hugh Campbell. (London 1822) 2 Voll. Zur Bierre gereicht dieser Ausgabe eine Karte, welche die Scenen von Fingals Landungen und Kämpfen erläutert³⁾.

Die nähere Umstände, welche zur Auffassung der Werke Ossian's Veranlassung gaben, schildert die nachfolgende Stelle eines Aufsatzes in den englischen Miscellen. „Die Schotten,“ hieß es daselbst⁴⁾, „hatten schon früh, gleich andern rohen Völkern, die Harfe und Caispille. Der Dichter und der Spielmann vereinigen sich in derselben Person. Man wußte die Lieder Anfangs nicht besser, als im Gedächtnisse aufzubewahren. Aber im 6. und 7. Jahrh. nach Einführung des Christenthums zeichneten selbst die Kleriker, theils die Mönche einige von diesen Gedichten auf. Die Häuptlinge der schottischen Hochländer hielten in den folgenden Jahrhunderten noch immer ihre Lieder, oder Niemand bestimmte sich um die meistens gedächtnißweise überlieferten Gesänge.

the Report is founded. (Kölnbrg: 1804.) Vergl. Gedächtnißblätter zur Allg. Literaturz. 1817. St. 59. S. 305 ff. Nr. 40. S. 315 ff.

*) Eine neue Ausgabe in einem Band in gr. 8., von dem Buchhändler Ernst Krieger besorgt, führt den Titel: The Poems of Ossian, translated by James Macpherson, Esq., to which are prefixed a preliminary Discourse and dissertation on the Aera and Poems of Ossian. J. 2. Bd. 1. St. G. 54.

1) Ossian dall. 2) Man findet diese Gedichte gedruckt in dem Report of the Committee of the Highland Society of Scotland, appointed to inquire into the nature and authenticity of the Poems of Ossian. Drawn up, according to the directions of the Committee, by Henry Mackenzie, Esq. With a copious appendix, containing some of the principal documents, on which

Um die Mitte des 18. Jahrh. wollte man die Bibel und andere Erbauungsbücher in das Gälische übertragen. Man brauchte Worte und Redensarten. Diese waren nirgends zu finden, als in den alten erlischten Liedern. Man fand aber mehr, als man suchte; die Barengesänge schienen an und für sich der Aufmerksamkeit werth, die sich entschieden darauf hinlenkte, seit ein bergschottischer Student der Theologie, James Macpherson, einige gälische Bruchstücke übersezt hatte.¹⁾

Wichtig ist die von Hugh Campbell seiner vordrin angeführten Ausgabe der Ossian'schen Gedichte (London 1822) beigefügte Abhandlung über die Echtheit derselben, die bald nach ihrer Erscheinung mehrfach zweifelt worden. Von Macpherson waren alle jene Gedichte für Uebersetzungen aus den gälischen Liedern des alten Bardes Ossian erklärt worden. Er wollte sie aus dem Munde des Volkes in den schottischen Hochlanden gesammelt haben. Ihre Ueberschriften hielten diese Lieder von Helden, deren Thaten, Liebe und Schicksale sie besangen, oder von Dämonen, deren Begehrten sie feierten. In einigen Rezensionen vom J. 1762 hielt man diese Gedichte für Macpherson's eigene Erfindung. Offenbar würde ihm, wenn er, ungeachtet aller Beweise, die man zur Behauptung des Gegentheils aufstellte, der Verfasser jener Gedichte wäre, einer der ausgezeichnetsten Denkmäler am englischen Parnassus gehören. Denn Niemand, der nicht für wahre Poesie anempfänglich oder von englischen Nationalvorurtheilen eingenommen wäre gegen Alles, was einen Schotten zum Ueheber hat, könnte den hohen Werth dieser merkwürdigen Erscheinung in der vorstehenden Literatur bezweifeln. Manche Kritiker behaupteten, diese Gedichte rührten wenigstens nicht von Ossian her, gefeßt, daß sie auch als alte schottische Volkslieder zusammengetragen worden wären.

Nachdem der berühmte Johnson (1775) sie für unerschöpflich erklärt hatte, folgten mehre, die seiner Meinung beipflichteten; unter andern W. Ebow in der Schrift: Enquiry on the authenticity of the Poems of Ossian (London 1781), und besonders Malcolm Laing in seiner Critical and historical Dissertation on the antiquity of Ossian's Poems (Edinburgh 1805), and in dem vierten Bande seiner History of Scotland. In Deutschland erklärte sich besonders Adelung gegen jene Echtheit²⁾. Als Hauptgründe führte man an, daß in so frühen Zeiten, um das Jahr 300 u. Ch., schwerlich an Gedichte von solcher Artlichkeit, zumal bei dem wüsten Naturzustand des Volks in Westschottland, zu denken sei; daß jene Gedichte sich umöglich 14 Jahrhunderte durch mündliche Tradition hätten fortpflanzen können, und wenn dies auch möglich gewesen wäre, müßte der Gedächtniß sehr untreu sein.

Gegen diese Ansichten erhoben sich manche Vertheidiger der Echtheit jener Gedichte. Aber sie gaben sich manche Mühen in ihren schwärmerischen Vorstellungen von dem hohen Alterthume der Kelten und der frühen

Bildung ihrer Druiden. Aberdies konnten jene Vertheidiger der Echtheit nur beweisen, daß Macpherson's Arbeit nicht etwas von ihm selbst Verfertigtes und Ueberschobenes sei, sondern daß man wirklich Originale zu seinen englisch bearbeiteten Gesängen unter dem Bergschotten finde; und daß man diese Gesänge dem Ossian beilege. Immer aber fehlte noch der Beweis, daß sie wirklich von jenen Ossian herrührten, der um das Jahr 300 u. Ch. gelebt haben sollte.³⁾

In den angeführten Männen von gelehrten Kenntnissen und Geschmack, welche für die Echtheit jener Gedichte den Kampfplatz darboten, gehörten: Hugh Blair, Graham, Simlair, Smith, Macdonald, Clarke, Home, Arthur Young u. A. Beachte zu werden verdienen besonders Hugh Blair's Critical Dissertation on the Poems of Ossian, bei den meisten Ausgaben des Macpherson'schen Textes gedruckt, und A. Macdonald's Preliminary Discourse in answer to Mr. Laing's Dissertation on the antiquity of Ossian's Poems. Diese Abhandlung befindet sich bei Macdonald's Schrift: Some of Ossian's lesser Poems, rendered into verse (Liverpool 1805). Um der Sache auf den Grund zu kommen, beriefen Johnson und Bowdler, und nach ihnen Faujas de St. Fond und Pennant das Hochland und die Hebriden. Man bemühte sich, wiewol fruchtlos, auf mehrfache Weise, das Alterthum jener Gedichte zu erschließen. Manche Aufklärung versprach man sich auch aus einzelnen Sammlungen gälischer Lieder, welche nach Macpherson von Andreu veranlaßt wurden⁴⁾.

Als dieser, der sich zwar anfänglich, in der Folge aber, als er Stadtkämmer desselben, minder lebhaft gegen die Beschränkung vertheilte, hatte, Verfasser jener Gedichte zu sein, im J. 1796 mit Tod abging, fand sich ein Vermächtniß von 1000 Pf. Sterl. für seinen Freund Macenzie zum Abdruck der von ihm überlieferten Handschriften. Zwar sahen die Kenner nach immer die Ueberhand behalten zu wollen, daß Macpherson einen gelehrten Betrag geliebt, und das, was er als Werke Ossian's ausgegeben, entweder ganz, oder doch größtentheils sein eigenes Werk sei. Dabei blieb aber immer das Problem ungelöst, wie ein sonst vernünftiger Mann mit einer so beispiellosen Selbstverleugung Werke habe von sich abgeben können, die in Hinsicht auf erhabene Simplicität, Reueil und Mannichfaltigkeit an Bildern und Empfindungen mit alten Werken ähnlicher Art in älterer und neuerer Zeit sich messen konnten.

Um eine Entscheidung, über die eine Reihe von Jahren hin und her geschrieben worden, der Entscheidung näher zu bringen, setzte die edinburgh'sche Alterthumsgesellschaft im J. 1797 eine Commission nieder, welche über die Echtheit der Macpherson'schen Sammlung noch eine nähere Untersuchung anstellen sollte. In diesem Behufe ward ein eigener Ausschuss ernannt, der durch

5) Solche Sammlungen veranlaßten der Major Bannerman, der Oberst David, die Prediger John und Smith (letztere besonders in seiner Sena Dana, englisch 1790, gälisch 1787, deutsch von G. F. Weitz, Leipzig 1781, 2 Bde.) die Hauptstücken des Proct, A. J. Entinan, J. G. Walker, A. Young und G. D. Halloran.

6) S. Joh. Chr. Adelung's Briefe Geschichte der Literatur. C. 322 fg.

einen Umlauf sechs gedruckte Fragen) an mehrer sachkundige Männer schickte, sie ersuchend, ihre Antworten mit der Strenge und Genauigkeit einer gerichtlichen Untersuchung abzufassen. Es liefen mehrere Nachrichten und bestätigenden Urkunden ein, unter andern zwei Briefe von James an Blair vom J. 1763, worin er ihm von dem Zweifel an der Echtheit jener Gedichte Nachricht gab, und ihn dringend aufforderte, diese Echtheit auch durch Zeugnisse über die von Macpherson angeblich benutzte Handschrift zu unterstützen, weil sonst, bei dem Eitel und Eigensinn, womit der genannte Gedächtnis jeden Zweifel versuchte und darüber spottete, das Ganze für untergeschoben gehalten werden möchte).

Daß Macpherson wenigstens mit jenen alten Eiedern äußerst willkürlich, nachlässig, ja unethisch verfahren, zeigte der im Jahre 1807 veranfaltete Abdruck des gälischen Originals⁷⁾, besonders die zum ersten Gesange des Fingal von Ross hinzugefügten Anmerkungen⁸⁾. Eine mit gewissenhafter Treue dem gälischen Original nach-

7) G. diese Fragen (Queries) in dem bereits angeführten Report of the Committee of the Highland Society Edinburgh 1805, und in dem Preliminary Discourse vor den Poems of Ossian, (Leipzig 1854.) p. 5. 8) Macpherson, bistet es unter andern in seinem vom 19. Sept. 1763 datirten Schreiben, pretends, that there is an ancient manuscript of part of Fingal in the family, I think, of Clanronald. Gist that fact ascertained by more than one person of credit; let these persons be acquainted with the Gaelic; let them compare the original and the translation; and let them testify the fidelity of the latter. — But the chief point, in which it will be necessary to merit yourself, will be, to get positive testimony, from many hands, that such poems are vulgarly recited in the Highlands, and have there long been the entertainment of the people. This testimony must be as particular as it is positive. It will not be sufficient, that a Highland gentleman or clergyman say or write to you, that he has heard such poems, nobody questions, that there are traditional poems in that part of the country, where the names of Ossian and Fingal, and Oscar and Gail are mentioned in every stanza. The only doubt is, whether these poems have any further resemblance to the poems published by Macpherson. 9) The poems of Ossian in the original Gaelic, with a literal translation into Latin, by the late Robert Macpherson, A. M., together with a Dissertation on the authenticity of the poems, by Sir John Sinclair, and a translation from the Italian of the Abbé Cesarotti's dissertation on the controversy respecting the authenticity of Ossian, with notes and a supplemental essay, by John M^r Arthur, LL. D. Published under the sanction of the Highland society of London, (London 1807.) 3 Voll. Eine neue Ausgabe, unter dem Titel: Dana Ossian erzählt zu Glasgow 1808. Der Abdruck des gälischen Originals, welchen Schmidt für Kaufmanns bedürftigkeit und ohne Weiteres aufgegeben werden war, unter andern in der meistl. Zeit. 1811. G. 208 ff., wahrlich aus Mangel an Unterstützung. Bemerkt die Werthe zum ersten Band von Schmidt's Übersetzung. G. XXXIV. 10) Bemerkt den deutschen Merkur 1810. G. 46 ff. Dantona 1810, 2. Bd. 2. Heft und Schmidt's Probe einer neuen Übersetzung der Gedichte Ossian aus dem gälischen Original. (Glasgow 1807. 4.) Der Verfasser der eben genannten Schrift erzählt ausführlich, daß die Gedichte Ossian sehr vortheilhaft seien, daß Macpherson bei weitem nicht blindlings die Kenntnis des Gälischen besitze, daß seine englische Übersetzung nicht weniger als wahrhaft getreu, daß er durch Schmeißen und nicht selten durch geliebte Gedanken und durch Unken sein Original entstellte, und den hohen Geist, der darin schwebt, zerstört habe. Wenigstens ein Theil dieses Urtheils sich durch die Übersetzung Schmidt's rechtfertigen

gebildete Übersetzung lieferte G. B. Schmidt (Leipzig 1811, 3 Bde.), nachdem mehrer französische und italienische Gelehrte, besonders aber mehrer von Teutschland ersten Dichtern, unter andern Schiller, Herder und Bürger, den von Macpherson bearbeiteten und vielfach verästelten Original übertrugen hatten⁹⁾.

Der vorhin erwähnte Abdruck des gälischen Originals enthält im ersten Band eine Abhandlung Sinclair's über die Echtheit der Gedichte Ossian. Es wird darin behauptet, daß Macpherson nicht Verfasser dieser Gedichte sein könne, weil er, obgleich in einer Sprache so hohen, wo das Gälische gesprochen wird, zu wenig Kenntniss vom Gälischen gehabt; weil sich unter seinen hinterlassenen Papieren auch nicht eine Spur vorgefunden, daß er gälische Verse zu machen je versucht habe, weil er alle Ossianischen Gedichte in einem Zeitraum von zwei bis drei Jahren herausgegeben, und es die Kräfte eines Menschen übersteige, in einer so kurzen Zeit gegen 15,000 Verse zu dichten. Auch durch diese Behauptung, und durch die Ausgabe der Ossianischen Gesänge in der gälischen Sprache, aus welcher Macpherson sie übersezt haben wollte, ist für ihre Echtheit gar nichts bewiesen. Denn angenommen läßt sich doch immer, daß Macpherson dessen zweite Muttersprache das Gälische war, ein Gedicht nach Gefallen ebenso leicht in dieser Sprache, als in der englischen niederschreiben konnte. Nehmen wir aber die Gedichte so, wie sie im Englischen vor uns liegen, so dürfen wir sie, nach den Gebräuchen der allgemeinen Kritik, ebenso wenig für unveränderte alte Hordensänge, als für Macpherson's eigene Arbeit halten. Zur höchsten Wahrscheinlichkeit steigert sich denn die Vermuthung: daß Macpherson alles, was jene Poësie Originals und Rationales hat, aus den alten Eiedern der Hochschotten kennen gelernt, und daß er auf diese Weise eine Menge von poetischen Fragmenten gesammelt, die sich, auch ohne besondere Erschließung, mit einigen Zusätzen zu einem Ganzen vereinigen ließen. Bei einer solchen Zusammenstellung dessen, was er vorfand, nahm er sich wahrscheinlich bald mehr, bald weniger Freiheit, und bildete auch das Alte in jenen Gedichten ebenso nach dem Eitel und Geschmack der neuen Zeit, wie er die nach erlöschenden Namen in lieblicherer verarbeitete, z. B. Minona. Besonders möchte eine solche Umbildung an den beiden größten Gedichten, Fingal und Armona, wahrzunehmen sein. Eine epische Einleitung, wie sie Macpherson diesen Gedichten gab, ist dem Original ganz fremd. Besonders, was aus diesen Gedichten vorzüglich anziehend, besonders die zarte Schwärmerei der Liebenden und der Geliebten der Helden, scheint auch erst durch Macpherson ein erhöhtes Interesse erhalten zu haben.

läßt, obwohl dieselbe durch zu treues Nachbilden des Originals etwas Geistes und Bewegung get, so würde es doch von Unnuth sein, die Verdienste Macpherson's um die Ossianischen Gedichte, durch sein Vernehmen zu verlieren. Er war es, der die Welt zuerst mit diesen Gedichten bekannt machte, und die erste Bearbeitung gab, zu genauerer Nachforschung und zu einem gründlichen Studium der gälischen Sprache.

11) Einige das Verzeichniß der Ossianischen Übersetzungen am Schluß dieses Artikels.

erlaubt, den Text zu verfälschen. Ein auffallendes Beispiel hieron findet sich in dem Gedichte Carthoon. Macpherson veränderte dort einen Gegner Fingals, vermuthlich irgend einen Führer oder kleinen Fürsten aus den Hebriden am Garann, der „Schilbung-Fürst“ geheissen, in einen König der Welt (King of the world) und deutete es auf den weitberühmten Cäsar Roms, ohne zu bedenken, daß Ossian jeden einigermaßen wichtigen Häuptling mit dem Namen eines „Königs der Schilde“ zu bezeichnen pflegt.

Daß die Ossianischen Gedichte aber nicht in die Römerzeit, sondern in eine viel spätere Epoche zu gehören scheinen, dafür spricht ihr Inhalt. In dem ganzen Sagenkreise, den jene Gesänge bilden, wird als wichtigste Handlung, die zugleich am meisten ein historisches Gepräge hat, in dem Gedichte Fingal, dessen Heldenthat dargestellt, Círian (Zeland) gegen den Angriff des mächtigen Königs Suaran von Lochlin verteidigt und errettet zu haben. Lochlin wird als ein mächtiges Reich geschildert. Ob darunter Island oder Norwegen gemeint sei, darüber sind die englischen Commentatoren uneinig. Beide Ansichten haben etwas für sich. Es werden in dem Gedichte Fingal mehr jütische und dänische Helden und Gefolgsleute erwähnt. Doch scheint die Schilderung Lochlins als ein mächtiges, schwerbedecktes Felsenland mehr auf Norwegen zu passen. Die skandinavischen und ostbaltischen Inseln erkennen in den Ossianischen Gedichten den König von Lochlin als ihr Oberhaupt. Dadurch wird es wahrscheinlich, daß diese Gedichte in die Epoche des Königs Harald Harfager fallen, der zuerst Norwegen zu einem Reiche vereinigte. Nach der Haupthandlung des Fingal zu schließen, scheint also Schottland und Irland, gödliche Altsa und Círian, von einem Reize von gleicher Art und, gleicher Sprache und Sitte demobnt erworben zu sein¹⁸). Demgemäß würden die Ossianischen Gesänge, wie Schalmers im vierten Bande seiner Caledonia (1807) meint, nicht in die römische Periode der ältern schottischen Geschichte (vom J. 80—447) noch nicht in das Zeitalter der Picten (von 446—843), sondern in die schottisch-ländische Periode zu setzen sein, welche sich von 843—1097 erstreckt, und demgemäß dem Zeitalter der Normannen angehören.

Durch diese Versetzung in eine viel spätere Epoche, als Macpherson und Hugh Blair annehmen, werden in jenen Gesängen: mände, außerdem fast unaussprechliche Schwierigkeiten beseitigt. Auch das gänzlich Schweigen und Nichtwähnen des ganzen südlichen Theils der großen britischen Insel. Bei den häufigen Einfällen der Dänen konnten die damals in England herrschenden Sachsen kaum an eine Eroberung Schottlands denken. Beide Nationen trennte obendrein die Religion. Die Sachsen in England bekamen sich zum Christenthume, welches sich in Schottland noch nicht so allgemein verbreitet haben mochte. Von einer eigentlichen Götterlehre findet sich in Ossians Gedichten keine Spur. Nur die

Geister verstorbenen Helden erscheinen im Nebel und auf Wolken. Sonst scheint Ossian keine Göttheit zu kennen, als den Eobuma, der aber nicht in Schottland und Irland, sondern in Lochlin verehrt ward, und wahrscheinlich mit dem in Scandinavien verehrt Dönn ein und dasselbe Wesen ist. Dieser Götterdienst konnte durch die Normannen auf den ostbaltischen und schottischen Inseln eingeführt worden sein. Auch mochte Ossian den Dienst des Dönn kennen gelernt haben, durch den bald kriegerischen, bald gastfreundlichen Verkehr zwischen Fingals Geschlecht und den skandinavischen Helden¹⁹). Zwar blieb die gödliche und skandinavische Einseitigkeit immer wesentlich verschoben. Aber einigen Einfluß auf die Phantasie des schottischen Bardens mochte doch der poetische Geist der Normannen gehabt haben, der sich in Sagen und Gesängen von Abenteuern und tühnen Thaten giefte.

Angenommen — wegen wenigstens keine innere Wahrscheinlichkeit freisetzt — daß die Thaten Fingals und die Gesänge Ossians in das neunte oder zehnte Jahrhundert fallen, so gehören sie in eine an andern poetischen Erscheinungen reiche Zeit, unter denen hier nur die damals in Island sich ausbildende Edda genannt werden mag. Mit der oft wiederkehrenden wehmüthigen Erinnerung an die abgegangenen Vorfahren besang Ossian als Barte und Held seine eigenen und seines Geschlechts tühne Thaten. An Interesse gewinnt er besonders dadurch, daß er, in die Geschichte selbst verflochten, überall als Mittelpunkt des Gesanges erscheint. Ein Ganzes aber bilden diese Gesänge, ungeachtet der oft lockern Verknüpfung der einzelnen Episoden, in denen sich eine spätere überarbeitende Hand zeigt, schon durch ihren gemeinschaftlichen historischen Inhalt und durch ihre nahe Beziehung auf die Geschichten, Abenteurer und Thaten des Geschlechts Fingal.

Mit Rücksicht auf diesen historischen Inhalt, so wie auf ihre Würde und Gültigkeit, könnte man jene Gesänge in drei Classen eintheilen. Als Kern und Stamm des Gesanges wären diejenigen Lieder zu betrachten, in denen Islands Befreiung von dem Angriffe der Normannen durch Fingal, (selbst die historische Haupt-handlung, geschildert wird. Diese rechnet Hr. Schlegel²⁰) zur ersten Classe. „In die zweite Classe“, sagt er, „gehören die ältern, jener Haupthandlung vorangehenden Abenteuer und Fahrten nach Norwegen, und denen die

19) Wie Bande der Liebe, der Freundschaft und selbst der Blutsverwandtschaft beide einander knüpfen, sieht man aus der nachfolgenden Stelle:

Lochlins Fürst, sprach Königshel des Eigs,
Wie steht in den Aern dein Mut.
Unsern Vätern war Streit ob dem Meer,
Ein Streit, den verzwig das Fies;
Doch oft in der Hölle des Wahls
Umkreiste froh sie das Born.

S. Fingal, 6. Ges. Bk. 167—171. Gedichte Ossians, übersetzt von Kuhnke, 1. Bd. S. 235 ff. 20) S. dessen Aufsatz über nordische Dichtkunst im teutschen Museum. 1812. i. Bd. S. 16 ff. wieder abgedruckt in Hr. Schlegels sämtlichen Werken. 10. Bd. S. 65 ff.

18) Vergl. Xplwarths Übersetzung der Gesänge Ossians. 1. Bd. S. 1.

Erzählung, wie Fingal die Ermordung des jungen Königs von Cirian gerächt habe, welcher den Inhalt des Gedichts *Amora* ausmachte²¹⁾. In die letzte Classe der Ossianischen Gedichte gehören wol alle die übrigen einzelnen Abenteuer, besonders die als Epikoden so häufig eingeschalteten tragischen Liebes- und Kord-Geschichten. Diese letztern haben schon eine ziemlich starke Ähnlichkeit mit den spätern, seit Persy²²⁾ so häufig gesammelten schottischen Balladen, die meistens aus einer blutigen Katastrophe liegen. Nur herrscht in diesen eine trüberrigere Ausmalung, auch zeigen sich einzeln, obwohl der düstere Rationalismus noch vertheilt ist, mildere Bäume und Strahlen aus den Zeiten der christlichen Ritterzeiten.“

In allen seinen Dichtungen erscheint Ossian als vollkommenes Original, auf eigenthümliche Weise durch die Verhältnisse gebildet, in denen er lebte. Der Inhalt seiner Poesien, theils historisch, theils lyrisch, ist Erzählung von Heldenthaten in Kämpfen, das Preisen vergangener besserer Tage, Klagen über erlittenen Drang, sowie Trauer lieblicher Jungfrauen am Grabe gesellener Heldenjünglinge, die Schilderung von Heldenthaten u. s. w. Aus seinen Worten spricht nicht eine reiche, vielsassende Phantasie, welche die Natur kühn beherrscht; aber überall tritt doch in seinen Gesängen ein wahrhaft poetischer Geist hervor, der es verstand, mit Rational- und Local-Wahrheit das Natürliche zu idealisiren. Eine seltene Tiefe des Gefühls, das sich nicht selten zu Schwermuth neigt, charakterisirt seine malerischen, ohne allen Prosaprospekt imponenten und anziehenden Beschreibungen. Seine Bilder und Vergleiche scheinen in der Natur unmittelbar abgelaufen zu haben. Eine vorzügliche Stärke besitzet er in der Schilderung von rührenden und erschütternden, von sanften und jählichen Scenen. Den Ausdruck der Leidenschaft haben nur wenige Dichter so glücklich getroffen. Die Erfolge der Begebenheiten werden bei Ossian Kos durch die Energie der Helden selbst herbeigeführt, und seine einzige Nachahmung ist die Erscheinung von Geistern. Sie erhöhen noch die melancolische Würde, die in Ossians Gedichten herrscht, können aber, da sie keine überirdischen

Mächte sind, die das Schicksal der Sterblichen leiten, die sterbenden Götter nicht ersetzen. Schon durch diesen charakteristischen Zug unterscheidet sich Ossian von den meisten Poeten alter und neuerer Zeit, vorzüglich aber von Homer, mit dem er oft verglichen worden. Das Weltgemälde des griechischen Dichters übertrifft an Klarheit der Darstellung, an Reichthum und belebter Hülle des Lebens die Nebelwelt und die Schattengefalten Ossians. Die ganze Parallele zwischen diesem Dichter und Homer sagt im Grunde nichts weiter, als daß Homer kein Ossian und Ossian kein Homer ist²³⁾. Gegenwärtig, Welt, Sprache, die ganze Denkart und Empfindungsweise der beiden Nationen, denen Homer und Ossian angehörten, sind anders, das verschiedene Zeitalter, in welchem beide lebten, ungetrennt. Homer besingt große, weithäufige Unternehmungen, Ossian kurze, wenig entwickelte Kriegerzüge. Homer liebt ausführliche Beschreibungen feierlicher Opfer, Spiele und Feste, ceremonielle Tänze und Bottschaften, umständliche Berglieferungen jedes nur einigermaßen ertheilichen Gegenstandes. Von alle dem findet sich bei Ossian keine Spur. Selten stellt er andere Gegenstände dar, als die Personen selbst und ihre Thaten. Die für seine Schilderung gemählten Scenen finden im Thale, von einem Flusse durchströmt, eine von Felsen umgebene Senke, ein Hügel mit Eichen bewachsen, eine natürliche Hütte, eine Halle oder ein Saal, wo die Fremden bewirthet werden, und wo die Waffen der Krieger, die Hasen der Borden ringsumher an den Wänden prangen. Mit wenig Worten, aber mit mehrthaten und malerischen Bögen wird jeder Gegenstand hervorgehoben. Auch in den Reiten der verbindenden Prosopon herrscht dieser Besonnenheit, von welchem sich bei Homer keine Spur findet. Die Ossianischen Helden eilen über das Meer hinweg zum Handeln. Ohne auf ein umständliches Erzählen, Beurtheilen und Beweisen einzugehen, begnügen sie sich mit einer kurzen Mittheilung ihrer Gedanken und Empfindungen. Eine der wichtigsten Bottschaften, welche Homer mit vielem Wortprunk und in künstlichen Perioden aufgesprochen haben würde, überbringt bei Ossian der Held, der vor der Schlacht mit Friedenstränen erscheint, mit den wenigsten, aber energischen Worten aus Guckhülle:

Wimm Eurans Felsen, gib Jins,
Wimm Felsen, wir beschern er gibt,
Wann Herr gesellen im Streit!
Wid Cirian der Löwen und Störche,

21) „Es wenig auch hier.“ fügt Schlegel hinzu, „eine innere, höhere Unmöglichkeit gegen das Ganze fesselt, so kann es doch noch leicht geschehen sein, daß von diesen Begebenheiten und Fiktionen monoton an die Phosphorhandlung, welche den Mittelpunkt des Ganzen bildet, hinzugehängt worden, nicht Kos das Epikoden, sondern auch Alteres. In der Poesie sind die Wörter oft jünger als ihre Söhne; ist eine verdrehte That, ein großer Held der Kos einmal gegeben und im Gesange beliebt geworden, so wird ihm von spätern Dichtern und Vorden leicht Gefährten und Nachfolger in ähnlicher Thaten, Ehre, Wirt und oft eine ganze Reihe von ihnen und Nachkommen zugesellt, und es wird an dem ersten Beispiel immer mehr festgehalten. Derlei ist das Gegentheil aufsehender und nachahmender Bildungstrieb, der sich in Zeiten der künstlichen Poesie durch die Nachahmung alter Formen und Manieren äußert, wie sich in den älteren Zeiten der Sage auf den Stoff, ihn immer weiter entwidelt und versponnen, oft noch lange, nachdem der ursprüngliche Geist verstorben, die erste Kraft schon erschöpft ist.“ 22) In den Reliquia of ancient english Poetry.

1. Capitel. 1. B. u. 2. Dritte Section. VI.

23) Das Einzige, was Ossian mit Homer gemein hat, sind die Epitheta, um die Eigenschaften der Personen und Dinge zu bezeichnen. Aber die Art der Bezeichnung ist von der Homerischen und noch mehr von der in neueren Sprachen gebräuchlichen wesentlich verschieden. Anstatt ein Adjektiv oder ein Substantiv als Apposition in gleichem Kasus an zu gebrauchen, z. B. der furchtbare Fingal, der ruhmvolle Ossian, Eurans der Kämpfer, Athos der Sänger, fest Ossian, nach Art der Orientalen, die Beschreibung in den Genetiv, veranlaßt das Adjektiv in ein Substantiv und sagt: Fingal des Sieges, oder der Siege, Ossian des Ruhms, Eurans des Kampfes, Athos des Liedes u., eine im Zeitalter etwas ungemüthliche, der sich auszuweichen, obgleich sie sich hin und wieder schon bei Homer findet.

Dieß Weib und die Dogge der Jagd;
Bruchstüchlein²⁴⁾ reizen und fann
fauch²⁵⁾, den überflüßig den Wind.
Neu-bies, denn dein Arm ist schwach.
Dürbe die Strafe nicht treu! und du löst!²⁶⁾

Dies ist eine der längsten Reden bei den Vorkämpfern.
Noch kürzer ist Guchullins Antwort:

Sage zu Gucor der Schilde:
Wie gewichen, hoch! ich nie.
Sich, ihm hier! ich das Meer,
Denn der Herr Gucor in Gucor,
Nein, immer reist er den Tag,
Der bring' ihm nach Werden den Lichtstrahl;
Wie steigt auf Regeln der Gucor!²⁷⁾
Dochschick ein Pferd ihm vor den Tag.

Ebenso kurz werden die feierlichsten Feste beschrieben, unter andern ein Wahl, welches Fingal nach einem glänzenden Siege seinem Heere gibt:

Am Tag Wirs' vierter Höhn
Kamen die legenden Helden zum Wahl.
Tausend Gucor kommen import,
Die Kraft der Wirschin²⁸⁾ ging umher;
Die Tapfern glichen vor Wirt²⁹⁾.

Diese Kürze herrscht überall, mag der Dichter selbst sprechen, oder andere redend einführen. Der Vortrag ist daher mehr lyrisch, als episch. Selbst vieles, was zur Handlung notwendig gehört, wird, wo es sich errathen läßt, übergangen. Dem Dichter schwebt weniger an einer umständlichen, als an einer ausdrucksvollen Schilderung der Haupthandlung und der Nebenumstände gelegen. Die Schilderung seiner Helden ist die Hauptwerk. Daher hat auch das Gemäld, welches Ossian entwirft, ein minder lebhaftes und abwechselndes Colorit als das homerische Epos, aber die Zeichnung ist kürzer, richt und Schatten sind unter den einzelnen Gruppen regelmäßiger vertheilt. Sehr wesentlich unterscheidet sich auch Ossian von dem ionischen Sänger durch die häufigen lyrischen Ergießungen. Wegen des minder reich-

haltigen Stoffs hatte er weniger nöthig, sich streng an die Erzählung zu halten, aus welcher er oft heraustritt, um mit sich selbst zu sprechen. Nicht bloß in der Anlage, auch in den Charakteren zeigt sich bei Ossian und Homer der Nationalunterschied. Ossians Helden haben fast nichts von dem bestigen, leicht zum Zehorne sich neigenden Temperament der Griechen. Sie sind ruhig, kalt, besonnen, und gleichmüthig tapfer und unbewundlich, zugleich erfüllt von einer edlen und rein menschlichen Gesinnung, die aus Erbarmen grenzt. Ohne Erbitterung streiten sie um den Vorzug der Stärke und Tapferkeit. Ein edlerer Heldencharakter, als Fingal, ist selten geschildert worden. Er ist der verebelte Achilleus. Ueberall, wo er erscheint, begleitet ihn der Sieg, und das Verlorene wird durch ihn wieder gewonnen. Die Stöße seines Kriegeruhms, und den Schreden, den seine Gegenwart dem Feind einflößt, schildert die nachfolgende Stelle in dem Gedichte Temora (Zigmorea)³⁰⁾, wo Fingal, der auf einer Anhöhe die Schlacht beobachtet und seinen Sohn Fyllan hat fallen sehen, dem Einbruch der Nacht sich entschließt, selbst in den Kampf zu gehen; und diesen Entschluß, nach damaliger Kriegssitte, durch ein dreimaliges Klappen an sein Schild seinem und dem feindlichen Heere kund thut. Die Wirkung dieses Zeichens schildert Ossian mit den Worten:

Am härten Pange der Höhn
Höhn Scharen der Wirtler im Wind hin.
Aus dräumen, die Wirtler im Wind hin.
Stieg die Stimme des Adels.
Wider schlug er den wüthigen Schild:
Krieg schwebt in den Lüften des Heers.
Kampf gewaltiger Schwerter
Wirt über die Seelen der Krieger;
Herrführer, die allen zum Kampf;
Wirt, das flucht; Großhuten der Schlacht,
Halt schüchtern im Munde der Stachel.
Als stieg das dritte Gein,
Sprang Wirt aus den Klüften der Höhn;
Schrien der Hölz durchschall die Wüthung,
Wie am Windstoss jeder schwebt.

Aber Fingal, so fürchbar er in der Schlacht erscheint, hat ein Herz, dem die Empfindungen des Edelmuths, der Bescheidenheit und gerechten Anerkennung des Verdienstes nicht fremd sind. Den im Zweikampfe von ihm überwundenen König Suaran übergibt er seinen Helden (Gaul und Ossian) mit der Empfehlung:

Brüder! den König der Meerfluth;
Der Hüt ist tapfer und stark,
Wie Brandung, die den Strand bedrängt.
Sein Name ist nicht schwach in der Feindschaft;
Sein Stamm ist aus altem Geschlecht.
O Wirt, der Tapfern Herrführer,
Ossian, Hüt der Gucor, du,
Freund mein erlen die! ist er;
Schreudt hinweg den Gram³¹⁾.

Daß dieser Gram seines Gegners sich durch nichts be-sänftigen läßt, schwört Fingal. „Auf,“ ruft er —

24) Guchullins Wirt, die dieser in den gleichfolgenden Heeren einen Lichtstrahl nennt. Schon Frauen mit Sonnenstrahlen zu vergleichen, ist bei Ossian etwas sehr Gewöhnliches. 25) Weidich Ossians. 26) G. Fingal, 2. Ges. Vs. 178—187. 27) Große zusammengetragene Heldenhaufen, von 50—60 Fuß im Durchmesser — Berggipfel mit einem oder mehreren bestehenden Sarge darunter oder hängen gefunden wird. Sie sind zum Theil mit einer dreifachen vier Fuß dicken Lage von Erde bedeckt, aus welcher häufig Büsche und Bäume hervorwachsen. 28) Fingal's Gucor, Hüt durch Schottland. 2. Bd. G. 4. Pinnante Hüt durch die Heerden im J. 1772. 1. Bd. G. 206 u. 208. 29) Wirt, Gucor, Hüt durch die Heerden im J. 1772. 1. Bd. G. 206 u. 208. 30) Die Kraft der Wirschin, mitunter auch die Freude der Wirschin genannt (Fingal, 1. Ges. Vs. 587). Mit diesem Ausdruck bezeichnet Ossian eine Art Bier, das bei Gastmählern aus großen Kammern, wie sie an den Küsten Schottlands häufig sind, getrunken zu werden pflegte. 31) Pinnante a. a. D. 1. Bd. G. 244. Fingal's Gucor, Hüt a. a. D. 2. Bd. G. 60. Dies Bier ward aus Habertraut gebraut. Nach Smith's (Wirt's) Bericht (G. 154) war es Hefensaft, den man in Gährung gesetzt hatte. Daraus ein dem Wirt ähnliches Getränk entstand. 32) Fingal, 6. Ges. Vs. 32—36. (Gedichte Ossians. 1. Bd. G. 251.)

30) G. Temora, 7. Ges. Vs. 51—66. (Gedichte Ossians. 2. Bd. G. 232 fg.) 31) G. Fingal, 5. Ges. Vs. 75—88. (Ossians Gedichte. 1. Bd. G. 197 fg.)

Kuf! Ulán, den Friedensgesang!

Hundert Jochen flücht auf die Höhe,
Zur Freude des Herrschers der Huth!
Nicht traurig verliest er das Land;
Keiner schilt voll Gram nach von mir³³⁾.

Auf edelmüthig Weise tröstet er sich noch mit den Worten:

Swaran, König des Landes der Waldhöhen,
Wirst hinter dich den Schmerz!
Verkümmert auch sind die Bestiegen,
Wenn tapfer sie den Fels bestiegen.
Sie gleichen der Gamm im Sturm,
Die oft sich im Sommer verhält,
Um bald zu beklagen die Höhe³⁴⁾.

In ihrer ganzen Größe erscheint Fingals Bescheidenheit
in den Abschiedsworten, mit denen er den überwundenen
Gegner entläßt:

Heute blüht uns am schönsten der Ruhm;
Wie schweben dahin, wie ein Traum,
Ohne Preis von der Heiden Gesitt.
Nicht krank der Jäger das Grab;
Nicht löst unser Nam' im Gesang.
Ruh' kommt's uns, daß man uns preist,
Kraftlos, farblos uns im Grab.
Dissan, Gocul, Ulán, ihr,
Denen der Vorgesetz Feinde bekannt,
Führt an Felsen von Tagen der Kraft,
Von Heiden, die rastet der Tod³⁵⁾.

In erhabenem Glanz erscheint der Charakter Fingals in
den Anrede, mit welcher er den abdrängenden Ait em-
pfangt, der gegen die ihn verfolgenden Krieger des scan-
dinavischen Königs Feigahonn, dessen Gemahlin er ent-
führt, Schutz und Hilfe bei Fingal sucht:

O Ait, du Sohn des Stolzes,
Sprach Fingahonn und kamst in Born an,
So schürmst du dich vor der Huth
Vor Coruchs betöhltem König?
Ist du nicht künftig mein Feind?
Aufsuchen in seine Behausung?
Wer wird laden die Fremden zum Mahl,
Seit Ait mit der heimlichen Seele
Meinen Namen in Coruch entredet hat?
Reuch zu deinen Höfen, du Schwächling!
Hensch! vertreib dich in Wäldern der Feindschaft.
Unseliger Schicksal, die dich nah' ist
Mir Coruchs fahrem König!
O Weist dir edlen Ait, wenn
Wann wird Fingahonn rufen vom Kampf?
Gestern ward ich unter Schlachten.
Schreien muß ich um Grab durch Blut.
Wie künfte meine Hand den Schwachen;
Wie traf Weibels mein Stolz.
Ich sehe deine Schwärze, o Weibchen,
Die meine Haal' einst niederstürzten,
Wenn der Schwärze gefallen mein Stamm,
Und Salme sein Vexerher kühte,
Dann werden die Schwächlinge kommen;
Ihr Feinde trant mein Grab.
Mein Ruhm lebt doch im Gesang.

Dann werden die Thaten von Fingahonn
Ein der kommenden Zeit wie ein Traum³⁶⁾.

Charakteristisch für Fingals großartige Gesinnung ist
auch die nachfolgende Anrede an seinen Entel Oskar,
als der Jüngling die ersten Proben seiner Tapferkeit ab-
gelegt hatte. Auf rührende Weise gibt er ihm Verbal-
tungsregeln für den Krieg und für den Frieden, und
sucht ihn durch Beispiele seiner Ahnen zu Thaten zu
spornen:

Sohn von meinem Sohn,
Oskar, so jung und ein Kampfzeit!
Ich sah toben dein Schwert,
Weißt Stolz ob meinem Gesicht.
Folge dem Ruch der Entschwundenen nach;
Den Ait sei gleich auch du,
Wie Aitumor, der erst der Feinde,
Wie Aitathal, der Aiters Stamm.
Sie schlugen voll Jagd die Schlacht,
Sie leben im Dorengesang.
Schlachten sei du ein Strom,
Den Schwachen in Wasser so saust,
Als auf der Ait Frühlingsbach.
So wor Aitumor der Held,
Und Aitathal, der Führer Haupt;
So auch meine Thaten auf dich.
Ich hab den Behängten zur Erde,
Ait made den Schwachen mein Schild³⁷⁾.

An der Denk- und Empfindungsweise, die aus den hier
mitgetheilten Proben spricht, scheint sich die Ansicht Her-
ders zu bestätigen, der den wesentlichen Unterschied
zwischen Ossian und Homer darin findet, daß dieser rein
objectiv, jener rein subjectiv dichtet. „Homer“, sagt Her-
der³⁸⁾, „ist bloß ein Erzähler, sein Herameter schreiet ein-
und vielsförmig dahin, ohne alle Theilnehmung, als die
ihm der Inhalt aufliege. An diesem gleichgöltigen
Herameter hofset gleichsam die ganze Kunst Homers; in
ihm trägt er alle Leidenschaften vor, in ihm schildert er
alle Gegenstände und Situationen im Himmel, auf Er-
den und im Orkus; mit ihm mißt er Heiden, Götter
und Menschen gleichförmig. Aus dem gleichförmigen
Herameter Homers und aus der ruhigen Weisheit, die
ihn belebt, entsprang daher jeder Stolz Griechenlands,
der von der heitern Denkart dieses Volkes zeugt.“

„Bei Ossian geht Alles von der Harfe der Empfin-
dung, von dem Gemüthe des Sängers aus; um ihn sind
seine Hörer versammelt, und er theilt ihnen sein Inneres
mit. In diese Welt zieht er sie hinein, diese Zauber-
welt verberitet er rings um sich. Daher die Einleitun-
gen in seine Gesänge, durch welche er die Seele der Zu-
hörer in seine Töne gleichsam stimmt und fängt. Er malt
die Gegenstände unter den Dri, die Anged- und Jod-
reicht. Weissend findet Töne des Dri, wodurch er sie
malt; denn diese stimmen das Gemüth mehr, als An-
sichten des Auges. Jede Sage ist mit seiner eigenen in-

33) O. die Schlacht von Lora. W. 107—134. (Ossian'sche
Dissan 3. Bd. S. 431 fg.) 34) O. Fingal, 3. Bt. 238—250.
436—445. (Ossian'sche Dissan 1. Bd. S. 138 fg.) 35) O.
den Aitumor; Homer und Ossian in Schiller's Horen (1795), sein
der abgedruckt in Herders sämtlichen Werken zur schönen Li-
teratur und Kamp. 12. Bd. S. 337 fg.

32) O. Fingal, 6. Bt. W. 46—58. (Ossian'sche
1. Bd. S. 234.) 33) O. Fingal, 6. Bt. W. 238—250.
(Ossian'sche 1. Bd. S. 138 fg.) 34) O. Fingal, 6.
Bt. W. 244—255. (Ossian'sche 1. Bd. S. 218.)

dividuellen Empfindung wie mit dem Finger der Liebe bezeichnet, und sobald er kann, wird die Begehrtheit selbst Stimme, Klage der Wehmuth, Harnseufzen. Auch in den großen Gedichten Fingal und Temora geht alles von Tönen der einsamen Harfe aus, und kommt auf diese zurück; an ihren Saiten hängen alle Gefühle des Herzens, sowie die verlebten Episoden der Väter, und der Gesang ändert sich nach jeder Empfindung.

„Von alle dem weiß Homer nichts. Er ist ein epischer, Ossian ein lyrischer Dichter. Mit dieser verschiedenen Art des Gesanges aber unterscheidet sich auch der ganze Genius beider Dichter. Bei Homer treten alle Gestalten wie unter freiem und heiterem Himmel in hellem Lichte hervor; als Statuen stehen sie da, oder vielmehr sie schreiten handelnd fort, lebhaft in völliger Wahrheit. Auch alle seine Gleichnisse und Naturbilder nehmen an dieser völligen Sichtbarkeit Theil; langsam wägen sie sich umher, um gleichsam von allen Seiten ihre Naturkonflikte in ewig festen Zügen darzustellen und zu gewöhnen. Kein hellerer Platz ist als das Feld von Troja; unter dem immer bleichen Aethers Himmel geht eine Heldengestalt nach der andern hervor, und läßt keinen Zug ihrer Handlung, ich möchte sagen, kein Elend, mit welchem sie wüßte, in ungewisser Deutung. Auch für die Sondernung der Gruppen hat Homer dergestalt gesorgt, daß selbst im wilden Schlachtgetöse das Auge des Aufschauers ohne Nebel und Verwirrung bleibt. Und was den Helden des Gedichts betrifft, so entwickelt sich solcher aus dem Knäuel der Geschichte so ununterbrochen und ruhig, als ob die Hand der Pärze ihn führte.“

„Bei Ossian ist alles anders. Seine Gestalten sind Nebelgestalten und sollten es sein. Aus dem leichten Hauche der Empfindung sind sie geschaffen, und schlüpfen wie Lüste vorüber. So erscheinen nicht nur jene in Wolken wohnenden Geister, durch welche die Sterne durchschimmern; auch die Gestalten seiner Geliebten deutet Ossian mehr an, als daß er sie darstellte und malte. Man hört ihren Tritt oder ihre Stimme; man sieht den Schimmer ihrer Anize, ihres Antlitzes, wie einen vorbeigleitenden Strahl. Ihr Haar fließt sanft im Winde, so schlüpfen sie her, so vorüber. Gleichergestalt malt er seine Helden, nicht wie sie sind, sondern wie sie sich nahen, wie sie erscheinen und verschwinden. Es ist eine Geisteswelt in Ossian, statt daß in Homer eine lebhafteste Körperwelt sich bewegt. In ihm sieht man die Handlung, die man in Ossian an Tritten, Zeichen und Wirkungen gleichsam nur ahnt.“

„Was endlich die Exposition der Gedichte betrifft, so hätten Macpherson und Blair sich hüten sollen, hiezu beide Dichter auch nur zu vergleichen.“ Bei Homer ergibt sich Alles selbst; eins folgt aus dem andern unaufhaltsam; dagegen sind Fingal und Temora dunkel zusammengegerathene Gedichte, voll Episoden, denen sinnlich

zu folgen hier und da schwer wird. Die lieblichste Gestalt macht Ossian in kleinen einzelnen Erzählungen, die man bald als heroische Romane, bald als ruhende Tränen, bald als reine lyrische Studie betrachten kann, deren einige, z. B. Gomala, sich dem Drama nähern. In solchen zeigt sich seine geistige Schülerei, sein Herz voll Wehmuth, Liebe und Unsäul. Eine epische Fortleitung, die vielleicht bloß Macpherson in die größten Stücke gebracht hat, scheint ihm ganz fremd.“

„Es ergibt sich hieraus, wie verschiedene Wirkungen und Folgen beide Dichter haben mußten. Wer Götter und Helden bilden will, gehe zu Homer, nicht zu Ossian; in diesem ist eine Gestalt wie die andere, und für den Künstler eigentlich keine gezeichnet. Der Raker, den Ossian begeistert, muß aus sich selbst schöpfen; aus seinem Dichter kann er nur die Farbe der Empfindung, und das Hell Dunkel der Situation anwenden.“ Dagegen ist Ossian eine Quelle des Gefühls, voll der zartesten stillen Gefinnungen, die Homer seinen Helden nicht belegen konnte.“

„Die intensive Kraft des Gesanges, wiewol in einem engeren Kreis, ist Ossian; die extensive im weitesten Felde der Mittheilung bleibt Homers großer Vorzug. Aus Homer entspringt also, was aus Ossian die Zeit nicht entziehen konnte. — Er, der letzte des Heldenthums seiner Väter, Zeuge der Thaten des ruhmreichen Fingals und der Mittelalter, lebt in seinem Alter die letzte Stimme der Heldengeit für die schwächere Gegenwart — dies ist der Standpunkt des Sängers, der zugleich den ganzen Charakter seiner Dichtung mit sich führt. Er ist die Stimme voriger Zeiten, oder einer traurigen Stimme, mit keinen erweckenden Aufruf für die Nachzeit begleitet. — Man sieht, daß die Ossianischen Gesänge in einem kuldbenen ununterbrochenen Kette fortgelungen sind, daß sich am Ruhm und an der Glückseligkeit seiner Vorfahren ohnmächtig labte. Aber auch Klagen sind nicht ohne Anmuth. In wissen Herz erkörnte je eine Ossianische Klage des zurückgebliebenen Sohnes und Vaters, der verlassenen Braut des einsamen Gatten, des verschwundenen Heldenkammes vorgebe? Der Klagerin ist dieser Muth so eigen, daß er bis in die Wurzeln der Sprache, in die Ableitung und Verlebung ihrer Worte eingedrungen ist.“

Die Fragestellung, mit welcher Ossians Gedichte, nach der Macphersonschen Bearbeitung, aufgenommen wurden, veranlaßte Übersetzungen derselben saß in alle europäische Sprachen: 1.) Ins Italienische von G. Carthori (Vatua 1763. Ebd. 1772 2 B. Ebd. 1783 4 B. 12. mit Anmerkungen). 2.) Ins Französische: Carthori (London 1762). Carthori, Ryno et Alpin, G. Giril, Gonnal, Dithona, Darbula, Rathmon, Gomala in den Variétés littéraires, und in dem Journal étranger (Amsterdam 1774). Sämmtlich von Le Tourneur (Paris 1777. 2 B. 12.) sehr

58) S. Macphersons Dissertation concerning the Poems of Ossian and Hugh Blair's Critical Dissertation on the Poems of Ossian; beide Abhandlungen befinden sich fast in allen englischen Ausgaben der Ossianischen Gedichte.

59) Diese Ausgabe hat der Künstler G. R. K. K. trefflich gewürkt in seinen rothirten Umriß zu Ossian's Gedichten. (St. Petersburg, Penz und Leipzig. 1805.)

frei und modernist), von J. Lombard (Berlin 1789 nur das Gedicht Ringals; Galtbott u. Giesfamor (Paris 1791), von Jangurs (Ebd. 1801). 3) Ins Spanische von Dttin, (Balleobid 1789). 4) Ins Holländische von Wildevord (1806). 5) Ins Polnische von Krasicki. 6) Ins Deutsche: Fragmente nordländischer Gedichte (Hamburg 1763) von J. A. Engelbrecht. Ringal, nebst verschiedenen andern Gedichten (Ebd. 1764) von A. Wittenberg. Ossian, eines alten celtischen Dichters, Gedichte, aus dem Englischen von Michael Denis (Wien 1768 — 1769. 3 Theile 4. u. 8.) verteselt unter dem Titel Ossian u. Sineds (Denis) Rieder (Ebd. 1784. 5 Theile 4. R. A. Ebd. 1791 — 1792. 6 Bd. 4.) (In Herametern). Ossian, eines alten celtischen Helden und Bardens, Gedichte, aus dem Englischen und zum Theil der celtischen Ursprache überfetzt (in Prosa) von G. v. Harold (Düsseldorf 1775. R. A. Manheim 1782. 3 Bde.). Neue Gedichte Ossians, überfetzt von G. v. Harold (Ebd. 1787. R. A. Ebd. 1795). Ossian's Gedichte, neu verteselt von J. B. Petersen (Zübingen 1782. R. A. Ebd. 1808). Ossian's Gedichte, rhodmisch überfetzt von J. G. Rhode. (Berlin 1810. 3 Bde.). Die Gedichte von Ossian, dem Sohne Ringals, überfetzt von F. L. Grafen zu Stolberg. (Hamburg 1806. 3 Bde.). Ossian's Gedichte, überfetzt von F. B. Jung. (Frankfurt a. M. 1808. 3 Bde.). Ossian's Gedichte nach Macpherson von F. Schubar. (Wien 1808. 2 Bde. R. A. Ebd. 1822. 2 Bde. 12.). Ossian's Gedichte, neu überfetzt von L. G. Götter. (Duedlinburg 1827. 3 Bde. 16.)

The Songs of Selma, von Götze überfetzt in den Zeiten des jungen Werth. (In Götze's sämtlichen Werken. 16. Bd. S. 166 fg.). Mehrere kleinere Gedichte, von Herder überfetzt, in dessen Volksliedern (Hilands Erscheinung und Ringals Schildklang; Erinnerung des Gesanges der Vorgeit; Dettbula's Grabgesang), andere in der Schrift: Vom Geiste der erdtrischen Poesie (Ossian an die Morgenröthe, die untergebeude, den Mond und den Abendstern), noch andere in Herders Schrift vom Lande der Seelen (Ossian's und Malwina's Sterbegesang); die Gedichte: Carriethura, Comala und Cath-Loda überfetzt von Bürger. (In dessen sämtlichen Werken. Berlin 1823. 5. Bde. S. 109 u. f.) Ossian's Ringal, von W. Schröder (Göttingen 1800) und von Heumann in drei Programmen, (1802 — 1805) von J. Gurlitt herausgegeben Veranthon, metrisch überfetzt von J. H. Kistemaker (Wien 1800). Comala, überfetzt von Ludwig (Königsberg 1801). Außerdem einzelne Gedichte im teutschen Museum, in der Iris von J. G. Jacobi, und in den von Usinus herausgegebenen Palladen altenglischer und altschottischer Dichtkunst (Berlin 1777. Arnyon an Kinnor. S. 137 fg. Rosma S. 291 fg.)⁴⁰⁾. (Heinrich Döring.)

OSSIERI, Stadt in dem Fürstenthume Montezagudo auf Sardinien mit einer Stiftskirche, zwei Mönchen und einem Nonnenkloster, einem Hospital und 6000 Einwohnern, die ganz Getreide bauen und sich mit Schafzucht beschäftigen. (L. F. Kämtz.)

OSSIFICATIONEN. 1) Pathologische Verhärtungen der Weichgebilde, geborn zu den animalischen Concretionen, da ihre Bildung nach denselben Gesetzen geschieht. Am meisten verhördern krankhafte Extremitäten der Muffeln und die größten Weichgefäße, sehr häufig auch die Stimmröhre alter Frauen, deren verhärdete Stimmröhre daher rühren mag; die seltensten Verhärdungen und Verhördungen kommen in der Kryptalline u. s. w. vor. Überhaupt bilden sie sich vorzüglich bei bejahrten Personen, deren Blut und Säfte mehr phosphoricaure Salze bei sich führen, welche nicht mehr zur Bildung der Knochen verwendet werden.

In der Regel bestehn die verhördeten Theile aus mehr oder weniger phosphoricaurem Kalk und Thierstoffe. So fand Wallaston z. B. in mehreren Ossificationen der Arterien, der Herzklappen, der Bronchien, Venen, Zwischmuffelsternen u. größtentheils basischen phosphoricauren Kalk, denselben Jourecaut in den knöchernen Anwachsen der sehnigen Häute und Muffeln alter Rheumatiker. Aus der Ossification der Rosenmuffel eines rothigen Pferdes erhielt Lefsaigue 45 thierische Materie, 35 unterphosphoricauren Kalk, und 20 kohlensauren Kalk*).

tern. 3. Bd. S. 13 fg. über Ossian, von Joh. Gurlitt. (Magdeburg 1802. Hamburg 1802.) 2. Bd. 4. Abg. ill. Angez. 1796. Nr. 5 und 17. Monthly Magazine. June 1803. Report of the Highland Society of Scotland, by H. Macpherson. (Kölnburg 1805.) Beschreibungsbilder zur Abg. ill. Extracutierung. 18. 7. Nr. 39. S. 305 fg. Nr. 40. S. 313 fg. Hugh Blair's critical Dissertation on the Poems of Ossian (London 1763. 4. Teufel von D. A. F. Dirichs. Hanover 1785.) Dissertation on the authenticity of Ossian's Poems, by J. Smith. (Edinburgh 1780. 4. teufel Exipis 1781.) By H. Shaw. (London 1781. A new Edition. ibid. 1783.) The Ossian Controversy stated, ein Aufsatz im London Magazine. Nov. 1782. (Teufel im teutschen Museum. Biberach 1783. Memoire sur le Poeme d'Ossian. (1765. 12.) Ousevez, supra in Poeme d'Ossian. d' A. F. F. (1765. 12.) M. Laing, Critical and historical dissertation on the antiquity of Ossian's Poems. (Kölnburg 1805.) Beryl A. Macdonald's Schrift: Some of Ossian's lesser Poems, rendered into verse. (Liverpool 1805.) Hugh Campbell's Abhandlung vor seiner Ausgabe der Gedichte Ossians, nach Thierpfeifen (London 1812.) und Clairaire's Abhandlung vor dem Abdrucke des gälischen Originals. (The Poems of Ossian in the original Gaelic. London 1807.) Verfertigte teufel's Geschichte der Teufel. S. 392 fg. Thim arches Worte in seiner Überfetzung der Gedichte Ossians. (Eipis 1811. 1. Bd. S. III — XXXV. Heber's Werke zur Abg. ill. Extracutierung und Anst. 5. Bd. S. 8. 12. Bd. S. 349 fg. Nr. C. Siegel's sämtliche Werke. 10. Bd. S. 72 fg. Souvermets Gedichte der Poesie und Breveland. 8. Bd. S. 370 fg. Kottas und Jodel's Handbuch der englischen Sprache und Literatur. Pforter's Abg. S. 531 fg.

*) Beryl. Calculeum, qui in corpore ac membris hominum inpassuatur genera Alii depleta descriptioque cum historis an-gulorum administranda, a Xenimanno. (Figu 1563. 4.) Wallaston in Philos. Transact. 1797. V. II. p. 386. Van den Saen-

40) G. Galters allgem. Theorie der schönen Künste. 2. Ausg. 5. Ab. S. 631 fg. Nachträge zu Galters Theorie. 3. Bd. 2. Et. S. 257 fg. Neue Bibliothek der schönen Wissenschaft-

Die bei der Peripneumonie in Form eines Überzugs auf den Brusthäuten, in den Lungen und Lungenbläschen abgelagerten Concretionen bestehen, nach Macagnì, (in den *Memoirs della societa Ital. delle scienze*. IX. p. 635 etc.), bloß aus einweisstoffartiger Materie.

Auch die unter den Hautdecken, besonders an den Gliedmaßen des weiblichen Geschlechts krankhaft gebildeten kleinen, selten, in Farbe und Aussehen constanten, äußerst schmerzhaften Tuberkeln scheinen hierbei zu gehören. Sie sind einem Knorpel ähnlich, aber nicht so hart, und lassen sich ausschneiden, (vergl. Wood in Edinburgh. Medic. and Surgical. Journal. VIII).

II) Ossificationenpunkte, normale, heißen die in einem nicht bleibenden Knorpel, zuerst sich verknöchernden Stellen, von denen die weitere Osteogenese oder Knochenbildung ausgeht (vergl. d. Art. Verknöcherung).

(Th. Schreger.)

OSSIGI, mit dem Beinamen Laconicum, alter Name einer Stadt bei Hispania Baetica, deren Gebiet, Ossigiana, der Bsis nach vor seinem Eintritt in Ecliaa durchströmt. (Plinius H. N. III, 1, 3.) Harduin hält es für Mengiber, Uret (II, 1, 369.) für Raquy. (H.)

Ossiglantia, f. Ossigi.

OSSIKOW, OSSIKÓ, OSIKO, OSSIKOW, ein im seltlicher (sp. seltlicher) Bezirk an der von Epries nach Galigni führenden Hauptstraße, zwei Stunden südlich von dem Bode Barthfeld gelegenes, 24 Meilen von Epries nordwärts entferntes Dorf im kroiser (p. kroiser) Comitats Oberungarns, mit einer zum barthfelder Vice-Archidiaconats-Distrikt gehörigen katholischen Pfarre des Bisthums Kaschau, einer dem d. Michael geweihten, von dem Primas Franz, Grafen von Korosch, consecrirten katholischen Kirche und Schule, über welche der gräflichen Koroschischen Familie das Patronatsrecht zusteht; mit 109 Häusern und 804 slavischen und 20 jüdischen Einwohnern, welche Feldbau treiben. Die bishige Pfarre wurde im J. 1621 errichtet und zählte 1831 1577 katholische Pfarrkinder, 6 Protestanten und 680 Juden in ihrem Sprengel, zu welchem die Dörfer Dáld, Krístle und Banísföld gehören. Das Dorf liegt am linken Ufer des von Krístle herabfließenden Bades.

(G. F. Schreiner.)

OSSILAGO, Beinährt, Verhärtung der Knochen; auch der römische Name einer Stölin, die den Kindern die Gebeine beschlägt; quae durat et solidat Infantibus parvis ossa, Ossilago ipsa memoratur, hat Arnob. III, 148, IV, 165 Hard. Man findet auch die Lesart Ossipanga, Ossipanga. (H.)

OSSILEGIUM (v. *ossilegius*; vgl. Diodor. Sicul. 5. *ossilegius*) war ein Theil der Ferkensbräuche im classischen Alterthum. Es ist wol bloßer Zufall, daß der Ausdruck bei keinem Schriftsteller, sondern nur in

Glossarien) vorkommt; man müßte denn annehmen, die Glossarier hätten eine Zusammenfassung vermeiden, in der legere, wie aus Sacrilgium und Sacrilgium ersticht, einen der Götter fremden Begriff enthält. In Griechenland und Italien wurden die Leiden schon in vorhistorischen Zeit entweder bereitet, wie es dem Kertops, Aneas u. A. erzählt wird¹⁾, oder, nach dem Vorgange der aus dem Orient zu den Abendländern herübergekommenen Brandpyramiden des Herakles²⁾, auf einem aus trockenem Brennholz dazu errichteten Schreiterhaufen verbrannt³⁾. Der Leichnam wurde so auf den Schreiterhaufen gelegt, daß die übrigen lebende Gebeine und die Asche des Abgeschiedenen von den Resten der andern oft zahlreich mit ihm verbrannten animalischen und vegetabilischen Substanzen unterschieden waren. Die Meinung, man habe den Leichnam, um die Überreste desto leichter wieder aufzufinden, in indische Leinwand, deren Unverbrannbarkeit Plinius rühmt, oder in Gewänder aus Asbest (Amianthus) gehüllt, wird schon von Kirchmann zurückgewiesen⁴⁾. War die helle Flamme des Holzkohles verloscht, so besprengte man, wenn die Götter zeigten, in diesem Falle, vorzüglich für glücklich angesehenen Regenguß sandten, das zurückgebliebene Kohlfener (favillae) mit Wein⁵⁾, dessen Gebrauch aber schon Numa, aus Rücksicht auf den Weinmangel in Rom's Umgegend, verboten haben soll, sofern das angeführte Wesen wirklich aus jener Zeit abstammte⁶⁾. Hieraus schritten die nächsten Anverwandten und Freunde⁷⁾, selten andere (wie bei der Leichenseier des Augustus die Angeldessen aus dem Ritterstande⁸⁾), unter Gebeten und Anrufung der Manen des Verstorbenen zu der frommen Pflicht, die theuern Überreste zu sammeln. Aus Ehrsucht vor dem Abgeschiedenen nahm man der Brandstätte mit nachdem Fuß, in glühendes herabfließendem Gewand und mit erhobenen Händen, in lauterer Quelle gebadet. Die Asche wurde in besondere Krüge (cineraria) gesammelt, die man in dem Columbarium, einem Theile des Sepulcra, beilegte; die Gebeine aber las man zusammen in den Hakenwurf des Gewandes (sinus) und legte sie, vorher mit Wein, weißer Milch, wohlriechenden Blüthen, sogar mit Uränen besprenkt, in besondere je nach Stand und Vermögen der Familie aus Zbon, Porphyre, Marmor, Erz, Silber oder gerbigem Golde gearbeitete Gefäße (ossae ossuariae, ossuarium, ossaria, *ossario*, *ossario*, *ossario*), und legte sie (componere et condere) in

1) Gloss. Philox., wo auch ossilegius durch *ossilegius* erklärt ist. 2) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 3) Röttger, Westungen über Kunsttheologie. S. 63. 4) über arch. Gedächtn. Rom. II, 127. 5) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 6) über arch. Gedächtn. Rom. II, 127. 7) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 8) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 9) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 10) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 11) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 12) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 13) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 14) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 15) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 16) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 17) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 18) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 19) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 20) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 21) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 22) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 23) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 24) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 25) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 26) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 27) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 28) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 29) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 30) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 31) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 32) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 33) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 34) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 35) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 36) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 37) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 38) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 39) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 40) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 41) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 42) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 43) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 44) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 45) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 46) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 47) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 48) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 49) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 50) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 51) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 52) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 53) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 54) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 55) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 56) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 57) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 58) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 59) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 60) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 61) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 62) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 63) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 64) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 65) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 66) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 67) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 68) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 69) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 70) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 71) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 72) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 73) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 74) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 75) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 76) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 77) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 78) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 79) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 80) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 81) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 82) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 83) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 84) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 85) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 86) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 87) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 88) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 89) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 90) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 91) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 92) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 93) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 94) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 95) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 96) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 97) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 98) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 99) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 100) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 101) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 102) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 103) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 104) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 105) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 106) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 107) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 108) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 109) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 110) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 111) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 112) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 113) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 114) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 115) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 116) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 117) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 118) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 119) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 120) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 121) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 122) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 123) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 124) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 125) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 126) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 127) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 128) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 129) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 130) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 131) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 132) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 133) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 134) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 135) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 136) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 137) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 138) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 139) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 140) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 141) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 142) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 143) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 144) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 145) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 146) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 147) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 148) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 149) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 150) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 151) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 152) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 153) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 154) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 155) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 156) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 157) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 158) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 159) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 160) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 161) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 162) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 163) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 164) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 165) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 166) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 167) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 168) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 169) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 170) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 171) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 172) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 173) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 174) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 175) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 176) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 177) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 178) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 179) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 180) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 181) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 182) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 183) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 184) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 185) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 186) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 187) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 188) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 189) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 190) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 191) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 192) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 193) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 194) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 195) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 196) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 197) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 198) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 199) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 200) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 201) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 202) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 203) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 204) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 205) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 206) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 207) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 208) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 209) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 210) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 211) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 212) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 213) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 214) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 215) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 216) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 217) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 218) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 219) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 220) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 221) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 222) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 223) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 224) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 225) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 226) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 227) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 228) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 229) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 230) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 231) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 232) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 233) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 234) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 235) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 236) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 237) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 238) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 239) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 240) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 241) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 242) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 243) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 244) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 245) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 246) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 247) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 248) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 249) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 250) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 251) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 252) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 253) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 254) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 255) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 256) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 257) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 258) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 259) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 260) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 261) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 262) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 263) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 264) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 265) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 266) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 267) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 268) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 269) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 270) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 271) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 272) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 273) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 274) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 275) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 276) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 277) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 278) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 279) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 280) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 281) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 282) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 283) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 284) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 285) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 286) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 287) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 288) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 289) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 290) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 291) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 292) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 293) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 294) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 295) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 296) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 297) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 298) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 299) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 300) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 301) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 302) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 303) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 304) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 305) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 306) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 307) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 308) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 309) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 310) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 311) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 312) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 313) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 314) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 315) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 316) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 317) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 318) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 319) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 320) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 321) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 322) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 323) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 324) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 325) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 326) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 327) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 328) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 329) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 330) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 331) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 332) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 333) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 334) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 335) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 336) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 337) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 338) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 339) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 340) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 341) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 342) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 343) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 344) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 345) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 346) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 347) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 348) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 349) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 350) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 351) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 352) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 353) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 354) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 355) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 356) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 357) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 358) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 359) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 360) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 361) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 362) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 363) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 364) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 365) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 366) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 367) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 368) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 369) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 370) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 371) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 372) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 373) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 374) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 375) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 376) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 377) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 378) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 379) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 380) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 381) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 382) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 383) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 384) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 385) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 386) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 387) Cic. de leg. II, 25, 63. Liv. I, 2. 388

der Todtengruft bei. Ein solches Sammeln der Gebeine heißt ossilegium, von ossa mortui legers. Vor dem Zinsfeste: Gesche war es außerdem Sitte, daß man dem Leichname, bevor er verbrannt wurde, klein-re Stieber, n. B. einen Finger, abschnt und außerwahrte¹⁾. Man nannte dies homini mortuo ossa legere²⁾, eine Redensart, die von der bei Oirungen üblichen „ossa vivis legere“, d. h. ossa extrahere, decidere, entleert ist³⁾. Das Gesetz der Zinsfeste hob den Gebrauch auf: homini mortuo, heißt es, ne ossa legito, quo post funus faciat. Doch gestattete die Folgezeit jenes Abschneiden eines Gliedes bei Römern, die außerhalb ihres Vaterlandes starben, und von denen man einen Ueberrest in der heimischen Erde beizulegen wünschte⁴⁾.

(Schadeberg.)

OSSILEGIUM. In anatomischer Bedeutung bezeichnet Ossilegium das kunstgemäße Verfahren, ein Gerippe zu bereiten.

(Wiegand.)

OSSINGEN, reformirtes Pfarrdorf im eidgenössischen Canton Zürich, im Oberamt Andelfingen; das ganze Kirchspiel zählt 1120 Seelen. Es hat bedeutenden Weinbau, aber meist von geringerer Qualität. Das Pfarrhaus und der Gottesacker sind zu Hausen, ungefähr eine Viertelstunde von dem Dorf Ossingen, wo die Kirche steht. Der Ort ist bemerkenswerth als Geburtsort des berühmten jüdischen Philologen und Kritikers J. Jakob Göttinger (s. d. Art.), der 1819 starb.

..(Echer.)

Ossipaga, Ossipanga, Ossipagina, f. Ossilago.

Ossian, f. Osteolithen.

Oskal, f. Oskal.

OSSLOWAN. 1) Eine dem Freiherrn von Scharf gehörige Herrschaft des brenner Kreises Wädrath, mit einem eigenen Wirthschafts- und Justizamt und einer grundbesitzlichen Berggerichts-Substitution. Gegenwärtig enthält sie 486 Häuser und 3133 Einwohner, an unterthänigen Gründen über 3000 Joch größtentheils mehr als mittelmäßig fruchtbar, theilweise aber auch sehr gutes Ackerland, gegen 500 Joch an Wiesen; 20 Joch Weinberge und einen guten Waldstand; die obrigkeitliche Schätzung betrug nach der Josephinischen Steuerregulirung 37½ Kohnen, 3748 fl. 41¼ Kr. Die ganze Herrschaft ist landständig auf 172,998 fl. 55 Kr. geschätzt. Die Einwohner sind sämtlich Slaven, wohnen in festen Dörfern und sind größtentheils mit Aders-

bau und der Hülfeleistung bei dem bedeutenden Bergbau beschäftigt, den die Herren Johann und Anton Müller auf Steinböcken und Klauu betreiben. Der Bergbau auf dem Gebiete dieser Herrschaft ist schon sehr alt; schon in einer Urkunde des Königs Ladislaus vom J. 1457, in welcher er der Stadt Brunn eine vom Könige Bazel im J. 1297 ausgeleitete Bergfreiheit bekräftigt, wird der Bergwerke der Diöman gebacht. Außer dem noch im Betriebe stehenden nicht unbedeutenden Klauuwerke, welches im J. 1783 angelegt wurde, ist vorzüglich die Gewinnung der Steinböcken von großer Wichtigkeit. Die hier vorkommende Koble ist Saisler Koble, deren Grundgebirge Sandstein, das Kohlendach Thonchiefer und Kiesel ist; das Kohlenlager ist 2'—1" 5' mächtig; die Kieglertiefe des Baues betrug im J. 1819 13—26". Die Ablagerung der Koble ist zu Diöman weniger als zu Rostig durch Klüftsprünge und Quersplitz gestört und unterbrochen. Im J. 1819 wurden zu Diöman von 91 Bergknappen 26,625 Etr. Kohlen gewonnen; gegenwärtig soll sich die jährliche Ausbeute über 30,000 Etr. belaufen. Der Verkaufspreis der Koble war in dem genannten Jahre 34 Kr. und der Gelobetrag der ganzen Ausbeute 15,087 fl. 30 Kr. Als erste Besitzer von Diöman und mehreren andern Dörfern erscheint Herwig, eine edle Mahone, die Eitlerin des hier bestandenben Nonnenklosters, welche dieses Dorf mit mehreren andern Dörfern dem neu gestifteten Kloster vergabte. Nach der Zerstörung desselben durch die Hussiten verfiel König Wladislaw im J. 1471 den Genuß der Klostergüter dem Herrn Wilhelm von Pernstein, und im J. 1490 dehnte er die Beteiligung dieses Genußes auch auf dessen Söhne aus; im J. 1509 übergab er diese Klostergüter dem Wilhelm von Pernstein abermals und im J. 1512 trat er ihm alle seine landesfürstlichen Rechte auf das Stift ab. Während dieser und in der Folgezeit scheint das Stift von der Gnade der Herren von Pernstein abhängig gewesen zu sein. Gegen die zweite Hälfte des 16. Jachts, hatte das Gut schon seine Besitzer gewechselt und ging durch die Hände mehrerer Eigenthümer⁵⁾, bis es in den Besitz der Herren Kragitz von Greif kam; Katharina, die letzte ihres Geschlechts, brachte es um den Anfang des 17. Jachts ihrem Gatten Hoff Dietrich von Kithann zu, bei dessen Familie die Herrschaft bis gegen die Mitte des 18ten Jahrhunderts verblieb, in welcher Zeit sie durch Kauf an das adeliche Geschlecht Mollart überging. Im J. 1713 wurde das Gut von Peter Ernst von Mollart an das cisterciensier Nonnenkloster zu Altdorff verkauft, in dessen Besitz es bis zur Auflösung des Convents im J. 1782 verblieb. Im J. 1789 wurde die Herrschaft dem k. k. Hofrath Johann von Scharf für jährlich 9290 fl. 55¼ Kr. in Erbpacht überlassen, und später ganz verkauft. 2) Ein zur gleichnamigen Herrschaft gehöriger Markt im brenner Kreise Wädrath, am Otslawskuffe, von dem er durchschritten wird, drei Stunden von Schwarzfaden entfernt, mit einem

*) Hr. Joh. Schwan. Topographie vom Markgrafthume Wädrath. (Wien 1798.) 2. B. S. 284 sp.

Gruter 1048. 1. Zur Kritik des osuarium die bemerkenswerthe Schrift ossa fuit ossa auf Inschriften, siehe Orrell 1906, 4561 etc.

11) Fest, membrum abscidi mortuo dicitur, cum digitus ejus decidatur, ad quod servatum iusta sicut relicto corpore combusto. Vergl. Kirchmann l. c. p. 366 sq. 12) Cic. de legg. II, 24, 60. 13) Sane. cosa, ad Mar. 22. de homic. V, 24 zunächst emendat von Dav. ad Cic. de legg. II, 24. Quinor. Cr. I, 1, 80 (nicht fuerit sed vulgatum), VII, 5, 21. 14) Cic. l. c. bezieht die Erklärung in der Ausgabe von Meier und der Excurs S. 506. Jac. Harard. ad legg. XII. Tab. c. XV. Marul. de legg. Rom. IX, 9. Ruzmann, De legg. sumptuaria. p. 26. Dieffen, Inschriftl. Fragmente. S. 672. Kirchmann l. c.

alten Schloß, einem Meierhof und einer Schäferei, 169 Häusern und 915 Einwohnern, worunter 481 weiblichen Geschlechts sind, welche die mährische Sprache sprechen, Ackerbau und sibirische Gewerbe treiben, einer Kirche, Schule und Pfarre. Diese gehört zum römischen Defanat der bühnen Döbele, wird von zwei Priestern besorgt, steht unter dem landesherrlichen Patronat und zählt in ihrem Sprengel 2169 Katholiken und 11 Abothiken. In diesem Markte werden jährlich 3 Märkte der wirtten Classe gehalten, welche nach dem Patent vom 22. Oct. 1774, zwei Tage dauern und auf welchen Tuch, Feinwand, Stoffe für weibliche Kleidung, Vieh, Schneidewerkzeuge u. dergl., verhandelt wurden. Hier war vormals ein um den Anfang des 13. Jahrh. gegründetes Nonnenkloster des Cisterzienser-Ordens, dessen Stiftung König Přemysl Doctor I. im J. 1228 bestättigte. Die Äbtissin des Klosters hatte das Patronatsrecht über die Pfarrkirche St. Iohann in Bünn. Im J. 1423 überließen die Taboriten unter ihren Anführern Ziska und Prokop dem Kahlen auch dieses Stift, erkauften die Nonnen in dem Umlauf und zerstörten die Gebäude bis auf den Grund. Später wurde das Kloster zwar wieder hergestellt, aber der Genuß seiner Güter den Herren von Penzlein überlassen, die höchst wahrscheinlich dafür die Verpflichtung übernahmen, die Nonnen zu erhalten. Zur Zeit der sich ausbreitenden Ketzerpredigten ging endlich das Stift ganz ein. — In der Nähe dieses Marktes nimmt die Sawa den Jamskybach auf, in ihrem Flußbette finden sich sehr viele Bergkräuter und Granaten und in dem benachbarten Gebirge schöne Jaspis, Feldspath, Trüppe und andere Krystalle. (G. F. Schreiner.)

Ossagna, s. Riviera.

OSSOLENGO, ein Gemeindefort in der Provinz Cremona des lombardisch-venetianischen Königreichs, eine Straße von Cremona, an der nach St. Vito führenden Straße im District V. von Robeco gelegen, mit 1200 Einwohnern, einem eigenen Vorstand und einer eignen Pfarre S. Maria Annunziata und einer Kapelle. Die ganze Umgebung ist eben, reich bewässert und gut bebaut. (G. F. Schreiner.)

OSSOLINSKY. Als den ersten Ahnherren des Geschlechts nennt Dostoj einen Apoor, mit dem Beinamen der Alte (Staryj), der ein Zeitgenosse der ersten polnischen Fürsten gewesen sein soll. Unter dessen Nachkommen erwähnt der nämliche Schriftsteller vornehmlich den Großherzog von Pulawsk, Lucina (Lucina, unweit Pulawsk) und Denabork. Zhytuta, magnus comes de Panigrod, soll 1153 das Kloster Wangrowicz an der Wartza, Cisterzienserordens, gestiftet haben, eine Angabe, der wir jedoch, mit aller Vorurtheil für des Dostoj Autorität, widersprechen müssen. Dieses Kloster wurde vielmehr 1145 von dem Herzog Miesclaus von Großpolen gegründet, aus Dankbarkeit für den über seinen Bruder, den Herzog Miesclaus von Krakau, erfolgten Sieg, und mit Mönchen aus dem berühmten bergischen Kloster Altenberg besetzt. Diese Fremden wußten sich hinwieder dem frommen Stifter so wohlgefällig zu machen,

daß Miesclaus verfügte, es sollten in sein Kloster nur edelmännische Kinder, gleichviel aus der Stadt oder der Dörfer, aufgenommen werden. Bis in die Mitte des 15. Jahrh. wurde dieses Gebot genau befolgt. Mit diesem Rechte machte Dostoj hier, statt des angeblichen Stifter Apoluta, anführen den Sietegius (Sietech), vir nobilis et comes, mit dessen Einwilligung und auf dessen Grund, in anmuthiger und wohliger Stelle an der Weichsel im Sandomischken, König Boleslaus im J. 1010 das Benedictinerkloster Sietechow, vielleicht nach diesem Sietich genannt, gründet und welchem Sietich aus seinem Eigenthum zwölf Meierhöfe schenkte. Ein Abkömmling dieses alten Sietich war Sietich, der Bopwode von Krakau, der mit Rudm des Herzogs Miesclaus Kriege gegen die Pommern (1092) und Mäbrer (1094) führte, allmählig aber zu so großer Macht gelangte, daß in Polen nur sein Wille galt. Die Söhne des alten Herzogs, Boleslaus und Sigmund, saßen das mit großem Unwillen; sie fürchteten, daß der Mann, der denelnde alle Schicksale des Landes selbst, oder durch seine Brüder innehatte, ihnen wol gar die Krone streitig machen könne. Es entbrannte zwischen dem Vater und den Söhnen darüber eine erbitterte Feinde (1098), die zu beendigen, der Vater eidlich versprochen mußte, er wolle den Sündling für immer von sich entfernen, ihn auch nie mehr zu seinen vorigen Würden gelangen lassen. Sietich ritt von dannen, und nach nach einer Burg, die er sich auf dem linken Weichselseiter, zwischen Pulaw und Marjowicz erbaut, mit mehreren Gräben und starken Werken verwahrt, und nach seinem Namen, wie das nahe Kloster, Sietechow genannt hatte. Augensichtlich wurde er durch die Prinzen belagert. In der Nacht erloß der Vater, den sie gezwungen hatten, ihren Zug mitzumachen, seine Belegenheit; entfloß mit nur drei seiner Getreuen, warf sich in ein Schifflein, und kam glücklich über die Weichsel in des Sietich Burg. Der Krieg knüpft hierdurch neues Leben, und verbreitete sich durch alle polnische Provinzen; als endlich der Prinzen Übergewicht nicht mehr zweifelhaft und sie eben mit der Belagerung von Ploß belästigt waren, vermittelte der ehrwürdige Bischof Martin von Breslau einen neuen Vergleich. Der gedächte Sietich suchte Zuflucht bei den Russen, wurde nach mehreren Jahren von Boleslaus zurückgerufen, konnte aber mit aller seiner Gewandtheit niemals auch einen Statum der vorigen Mächtigkeit wieder erlangen. Ein Sohn von ihm konnte wol der königliche Mächtigste Sietich gewesen sein, der sich bei dem Angriff auf der Pommern Stadt Sietcin (1167), durch vorwagende Tapferkeit auszeichnete, plötzlich aber, — so erzählt die Sage — wie von dem Engel des Todes getroffen, aus dem Kampfe schied, und seine Gefährten durch die Versicherung überraschte, er werde sein Schwert nicht mehr ziehen gegen die Stadt, er habe denn zuvor durch trumstümliche Bedächte seiner Sünden Vergeltung eilang. Doch, als am andern Morgen die Trompete den Angriff verkündigte, so war Sietich nicht vermögend, dem Rufe der Ebre zu widerstehen, und abermals schloß er sich den Stur-

menden an, bis die Stadt der Gewalt erlag und ihre Thore sich dem Sieger öffneten. Niemand fern der Gefahr oder Feinde ahnend, spottete nun Sieciech selbst der empfundenen Gewissensangst, nicht umsonst, rühmte er sich gegen seine Waffenbrüder, habe er Buße und Beichte ausgesprochen, da er dieser Zügelung sein Leben verdankt, während augenblicklicher Geforsam ihm das Leben gelost haben würde. Beifällig lauteten die Jünglinge seines Gelächters der freien Rede, während die erfahrenen Männer ihm schon den Rücken lehrten. Sieciech legte sich schlafen, da fand ein ehrenträger Geist vor ihm, in dem er, noch nicht gänzlich entfremdet den Erinnerungen der Kindheit, alsbald den heiligen Adt Agibius erkannte: „Du Sieciech daßst gepahlt, du seist durch deine Zügelung zu Beichte, Gebet und Buße dem Tod entgangen, ich aber verkündigte die nahen, sehr nahen Untergang.“ Das Gesicht war verschwunden, Sieciech erschreckt, nicht gebessert. Er folgte dem Herzoge Boleslaus zur Jagd in den Forst Ulosin, von Alters her durch die Menge der Auerwälder berühmt. Manches edle Wild wurde erlegt, endlich ein Stier aufgetrieben von ungeheurer Größe und Wildheit, dergleichen man vorzugsweise Dvinitz zu nennen pflegt. Das Thier, durch Jäger und Hunde ohne Zahl erschreckt, wollte fliehen, und hatte sich schon dem Kreis entzückt, da stieß zufällig der Mundschädel Sieciech ihm auf. Im Angesichte des Herrn und des Hofes zu fliehen, oder auszuweichen, konnte dem Jünglinge nicht einfallen, er steigt vom Pferde, des Willens, den Stier mit dem Jagdspieß zu empfangen. So fest er aber auch stand, dem Kampfe war er nicht gewachsen: das Unthier, durch das Eisen nur gereizt, nicht verletzt, wirft ihn zu Boden und wälzet gegen seinen Feind, wie der Stier gegen den Gefallenen zu wüthen pflegt, tritt ihn mit Füßen, saßt ihn auf die Hörner, schleudert ihn zu wiederholten Malen in die Lüfte, und läßt ihn endlich mit gebrochenen Gliedern, mehr todt als lebendig, in einem Dornbusche liegen. Einige Jäger kommen dazu, Sieciech wird mühsam erhaben und nach dem nächsten Hause gebracht, um dort zu sterben, denn es schien unmöglich, daß er den Tag überlebe; den Blutverlust wußte Niemand zu stillen, und suchtbare Bahnsinn, die Folge der bestigen Erschütterung, verkehrte die letzten Kräfte. Siechtlich lag Sieciech im Todeskampfe, da erschien ihm der heilige Agibius, genau wie er ihn früher gesehen, und sprach: „Wenn du mich nicht als deinen Fürbitter anrufst, so bist du dem Tode verfallen.“ Der Sterbende in dem heiligen Gottes gleichsam einen Bekannten erblickend, schloß sich urchilich mit freudiger Hoffnung erfüllt, und lächelte kaum vernembar: „Dermüßig bitte ich dich, den Auerwäldten des Herrn, du wollest mir vor allem meine Genesung erwerben, dann aber bei dem Gotte der Barmherzigkeit mein Fürsprecher sein, damit ich die Gnade erlange, mein Leben, meine Sitten und Werke zu bessern; ich meiner Seits, um die begangene Sünde zu büßen, will sobald, wie möglich, zu Fuß dein Grab und dein Kloster besuchen.“ Und abermals sprach der heilige: „Du daßst mich gebeten, und ich bin bei dem

Allerhöchsten, der keinen verderben, sondern Alle erretten will, dein Fürsprecher geworden, ich schenke dir von seinetwegen die volle Gesundheit wieder. Hüte dich aber zu sündigen und der alten Last eine neue hinzuzufügen, deine Strafe müßte dann viel härter werden.“ Es zerfloß die Erscheinung, der Mundschädel aber schloß sich in allen seinen verletzten, gebrochenen und verlorenen Gliedmaßen auf der Stelle geheilt und ergäht, zum größten Erstaunen der Anwesenden, die sich nicht zu erklären wußten, wie ein Sterbender so schnell, ohne die mindeste Anwendung menschlicher Hülfsmittel, genesen könne. Zur Stunde trat es auch die versprochene Wallfahrt an. Einsam und zu Fuß wanderie er nach der Provence, nach dem Kloster St. Gilles, wo des heiligen Agibius Leib ruht; er brachte Geschenke dar, verkündigte die Wunder, die des Heiligen an ihm gethan, und lebte nach der Heimath zurück, um seine Sünden im Staub, in gereinigtem und gedemüthigtem Herzen zu beweinen.

Im J. 1241 erscheint als des gesammten Stammes Oberhaupt Jegotha, und er und sein Stamm waren für den Herzog Konrad von Masowien, als dieser den Versuch machte, mit gewaffneter Hand die Provinzen Krakau und Sendomir einzunehmen. Ein anderer Jegotha, aus demselben Stamm entstammen, und sein Vetter Otto unternahm es auf des Herzogs Boleslaus des Schamhaften Betrieb, den pflichtvergesenen Bischof Paul von Krakau aus seiner Residenz zu Kunow zu entführen, und ihn zu sicherer Haft nach Sieradz zu liefern. Als aber der Herzog sich mit dem Bischofe verständte, mußte er versprechen, die beiden, den Otto, wie den Jegotha, von seinem Hofe zu entfernen; nicht zufrieden damit, ließ er sie in Fesseln schlagen, und einen ganzen Monat lang, so lange hatte der Bischof aushalten müssen (1271), einkerkern. Demnach auf ihrer Brüder und Freunde Anhalten entlassen, schien es ihnen thöricht, ferner einem Fürsten angehören zu wollen, der empfangene Dienste so schändlich belohnte, darum veräußerten sie ihr Eigenthum in dem Krakauischen und Sendomirischen, und zogen zu Herzog Wladislaus von Oppeln, in dessen Gebiete sie auch Landbesitz erwarben. Ein dritter Jegotha, Woywode von Krakau, führte in der Schlacht bei Rowne (1283), denjenigen Flügel des polnischen Heeres, der zuerst die bödenischen Feinde, die Kitzauer, zum Weichen brachte. Von einem der Söhne dieses Jegotha stammt das große Geschlecht der Herren von Pilcza (man vergl. d. Art.); ein anderer, Rasogius, Woywode von Sendomir, Graf von Przeglina, in dem Krakauischen, wurde um das Jahr 1319 der Erbauer der berühmten Burg Tenczyn, westlich von Krakau, von der sein älterer Sohn, Andreas, den Namen annahm, und demnach der Ahnherr des Grafen von Tenczyn geworden ist (vergl. d. Art.). Des Woywoden Rasogius jüngerer Sohn, Johann oder Jasko, gewöhnlich von Balice genannt, nach einem Gule dieses Namens, das er in der Nähe von Krakau besaß, wurde der Vater von Nikolaus, dem Castellan von Wilcza, der zuerst das Schloß Działyn, in dem Sendomirischen, 34 Stunde von Opawo,

erbaut, darum mehrertheils Nicolaus de Ossolin heißt, und in des Königs Ludwig von Polen und Ungern Zuge gegen die Lithauer (1377) einen abgesonderten Herrschaften befehligte. Dieses Sohn, Johannes, der abwechselnd von Zencyn, von Balice, von Ossolin, benannt wird, und zugleich als Castellan von Radom erscheint, wurde der Vater von Andreas de Ossolin, Castellan von Radom und Erbkönig von Klimontow (in dem Sendomirschen, vier Stunden von Epawto), und der Großvater von Johann Ossolinsky, dem Castellan von Wislica, der kurz vor dem J. 1459 erschlagen wurde, als er sich bemühte, das Eigenthum seines Sohnes Johannes, des Canonikus zu Sendomir, gegen den unruhigen Lucas Slupczyj zu vertheidigen. Johannes Hrenski Bzigniew, Wojwode von Sendomir, besuchte in der Jugend den Hof König Karls IX. von Frankreich, und verdankte vorzüglich diesem Umstande die Oberst-Kammerherrnwürde bei Heinrich von Anjou, der nach der Stände Willen den Thron der Jagellonen einnehmen sollte. Mehr als einer seiner Kundsleute gewann Bzigniew, der seit Kurzem die große Grafschaft Zencyn an sich gebracht hatte, des Monarchen Vertrauen, und er war daher der erste, der Heinrichs Absicht zu entfliehen argwohnte. Als die Flucht wirklich angetreten wurde, folgte er mit einer starken Reiterkhorde dem Könige nach, er konnte ihn aber erst bei Pilsken, auf österreichischem Boden, erreichen. Während selbste Ossolinsky dem Flüchtlinge das Unglück von, welches aus seinem Schritte für Polen entstehen könne; scheinlich bat er um des Monarchen Rückkehr. Allein seine Vorstellungen waren vergeblich, Heinrich versprach zurückzukehren, sobald es die Lage von Frankreich erlauben werde, empfahl dem Oberst-Kammerherrn die in Polen zurückgebliebenen Franzosen, schenkte ihm zum Andenken einen Diamant von Werth, und jagte mit verhängtem Bügel davon. Später fand Bzigniew an König Siegiemund III. einen Herrn, der seine Aeneas besser zu schätzen wußte. Er starb im J. 1623, in dem Alter von 67 Jahren, mit Hinterlassung der drei Söhne Christoph, Maximilian und Georg. Christoph, Wojwode von Sendomir, war ein Vater von mehreren Söhnen, von denen Balduin in dem bei Borow, den 15. August 1649, den Talarern und Kosaken gelieferten Treffen den Tod fand. Von Christophs Enkeln kommt Adam Wierceblaus, Graf von Zencyn-Ossolinsky, 1699 als Landeshauptmann des Fürstenthums Teschen, und Christoph Balduin 1717 als I. I. Kammerherr vor. Maximilian, des Ober-Kammerherrn Bzigniew anderer Sohn, war Hofschatzmeister und Statthalter von Marienburg, auch Großvater des Grafen Franz Maximilian von Zencyn-Ossolinsky, der als Hofschatzmeister, Castellan von Głownitz und Oberster bei der Kronarmee sich durch unerschütterliche Treue für den zum andern Male zum König in Polen gewählten Stanislaus aufzeichnete, auch an dessen Seite in Danzig und Königsberg bis zum Ende aushielt. Gezwungen, jeder Hoffnung eines Glückswechsels zu entsagen, verzichtete Ossolinsky durch Schreiben vom Junius 1736 auf die Hofschatzmeisterstelle, um seinem Könige nach Po-

thringen zu folgen, und schon im Mai 1737 trat er als Oberst-Hofschatzmeister und Gouverneur des Schlosses zu Lunewille an die Spitze des in Lunewille gebildeten neuen Hofstaates. Um die nämliche Zeit erkaufte er auch von dem Banquier Paris-Duvertet die große, unweit Warle-buc gelegene und damals etwa 40,000 Köpfe jährlich eintragende Herrschaft Eigny, in Betracht deren er in Frankreich zum Herzog ernannt wurde, gleichwie er in der Promotion vom 1. Januar 1737 den heiligen Erzhorden erhalten hatte. Vom Kaiser Karl VII. wurde er in des heil. röm. Reiches Fürstenstand erhoben. Er starb zu Mailrange bei Nancy den 1. Julius 1756, nachdem er in seiner Ehe mit Katharina Jablonowska, der Nichte des Königs Stanislaus, vermählt zu Warschau den 21. März 1732, gestorben den 5. Januar 1756, zwei Söhne und eine Tochter gezeugt. Das erlauchte Ehepaar ruht zu Notre-Dame-de-Bonsecours, zu Nancy in der königlichen Gruft, im Tode wie im Leben von dem geliebten König ungetrennt. Eigny hatte König Stanislaus längst eingelöst, die Güter in Polen, obgleich anfänglich sequelirt, blieben den Kindern, aus denen des Graf Joseph im J. 1752 als Kronhofschatzmeister vorkommt. Von dessen fernern Schicksalen wissen wir aber nichts zu berichten, so wenig als von der neuern, merkwürdigen Geschichte des Hauses, und seinen mannichfachen, großartigen Eistungen. Dagegen haben wir noch von Georg Ossolinsky zu sprechen, dem dritten Sohne jenes Bzigniew, der bei König Heinrich die Ober-Kammerherrnstelle bekleidete. Georg, geboren im J. 1595, erhielt seine Bildung auf der Universität zu Gießen, die, von den Jesuiten geleitet, sich der ganz besondern Aufmerksamkeit des Landesherren, des Kurfürstens Ferdinand erfreute; vor allen Studenten wurde aber der geistreiche und mißbegierige Pole von dem Eberberg ausgezeichnet. Nach zurückgelegtem Universitätsjahre bereiste Georg die Niederlande, England, Frankreich und Italien, um sich Johann dem Prinzen Wladislaw, dem ältesten Sohne König Siegiemunds III. anzuschließen. Er machte die Feldzüge gegen die Moskowiter bis zu dem Waffenstillstande von Deulina mit, und ging 1621, als des Königs Siegiemund Absandter nach England. Die lotrinische Rebe, in welcher er bei der ersten Kubien den König begrüßte, fand rauschenden Beifall, und wurde in die englische, französische, spanische Sprache überfetzt. Der Zweck der Sendung war, für den blutigen Zwist mit Schweden König Jakob Vermittelung anzufragen, und zugleich die Erlaubnis zur Anwerbung von 5000 Engländern zu erhalten, die gegen die Türken gebraucht, und auf Kosten Jakobs nach Danzig geliefert werden sollten. Gegen diese Vergünstigung wollte Polen sich bei dem Kaiser für die Rückgabe der Rheinpfalz verwenden. Als einer der Commissarien für die Konferenzen von Altmark hatte Ossolinsky wesentlichen Antheil an dem Abschlusse des Waffenstillstandes vom 8. Oct. 1629, wodurch Polen eine sechsährige Ruhe erkaufte. Nach Siegiemunds Tode half er nach Kräften die Wahl des Prinzen Wladislaw befördern, darum er auch auserkoren wurde, sie dem päpstlichen

Hofe zu notificiren. Seit langen Zeiten hatte Rom keinen Einzug gesehen, der dem seignen (1633) an Ordnung und Pracht zu vergleichen; aber noch mehr als durch alle die Pracht, durch den Reichthum der umgewohnten, halb morgenländischen Tracht, durch die 300 aasbischen oder persischen Kasse, die hier zur Schau gestellt waren, fühlten die Römer sich angezogen durch die martialische Haltung der im Glanze so vieler Siege (über Rußen und Türken erschienen) erschienenen Sarmaten. Allein nicht bloß glänzen sollte der Kron-Großschahmeister, denn das war Ossolinsky seit längerer Zeit, auch Geschäfte hatte er mit dem heil. Vater abzumachen, vornehmlich betrafen sie die wegen der Ketten zwischen Adel und Klerus entstandenen Streitigkeiten, dann auch eine reichlichere Türkenhilfe. Auf der Rückreise besuchte Ossolinsky den großherzoglichen Hof in Florenz, bedingte sich die stolze Republik in den Lagunen; er schloß auch einen Vertrag, nach welchem die Venezianer die von Sandbänken verstopften Mündungen des Dnieper reinigen, und längs derselben einige Forts errichten sollten, damit ihre Schiffe frei einlaufen, und zur Vertheidigung der fruchtbaren Uferlinie gebraucht werden könnten. Der Krieg um Gambia nöthigte die Venezianer an andere Dinge zu denken. Zum Schuffe seiner Reise besuchte Ossolinsky auch noch den kaiserlichen Hof in Wien besuchten, und er fand an Ferdinand II. jenen hütrenden Sonnen wieder, der ihm schon in Grätz so nützlich gewesen war. Bei einer zweiten Gesandtschaft nach Wien von ihm schon im nächsten Jahre 1634 berichtet, wurde er von dem Kaiser in des heil. röm. Reichs Fürstenstand erhoben, gleichwie Papp Urban VIII. ihn 1633 zum Fürsten von Ossolin gemacht hatte. In Wien scheint er auch die Idee von seinem Kriegsgedanken von der unbesetzten Empfangnis gefaßt zu haben; in Polen entwarf er jedoch erst die Statuten, und sie wurden von König Wladislaw gutgeheßen. Auf dem Reichstage von 1635, wo der mit den Rußen am 15. Junius 1634 zu Wladislaw abgeschlossene Friede, und zugleich die Erwerbung von Kiow, Sewerim und Gerniglow sanctionirt wurde, besetzte Ossolinsky das Vorparlament, und er benutzte die Gelegenheit, um dem Reichstage den Entwurf zu einer Verbindung der Dniepr mit dem schwarzen Meere, mittels des Muchawic und der Pina, wovon diese in den Bug, jener in den Prypjec sich ergießt, vorzulegen. Der Entwurf wurde genehmigt, und in spätern Zeiten mit einem von der Republik bestrittenen Aufwande von 40,000 Dukaten ausgeführt; es darf dieser Kanal aber keineswegs mit dem Dnigwylschen, der ein Privatunternehmen, der die Syzara und Zaiskola benutzt, verwechselt werden. Der Wasserfluß nach Schweden tief in dessen zu Ende, und es wurde einige Anstalt zu Wiederabnahme der Feindseligkeiten getroffen, Ossolinsky namentlich als Kriegsgouverneur nach Preußen geschickt (1635). Sichtlich war eben jetzt, wo Schweden in dem prager Frieden den wichtigsten seiner Aärten in Teuschland, den Kurfürsten von Sachsen, verloren hatte, der Augenblick gekommen, die alte Unbild zu rächen, den rakstosen, unverzeßlichen Feind für immer noch dem

Nordpole zurückzuschicken. Es bedurfte hierzu lediglich eines kräftigen Zusammenwirkens mit Oesterreich. Aber Ossolinsky wußte das nicht zu fassen, ihm genügte der augenblickliche Vortheil, und die Schweden ließen gern ihre Eroberungen in Preußen fahren, um den Krieg gegen den Kaiser mit ungetheilten Kräften fortzusetzen. So kam am 12. Sept. 1635 zu Stummsdorf eine Verlängerung des Waffenstillstandes auf 26 Jahre zu Stande; Polen aber hat es graulich bösen müssen, daß seine zwei ausgezeichnetsten Großfürsten, Jasowsky und Ossolinsky, sich so schwer in ihrer auswärtigen Politik gegen Türken und Schweden irtren konnten. Den Dienst, der für Oesterreich so wichtig, für Polen so ersprießlich gewesen wäre, hatte König Wladislaw verweigert, zu einem andern, dem Niemand bedurfte, um die Wahl des Erzherzogs Ferdinand zum römischen Könige zu befördern. Von 80 Personen und 60 Pferden persönlich begleitet, hielt er am 28. Julius 1636 seinen feierlichen Einzug, und da der Zweck seiner Sendung sobald erreicht gewesen, benutzte er seine Muße, um den Obervertrag der Erzherzogin Isabella Renata mit seinem König ausf. Reine zu bringen. Nach seiner Rückkehr legte er das Kronschahmeisteramt nieder, um die Woywodschaft Krakau anzutreten; als Woywode wurde ihm die Ehre, im Sept. 1637 die königliche Braut nach Warschau zu geleiten. Auf dem Reichstage von 1638 hatte er große Ansehungen zu befehen; die Ritterschaft machte ihm den Vorwurf, er habe die Grundsätze der republikanischen Gleichheit verlegt, indem er vom Papst und Kaiser den Fürstentitel angenommen, und dem Könige die Stiftung eines Ritterordens angetragen. Die Vertheidigung blieb er nicht schuldig; aber doch erfolgte ein Reichstagschluß, der es allen Polen ohne Unterscheid unterfagte, von fremden Wärdten Titel anzunehmen, auch wurde der Ritterorden von der unbesetzten Empfangnis aufgehoben. In der unabwehrbaren Gunst seines Königs fand Georg für solche Widerrärdigkeiten indessen reichlichen Trost; im J. 1639 erlangte er das Amt eines Vicekanzlers, 1643 wurde er Krongroßkanzler, und nach Koniecpolsky's Tode mußte er, wenn auch nur für kurze Zeit, zugleich das Kronen-Großfeldherrenamt befehen. Im J. 1645 wohnte er, Namens des Königs, dem Colloquium charitativum in Thorn bei. Im J. 1647 wurde auf seinen Vertrie die erste Post für Polen angelegt. Im J. 1648 bot er seinen ganzen Einfluß auf, um die Wahl des Prinzen Johann Kasimir durchzuführen, sie war aber kaum vollbracht, als die Siege der empörenden Kosaken und der Tataren dem Reiche selbst den Untergang drohten. Durch geschickte Unterhandlungen wußte Georg die Tataren zu befehen, daß sie nach Hause gingen; dann wirkte er mit gleichem Erfolg auf die Anführer der Kosaken, und der ebenso notwendige als vortheilhafte Friede vom 17. August 1649 war ganz eigentlich sein Werk. Nochmals sollte er als außerordentlicher Gesandter nach Wien und Rom gehen, schon hatte er sich bei dem Könige beurlaubt, aber wenige

Stunden darauf vom Schlage getroffen, starb er zu Warschau den 9. August 1850. Am besten hat sein Leben beschrieben Adamus Mostowski, in dem 3. Bde. der polnischen Biographie (Warschau, 1805). Mostowski konnte des Großkanzlers Tagebuch benutzen, und wußte durch einen Anhang von 57 Urkunden seiner Arbeit noch größern Werth zu geben. In diesen Urkunden sind nämlich die dem Kanzler in seinen verschiedenen Gesandtschaften gegebenen Instruktionen, sowie seine Gesandtschaftsberichte, mitgetheilt. Die von Georg bei seinen Gesandtschaften gehaltenen Orationes oder Anreden, sechs an der Zahl, hat Georg Förster 1640 (oder 1647) zu Danzig in Quart drucken lassen. Man hat auch eine zu Krakau, in Quart gedruckte lateinische Beschreibung von Georgs großer Gesandtschaftsreise vom J. 1633. Aus seiner Ehe mit Johanna, des Krongroßschatzmeisters, Nikolaus Danielowicz Tochter, hinterließ Georg einen Sohn, Franz, der als Starost zu Bromberg vorlammte.

(v. Stranberg.)

OSSOLINSKY, Joseph Maximilian von Tencyn, Graf von, Commandeur des königlichen ungarischen St. Stephanordens, f. l. wirklicher geheimer Rath, Præfekt der f. l. Hofbibliothek, Oberst-Landobristmeister in dem königreiche Galizien und Lodomerien, Mitglied mehrerer gelehrten Gesellschaften u., war aus einem alten, in Polen historischen eben Geschlecht, aus dem väterlichen Gute Wola Wieleska in der vormaligen Boywodschost (Palatinat) Sendomir, oder dem heutigen galizischen Iarnomer Kreise geboren. Die Pfarrbücher geben den 8. Juni 1754 als den Tag der feierlichen Taufe an; da aber diese nach der damaligen Sitte, und wie er selbst öfters seinen Freunden verrieth, mehrere Jahre der Geburt nachfolgte, so mochte Ossolinsky, als er am 17. März 1826 starb, ein Alter von beinahe 80 Jahren erreicht haben. Seine Ältern, Michael Graf von Tencyn: Ossolinsky, und Anna, geborne Szaniawska, wollten dessen Erziehung keinen andern als geistlichen Händen anvertrauen, sendeten ihn aus diesem Grund in das obdiele Collegium der Jesuiten zu Warschau, und empfahlen den geliebten Sohn der besondern Obhut des berühmten polnischen Geschichtsforschers Adam Stanislaus Naruszewicz, welcher eine Herde der Gesellschaft Jesu war. Die erste Jugend des durch Kenntnisse und alle Vorzüge des Geistes und Hresens ausgezeichneten Polen fiel in die verhängnißvolle Zeit der Unruhen seines Vaterlandes, welches trotz der Confederation von Bar und trotz der Constitution vom 3. Mai 1791 durch deslagenerwichte Anarchie im Innern und den unheilbringenden Einfluß der Politik von Außen seinem Untergang entgegenreiste. Ohne in öffentliche Verhältnisse zu treten lebte er im väterlichen Hause den Wissenschaften, und nahm nur wie ein weißer Dulten an dem Schicksale der unglücklichen Heimath Theil. Eine mit der Gräfin Aderefa Jablonowska geschlossene, und später getrennte Ehe blieb kinderlos, und Graf Ossolinsky nach so manchen für sein ganzes Leben wichtigen Erfahrungen unvermählt.

Nach dem Tode des Kaisers Joseph II. kam Graf Ossolinsky mit der ständischen galizischen Deputation

nach Wien, und seine rege warme Thätigkeit für die Angelegenheiten des Landes, besonders für die Erziehung adeliger Jünglinge aus Galizien in den österreichischen Instituten jeder Art, ward mit Erfolge gekrönt. Nach dieser Sendung und seit dem J. 1793 hatte er die Hauptstadt der österreichischen Monarchie zu seinem bleibenden Aufenthalts bis an seinen Tod gewählt. Wo konnte er auch mehr zum Nutzen seiner galizischen Mitbürger, der hier studirenden Jugend, und für die Befriedigung seiner wissenschaftlichen Neigungen wirken? Sein Haus stand nun allen gebildeten Männern der Hauptstadt, einheimischen und fremden Gelehrten gaffrenndlich offen. Schon im J. 1794 nahm Graf Ossolinsky, nachdem er eine Büchersammlung besonders für slavische Literatur, anzulegen begonnen hatte, den nummernigen Director des warschauer Lyceums, Samuel Gottlieb Linde, aus Thorn, als Bibliothekar zu sich, der mit staunenswerdigen Fleiß, und mit Benutzung von mehr als 800 polnischen Schriftstellern das vergleichende Wörterbuch der polnisch-slavischen Mundart, gleich dem gelehrten Werke des Engländers Johnson und des Deutschen Adelung verfaßte, eine Arbeit, welche schon durch den außerordentlichen Schatz von Gelehrsamkeit als das Werk eines einzelnen Mannes um so mehr in Erscheinung setzte, als sie der angestrengtesten Thätigkeit einer ganzen Akademie Ehre machen würde. Linde widmete dieses Werk dem Grafen Ossolinsky, und seinem zweiten erlauchten Räten, dem verstorbenen f. l. Feldmarschall Adam Fürsten Gortchowsky. Dankbar erkannte er die große Unterstützung des Grafen bei diesem Unternehmen, theils durch eigene literarische Mitwirkung, theils durch großmüthige Aufopferung. Andere hoffnungsvolle Studierende, Joseph Siegel und Dr. Karl Joseph von Büttner, fanden nach Linde eine Stelle in der Ossolinskyschen Bibliothek; beide hat der Tod der österreichischen Literatur entziffen, und zwar den letztern als Professor der europäischen Staatskunde an der lemdorger Universität, und als Mitglied der kaiserlichen gelehrten Gesellschaft, welcher seine literarischen mit Beifall aufgenommenen Arbeiten ebenfalls diesem Männer auszeichnete. So viele das Verdienste blieben nicht unbeachtet. Sie wurden nicht nur der gelehrten Welt, sondern auch von dem Staat in reichlichem Maße gewürdigt. Sein Landesherr, Kaiser Franz I., theilte dem Grafen die Würde eines geheimen Rathes (5. Jan. 1808) und ernannte ihn zum Præsidenten der f. l. Hofbibliothek (17. Febr. 1809), eine ebenso ehrenvolle als den Neigungen des nur für die Wissenschaften lebenden Mannes höchst willkommene Bestimmung. Im J. 1817 erhielt er das Commandeurkreuz

1) Słownik Języka Polskiego. Wörterbuch der polnischen Sprache. 6 Bde. 4. (Warschau 1807–1814) in der Druckerei der Piaristen; das vollständige Sprachvermögen, das irgend ein slavischer Volksgewiß bisher aufweisen kann. 2) Diktator, über die räthselhafte Kraft der Geistes. (Wien 1817.) Ausführliche Entwicklung der Lehre von der geistlichen Erbschaft. (Wien 1809.) 3. Rat. für Gelehrten und Rechtspflege in den österreichischen Staaten. 6. Bd. 2. 431.

des St. Stephanordens, und die kaiserliche Würde eines Oberst-Landmarschalls, sowie (am 5. Oct. 1825) jene eines Oberst-Landhofmeisters in dem Königreiche Galizien und Lodomerien. Schon früher war ihm auch vom J. 1805—1823 die Curatel des galizischen Landwirtschafts-Instituts in Wien übertragen.

Nicht minder bezeugten ihm auch die gelehrten Gesellschaften und wissenschaftlichen Vereine des In- und Auslandes durch Ehren diplome ihre Achtung. Die leinberger Universität ernannte ihn honoris causa zum Doctor der Philosophie; die Landwirtschafts-Gesellschaft in Wien (28. Dec. 1828), die mährisch-schlesische Gesellschaft zur Beförderung des Ackerbaues, der Natur- und Länderkunde (6. Sept. 1824), die Gesellschaft der Wissenschaften in Prag und das vaterländische Museum in Böhmen (23. März 1825), die Akademie der bildenden Künste zu Wien, dann die auswärtigen gelehrten Gesellschaften in Göttingen (25. Aug. 1808), in Warschau (28. April 1811), Krasau und Wilna, sowie die Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde (1820) nahmen ihn als Mitglied auf.

Diese allseitige Anerkennung einer unermüdblichen literarischen Thätigkeit liefert den Beweis, daß Graf Ossolinsky die Fortdauer seines Andenkens seiner eigenen Persönlichkeit, und nicht den glücklichen Verdiensten seiner Lage in der Gesellschaft verbannt wollte; — Verdienste, die nur ausgesetzt zum Uebermaß im Genuß und einem zerstreuten Leben verlor. Das ruhmwürdigste und schönste Denkmal hat er sich noch bei seinen Lebzeiten gesetzt, welches von hochherziger Gesinnung eingeht, und mit Beharrlichkeit ausgeführt, für sich allein dem polnischen Völkern ein bleibendes Andenken sichern würde; so gewiß eine edelmüthige Erhebung über alltägliche Gemeinheit und kleinliche materielle Interessen den Beifall der Gegenwart und Zukunft erwarten darf. Graf Ossolinsky hatte die Wahrheit erkannt, und oft eindringend ausgesprochen, daß die Wohlfahrt der Menschen nur auf dem Wege der Civilisation zu erreichen sei, und daß alle Anstalten und Versuche, sollen sie nicht schädlichen oder gar mit Unheil enden, auf diese einzige Grundrider zurückgeführt werden müssen. Er wollte daher, von diesem Gedanken lebhaft ergriffen, seinen starren Mitbürgern ein dauerndes Vorbild und zugleich ein mächtiges Hilfsmittel zur Errichtung dieses Zweckes zurücklassen. Schon im J. 1804 faßte er den Entschluß, in Verbindung mit dem Grafen Stanislaus Jamsocky, Befehl der Ordnung (Majorat) Jamsocky, eine öffentliche Bildungsanstalt in Jamsocky zu begründen. Die Kriegereignisse des Jahres 1809, und die darauf folgende Territorial-Veränderung mit Jamsocky mußten eine andere Wahl herbeiführen; sie fiel auf Lemberg, als die Hauptstadt des Königreichs Galizien. Seine mit vielfältiger Sorgfalt und Aufopferung gesammelte Bibliothek sollte, nebst den Sammlungen an Kupferstichen, Karten, Medaillen u. nach seinem Tode dem öffentlichen Gebrauche für alle Zeiten geweiht, und zur ersten Grundlage eines Nationalinstituts für Galizien gemacht werden, zu dessen Erweiterung und Aneignahme Graf

Ossolinsky, mit völliger Verzichtung auf anschließende Eitelkeit, alle Mühsäße aufopferte. In seinem Sammlereifer soll er, nach der Ansage seiner eigenen Landleute, soweit gegangen sein, daß er häufig selbst oder wenigstens ihm noch fehlende Bücher aus andern Bibliotheken mitgenommen, und als er nach Bekanntwerdung solcher Vorfälle von den Bibliothekaren broschirt wurde, dieselben zum Fenster hinausgeworfen haben, wo sie dann ein Diner in Empfang nahen. Wäre auch diese Verschuldigung begründet, so stände sie nicht einzig in ihrer Art da; die Geschichte der menschlichen Gesehung kennt selbst bei sonst ganz edeln Menschen mehr Beispiele ähnlicher Verirrung. In dem Entwurfe der Stiftungsartikeln, und den nachgefolgten Ergänzungen hat der großmüthige Stifter zur Erhaltung und allmählichen Ausbildung der Anstalt eine für seine mäßigen Vermögensstände sehr beträchtliche jährliche Rente von sieben-tausend rhein. Gulden in Metallgeld auf seinen Besitzungen in Galizien versichert, einen bedeutenden Beitrag zum Ankaufe des schicklichen Locals und zur ersten Ausföhrung gewidmet, und das Institut als erfahrener Litterator mit zweckmäßigen Reglements versehen, von denen wir, mit Uebergehung vieler anderer, als das Wichtigste hervorheben, daß der Stifter eine zweifache getrennte Curatel und Leitung anordnete. Die literarische umfaßt die Erhaltung und Erweiterung der Bibliothek, die Wahl des Personals und alles zur Litteratur und Kunst Gehörige; sie ward von einem ersten hohen Wöner der klassischen Litteratur, dem Fürsten Heinrich Lubomirsky, für sich und seine Nachfolger in dem Majorat Przeworsk ohne allen eigenen Vortheil übernommen. Die ökonomische Curatel beschränkt sich auf die Verwaltung der Bibliotheksgüter und die Leistung der jährlichen Rente; sie ist von Stifter mehreren Familien, nach einer bestimmten Reihenfolge (zuerst seinem Reffen und Erben, Theodor Broniewsky) zugebach. Das Ganze der Anordnung stellte Ossolinsky in der Urkunde unter die Aufsicht der Behörden und seiner galizischen Mitstände; mehrere Vergünstigungen wurden bewilligt, und auf seine Bitte nahm Kaiser Franz I. mit Wohlgefallen das Protectorat des Instituts kühnlich an).

Das Beispiel fand bald eine rühmliche Nachahmung; schon früher (1807) hatte eine polnische Dame, Marcelle, Gräfin Worcell, dem Institut eine großmüthige Unterstützung zugesichert, und dazu später (23. Juni 1824) das Gut Rakowice in Galizien gewidmet; der edelwöthige Curator, Fürst Heinrich Lubomirsky, erklärte edelmüthig, seine eigenen wissenschaftlichen und Sammlungen mit demselben vereinigen zu wollen, anderer Beiträge nicht zu gedenken. Diese ausgezeichnete Anstalt, besonders reich an Werken über polnische Geschichte und Litteratur, ist jetzt schon über 30,000 Bände angewachsen,

*) Die von G. W. dem Kaiser am 4. Jun. 1817 vorgelegte Stiftungsurkunde ist vollständig in der leinberger Monatschrift Pamietnik (der Erinnerer), Nr. 5 und 6 des Jahrs 1818 abgedruckt. Eine weitere blühende Entwicklung vom 23. April 1825 genöthigte die spätern Anordnungen.

und hat an dem Bibliothekar Siotwinsky einen ebenso fleißigen als gelehrten Pfleger. Die öffentliche Theilnahme gab sich schon bei Lebzeiten des Stifter's kund, obgleich die Ausführung noch nicht begonnen hatte; die geistlichen Stände eiferten die Unternehmung in einer gepriesenen Medaille mit dem Bismarck des Grafen und der Aufschrift um einen Tempel: Musis patriis Bibl. Publ. Leopoli Fund. MDCCXXVII. Später erschien ein geschnittenes Bildniß mit der polnischen Druckschrift: „Für die Anlegung der öffentlichen Bibliothek in Lemberg — Die Wirbberger“ 1820.

Bis in die letzte Zeit seines Lebens blieb er selbst literarisch thätig. Von seinen zahlreichen gelehrten Arbeiten mögen die wichtigsten hier eine Stelle finden. Vollständigkeit dieser Angabe war bei dem Mangel an polnischen Hilfsquellen in Deutschland nicht zu erreichen. Nach kleinern Artikeln in der warschauer Zeitschrift: Zabawy (Unterhaltungen) 1776—1777, erschien ebenda eine dem Könige Stanislaus August gewidmete polnische Uebersetzung der Trostreden Seneca's ad Helvium, ad Marcianum und ad Polybium in Lussat. Im J. 1784, ebenda, seines Uebersetzers Georg Ossolinsky (unter Stanislaus IV. Kronkaiser, vom Kaiser Ferdinand II. in den Reichsfürstenstand erhoben), „Gesandtschaftsreden, aus dem Latein. vom Urenkel ins Polnische übersezt.“ Nach einer mehrjährigen Fortsetzung wurden 1815—1822 in Krakau vier Bände: Windonrozi historyczno-krytyczna do dziejow literatury Polakiey o piarszech polskich, takze postronnych, ktorzy w Polsce albo o Polsce pisali (Historisch-kritische Nachrichten zur Literaturgeschichte Polens, von den polnischen Schriftstellern, ingleichen von den Auswärtigen, die in Polen oder über Polen geschrieben haben) herausgegeben; gleichsam die erste Prolegomena einer Bearbeitung der höchst zahlreichen Collectaneen des Grafen im geschichtlichen Fache, die sowohl in seiner Heimath, als im Ausland eine dankbare Aufnahme fand (s. Revue encyclopédique Tom. 5. année 1820. p. 552. und Götting. geogr. Anzeig. 1822. S. 1377, 1636 und 1823. S. 737). Dies Werk ist eine der wichtigsten neuern Erscheinungen nicht bloß für die polnische Literatur, sondern im Felde der historischen Kritik überhaupt. Ist ihm die Beweisführung gelungen, so fällt ein guter Theil von Schöfers sonst höchst verdienstvollen Untersuchungen über slavische Geschichtsforschung zusammen. Schon allein die kritischen Arbeiten über Kadiubel haben ein neues Licht in den dunkeln Regionen der frühern slavischen Geschichte angestrahlet. Der erste Band jener historisch-kritischen Nachrichten enthält die Lebensbeschreibung des durch seine Annales ecclesiasticae bekannten Dominikaners Abraham Rykcius (Rykowsky), Melchior aus Moditsky, Lucas von Lemberg, Gewerin aus Lubomia (der Hebräer genannt), Fabian Birkowsky, Simeon Dolsky (durch sein Wapenbuch: Orbis polonus auch im Auslande bekannt), Johann Kanus Berdinsky, Stanislaus Maszkowsky, Hieronymus und Andreas Moskorzowsky, Martin Poronius, Erasmus Wieleks, Martin und Joachim Wieleks, Bernhard Naporsky, Stanislaus Gorsky, Octavian

Wolner (Baumeister zu Krakau). Den zweiten Band eröffnet: Bernardin Ochynus, Laur. Goslicy, Paul Pasieczny, Petrus Kojasyn Maurus, Anton Schneebberger, Christ. v. Dorobojas; dann folgen die Abhandlungen über den Gebrauch des römischen Rechts in Polen, und über Vincenz Kadiubel. Der dritte Band beschäftigt sich ausschließlich mit dem Leben und den Schriften des berühmten Stanislaus Dzedzowsky. Ein fünfter Band, enthaltend die Biographien: Michael Friedwalds, Gregor Pauly's, Peter Goniab's, Wap. Erylowsky's, Andreas del' Kopa's, Stanislaus Lutominsky's, Martin Krowick's, Hieronymus Ossolinsky's, Thomas Perowick's, Franz Stancar's, Adalbert Sentowsky's, Alexander Lorenzowick's, Joseph Bachalsky's, Andreas Dietarsky's, Theoph. Kulba's, Kaspar Wilkowsky's, Clemens Janick's und Koribut Koszowsky's, lag bei seinem Tode beinahe vollendet und druckfertig da. Andere Geschichtsmaterialien und Biographien fanden sich gleichfalls unter seinem Nachlasse, lauter Früchte eines anhaltenden Quellenstudiums, welches Ossolinsky als Prodomus jedes literarischen Versuches zu betrachten gewohnt war. Nicht nur biographische Notizen und kritische Beurtheilung der Werke, sondern auch Andeutungen über die Ursachen vieler wichtigen Begebenheiten, des Ganges der Cultur und der Wissenschaften in Polen, verbunden mit einer genauen Bekanntschaft des ganzen europäischen Mittelalters, bilden den Hauptinhalt derselben. Für die warschauer Gesellschaft der Freunde der Wissenschaften hatte er die älteste Periode der Geschichte Polens, die Origines polonicae, die bekanntlich Naruszewicz wegen ihrer Dunkelheit unberührt gelassen, und deshalb keine Geschichte der polnischen Nation mit dem zweiten Band (ohne den ersten) begonnen hatte, zu bearbeiten übernommen.

Alle diese Materialien sind bestimmt, in einer von dem Institut statutenmäßig herauszugebenden Zeitschrift benutzt zu werden; denn der Verfasser selbst ward durch den gänzlichen Verlust des Augenlichtes seit dem Jahre 1822 gehindert, seine historischen Forschungen in den periruten Quellen fortzusetzen und zu berichtigen. Allein weiter diese fühlbarste aller Entbehrungen, noch andere Gebrechlichkeiten des Greisenalters vermochten ihn, den Studien ganz zu entsagen, und mit heitlicher Resignation wiederholte er oft den Ausspruch des weisen Römers: haec studia aenietum oblectant, secundum res ornant, adversa persequuntur, ac solatium praebent etc. Er wählte als blinder Greis lateinische Classiker zu Untersuchungen und zu Dictaten ins Polnische, worunter Livius bis zum 30., Plinius Briefe bis zum 4. Buch und Juvenal bis zur sechsten Satyre vorgefunden worden.

Nach einer kurzen Krankheit, und nachdem Graf Ossolinsky die Erbkönige der Religion empfangen hatte, verschied er sanft am 17. März 1826 in seinem Hause in einer Vorstadt Wiens, wo er so lange einer glücklichen Abgeschiedenheit von den politischen Stürmen der Zeit und des Umganges aller Stände genoß. Seiner Dienerschaft und seinen Unterthanen bewies er sich noch in seinen letzten Anordnungen wohlthätig. Seine Hülle

wurde zu Wien mit großer Feierlichkeit von seinen zahlreichen Kavalieren und Freunden zur letzten Ruhestätte begleitet, und von ihnen selbst mit Beiwuth ins Grab gesetzt.

Soviel uns bekannt geworden ist, hat das lementarische Blatt *Roznaimowacy* („Bariciden“) vom 18. April (Nr. 17.) und vom 26. Mai (Nr. 21.) 1826 einige Notizen über den Grafen Ossorio mitgetheilt, die hier und da einer Berichtigung bedürfen. Den ersten literarischen Denkstein hat ihm der um die slavische Literatur so hoch verdiente Kopitar, Custos der k. k. Hofbibliothek zu Wien, durch einen gutgeschriebenen Nekrolog im österreichischen Beobachter gesetzt. (Karl Falkenstein.)

Ossone, s. Ossuna.

OSSONNOBA, alter Name einer Stadt in Lusitanien bei Plinius IV, 33, 22. *Antonin.* Itiner. 426. *Pompon. Mel.* III, 1, 6, während sich bei Ptolemaeus *Ossosaba* und anderwärts *Ossosaba* findet; eine Inschrift hat Resp. Osson. Man hält es für das heutige Estor oder für Estombar. (Vergl. Ukert II, 387.) (H.)

OSSORIO. Des großen Hauses Stammvater, soll nach des großen Generalen Ludwig de Salazar y Castro Epitaph, der Graf Don Ossorio, der um das J. 1149 vorkommt, gewesen sein. Des Ossorio und der Donna Theresia Sohn, Goncalvo Ossorio, war des Königs Ferdinand II. von Leon Majordomo, besaß auch die väterliche Herrschaft Albaladeho. Sein Sohn Rodrigo Gonzalez Ossorio, *Riccoo hombre*, wurde in seiner Ehe mit Major Alvarez de Alvaras Tochter ein Vater von vier Söhnen. Einer, Goncalvo Rodriguez, war Bischof von Zamora, ein anderer, Alonzo Perez Ossorio, war des Ordens von S. Jago Dreizehner und Comthur zu Mora, ein dritter Rodrigo Alvarez Ossorio stiftete die Linie der Marques von Astora, von der alsdahl. Der älteste endlich, Rano Ruiz Ossorio, ist lebendig wegen seines Sohnes merkwürdig. Dieser Alvaro Ruiz Ossorio, Herr der weitläufigen Gebiete von Cabrera und Ribera, wurde von König Alfons XI. zu seinem Majordomo ernannt, und gewann bald unbegrenzten Einfluß auf seines Gebieters jugendliches Gemüth. Im J. 1328 wurde ihm die Grafschaft, zugleich mit der Grafschaft Trasmara, verliehen, unter folgenden von dem Geschichtschreiber Mariana aufbewahrten Feierlichkeiten: „Man that drei Brodschnitte in einen Becher mit Wein; der König und der Graf nöthigten einander, dreimal davon zu nehmen, nachmals nahm der König einen davon und der Graf einen andern, hierauf wurde dem Don Alvaro die Erlaubniß gegeben, für seine Leute in des Königs Lager eine eigene Küche zu haben, nicht weniger eine besondere Fahne, ein Wappen und Sinnbild zu führen; auch wurde für ihn ein Festgeschrei ausgemittelt. Zur Stunde wurde auch die Urkunde, worin diese Standeserhöhung ausgedrückt, der Versammlung vorgelesen, worauf der Ruf erscholl: Es lebe der Graf!“ Hiermit nicht zufrieden, wußte sich Alvaro auch noch den Besitz der Grafschaft Remos und Carria, in Galicien, zu verschaffen und hiermit dem Blicke die letzte Sunstbezugung abzulockern. Wie es

der Günstlinge gewöhnliches Schicksal, war er dem Volk und den Hülflingen gleich verhaßt, und als der König nach Valladolid schied, um seine Schwester, die Infantin Eleonore, von dort zu entfernen, wußte man das Gerücht zu verbreiten, es geschehe solches, um sie an den Grafen von Trasmara zu verheirathen. Es erneuerten sich die Auftritte, die früher in Coria stattgefunden, wo Garcilasso de la Vega, nächst dem Juten Joseph der einzige, mit dem der Graf von Trasmara sich in des Königs Sunst zu theilen hatte, während der Wisse ermordet worden. Es brach in Valladolid, um die Abreise der Infantin zu verhindern, ein heftiger Aufruhr aus, und Ferdinand Rodriguez de Balboa, der Prior des Johanniterordens, war sogleich bei der Hand, um die Aufrührer mit gewaffneter Macht zu unterdrücken. Der König, eben mit der Belagerung von Segalona beschäftigt, hob sie auf, um alle seine Kräfte gegen die Rebellen von Valladolid zu wenden. Sie gerietzen durch mehre heftige Angriffe in solche Noth, daß der Prior Balboa schon daran dachte, sich heimlich davon zu schleichen, weil er aber den Hof kannte, beschloß er zuvor noch zu versuchen, inwiefern der Haß der Großen gegen den Günstling ihm förderlich sein könnte. Ein vertrauter Bote wurde an Johann Martinez de Lerma abgeschickt, um ihm zu eröffnen, daß sich die Stadt ergeben würde, sobald der König den Don Alvaro weggelassen habe. Dieser, der Alles nach seinem Willen lenkte, ließ die einzige Ursache aller Unruhen in Galicien. Der Bote fand es nicht schwierig, den Martinez de Lerma und auch noch Anders zu gewinnen, daß sie dem Grafen eine Ungnade zu breiten, suchten und es wurde von ihnen bei dem König Anhang begehrt, mit dem Besatze, daß der Graf hierbei nicht zugegen sein dürfe. Den König bestärkte ein solcher Antrag, der Graf aber, dem nicht unbekannt, was man damit bezweckte, suchte noch in der nämlichen Nacht den Lerma auf, um ihn niederzustoßen. Der Bote drohte war auf seiner Hut, den andern Morgen nahm er die königliche Standarte zu sich, dann verließ er, von mehren andern Herren und ihren Vandalen begleitet, das Lager. Alsdahl entsetzt den Könige der Muth, und er bewilligte den Mißvergünstigten die Unterbrechung unter der vorgeschlagenen Beschränkung. Lerma, ihr Vorgesetzter, klagte, daß der Graf Don Alvaro die Person des Monarchen und das königliche gewaltthätiger Wisse bederrichte, und alle seine Kunst aufbiete, um den Adel überhaupt zu demüthigen und die Unruhen in den Provinzen zu unterhalten; aus diesem Grund allein hätten die Städte Zamora, Toro und Valladolid sich empört, und den Entschluß gefaßt, sich nicht eher zu unterwerfen, bis der König den Grafen von sich gewiesen haben würde. Wollte er darauf bestehen, diesen Tyrannen bei sich zu behalten, so würden noch viele andere Städte dem Beispiele der genannten folgen, er selbst, der Sprecher, aber mit allen seinen Begleitern nach Hause gehen. Diese könne Rede, welcher der gesammte Hof beipflichtete, vollendete den Einbruch, jermal der König nicht vergessen haben konnte, welches eiserne Joch der Graf und sein College, der Jude Joseph, ihm aufgelegt, „wie sie ihn zu Beien

gar mit Schlägen trachtet, und Don Alvar erhielt den Befehl, das Hofsager zu verlassen. Er begab sich nach dem Schlosse Belver, verließ dasselbe mit einer starken Besatzung, bereitete, in den übrigen Schlössern und Festungen, die er für den König inne hatte, starke Kriegsvorräthe, und suchte mit dem rebellischen Don Juan Manuel ein Bündniß zu errichten. In solcher Befestigung mochte er auf des Königs Gebot, seine Festungen zu übergeben, nicht viel achten; König Alfons gerieth in Ärgerlichkeit, und der ihn Don Juan Ramirez de Guzman bald erreichte. Dieser erbot sich, den Grafen zu tödten, und erhielt dafür nicht nur die königliche Genehmigung, sondern auch das Versprechen einer angemessenen Belohnung. Sie zu verdienen, suchte er zuerst in dem Schlosse Belver, vorgehend: es verfolgte ihn das Königsgewehr, der schon früher sein Freund gewesen, empfing ihn gütig und gab ihm während der Tage, die sie mit einander zubrachten, verschiedene Beweise von Berücksichtigung. Als endlich ein günstiger, ungewachter Augenblick kam, erschlug Ramiro ihn auf der Stelle, und der unglückliche Graf fiel von seiner Hand, die Besatzung aber unterwarf sich. Zur Belohnung wurde das Schloß Belver, dem Rüdiger zum Eigenthum verliehen, die Schätze aber, die der Graf Alvar zu Torrebumos aufgesammelt hatte, nahm der König an sich. Die Herrschaften Cabrera und Ribera blieben dem Sohne des Ermordeten, dem Ruiz Alvarez Osorio, dessen Sohn Alvaro Ruiz und der Maria del Balcarral Sohn, Ruiz Alvarez Osorio, war mit Alonzo Henriquez, des ersten Admiranten von Galicien, Tochter verheiratet, und Vater von Peter Alvarez Osorio, dem Herrn von Cabrera und Ribera, der als einer der mächtigsten Herren des Landes von dem Erbkönige von S. Jago, von Rodrigo de Luna, gewonnen wurde, ihm in seiner Fehde mit dem Grafen von Trastamara beizustehen (1459), gleichwie er schon früher (1457) von König Heinrich IV. zum Grafen von Lagos ernannt worden war. Diese Herrschaft nämlich, die schon einmal in seinem Hause gewesen war, hatte Peter mit seiner ersten Gemalin, Beatriz de Castro, ererbt. Peter und der Beatriz Sohn, Alvaro de Castro Osorio, starb vor dem Vater, als der Donna Eleonore Pimentel, einer Tochter des vierten Grafen von Benavente, Verlobung; die Gemalin blieb daher der ältesten Tochter aus Peters anderer Ehe mit Maria de Baza, der an Ludwig Pimentel, den ältesten Sohn des vierten Grafen von Benavente, verheirateten Beatriz Osorio zu gebären. Allein ihr Bruder, Don Alvaro, hatte einen natürlichen Sohn, den Rodrigo de Castro Osorio, hinterlassen; diesen ließ der Großvater durch den Papst legitimiren, um ihm nicht nur die Besitzungen des Hauses Castro, sondern auch die eigenen zuwenden zu können. Darüber geriet aber Rodrigo, jetzt zweiter Graf von Lemus, mit dem Hause Pimentel in schwere Fehde, es eroberte Ponserrada (1486), besetzte die Pimentel, obgleich ihnen eine Verstärkung von königlichen Truppen zugekommen, in offener Feldschlacht, und verübte so argen Mord, daß ihm zu fliehen, die katholischen Könige

selbst nach Galicien kommen mußten. Weiter wollte der Graf das gefährliche Spiel doch nicht treiben, er warf sich zu Palagos, de Valduerna: den Königen zu Füßen und erhielt Verzeihung, unter der Bedingung, daß er Galicien für eine Zeit lang weide. Ponserrada räumte, und Cabrera, Ribera und Villafraanca del Bierzo an Ludwig Pimentel abtrug; die Gesandtheit, in dieser Art des Hauses Osorio große Gewalt in den festen, von einem freithabenden Geschlechte bewohnten Gebirgen zu theilen, war den Königen ohne Zweifel erwünscht. Rodrigo, der zweite Graf von Lemus, vermählte sich mit Teresa Osorio, des Peter Alvares, zweiten Marquis von Astorga, Tochter, hatte von ihr aber nur eine Tochter, Beatriz, die sich in erster Ehe mit Dionys, des dritten Herzogs von Braganza jüngstem Sohne, vermählte, und hierdurch die Staaten von Lems in das Haus Portugal trug.

Rodrigo Alvarez Osorio; von den vier Söhnen des Rodrigo Gonzalez der dritte, und folglich ein Dheim von des Königs Alfons XI. Mayor domo, war mit Udoira, der Tochter des Bischofs Xuno von Astorga, verheiratet. Sein Sohn, Johann Alvarez Osorio, kommt als Marino Mayor von Leon und Alburiz vor, und wurde in seiner Ehe mit Maria Fernandez de Niebla dem Vater jenes Peter Alvarez Osorio, der bei Peter dem Grausamen in besonderm Gnaden stand, und von ihm zum Adelantado mayor des Königreichs Leon gemacht wurde. Sein Vorgesetzter in dem Kreise bei Aviana (1359); wo Peters Hebling, Pinofrutos, von dem Grafen Heinrich von Trastamara geschlagen und erlegt worden, machte ihn, jedoch dem König in hohem Grade verdächtig. Er suchte in Leon dem Sturme auszuweichen; allein dahin kam auch der König in Verfolgung des Pedro Ruiz de Guzman, Osorio sah sich genöthigt, dem Monarchen auszuweichen und fand endlich geneigtes Gehör, als er seine Entweichung dem der Gräfin zu entschuldigen suchte. In seiner abgeschickten Sicherung nahm er eine Einladung nach Huesnabla, zu Diego de Papilla, dem Großmeister von Calatrava, an, kaum hatte man sich aber zur Vollziehung, als einige Räuber (Kreuzfahrer) des Königs erschienen, um den Kopf des Grafen zu verlangen, und der Großmeister willfahrte ihnen auf der Stelle. (1360). Peter Alvarez soll, wie Alfons de Haro berichtet, den Titel eines Herzogs von Aguilar geführt haben; Gewiß ist, daß er neben andern Herrschaften auch Fuentes de Ropel besaß und mit Maria Rodriguez de Villalobos, Rodericks Tochter, Villalobos, Antillo und andere Erde ererbt hat. Von seinem jüngern Sohne, Rodrigo Alvarez Osorio, dem königlichen Montero Mayor, stammt das Haus de las Regueras in Astorga ab. Der ältere, Alvarez Perez Osorio, Herr des gleichnamigen Hauses und von Villalobos, verheiratet (1387) Benavente mit gleichem Rufe und Glanz gegen den König von Portugal und den Herzog von Lancaster, wiewol seine eigenen Feinde, Villalobos und Pando, von den Portugiesen ringenommen wurden, und starb im J. 1396 mit Hinterlassung der Ebnen Johann, Alvarez und Gaspar; Von diesem, als dem jüngern, stammen die Linien in Gerralvo und Abasca,

deren wir am Schlusse gedenken. Der ältere, Johann Alvarez, Mayor domo des Königs Heinrich III., starb im Jahre 1417, aus seiner Ehe mit Alonca die Gyzman einen Sohn und zwei Töchter hinterlassend. Der Sohn, Peter Alvarez Ossorio, Herr von Villalobos, wurde (1445) vom Könige Johann II. zum Grafen von Trassamara ernannt, führte (1452) wegen des Besizes einiger Plätze eine hartnäckige Fehde mit dem Grafen von Benavente, und suchte im J. 1458 den Grimm der Infanten des Erzstiftes S. Jago gegen ihren euchlosen Erzbischof Rodrigo de Luna, zu demüthigen, um diese reiche Pfründe seinem Sohne Ludwig zuwenden. Wirklich wurde ihm die Stadt S. Jago mit allen ideen festen Punkten nach Rodrigo's Vertreibung überliefert, und von dem Domcapitel Ludwig zum Coadjutor und Bewerfer des Erzbiethums ernannt; wirklich gelang es ihm, S. Jago gegen die von dem Erzbischofe zusammengebrachte Armeer zu behaupten (1459), allein nach des Erzbischofs Tode verließ der König das Erzbisthum dem Erzbischofe von Sevilla, und dieser war mächtig genug, seine Ernennung mit Waffengewalt durchzusetzen. Nach einigen unentschiedenen Gefechten mußte der Graf seines Sohnes Ansprüche aufgeben. Er starb den 11. Jun. 1461 an Gift, das ihm sein Haushofmeister gereicht. König Johann soll sich nämlichen, wie Alfons de Haro erzählt, seiner haben bedürfen wollen, um einige ihm gehässige Große aus dem Wege zu räumen. Zur verabredeten Stunde habe sich auch der Graf mit seiner Mannschaft am Hof eingefunden, um die ihm versprochenen Schlachtopfer in Empfang zu nehmen. Mittlerweile habe der König aber Reue gefühlt, und sie recht anschaulich zu machen, habe er seinen Gästen Alles erzählt, sowohl sein böses Vorhaben, als des Grafen von Trassamara Willfährigkeit, und sie Johann unverletzt entlassen. Die so wunderbar Erretteten hätten aber dem Grafen seine gute Meinung niemals vergeben und am Ende seinen Haushofmeister erkaufte, daß er ihre Rache äbe. Von Peters vier Söhnen ist der jüngste, Ludwig, bereits genannt worden. Er erhielt in spätern Jahren (1482) als Lechidialonsus von Alforga, das Bisthum Jaen und noch 1496 in Pesabani, wohin er die Infantin Johanna geführt hatte. Isabella de Losada hatte ihm vier Kinder geboren. Der jüngste Sohn, Alvaro, des S. Jago's Drdens Ritter, war der Beatrix de Castro Ossorio, der dritten Gräfin von Lemos anderer Gemahl, und hatte von ihr mehre Kinder, worunter Rodrigo de Castro, Bischof von Zamora, und nachmals Erzbischof von Sevilla, im J. 1583 den Cardinalhut erhielt, und im J. 1600 das päpstliche segnete. Franz, Ludwigs ältester Sohn, besaß Balconquillo, das seine Gemalin Katharina Ossorio an ihren Gemahl Ferdinand de Balbes brachte. Von Diego, des ersten Grafen von Trassamara drittem Sohne, kammt das Haus Villaci, von Peter, dem zweiten Sohne, das Haus Almaria ab, beide werden an ihrer Stelle besprochen werden. Der älteste Sohn, Alvaro Perez, zweiter Graf von Trassamara, Herr von Villalobos, wurde im J. 1465 vom Könige Heinrich IV. zum Marquis von Alforga ernannt und erhielt die bedeutende Stadt Alforga

und den gesamten Umfang ihrer Gerichtsbarkeit, des sich auch über mehre Marktflecken erstreckte, zum Geschenk. Im J. 1466 besiedelte er die Grafen von Benavente und Luna als Bundesgenossen des Infanten Don Alfons. Seine Reiter stießen im Laufe dieser Fehde auf eine Schar von 300 Mann, die der Graf von Benavente ausgesendet hatte, und verfolgten dieselben bis an die Kirche von Gordorillo, darin verarmelten sich die Benaventiner, denen sich auch die Einwohner, sammt ihren besten Habsgütern, angeschlossen hatten. Die gehoffte Freisätle fanden sie aber nicht, denn die Sieger legten Feuer an den Thüren an, und verbrannten die Kirche sammt Allem, was sich darin befand. Der Marquis von Alforga starb im J. 1471, aus seiner Ehe mit Eleonora Henriquez, einer Tochter des zweiten Anzante von Castilien, drei Kinder hinterlassend. Der jüngere Sohn, Friedrich, besaß die Herrschaft Villarín, die seine Tochter Isabella an ihren Gemahl, Diego von Garvajal, den Herrn von Zodar, brachte. Der ältere Sohn, Peter Alvarez, folgte dem Vater als zweiter Marquis von Alforga, als dritter Graf von Trassamara, und als Herr von Villalobos, nach starb im August 1505, aus seiner Ehe mit Beatrix von Quinones, des Grafen Diego Hernandez von Luna Tochter, vier Kinder hinterlassend. Der jüngere seiner Söhne, Diego, wurde mit Losada abgefunden, der ältere, Alvaro Perez, dritter Marquis von Alforga, erheiratete mit Isabella de Sarmiento die bedeutende Herrschaft S. Martha, östlich von Ferrol und Cap Ortegal in Galicien, und wurde der Vater von Peter Alvarez, dem vierten Marquis von Alforga, der am 1. Nov. 1566, mit Hinterlassung von vier Söhnen starb. Einer, Peter Alvarez war Comthur von Vitoras, in dem Orden von Calatrava, ein anderer (unehelicher Sohn) Diego, war Abt von Alcalá de Henares. Der älteste Alvaro Perez, fünfter Marquis von Alforga, starb in dem Alter von 30 Jahren, den 29. Sept. 1667; seine Gemahlin, Beatrix de Toledo, des dritten so berühmten Herzogs von Alba Tochter, hatte ihm nur einen einzigen Sohn geboren, den sechsten Marquis von Alforga, Anton Peter Alvarez, der mit Maria de Quinones, einer Tochter des fünften Grafen von Luna, in kinderloser Ehe lebte, und am 12. Februar 1589 starb. Sein Oheim und Nachfolger in dem Majorat, Alfons Perez, sechster Marquis von Alforga, war ebenfalls kinderlos, diesem succedirte daher am 25. Dec. 1592 seines Bruders, des Comthurs von Vitoras und der Constantia de Castro Ossorio Sohn, Peter Alvarez, achter Marquis von Alforga u., auch Comthur von Almadobor, in dem Orden von Calatrava. Dieser starb den 28. Jan. 1613, nachdem er in seiner Ehe mit Blanca Manrique de Aragon, des vierten Marquis von Aguilar Tochter, einen Sohn und zwei Töchter erzeugt. Der Sohn, Alvaro Perez Ossorio, neunter Marquis von Alforga, zehnter Graf von Trassamara, achter Graf von S. Martha und Villalobos, Comthur von Almadobor, und Herrera in dem Orden von Calatrava, geb. den 28. Febr. 1600, war deimal erheiratet, starb jedoch ohne Nachkommenschaft, den 21. Nov. 1659, dabei das Ma-

jorant an den Sohn seiner ältern Schwester Constantia, die mit Anton Sanchez de Avila, dem dritten Marquis von Belaba und S. Roman verheiratet gewesen, an Anton Sanctius Peter de Avila v. Ossorio fiel. Dieser heirathete Marquis von Alforga, Belaba und S. Roman, Graf von Trasmara und S. Martha, Comthur von Manzanarez, war nach einander Gouverneur von Dran, Vicereinig von Navarra und Valencia, Gesandter am päpstlichen Hofe, Vicereinig von Neapel, und endlich General-Capitain der spanischen Artillerie, Staatsrath und Obersthofmeister der Königin Marie Louise, Gemahlin Karls II. Von ihm erzählt die Gräfin von Zunoy Folgendes: „Der Marquis von Alforga war einer der liebenswürdigsten Männer seines Zeitalters gewesen, und blieb es noch trotz der Bürde von 68 Jahren, die auf ihm lastete. Sein Geist war höchst ergötzlich, er wußte von allen Dingen mit Anmut und Scharfsinn zu sprechen. Er war der jungen Königin Oberst-Hofmeister (f. d. Art. Orleans). Ein ausgezeichnet schönes Mädchen, das er sich zur Geliebten erwählte, reizte seiner Gemahlin Eifersucht; sie überließ in Begleitung mehrerer Zangehörigen das arme Kind, tötete das wehrlose Geschöpf und riß ihm das Herz aus dem Leibe, um solches als Ragout bereiten zu lassen. Das Ragout wurde dem Marquis aufgetragen, er speiste davon und fand es wohlgeschmeckt. Das glaube ich gern, versetzte die Kurie, die ihn darum befragt hatte, es ist ja Feindtödtens Herz, und damit sog sie das blutige Haupt unter der Schürze hervor und ließ es auf den Tisch fallen, an dem der Marquis mit vielen Freunden Platz genommen hatte. Man wird sich denken, wie dieser Anblick auf ihn wirkte. Sie entsank nach einem Kloster und verließ dasselbe nicht mehr, denn Wuth und Eifersucht hatten sie wahnsinnig gemacht. Des Marquis Schmerz grenzte an Verzweiflung. Er war unmäßig reich.“ Sein Ende erfolgte den 27. Febr. 1689, und da er ebenfalls ohne Kinder, so gelangte die Erbfolge in dem Marjorat an seine Schwester Anna de Avila, die mit Don Emanuel Ludwig de Guzman v. Juniga, viertem Marquis von Villamanrique und Anaconite, verheiratet war. Sie starb den 20. Jul. 1692 und hatte ihren ältern Sohn, Melchior, zum Nachfolger. Dieser, zwölfter Marquis von Alforga, war in erster Ehe mit Antonia de la Cerda, des achten Herzogs von Medinaceli Tochter, in anderer Ehe mit Mariana Fernandez de Gordova, einer Tochter des sechsten Marquis von Prilego, verheiratet, regierte die Provinz Galicien als Gouverneur und General-Capitain, war nachmals Staatsminister und starb den 15. April 1710. Einige Tage vorher hatte er eigenhändig an König Philipp V. geschrieben, und dieser Brief, der, wie er gewollt, unmittelbar nach seinem Tod übergeben wurde, soll zuerst dem Könige die geheimen Umtriebe des Herzogs von Medinaceli (Schwager des Briefstellers) enthüllt und ihn veranlaßt haben, denselben nach der Festung zu schicken. Melchior's einzige Tochter zweiter Ehe, Anna de Guzman Ossorio Avila v. Juniga, 13. Marquis von Alforga, Belaba, S. Roman, Villamanrique und Anaconite, Gräfin von Trasmara, S. Martha und Bile-

labos, wurde an Anton de Moscoso Ossorio, den neunten Grafen von Altamira verheiratet, und hat ihre sämtliche Majorate in dieser Linie des Hauses Ossorio vererbt.

Die Linie von Altamira wurde von Peter Alvarez Ossorio, dem zweiten Sohne von Peter Alvarez, dem ersten Grafen von Trasmara, begründet, nachdem derselbe in der brüderlichen Theilung mit Ruvia, Buren und Balde de Lengana (alle drei in dem nördlichen Galicien, an den Grenzen von Asturien, unweit Mondoñedo) abgetheilt worden. Er vermählte sich mit Urraca de Moscoso, Robert's de Moscoso und der Johanna de Castro, der Erbin von Altamira, Tochter, der nach ihres Vaters, des Lopo Sanchez de Moscoso Witwe, kinderlosem Abgange die wichtige Grafschaft Altamira anheimfiel. Peters jüngerer Sohn, Alvaro, war Dominikanermönch, des Infanten, nachmaligen Kaisers Ferdinand Lehrer und zuletzt Bischof von Alforga; der ältere, Robert de Moscoso Ossorio, dritter Graf von Altamira und Herr des Hauses Moscoso, fand in dem glorreichen Feldzuge nach Eugia im J. 1510 den Tod und zwar durch einen Pfeil, der unversehens seiner Armbrust entfiel, als er eben aus seines Vaters Händen das gespannte Gewehr ergreifen wollte. Siens Urenkel, Lopo, sechster Graf von Altamira, Herr von Moscoso, Comthur des S. Jaguorens, Stalmeister und Rayordomo der Königin Margaretha von Österreich, starb den 15. Sept. 1636, aus seiner Ehe mit Eleonora de Sanboval v. Koras fünf Söhne hinterlassend. Der jüngste, Anton, war Domherr zu Toledo, erheiratete, um sich mit Francisca Portotarrero, der Erbin des Marquizado Biliamuroa del Fresno, zu verheirathen, starb jedoch ohne eheliche Nachkommenchaft. Melchior war Archidiaconus von Alarcen, Robert's Prior von Soriano und Domherr zu S. Jago. Baltazar, Bischof zu Jaen, erlangte durch den Einfluß des Hauses Lerma das Erzbisthum Toledo, sowie im J. 1615 den Cardinalshut, und starb in dem Alter von 76 Jahren, im Sept. 1665. Kaspar endlich, der älteste von des Grafen Lopez fünf Söhnen, siebenster Graf von Altamira, erbieth im J. 1622 die Ehren eines Grande von Castilien, nachdem er durch seine Vermählung mit Antonia de Mendoza, des Franz Hurtado de Mendoza, des zweiten Marquis von Almayan Erbtöchter, seinem Hause eine große Erhebung zugesichert, und starb im J. 1672, daß er demnach Sohn und Enkel überleben mußte. Der Sohn, Lopez Hurtado de Mendoza Moscoso, in seiner Mutter Rechte vierter Marquis von Almayan und achter Graf von Montegudo (zwei sehr bedeutende Gebiete der Provinz Coria, zwischen Medinaceli und Coria) vermählte sich mit Johanna de Koras v. Gordova, fünfter Marquize von Poja, der Witwe von Franz von Gordova, die zum zweiten Mal im J. 1668 Witwe, sich in dritter Ehe mit Diego Messia Felipez de Guzman, erstem Marquis von Leganes verheiratete. Ihr Sohn zweiter Ehe, Kaspar de Moscoso v. Mendoza, fünfter Marquis von Almayan und neunter Graf von Montegudo, stirbt nur 33 Jahre alt im Zweikampfe mit Dominic de Guzman, dem Brudr des Herzogs von Medina de las Torres, den 23. Mai 1664,

aus seiner Ehe mit Agnes Miffia de Guzman einen Sohn und zwei Töchter hinterlassend. Der Sohn Ludwig de Moscoso Dfforio Menojo p Moras, geb. im J. 1656, folgte dem Uegetrater als achter Graf von Alcantara, war auch zugleich Marquex von Almayan und Poja, Graf von Monteaudo und Ledosa, Herr des Hauses Villalobos; er bekleidete den Posten eines Kieckönigs von Valencia, ging sodann als Gesandter nach Rom und starb daselbst den 23. Aug. 1698. Er war in erster Ehe mit Mariana de Benavides Ponce de Leon, des Marquex Ludwig de Fromista und Garacena Tochter, in anderer Ehe mit Angrista de Aragon, einer Tochter Ludwigs, des sechsten Herzogs von Segorbe und Cardona, verheirathet, und wurde von der letzten Frau um viele Jahre überlebt. Sie starb im Nov. 1736, nachdem sie seit 1716 der Königin Oberst-Hofmeisterin gewesen. Ihr ältester Sohn, Anton de Moscoso Dfforio, geb. im J. 1690, folgte dem Vater als neunter Graf von Alcantara u., erbt auch, nach dem im J. 1710 erfolgten Tode des dritten Marquex von Egeanes, dessen sämtliche Majorate: Egeanes, Morata, Mayrena, Xarcolae, das Herzogthum S. Lucar la mayor, vermachte sich mit Anna de Guzman Ossorio Avila p Juniga, der 13. Marquexin von Astorga, starb aber kinderlos als königlicher Obermundschant den 3. Jan. 1725. Sein Bruder Joseph wurde sein Nachfolger in den Majoraten, hat auch, wie es scheint, seine Wittve geheirathet, und Kinder mit ihr erzeugt, wenigstens finden wir, daß Donaventura Moscoso Dfforio Bermudez de Gorbosa, Marquex von Astorga, Graf von Alamia, Herzog von Esfja und Alricco, Fürst von Xacena*), Ritter des goldenen Vlieses und des Ordens Karls III., erster Stallmeister des Prinzen von Asturien, sehr pädig zu Madrid den 6. Januar 1776 in einem Alter von 42 Jahren verschied. Die Güter der Herzoge von Esfja hatte er ohne Zweifel von seiner Mutter erbt. (Vergl. den Art. Cordova.) Nach solchen Erbchaften ist es nicht zu verwundern, wenn der Graf von Alamia im J. 1806 überhaupt 1500 Güter besaß.

Diego, des ersten Grafen von Trasmamora dritter Sohn, stiftete die Linie in Villaci, also genannt von einer Herrschaft, die Diego von dem Vater, zugleich mit Geruantes, in Galicien, an der Grenze von Asturien und Leon, erbt hatte. Sein Urenkel, Alvaro Perez Dfforio, vierter Herr von Villaci, Geruantes, Villaco und andern Orten, führt den Beinamen El grand Labrador. Diefes Enkel, Anton, sechster Herr von Villaci, wurde zugleich fünfter Graf von Villanueva de Gagnebo, durch seine Vermählung mit Anna Maria de Fonseca und starb im J. 1650, mit Hinterlassung eines Sohnes, Alvaro Perez, Dfforio de Fonseca p Guzman. Diefes Sohn, Emanuel Joseph Dfforio de Guzman, sechster Graf von Villanueva de Gagnebo und achter Herr

von Villaci, war mit Maria Alefya de Cardenas, der ältesten und Erbtochter von Lorenz de Cardenas, Ufioa p Juniga, achtem Grafen von la Puebla del Maestre, von Villalobos und Alvea, auch Marquex de la Mota de Aunon und Baccres verheirathet.

Die Linie in Gerralvo stammt von Garfias Alvoez Dfforio, dem Oheim des ersten Grafen von Trasmamora, ab. Des Garfias Sohn, Johann Alvoez, hatte zwei Söhne. Der jüngere Ludwig de Dfforio p Acuña, war Abt zu Valladolid, prapriatlicher Administrator des Bisthums Segovia und endlich Bischof von Burgos, hinterließ aber auch Nachkommenschaft, die Linie von Alvea, welche mit einem andern Ludwig, dem fünften Herrn von Alvea und Villamiro, erloschen ist. Die Güter trug dieses Ludwigs Tochter, Louise, in das Haus Ayala, durch ihre Vermählung mit dem zweiten Grafen von Villalvo. Des Bischofs von Burgos älterer Bruder, Alvaro Perez Dfforio, erheirathete Gerralvo mit des Stephan Pacheco Tochter Maria, weshalb seine Nachkommen auch den Namen Pacheco angenommen haben. Unter denselben sind besonders seine Urenkel Roderich und Franz Pacheco zu merken. Franz wurde als Domherr zu Toledo von Papp Pius IV. den 26. Febr. 1561 zum Cardinalpriester, bald darauf zum Protector von Spanien, zuletzt zum Erzbischof von Burgos, als welche Kirche um seinerwillen zu einem Erzbisthum erhöht worden, ernannt, und starb zu Burgos den 23. Aug. 1579. Sein Bruder Roderich, sechster Herr und nachmals durch Karls V. Ernennung erster Marquex von Gerralvo, war auch Statthalter von Galicien und Gesandter am römischen Hofe. Ihm folgten in Gerralvo sein Sohn Johann und sein Enkel Roderich Pacheco, von denen letzterer, gleichwie der Großvater, Gouverneur und General-Capitain von Galicien und mit Franziska de la Cuerva, des sechsten Herzogs von Albuquerque Tochter, verheirathet war. Diefes Sohn, Johann Anton Pacheco p Dfforio, vierter Marquex von Gerralvo, Graf von Villalobos, Vizekönig von Catalonien, früher aber General-Capitain der dänischen Flotte und Oberst-Stallmeister des Don Juan d'Austria, starb ohne Kinder den 29. Jul. 1680, und es wird ihn seine Lante, Victoria Pacheco, die an Gabriel de Velasco p Cuerva, den siebenten Grafen von Sireula, verheirathet war, beerbt haben.

Auch in Portugal hat sich ein Zweig des Hauses Dfforio niedergelassen, und gehört einem derselben an, der bekannte Geschichtschreiber, Hieronymus Dfforio, Sohn von Johann Dfforio Fonseca und von Franziska Agüla de Gouvea, geboren zu Lissabon im J. 1506 (über ihn f. unter Ossorio). (v. Stramberg.)

Ossorio (Thomas Bailer, Graf von), Sohn Jakob, Herzog von Ormond, f. Ormond.

OSSOVA BITISEKKA. 1) Eine Herrschaft des Grafen v. Haugwitz im gläuer Kreise, währen, dicht an der Grenze des inaymer und nicht fern von der des brünner Kreises. Die Gegend dieser Herrschaft ist hügelig und zum Theil von Mittelgebirge durchzogen, der Boden mittelmäßig fruchtbar, hier und da sandig und trocken, aber daff: reich an Föhrenwäldern. Die ganze

*) Wahrscheinlich hat der Zeitungschreiber, dessen Nachricht wir hier benugen, sich geirren und muß es statt Alricco und Xacena, Fromista und Garacena heißen. Fromista liegt unweit Geruantes, in der Provinz Valencia, Garacena in der Provinz Gerona, südlich von Jerte. Beide sind Marquexabte.

Herrschaft zählt 320 Häuser und 2400 slavische Einwohner und ist mit 3231 Fl. 264 Kr. obrigkeitlicher Schätzung im Kataster verzeichnet. Zu ihr gehören die Dörfer Boronitz Brzepp, Hyemariow, Miletschin, Reudorf, Dnaußky, Rogetin, Kobz, Kofetsch, Widomi, Wiczow und Wikow. Im 15. und 16. Jahrh. gehörte dieses Gut den Herren von Dubrawitz, welche davon den Beinamen annahmen und fortführten, bis es im J. 1613 in der Person des Saul Dowsky von Dubrawitz auf Trebitsch ausfiel.

2) Ein Marktflecken der gleichnamigen Herrschaft, eine Stunde nordwestwärts von Groß-Bittsch und von der von Brünn nach Lysau führenden Poststraße gelegen, mit 72 Häusern und 631 Einwohnern, einer eigenen katholischen Pfarre, Kirche und Schule. Eine Viertelstunde von dem Ort entfernt liegt das alte Schloß Dschora, welches mehre Beamtenwohnungen und einen Meierhof enthält. (G. F. Schreiner.)

OSSTROG, ist in Rußland eine hölzerne, mit Palisaden umgebene kleine unbefestigte Stellung oder Fort. Solche dienen gemeinlich zum Straf- und Verwahrungsort für Gefangene. (J. C. Petri.)

OSTROGOSCHSK, eine hübsche Kreistadt an der Ostrogoscha und dem Don, im Gouvernement Woronesch, im europäischen Rußland (51 Gr. 41 Min. n. Br. und 56 Gr. 40 Min. L.), 188 Meilen von St. Petersburg. Sie ist schon im 17. Jahrh. erbaut worden, hat 850 Häuser, mehre Kirchen, einen ansehnlichen Kaufhof und über 4000 Einwohner, welche viele Braumweinbrennereien unterhalten, ländliche und städtische Gewerbe auch gleimlich Handel treiben. Die hiesigen drei Jahrmärkte werden stark besucht, selbst von Kaufleuten aus den entferntesten Gegenden und auch von Griechen, welche viele türkische Waaren in den Handel liefern. — Am rechten Donufer, wo die Sosna einmündet, etwa 24 Meilen von der Stadt sind sonderbar gestaltete Kreideberge, auf welchen viele Schalen stehen, die ihnen ein seitlames Ansehen geben, welche daher von den Russen den Namen Diwni gor (wunderbare Berge) erhalten haben. In denselben find auch vormalig bewohnt gewesene Felsen, welche zu dem dabei liegenden und davon benannten Kloster Dwingorskoj Monastir (zum wunderbaren Berge) gehören. — Dreiviertel Meile von der Stadt ist auch eine im J. 1769 angelegte deutsche Colonie von einigen 70 lutherischen Familien, welche meistens Landbau treiben, aber auch Handwerke und eine Fabrik thönerner Tabakpfeifen unterhalten, die den holländischen gleichkommen sollen. (J. C. Petri.)

Ossuaria, f. Ossuodes.

Ossulago, f. Ossilago.

OSSUN, Marktflecken im Bezirke von Tarbes, Departement der Oberpyrenäen in Frankreich, an der Garonne liegend, mit 400 Häusern und 1800 Einwohnern. In der Nähe befinden sich Überreste eines römischen Kastells; auf der benachbarten Ebene Kanne-Mourine wurde im Anfange des 8. Jahrh. eine Schlacht gegen die Saragenen geliefert; in der Erde werden hier viele Bebrine gefunden. (L. F. Kämtz.)

OSSUNA (Geogr.), Hauptstadt des gleichnamigen Bezirkes in der Provinz Sevilla in Spanien, unweit des Solado liegend. Sie ist unmauert, hat ein Schloß, eine Pfarre und Stiftskirche, 15 Klöster, drei Hospitäler und ein Collegium, welches von der ehemaligen Universität übriggeblieben ist, eine ökonomische Gesellschaft und 15,000 Einwohner. Die Stadt ist reinlich, die öffentlichen Gebäude und Brunnen gut gebaut und gehalten. In der Nähe auf der Grenze von Granada breitet sich ein mehrer Meilen großer Wald von hohen Rosmarinbäumen aus. Gute Bienen- und starke Schafzucht. (Vergl. auch den folgenden Artikel.) (L. F. Kämtz.)

OSSUNA (Genealogie), im Alterthum Ursua, Ursua, Orsua, bedeutende Stadt (zu Anfange des 18. Jahrhunderts wurden zwischen 4—5000 Feuerstellen gezählt) der span. Provinz Andalusien, Hauptstadt einer davon benannten Tesoreria, hat eine von Johann Xelley Siron im J. 1535 für 36 Oberherren gegründete, und mit ausgezeichnet kostbarem Ornat besetzte Collegiatkirche, zehn Manns- und fünf Nonnenklöster, worunter Clarissen, die des Johann Xelley Gemahlin, die Gräfin Maria, als ihre Stifterin verehren, drei Hospitäler, das Findelhaus mitgerechnet, und eine nicht unerhebliche Universität, welche der nämliche Johann Xelley Siron im J. 1549 anlegte und reichlich ausstattete. Auch hat er ihr alle die Auszeichnungen und Privilegien verschafft, welche von den Universitäten Salamanca, Valladolid und Alcalá befallen werden. In frühern Zeiten galt Ossuna für eine Festung, zumal sich in seinen Mauern eine reichliche Quelle befindet, während der ganze Umkreis von mehreren Meilen Wassermangel erleidet, wie namentlich Julius Cäsar bei der Belagerung von Ursua erfuhr. Wasser und andere Bedürfnisse mußten ihm aus weiter Ferne zugebracht werden. Des Alons Xelley Siron, des Herrn von Frechoso und Belmonte jüngerer Sohn, Peter Siron, gemeinschaftlich mit seinem Bruder, dem Marquis von Villena, der Urheber aller der gretelvollen Unordnungen während Johanns II. und Heinrichs IV. Herrschaft, benutzte die Schwäche der Regierung und seine Stellung als Großmeister des Ordens von Calatrava, um sich mächtigen Güterbesitz zu erwerben. Nicht nur Moron, unweit Marchena, Pegnasel, in der Provinz Valladolid, Briones, in der Rioja, Santibagno, nördlich von Burgos, und das durch ihn 1462 den Mauren entzogene Ardidana ließ er sich zu Eigentume schenken, sondern auch sein eigener Orden mußte eine seiner wichtigsten Comturreien, Ossuna, aufgeben, damit der Großmeister sie dem von ihm gestifteten Majorat hinzufügen könne. Nach viel Föderm noch strebte Peter; er stand im Begriffe, sich die Infantin Isabella, die Erbin von Castilien, trotz ihres entschiedenen Widerpruchs, antrauen zu lassen, als der Tod ihn auf der Brautfabri, zu Villarubia de los Pios de la Guadiana, am 2. Mai 1466 überraschte. Isabella de las Casas, eines adeligen Geschlechts aus Sevilla, hatte ihn, bevor sie seine Gemahlin geworden, drei Söhne geboren. Den jüngsten, Rodrigo, erwählten die Dreizehner von Calatrava zum Nachfolger seines Vaters in dem Großmeisterthum, er

blieb vor Loja den 23. Julius 1482. Der älteste, Alfonso Telles Siron, erhielt vom Könige Heinrich IV. die Grafschaft Uruña, westlich von Medina de Rioseco und Loredellan, succedirte auch in dem von dem Vater gestifteten Majorat in Ossuna, Peñafiel, Sumiel, Brionos und Moron; starb aber nicht lange nach dem J. 1469 unvermählt, wiewol er mit Blanca de Herrera, Frau aus Pedraga, verlobt gewesen. Es folgte ihm als zweiter Graf von Uruña sein Bruder, der mittlere von Peters Söhnen, Johann Telles Siron, der, wie sein Bruder, der Großmeister in dem Kampf um das Erbrecht von Castilien, die Partei des Königs von Portugal ergriff, und diesem namentlich seine Feste Uruña öffnete. Nach der Schlacht bei Toro (1476) fanden die beiden Brüder es jedoch gerathen, der katholischen Königin Verzeihung zu suchen, und sie wurde ihnen um so williger, da Johann sich ansehnlich machte, des ersten Connetable von Castilien Tochter, die Eleonora de la Reqa Velasco, zu heirathen. Johann wurde der Vater einer zahlreichen Familie, aus der uns besonders die Söhne Peter, Roderich, Johann Telles, dann die Tochter Maria interessiren. Letztere war an Heinrich de Guzman, dem vierten Herzog von Medina-Sidonia, verlobt, als es dem Könige Ferdinand beliebte, sich diesen Herzog zum Gemahle seiner Enkelin Johanna, der Tochter des Erzbischofs von Saragozza, auszuwählen. Der König unternahm zu dem Ende selbst eine Reise nach Andalusien, erwarbte aber bald nachher den Tod, und Peter Siron, des Grafen von Uruña ältester Sohn, der in Hinsicht seiner Vermählung mit Mencía de Guzman, der Tochter des dritten Herzogs von Medina-Sidonia, dem jungen Herzoge zum Vormunde gegeben war, eilte um so mehr, die Vermählung seines Ninkels mit seiner Schwester vollziehen zu lassen. Der König empfand das sehr übel, wußte sich jedoch zu beherrschen und entbot den Herzog und seinen Vormund zu sich nach Sevilla. Sie geborhten, und der Herzog wurde zum Handfusse gelassen, empfing auch von dem König andre Gnadenbezeugungen. Nicht so ehrend wurde Don Pedro Siron empfangen, vielmehr erhielt er den Befehl, die Stadt zu verlassen, die Vormundschaft niederzulegen und mehrer Beschlüssen des Herzogs von Medina-Sidonia der königlichen Gut zu überliefern. Wegen dieses letzten Punktes vermißte Peter an den Herzog selbst, indem er zugleich Zuflucht in den Kloster las Cuevas suchte. Aber auch da hielt er sich vor des Königs Zorne nicht sicher; noch in der nämlichen Nacht kehrte er nach Sevilla zurück, er ließ den Herzog von Medina-Sidonia wecken und sprach mit demselben soviel von des Königs bösen Absichten, und wie kein anderes Mittel vorhanden, sich gegen dieselbe zu schützen, als augenblickliche Flucht nach Portugal, daß der Jüngling sich blindlings seiner Leitung überließ. Sie stiegen demnach augenblicklich zu Pferde und erreichten die portugiesische Grenze (1508), während die königlichen Truppen alle Plätze des Herzogthums Medina-Sidonia einnahmen. Nicht zufrieden hiermit, verlangte König Ferdinand des Siron Auslieferung, und als diese verweigert worden, ließ er ihm den Pro-

cess machen. Die Sache wurde noch sehr verschlimmert, da der König im Laufe derselben die Gewissheit erlangte, daß Peters Vater, der Graf von Uruña, sowie der Groß-Capitain und der Herzog von Najera, mit dem Kaiser geheime Verbindungen unterhalte; befehlungsachtet sah sich Ferdinand am Ende veranlaßt, Gnade für Recht zu thun, und Peter und der Herzog von Medina-Sidonia erhielten im J. 1510 die Erlaubniß, nach Castilien zurückzukehren. Die Stadt Osuna wurde Peters und auch des Herzogs gewöhnlicher Wohnsitz, und letzterer starb daselbst den 20. Jan. 1513 ohne Kinder, jedoch mit Hinterlassung mehrer Brüder, aus seines Vaters zweiter Ehe. Diese Brüder, von denen der älteste Alonso Perez de Guzman noch dazu geisteschwach, konnten einigermassen als Kinder einer unglücklichen Ehe betrachtet werden, alsdann war Mencía de Guzman, des verstorbenen Herzogs vollbürtige Schwester, auch seine nächste Erbin. Die Sache war aber zum Ninkeln zweifelhaft, und Peter Siron füllte die Nothwendigkeit, dem Rechte seiner Gemahlin durch ein rasches Verfahren zu Hülfe zu kommen. Daher verheimlichte er den Tod seines Schwagers auf das sorgfältigste, zugleich aber brachte er einige Truppen zusammen, mit denen er sich der Stadt Medina-Sidonia und anderer Plätze bemächtigte. Hierdurch erregte er zurecht Verdacht, und der Erzbischof, der Ernschall und die Gemeinde von Sevilla schickten nach Osuna, zu dem alten Grafen von Uruña, und verlangten, er solle der Unruhe ein Ende machen, ihnen Abgeordneten, den Herzog von Medina, verzeihen, wenn derselbe, wie er und seine Beamten behaupteten, noch am Leben sei; der Graf meinte aber, es sei nicht nöthig, sie den Herzog in seinen Fieberstahren leben zu lassen. Inzwischen rüßete man sich von beiden Seiten; Siron rief den Marquis von Genere, um Beistand an, erhielt auch Truppen aus Ubeda, Baza und Guadix, und die verwitwete Herzogin von Medina-Sidonia hatte an den Herzogen von Arcos und Bejar und an dem Grafen von Ayamonte mächtige Heifer. Inzwischen sollte es ihr wol schwer gefallen sein, ihren Gegner aus dem Besitze von Medina-Sidonia zu verdrängen, denn er hatte den Ort mächtig befestigt, und hielt ihn mit seinen Hausruppen aus Moron und Osuna besetzt, gleichwie er längs dem Rio Salado, die von dem Marquis von Genere und dem Herrn von Lebá erhaltenen Hülfskruppen aufgestellt hatte, allein die Herzogin mußte den König für sich zu interessiren und die Kämpfe von Granada erhielt den Befehl, sie als Vormünderin in den Besitz aller Plätze des Herzogthums einzumessen. Zu Se. Lucas de Barrameda, Uriclana und anderwärts, wurde das ohne Mühe bewerkstelligt; in Ansehung von Medina-Sidonia fanden aber die Räte von Granada einige Vorsichtsmaßregeln nothwendig. Der Doctor Arco, einer aus ihrer Mitte, ging mit einem Corps Cavallerie und mehren Compagnien Bogen- und Büchsenenschützen dahin ab, und fordrte die Übergabe der Stadt, zugleich eilte der Graf von Uruña dahin, um seinen Sohn von unnöthiger Widerseßlichkeit abzuhalten. So geschah es denn, daß die königlichen Truppen ohne Widergesien

Stadt und Castell in Besitz nehmen konnten (1513). Seinem Richte hatte aber Peter keineswegs entsagt, und nicht sobald schloß König Ferdinand die Augen, als er abermals im Feld erschien, um dasselbe durchzuführen. Er benannte San Lúcar de Barrameda, belagerte Gibraltar, dem er aus dem groben Geschütze heftig zuhelfte und brachte, von dem Herzoge von Aros unterstützt, ganz Andalusien in Aufruhr, benahm sich auch höchst übermüthig gegen die Commissarien, welche die Kassei von Granada an ihn abgeschickt hatte, um Frieden zu gebieten, sowie gegen einen königlichen Steuereinnahmer. Wie er im Eilern, so trieb es sein Bruder Rodrich im Norden. Ihr Vater, der Graf von Uruña, lag mit Guntier Lujada, dem Herrn von Billa-Garcia, im Proceß wegen der Herrschaft Billar de Grados, ganz nahe bei Uruña. Die Entscheidung fiel zu Gunsten des Lujada aus, und zwei Diener der Kassei von Valladolid erhielten den Auftrag, das Urtheil zu vollstrecken. Allein Rodrich Giron zog ihnen entgegen und spielte ihnen so übel mit, daß sie froh waren, nach Valladolid zurückzukehren. Der Präsident von Valladolid, Anton de Noras, Erzbischof von Granada, ließ aber ein starkes Truppcorps anrücken, und setzte sich damit gegen Uruña in Bewegung, des Willens, die Kretzer zu züchtigen. Der Comestable eilte ihm nach, stellte die That als das Werk jugendlichen Leichtsinnes dar, und erhielt soviel, daß ihm vergnügt wurde nach Uruña voranzugehen, um seinen Weisen ihre Thorheit begreiflich zu machen. Seine Ermahnungen fruchteten soviel, daß Rodrich und die vornehmsten Theilnehmer seiner That umgedänkt die Stadt verließen, und sie wurde von den Truppen des Präsidenten ohne Widerstand genommen. Hiermit aber nicht zufrieden, ließ der Präsident unter dem Vorwande, daß die Einwohner an der Mißhandlung der Commissarien Theil genommen hätten, an mehreren Stellen Feuer einwerfen. Eine solche Execution, verbunden mit dem Streite um Medina-Sidonia, war nicht geeignet, die Familie Giron mit der Regierung zu versöhnen, und Peter war alsbald bereit, die Unruhen der Gemeinheiten zu seinem Vortheile zu benutzen. Königlich gelang ihm dieses zu Valladolid, dessen Bürgerchaft ihm schon früher sehr zugethan gewesen. Durch ihren Einfluß gelang es ihm insbesondere, sich von der Versammlung von Torrefillas, zu welcher alle consabirte Städte ihre Deputirten abgesandt hatten, zum General-Capitain der Confeederation wählen zu lassen (1520), so sehr sich auch Padilla und Lazo hierdurch gekränkt fühlten. Ein Heer von 10,000 Fußkägern, 400 Langen und 800 leichtern Reitern wurde seiner Anführung übergeben, er nahm das von einer guten Besatzung vertheidigte Tordehumos mit Gewalt (27. Nov. 1520), und zeigte sich am 30. Nov. vor Rioseco, um den Königl. eine Schlacht anzubieten. Diese erwarteten aber noch wichtige Verstärkungen, verbielten sich daher ganz ruhig, und Giron scheint die Kunst nicht verstanden zu haben, den Segner zum Schlagen zu zwingen. Nachdem er drei Tage lang vor Rioseco in Parade gestanden, und sein großes Geschütz auf den Platz abfeuern lassen, führte er seine Trup-

pen in ihre Quartiere um Tordehumos zurück, daß es ihm unmöglich wurde, den Marsch des Grafen von Haro, der den Königl. ein bedeutendes Corps zuführte, zu beunruhigen. Aber auch um Tordehumos war kein Bleiben für die Consabirten, die Lebensmittel waren aufgebraucht, und dabei mistraute Giron der Stimmung seiner Armee, die ihn eines geheimen Verstandnisses mit den Feindern der königl. Partei, mit dem Comestable und dem Amirante, beschuldigte. Er verordnete daher (2. Dec.) eine rückgängige Bewegung nach Villalando, die der Graf von Haro alsbald benutzte, um das von den Insurgenten besetzte Villagarcia wegzunehmen, und ein noch weit wichtigeres Unternehmen gegen Torrefillas einzuleiten. Dort haufete nämlich die Königin Johanna, die zwar wahnsinnig, jedoch die wahre Erbin des spanischen Thrones war, deren Befehl also der Rebellion eine ganz andere Farbe geben konnte. Giron allein scheint das übersehen zu haben. Bögernd setzte er sich in Bewegung, um die bedrohte Stadt zu Hilfe zu kommen, und als er auf dem Marsche hörte, daß sie nach einem fünfständigen Sturme genommen worden, daß neun oder zehn der südlichen Deputirten von den Siegern gefangen seien, kehrte er alsobald nach Valladolid zurück. Diese That selbst geriet bald durch die von den Königl. ausgesendeten Parteien in solche Noth und Unruhe, daß der Gemeinderath, um sie wenigstens von einer Seite sicher zu stellen, den Befehl gab, die Pflugscharrde zu Simancas abzubreden. Selbst in die Vollziehung dieses Befehls wußte Giron die stärkste Nachsichtigkeit zu legen, obgleich er zu dem Ende mit seiner ganzen Armee ausgezogen war. Die Unordnung, die zugleich in der Armee ausbrach, benutzte er, um sie heimlich zu verlassen und in Präseil Zuflucht zu suchen (Ende Decembers 1520). Padilla wurde an seine Stelle gewählt, er aber erfuhr keine weitem Aufsehtungen von Seiten des Hofes, was den gegen ihn gerichteten Argwohn gar sehr zu bekätigen scheint, und succedirte seinem Vater, als derselbe am 21. Mai 1528 das Zeitliche gesegnete, als dritter Graf von Uruña, Herr von Dfuna u. Er selbst starb den 25. April 1537, mit Hinterlassung einer einzigen, an Inigo de Velasco y Aros, den Marquis von Berlanga, verheiratheten Tochter Maria; in dem Majorat folgte ihm daher sein Bruder, Johann Xellu Giron, ebenbürtiger, von dessen großartigen Stiftungen in Dfuna bereits die Rede gewesen. Der nämliche that sich daselbst auch eine Begräbnißkapelle erbaut, deren bedeutende Aufschrift: Si vivo pulchrum est, mori uillo est, von ihm selbst herrührt. Johann, ebenso geehrt, um seiner Frömmigkeit willen, als sein Bruder gekrätet gewesen, starb den 19. Mai 1558. Seine Gemahlin Maria de la Cueva, des zweiten Herzogs von Albuquerque Tochter, hatte ihm vier Kinder geboren. Der Sohn, Peter, fünfter Graf von Uruña, widmete sich von früher Jugend an dem Staatsdienste, ließ im J. 1562 Dfuna, als die bedeutendste seiner Besitzungen, zu einem Herzogthum erheben, ging 1579 als außerordentlicher Gesandter nach Portugal, um seines Königs Anspruch auf die Erbfolge

in diesem Reich auszuführen, und wurde im J. 181 die Kieftönig von Neapel. Eine Abreue, durch übermäßige Getreideausfuhr nach Spanien veranlaßt, erzeugte einen wüthigen Aufbruch in der Hauptstadt, der doch endlich durch des Kieftönigs Versprechen, daß man der Noth reichlich abhelfen würde, besänftigt wurde (1855). Nachdem er sich aber durch Ankauf neuer Truppen hindänglich gemacht glaubte, ließ er eine große Menge der Strafsklaven einziehen, und 70 hängen. Ein solches Blutbad machte aber die Herrschaft des Tyrannen, wie Peter seitdem in Neapel that, vollends unentschuldig, und Philipp II. sah sich genöthigt, ihn abzurufen, bevor noch die gewöhnliche Wechselzeit gekommen war. Peter war zweimal verheirathet, 1) mit Eleonora Anna de Guzman; des sechsten Herzogs von Medina Sidonia Tochter, 2) mit Isabella de la Cueva, hatte aber nur in der ersten Ehe Kinder. Der älteste seiner Söhne, Johann Tellez Giron, zweiter Herzog von Ossuna, schickte Graf von Aranda, Marquis von Pelafiel, geb. d. 20. Oct. 1554, ist einzig darum merkwürdig, daß er in seiner Ehe mit Anna Maria de Velasco, einer Tochter des fünften Comte de Castilien, der Vater des so berühmten Peter Tellez Giron¹⁾, des dritten Herzogs von Ossuna, wurde. Peter, geboren zu Valladolid, den 17. Dec. 1574, konnte noch nicht buchstabiren, als der Großvater ihn mit nach Neapel nahm, und wurde demselben durch eine finstere schweigsame Erziehung oft ein Gegenstand des Bedrusses. Weder die Vermoße des Vaters, noch die von dem Lehrer aufgegebenen Studien vermochten den Knaben aus seiner Apathie zu wecken. „Nehmet mir doch,“ so senfte er eines Tages, „diese langweiligen Gedanken weg, und gebt mir Lehrer, deren Unterricht mich ergötzt. Vielleicht könnte dann etwas aus mir werden.“ Der Großvater war sogleich willig, den Versuch zu machen, und Peter wurde, gleichwie ein mächtiger König unserer Zeit, der Aufsicht einer Gouvernante, einer muntern Fran, übergeben, während der Spanier Savona, ebenso reich an Kenntnissen, wie an guter Laune, sein einziger Lehrer sein sollte. Savona beachte ihm das Lateinische spielend bei und entwickelte zugleich in seinem Schüler jene Raschheit, jenen Hang zur Satyre, die sein ganzes Leben erleuchteten, ihm aber auch Feinde ohne Zahl erwarben. Savona führte ihn im J. 1588 an die Universität Salamanca, wo er vortzuweisende Geographie, Rhetorik und Architectur, sowie später unter einem zweiten Hofmeister Geschichte trieb. Mit ungewöhnlichen Kenntnissen, gänzlicher Unbekanntschaft mit den Verhältnissen und großer Freistigkeit, trat er an dem Hofe Philipps II. auf, und er brauchte nicht gar viele Zeit, um sich den Hof der Höflinge und die Ungnade des Monarchen zu erwerben. Wegen einer ungeziemenden Antwort nach Cascoffa erkrankt, kam er todt in Verhinderung mit dem damaligen Staatssecretair Antonio Peres, und er blieb nicht ohne Antheil an der aufrührerischen Bewe-

zung, welche diesem Verbrecher die Mittel reichte, nach Frankreich zu entkommen. Auch Peter fand es gerathen, sich jenseit der Pyrenäen umzusehen, bereisete Portugal, und besand sich hierauf im Gefolge der Gefandtschaft, die nach Frankreich ging, den Frieden von Bensins zu schließen. Durch den Tod Philipps II. aller Besorgnisse entbunden, setzte er nach Spanien zurück, um das Majorat seines Hauses anzutreten, sich mit Katharina Henriquez de Ribera, der Tochter des zweiten Herzogs von Alcala de los Gazules, zu verheirathen, und eilig um die Gunst des Herzogs von Lerma zu buhlen. Er mißfiel dem allmächtigen Minister nicht, vergaß sich aber so sehr gegen den König, daß er es wagte, diesen wiederholt und öffentlich den Groß-Lambour der Monarchie zu nennen. Solche Frechheit mußte ihm den Hof verschließen und zugleich jede Aussicht, seine Talente anzuwenden. Voll Verdruss über eine Unthätigkeit, die durch ihn selbst veranlaßt, beschloß er in den Niederlanden den Kriegsdienste zu nehmen; er reiste in Gesellschaft des Comte de Castilien, der an dem Hofe Heinrichs IV. eine Botschaft auszuüben hatte. In der feierlichen Audienz stand der Herzog von Ossuna dem Comte de Castilien zur Seite. Da nun der König diesem befohl, sich zu bedecken, setzte Ossuna als Grande von Spanien ebenfalls den Hut auf, obgleich die anwesenden Prinzen von Gehalt alle unbedeckt waren. Diese entsetzten sich ob solcher Verwegenheit nicht wenig, und bielten sie für eine Beschimpfung, verdargen aber doch ihren Unwillen, aus Ehrfurcht für den König, bis zum andern Tage, wo sie dann vorstellten, welche große Verletzung in ihrem Range sie durch des Herzogs von Ossuna Verfahren erlitten. Es erfolgte hierauf eine Entscheidung, wodurch den Prinzen das Recht, sich zu bedecken, wie sie es bis zu dem Reizen Franz I. geübt, wiedergegeben wurde. Ubrigens fand Heinrich IV. an des Herzogs wüthigen Einsüssen soviel Geschmach, daß er ihn mehrmals an seine Tafel zog. In den Niederlanden angekommen, ward Peter auf eigene Kosten ein Regiment, an dessen Spitze er sechs Feldzüge machte, und sich besonders in der Belagerung von Ouden, sowie vor Groel, auszeichnete. Groel, seit längerer Zeit von dem Prinzen Moris belagert, war dem Falle nahe, da durchbrach Ossuna mit nur 4000 Mann die feindlichen Linien; was ihm vorkam, wurde geschlagen, eine Verstärkung von 800 Mann, ein Vorrath von Kriegsgeschütz und Lebensbedarf in die Festung geschickt, dann verschwanden die Sieger, Groel aber war auf lange Zeit gerettet. Peter besuchte auch, eine augenblickliche Bassenruhe benutzend, den Hof Jakobs I. und fand dort die nämliche günstige Aufnahme, wie in Paris, und mußte mehrmals mit dem König in lateinischer Sprache disputiren. In der Zwischzeit hatte der Herzog von Lerma Mittel gefunden, Ossuna's Kriegsdienste in den Niederlanden in dem günstigsten Lichte darzustellen, und hierdurch die Bosheit der Höflinge zu entwaschen. Ossuna wurde 1607 zurückgerufen, mit dem Kammerherrnenschlüssel und dem Orden des goldenen Vlieses beehrt, und in den Rath von Portugal eingeführt. Außerdem wurde bei allen wichti-

1) Nicht aber Tellez y Giron, wie die Biographie universelle meint, indem sie aus dem Vornamen Tellez einen Zunamen macht.

gen Angelegenheiten sein Rath gefordert, und es läßt sich derselbe in dem Abflusse des Wasserstillstandes mit den Holländern (1609) und der hierin ausgesprochenen Anerkennung der neuen Republik keineswegs verkennen. Auch wegen Austreibung der Vortisten wurde er befragt, und er widerrieth sie in zwei Denkschriften, die man bewunderte, aber doch bei Seite legte und die der Inquisition Anlaß gaben, eine Untersuchung gegen ihn anzustellen. Man wollte die Keinheit seines Glaubens verdächtig machen, und sogar eine Religion zu den Leuten Ruhmewebs bei ihm finden, fand aber nicht hinreichenden Stoff, um ein Verdammungsurtheil gegen ihn zu begründen (1610). Im nächsten Jahre (1611) wurde Ossuna zum Vicekönig von Sicilien ernannt, mit doppelt so viel Gehalt, als je einer seiner Vorgänger gehabt; er erhielt nämlich monatlich 4000 Dukaten. Er fand die Insel in der köstlichsten Verwirrung, unterdrückt durch die großen Barone, mißhandelt und geplündert durch Scharen von Banditen, welche in der Barone Schuß oder Sold fanden, und alle Zweige der Verwaltung in bedauernswerthem Verfall. In kurzer Zeit war die Macht und der Stolz der Barone gebrochen, das Meer der Banditen gekrängt, eine regelmäßige Justizpflege hergestellt, und die Kübe lernte nicht sobald wieder, als Ossuna begann, dem Ackerbau und dem Handel der Insel seine Aufmerksamkeit zuzuwenden. Eins allein stand dem Wiederaufblühen des Landes noch im Wege, die stets erneuerten Raubzüge der Türken. Ossuna unternahm auf das Genaueste den Zustand sämtlicher Küsten, ließ verfallene Festungswerke erbauen, neue anlegen, war bemüht, eine Seemacht anzuschaffen, und das mit solchem Erfolge, daß er bereits im J. 1613 den Octavio d'Aragon mit acht sicilischen Galeeren gegen die Türken ausenden konnte. Octavio's Siege bei der Insel Ghios und an den Küsten von Valencia sind ganz eigentlich als des Vicekönigs Werk zu betrachten, bei Ghios wurden sieben Galeeren genommen, 400 Türken, worunter Sinan Pascha, getödtet, 600 gefangen und 1200 Christenklaven befreit. Noch bedeutender waren die Erfolge der sicilischen Flotte im J. 1615 und namentlich gehört der dreitägige Kampf, den ihr Anführer Francisco de Ribera, vom 14. Juli an, unweit der Küste von Karamanien, mit einer Flotte von 55 Galeeren bestand, in die Reihe ausgezeichneter Großthaten. Sechzehn Galeeren wurden genommen und 2000 Türken erschlagen, obgleich Ribera nur sechs Schallonen gehabt hatte. Von dem an wurde Sicilien nicht weiter durch die Barbaren bedrängt, Ossuna aber, dessen drei Jahre zu Ende gingen, brief einen Reichthum nach Palermo, empfang von demselben die schmeicheltöselichen Puldigungen, und schiffte sich sodann nach Spanien ein. Das freundliche Andenken, das er den Sicilianern hinterließ, ist noch heute nicht erloschen, obgleich er neue Auflagen eingeführt, die Belegenheit, sich zu bereichern, aufgesucht, und zu Zeiten die Vorurtheile des Landes wahrhaft mit Füßen getreten hatte. Im J. 1616 kam er als Vicekönig nach Madrid, und seine ersten Schritte waren sämtlich berechnet, sich jene Popularität zu verschaffen,

deren seine Vorgänger sämtlich entbehren mußten. Er that einige Schritte, um den Preis des Brodes herabzusetzen und die ungeheuern auf dem Volke ruhenden Lasten zu erleichtern. Er bezeugte den Großen und den Collegien ungemein viele Rücksichten, während er von der andern Seite kräftig einschritt, um den gemeinen Mann gegen die launenhafte Willkür des Adels zu schützen, auch in den ersten zwei Jahren seiner Herrschaft nicht weniger als 30 Geleutete hingerichtet wurden. Er verwendete seine Besoldung, 2000 Dukaten monatlich, zur Unterstützung der Nothleidenden, und namentlich zur Erlösung armer Schuldner; daß er sich diesen Aufwand reichlich ersetzen ließ, dürfen wir wol nicht erinnern. Gleich im J. 1617 mußten die Reichthümer ihm ein freiwilliges Geschenk von 40,000 Dukaten machen. Es war eben das Jahr, in welchem die langverhaltene Feindschaft zwischen dem Erzherzoge Ferdinand von Grah und den Venetianern zum Ausbruch kam, wobei der spanische Hof kein müßiger Zuschauer bleiben konnte. Ossuna erhielt den Befehl zu einer reichlichen Truppensendung nach Mailand, glaubte aber für sich selbst mehr Ehre einzulegen, und die Republik am schmerzlichen zu verwunden, indem er ihre Herrschaft in dem adriatischen Meere störte. Den Anfang machte er mit der Wegnahme eines venetianischen Schiffes, das ungeachtet der von dem Gesandten Gritti erwittenen königlichen Befehle nicht zurückgegeben wurde. Zugleich erlaubte er den räuberischen Ustosen, daß sie frei von der gewöhnlichen Abgabe in die neapolitanischen Häfen einkäufen und die den Venetianern abgenommenen Waaren öffentlich verkaufen durften. Die Vorstellungen der Holländer, daß auf diese Weise die Einnahme bei den königlichen Zöllen geschwächt, und die Betrachtung, daß der neapolitanische Handel selbst durch die Unsicherheit des adriatischen Meeres sehr leide, machten auf ihn keinen Eindruck. Er drohte vielmehr, die Zöllner, die ihn noch einmal mit Klagen beschäftigen würden, aufknüpfen zu lassen, und schmeichelte den Ustosen, welche in dem Kapern venetianischer Schiffe am glücklichsten waren, auf alle Weise. Dieses Verfahren insbesondere fand in dem Ministerium zu Madrid große Mißbilligung; es scheint aber, daß sie nicht aufrichtig gewesen, daß der Hof sich nur eine Abtheilung dalken wollte, um die Friedensunterhandlungen fortzusetzen, mittlerweile aber den Scheinbar ungetroffenen Vicekönig seine Taktik fortsetzen ließ, in der Hoffnung, durch dieselbe von der Republik die Annahme auch der härtesten Bedingungen zu erhalten. Des Herzogs Ansehen waren in der That ernstlich genug. Er drohte, die srischen Häfen zu überumpeln, die Inseln zu verwüsten, und bis in die Stadt Venedig selbst einzudringen, zu welchem Ende er eigene Kriegsschiffe bauen und Maschinen versetzen ließ, durch die er die Lagunen überschreiten, und in die Kanäle gelangen konnte. Wenn er sich auch trotz aller seiner Eitelkeit nicht verhehlen konnte, daß er so große Dinge auszuführen kaum vermöge, so erreichte er doch mittelbar seinen Zweck, indem er der Republik noch größere Unkosten verursachte und sie abhielt, ihre ganze Macht ge-

gen den Erzherzog zu wenden, oder den unruhigen Erzherzog des Herzogs von Savoyen zu unterstützen. Der Vicekönig versuchte sogar den türkischen Hof gegen die Republik zu bemägen. Diese Unterhandlung hatte keinen Fortgang, aber mittelwelse waren die Küstungen in den neapolitanischen Häfen somit gebieten, daß eine Flotte von zwölf vollkommen ausgerüsteten Schiffen in See gehen konnte. Sie wurde von Francisco de Ribera befehligt, führte nicht die spanische Flagge, die fortwährend neutral bleiben sollte, sondern des Herzogs angelegte Flagge, und begann ihren Kreuzzug durch das adriatische Meer, sobald man erfuhr, daß ein neapolitanisches, nach Triest bestimmtes Schiff aufgebracht worden sei. Ihre Bestimmung war die Küste von Griaul, wo sie die Operationen des Erzherzogs unterstützen sollte, sie sah sich aber, nachdem, sie kaum die Höhe von Ragusa erreicht, durch eine weit überlegene feindliche Flotte betroffen, und eiligt kehrte Ribera nach Brindisi zurück, bis wohin ihn der venetianische Admiral verfolgte. Ein zweiter Kreuzzug lief ebenso unfruchtbar ab, obgleich der Vicekönig des Ribera Geschwader durch 19 von Pedro de Leiva befehligte Galeeren hatte verstärken lassen. Ribera versäumte die Gelegenheit, bei Lefina zu siegen und begnügte sich mit der Wegnahme von zwei geringen Schiffen. Dafür wurde er des Oberbefehls verlustig, und obgleich die Türken den Venetianern zum Besten eine Landung an dem Küsten von Calabrien bewerkstelligten, mußte die Flotte zum dritten Male nach Brindisi auf unter Segel gehen. Bei Lefina bestand sie eine Kanonade mit den Venetianern, und während dieser sich vorsichtig in den Hafen zurückzogen, landete D'Alagon, jetzt des Vicekönigs Admiral, in der Nähe von Trau vecchio, und die unbewachte Küste wurde arger Verwüstung kaum entgangen sein, hätte nicht des Vicekönigs ausdrücklicher Befehl zu einem Unternehmen auf Pola, oder einen der andern Häfen Istriens getrieben. Indem die Flotte bei der dalmatischen Klippe Morter vorbeisegelte, wurde sie zweier Kaufahrtschiffe, die von sieben Galeeren escortirt, anfänglich. Von der Stärke der Bedeckung auf den Reichtum der Ladung schließend, gab der spanische Admiral das Zeichen zum Angriffe, dessen es doch kaum bedurft hätte; denn die Galeeren verschwanden alsbald in einem der zahllosen Rande jenes Insellandes, bis auf eine, die sammt den Kaufahrern und einer starken Anzahl geringer Fahrzeuge den Neapolitanern in die Hände fiel. Ebendieselbe große Anzahl der eroberten Schiffe und die reiche Beute wurden jedoch dem Sieger in weiteren Unternehmen hinderlich, und er sah sich gezwungen, nach Brindisi zurückzukehren, um dort seiner Würde lebzig zu werden. Mit so geringen Resultaten war nun ohnehin der Vicekönig höchst unzufrieden; nichtobdieweniger ließ er die eroberten Waaren und Schiffe nach Neapel bringen, und erstere, meist türkische und persische Producte, öffentlich zur Schau ausstellen, wobei er ebenso öffentlich der Venetianer spottete. In Venedig aber erregte der so un erwartete, für einzelne Konstante sehr schätzbare Verlust große Wädrung, die nicht wenig dazu beitragen mochte,

den Abschluß des Friedens (6. Sept. 1617) zu beschleunigen. Nach einer mündlichen Zusage von dem spanischen Gesandten in Venedig, dem Marquis de Bedmar, dem Senat ertheilt, sollten die von dem Herzoge von Ossuna genommene Schiffe und Waaren zurückgegeben werden; statt dessen drohte er mit einem neuen Angriffe zur See, aus dessen Vorwand ihm die holländischen Schiffe aus dem adriatischen Meer, und der Venetianer angeblicher Hülfsflotte aus E. Groce dienen mußte. Sein Admiral Ribera erschien mit 19 Kriegsschiffen im Angesichte von E. Groce, beschränkte sich jedoch auf eine bloße Kanonade. In der Nacht suchte er sich den Küsten von Apulien zu nähern, er wurde aber lebhaft von der gesammten venetianischen Flotte verfolgt, und es begann eine neue Kanonade, bis ein heftiger Sturm die Streitenden trennte. Als Venetianische Galeeren schickten an den Küsten von Metabo, Ribera aber erreichte nicht in den besten Umständen die Rade von Monfalconia. Hiermit hatte Ossuna sich überzeugen können, daß er allein den Venetianern nichts anhaben werde, als sein Holz auf die von dem Erzherzoge Ferdinand empfangenen Beweise von Huld glaubte er sich verpflichtet, diesem Fürsten zum Vortheil, einen entscheidenden Streich gegen die Venetianer zu führen. Die künftigen Hauptlinge der Ustolen, aus ihrem Vaterlande durch den Frieden vertrieben, fanden Schutz in den neapolitanischen Häfen; Schiffe, in Holland und England gemiethet, sollten Ossuna's Flotte verstärken, und seine geheimen Anhängler mußten nochmals in Constantinopel das Aushesse versuchen, um die Flotte gegen Venedig zu bewaffnen. Ein nach Venedig bestimmtes Handelschiff wurde zu Larent angehalten und nicht frei gegeben, obgleich der König selbst solches geboten, und von Brindisi aus schickte die neapolitanische Flotte ihre Kreuzer, bis nach Triest. Jetzt rieth auch der Papst ernstlich zum Frieden, allein unnumwunden erklärte Ossuna, er werde ihn nicht vollziehen, die Republik habe denn die holländischen Hülfsflotte nach Hause geschickt und auf alle Abgaben vergichtet, welche von spanischen Unterthanen an sie, als die Gebietern des adriatischen Meeres, entrichtet werden mußten. Hierdurch auf das Aushesse gebracht, ließ der Senat seine ganze Flotte, wobei sich auch viele englische und holländische Schiffe befanden, überhaupt 42 Galeeren, 6 Galeassen und 36 andere Schiffe auslaufen, mit dem Befehle, alle spanische Schiffe, die ihr auslaufen wollten, wegzunehmen. Die neapolitanische Flotte hatte sich aber in den Hafen von Brindisi zurückgezogen und drohte den Anstrengungen der Feinde; die Venetianer wurden genöthigt, das Weite zu suchen, und diesen Moment benutzte Ossuna, um seine Flotte nach Neapel zu rufen.

Große politische Ereignisse hatten nämlich mittlerweile stattgefunden. Sol hatte Ossuna, obgleich seine Verwaltung im Innern ebenso willkürlich, als seine Politik war, obgleich er ohne Bedenken Geheiß, Vorrechte und Verträge verletzte, eine Verlängerung seiner Würde für drei Jahre erlangt, allein der Staatrath in Madrid schien doch nicht länger geneigt zu dulden, daß ein Bi-

selbst die Rechte des Monarchen sich anmaßte. Das erste Zeichen hiervon war der Befehl, die neapolitanische Flotte nach Spanien zu senden; ihm folgte schnell eine Beistimmung; wodurch der Cardinal Borgia beauftragt wurde, statt des Herzogs das Geschäft mit den Venezianern wegen Abgabe der Schiffe und Waaren zu beendigen. Diese Zeichen waren von zu enger Bedeutung, um misverstanden zu werden. Zum andern mußte der unerwartete Ausgang der großen Bewegung in Venedig selbst, von der Ossuna Kenntniß gehabt haben wird, ohne daß er darum nöthig gehobt hätte, mit Bemerkung und Loheld an ihrer Spitze zu stehen, seine Hoffnung für den günstigen Ausgang des Zwistes gar sehr niederschlagen. Deshalb zog er seine Flotte aus dem adriatischen Meere zurück, und geraume Zeit mußte er seine ungetheilte Aufmerksamkeit den Verhandlungen mit dem Ministerium zuwenden. Vortäglich hatte er es mit dem venezianischen Gesandten in Madrid zu thun, der alle seine Kräfte aufbot, um den Feind seines Vaterlandes zu führen und hierüber durch die Klagen vieler vornehmen Neapolitaner und fast des ganzen Adels unterstützt wurde; Stolz, ausschweifende Lebensart und Verdächtigungen hatten dem Vicerönig eine Unzahl von Feinden gewedt. Glücklicher, als sein College in Mailand, wurde er für dieses Mal noch durch den Herzog von Lerma gerettet, und alsbald schien das alte Spiel mit den Venezianern wieder zu beginnen. Die Auslieferung der Waaren mußte er zu verzögern, seine Galeeren lagen stets festgesetzt, und hierbei ließ er die Welt in Zweifel, ob seine Maßregeln wider die Turen in Albanien, die in dem mittelländischen Meere zu mächtig wurden, oder wider die Venezianer in Dalmatien gerichtet wären. In beiden Provinzen unterließ er geheime Verfassnisse, und seine Truppen hielten sich an den Küsten von Apulien zum Einschiffen bereit. In Venedig zweifelte Niemand, daß es auf die Republik abgesehen sei, und man sagte öffentlich, daß der Herzog dem Muhammad geneigter sei, als dem b. Marcus. Alles beschloß sich aber zuletzt auf einen Krieg nach dem Archipel und auf einen Vorstoß Pulver, den der Uskok Kaiserlich zur See nach Triest schiffte. Es scheint, daß Ossuna die Feindseligkeiten nur scheinbar fortgesetzt, um einen Vorwand zu haben, die Truppen, die er auf die Seine gebracht, zusammenzubringen, und sich hierdurch in den Augen des Ministeriums ein Gewicht zu geben. Denn seine Stellung im Lande selbst, das mußte er fühlen, war sehr zweifelhafte geworden. Die Neapolitaner trugen seine Herrschaft nur mit dem äußersten Widerwillen. Sein Stolz und seine Ehrsucht waren unermesslich, seine Aussprüche willkürlich, und die Gesetze, Rechte und Freiheiten des Königreiches kamen der ihm nicht in die geringste Betrachtung. Er begnugte den Großen verächtlich, und selbst die Gerechtigkeit fand bei ihm in billigen Dingen keinen Schutz. Seine Lebensart war höchst ärgersüchtig; es war ihm nicht genug an dem Besuche mit überflüssigen Weibspersonen, er verführte auch die Weiber und Töchter in den vornehmsten Familien, wodurch die Zahl der Mißgeburten nicht wenig zunahm. Nur das

gemeine Volk der Hauptstadt und die Soldaten waren mit ihm zufrieden. Das Volk beschloßte er in allen Fällen gegen den Adel, und er wußte ihm auch den Glauben beizubringen, als sollten die Abgaben vermindert werden, obgleich Ossuna selbst sich rühmte, daß er die Abgaben um 1,100,000 Dukaten jährlich erhöht habe, obgleich er sogar die Bank plündern ließ. Diesen Glauben zu erhalten, wußte er verschiedene Kunststücke anzuwenden, wie das auch wol in der neuern Zeit geschehen soll; so hieß er einst mit dem Degen die Stride der Weibswoge entwirren, um anzuzeigen, daß er die Reblsteuer für unbillig achte. Die Soldaten, größtentheils Landstreicher von allen Nationen, waren ihm nicht minder ergeben, indem er ihnen zur Last der Bürger und des ganzen Landes alle erkenntliche Freiheit verstellte, und ihrem Ruthwillen keine Einhalt that. Alle Versuche der Großen um Abhilfe ihrer Beschwerden waren bloß an dem Einflusse des Erzherrzogs Ferdinand und des Herzogs von Lerma, dessen Stelle seit kurzen sein Sohn, der Herzog von Uzeda, einnahm, gescheitert; jetzt versuchten sie ihre Klagen durch den Capuciner, den P. Laurentius von Brindisi, unmittelbar vor den König bringen zu lassen. Laurentius war als ein heiliger und unabweisbarer Mann bekannt, und dem Könige selbst als ein solcher bekannt. Nicht ohne Mühe konnte er die Reise machen, denn der Protector des Transjordanerordens, der Cardinal von Montalto, ließ ihn, dem Herzoge von Ossuna gefällig zu sein, geraume Zeit in Genua festhalten. In Madrid angekommen, warf er sich dem Könige zu Füßen, und schloßerte mit der ganzen Tiefe seines Gefühls, mit unabweislicher Redegewalt die spanische Regierung des Vicerönigs, und sein gefahrvolles, und bedrohendes Beginnen; — Philipp III. wurde bis in sein Innerstes erschüttert. Zwar bediente sich der Herzog von Uzeda, dessen Tochter mit dem Sohne des Herzogs verheirathet war²⁾, alles seines Ansehens, um ihm zu helfen, und auch der Erzherrzog Ferdinand ließ durch Knechtbiller vorstellen, wie nöthig Ossuna der gemeinsamen Sache sein würde, wie nothwendig es sei, ihn wenigstens bis zur Beendigung der deutschen Unruhen in Neapel zu lassen; der von Laurentius gemachte Eindruck war unaussprechlich, und es ward fest beschloffen, den Herzog seiner Würde zu entziehen und ihn nach Spanien zur Kerkenschaft zu fordern (Ende 1619). Wie kam es darauf an, wie man ihn aus Neapel herausbringen konnte, ohne sich einen Feind im Innern zu erwerben, denn dem Hofe waren auch des Vicerönigs neueste Handlungen nicht verborgen, man kannte seine Kühnheit und seinen unermesslichen Stolz, und man wußte, daß ihm der Pöbel, die Soldaten überhaupt und vornehmlich die fremden Truppen gewogen waren, und daß er große Vorräthe von Waffen und Kriegsbedürfnissen aufgeschüßt hatte. Denn Ossuna, sobald er die Reise des Vater Laurentius nicht mehr verhindern konnte,

2) Die Biographie universelle läßt die Tochter des Herzogs von Ossuna dem Sohn des Herzogs von Lerma heirathen, weil sich aber damit geirrt.

hatte sich nicht begnügt, seinen vertrauten Freund, den Ottavio d'Aragon, mit den wichtigsten Befehlen für den König und die königliche Familie nach Madrid zu schicken, um hierdurch die Bemühungen Uzeda's zu unterstützen; er hatte, wie man glaubt, auch auswärtige Hilfe gesucht, und deshalb Unterhandlungen mit der Flotte, mit Venedig *) und Savoyen angeknüpft, und war überall abgewiesen, zuletzt doch von Savoyen dem Könige von Frankreich und dem berühmten Redigüeres empfohlen worden. Redigüeres, der alles Außerordentliche liebte, schickte einen Vertrauten nach Neapel, um sich nach dem eigentlichen Zustande der Dinge zu erkundigen, blieb aber unthätig, sowie sein Hof. Ossuna überzeugt, daß er auf ausländischen Beistand nicht hoffen dürfe, versicherte auf jeden Gedanken, sich gegen den Willen der Regierung in seinem Posten zu erhalten, und war nur bemüht, den Hof zu überreden, daß ihm von Savoyen und von Redigüeres der Antrag gewesen sei, sich zum Könige von Neapel aufzuwerfen, daß er aus diesem Antrag, als ein treuer Unterthan, niemals Gehör gegeben habe. Ohne sich darüber auszusprechen, fand es der Staatsrath doch nicht rathlich, einen neuen Vicelkönig aus Spanien abzusetzen, indem die Länge der Reise dem Herzoge von Ossuna Zeit zu neuen Ansetzungen ließen konnte. Man hielt es für besser, dem in Rom residirenden Cardinal Borgia den Befehl zu ertheilen, daß er in möglichster Eile sich nach Neapel beziehe und jenseit, wie er sich der Regierung bemächtigen könne. Borgia wußte aber weder zu Schweigen, noch zu eilen: Ossuna erhielt Nachricht von dem ihm gewordenen Auftrage und suchte ihn zu bewegen, daß er seine endlich für den Mai 1620 festgesetzte Reise abermals bis zum October verschiebe. Als der Cardinal davon nichts hören wollte und bereits zu Gecia eingetroffen war, versuchte Ossuna ihn nach Pozzuolo zu locken, hielt auch daselbst eine Wohnung für ihn in Bereitschaft, die wahrscheinlich nicht sobald zu verlassen gewesen wäre. Dem Cardinal mißfiel aber die Einladung, und er zog es vor, eine Spazierfahrt nach der Insel Procida zu machen. Mittlerweile hatte Julio Genovino, des Herzogs Vertrauter, der als einer der stätlichsten Cletti größten Einfluß übte, sich mit seltener Thätigkeit bemüht, zu des Herzogs Vortheil eine Empörung einzuleiten, und seine Reden machten starken Eindruck auf das Volk. Die Massen hielten sich überzeugt, daß mit Ossuna's Entfernung nicht nur die bisher empfangenen Wohlthaten aufhören würden, sondern daß auch von den Spaniern die härteste Behandlung zu erwarten stehe, und darum erhoben sich alle zum Widerstande. Der Cardinal fürchtete, daß er nicht

länger zögern dürfe; er warf sich in einen Kahn, landete zu Pozzuolo, und erschien zur Nachtzeit vor dem Castell Nuovo, dessen Commandant ihm alsbald die Thore öffnete. Am Morgen gaben die Kanonen des Castells den Einwohnern das bestmögliche Zeichen von der Ankunft eines neuen Vicelkönigs.

Ossunas war Ossuna überrascht. Ob wirklich noch ein Versuch gemacht wurde, das Volk und die Soldaten durch Versprechungen und Geschenke zu bewaffnen, mag bezweifelt werden, gewiß aber ist, daß der Herzog zur Stunde noch eine weitausläufige Denkschrift an den König entwarf, worin er sich vor Allem beklagte, über die Art und Weise, wie sich der Cardinal in das Castell Nuovo eingeschlichen, ungeachtet er ihm die Salereien angeboten, um ihn nach der Hauptstadt zu bringen. Er könnte sich wegen dieser Beleidigung rächen, er zöge es aber vor, ein neues Opfer dem wichtigen der Krone geleisteten Diensten hinzuzufügen; und wie es ihm leicht gewesen sein würde, dem Cardinal die Thore von Neapel zu verschließen, so würde es ihm auch jetzt nicht schwer fallen, mit Hilfe der Flotte und einer ihm gänzlich ergebenden Besatzung von 6000 spanischen Veteranen, ihn zu zwingen, daß er das Castell verlasse. Des Cardinals Besinnahme von seiner Würde könne er nur als eine gewaltthätige und unredliche Hantlung ansehen, die noch überdies an einem ungewöhnlichen Ort, und ohne die bestmöglichen Ceremonien vorgenommen worden. Auch führte er Beschwerde über das Verhalten des Commandanten vom Castell Nuovo, welcher ohne sein Vorwissen die Thore des Castells in der Nacht offen gelassen habe, wie über die ihm beigegebenen Räte und Cletti, welche sich das Recht, die Vicelkönige abzusetzen und neue einzuführen, anmaßten. Und ob er wol bejagt wäre, sie wegen solcher Vergehungen zu bestrafen, so wollte er dennoch auch diese Kräfte dem Reiche des Reichs opfern, und die Reise nach Madrid antreten, um sich und seine Handlungen vor dem Könige zu rechtfertigen. Wirklich trat er am 14. Jun. 1620 in Begleitung des Don Ottavio d'Aragon die Reise an, sie ging aber äußerst langsam vor sich, denn der Herzog wünschte Zeit zu gewinnen, und es dauerte zwei Monate, ehe die kleine Flotte Marseille erreichte. Hier wollte Ossuna auf gute Nachrichten aus Madrid warten, wodurch sich Ottavio veranlaßt fand, mit seinen Galeeren nach Neapel zurückzukehren. Ossuna mußte zu Lande seine Reise fortsetzen, unter mancherlei Mühsärgen, die er auf Rechnung des Potragas schrieb, die aber vielleicht theillich durch die großen Schätze, die er mit sich führte, veranlaßt worden. In Madrid angelangt, fand er, daß die Zeit und der Herzog von Uzeda nicht ermanget hatten, gänzlich auf des Königs Gemüth zu wirken. Er erhielt Audienz und mußte sich so vollkommen zu rechtfertigen, daß es sogar im Worte war, ihn auf seinen Posten nach Neapel zurückzulassen, und daß dieses nur durch die düsteren Anstrengungen des P. Laurentius verhindert werden konnte. Doch wurde der Cardinal Borgia zurückgerufen und an seine Stelle der Cardinal Sapota gesetzt. Ossuna durfte sich aber seiner trüglichen Sicherheit nicht

*) Die Venetianer wollten von ihrem Erbtische nichts hören, und Doria meint, sie seien schon 1618 mit ihm eintig gewesen, und ob bekümmte Verschönerung sei nur eine Waage gewesen, die bei verhängnisvoller Unterhandlung zu wiegen. Was soll man aber von einem Hebeln denken, der, nachdem er seine Kräfte angebraucht, und jeden Augenblick genötigt, abzurufen zu werden, noch zwei volle Jahre verstreichen läßt, und dann ruhig absteht? Gewiß ging kein Vergleich nicht weiter, als zu dem Wünsche, sich in seinem Posten zu behaupten.

lange erfreuen. König Philipp III. starb den 31. März 1621 und alsdenn mußte der Herzog von Ubeda den Hof verlassen. Acht Tage später, den 7. April, wurde Ossuna in seinem Hause verhaftet und zwar durch die königliche Leibwache, ein Vorgeh, den er dem Umstande verdankte, daß er auf seine Würde als Vicekönig noch nicht verzichtet hatte. Öffentlich wurden die schon mitgetheilten Beschuldigungen als Grund hiezu angegeben, eigentlich aber wollte der neue Minister Olivarez sich des kühnen und gefährlichen Mannes, doppelt gefährlich durch seine Anhänglichkeit zu Ferrua und Ubeda entledigen. Diese Anhänglichkeit hatte sich besonders in der Krankheit Philipps III. ausgesprochen. Denn als der Herzog von Ubeda an seinen Großvater, den Cardinal-Herzog von Ferrua, einen Courier abthrichte, mit der Mitteilung, daß er schleunigst sich bei dem sterbenden König einzufinden und sich als ernannter Executor wieder in Ansehen zu bringen habe, so schickte Ossuna dem Cardinal nicht nur Wagen und Cantine entgegen, um dessen Ankunft zu beschleunigen, sondern er schrieb ihm auch: Nichts dürfe ihn von dieser Reise abhalten, seine alten Freunde würden seine Partei wieder ergreifen und ihn zu seiner Feinde Verdruss in seine vorige Würde wieder einsetzen. Dieser Brief kam dem Könige zu Händen, davon unterrichtet, erbat sich Ossuna in geheimen Kabinet die Erlaubniß, auf vier Monate nach Neapel zu gehen. Der König versprach sein Vergehen in dem Staatsrath in Erwägung zu ziehen, da erkrankte Ossuna trotz, wenn er ihn nicht länger in seinen Diensten haben, und nach Neapel reisen lassen wollte, so wären andere Könige vorhanden, welche ihm gern Dienste geben würden. Dieser Ausfall erganzte den König dergestalt, daß er den Verwagungen Stehen ließ und sich entsetzte, worauf der Herzog zu den Umständen noch in höchst ungemessenen Ausdrücken von des Könige Person und Jugend sprach. Seine Worte blieben aber nicht verschwiegen und beschleunigten die Ausfertigung des Verhaftungsbesahls. Ingeklagt wurde eine Commission niedergesetzt, um ihm den Proceß zu machen. Alle seine Handlungen sowol in Sicilien als in Neapel wurden untersucht; aus dem ersten Lande kamen nur Lobspprüche für den alten Vicekönig, aber zu dem Klagebelle der Neapolitaner wurden 17 Kieß Papier verbräucht. Erschreckt über diese Papiermassen erzahlten die Richter in ihrem Eifer, und Olivarez, der den Herzog wohl verwahrt zu Almeria wußte und ihn darum nicht mehr fürchtete, fand seine Veranlassung, ihren Eifer zu werden. Die Untersuchung wurde nur schuldig betrieben, Langeweile, Gemüthsunruhe und Ungebuld verkürzten den Lebenslaß des Gefangenen, und er starb, wol schwerlich an dem ihm angeblich von seiner Frau zugestohlenen Gifte, den 25. Sept. 1624, nachdem er sich mit großer Gottseligkeit zum Tode bereitet hatte. Jetzt endlich wurde sein Urtheil verkündigt, wonach er von allen Beschuldigungen frei und frei des Königs treuen Diener erklärt wurde. Gewiß geht wenigstens aus diesem Spruche hervor, daß er niemals des Willens gewesen, das königreich Neapel zu usurpiren.

Der Herzog hinterließ einen einzigen Sohn, Jo-

hann Leles Giron, der dem Vater in allen Majoraten succedirte (sie waren durch das Urtheil gerettet) und als Vicekönig von Sicilien zu Palermo den 12. Oct. 1656 das Zeitiße geseignete, nachdem er in seiner Ehe mit Isabella de Sandoval y Noras, des ersten Herzogs von Ubeda Tochter, einen Sohn gehabt. Dieser Kaspar Leles, fünfter Herzog von Ossuna, Marquis von Priafael, Graf von Uruella, Clavijo des Ordens von Calatrava, Generalgouverneur von Mailand, Mitglied des Staatsraths und des Raths von Aragonien, Präsident des Ordensraths, Christ-Statthalter (Cavallerizzo mayor) der Königin, starb püßlich, als er sich eben zu einer Konferenz in dem königlichen Cabinet niedergelassen, den 2. Jun. 1694. Seine erste Gemahlin, Felicia de Sandoval, die jüngere Tochter des Herzogs Franz Gomez von Ferrua und Ubeda, und als solche Erbin des Majorats von Ubeda hatte ihm nur Töchter geboren, von welchen die älteste, Isabella Maria de Sandoval y Giron Ubeda, an ihrem Gemahl, Johann Franz Pacheco, den dritten Grafen von Montalban, trug. Des Herzogs Kaspar andere Gemahlin, Anna Antonia de Benavides Garillo y Toledo, Marquise von Fromista und Garacena, vermalte im J. 1673, hatte ihm vier Kinder gegeben. Der ältere Sohn, Franz Maria de Paula Leles Giron, sechster Herzog von Ossuna, Marquis von Priafael, Fromista und Garacena, Graf von Uruella, vermählte sich den 7. März 1695 mit Maria de Velasco y Benavides, des achten Comte de Castillon Tochter und Alibalerbin, mit der er zwar nicht die verghugteste Ehe führte, war einer von den vier Hauptleuten von den Gardes-du-cörps, rüchsen auf dem Fierdencongreß zu Utrecht, als erster spanischer Gesandter, in außerordentlicher Pracht und starb zu Paris den 3. April 1716, seine Witwe den 1. Dec. 1731. Er hatte nur Töchter, von denen die ältere, Maria Dominica, früher dem Bruder ihres Vaters bestimmt, im J. 1727 dem Marquis von Belmontes angetraut wurde. Auf die Majorate ihres Hauses scheint sie aber keinen Anspruch gehabt zu haben, denn es folgte ihrem Vater, als siebenter Herzog von Ossuna n. sein jüngerer Bruder, Joseph Leles Giron, der bisher Graf von Pinto geheißen hatte, nach seiner von der Mutter ererbten Grafschaft. Joseph, geb. den 25. Mai 1685, hatte ein sehr lockeres Leben geführt, bestreite sich aber, nachdem er seines Bruders Güter, Güter und ungeheure Schulden ererbte. Im J. 1721 kam er als außerordentlicher Gesandter nach Frankreich, um die Hand der Mademoiselle de Montpensier für den Prinzen von Asturien zu begehren. Im J. 1723 wurde er Christ-Postmeister der dem Infanten Don Carlos verlobten Mademoiselle de Beaujolais. Er war auch des Königs Camarero mayor, Obrister eines Regiments von der spanischen Garde und Generallieutenant. Eine Feuersbrunst, die im September 1723 seinen Palaß in Madrid verheerte, verursachte ihm einen Schaden von 30,000 Piskolen. Im J. 1724 erbielt er den d. Geislerorden, neben dem er auch das goldene Vließ besaß. Er starb zu Madrid den 18. März 1733. Er war seit dem 21. Sept. 1722 mit Francisca de Guzman, des zwölfsten

Herzog von Mecklenburg-Strelitz, verheiratet, und hatte von ihr mehrere Kinder, von denen doch nur ein Sohn, geb. im Juli 1728, den Vater überlebte. In der neuen Zeit hat das Besitztum des Hauses durch mehrere glückliche Heirathen außerordentlichen Zuwachs erhalten, ohne daß doch die Einkünfte durch den Erwerb so vieler und großer Majorate, wie z. B. Benavente, Sanabria, Arcos, Beslar in gleichem Verhältniß zugenommen hätten. Im J. 1792 wurden sie zu 600,000 Gulden berechnet, es waren aber auch bei der Nachlassenschaft 29 Rechnungsbeamte angestellt, und vier Equipagen mußten allein für den Adelsstand, den Leibarzt, den ersten Secretaire und den Schatzmeister gehalten werden. Die bedeutendsten Besitzungen, die zu dem Majorat von Duxna selbst gehören, sind Koton, Uruña, Präsafel, Gumiel, Briones, Archidona; letzteres hatte Napoleon in dem Krieg in der Halbinsel für gut gefunden, seinem Domains privis anzuweisen. Der älteste Sohn führt bei des Vaters Leibeiten den Titel eines Marquis von Präsafel. (Vergl. die Art. Giron und Pacheco.)

(v. Stramberg.)

OST (Osten, franz. Est), eine der vier Hauptweltgegenden, auch der Morgen oder Anfang (le levant) genannt. Der Schiffer, dem die genaue Bestimmung der Richtung, woher der Wind kommt, notwendig ist, theilt diese Weltgegend nicht nur in Nordost und Südost, sondern untertheilt auch:

Nordost	die Gegend zwischen Nord und Nordost
Nordost	— — — Ost und Südost
Ost gen Nord	— — — Ost und Nordost
Ost gen Süd	— — — Ost und Südost
Nordost gen Ost	— — — Nordost und Nordost
Südost gen Ost	— — — Südost und Südost

und benennt danach auch die daber kommenden Winde. Auf der Winrose besteht jede dieser Richtungen wieder aus drei Strichen (s. Strich und Winrose *).

(v. Carisien.)

OSTA, nach Ptolemäus Stadt der Parapioten, auf der Westseite des Flusses Ramadus in India intra Gangem, unter 22° 30' der L. und 23° 30' der Br., sonst unbekannt.

(Pölker.)

OSTACIA (teutsche Heidenfuge), eine gewaltige Zauberin, Tochter des Königs Rums von Österreich, Gemahlin des Königs Hermit von Wiltmaland, war von ihrer Stiefmutter so in der Zauberkunst unterrichtet worden, daß sie darin ebenso mächtig als diese war, kam, als Hermit die Festschlacht mit dem König Jlung von Bertangianland schlug, mit allerlei Ethern, Löwen und Bären und großen fliegenden Drachen, die sie durch Anrufung der Götter zu sich beschworen, ihrem Gemahle zu Hilfe, und kämpfte selbst als fliegender Drache, verhängung des König Jlung, brachte auch seine Schwägerin, ward aber im Kampfe mit Dietrich dem Dänen, bevor

dieser den Tod fand, mit der Fange in den Netzen gefangen, (so daß sie drei Tage darauf starb *).

(Ferdinand Wächter.)

OSTAD (استاد), eigentlich Lehrer, aber auch Künstler, welche letztere Bedeutung z. B. der Dschä Dschan, d. i. der Künstler oder Maler Dschaman, bereist, von dessen Hand sich einige Bildnisse in dem dreidecker Göker Nr. 373 befinden. Dann ist es Beinamen mehrer Gelehrter, wie des weisen Eunnaden Abulotab Berdichwan, welcher der Führer des Iringen und nachmaligen Herrschers und Dursengottes Salim (Chren. Arab. I, 131), aber auch vom J. 357 (997 Chr.) sein Minister zwei Jahre acht Monate lang war, nach welcher Zeit er sein Amt mit dem Tode bejabte — und größter Gelehrten, von denen hier folgende genannt sein mögen:

1) Schitab-ed-din Abu Dschafar Ahmed Ben Ahmed Ben Abd.-el-habman, gewöhnlich Ibn Dschä, des Lehrers Sohn, genannt auch Alimfan in Afrika gebürtig, der einen großen Commentar mit beigefügtem Text unter dem Titel: „Hindilanglischen des Werkes (كتاب العن)“ zu dem logischen Werk: „Inbegriff, ein Auszug aus dem Mittelpunkt der Hoffnung (جمل في مختصر نهاية الأمل)“ auch „Inbegriff der Grundlehren (جمل القواعد)“ genannt, schrieb.

Dieser „Mittelpunkt der Hoffnung“ hat den Ibn Rezul aus Alimfan zum Verfasser, und es machte sein Schüler Abdal-ed-din Abu Abdallah Muhammad Ben Kammur unter dem Titel: „Inbegriff“ den Auszug daraus.

2) Ibn-el-schä Remal-ed-din Ahmed Ben Abdallah aus Halc oder wie Andere wollen, aus Samat, ist Verfasser eines Commentars in vier Bänden zu des schassitischen Imams Abu Hamid Muhammad Ben Muhammad Sagali Werk über die abgetheilten Rechtsvorschriften seiner Secte unter dem Titel: Werk „Das Ritterer“, das eines der sechs kanonischen Rechtsbücher der Schassiten ist. Sagali starb im J. 505 (beg. 10. Jul. 1111) und Ibn Dschä im J. 721 (1321).

3) Dschä Abu Bekr Muhammad Ben-el-hasan Ben Zurek, Metaphysiker, Grammatiker und Poet (عالم), aus Isfahan, der eine Zeit lang in Isfah lebte, dann nach Kair ging und dort mehr ausgezeichnete Reuer hörte. Hieraus wünschten die Gelehrten den Stabs in ihrer Wille zu haben, und er gab ihrem Schicksal Gebd. Man baute ihm dabeist. ein Collegium und ein Haus, worauf er eine Menge Wissenschaften mit dem glänzendsten Erfolge lebete. Als nun die Zahl seiner Schritten über die Grundlehren des Rechts und der Religion (Ful-ed-din, daher auch Dschä genannt) und über die Gedanken des Korans das volle Hundert beinahe erreicht hatte, erhielt er eine Einladung nach Bagdad, wo er viele merkwürdige gelehrte Streite führte. Auf

*) Die sich hier nicht findenden Composita von Ost- und Osten s. m. unter den Hauptstücken.

1) Der Kestenschiff von Ostland, Estland und Kurland.

*) Wilkio-Saga, c. 355. (Übersetzung durch v. d. Sagen, S. 24. C. 20, 21.) c. 329, 330. (C. 27—32.)

seiner Niederlage nach Mifabur wurde er unterwegs vergiftet, darauf nach Mifabur gebracht und daselbst im J. 406 (beg. 21. Juni 1075) begraben. Seine Grabeshöhle ward dem Volk eine heilige Stätte. Unter seinen Werken nennen wir a) einen Commentar, nicht nach gewöhnlicher Art, sondern in Fragen unter der Form von Dictaten zu den „Anfängen der Beweise über die Grundlehren der Religion (أوائل الأدلة في أصول الدين)“ vom Scheich und Amon Mu'lisim Abdallah Ben Ahmed Balchi, der im J. 319 (931) starb; b) einen Commentar (تفسير) zum Koran, von dessen „Anfang er erst seinen Schülern einen ausführlichen Vortr. dietirte, dann auszog, und das Ganze in Fragen und Antworten zusammendrängte, bis er auf diese Weise zum Ende kam; c) Classen, d. h. Biographien der Metaphysiker (طبقات المتكلمين); d) das Schwierige der Uebersetzungen (مشكل الآثار); e) ein Werk über die Grundlehren der Religion unter dem Titel: „Das Familiſche (الأساطير)“, weil er es dem berühmten Besir Nisam einm. geschrieben hatte. (Gustav Fliegel.)

OSTADE (Adrian van) geb. zu Lübeck 1610, gest. zu Amsterdam 1685, Schüler des Franz Hals zu Harlem, von welchem er viel in der Behandlung des Pinsels bezieht, Ritzschüler und vertrauter Freund von Adrian Brouwer. Ostade hatte jedoch, abgesehen von seinem künstlerischen Talent, härteres Gefühl und einen viel edlern Charakter als Brouwer, der bei aller Gerechtigkeit, die man ihm angedeihen läßt, dennoch, wie in seinen Darstellungen so in der Ausführung zwar originell genug, aber weit weniger Ausbildung als Ostade hat.

Über die Jugendzeit Ostade's und den Aufenthalt in Harlem wird von den Kunstautoren wenig, und nur soviel berichtet, daß er dem Brouwer, da beide bei dem geizigen Vermeester ein schlimmes Joch zu tragen hatten, immer Muth zum Vornwärtsgen eingepfl. habe.

Ostade hatte seinen Aufenthalt zu Harlem mit vielem Erfolg und nicht geringem Ruhme kennnt, als er durch den Ausbruch des holländisch-französischen Kriegs und die Mäandrierung der Alles verheerenden und viele Großfamkeiten ausübenden französischen Truppen diese Stadt zu verlassen und nach seinem Vaterlande zurückzu- kehren beschloß.

Er ging nach Amsterdam, um sich nach Lübeck einzufischen, als eben ein fremdtlicher Kunstliebhaber ihm dort sein Haus anbot. Dieses Anbieten veranlaßte, daß er seinen Reiseplan aufgab. Er erwählte Amsterdam zu seinem Aufenthaltsort und blieb daselbst bis an seinen Tod, der im J. 1685 erfolgte.

1) Daher rechnen auch manche Sammler ihn zu den teutschen Meistern, aber diese Ansicht ist nicht ganz richtig, da die Lebr der Malerei ihm in Holland zu Theil wurde.

Ostade gehört zu dem größten Meistern, die sich für das Fach der Baurtinszenen, Tabakgen und dergleichen Scenen bildeten; seine Compositionen und die einzelne Zeichnung seiner Figuren, deren Verhältnisse etwas gedrängt aber kurz erscheinen, sind voller Lebendigkeit und Ausdruck. Er verstand es, die Naturen aus den Classen des Landmanns und der eigentlich für das Volkleben geschaffenen Menschen von der niedern Stufe der Ausbildung auf die wahre Art mit Treue und freundlicher Auffassung zu geben, ohne in eine ganz gemeine Art der Darstellung, die vielleicht Ekel erregend wäre, zu fallen.

In ihm findet man bei den verschiedenartigen Scenen die gewisse wahre Begehrtheit des Lebens und der frohen Laune, wo jene Classen die niederländischen oder holländischen Bauern ganz ohne irgend einen Gedanken der Uarube im Gemüthe dementen zu lassen, ganz sorglos sich dem Augenblick ihres Seins beim Spiele, beim Glas oder sonst bei der fomiſch-launigen Unterhaltung, die nach ihrer Art mit Wiße gepaart ist, hingeben. Man sehe z. B., welche vor treffliche Laune der alte Trinkbruder bezieht, um einer schon etwas genährten Bäuerin den Hof zu machen, von Gern. Bischer gesprochen. Man sehe den Weidpfeiler oder den Müller von Supderbeef gesprochen, oder das Blatt le tatonneur von J. Bischer u. s. w. Andererseits ist er in der Darstellung von Kaufleuten und Zänkereien, von Trinken, Rauchen oder in der Darstellung sich unter einander jankender Frauen, in dem ersten handelten Zone, man sehe das Messergericht von Supderbeef gesprochen. Kurz man sieht den Handlungen jener kurzgammigen Figuren an, daß die Außenwelt sie nicht angeht, sie sorgen bloß für den heutigen Tag. Besonders sprechen sich die Köpfe seiner Figuren wie ganz aus dem Leben genommen aus; wahrhaft treu stehen sie vor und scheinen uns ihre Handlungen vortragen zu wollen.

Nächst diesem wußte der Künstler die Figurenscenen seiner Gemälde mit Nebenbingen höchst reich auszuschnücken, die entweder einen Bouterhof, oder das Innere eines Hauses, eine Schenke oder Kneipe (guinguette) mit allen darin befindlichen Gegenständen auf die trefflichste Art wiedergeben.

Ostade war ein trefflicher Colorist, besonders verstand er das Studium vom Hellbunel und die Harmonie eines Gemäldes auf höchst mögliche Art zu geben, wobei man, wenn man die eigentliche Behandlung der Töne und die Art, wie er seine Gemälde übermalte, genau betrachtet, in die größte Verwunderung gefeßt wird, mit wie anpruchlosen Mitteln er die große Zahl kleiner sich abspielender Töne in ein Ganzes zusammenbrachte und bei alledem eine freie und doch zugleich höchst starke Handhabung des Pinsels ihm eigen war. Alle in dem Gemälde dargestellten Körper sind mit einem solchen Luſtkreis umgeben, daß jeder sich auf die leichteste Art von dem andern frei und los abhebt.

Will man nun von der großen Zahl seiner Gemälde, welche die ersten öffentlichen und Privatsammlungen zieren, nur etwas im Charakter seiner merkwürdigen Gaben im Hellbunel kennen lernen, so betrachte man nur das

auf der dreierlei Weise befindliche Bild, was ihn selbst in seiner Perfectheit vorstellt. Man wird aber die ganz, höchst geniale Vollenbung, über das darin herrschende Hell-dunkel erstauern und sogar hinsichtlich der wahren, künstlerischen Anordnung und Auffassung des Gegenstandes eine Art poetischer Tendenz finden, wodurch dieses Werk allein ihn als einen großen Meister verkündet.

Über den Künstler sind von verschiedenen Kunstautoren so verschiedene Urtheile abgegeben, daß für die, welche mit ihren Werken nicht genau vertraut sind, Zweifel entstehen kann, wenn sie als dem gerechten folgen sollen. Descamps *) sagt kurz von ihm das Beste: „Er copierte die Natur immer nach dem Höflichen, aber in seinen größten Figuren beruht ebenso ein großer Geist als Zartheit und Wahrheit, daß man die unglücklichen Gegenstände vergißt, um sein Talent zu bewundern.“

Mailasson **) sagt: Daß er viel Wahrheit und Nachahmung des Höflichen und Niedrigen in die Figuren legte, und er habe sich im Gegensatz zu dem Antiken, zum Erhabenen der Höflichkeit und der Niedrigkeit in den Figuren erhoben, seine Gegenstände sind fast niedriger als die des D. Zenters. Seine Helden sind Handwerker, frohe Bauern, Kränker, Räucher und Spieler. Die Frauen sind ihrer immer würdig, indem er sie zuweilen im Lanze dem fröhlichen Tone der Dorfgeigen darstellte, neben ihrer freien und lärmenden Lustigkeit ihre naive und komische Annäherung zu gefallen, mit der größten Wahrheit ausdrückte etc.

Watelet *) urtheilt, ist richtig: „Wenn auch er niedrige Gegenstände bei der Wahl einer schlechten Natur, die er noch verschlechterte (!), darstellte, so läßt er den Beschauer dennoch vergessen, daß dieselben der gemeinen Natur entnommen sind, indem der Geist, die Zartheit und Wahrheit, welche er seinen komischen Figuren gab, dieses alles überbergen.“ Seine Gemälde stehen in außerordentlich hohem Preis und werden in Holland, England, Frankreich zu den höchsten Summen bezahlt.

Sowie seine Gemälde geschätzt werden, ebenso sucht man seine Originalzeichnungen, die er theils mit der Feder sehr leicht und geistreich umrissen und mit Wasser, zuweilen auch mit Wasserfarben, leicht colorirt und getuschelt vollendet *). Auch diese werden besonders in Holland zu den höchsten Preisen bezahlt.

Nächst seinen Watercien erob sich Ostade auch zu einem hohen Range durch seine radirten Blätter, deren nach Bartsch, Peintre Graveur 50 Blätter, nach Rigals Katalog aber 54 Blätter und zwei Stich als zweifelhaft, vorhanden sind (von letztern ist eines in Bartsch unter den 50 Blättern notirt). Bisher sehr ungenüß, da

er einige Blätter, die nicht von Ostade sind, ihm zuschreibt, gibt 52 Blätter an.

Bartsch theilt diese Blätter in drei Classen 1) in die Hälften, 2) in die dalsen und 3) in die ganzen Figuren; jede dieser Classen wieder in einzelne Unterabtheilungen, und gibt von allen eine genaue Beschreibung, sowie er die seltenen Abdrücke mit den besondern Eigenheiten bezeichet. Jedoch findet sich darüber in Rigals und später in Wilsons Katalog eine vortreffliche Nachlese, worin die Zahl derselben mit Abänderungen in den Drucken weit größer als in Bartsch ist, und dieser Artikel als ein vorzügliches Supplement jenes Werkes dienen kann.

Wie so viele der holländischen radirten Blätter sich durch den darin herrschenden Geist auszeichnen, so find auch Adrian van Ostade's Blätter durch den Charakter der Scene und des Vortrags mit Geist und viele mit sehr zarter Nadel gegeben, und dabei ist in der Zeichnung und mit wenigen Zügen ein vollendeter Ausdruck der Handlung und die höchste Wahrheit, ohne Anspruch einer sich bloß dem Auge zeigenden Mechanik der Behandlung. Somit rechtstreffig sich für die Liebhaber der radirten Blätter die geistige Arbeit, da sie gewiß in jeder Sammlung besonders in alten Drucken, die jetzt sehr selten sind, eine wahre Zierde ausmachen *).

Bartsch sagt sehr richtig, daß man, was Descamps in der Lebensbeschreibung des Künstlers behauptet, durchaus auch von diesen Radirungen, da sie kleinen Gemälden gleichen, sagen und anwenden könne.

Von der Mehrzahl dieser Blätter gibt es recht gute und einige sogar als betrüglich zu nennende Copien.

Außer jenen genannten, von ihm eigenhändig radirten Blättern sind sehr viele nach ihm gezeichnet worden, worunter als von ältern Kupferstechern die vortrefflichen Blätter von Gornel, de Wisker und Johann. de Wisker, von Jonas Suckerdorff, von Danterts, dann die von Wille, G. Fr. Schmidt, Alimiet, Bôuwart und vorzüglichsten alten französischen und englischen Kupferstechern, sowie von neuern die Blätter zu dem Museo Napoleon. von Boissot, Chataigner u. s. w. gehören *). Unter den in Zeichnungsmanner gegebenen Blättern, die gleichsam Facsimiles sind, sind die vorzüglichsten von Ploos van Amstel, Janninet und Katharina Chalon mehr als vortrefflich zu nennen. (Frenz.)

OSTADE. (laac van), Adrians jüngerer Bruder und Schüler, geb. gegen 1612, widmete sich auch dem Fache seines Bruders, doch mehr für das Land-haftliche, worin er Vieles vollendete, aber ohne den Rang seines ältern Bruders zu erreichen. Verschiedene Kunstautoren

*) Descamps, Vie des peintres Flamands etc. 3) Von Mailasson gibt es eine Charakteristik der holländischen Watercien.

4) Watelet, Dictionnaire des arts etc. Vol. IV. p. 408. 5) Wer nicht Gelegenheiten hatte, Originalzeichnungen Ostade's zu sehen, kann für colorierte besonders sich leicht eine Ansicht in den vortrefflichen Facsimiles von Ploos van Amstel verschaffen. Das Königl. Handzeichnungecabinet zu Dresden unter der Leitung des Verfassers besitzt einen Ezech Zeichnungen von Ostade, als auch von seinen Schülern Rega und Gorn. du Cart.

6) Eine der seltensten Blätter, das in vielen Sammlungen fehlt, ist unter dem Namen die Kaiserin (Bartsch Nr. 55) bekannt. Man bezahlte zuweilen einen solchen Druck mit 25—30 Thlen. Fast ebenso theuer bezahlte man die ersten Abdrücke des Blattes der Natter (Bartsch Nr. 52), wo die ersten Drücke mit später hoher Wähe sein müssen. 7) Die Königl. Kupferstichsammlung zu Dresden besitzt nach ihm 151 Stiche. Das Museo Napoleon. von Favart und Peronelle enthält 6 schön gestochene Blätter. Die kleine Ausgabe von Hilpolt 10 Blätter.

schillern ihn als einen guten Coloristen von warmem Tone, welcher wirklich in seinen Gemälden zu finden ist. Deffenungsgradet liegt etwas Unbestimmtes in den Formen und in der Belebung.

Seine landschaftlichen Gemälde, oft mit Figuren geziert, enthalten ebenfalls immer Stichthäuser, vor welchen sich Bauern mit Trinken oder Tanzen betheiligen. Keineswegs aber sind diese Figuren mit demselben Geist und Charakter als die von Adrian von Dülake entworfen; es liegt bei zwar sehr gefälliger Manier, doch ein gewisser gleichgültiger Ausdruck in ihnen, der den Kenner wenig befriedigen kann. Jaak van Dülake starb sehr jung. (Frenzel.)

OSTAMA, nach Ptolemäus eine Stadt in dem Innern des glücklichen Arabiens, sonst unbekannt. (Völcker.)

OSTANKOWO, ein ansehnliches Kirchdorf, eine kleine halbe Meile von Moskau, mit einem prächtigen, überladenen Palast und Garten, dem reichen Grafen Scheremetjew gehörig. (J. C. Petri.)

OSTAR, OSTER, OSTERA, wurde nicht bloß früher*) als Göttin der Eichen, sondern wird auch noch in neuerer Zeit als solche aufgeführt;*) soll eins mit der Aste sein, und aus dem Morgenlande herübergebracht, von dem altindischen As, Liebe, den Namen haben, oder auch ihr Name aus dem Namen der Freia Astarbis (d. h. Liebesgöttin), Astarog (Liebesgotttheit) entstanden, und sie eins mit Freia und Venus, und Luna und dem Monde sein, und auch der Mond Ostar geheißen haben*), und vorzüglich unter den größten Eichen verehrt worden, und die Benennungen vieler Dörfer, Wälder und Berge noch deutliche Spuren ihrer ehemaligen Verehrung sein; z. B. Osterholz, ein Holz, in welchem die Aste, Ostar, verehrt worden, der Osterberg bei Brunschwien, auf welchem ein Baum der Ostar sich befunden, Osterode*), bei welchem die Verehrung der

Oster stattgehabt habe u. s. w. Doch ist man zur Ostar nur durch Vermuthung gelangt, nämlich durch die angelsächsische Göttin Eostre, nach welcher, wie Beda berichtet, der Fastenmonath (Eftermonat, April) genannt war?). Vergleichen wir den Fastenmonath der Angelsachsen mit dem Fastenmonath der Griechen, und das Angelsächsische ostaron, Ostar, und das Altchristliche ostaron, Ostar, so muß die Eostre, welche die Angelsachsen mit nach Britannien gebracht hatten, in den andern teutschen Mundarten allerdings Ostar oder Ostare geheißen haben. Auch mag die der Verehrung der Ostar zugeschriebene Osterfeier von ihr ihren Ursprung haben. Aber die Orte nachzuweisen, wo die Ostar verehrt worden, ist schon als Vermuthung ausgesprochen sehr ungenüßig, und als Thatfache vorgetragen ganz unstatthaft, da ostar, später ostre (Altindisch auster) nach Dän bin bedeutet, so z. B. in Österreich, (regna Orientalia bei Ebstir) Österreich (Esterreich, marchia orientalis), Ostarland (orions, das Morgenland, Lathien, Esterland (terra orientalis), Osterorsten (principes orientales), Osterberren (f. d. Art.), Osterorsten*). Folgerichtig zu denken müßte man alle diese Namen der Verehrung der Ostar, Oster zuschreiben. Daß bei Namen von Dörfern, Bergen, Wäldern, die nach Ostar, Ostar genannt sind, nicht allemal ein Gegenstand von Weiser sich mehr findet, oder je gefunden, dieser Einwand kann nicht gelten, da z. B. auch in Osterberren und Osterfürsten, als Gegenstand keine Weisererren genannt, wenn auch gedacht, sich finden. Ähnlich kann ein Ort recht gut ein Osterholz oder einen Osterwald, einen nach Osten liegenden Wald haben, ohne daß sich jedesmal ein Gegenstand ein Weiserwald findet*). Daß dem Osterholz entgegengesetzte Holz oder der dem Osterberg entgegengesetzte Berg hatte dann einen andern Namen, der den Gegenstand zwar nicht ausdrückte, aber zur Bezeichnung des Berges oder Waldes hinreichte.

(Ferdinand Wächter.)

OSTARBURG, OSTERBURG, ein Gau in Sachsen, welcher schon im neunten Jahrh. vorkommt, nämlich eine Abtheilung von dem Gau Ostarburg, aus dem

1) Sornol in eigenen Schriften, als von Musardus de Ostera Saxonia (Bremae 1704. 4.) und Theodor Hatzes de Saxonia Idolo Ostera, als auch andere, z. B. in Pauli Hagenbergii Germania Media, diuersa, VIII, de Religione Gentili. Cap. X. Edit. III. Gualtero Turci p. 186. Clevorus Germ. Ant. Lib. I. c. XXVII. p. 257. Neiders, Tract. hist. de statu religionis et reipublicae sub Carolo Magno et Ludovico Pio in veteri Saxonia p. 23. Crusius, De Vita et rebus praechore goetia Wislind. Cap. XII. bei Luciusfeld, Scripta, Rer. Germ. p. 104 und Luciusfeld selbst, Antiq. Gandersheim. p. 3. 2) Fing. Hagenberg, Lex. Mythol. p. 650. Eigt und Alchimi, Ostara um zur Theilnahme an den Aufgrabungen der Stadt Eichtum im September von Danitz (10. B. S. 3. h. E. 118), wo es heißt: „daß einst der Göttin Ostar geweihte Osterholz zwischen der Aste, Ost und Schwerepfalz“ 3) E. außer den in Not. I. angeführten Schriftstücken z. B. Dammert, Compendium teutischer Aberglauben. S. 62. wo Ostar, Ostar unter den Namen des Weiser aufgeführt werden jedoch nicht sagen zu können, daß der Weiser, wie sonst die Sprache, als auch die Schriftsteller der Romanen zeigt, eine männliche Gestalt war. 4) Nach dem Märchen von Bonifacius verführte dieser an dem Orte, wo nachmals Osterode erbaut ward, den obigen Astar. Serrarius, Mosau. Rer. Lib. III. N. 1. p. 474. bei Osterode hot man sich auch gehalten, auf welchem Berge die Ostar verehrt worden, s. das Märchen bei Luciusfeld, Antiq. Gandersheim. p. 4.

5) Beda Fenerabilis, de temporum ratione. Cap. 13. de mensibus Anglorum, Bedae Op. Geier Zug. von 1612. T. II. p. 68. 6) E. die Nachrichten von J. B. Wächter, Gesch. Sachsen. S. 28. E. 275 und Ferner der Art. 1. Abs. 1. Abth. E. 91. 92. 7) Außer dem Weiserwalde findet sich bekanntlich auch ein Osterwald (niederdeutsch), Weiserwald (Dorf im Kreis Bückeburg), Weiserwald (Dorf ebendort), Weiserwald (Dorf zwischen Schwell- und Haffst und Dorf am Haffst Rimbach), Weiserwald (für Osterode, Dorf aus dem Giechert und Dorf am Haffst), wer wollte die dieses und vielen andern mit Weiser zusammengehörigen Ortsnamen als eine Göttin Weiser denken, und doch soll man Osterode, Osterholz u. alt normale Verehrungsplätze der Göttin Ostar annehmen! — über die Ostar als Oger, und die von ihr genannten Berge siehe außer den bereits angeführten Schriften Falkenstein, Norddeutsche Alterthümer. S. 161. Kreuzer, Niedersächsische und Ostfälische Alterthümer. (Helmig 1825.) S. 82 ff. Treu, committ. Sammlungen zur Geschichte des norddeutschen Heidentums. S. 60 u. 61, besonders antiquarische Nachrichten von der kaiserl. Pfalz bei Dornburg an der Saale. (Münster 1825.) S. 11.

Dreie Baldrickswich¹⁾. Ferner schenkt im Gau Osterburg ein Prior von Sachsen dem Stifte Fulda Güter. Unser Gau ward sonst gewöhnlich²⁾ in der Altmark gesucht, weil hier an der Ucht Schloß und Stadt Osterburg sich findet. Aber dieses Osterburg lag im Gause Belssem; und man hat den Beweis geführt, daß der Gau Osterburg in der Grafschaft Schaumburg und im Stifte Minden³⁾, oder näher bestimmt an der Weser, um Blotho und Rinteln, gelegen habe⁴⁾.

(Ferdinand Wächter.)

OSTARIA. 1) Ein Dorf im josephthalischen Bezirk des oguliner Regiments, im kaiserlichen Generalat der österreichischen Militärgrenze am Rzesznica-Flüßchen, das gleich dem josephthalischen Bache sich nach einem kurzen Lauf in die Eder vertieft, an der von Jengg nach Karlsbad führenden sogenannten josephthalischen Hauptstraße und Commercialstraße zwischen Josephthal (2047 Kl. entfernt) und Hum (1896 Kl. davon entfernt) gelegen mit einer zur katholischen Diöcese Jengg und Wodrusa gehörigen katholischen Pfarre und Kirche, 210 Häusern und 264 katholischen Einwohnern. Von Josephthal im Gersowitzer oder Maniawabale führt bis Ostaria eine Allee, die von hier auf der Seitenstraße weiter bis zum Stabsquartierort Duglin fortgeführt ist. Das ehemals in Ostaria befindliche Hauptmanns-Quartier ist jetzt nach Josephthal verlegt. 2) Ein Dorf im kikaner Bezirk des gleichnamigen Regiments, im kaiserlichen Generalat der croatischen Militärgrenze, mit einer katholischen Pfarre und Kirche, 18 Häusern, und 90 katholischen Einwohnern. Dieses Dorf ist auf der Höhe des Bellesbith-Gebirges an der von Gschpitz nach Carlopago führenden Allee, und Commercialstraße zwischen Bruljane und dem letzten Hafen, von Bruljane eine Meile und von Carlopago 2 Meilen entfernt gelegen, auf welcher Strecke die Straße hausscheinlich gebaut ist. Zwischen Bruljane und Ostaria liegt der 1½ Stunde lange Berg Lakolitz und zwischen diesem Dorf und Carlopago erhebt sich der Bellesbith, über den die genannte Straße sehr steil bergab führt. (G. F. Schreiner.)

OSTASCHKOW, Kreis im russischen Gouvernament Awer, den westlichen Theil desselben bildend und an die Gouvernements Nowgorod und Pskow grenzend. Seine Oberfläche beträgt gegen 540,000 Desjätinen, worauf 70,000 Menschen wohnen. In ihm befindet sich eine fast bewaldete Hügelkette, mit vielen Sümpfen und Morästen, aus denen die Wolga und Duna entspringen. Außer diesen beiden Flüssen befinden sich in

ihm der Ina, Kofcha, Balbela u. s. w.; sodann die Seen Seliger, Bielut, Wolgo, Iro, Glubotce, Sig, Conina, Eter, Sabro u. s. w. Die Balbela beschäftigt viele Bewohner, indem diese theils Barken bauen, theils Acker schwelen; einige Dörfer beschäftigen sich fast nur mit Wollarbeit, andere machen Schitten u. s. w. Auf den Seen wird viel Fischerz getrieben; weniger bedeutend sind Ackerbau und Viehzucht.

(L. F. Kämtz.)

OSTASCHKOW, eine bedeutende Kreisstadt in der russischen Statthaltschaft Awer, unter 57° 9' nördl. Br. und 50° 52' L., 69 Meilen von Petersburg und 48 Meilen von Moskau, auf einer Halbinsel des Seliger-Sees, in welchem auf einer Insel ein schönes Kloster liegt. Sie ist regelmäßig gebaut, hat über 900 Häuser, unter welchen 100 steinerne, 6700 Einwohner, welche durch Handel und acht Lederfabriken gute Nahrung haben, sonst aber wenige städtische Gewerbe treiben. Ihr Handel ist fast bloß auf Landverzeugnisse eingeschränkt, die meistens nach St. Petersburg gehen und einen Gegenstand von mehr als 300,000 Rubel ausmachen; auch werden vier berühmte Jahrmärkte gehalten. Die öffentlichen Gebäude sind das Stadthaus, einige Gerichtshäuser, eine Schule für 250 Kinder, eine kaufmännische Lehranstalt und ein Findelhaus. (J. C. Petri.)

OSTE (Peter Dall' Oste), gef. am 26. Febr. 1822, ward den 17. Junius 1790 in Dergo geboren. Er studirte Medicin in Padua, und darselbst zum Doctor erant, besuchte er mehrere Hochschulen Italiens. In Mailand wurden ihm Roccellii und Moscati, in Pavia Scarpa und Raggi besonders gewogen. Als er sich eben in Venedig als praktischer Arzt niederlassen wollte, berief ihn die Regierung nach Padua zum Assistenten und zweiten klinischen Lehrer. Hier wurde er bald vertrauter Freund Brera's, dessen klinische Jahresberichte er abfasste, und in dessen Journal mehr Abhandlungen von ihm, mit und ohne seinen Namen, eingelegt stehn. Auch besorgte er zwei Ausgaben des Brera'schen klinischen Receptalchenbuchs mit zwei verschiedenen Vorreden, worin er über die Grundsätze seines Lehrers und Freundes vieles Licht verbreitet.

Zunächst nahmen ihn die gelehrten Vereine in Padua, Verona, Bologna und Ferrara zu ihrem Mitgliede auf; von der Regierung ward er bald darauf zum medicinisch-klinischen Lehrer bei der chirurgischen Schule in Padua ernannt. Als solcher zeichnete er sich besonders aus, und wirkte viel für Wissenschaft und Kunst, überdies aber in seinen Anstrengungen, und starb in der Blüthe seines Lebens an der Luftröhrenschwinducht, als grade sein Eiferstinn und seine Kenntnisse zu den schönsten Hoffnungen berechtiget. (Vergl. A. v. Schönberg in d. allgem. medic. Annal. des 19. Jahrs., 30. Quartalheft des Supplementbandes. 1821 = 1825. S. 1414 fg.) (Th. Schreger.)

OSTEIN, Dörschen, vormals in die oberösterreichische Herrschaft Irdning, gegenwärtig in das franz. Departement des Oberrhheins und den Canton Sully des Bezirks von Kolmar gehörig, ist das Stammhaus des ju

1) De pago Osterburgo, ex villa comine Baldrickswich. (Vita S. Willibadi. Cap. 9. 1c) Petz, Mon. Germ. Hist. Script. T. II. p. 387. Osterburg ist Brügung für Osterburg. Eberhardus Fuldensis Cap. V. Nr. 67 führt unter den Schenkungen von Schen an; Hohrib de Saxonia tradidit bona sua in villis Nortfeld, Eisingen, Rietel, Bichlingen, Welice, item bona sua in Rota in pago Osterburg; Osterburg ist als Brügung für Osterburg zu betrachten. 2) So vom Chron. Gottwicens. p. 724. Beckmann Chron. Brandenburg. T. I. p. 112 und an der. 3) S. Petz, Tradit. Corbei. p. 11. Gerslein, Fragm. Marchica. T. 6. p. 180—182. 4) Petz zur Vita S. Willibadi I. c. p. 387.

legt gräflichen Hauses Ostein, kaiserlich hatte man bisher das viel bedeutendere, an der Landgrafschaft gräflichen Kolmar und Schlettstadt gelegene Pfardorf Ostein dafür gehalten. „Karl Ferdinand von Ostein hat,“ so erzählt man, „im J. 834 unter dem Papst Pothall und dem römischen Kaiser Lothario das Schloß Ostein im Ertzsaß erbauen. Er hinterließ einen Sohn, Namens Ludwig Ferdinand von Ostein, welcher im J. 839 gedachtes Ostein vererbt, auch einen Sohn zurückgelassen, dessen Namen man aber nicht weiß.“ Wir glauben diesen Umstand, denn als solchen vererbt er sich auf den ersten Anblick, mittheilen zu müssen, indem es noch gerade wieder Mode werden will, das Publicum mit dergleichen Dingen zu unterhalten. Die Wahrheit zu sagen, so eichen die Nachrichten von dem ursprünglich ritterbürtigen Geschlechte kaum bis zum Anfange des 15. Jahrhunderts. Maximin oder Schmansmann von Ostein soll drei Söhne hinterlassen haben. Einer, Peter, trat im J. 1390 zu Murbach in den Benediktinerorden, wurde Propst zu St. Leodegar in Lucern und zuletzt, 1427, nach Wälders von Wäldersheim Tod, zum gelehrtesten Abt in Murbach erwählt. Als solcher errichtete er Mündnisse mit den Städten Kolmar, Ruffach und Sulz, und die Bürger haften ihm die Neubausche Hofenbattschall und Freundschinn einnehmen und zuwenden. Er erweiterte auch des Stiftes Gebiet durch Erwerbung der Schloßer Junglein, Hungerstein und Friedburg, und starb im J. 1434. Sein Bruder Bernhard oder Benedikt diente dem Stifte Murbach in mehreren Zeiten und war mit einer von Murbach verheiratet. Bernhard Urenkel, Johann Jakob von Ostein, kaiserl. murbachischer Rath und Amtmann zu Gersweiler, wurde in seiner Ehe mit Apollonia von Hallwil ein Vater von drei Söhnen. Einer, Johann Heinrich, geboren im J. 1579, wurde 1629 zum Bischofe von Basel erwählt, und hatte sammt seinen Unterthanen im 30jährigen Kriege viel Ungemach zu erleiden: abwechselnd wurde das Stift von Kaiserlichen, Schweden und Franzosen verheert. Besonders furchtlich war das Jahr 1637, als der Herzog von Sachsen-Weimar vier Winterquartiere nahm, ungeheure Contributionen erob und seinen Soldaten die ärgsten Frevel erlaubte. Auch im J. 1639 wurde das Stift in gleicher Weise heimgesucht, obgleich der größte Theil der weimarischen Armada in Hochburgund stand, und der Herzog selbst sein Hauptquartier in Pontarlier hatte. Von dort aus entfielte er eine Besatzung nach dem Schloß Arguel, von dort aus kamen auch die streifenden Parteen, die, nicht zufrieden mit der wiederholten Anplünderung der zum teutschen Reiche gehörigen Gebiete des Stiftes, jetzt auch in die der Eigenschaft jugendlichen Freie einbrachen, und namentlich das St. Immerthal mit Feuer und Schwert verheerten, die Archive und die öffentlichen Kassen wegnahmen, und die südklichen Beamten absetzten. Als die Räuber endlich, auf die wiederholten Vorstellungen der sieben katholischen Cantone wenigstens diesen Theil des Hochstiftes verlassen, legten sie an mehreren Orten Feuer an, namentlich ging das Dorf Menan größtentheils in Flammen auf.

Der Fürst selbst hatte längst schon Braunhut verlassen müssen, um abwechselnd seine feste Burg Birsfeld, oder der Solothurner Haus Dornach zu bewohnen, und der Wahlpruch, den er sich erwählte: Nasci, pati, mori, bezeichnet genugsam das Königlich seiner Lage. Er starb zu Delsberg den 18. Nov. 1646. Der ältere seines Bräders, Johann Georg, kaiserlicher Statthalter zu Eustheim, vermählte sich den 7. Oct. 1602 mit Agnes Haack von Stromberg und starb im J. 1635, mit Hinterlassung eines Sohnes und zweier Töchter. Die ältere Tochter, Maria Ekter, wurde an Franz Friedrich von Eidingen, die jüngere, Maria Agnes, an Johann Christoph von Stadion verheiratet. Der Sohn, Johann Jakob, kaiserl. bayerischer Geheimrath und Landhofmeister zu Braunhut, starb im J. 1664, nachdem er in erster Ehe mit Anna Margaretha von Kappenheim, Witwe von Sandbühl, in anderer Ehe mit Anna Magdalena von Delsberg, Witwe von Eidingen, verheiratet gewesen. Eine seiner Töchter, Maria Regina, geb. 1643, hat sich als gefürstete Adiksin des Stiftes St. Heiden zu Eidingen, in dem von ihr neuerbauten Münster ein städtisches Monument gesetzt und starb im J. 1718. Von seinen Söhnen erster Ehe starb Johann Heinrich, geb. im J. 1642, als Domcaplan zu Würzburg und Dechant des Ritterstiftes zu Kumburg, den 2. Febr. 1696. Der ältere, Franz Georg, war des Erzbischofs Ferdinand Karl von Türol Obrist-Einkammerer und mit Anna Maria Franziska von Freiburg verheiratet, hatte aber nur eine Tochter, Maria Franziska, die das siebente Jahr nicht erreichte. Von Johann Jakobs Söhnen anderer Ehe war der ältere, Johann Franz Karl, Graf von Ostein, den 4. Oct. 1649 geboren, und hat derselbe als Domherr zu Bamberg, Würzburg und Kumburg, kurlandischer, kaiserl. damburgischer und würzburgischer Geheimrath und Consistorial-Präsident, durch weise Sparsamkeit den Grund zu dem Reichthum seines Hauses gelegt, wie er denn überhaupt ein erfahrener Geschäftsmann gewesen ist. Er starb den 20. März 1718. Der jüngere, Johann Franz Sebastian, erster Freiherr und Graf von Ostein, Herr zu Heinsbrunn, geb. zu Braunhut den 4. Nov. 1652, war kurlandischer Geheimrath, Kammerherr und Oberamtman zu Amersbach, verkaufte den größten Stammis in Ostein um 12,000 Kiores an die Antoniter-Comthurei zu Jenseim, erkaufte dagegen im J. 1710 um 400,000 Gulden die große, in dem fruchtbarsten Theile des gasauer Kreises von böhmischen gelegene Herrschaft Walschau, empfing am 22. Dec. 1711, dem Krönungstage Kaiser Karls VI., von dessen Hand den Ritterschlag, wurde im J. 1712 sammt seinem Bruder in des k. K. R. Geseinsland erhoben, und starb zu Kischaffenburg den 24. Jun. 1718. In seiner Ehe mit Anna Charlotte, des Grafen Melchior Friedrich von Schönborn Tochter, verm. den 12. Jan. 1687, geft. zu Kischaffenburg im J. 1746, hatte er 18 Kinder, von denen aber nur neun, Johann Friedrich Karl, Ludwig Karl Johann Ebert, Johann Franz Heinrich Karl, Johann Franz Wolfgang Damian, Lothar Johann Hugo Franz, Maria Anna Eber-

laste Franziska, Johann Philipp Karl Franz, Ludwig Wilhelm Johann Maximilian und Maria Antonia Franziska, den Vater überlebten.

1) Johann Friedrich Karl, geb. den 6. Jul. 1689, wurde von Jugend auf dem geistlichen Stande bestimmt und daher mit besonderer Sorgfalt zu dem Studium der gelehrten Sprachen angehalten. Er war des Erz- und Hochstifts Mainz und Würzburg, wie auch des Ritterstifts St. Aiken zu Mainz Capitular, als er durch Wahl vom 20. Oct. 1724 auch noch die Pfründe des St. Bartholomäusklosters zu Frankfurt erlangte. Nach dem Tode des Kurfürsten von Mainz, Philipp Karl (27. März 1743), wurde der Graf von Ostein als Domcapitul, mit noch zwei andern Domherren ernannt, um Namens des Domcapitels die Interimregierung zu führen. Sie war aber von sehr kurzer Dauer, denn Kaiser Karl VII., von dem französischen Hofe mächtig unterstützt, wollte durchaus dem Domcapitel seinen Bruder, den Bischof Johann Alexander von Freysingen und Regensburg, ausdauern, während die seit dem Februar 1743 durch das Bündniß und Schmäh gegen den Rhein vordringende pragmatische Armee nicht unbedeutlich die Abtheilungen ließ, eine solche Wahl durch alle Mittel zu hindern. Um der Ungewißheit so schnell wie möglich ein Ende zu machen, versammelte sich das Domcapitel am 22. April 1743, und nach an demselben Tage wurde der Graf von Ostein zum Kurfürsten erwählt. Die pragmatische Armee hatte dabei vollständig nicht geschadet; ihre Generale sithen, dem neuen Kurfürsten, dem bekannten Anhänger Österreichs, ihre Huldigungen und Schwürnisse darzubringen. Auch König Georg II. erlaubte sich am 24. Aug. nach Mainz, um ihn Besuch, den er am 16. in Biberich von dem Kurfürsten empfing, zu erwidern. Als der König sich verabschiedete, sprach er, den Kurfürsten traulich an der Hand lassend: „Gew. Edd. werden jederzeit ein wahrhaft deutsches Gemüth in mir finden.“ Am 15. Sept. empfing der neue Kurfürst in dem Dome zu Mainz von dem Kurfürsten von Köln die erbkaiserliche Weite. Hierdurch vollständig in seiner Würde bestesigt, säumte Friedrich Karl nicht länger, seine Reueigung für Österreich auch durch die That zu demöthigen. Die Königin von Ungern hatte ihn durch Schreiben vom 27. Aug. 1743 ersucht, als bisher von der österreichischen oder böhmischen Gesandtschaft zur Bewahrung ihrer Herrschaft bei dem Reichsdirectorium übergebene Schellen zur Dictatur zu bringen, und er ließ wirklich am 23. Sept. diese königliche Bewahrungs-urkunden durch seinen Directorial-Gesandten zu Frankfurt, wohin der Reichstag verlegt worden, zur Dictatur bringen. Dieselbe nahm der Kaiser so lädel auf, daß nicht nur der bairische Gemaltalschreiber bei dem kurfürstlichen Collegium eine Beschwörung gegen Kurmainz eingeben und besapaupt mußte, es sei durch diese Dictatur der neuen Wahlcapitulation zu nahe getreten worden, sondern er gab auch selbst am 28. Sept. ein nachdrückliches Circulare heraus, worin dargelegt werden sollte, daß der wäner Hof nichts anderes gesucht habe, als sich den Weg zu wählender Activität bei der gegenwärtigen Reich-

versammlung zu bahnen, welches doch unmöglich stat finden kann, so lange dieser Hof das Reichsoberhaupt nicht anerkannt habe. Verschiedene Kurhöfe, besonders Hannover, suchten in der Beantwortung des kaiserlichen Circulars. Reueigniß sowohl die Königin als den Kurfürsten zu rechtferigen; nichtsfürsinniger wurden durch kaiserliches Commissions-Decret vom 11. Dec. 1743 die obgedachten Schreiben nicht nur pro non dietatis, ja str. mal und nichtig erklärt, sondern auch den sämtlichen Reichsfürsten angetragen, besagte Schreiben auf gleiche Weise anzusehen, und sie daher durch einen gemeinsamen Reichschluß sowohl pro non dietatis zu erklären, als auch von den Reichsfürsten abzulassen und als nichtig zu verwerfen. Dieser Reichschluß ist aber nicht erfolgt, vielmehr wurden den 3. und 6. Julius 1744 der Königin von Ungern mehrere Schriften durch Kur. Mainz zur Dictatur gebracht, welches den Kaiser dergestalt erlöbte, daß er am 12. Sept. ein nachdrückliches Schreiben an den Kurfürsten ergab, in, darin er ihm den vermeinten Mißbrauch des unter kaiserlicher und Reichsautorität zu verwaltenden Reichs-Directorialamtes zu erlassen gab, ihn ermahnte, künftig eine genauere Beobachtung seiner Amtsschuldigkeit zu erweisen, auch zu ernstlicher Abstellung von verglichen Directorial-Gedrechen wirklich Hand anzulegen, und dadurch zu verhüten, daß Er. Maj. gendigt würden, durch andere Mittel und Wege Dero höchst kaiserliche Würde und Ehre sowohl, als des Reichs Hoheit gegen alle weiteren Beleidigungen zu vindiciren. Hierauf antwortete der Kurfürst in einem am 30. Sept. zur Reichsdietur gedruckten Schreiben, gleichwie er schon vorher gethan hatte, als er am 21. Sept. zu Frankfurt dem Kaiser seine Aufwartung machte. Er wurde mit den gewöhnlichen Höflichkeitseiten empfangen, und von dem Kaiser mit in seinen Zimmer genommen; wo der Kurfürst sein bisheriges Verfahren bezeugt entschuldigte. Der Kaiser hörte seine Rede mit ansehnlicher Miene an, ohne ihn Wort zu sagen—wahrscheinlich wollte ihm nichts einfallen—and zog darauf den Kurfürsten an seine Tafel. Er kam zwischen die Kaiserin und die älteste Prinzessin in einen Armfessel zu sitzen, und präsentirte nach der Tafel das aus den Händen einer Dame empfangene Handtuch. Am 23. Sept. erfolgte der kaiserliche Gegenbesuch, inoognatio, und am folgenden Tage beehrte der Kurfürst in seine Residenz zurück.

Ausgesiehet war er mit dem Kaiser nicht; dazu war keine Möglichkeit vorhanden, nachdem Karl Friedrich schon im April 1744 mit Großbritannien einen Subsidienvertrag abgeschlossen hatte, kraft dessen er, gegen eine jährliche Subsidie von 18,000 Pf. Sterl., eine Besatzung von 6000 Mann in seiner Residenzstadt unterhalten, und den Übergang über den Rhein seinen andern, als den allierten Truppen verstellen wollte. Der Zwist sollte aber gar bald ausgeglichen werden; Karl VII. starb den 20. Januar 1745, und der Kurfürst von Mainz als Director des kurfürstlichen Collegiums ließ sämtliche Kurfürsten, auch die Königin von Ungern, wegen Böhmens, zur Kaiserwahl, nach Frankfurt auf dem 1. Junius-

1745 einladen. Ebenfalls und seit der Mitte des vorigen Jahres, lieten die mainzischen Kurlande unendlich durch ein französisches Occupationstheer, das schwere Contributionen und fast unerschwingliche Forderungen an Forrage, Proviand und sonstigen Kriegsvorräthen einbrachte, in den Quartieren auf Kosten der Unterthanen gewaltig leidet, und dabei noch arges Fieber verbrüt, wahrscheinlich um den Unterschied zwischen Franzosen und Engländern recht fühlbar zu machen. Kurz vorher hatte nämlich König Georg II., den durch die englischen Truppen in dem Kurfürstenthume Mainz während des Feldzuges von 1743 angerichteten Schaden zu vergüten, 43,000 Pf. Sterl. übermacht. Indessen, je näher der Wahltermin herbeikam, je mehr äherte sich auch die allirte Armee den mainzischen Landen und der Stadt Frankfurt, um die Wahl zu bedecken, wodurch die Franzosen gedehigt wurden, sich über den Rhein nach der Pfalz zurückzuziehen. Der Großherzog von Toskana kam hierauf selbst, in Begleitung vieler Generale, nach Mainz, dem Kurfürsten einen Besuch abzustatten. Der französische Hof nahm hiervon Anlaß, in einer öffentlichen Schrift zu behaupten, der Kurfürst habe, die Wahl des Großherzogs zu befördern, seine Krieger den österreichischen Truppen einräumen, und ihnen damit den Rhein öffnen, die Wahlversammlung aber nach Erfurt, oder anderswohin verlegen wollen, um nöthigenfalls die Stimmen der Kurfürsten für den Großherzog zu erzwingen; die vornehmsten Minister des mainzischen Hofes seien erkaufte worden, um solchen Projecten ihren Beifall zu geben u. s. w. Es bedurfte indessen dieser ausschweifenden Projecte keineswegs, um die Kaiserkrone dem Großherzoge zu verschaffen; die Wahl kam am 13. Sept. zu Stande, und am 4. Oct. wurde der neue Kaiser von dem Kurfürsten von Mainz, unter Beistande des Kurfürsten von Trier und des ersten kurclnischen Wahlbotschafters, des Grafen von Hohenloern, gekrönt und gekrönt. Der Karl Friedrich nach Mainz zurückkehrte, mußte er noch den neuen Reichsbotschaft eröffnen, und den Kurfürstenverein befestigen. Von Mainz aus aber schrieb er einen Directorial-Gongreß der vier vorliegenden Reichskreise, Ober- und Niederrhein, Schwaben und Franken nach Frankfurt aus, um die Verordnungen, die jeder Kreis bisher einzeln gegeben, gemeinschaftlich fortzusetzen, und sich wegen der inneren oder stehenden Krisis genauer zu verbinden; die Association dieser Kreise kam auch vornehmlich durch die Kurfürsten Bemühungen zu Stande. Jetzt endlich in etwas gegen äußere Angriffe geschützt, begann der Kurfürst, den inneren Angelegenheiten des Erbkaisers seine Aufmerksamkeit zuzuwenden. Um die Universität zu Mainz in größere Aufnahme zu bringen, erneuerte und vermehrte er im J. 1746 ihre Verfassung, Rechte und Freiheiten; es schenkte derselben zum öffentlichen Gebrauche seine zahlreiche Bibliothek, legte einen botanischen Garten, ein Theatrum anatomicum und eine Reitbahn an, brachte vornehmlich das juristische und medicinische Studium in bessere Ordnung, sorgte aber auch für thätige Lehrer in andern Fächern. Am 29. Dec. wurden die erneuerten

akademischen Rechte und Privilegien publicirt. Dagegen konnte der Kurfürst die Halls althilflichkeit, die er in Rom gesucht, um zu dem durch den Tod seines Oheims, des Grafen Friedrich Karl von Schönborn, erledigten Bisthume Bamberg zu gelangen, nicht erhalten. Im Februar 1748 überließ er dem vereinigten Niederrhein doch nur für die Dauer eines Jahres, einige Bataillone von seinen Truppen. Der Hauptstabs Mainz bewilligte er drei Messen, wozu die erste den 26. Mai 1748 den Anfang nahm. Um auch in anderer Beziehung den Flor der Handlung zu befördern, setzte er eine Commercen-Commission nieder, auch erhielt die Stadt Mainz eine Börse und ein Pfandhaus, oder eine Leihbank. Am 7. Oct. 1748 wurde Karl Friedrich zum Coadjutor des Bisthums Worms ernannt. Im Nov. 1749 gerieth er mit dem Fürstbischöfe von Würzburg in große Irrungen, indem der von Wolfstahl, der den Fürst Bischof von Würzburg zu Erben trug, darin eigenmächtig einen Holzschlag vornahm, ohne den mainzischen Hof darum zu befragen, während dieser nicht nur die Hoheit, sondern selbst das Eigentum des Forstes in Anspruch nahm. Beide geistliche Fürsten ließen schon Truppen marschiren, doch wurde die Sache nach vorläufiger Unterhandlung gütlich beigelegt. Als der Papst am 4. Dec. 1752 die Abtei Fulda zu einem Bisthume erhob, dem Bischofe von Würzburg aber das Pallium verlieh, widersetzte sich besonders Karl Friedrich, sowohl als Reichsdirector, wie als Erbkaiser, diesen Neuerungen, in denen er den Untergang der teutschen Hierarchie erblicken wollte. Seine Beschlüsse, so nachdrücklich sie auch vortragend wurden, machten jedoch in Rom den gehofften Eindruck nicht. Im J. 1754 gründete er zu Erfurt die Akademie nächlicher Wissenschaften, die auch nach seinem Namen die Friedrichs-Akademie hieß. Am 24. Julius 1755 verkündigte er das „Kurfürstlich-mainzische Landrecht und Ordnungen für sämtliche kur-mainzische Landen, ausschließlich deren erbkaiserlichen und reichsfürstlichen, sodann deren gemeinherrschastlichen Erben,“ und man muß gestehen, daß er sich durch dieses Werk als gelehrten großen Verdienst erworben hat. Im J. 1756 fiel ihm durch den am 18. Januar erfolgten Tod seines Oheims, des Kurfürsten von Trier, das Bisthum Worms zu. Als Reichsdirector hatte er an den Verhandlungen der Reichsversammlung, wodurch der König von Preußen für einen Feind des Reiches erklärt, auch gegen ihn ein Reichs-Exercutionskrieg beschlossen wurde, sehr thätigen Antheil nehmen müssen. Diese Thätigkeit und seine bekannte Anhänglichkeit an Österreich reizten jedoch den Unwillen des großen Friedrich. Er gab dem Kurfürsten öffentlich Schuld, daß er dem preussischen Comitiat gegen den Regensburg bei jeder Gelegenheit junivier gewesen sei, daß sein vornehmstes Bestreben darin gelegen, dem König an den Reichstage Feinde zu erwecken; daß er sogar einen Theil seiner Truppen in fremden Sold gegeben habe, um sie gegen Preußen setzen zu lassen. Eine Folge dieses Unwillens war, daß des Erbkaisers Mainz Lande in Thüringen, und besonders die Stadt Erfurt, zu verschickenen Mälen, und

besonders im Junius 1757, und im Februar 1759, von den Preußen sehr hart belagert wurden. Auch das Eichsfeld, abwechselnd von den Franzosen oder von den Kaiserlichen eingenommen, litt unendlich, und wurde von Freund und Feind gleich sehr mißhandelt. Im J. 1760 wurde der Stadt Frankfurt, wegen der Herstellung des verlassenen Münzwesens, durch eine kaiserliche Commission, deren Anerkennung zwar der Magistrat verweigerte, sehr hart zugesetzt. In seiner Bedrängniß stellte der Magistrat vor dem Reichshofrathe die Behauptung auf, es gehe die Seigerung der guten Selbstorten größtentheils von den Mainzer Messen aus; diese Erschuldigung gab dem Kurfürsten Veranlassung, dem oberdeutschen Reichsconvent ein Memorial zu übergeben, darin er sich über das Anbringen der Stadt beschwerte, und dabei bezeugte, der Magistrat habe solches lediglich in der Absicht erlassen, um sein in dem Münzwesen gebrauchtes unerantwortliches Betragen wegen des den häufigen Münzverbrechen in den Ringmünzen der Stadt bisher ertheilten Schutzes mit ungebührlicher und der Wahrheit widerstehender Verunglimpfung seiner, als eines Reichs-Erzkanzlers und Reichsdirectors, zu beschönigen. Den hundertjährigen Frieden überlebte Karl Friedrich nicht lange; er starb an der Wassersucht zu Mainz, den 4. Juni 1763, und wurde am 25. Juni unter großen Feierlichkeiten beigesetzt. — Er war ein Mann von großer Einsicht und vielen guten Eigenschaften, liebte Künste und Wissenschaften, besaß die Kunst, Menschen zu beherrschen, und hatte in Verwaltungsangelegenheiten viele Erfahrung gesammelt. In seiner Politik hielt er sich streng zu Österreich, und war daher seine Erhebung auf den mainzer Stuhl für Österreich ein wahrer Glücksfall; er, als Reichsdirector, hat den siegreichen Waffen der Königin von Ungern zuerst auch den Anstrich der Gefeßlichkeit verliehen. Als leichenschaftlicher Jäger machte er zu Zeiten große Wäulen in den Regierungsgeschäften, und dann besand sich der Staat in den Händen einiger Wüßlinge, die ihre Erhebung lediglich dem Zufalle zu verdanken hatten. Bis zu dem letzten Altemzuge blieb dem Kurfürsten die vollkommenste Geistesgegenwart. Am 4. Juni kamen der Kanzler und der geheime Secretair noch zur Audienz; ihnen sagte Karl Friedrich: „Ich bin 20 Jahre ein biesiger Einwohner gewesen, 20 Jahre ein Domberr und 20 Jahre ein Erzbischof; ich bin nun nahe an dem Ende des 74. Jahres, und ich habe nicht die geringste Ursache, mein Leben zu betauern; da ich bereit bin, vor dem Richterstuhle des Höchsten zu erscheinen, so übergebe ich meine Seele in seine Hände.“ Wenige Minuten darauf war er verschieden. Drei oder vier Millionen Gulden, die er erspart, wurden seinem Resten zu Theil.

2) Ludwig Karl Johann Ebert, Domberr zu Bamberg, des Ritterklosters St. Burkard zu Würzburg Capitular, furmainzischer und fürstlich-bamburgischer Geheimrath und Kammerpräsident, war geb. den 6. August 1691 und starb den 10. Oct. 1734. 3) Johann Franz Wolfgang Dauling, geb. den 3. Mai 1694, war Domscho-

st. Burkard in Würzburg und zu St. Peter in Mainz, f. l. und furmainzischer Geheimrath, Derrantmann zu Amorbach; er starb den 5. Januar 1778. 5) Ertzherzog Johann Hugo Franz, geb. den 21. Juni 1696, war Domberr zu Eichsfeld und Augsburg, Prepp zu St. Moriz in Augsburg, Capitular zu St. Burkard, f. l. furmainzischer, fürstlich-augsburgischer, eichsfeldischer und südtürkischer Geheimrath, und starb den 27. Febr. 1759. 6) Maria Anna Charlotte Franziska, geb. den 3. Oct. 1700, starb unverehelicht, den 5. Mai 1766. 7) Johann Philipp Karl Franz Domberr zu Ertz und Ertlich, geb. den 3. Oct. 1697, starb zu Paris, den 9. Dec. 1719, und fand daselbst seine Ruhestätte. 8) Ludwig Wilhelm Johann Maximilian, geb. den 6. Dec. 1705, empfing als f. l. Oberlieutenant und Generaladjutant, am 19. Febr. 1736 den Kammererzschloß. Seit dem 27. Juni 1745 Generalmajor von der Cavalerie, besand er sich in der Armee, wache in demselben Jahre Frankfurt und die Kaiserwahl bedecken mußte, und wurde ausersehen, um in Gesellschaft des Reichserzmarfchalls, des Grafen von Pappenheim, die Nachricht von der Wahl dem Großherzoge nach Heidelberg zu überbringen. Ein sehr kostbarer Ring war der Lohn der willkommnen Botschaft. Am 13. April 1750 ward Ludwig Wilhelm Reichs-General-Feldmarfchall-Lieutenant, 1753. f. l. Feldmarfchall-Lieutenant, und den 14. Dec. 1755 f. l. Geheimrath. Er ward unverehelicht zu Wien, den 29. Aug. 1757. 9) Maria Antonia Franziska, geb. den 3. Aug. 1710, vermählte sich den 30. Jun. 1726 mit dem Grafen Carl-Johann Walpot von Bassenheim und starb zu Coblenz, den 6. Oct. 1788 (nicht 1736), nachdem sie seit dem 29. Juni 1731 Witwe gewesen. Wir haben demnach nur noch von

Art. 3) dem Grafen Johann Franz Heinrich Carl zu sprechen. Geb. den 2. Februar 1693, trat er als Kammererath und des böhmischn Hofkammerdes Raths, in f. l. Dienste. Im J. 1725 wurde er in den Reichshofrath eingeführt. Im J. 1734 ging er als f. l. Gesandter nach Petersburg, wo er bis zum 22. Febr. 1739 verweilt, nur daß er inzwischen auch den zu Kiewitow, im J. 1737 abgehaltenen Friedenscongrès, als erster f. l. Bevollmächtigter besuchte, und denselben mit einer lateinischen Rede eröffnete. Im J. 1740 wurde er an den König von England nach Hannover abgesandt, er folgte dem Monarchen sogar nach England, wurde aber im J. 1741 zurückgerufen. Das scheint ihn verriet zu haben, denn schon im folgenden Jahre trat er in Kaiser Karls VII. Dienst als Geheimrath und Reichshofraths-Präsident. Am 17. März 1742 eröffnete er zu Frankfurt den reichsfürstlichen Reichshofrath, nachdem er zuvor sämtliche Räte in Pflicht genommen; sechs Wochen später war er schon eine Leiche. Er starb zu Frankfurt den 30. April 1742. Er hatte im J. 1728 die wichtige, in dem glanzvollen Kreise von Wäbern gelegene Herrschaft Dattisch von dem Grafen Franz Maximilian von Fürstberg um 430,000 Gulden erkauft, und mit seiner ersten Gemahlin, der Gräfin Maria Karolina von Bricsch, die zu dem wärschischen Kreise gehörte

reichthummittelbare Herrschaft Woltenstorf erheischet. Maria Karolina, Tochter des Grafen Eiligg Preibitz von Berlesch, vermählt im J. 1732, starb zu Petersburg Anfangs des Jahres 1737. Zum zweiten Male verheiratete er sich im J. 1741 mit Maria Clara Elisabeth, des Grafen Karl Anton Ernst von Elz Tochter, die als Witwe 45 Jahre gelebt hat, und am 13. Juni 1786 gestorben ist. Aus der ersten Ehe kamen drei Kinder: 1) Johanna Charlotte Friederike Katharina, geb. zu Wien, den 25. Nov. 1733, vermählte sich den 16. Nov. 1755 mit dem Grafen Karl Friedrich Anton von Hagfeld, dem nachmaligen k. k. Staatsminister und starb als Witwe, im J. 1824. 2) Johann Friedrich Karl Maximilian Amor Maria, von dem alsbald; und 3) Johann Karl Franz Hugo Maria, geb. zu Petersburg im J. 1736, starb in dem n. Jahre. Aus der zweiten Ehe kam ein Sohn; 4) Philipp Franz Karl Georg, geb. als Posthumus, den 22. Jun. 1742. Er war Domherr zu Mainz, Trier und Würzburg, Capitular des Ritterstiftes St. Alban zu Mainz, auch durch seine Eltern, des Kurfürsten, Resignation, und der Oberherrin Wahl vom 7. Febr. 1763, Propst des St. Bartholomäusklosters zu Frankfurt, starb aber den 7. Juli 1766.

Johann Friedrich Karl Maximilian Amor Maria war zu Petersburg den 12. April 1735 geb., und vermählte sich den 23. Januar 1759 mit Ludovica Charlotte Maria Anna von Dalberg. In seiner Hand vereinigen sich nicht nur die gesammten Besigungen des Hauses, sondern auch die von dem Kurfürsten hinterlassenen Milizen, welche letztere er zwar auf Leihrenten in Holland ausgeübt haben soll. Diesen Leihrenten mögen der palastartige Bau in Weissenheim, und die Anlagen in dem nahen Nieberwald ihren Ursprung zu verdanken haben. Am 13. Mai 1761 erwarb der Graf ein kaiserliches Hofdecree, wodurch dem Reiche notificirt wurde, daß ihm sowohl bei dem westfälischen Kreise, als bei dem westfälischen Grafencollegium Sitz und Stimme wegen Woltenstorf bewilligt worden; es verzog sich jedoch mit der weitläufigen Aufnahme bis zum J. 1766. Durch die Abtretung des linken Rheinufer ging auch die von dem Erzhilke Geln und dem Herzogthume Jülich umschlossene Herrschaft Woltenstorf verloren; ihre Einkünfte gab der Graf vor der Reichsdeputation zu 15,000 Gulden jährlich, außerdem aber einen Capitalverleih von 511,900 Gulden an. Daffur oder genauer für Woltenstorf allein, erhielt er in der schwedischen Kathause Burdeim sehr reichlichen Schadenersatz. Der Graf starb im Frühjahr 1809; seine einzige Tochter, Clara Elisabeth Sophie, geb. den 29. März 1760, war in zarter Kindheit gestorben, er hatte also keine andere Bermanntin mehr, als seine kinderlose Schwesster, die vermählte Gräfin von Hagfeld, und den Enkel seiner an den Grafen Johann Rudolph Walpott von Bassenheim verheirathete Zante Maria Antonia Franziska von Rhein den Grafen Friedrich Karl Walpott von Bassenheim. Gleichwohl hatte der Graf nicht zu ihren Gunsten, sondern zu Gunsten des Regens seiner am 20. März 1805 verstorbenen Gemahlin, des Freiherrn Friedrich Karl An-

ton von Dalberg, testirt; das einzige Burdeim sollte der Gräfin von Hagfeld, und nach ihrem Tode, dem Grafen von Bassenheim zufallen, letzterer jedoch den Versuch, das Testament anzugreifen, suchte in ihrem Namen das Erbgut dösen. Der Graf ließ sich aber der Gräfin von Hagfeld Erbschaft abtreten, suchte in ihrem Namen das Testament an, und erlangte, im Nov. 1810, einen Vergleich, wodurch der von Dalberg ihm, außer Burdeim, auch noch die sämmtlichen, im Reiche belegenen öffentlichen Besigungen, namentlich den Riederwald, abtrat, und dagegen im ruhigen Besitze der Herrschaften Dalsch und Malschau, auch des öffentlichen Palais zu Aischaffenburg und Eisenheim verblieb. Malschau mag gegenwärtig an die 600,000 Gulden, in Zwanzigern, werth sein, auch Dalsch, mit den einverleibten Gütern Jemkau, Marschau, Marquard, Obernienstsch und Wolschen, ist immer noch eine der bedeutendsten Herrschaften in Württemberg, wiewohl der verstorbene Graf, von dem weiland so gepriesenen raabischen System, von der damaligen Nothdurft ergriffen, von 1789 an beinahe alle seine prächtigen Reichthümer cassirt, und gegen Grundzins an die Unterthanen vererbt hatte. Nach dem Willen des Testators mußte der von Dalberg dem Namen Oststein fortführen, und testirt er, seit der Standeserhebung von 1810, Graf von Oststein-Dalberg. Auf dem Tischfeste besaßen die Grafen Oststein das Gut Bernerode mit Budehof, es sei daffelbe aber mit ihrem Erbtheile an den Verhehof zurück. Es trug jährlich 7000 Thlr. ein. Die Güter in dem Breisgau zu Oberschaffhausen und Gottenheim und das Haus zu Freiburg hat der Graf Bassenheim veräußert. (v. Stramberg.)

Osteia, Osteites, f. Osteocolla.

Osteitia, f. Knochenzündung.

OSTEN, ein l. handverstehts Gericht unter der Landdrostei Stade, das nur aus einem einzigen Kirchspiele besteht, 688 Häuser und 3824 Einwohner hat, und an der schiffbaren Eise und dem ledigen Moore liegt. Gegen Norden stößt es an Odrerndorf im Amte Neuhaus, gegen Süden an Gressinmendorf. Das Kirchspiel wird in die Bauernschaften Akerndorf, Hülle und Isenke abgetheilt. In alten Zeiten war in dieser Gegend das feste Schloß Odenbagen und gehörte einer Familie gleiches Namens. Jed. Noth zödt in seinem Registro bonorum etc. Mat. die von Odenbagen unter die Burgmänner zu Bremerförde, sagt aber auch von ihnen, sie sind ausgestorben. Wo das Schloß gestanden, ist nicht mehr bekannt. Es war den bremischen Erzbischofen ein Dom in den Augen und sie ruhten nicht eher, bis sie es zerstört hätten. Wahrscheinlich geschah es vom Erzbischof Otto II., welcher von 1395 bis 1407 regierte. Das Gericht ist ein reicher Kern von fruchtbarem schönem Lande, und es werden hier alle Arten Korn und viel Kapsaat mit gutem Nutzen geernt. Vieles Schaden richtet jumeilen der heftiger Noor, etwa acht Wochen lang, des groß, an, wenn er von vielem Regen überfließt. Nach Bogts Monumens: inedit. Tom. I. p. 169, war hier schon eine dem Apostel Petrus im 14. Jahrh. gewidmete Kirche. Sie wurde 1745 abgedrohen. Die

Gemeine und die Eingepfarrten bauten eine neue auf ihre eigene Kosten und aus ihren eigenen Mitteln. Der Bau hat 30,000 Rthlr. gekostet, und sie ist die schönste und regelmässige im ganzen Lande. Beide Pfarrkirchen werden vom Consistorium in Stade besetzt. (Rotermund.)

OSTEN *), OSTEN - SACKEN. Die Urhände dieses berühmten und weit verbreiteten Geschlechts glaubt man in dem Erbkiste Bremen, an den Ufern der Dfke, wo heute das Gericht Osten, wiederzufinden; gewiß ist es wenigstens, daß es unter den Ministerialen der Bremer Kirche, gleichwie unter den Burgmännern von Hornburg, ein Geschlecht von der Osten gab, und wenn

dieses Geschlecht auch nicht das Kammeramt bei dem Erbkiste von Bremen bekleidete, der Schlüssel in dem von der Osten Wappen mit ein auch nicht das bremische Kammeramt bezeichnen kann, so ist es doch immer von einiger Bedeutung, daß zwei silberne Schlüssel im rothen Felde das bremische Wappen ausmachen. Von den Uren der Osten hat sich die Familie nachmals durch Hefflin, Medlenburg und Pommern bis nach Polen verbreitet. Nach Medlenburg scheint sie zwar aus Pommern gekommen zu sein, als der Fürst von Rügen Bismarck, im J. 1303 dem Geschlechte den Heraus machen wollte, und dasselbe bei Nikolaus II., dem Fürsten zu Wenden, Schut

*) Osten, von der (General), ein edles Geschlecht, das im nördlichen Aufschwung, Kurland, Holland, und Dänemark schon seit den ältesten Zeiten reich begütert war, und noch ist. Die Abkammerung der verschiedenen Linien von einander, die bis jetzt noch nicht nachgewiesen werden können, doch läßt sich, einige Veränderungen abgesehen, ziemlich gemeinsame Wappen auf gemeinsame Abstammung schließen.

I. Die Linie in Hefflin und in Niederbachfen. Hermanns I. von dem Osten (ab Oriente) Unterschrift erscheint in einer Urkunde v. J. 1216, wozu der Bischof Bernhard von Paderborn dem Kloster Abdinghofen Güter schenkt. Seine Witz der wozu Gehhart (1220) und Bernhard, letzterer hat im J. 1280 als Zeuge den Bergisch zwischen dem Erbkiste von Köln und dem Abt von Corvey wegen der Stadt Striebeck bezeugt. Weiterher waren sie wahrscheinlich alle drei, bei mehr von diesem Geschlecht in den Urkunden verkommen, die nicht Brüder sind. So war Albert v. b. D. Ritter, wozu der Bischof Bernhard von Paderborn die Ritter Witz und Corvey, mit Gütern ausstattet (1243). Johann v. b. D. Ritter, kommt ebenfalls als Zeuge vor, als der Bischof Simon von Paderborn den Einwohnern zu Warburg die Stadtschlüssel erteilt ihre Stadt zu besetzen (1260). Heinrich I. v. b. D. war Befehl des Erbkiste von Bremen, und half in dieser Eigenschaft den Bergisch zwischen dem Erbkiste Hildesheim von Bremen mit der Stadt Stade zu Stande zu bringen (1272). In der nämlichen Eigenschaft vertritt er und sein Bruder Augustin mit mehrern andern bremischen Befehlen den Erbkiste Hildesheim mit Herzog Otto dem Strengen von Braunschweig und war einer der Bürger, das das Bistum in allen seinen Theilen in Ausführung kommen sollte (1286). Weiterher kommt noch bis zum Jahre 1501 vor. Der Erbkiste von Stade waren bei wichtiger Gelegenheiten und die Stadt Bernburg anvertraut, wozu der Graf Heinrich v. b. D. Hermann IV. als Bergische in den Jahren 1500 und 1597 nachriefen. Ihr Vater Witz (Wiedicke) v. b. D. zeichnet sich als späterer Ritter in dem Tode des Grafen Gerhards von Hefflin gegen den König Christoph von Dänemark aus und half bei der Schlacht (1531) gewinnen, verlor aber auch sein Leben dabei, wozu der Graf Gerhart ausdrücklich gewesen sein soll, daß er lieber den Sieg als sein Leben verloren hätte. Heinrich IV. v. b. D. war Reichsrath und Rathsherr in Hefflin, auf der Zeit Simon. Im J. 1570 bezeugt er den Bergisch, zwischen der König Christian IV. von Dänemark mit den Kaiserlichen abzuwickeln. Einer seiner Nachkommen, Karl Heinrich v. b. D., Rath 1678 als I. kaiserlicher Obrister und Gouverneur von Christianstadt. Dessen Gefe waren ebenfalls in d. kaiserlichen Diensten; die Brüder Otto Christoph und Johann Blube v. b. D. waren Generalmajore der Infanterie und Kammerer bei dem Könige Christian VII. Letzterer war Commandant in Kopenhagen und der dessen Festungen, auch Ritter der Königlich dänischen. Der dritte Bruder, Adolf Siegfried v. b. D., wurde in den kaiserlichen Braunschweig erhoben und war geheimer Conferenzrath, Kammerherr und Oberkammerherr. Sein Sohn Jakob Friedrich v. b. D., Rath als Generalmajor und Inhaber des ostpreussischen Infanterieregiments im J. 1796. — Die dritte Linie, welche auch noch im Königsrath Henerer trägt, bei

hat die Rittergüter Öhrne und Weiterbach bei Ost. Friedrich Ludwig v. b. D. war im J. 1770 Oberappellationsgerichtsrath in Gelle und sein Oheim strom im J. kaiserliche Dienste. Die noch blühende Linie in Medlenburg auf Landsbogen und Kappow kommt von einem Sohn von Ludwig I. v. b. D. In der fünften Generation war Ludwig Reimar v. b. D. mit Katharina von Schwerin, und dem Paul von Osternberg vermählt, dessen Sohn Hieronymus II. I. kaiserlicher Geheimrath und Landesherr der Grafschaft Osternburg und Dembohr war. Joachim v. b. D., medlenburg-schwedischer Oberregimentsrath, pflanzte sein Geschlecht weiter fort.

II. Die Linie in Pommern; in den Worten, auf Rügen und in Preußen theilen sich in mehrer Theile. Die Hauptstämme sind: 1) zu Hülzgerin auf Rügen, zu den Rikenschen zu Rath und Prand in Pommern; 2) zu Hülzgerin, mit den Rikenschen zu Witz und zu Karsdorf; 3) zu Hülzgerin in der Rikenschen und 4) zu Hülzgerin mit den Rikenschen zu Witz und zu Witzgerin. — Als Stammvater aller dieser Stämme nennt Witzgerin in seiner Beschreibung des alten Pommersches Herz v. d. Geed ab Ost, wozu (1160) der erste Christ aus diesem nördlichen Geschlecht gewesen sein soll. Er bemerkt uns ferner, daß dieser das Gefe zu Witz nach Gemin verlegt und die Kister Probe und Wenzel, im Medlenburgischen, (1176) gestiftet habe. Die Witzgerin Johann I. von Witzgerin, die Osten genannt, kaufte (1244) einen Theil ihres Grund und Wenzel der Grafen von Witzgerin, zum Bau des Johannisstiftes bei Ost. Johann II. v. D., Ritter, war Rath und Reichsrath des Fürsten Witzgerin von Rügen; in dieser Eigenschaft bezeugt er (1290) die Schenkung vom Bischof Barnim von Cammin an das Kloster Dobben. Als Brüder von Witzgerin werden genannt: 1) Wenzel, ab Ost, im J. 1291; 2) Heinrich, Ritter, wozu als Rath und Reichsrath bei dem Herzog Witzgerin von Pommern (1294) und 3) Witzgerin, wozu in der nämlichen Eigenschaft bei dem Herzog Bogislaw von Witzgerin Jelt vorkommt. Alle drei Brüder pflanzten ihr Geschlecht fort und ihre Nachkommen treten öfters in den Urkunden mit den nämlichen Witzgerin ihrer Räte bezeugt auf. So war Otto v. b. D. Ritter, Zeuge, als der Herzog Otto von Pommern der Räte zu Gelle vor Posen kam (1304) schenkt. Witzgerin v. b. D. bezeugt die Schenkung des nämlichen Herzogs mit dem Herzog Gemin an die Stadt Witzgerin (1308). Witzgerin und Krenz v. b. D. Ritter, wozu der ritter Reichsrath des Fürsten Gemin, wie auch Diederich v. b. D. Rath des Herzogs Bogislaw von Pommern war, bezeugen mit ihrer Unterschrift die Schenkung des Herzogs Witzgerin an das Kloster zu Witzgerin (1306). Die Brüder Witzgerin (Wiedicke, Witzgerin) und Bernhard v. b. D. kommen ebenfalls als Zeugen in einer kaiserlichen Urkunde vor (1331). Witzgerin v. b. D. wurde (1342) zum Burgemeister in Danzig erwählt und nach seinem Tode trat die Witzgerin Witzgerin v. b. D. (1347). Diederich v. b. D. erbt von den Herzogen von Pommern die Abrenschiff über die Oder (1551), und sein Bruder Krenz v. b. D. der Ritter, erscheint als geheimer Rath wieder Herzog. Witzgerin (Witzgerin) von Gemin v. b. D. kommen als Hofmeister (1451) der Herzog Ewanter und Bogislaw vor, und

sind. Schon im J. 1307 kommt Gernus Bernd in einer Urkunde des Fürsten Niklaus II., über den Kauf des giftigen Sees gegeben, unter den Zeugen vor. In viel späterer Zeit werden die Güter Ahrenshagen und Koppelow, beide in dem Amte Gadebusch, als deren von der Ostsee Besitzungen genannt, und aus dieser mecklenburgischen Linie war entsprossen Karl Heinrich von der Ostsee, königlich-dänischer Generalmajor und Dannebrogkrieger, der sich besonders durch die tapfere Vertheidigung von Christianshavn, in Schonen berüchtigt gemacht hat. Die Belagerung dauerte volle 6 Monate, 4 Monate lang war der Soldat auf 1 Pfund Brod täglich beschränkt, in den letzten 6 Wochen lebte er einzig von Pferde- und Kugenspeis. Als auch dieses völlig verzehrt, erfolgte die Uebergabe am 14. August 1678. Später kommt Karl Heinrich als Feldmarschall zu Kronenburg, und zuletzt in gleicher Eigenschaft zu Danzig vor. Sein Sohn Christian Günther, auf Ahrenshagen, Ober-

Kammerherr bei dem Prinzen Georg von Dänemark, wollte im Oct. 1677 von Rügen nach Kopenhagen schiffen; ein heftiger Sturm erbob sich, in der Verwirrung wurde Christian Günther von einem Raue gestoßen und in die See geschleudert. Hülfe war nicht möglich, er mußte ertrinken. Des Verunglückten einziger Sohn, zugleich auch der einzige Stammhalter der mecklenburgischen Linie, Christian Georg, geb. 1674, trat, nachdem er es in Dänemark bis zum Obersten gebracht, als Generalleutnant in russische Dienste, entsagte ihnen und der wichtigen Stelle eines Generalgouverneurs von Liv- und Estland, um in Preußen sammt seiner Familie zu der katholischen Kirche überzutreten, wurde kurfürstlicher Geheimrath, und ließ sich von seinem Hofe zu mehreren diplomatischen Sendungen gebrauchen. Der Sohn, den er in der Ehe mit einer Tochter des dänischen Admirals von Göttern erzeugte, Christian Georg, wie der Vater genannt, erhielt im Julius 1753, als kurfürstlich-

leutnant (auch später als Burgemeister in Seefischau) seinen Tod, wo er 1481 bei einem Auftritte der Bürger, erkrankte. Seine Söhne Heinrich v. d. O. hießen als Kämpfer, und Gerthard (Gedde) v. d. O. als heimlicher Rath bei dem Herzog Albrecht in großem Ansehen. Als waren Stifter der Linien zu Plüßgen und Breden, und ihrer Nachkommen theilten sich wieder in die Gesteirnde zu Linow, Strome und Eßfisch zu Rügen, dergleichen zu Kitzfisch, Wälsinge und Wiebe in Pommern, welche aber alle am Ende des 17. Jahrh. ausgestorben sind. — Die Linien zu Ribbenburg und Platen nennen Hermann und seinen Sohn Friedrich v. d. O. als ihre Ahnen; jene kommen als Zeugen in einer Urkunde vor, durch welche der Herzog Bogislaus von Pommern sein Erbthum Stettin und Stargard gewisser Vertheilung ertheilte (1283). Friedrich soll auch am Hofe des Kaisers Rudolf sehr gutten gewesen sein und der Kaiser ihn als Rath gebraucht haben. Ulrich v. d. O., sein Sohn, wurde von dem letzten rügenischen Fürsten Bischoff so hoch geachtet, daß er zu Niklos III., einem erkrankten Fürsten, seine Schwelger nahm, der ihn mit einem Heer unterstützte, worauf er seine Beziehungen wieder erhielt. Als Rath des Herzogs Bogislaus tritt er in einem Vertrage zwischen diesem und dem Stifte Camin als Bevollmächtigter auf (1304). Hüttenkind (Hedwig) v. d. O., Erbzeug- und Schatzkammerer auf Platon und Ribbenburg, war Rath des Bischofs Ludwig (1350). Seine Söhne Krich und Henning waren in dem Bisthume nicht aufgenommen, weil sie die Grafen von Herten und andere von Adel mit den Erben Stargard, Greifenburg und Trepow (1354) abgefeindeten. Seine zwei Söhne, Hedwig und Albrecht, theilten sich in die Linien zu Platon und zu Platen. Sie kauften von dem Grafen Albrecht von Herten die adeliche L. von der Herrschaft, Städt und Schloß Platon (1448). Albrecht erhielt in der Theilung diese Herrschaft, ergründete mit Adelheid von Bräunwig, der letzten Erb-Gräfin, das Städtchen Schidburg in der Rummant, und verkaufte oder erhielt durch Vertrag nach ihrer gleichzeitigen Abtheilung mit dem Grafen Albrecht von Herten das Schloß Ribbenburg, welches ursprünglich der Grafen Friedrich III. (1472) besaßen lag. In seiner Jugend war er eine lange Zeit an dem Hofe dieses Kaisers und zog auch mit denselben nach Rom zu dessen Krönung, wo ihn der Kaiser auf der Überbrücke mit mehreren andern zum Ritter schlug und den Schmuck seines Wappens mit einer goldenen Krone und zwei Adlerflügeln schmückte. Als Herzog Ulrich L. von Pommern in Folge von Verwundung durch den Abzug der drei norddeutschen Städte, freiwillig nur auf kurze Zeit, drilling, so wurde Albrecht von Könige zu einem der Bräutigame ernannt, als er nach Pommern wieder zurückging (1490). Einer seiner Söhne, Oswald v. d. O., Ritter und Geheimrath des Herzogs Bogislaus von Pommern, machte mit dem-

selben eine Wallfahrt nach Jerusalem, wo er zum Ritter des h. Grabes geschlagen wurde (1490). Er stand als Landesherr zu Greifswald im J. 1533. In der dritten Generation sind ihm nachgekommen sich David v. d. O. und der f. schwedischer Obrist im böhmischen Kriege war. Mit seinem Sohn Andreas, der in hinterlassener Ehe mit Knegebund von Demitz lebte, erhielt diese Linie, nachdem er seine Herrschaft Platon ohne Agnaten-Gesetz, an Vincenz von Wülfers (1600) veräußert hatte. Peter Christoph v. d. O., ein Onkel von Albrecht, der Bruder von David, Jobanniter-Oberarzt zu Schidburg, war L. dänischer Obrist der Jagst- und wurde darauf vom Könige Christian IV. zu seinem Oberhofmeister und Obermarschall (1604) ernannt. Nach dessen Tode trat er in die Dienste des Königs Friedrich I. von Preußen, als Geheimrath und Stathalter der Fürstenthümer Bistum. Er war seiner Söhne, Jakob Franz, starb im J. 1760 als L. dänischer Geheimrath und Amtshauptmann. Aus der Linie zu Platon ist auch zu bemerken: Mathias Knecht v. d. O. (im J. 1691 geboren), welcher L. preussischer Kammerherr und Ober-Präsident der kurmärkischen geistlichen Finanzen, Kriegs- und Domänen-Kammer war. Dieser racionellste der widerrechtlich verkaufte Herrschaft Platon von der Familie von Wülfers und erhielt sie auch wieder. Aus der Linie zu Schidburg, die von Christoph v. d. O. gegründet wurde (1530), stammte Alexander Friedrich v. d. O. war zu Kardenhof im J. 1628 geboren, ging in seine ersten Jugend in kaiserliche Kriegsdienste, mochte von der Belagerung von Belgrad bis zum J. 1712 alten Schiedten bei, bis ihn der König von Preußen zum Staats- und Kriegsminister ernannte (1718). Er starb 1750 und hinterließ von seinen zwei Gemahlinen Dorothea von Walscha und Eva von Busch zwei Kinder, deren Nachkommen die in die jüngste Zeit der Geschichte fortgesetzt haben. — Das Wappen: ein in der Länge getheiltes Schild, das rechte Feld silbern mit einem roten Schiffe, das linke ebenfalls silbern mit drei blauen Schrägbacken, auf dem Helm ein gekrönter Knecht, woraus ein Vinschweber nicksch, auf wovon zwei freygelegte Schrägbacken ruhen. Dieses schied das linke Wappen gewesen zu sein. Echter haben die Linien die Insignien der Ritter und ihre Farben verwechselt, dergleichen auch den Schmuck: so ist das Wappen der Linie zu Platen-Ribbenburg auf dem Helme mit zwei roten Adlerflügeln vermischt und die Insignien sind in den Helmen umgetauscht eine andere Linie führt ein rothes Feld mit blauen Schrägbacken und auf dem Helm eine goldene Schale, woraus drei Pfauenfedern ragen und die zwei Schrägbacken freyweis auf der Schale ruhend wieder eine andere in einem blauen Feld einen roten Schiffe und in einem roten Felde drei silberne Schrägbacken, woraus keine gekrönter Knecht, sondern einen Helm. (Albert Frech, v. Boyneburg-Langfeld.)

führer Generalmajor des erbliehen Regiment Aneibuden, wurde im Januar 1759 Generalleutnant, im Nov. 1762 Gouverneur der Festung Düsselhof und zugleich commandirender General in den Bergschlüssen Jülich und Berg, erhielt auch im Januar 1766, in Betracht der Verdienste seines Vaters, den russischen St. Alexander-Kreuzorden, worer aber 1778 nicht mehr unter den Lebenden. Er hatte mehrere Kinder, worunter Karl Joseph, Bruder von der Osten, kurfürstlicher Kammerherr seit dem J. 1743, Generalmajor seit 1767, noch 1787 als Generalleutnant und Inhaber eines Infanterieregiments vorlomit.

Als Vater von der Osten eigentliches Vaterland muß indessen Pommern, insbesondere Hinterpommern, betrachtet werden; hier haben sie am tiefsten gewurzelt und am weitesten sich verbreitet; hier hat sogar ein ganzer Kreis von ihnen den Namen erhalten. Der und Hermann von der Osten standen, nach des Michaelius Bericht, schon zu den Zeiten des Herzogs Bogislaw IV. in hohem Ansehen. Ihre Nachkommen gelangten Anfangs gemeinschaftlich mit den Grafen von Greiffen und mit denen von Platenburg, von Pöhl und von Trepow, aber seit dem 15. Jahrhunderte, zum alleinigen Besitze der Stadt Pletze. Claus von der Osten wurde im J. 1462 an des erkrankten D. Rudenow Stelle Bürgermeister in Greifswald, und im nämlichen Jahre begann Dionys von der Osten auf Weidenburg, was er kurz vorher von Henning von Seckert erkaufte, jene denkwürdige Feste mit der von dem Bischof von Cammin genannten Stadt Kolberg, in deren Kaufe Kolberg selbst von ihnen von der Osten bestimmt, aber durch die Einnahme des Bürgermeisters von Saltsen gerettet wurde, wogegen die Kolberger im J. 1465 Pletze einnahmen, und das Städtchen, gleichwie die feste Burg, den Flammen übergeben. Im J. 1470 kommt Heinrich von der Osten als Kanzler der Universität Greifswald, und gleichzeitig Alexander als Domdechant zu Cammin vor. Nachhertheils theilte sich das Geschlecht in die vorpommersche und rückliche und in die hinterpommersche Hauptlinie. Von jener war David im J. 1576 herzoglich-pommerscher Landrath, ein Amt, welches auch sein Sohn Friedrich bekleidete. Von dieses Friedrichs Söhnen blieb der eine, Georg Friedrich, als schwedischer Rittmeister, den 20. Dec. 1635, der andere, David (nicht Georg Wilhelm) war König Gustav Adolfs von Schweden Kammerherr, auch eine Zeit lang schwedischer Statthalter in dem hochfürstlichen Kueburg, der Marggraffschaft Burgau und dem fürstenthume Rumburg. Dieser vorpommerschen Hauptlinie geborte ferner an Henning von der Osten, südschlich-pommerscher Hof- und Landrath, Erbkerr auf Püggentin, auf der Insel Rugen, und auf Barthow, in dem fronsburg-barthischen District, woyu er auch noch das Städtchen Penkun und die Güter Radewitz, Wolin, Stedlin, Rudow, Schönenfeld und Peterhofen, randowischen Kreises, durch Vertrag vom 2. April 1615, erbtich von Joachim von der Schulenburg zu Liebreose, um 122,333 Gulden erkaufte. Henning, der Zeitlings auch südschlich Hauptmann zu Derschen

genesen, starb den 10. April 1626. Einer seiner Söhne, Henning, blieb als schwedischer Capitainlieutenant von Pamela, den 13. August 1633; durch seinen letzten Willen hat er 1000 Adl. auf die penkunischen Güter verschrieben, wovon die Hinsen armen Theologen zu Gute kommen sollen. Des Landraths Henning anderer Sohn, Heinrich, südschlich-pommerscher Landrath, Erbkerr auf Penkun, Püggentin, Berowitz und Dubrowitz, auf Rügen, starb den 18. August 1659, dessen Wittbe, Wlase Kacharina, geb. von der Osten, den 11. März 1670. Heinrichs Sohn, ebenfalls Heinrich genannt, überließ in bezuglich-holländischen Dienste, verbesserte die penkunischen Güter durch Anlegung der Vorwerke Rattingshof und Friedefeld, erwarb theils lauschwische, theils durch Kauf den alleinigen Besiz des Dorfes Storkow, hinterließ jedoch bei seinem Tode, im J. 1722, seine Angelegenheiten in großer Unordnung. Die Besizungen auf Rügen und von den penkunischen Gütern Grünz, Rudow, Reufhof, Peterhofen, Radewitz, Sommerdorf und Stedlin wurden subhastet, und des Obersten Söhnen Christian und Heinrich blieben allein Penkun, Wolin, Storkow, Rattingshof und Friedefeld. Auch diese Güter hat Christian's Sohn, Heinrich Karl, durch Vertrag vom 25. Sept. 1756, tauschweise gegen Frauenhagen und Kuhwitz, in der Uckermark, und das hinterpommersche Gut von 30,000 Adm., an die vermählte Gräfin von Dache, geb. von Grupp, abgetreten. Da Heinrich Karl noch gemeinschaftlich hinterließ, können wir nicht sagen, Frauenhagen und Kuhwitz sind aber indess ein Eigenthum der Gräfin von Arnim zu Boyendorf.

Von der hinterpommerschen Hauptlinie, die bei weitem die zahlreichere ist, können wir nur einzelne Personen anführen, zunächst die drei Brüder Peter Christian, Franz Jakob und N. N., die alle drei in Danemark ihre Glück suchten. Franz Jakob, früher königlich-dänischer Oberkämmerer, dann geheimer Conferenrath, Amtmann zu Ringsted und Soroe, des Dannebrogordens Ritter, starb den 8. Nov. 1739, sein Bruder, N. N. königlich-dänischer Generalmajor und Commandant zu Drontheim, im J. 1728. — Der dritte Bruder, Peter Christian, königlich-dänischer Hofmarschall, wurde später und schon 1699, preussischer Landrath zu Minden und Geheimrath. Aus seiner Ehe mit Louise Benedicta von Krüchow kamen fünf Töchter und sechs Söhne. Einer derselben, Wilhelm August, starb den 15. Januar 1764, als königlich-dänischer geheimer Conferenrath, Director des Sundjuelles und Ritter des Elephanten-, Union parkaise- und Dannebrogordens. Wie nahe mit diesem der inebensere aus Stueneser's Astrophe bekannte Graf Adolf Siegfried von der Osten verwandt gewesen, ist uns unbekannt. Adolf Siegfried war im J. 1754 als Kammerjunker in Dienste getreten, erhielt im Januar 1757 den Kammerherrnstelldienst, und ging zugleich als Gesandter nach Rußland, wo er bis zum Jahre 1761 verblieb, dann in gleicher Eigenschaft nach Polen. Nach Peters III. Tode mußten die Verhältnisse in Rußland neu angeordnet werden, und tiefst zu bewerkstelligen, schien Adolf Siegfried vor Allen andern tüchtig.

Er hatte seine erste Audienz bei der Kaiserin am 7. Juli 1763, verließ Rußland erst mit dem Jahre 1766, und die ihm zugesandten Alexander-Newsky und Stanislausorden scheinen anzudeuten, daß er in Rußland so wenig wie in Polen misfiel. Vom April 1766 bis zum Oct. 1770 stand er als Gesandter an dem neapolitanischen Hofe, dann aber wurde er zurückgerufen, um einer der vier Minister zu werden, welche das neu gebildete geheime Conſeil ausmachen sollten. Ihm insbesondere wurde das Departement der ausländischen Angelegenheiten und das Directorium der dreifachen Zollkammer, mit 4000 Thlr. Gehalt, übergeben. Im 3. 1771 wurde er in den dänischen Stufenstand erhoben, und im April 1773 zum Staatsamtmann zu Aalborg ernannt. Er starb gegen Ende des 18. Jahrh., als geheimer Conferenzrath, Assessor des höchsten Gerichtes und Ritter des Elephantenordens. Otto Christoph von der Osten wies den 31. März 1762 Generalmajor in dänischen Diensten, und erblidte zugleich das jütändische Regiment zu Fuß; Generalleutnant von der Infanterie seit dem Juni 1773, starb er zu Friedeburg, den 5. Juli n. Jahres. — Johann Bibbe, Freiherr von der Osten, Oberst des westpreussischen National-Infanterieregiments, erblidte im Juli 1755 den Kammererensschlüssel, wird im J. 1758 Commandant zu Friedeburg, im Mai 1764 Generalmajor, und kommt noch 1766 als Generalleutnant und Commandant von Drontheim vor. Und fobiel von der Nachkommenschaft von König Christian V. Hofmarschall, von Peter Christoph von der Osten.

Christoph von der Osten auf Schildberg und Kersow, in dem königbergischen Kreise der Kammerl., auf Wartin, in dem randowischen Kreise von Vorpommern, starb den 8. Sept. 1663. Joachim Bernd von der Osten, königlich preussischer Geheimrath und Erbherr auf Wartin den 12. Dec. 1757; seine Erben haben das Gut Wartin, den 6. Dec. 1784, um 70,000 Thlr. verkauft. Heinrich Adam, furbrandenburgischer Generalquartiermeister, auf Schildberg, erb. und auf Willberg pachtgeſſen, starb den 2. Aug. 1682. — Alexander Friedrich, geb. zu Schöll, den 16. Juli 1668, that in der Jugend Kriegsdienste, namentlich vor Belgrad, 1688, und in mehreren Feldzügen am Rheine, zuletzt aber als Oberlieutenant, um des Markgrafen Albrecht Friedrich Hofmarschall zu werden. Im J. 1712 wurde er Vicepräsident des lithauischen Kammercollegiums zu Lissi, und im J. 1718 württembergischer Staatsminister. Nach einigen Jahren ging er auf seine Güter, und blieb den Gräfschaften fremd, bis zum Tode des von Hammer, wo er dann neuerdings, Anfangs 1727, als geheimer Staatsminister und Präsident der Regierung zu Halberstadt in Dienste trat. Sein Posten wurde aber von 1733 an sehr unruhig, und er mußte es sogar verlassen, daß ihm einer von Eberitz, 1736, als Adjunctus beigegeben wurde. Dieses Ereigniß überlebte er nicht lange, er starb sehr plötzlich, den 10. Nov. 1736, aus zweifacher Ehe, 1) mit einer von Walbain, 2) mit Eva Katharina von Barſſe, sieben Kinder hinterlassend. Seine Güter Schöll und Rietzſch fielen in Concurs, und wurden 1740 um

27,000 Thlr. verkauft. — Ludwig Christoph Landrath und Hofkriegsſchreiber in Pommern, hatte die Söhne Matthias Konrad, Johann Otto Heinrich und Valentin Bodo. Valentin Bodo starb als Oberst von der Artillerie in der Schlacht bei Breslau, den 22. Mai 1757. Johann Otto Heinrich, geb. den 2. August 1693, starb zu Stenſen, den 14. Juni 1749, als Oberst und Commandant des Regiments Jung-Kais. Mattheus Kersow, geb. den 16. Nov. 1691, ward den 14. Mai 1714 Kammerjunker, den 15. Juni 1717 Commisſariatsrath bei der hinterpommernischen Regierung zu Stargard, den 5. Dec. 1718 Kammerherr, den 28. Nov. 1720 Vicedirector bei dem Commisariat zu Magdeburg, den 16. Juni 1727 Kammerdirector zu Königsberg, den 5. Dec. 1732 Präsident der kurländischen Kammer, und den 25. Januar 1733 geheimer Ober-Kanzler Kriegs- und Domainenrath bei dem zweiten Departement. Am 7. Sept. 1727 erkaufte er die Hälfte von Barſſow um 1283 Thlr. 8 Gr.; und am 9. März 1731 und 28. Dec. 1739 um 20,000 Thlr. von Christian Ludwig von Bilscher das große Schloßgut in Platte und das Dorf Boine. Er hat auch die bisher armthümliche Kirche in Platte in eine Kreuzkirche verwandelt, und mit einer Orgel versehen. Er starb den 16. Febr. 1748, aus seiner ersten Ehe, mit Clara Sophia von Bilscher, einen Sohn, aus der andern Ehe, mit Helene Charlotte von Erdſtrick, drei Töchter hinterlassend. Der Sohn, Friedrich Wilhelm, geb. im Febr. 1721, war der Kammerherr und Johanniteritter von der Osten, der sich durch seine reiche und gewählte Sammlung ebenso verdient um die pommersche Geschichte, als durch seine gemacht hat. Diese Sammlung bestand: 1) aus einer beinahe vollständigen pommerschen Bibliothek, in allem etwa 3000 Druckschriften zählend; 2) aus einer guten Anzahl von Handschriften, Pommern betreffend; 3) aus einer Kartenſammlung. Der Kammerherr kannte ungefähr 200 Karten von Pommern, und besaß hiervon die große Mehrzahl; 4) aus topographischen Karten von pommerschen Städten, in unglücklicher Anzahl, zum Theil aber nur in sehr kleinen Stücken, verglichen, besonders die der großen inländischen Karte beigefügten Abbildungen. Von Stettin allein waren 40 Abbildungen vorhanden; 5) aus pommerschen Münzen; eine reiche Sammlung, die besserungsfähig der Besten selbst nicht ſie vollständig dieht; 6) aus Portrait pommerscher Herzoge, die mit Michael IX. (starb 1457) beginnen; 7) aus Kupferſteichen von pommerschen Fürſten, Staatsmännern, Gelehrten, in großer Anzahl; 8) aus verſchiedenen, zum Theil in der Nähe von Platte aufgefundenen ſtaatslichen Alterthümern. Der Kammerherr war aber nicht nur Sammler, sondern auch Schriftſteller: das von ihm entworfenen Verzeichniß aller adeligen Geschlechter, welche seit dem 12. Jahrh. bis auf gegenwärtige Zeiten Landräthe in dem Herzogthume Pommern, mit Einschließung des schwedischen Pommern, beſeſſen haben und seine Abhandlung von den pommerschen Karten, ſind in Bräggemanns Beschreibung von Pommern, I. Bd. S. XCIII—CXVIII und S. I—XXI abgedruckt. Ungleich wichtig-

tiger sind aber die zwei Werke, die er in der Handschrift hinterlassen hat, nämlich Geschichtstafeln von allen pommerischen Adelsgeschlechtern, mit historischen Erläuterungen über alle männliche Erben, dann ein rationirtes Verzeichniß über sämtliche pommerische Mägen und Wapen. Letzteres allein würde einen ziemlich ansehnlichen Band ausmachen. Die kurze Nachricht zur pommerischen Münzwissenschaft, abgefaßt von Friedrich Wilhelm von der Osten, königlichem Kammerherrn, Johanniterordens-Ritter und Rathsath (Greifswald, 1782. 4.) 21 Bogen¹⁾, ist hiervon nur ein Auszug. Die Geschichtstafeln, zum Theil nur Berichtigungen der Elzowischen Genealogien, füllen eine ganze Reihe von Bänden aus. Wider die Weisheit der meisten Sammler hatte Friedrich Wilhelm sein Vermögen sogar vermehrt, durch seines Vaters Gessinn, vom 21. Oct. 1745, besaß er, als Äquivalent für mütterliche und andere erbliche Forderungen, im Gesammbetrage von 56,000 Thlen., die alten Henschen Lehen Altendagen, Justin, Bandesow, Müddelom, Pipenburg und Dreddebrod, wie auch die Korn- und Schneidemühle in Platze, sodann ließ er sich durch Rechtspruch vom 12. Julius 1751, nach des Vaters Tode, das große Gut in Platze und das Gut Jowen für 10,000 Thlr. zurufen. Endlich erkaufte er um 2000 Thlr. am 3. Juni 1777 das kleine Gut in Platze und den Antheil in Heydebrod. Er starb im J. 1793. Seine zwei Söhne haben sich in die Güter getheilt und mehrer davon veräußert. — Heinrich Levin von der Osten, bisher Oberst in preussischen Diensten, wird im Februar 1755 Generalmajor bei der kurländischen Armee. Julius Levin Heinrich wird den 4. Febr. 1763 Oberstmeister der regierenden Herzogin von Barmberg. — Der Hensche oder genauer der Osten-Hensche Kreis, indem die von Blücher 1577 von denen von der Osten das große Gut in Platze und das Dorf Jowen erkaufte hatten, außerdem auch Neuenhagen, und Antheil an Radow und Liegow besaßen, grenzte nördlich mit dem graßendbergschen, östlich und südlich mit dem dorfschen, westlich mit dem daber's- und bewigischen Kreis, enthielt eine Mediaschiff, Platze, 22 Dörfer (Bandesow, Karbemin, Nummerow, Griglich, Gierchow, Heydebrod, Justin, Auger, Liegow, Radow, Müddelom, Ratelwin, Pinnow, Pipenburg, Reddahn, Reselkow, Wischow, Wikim, Woldenburg, Groß-Jappin, Zimmerhausen, Jowen), sieben eingetragene Vorwerke (Altendagen, Grambsen, Neuenhagen, Groß-Rüdenhagen, Klein-Rüdenhagen, Sorenburg und Söllich), war vor der Classification zu 217 $\frac{1}{2}$, seitdem zu 164 $\frac{1}{2}$ Landbuden angeschlossen, und enthielt eine an Steuern und Abgaben in die Kriegskasse, nach dem Etat von 1793 in Summa 3888 Thlr. 2 Gr. Hierunter befanden sich, als Ablösung für die 15 von dem Kreise zu stellenden Lebenspferde, 267 Thlr. 23 Gr. 6 Pf. Lebens- und Ablosungskosten. Bei der Generaldirection der Feuerlöschgesellschaft für Hinterpommern war das platte Land im J. 1791 mit 108,530, bei der kurländischen Feuerlöschgesellschaft die Stadt Platze für 18,510 Thlr. versichert. Alles dieses war ein Theil von derer Osten Eigentum. Als Schloß und

Burggefesse in Hinterpommern hatten sie auch Asterlehnleute, unter welchen wir die von Bomin, die von Koppenow und die von Rutenstuf zu Rottenow nennen können; dieser Lehenhof war ebenfalls mit denen von Blücher gemeinschaftlich geworden. Vergl. genealogische Beschreibung des Hochadligen Geschlechtes von der Osten, Burg- und Schloßgeßessen in Pommern. Gedruckt 1739. 4. 101 Bogen. — Zur Wappens- und Alterthumskunde des Geschlechtes der von der Osten. In Geschicht d. d. pommerischen Museum, 3. Thl. S. 417—428.

Aus Pommern waren die von der Osten frühzeitig nach Polen gewandert, wo sie, ihre Lage an einer zweifelhafte Grenze benutzend, bald zu den Markgrafen von Brandenburg, bald zu den sarmatischen Fürsten sich hinneigend, allmählig zu großem Reich und Einflusse gelangten. Burkard und Heinrich von der Osten wurden im J. 1317 von Woldemar, dem Markgrafen zu Brandenburg und Lauff, mit der Stadt Driesen, in der heutigen Reumark, belehnt, wogegen der Graf von Driesen (Bodze oder Ulrich von der Osten) im J. 1365 bekam, daß die Schloßer Driesen und Sontsch, in dem landbergischen Kreise der Reumark, von Ulrich der zu Polen gebürtig, und daß er dieselben, nebst ihrem Gebiete, von Polen zu Lehen trage. Bodze de Driesen unterließ auf eigene Kosten während mehrer Jahre den Abtransporten des Blatiskaw den Weigen, verschaffte ihm auch zugleich die Mittel, sein Erberbzogthum Gniewskow mit besessener Hand wieder einzunehmen, während des Bodze Sohn, Ulrich de Driesen, mit einer abgehenden Schar, das Untereichen zu unterfüßen, die Belagerung von Raczynsk führte, dort abgewiesen, plötzlich von Gniewskow selbst erfahren, und durch einen kühnen, von mancherlei Zufällen begünstigten Angriff, die Besetzung zur Übergabe nöthigte (1375). Im J. 1402 heirathete Ulrich, Herr von Driesen, dem Könige Blatiskaw von Polen, als seinem einzigen und wahren Herrn. Ihre zweifelhafte Politik trug denen von der Osten in dessen die nämlichen Früchte, wie ihren Nachbarn, denen von Webeitz ihre Besitzungen unter brandenburgischer, wie unter polnischer Hoheit gingen verloren, und wie wagen kann die Vermuthung, daß die von der Osten-Saden, die 1792 und 1805 als Besitzer der Güter Baitrow, Landeb, Rademich und Rahow, in dem samischen Kreise des Reichs districts vorkommen, schwache Überbleibsel jener mächtigen Grafen von Driesen sein könnten, und daß sie den Beinamen Saden angenommen hätten, um der polnischen Inbegriffen eines andern, in Kurland anhängigen, Zweiges ihres Geschlechtes theilhaftig zu werden.

Die von der Osten-Saden in Kurland betrachteten als ihren Stammvater einen Friedrich von der Osten, der in der ersten Hälfte des 14. Jahrh. mit Sophie, der Tochter von Johann dem Friesfertigen, dem Fürsten zu Wenden und Herrn von Ralsow, verheiratet gewesen. Ein Ahnkomme dieses Friedrichs, Weidich von der Osten, soll 1390, oder 1436 nach Kurland gekommen sein, um sich in dem Stifte Piltzen niederzulassen. Dier befand schon früher eine reichbegüterte Familie von Saden, aus welcher Otto, und Weidich, als Bevollmächtigte der Rits

ter- und Mannschaft des Ersten Piltens, am Samstag nach Dorothea 1457 zu Belmar, das auf zehn Jahre errichtete Bändel sämtlicher Stände von Voland befestigten (ähnlich enthält drei Sterne). Diese Familie erlosch, wie es scheint, vor Aufgange des 12. Jahrh. und ihre Besitzungen kamen, vermuthlich durch Heirath, an die von der Osten, die hietzt mit einem Rale ten reichsten Geschlechtern des Landes gleichgestellt waren. Von der Osten der zweiten Hälfte des 13. Jahrh. besaßen sie innerhalb des Elstres Piltens, das Haus Soden, in dem sadenbusiden; Baden, Eiden, Griesen und Eileken, in dem ambothenischen Galmern, in dem neubausischen Kirchspiel, und wenige Jahre später auch noch Appriden und Lehen, in dem durckischen, und Lehen, in dem ambothenischen Kirchspiele. Heinrich, alias Johannes, von der Osten genannt Soden, sechs Söhne theilten sich im J. 1522 in den väterlichen Nachlaß. Der älteste von ihnen, Johann, der den Retr. (Rost-) Zettel gemacht hatte, erhielt zu seinem Antheil Appriden. Otto nahm Heiden, Martin das Stammbaus Soden, Arndt Lehen, Heinrich Lohzen, Alexander Baden. Martin und Arndt hinterließen keine Nachkommenschaft. Von Alexander ging die appridische und die zuletzt flüchtige Linie aus. Otto's Nachkommenschaft, oder die ostendische Linie, hat sich in die Häuser Eileken, Wangen, Dubenauken, Kallenbrunn, Dellen und Geden vertheilt. Der Linie von Lehen gehören die Soden von Schneppeln, der Linie von Baden die Häuser Woyndoden und Kallien an. Hier kann nur von der Nachkommenschaft des ältesten und des jüngsten Bruders gehandelt werden.

Die zuletzt flüchtige Linie. Johann Ulrich von der Osten genannt Soden, königlich-polnischer Kammerherr, Landrath von Piltens, Erbherr auf Baden und Lehen, hatte zwei Söhne. Der ältere, Erwald, flüchtlich-litauischer Kanzler und Oberrath, Erbherr auf Donbungen und Pfondern zu Piltens, starb vor dem Jahre 1729. Der jüngere, Johann Ulrich, dessen: casselischer Oberstleutnant, Starost von Piltens, Erbherr von Donbungen und Baden, war 1685 geb., und starb den 6. Aug. 1731, auf seiner Ehe mit Benigna Elisabeth von Kirschen einen Sohn und fünf Töchter hinterlassend. Der Sohn, Karl, geb. 13. Nov. 1726; königlich-preussischer Vorderkammerherr, geheimer Etats- und Kriegsminister, früher russischer Cabinetsminister, des schwarzen Adlers, St. Andreo's und Alexander-Newski's Ritters, Starost von Piltens; Erbherr von Donbungen, Groß- und Alt-Baden, Neucampen, Suden und Laxben, wurde (1762) von dem Kaiser Franz I. in das heil. röm. Reichs Heusenland, und von König Friedrich Wilhelm II. von Preußen, bei dessen Thronbesteigung 1786 in den Fürstenthum erhoben. Er starb den 31. Dec. 1795, und wurde zu Donbungen in der letzten Kirche beigesetzt. Seine erste Gemahlin, die Gräfin Henriette Admunde Eleonora von Brühl, verm. den 27. Febr. 1753, starb zu Stockholm, wo ihr Gemahl als königlich-polnischer Gesandter residirte, im Wochenbette, den 19. April 1762. Die einzige Tochter, die sie den 17. April 1762 geboren, Christiana Henriette Maria Elisabeth,

starb den 22. Januar 1766. Am 10. Nov. 1771 heirathete Karl hierauf zur zweiten Ehe mit Christiana Charlotte Sophie von Dietlau; des Grafen Ludwig Heddo von Hopp zu Droschitz Witwe; von ihr hatte er keine Kinder, gleichwohl erbt sie ihres Gemahls großes Vermögen, insbesondere die prachtvollen Güter in Kuriant, die sie jedoch vor ihrem zu Berlin, den 6. Julius 1811 eingelegten Aelaben an einen Grafen von der Osten-Soden zurückgab (vielleicht an den Grafen Friedrich Ludwig von Osten-Soden, den zweiten Gemahl ihrer Tochter ersten Ehe).

Aus Alexander's Nachkommenschaft nennen wir einen spätern Alexander, der als königlich-schwedischer Commissarius und Waisenken in Estland, auch Erbherr auf Kabis, Benneser, Prude und Kaunisbäck vorkommt, und 1653 starb, mit Hinterlassung der Söhne Georg und Alexander. Georg, geb. 1617, Rannichter und Rittmeister, hierauf blescher Landrath, endlich Statthalter auf Hsel, auch Präsident in dem Oberlande's und Consistorialgericht, Erbherr auf Kaunisbäck, Cieser, Orita, Forsund und Göljall, wurde zu Folge königlicher Briefe am 17. Sept. 1675 auf dem Stockholmschen Ritterhause unter Nr. 832 introvertirt, und starb den 2. August, 1690, sein einziger Sohn, Johann Gustav, im J. 1717. Dieser, Oberstleutnant in schwedischen Diensten, beschloß Kaunisbäck und Göljall, auf Hsel, Cieser, in Estland, und Kymmeneborg, in Finnland, hatte aber in seiner Ehe mit Wilhelmine Gertrude von Fersen keine Kinder. Georg's jüngerer Bruder, Alexander, war der Vater von Alexander Friedrich, der Großvater von Johann Gustav, dieser Landrath, Landrichter und Consistorialdirector der Provinz Hsel, Erbherr auf Kaunisbäck, Göljall, Cieser, Zerel, Mepsh, geb. den 6. März 1692, starb den 13. Juni 1778, nachdem er in seiner Ehe mit Helwig Brota von Noiden zehn Kinder, darunter die Söhne Reinhold Friedrich, Johann Gustav, Otto Georg, Karl Magnus, Ludwig Christoph und Lorenz Gottlieb gesehen. Alle sechs haben Nachkommenschaft hinterlassen, die zum Theil in der neuesten Geschichte Rußlands eine bedeutende Rolle spielt; Johann Gustav insbesondere, Erbherr auf Kirna und Engdes, war kaiserlich-russischer Generalleutnant, Chef eines Regiments Chevaux-legers und bevollmächtigter Minister an dem russischen Hofe, Karl Magnus russischer Geheimrath und Gouverneur des Großfürsten Constantin. Dieser Karl Magnus (uneheliche) Nachkommenschaft führt den ebenfalls nicht unehrenhaft gewordenen Namen Niels (Soden rüchmte so leben).

Die von der Osten in Pommern führen in dem des Länge nach getheilten Schilde, in dem roten Felde zur Rechten, einen silbernen Schlüssel; in dem blauen Felde zur Linken drei silberne Flüsse. Des Wappens rerer von der Osten genannt Soden ist geortet; 1 und 4 Osten, 2 und 3 drei goldene Sterne im blauen Felde. (Vergl. S. 463.)

(v. Stramburg.) OSTENBURG, Burgruine in der Nähe des Städtchens Bölsingen, im gleichnamigen Canton der großherzogl. Provinz Rheinpreußen. Am Eingang in das roman-

wie Elbe und Saale, Saale scheidet, sondern durchfließt; wie sich dies auf dem ganzen Laufe desselben an den Sauren Augen, Züsti, Oberung, selbst an den nördlichen Sauren Grindrigau, Forstgau und Wigmod nachweisen läßt. (Leopold v. Ledebur.)

OSTENO, eine am östlichen Ufer des Südens von Vorlesio am mährischen Jägerau See, an der Mündung des Abodes Intefio, im sechsten District (von Vorlesio) der Provinz Como liegende Gemeinde des lombardischen Königreichs. In der Nähe dieses Ortes befindet sich eine sehenswerthe Tropfsteinhöhle mit einem kleinen Hafen, in welchem ein Zoll erbohen wird. Hier ergießt sich der nach diesem Orte benannte Bach in den See. Oberhalb Osteno hat der See urgefähr in der Hälfte seiner Breite eine Tiefe von 16100 *Wuch*. Von diesem Dorfe führt ein Verbindungsweg nach Argegno an dem Comersee.

(G. E. Schreiner.)

OSTEOCELE, die knochenartige Verhärtung eines oder beider Hoden.

OSTEOCHEMIE, osteochemia, ist ein Zweig der Biochemie, und enthält: 1) als *physiologische* Osteochemie, eine systematische Übersicht der Verhältnisse aller bis jetzt chemisch untersuchten gesunden Menschen und Thiere, nach Alter, Geschlecht, Nation u. so wie der fossilen Knochengebilde, der Mammienthoren u. a.; 2) als *pathologische* Osteochemie umfaßt sie die chemische Zerlegung der krankhaft veränderten Weichteile, namentlich: der entzündeten, der eiternden, verödeten, rachitischen, strophischen, forbulischen, syphilitischen, arthritischen, carcinomatösen, carösen und nekrotischen, der Windbornen, Wassertopf: u. a. monströsen Knochen, der Krankheit erwideten, der hyper- oder trophischen u. a. abnormen Knochenvegetationen. Berg. Johns chemische Tabellen des Thierreichs u. d. d. Art. Knochen. Mein Specimen Osteochemia (Viteb. 1810. 4.) Geoffroy de St. Hilaire in dem Memoire troisieme sur l'organisme des Insectes etc. (Paris 1820) nr. II; f. auch Dens Jhs. 1820. 6. S. 543 u. Thilenius Diss. hist. diss. chem. ossium humanorum. (Gott. 1823. 4.) Fässinger, Über kranke Knochen, Gallus, Verdrückungen und Auswüchse der Knochen in Schweggers u. Jahrb. der Gb. und Ph. 1828. 2. Hft. S. 102 fg.; Herrm. Aug. Friedrichs Handb. der animal. Osteologie u. (Hilms. 1828. S. 43 fg.) R. Troja, Neue Beobachtungen und Versuche über die Knochen, deutsch von A. v. Schönberg (Erl. 1828). Bergl. oben den Art. Knochen und die hier folgenden Artikel.

(Th. Schreger.)

Osteoclasia f. Knochenbruch und Knochenkrankheit.

OSTEOCOLLA, OSTEOKOLL, franz. Osteocoll, dann Ostein, Ostein, Osteolithus, Ossa lignosa, Ammoteos, Enosteon, Cystolithus, Holosteon, Pannosteum, Stiegleitche, Lapis ostium, L. morochilus, L. ossinulus, Beinbruch, Beinbeit, Beinwell, Steinbein, Bruchstein, Wellstein, nannte man eine fossile, leichte, oft auf dem Wasser schwimmende, leicht zerbrechliche Materie, mit oft ein

durchlöcherter Oberfläche, welche zuweilen sandig ist und sich an die Zunge klebt, und bald für Korallensteine, bald für verwitterte Knochensteine, bald für Baumwurzel, bald für eine Art Knochen ausgegeben wurde, Ähnlichkeit mit zerbrochenen Knochen hat, und zur Heilung von Weindrüsen gute Dienste leisten sollte. — Was man in der Regel so genannt, sind Baumwurzel, die, im Ruho, als sie sich in mergeligen Boden pressten, von Kalkstoff durchdrungen wurden, der zuletzt mit der Form dieser Wurzeln allein übrigblieb. — Sol. müssen auch wirklich verwitterte Knochen oft darunter begriffen worden sein. Sehr ausführlich behandelt diesen Gegenstand Gleditsch in den Memoir. de l'acad. roy. de Berlin 1748, III. (Hamburg. Magaz. VIII. 6. 574 fg.) und Schröder im lithologischen Real- und Verbal-Lexikon V. 1782, S. 59 und I. 143—150. (H. G. Bronn.)

OSTEOCOPUS (osteo-copus) *an. dolor*, bei Hippokrates, Galen und den Alten überhaupt jeder heftige, die Knochen gleichsam zerdrückende Schmerz, bei den Neuern ausschließlich der venerische Knochenschmerz. In diesem Sinn ist das Wort so lange bekannt, als die Syphilis selbst, und namentlich beschreibt schon Ronischus, einer der ältesten Schriftsteller über die venerische Krankheit, unter jenem Namen diesen oft so fürchterlichen Krankheitszustand, der jedoch nur die ausgeheilte vollkommenste Rückkehr auf ihrer Höhe begleitet, denn aber auch die Kranken oft mehr, als jedes andere Symptom, ihres Uebels, martert, und zugleich die Gefasse derselben auf die Länge bedeutennd erodirt, indem der bald bobrende oder sagende, bald nagende und brennende Schmerz, theils durch seine Heftigkeit an und für sich, theils durch die unermüdlich herbeiführt, oft auch durch die bittere Reue und die Verzweiflung, die er erregt, den Organismus aufreibend erschöpft. Schmerzen dieser eigenthümlichen Art haben ihren Sitz vorzugsweise, zumal anfänglich, in solchen Knochen, die nur von wenigen weichen Theilen bedeckt sind, daher in den Schädelknochen (venerische Migraine), dem Brustbein, den Schulterblättern, und den Knochen der Gliedmaßen, namentlich dem Radius und der Tibia; sie verschonen indes, zumal späterhin, auch andere Knochen nicht immer, und ergreifen zuweilen namentlich die der Nasenhöhle und Mundhöhle, ja selbst die härtesten Knochen des Gehörorgans; auch bleiben nach den ältern Schriftstellern selbst die Gelenke (Knoepel und Bänder) nicht frei von diesem Schmerze, der nach der Meinung vieler Ärzte, wenn er die flachen Knochen ergreift, von der Diaple derselben, bei den Röhrenknochen hingegen von der Medullar-Membran ausgeht, noch weit öfter aber unklar aus der Brustant entspringt, und von dieser aus allmählig in die Knochenauflösung selbst eindringt, so daß mühsam eine wahre Knochenentzündung als nächste Ursache des in Rede stehenden Zufalles angesehen werden muß, mit welchem übrigens entweder von Anfang an, oder doch einige Zeit nach seinem Eintreten Aufreibungen des schmerzhaften Knodens, sowie vermehrte Wärme, ungewöhnliche Empfindlichkeit, auch wol eine schwache Rötzung der den Knochen bedeckenden Hautstelle ver-

reert und bei weitem nicht so zweideutiges Heilmittel der Kranken besitzen. Diese Heilmethode, der innere Gebrauch des Sublimats — nach Anden des salpetersauren Quecksilbers — sowie der gleichzeitige von dia phoretischen Mitteln: der warmen Theeausgüsse, des Liq. amm. acoet., vor Allem des Wodnsofens und des Kamphers, der Castorparilla, des Quacks, der Spiegellauge präparate, — zumal in der Form des Polvischen Decocts — tröpfen, besonders wenn die Wirkung dieser Mittel noch durch allgemeine warme Bäder angemessen unterstützt wird, Alles, was unter so unangünstigen Umständen von der Kunst erwartet werden kann, und führen oft in den verweisselten Fällen dennoch selbst die vollständige Genesung der Kranken herbei. Kalms, Seldebst, Sadebaum, Härdtröder, Stinkasant und Phosphorsäure sind dazugegen Heilmittel, welche laul der Esführung am schädlichsten für diejenigen Fälle aufbewahrt bleiben, in denen die Gefahr des Überganges des organischen Knochenlebens in den Einsatz dringender wird, oder welche doch wenigstens in diesen Fällen sich noch am Nützlichsten heilsam bewähren.

Das chirurgische Verfahren, welches bei offenbar vorhandenem syphilitischen Eintrusse notwendig werden kann, die Amputation des betroffenen Knochens, gebührt nur insofern hiebei, als Astruc empfohlen hat, bei übermässiger Festigkeit und sehr langer Dauer des syphilitischen Knochenmergers den Knochen mit dem Trepan zu durchbohren und im Fall alsdann Eiter zum Vorschein kommt, die Operation fortzusetzen und die kranken Knochenstücke zu entfernen, in neuerer Zeit aber Gallier dieselbe Operation unter denselben Umständen angestellt wissen möchte, jedoch in der Absicht, gleichsam ein neues productives Leben in dem leidenden Theile zu erwecken. Diese Operation ist indessen unter diesen Umständen und lediglich zu diesem Zwecke bis jetzt, auch den ihm selbst, noch nicht angestellt worden, und es liegt wol am Tage, daß sie für sich allein bei vorhandenen syphilitischen Allgemeitleiden keine gründliche Hilfe gewähren könnte. (S. nach d. Art. Syphilis) (C. L. Klose.)

OSTEODERMI, *Dermis* (Pisces), Knorpelfische aus der Ordnung der Teleostanchier, mit Kiemenbedeckel und Kiemenbau; ohne Bauchflossen, die Haut mit einer schalenartigen Bedeckung oder Knorpelpunkten versehen. Es gehören hierher die Gattungen: Ostracion, Tetradodon, Ovoides, Miodon, Orbis und Syngnathus. — *Dum.* Zoologie analytique übers. von Tricup, (D. Thon.) S. 108.

OSTODES (*Osteodes*), alter Name eines kleinen, soll unentdeckten Insel, in der Nähe von Sicilien, bei Lipara, Pinius (H. N. III, 14, 8. M. la II, 7, 18) rechnete sie zu den keltischen Inseln, worüber ihn Plauer irrte. Nach Dietor (V, 11) hätte die Insel davon ihren Namen, daß die Karthager während ihrer Kämpfe mit den Erosulancern, um sich vor den Korruptionen ihrer ungeliebten und deshalb aufrührerisch gewordenen Heilschützen zu schützen, diese auf die Insel aufgedacht und dem Hunger preis gegeben hätten; so wäre die kleine Insel ein Leinhaus geworden. Ostodia

wird sie in der Ventingischen Tafel, Ostodos beim Geogr. Kaverna, genannt. (H.)

Osteoangraena, f. Knochenbrand. **OSTEOGENIE** (*Osteo-genesis*), die Lehre von der Entwidlung des Knochenstems im thierischen und vorzugsweise im menschlichen Körper, die — obwohl der Gegenstand schon die Aufmerksamkeit der Forscher des Alterthums beschäftigt hat, wie die Schriften des Aristoteles, Hippocrates und Galens beweisen — dennoch Jahrhunderte lang, beinahe nur in einem Aggregat verschiedener Meinungen und unhaltbarer Hypothesen bestand, und den Standpunkt, auf dem sie sich gegenwärtig befindet, vorzüglich erst Haller, Scarpa und Wichel verdankt. Ihn näher, obwohl in gedrängter Kürze, zu bezeichnen, halten wir für die eigentliche Aufgabe des gegenwärtigen Artikels, während wir in Betreff der einer verdienten Vergessenheit bereits überlieferten, die Knochenbildung betreffenden Ansichten des Alterthums auf die genannten Schriftsteller (Aristoteles, De partib. animal. II. Hippocrates, De alimentis — de fracturis. Galenus, De alimentis, de nat. facult.) zu verweisen und begnügen.

Die Ausbreitung einer festen Gallerte, welche den Umriß des künftigen Geirips darstellt, aber noch keine Abtheilung desselben in einzelne Glieder wahrnehmen läßt, bezeichnet den Anfang des Processes der Knochenbildung. Es veranlaßt sich diese Gallerte aber zunächst in Knorpel, das heißt, in eine glasartige, allmählig verdickt werdende, auf der Schnittfläche glatte, gleichförmige Masse, die weder Rellen, noch Blutgefäße wahrnehmen läßt, und deren Ausbreitung am Anfangs nach der Tiefe hin, von Außen nach Innen, vordringt, so daß beim Hühner-Embryo am dritten Tage, beim menschlichen Embryo in der fünften Woche die Knorpel sichtbar werden, was im nächsten Verhältnisse zur Entwidlung des Herzens zu sehen scheint, indem gerade in den diesem Organe nächstgelegenen Theilen des künftigen Geirips, in den Wirbeln, den Rippen und dem Brustbein, die Knorpelbildung zuerst beginnt. Gleichzeitig tritt auch die erste Spur der Gliederung des sich bildenden Geirips wahrnehmbar, indem die erwähnte Metamorphose der Gallerte an getrennten Punkten der Masse, wo nämlich künftige Gelenkverbindungen stattfinden sollen, erfolgt, während da, wo späterhin eine unbewegliche Knochenverbindung stattfinden soll, z. B. am Schädel und am Becken, der Knorpel eine gleichförmige, ungetrennte Masse darstellt. Hieraus bilden sich nun Blutgefäße, welche durch die festsitzende Hülle, mit welcher jeder Knorpel bekleidet ist, in denselben eintreten und sich in ihm verzweigen, die Stellen, an welchen dies geschieht, werden undurchsichtig, weitreichend gelblich-reich, beim Troden weiß, die Bielaufkeit des Knorpels vermindert sich allmählig, es bilden sich Fasern, welche entweder in spitzen Winkeln zusammenfließen, oder mit einander parallel laufen, durch Querschnitte verbunden sind, und auf diese Weise ein zelliges Gewebe darstellen. Hiermit ist der Anfang der eigentlichen Verknöcherung gegeben, die im Wesentlichen auf dem Fortwachen des

Blutes beruht, indem dieselbe dem Knorpel erdiger Stoff zugeführt wird, welcher den Knorpel, seine Mischung verändernd, verdichtet. Insofern wird nicht aus dem Knorpel selbst, wie die Alten glaubten, sondern vielmehr in ihm der Knochen gebildet, indem nicht der Knorpel zum Knochen verdichtet, sondern Knochenstoff (phosphorsaure und etwas kohlensäure Kalkerde) allmählig mehr und mehr die Zwischenräume des Knorpels anfüllt, während die Säugenden von Zeit zu Zeit Knorpelmassen des werdenden Knochens zurückführen; daß jedoch diese letztere niemals ganz verschwinden, zeigt uns nicht bloß die Erweichung der Knochen in manchen Krankheiten, z. B. den rachitischen, venetischen u., sondern vornehmlich das Ergebnis der Behandlung der Knochen mit verdünnten Mineralsäuren, welche den Knochenstoff auflösen, und die knorpelige Grundlage des Knochens am deutlichsten wahrnehmen lassen. Diese eigentliche Verknöcherungsorgane nimmt beim Hühnerembryo am neunten oder zehnten Tage, beim menschlichen in der siebenten Woche seinen Anfang, und zwar in jedem Knorpel an einzelnen Punkten, welche Knochenkerne oder Verknöcherungspunkte (nuclei ossi, puncta ossificationis) genannt werden, zuerst als weiße, unburchsichtige Flecken erscheinen, allmählig aber sich immer weiter im Knorpel ausbreitend, in den breiten Knochen vom Mittelpunkt nach dem Umfasse, von der inneren Fläche nach der äußeren hin, in den langen Knochen vom Mittelstücke nach den Enden, in den verästigten Knochen endlich vom Mittelpunkt aus in allen Richtungen nach der Oberfläche zu. Die Nagelglieder der Finger und Zehen verknöchern indessen von der Spitze aus. Was die Ordnung betrifft, in welcher die einzelnen Knorpel verknöchern, so werden die ersten Knochenkerne bei Hühnern am achten Tag im Schienbein, am neunten im Oberschenkel, am zehnten im Brustbein, Rippen und Kiefer, am dreizehnten im Wadenbein, am fünfzehnten im Schädel wahrgenommen; bei der menschlichen Frucht hingegen schiebt zuerst in der genannten Zeit das Schlüsselbein, hierauf der Untersiefer, demnachst der Oberliefer, in der ersten Hälfte des dritten Monats das Stirn- und Hinterhauptbein, der Ober- und Unterarm, der Unterschenkel, Schulterblätter und Rippen, in der zweiten Hälfte des dritten Monats das Keilbein, die Schläfenbeine und Zehneine, hierauf die Scheitel-, Gaumen- und Nasenbeine, die Wirbel, Mittelhand, Mittelfuß und Nagelglieder, im vierten Monate das Flügel-, Hand- und Fußwurzel-, im fünften Monate Kiech- und Zehenbeine und die Wadenknochen, im sechsten das Brustbein, die Hand- und Fußwurzel, im zehnten das Zungen- und Schwanzbein zu verknöchern an, und es scheint die Reifenseize dieses Vorganges von dem Verhältniße der Gefäßverbreitung wesentlich abhängig zu sein; sie kommt wenigstens mit jener der Knorpelbildung nicht überein. Auch die Zahl der Verknöcherungspunkte in den einzelnen Knorpeln ist verschieden, denn nur für wenige, kleinere und einfach gebildete Knochen bildet sich ein ein-

ziger Knochenkern im Knorpel, die meisten Knochen entstehen aus mehreren, allmählig sich vergrößernden und somit einander näher tretenden Kernen. Aus Einem Kerne bilden sich namentlich mit Ausnahme des Schwanzbeins, nur paarige Knochen: Scheitel-, Gaumen-, Zeh-, Nasen-, Zehnenbeine, Waden-, Schläfenbeine, Kiech-, Hand- und Fußwurzelknochen (mit Ausnahme der Fersebeine); aus zwei Kernen das Stirnbein, das Flügel-, der Untersiefer, das Fersebein, Mittelhand- und Mittelfußknochen, die Fingerglieder; aus drei Kernen die Wirbel und das Kiechbein, der Oberliefer, die Rippen, die Speiche, das Schienbein und das Wadenbein; aus fünf Kernen der zweite und siebente Halswirbel, die Schulterblätter, der Ellbogenknochen, der Oberliefer, und die Beckenknochen; aus sieben Knochenkernen endlich entsteht der Oberarmknochen, aus elfen das Hinterhauptbein, aus 14 das Keilbein, aus 21 das Kreuzbein, aus einer unbestimmten Anzahl das Brustbein. Alle diese Knochen bestehen daher auch, wenn sie ihrer Vollkommenheit nahe sind, aus mehreren, durch zwischenliegende Knorpel, verbundenen Stücken, ein Umstand, durch welchen einerseits der Körper in kürzere Zeit eine feste Grundlage gewinnt, indem die Entwicklung jedes Knochens aus Einem Kerne nothwendig nur langsam vorschreiten könnte, zugleich aber auch andererseits denjenigen Knochen, durch deren Öffnungen Blutgefäße u. durchgehen, eine länger mögliche Erweiterung dieser Öffnungen beim Wachstume der hindurchgehenden Organe gestattet ist; doch entsteht das Wirbelarterienloch der Halswirbeln — den siebenten abgerechnet — aus einem einzigen Querfortsatz, der aus der Schlagader herumschlägt — die Fortsätze der Knochen verknöchern meistens aus eigenen Knochenkernen, die sich bald ebenso früh, als in dem Körper des Knochens zeigen, bald später, weshalb diese Fortsätze in der Jugend noch als Ansätze erscheinen. Ein zwischenliegender Knorpel verbindet sie mit dem Körper des Knochens, und es ist an den Flächen, mit welchen beide einander berühren, in der Regel die des Körpers flachgewölbt, die des Ansatzes flach ausgehöhlt. An der Stelle der knorpeligen Verbindung beider legt sich zwar die Beinhaut (periostium) nicht, wie Ruysch glaubte, zwischen den Körper und den Ansatz, sondern geht ohne Unterbrechung an jenem über diesen hinweg, aber sie schiebt allerdings an dieser Stelle etwas fester, als an anderen Punkten. Endlich erscheint auch schon frühzeitig innerhalb der Knochenkerne eine Markhöhle, deren beide Enden durch Knochengewebe verschlossen sind, und es bilden sich darin Zellen, mit gallertartigem röthlichem Mark erfüllt, aber weder dieses Mark, noch ein schwammiges Gewebe werden, so lange das Fruchtleben dauert, in den Knochen wahrgenommen. — Bei dem reifen Embryo finden wir schon vollkommen ausgebildet die Gebilde Knochen. Viele andere sind dagegen noch in mehrere Stücken getrennt, wie das Stirnbein, das Kiechbein, der Untersiefer, der Oberarm, der Oberliefer und der Atlas in zwei Stücke; das Keilbein, die Wirbel und die Beckenknochen in drei, das Schläfenbein, Hinterhauptbein und

der zweite Halswirbel in vier, das Kreuzbein in 21 Stücke. Manche Knochen fehlen noch einzelne Verknöcherungspunkte, namentlich am Riechbeine die senkrechte Platte, am Schulterblatte die Fortsätze, am Oberarm und an den Fingern und Beugengliedern das obere Endflüß, sowie das untere am Schenkelbeine, das Mittelhand- und Mittelfußknochen; ferner am Oberschenkel das obere Endflüß und die zwei Kollähgel, das hintere Endflüß an der Rippen; das obere und untere am Ellbogen, der Speiche und dem Wadenbeine, am Atlas der Körper. Die obere Hälfte des Jüngenbeines, die Knie-scheibe, die unteren Schwanzebeine, die vier Knochen der oberen Reihe in der Handwurzel, das große und kleine viereckige Bein, das Kahnbein der Fußwurzel und die drei Kniebeine zeigen alldann noch gar keine Spur der Verknöcherung. Die Knochenbildung des Organismus zu vollenden ist demnach dem Leben nach der Geburt vorbehalten, während dessen immer mehr und mehr erdige Theile in die knorpelige Grundlage der Knochen niedergelegt werden. Ohne in eine genauere Schilderung dieses spätern allmähigen Fortschreitens der Knochenbildung nach der Geburt einzugehen, welche die Leser ausführlich bei Rende (Ausz. Handb. der gerichtl. Med. IV. S. 74—92) nach Beilard und vorzüglich nach Meisel geschildert finden, bleibt uns über diesen Gegenstand noch Folgendes im Allgemeinen zu bemerken. Die knorpeligen Zwischenstücke der aus mehreren Stücken bestehenden Knochen werden nach der Geburt allmählig mit Knochenstoff ausgefüllt, und diese Stücke dadurch zuletzt in Eins verwandelt, und die Ansätze — obwohl nicht alle zu gleicher Zeit, und früher in stärkern (daher auch in männlichen), als in schwächlichen, kranken Körpern, zumal bei vorhandener Rhachitis — im Fortsatz, an denen zuletzt jede Spur der früher vorhandenen knorpeligen Verbindung verschwunden ist. Im gleichen Verhältnisse sehen wir Hervorragungen und Vertiefungen, welche früher an den einzelnen Knochen gar nicht wahrnehmbar waren, entstehen, oder früher vorhandene härter werden, z. B. den Rippenfortsatz, die Zuberfortsatz der Speiche, die Vertiefungen auf der innern Fläche der Hirsnschale u. dergl. m., welche Erscheinungen man einerseits nach dem Auge der Muskeln, welche an solche allmählig stärker hervortretende Punkte der Knochen angeheftet sind, wie namentlich das Becken und des Sternocleidomastoides, andererseits vom Drucke weicher Theile, wie namentlich der Schlagadern, der Hirnhäute und des Gehirns, abgeleitet hat, — gewiß nicht ganz mit Unrecht, obwohl diese allerdings rein mechanische Ansicht die von manchen Neuern dagegen erhobenen Einwürfe, daß man nämlich Erhabenheiten auch an solchen Stellen der Knochen wahrnimmt, an denen gar keine Muskelinsertion stattfindet, daß andere vorhanden sind, ehe die Muskelnkraft jene Höhe erreicht hat, auf welcher sie die in Rede stehende Wirkung hervorbringen könnte, daß es sich auf ähnliche Weise mit den Knorpelverknöcherungen verhält, und daß insbesondere bei Anencephalen das Schädelsgewölbe und der Schädelgrund dieselben Eintritte wahrnehmen lassen, welche beim Vorhandensein des Gehirns

als Wirkungen desselben angesehen werden etc., nicht ganz zu erledigen vermag. Wie dem aber auch sein mag, allmählig werden die Oberfläche der Knochen unebener, die Höhlenknochen nehmen mehr oder weniger eine prismatische Gestalt an. Es bilden sich allmählig die innern Höhlen der Knochen, z. B. die Stirnhöhlen, die Kälte der Schädelknochen, die Größe des Kopfes tritt nach und nach in ein richtiges Verhältnis zum übrigen Körper, indem das Wachsthum des Kopfes sich gegen jenes des Beckens und der Beine verändert, bis endlich im männlichen Alter das Gerippe seine höchste Entwickelung erreicht hat, von welcher es im höhern Alter wieder herabsteigt. Die Knochen, welche in diesem höhern Alter eine gelbe Farbe annehmen, werden zugleich, sowie die Startheit der Hافر im Körper überhaupt allmählig immer größer wird, die feineren Schlagadern hinwegsam werden, und die Ernährung mangelhaft wird, allmählig dünner und beträchtlich leichter, besonders die weiblichen; die Diphase der flachen Knochen verschwindet nach und nach ganz, und die zunehmende Menge der erdigen Theile im Körper erhöht die Sprödigkeit der Knochen, weshalb dieses letztern im Greisenalter so leicht erfolgen. Wenn Ribes (Bulletin de la faculté de Paris, 1819. nr. 11.) diese größere Bruchigkeit der Knochen nicht, nach dem Beispiel anderer Pflanzologen, dem Uebermaß an phosphorsaurer Kalkerde beimeßen zu dürfen glaubt: so sieht es zur Zeit noch diesem Widerspruch an triffen, entscheidenden Gründen, während es unabweisliche Thatsache ist, daß bei den Knochen ältere Leute auch die Markzellen verschwinden, und das Mark, wenn auch seine Menge sich nicht überhaupt vermindern sollte, eine mehr dünne und wässrige Beschaffenheit annimmt. Aber auch der bisher beschriebene eigentliche Verknöcherungsvorgang ist dem Greisenalter keineswegs fremd; er geht alldann vielmehr in gewissen Theilen sehr lebhaft von Statten. Die Knorpel namentlich, welche ebenfalls mit dem Alter dichter und fester werden, daher auch ihre Federkraft verlieren, verknöchern in dieser Zeit des Lebens sehr häufig, die sogenannten unbedingten meistens bald nach dem 60. Jahre, die bedingten in der Regel erst später, oder sie werden, wenigstens Anfangs, wie von einer Art von Knochenrinde überzogen, wobei jedoch eine genauere Untersuchung meistens einen Knochenkern in ihrer Mitte nachweist. Ähnlichen Veränderungen sind alle Gewebe des Körpers, das Zellgewebe, die Muskelsubstanz, die Sehnen, besonders auch die Häute der Schlagadern etc. im Alter unterworfen, und so häufig ist in dieser Lebenszeit die Verknöcherung der Knorpel des Kehlkopfes, der Luftröhre, der Rippen etc., daß Morgagni (De ossum et ossib. morbor. epist. 236) es bei einer Frau von 64 Jahren als sehr auffallend bezeichnen durfte, daß an ihrer Leiche keine Verknöcherung der Rippenknorpel wahrnehmbar war. Grillich fand Harvey (Philosoph. Transact. Lond. 1669. p. 887) selbst in der Leiche eines Mannes, der ein Alter von 152 Jahren erreicht hatte, und dessen Körper fleischig und fett bis zum Tode geblieben war, die Eingeweide gesund und keinen Knorpel verknöchert; ja es scheint überhaupt

eine erwiesene Thatsache, daß grade bei Individuen, die ein ganz ungewöhnlich hohes Lebensalter erreichen, diese Verknöcherungen der Knorpel u. nicht wahrgenommen werden. Nichtsdestoweniger ist dieser Vorgang im Allgemeinen als ein charakteristischer des Alters anzusehen, und es ist mit Recht schon von Andern als sehr bemerkenswerth bezeichnet worden, daß er mit einem entzündlichen, mindestens congestiven Zustande des verknöchernden Theiles im wesentlichen Zusammenhange zu stehen scheint, indem er dem Greisenalter keineswegs ausschließlich zukommt, man vielmehr oft in den Leichen jüngerer Personen die Knorpel des Larynx nach entzündlichen Affectionen desselben, die der Rippen nach chronischen Pneumonien u. findet, auch diesen Befunden analog viele Erscheinungen genannt werden müssen, welche wir in Folge atrophischer Affectionen u. zu sehen gewohnt sind.

Ihre letzten Umwandlungen erleiden die Knochen nach dem Tode, obwohl sie, als die härtesten Theile des Körpers, der Verwesung am spätesten anheimzufallen. Zuerst wird die thierische Materie unter Einwirkung der Luft und des Wassers zerstört und verflüchtigt, und nachdem später auch die Phosphorsäure zum Theil ausgelaugt oder zersetzt ist, wird der Knochen mürbe, leicht zerbrechlich und zerfällt endlich in Staub. Daß dies, besonders unter gewissen Umständen, oft erst sehr spät geschieht, ist bekannt, und wir beschränken uns darauf, noch zu bemerken, daß man in Knochen, welche 700 Jahre in der St. Genovevengrube gelegen hatten, ein purpurrothes Pigment und Krystalle von phosphorhaftem Kalk mit Überschuß von Phosphorsäure und etwas phosphorhaltigem Talk angetroffen hat. (Fourcroy und Vaquelin, Annal. du muséum national d'hist. nat. Paris. Vol. X. p. 1 sq. Rob. Nesbitt, human osteogeny explained. (London 1736.) A. de Haller, Deux mémoires sur la formation des os. (Lausanne 1758. 12.) Scarpa, De penitiori ossium structura. Bichat, Anatomie générale. T. III. S. 8. Buchach, Die Physiologie als Erscheinungswissenschaft. 2. Abt.) (C. L. Klose.)

OSTEOGLOSSUM Vandelli (Pisces). Eine von Gwien angenommene Gattung mit Suidia nahe verwandt, besonders durch zwei Bartfäden unterschieden, welche von der Verbindung des Unterkiefers herabhängen, die Astersflosse mit der Schwanzflosse vereinigt, die Zunge knöchlig, durch eine Menge kleiner, kurzer, graben und abgestutzter Bänderchen so raub, daß man sie benutzt als Raspeel, um Fische zu zerhacken. Typus dieser Gattung ist ein ziemlich großer Fisch aus den dussilischen Gewässern. O. Vandelli Cuv. von der Gwien als Synonym Ischnosoma bioirrhosoma Spix Taf. 25 zieht. Gehört zur Familie Clupeidae. (D. Thon.)

OSTEOLEPIS (Paläozoologie). Der Name Osteolepis (von *osteo*, Knochen, und *lepis*, Schuppe = Knorpelschuppe) bezeichnet, nach Valenciennes' Vorschlag, ein Geschlecht fossiler Fische, wahrscheinlich dem Störwaffer angehörig und mit Lepisosteus verwandt, welches Sedgwick und Murchison in den grauen Diluvial Sandstein und Basalten liegenden Schiefern von Galt-

neß gefunden, Kaspitz aber nur mit Zweifel in sein System der Ganoiden aufgenommen hat, da es nach seiner Vermuthung wol zu Amblypterus oder Palaeoniscus gehören könnte. Eine Diagnose davon ist bisher noch nicht gegeben worden. Osteolepis hat die Schuppen von Lepisosteus, die Bauchflossen sehr weit nach hinten, die Astersflosse fast ganz unter der Rückenflosse, welche mithin selbst weit nach hinten steht. Schwanzflosse (?) gabelförmig, wodurch dieser Genus besonders von Lepisosteus abweicht. Zwei Arten: O. macrolepidotus u. O. microlepidotus Valenciennes, Sedgwick et Murch. p. 144 sind nur durch die Größe der Schuppen von einander verschieden *).

OSTEOLITHI (Paläozoologie), Knochensteine (aus *osteo*, Knochen, und *lithos*, Stein) ist die übliche Benennung zur Bezeichnung der fossilen Knochen im Allgemeinen und ohne Rücksicht auf Thierart und Versteinungsgrad.

Kupf. und Andere haben jedem dieser Knochen, die sie nach Glib und Thierart gar oft nicht zu deuten wußten, nach ihrer Form und allerlei Zufälligkeiten einen besondern Namen beigelegt, als: Cartilago, Craticulum, Locularia, Maxillaria, Scapularia, Solearia, Vertebra, Xylosteon etc. Andern theilten die fossilen Knochen ein in Osteolithi hominum, mammalium, avium etc. (S. Kinn, Gmelin u.) Vorzüglich durch die Bemühungen Gwien, von Schömmers, Goldfuß, Rosenmüller u. sind spätere Druktypographen zur bessern Deutung fossiler Gebeine in Stand gesetzt worden.

Die Gattungen und Ordnungen der Thiere sind nicht wohl durch Charaktere zu erkennen, welche allen Knochen einer ganzen Classe oder Ordnung gemeinsam wären. — Was den chemischen Bestand der fossilen Knochen anbelangt, so ist solcher, abgesehen von den Verfeinerungen und der Imprägnation mit Mineralsubstanzen, welche sie im fossilen Zustand erfahren haben, mehr von der Natur eines Thieres, als von der Classe und Ordnung abhängig, der es angehört, wie folgende Zusammenstellung der Analysen von de Barrois *) ergibt, welche vorzüglich auf den Gehalt von kohlensaurem und phosphorhaltigem Kalk gerichtet waren.

	Kohlens. Kalk.	Phosphorh. Kalk.
Löwe	0,025	0,950
Hammer	0,193	0,500
Obnig	0,104	0,886
Stroch	0,024	0,952
Fische	0,053	0,919

Doch ist insbesondere bei den aus dem Säugethiere entnommenen zwei Beispielen ersichtlich, wie die von animalischer Kost lebenden Thiere noch mehr phosphorhaltig

*) Sedgwick und Murchison in den Transact. of the geological Society of London. New Series. 1829. III, 144. Woodward, Synoptical Table of British organic remains, p. 57. Agassiz, Recherches sur les poissons fossiles. (Neuchâtel. 4.) II, 5. Jahrb. f. Min. 1835. S. 472. v. Meyer, Palaeogeologia (Braunf. 1832.) S. 505.

1) Journ. de Chim. médic. 1828, Juin, p. 259.

ren Kalk in der Zusammensetzung ihrer Knochen enthalten, als die bloßen Erbwirren.

Dem Gefüge nach erscheint die zellige Structur der Knochen unterer Classen gröber (was besonders im verwitterten Zustande mehr hervortritt) als die der Säugethiere, während bei den Vögeln die Köpferknochen größtentheils, vorzüglich die der Flügel von Artur dichter, innen hohl, die Höhle mit glatten Wänden versehen sind, wodurch theils ihre zum Fluge bei ihrer verhältnißmäßigen Länge nöthige Stärke ohne Vermehrung der Schwere zunimmt, theils eine Art von Respiration auch im Innern der Knochen möglich wird, indem aus dem Körper Luft durch besondere Öffnungen in jene Knochen treten und sich darin erneuern kann. Der Schädel zerfällt bei den drei niedrigeren Wirbelthierclassen in eine viel größere Anzahl durch Röhre mit einander verbundener, und auch in höherem Alter sich nicht vollständig vereiniger Knochenstücke, als bei den Säugethieren, so daß jedes Schädelknochenstück lehrern bei ersten wieder aus mehreren zusammengelegt ist und der Schädel sich weniger leicht vollständig erhalten hat.

Man ist häufig in Verlegenheit, die erst neuerlich in die Erde gekommenen Knochen rücksichtlich ihres geologischen Alters von denen der Diluvial- und ganzen Tertiärzeit zu unterscheiden, da beide auf ähnliche Art vorkommen können, nämlich bloß calcinirt, mehr oder weniger ihrer organischen Bestandtheile (wie im frischen Zustande bis zu 0,40 betragen können) beraubt, mürbe oder hart — aber (in Tropfsäurelösungen und Breccien) mit Kalkfaser so durchdrungen, daß dieser nur einen Theil der Knochenzellen ausfüllt, die die ursprüngliche Knochenstruktur und Artur immer sichtbar erscheint. Enthalten die kalkhaltigen Wasser noch andere Erdbestandtheile chemisch, oder in sehr fein zertheiltem Zustande mechanisch aufgelöst, so werden die Knochen auch davon imprägnirt (Zalzerde u.). Liegen die Knochen an freier Luft, der Sonne und dem Regen wechselfeise ausgesetzt, so zerfallen sie sich schneller, bloßen schneller ihre organischen Bestandtheile ein, als im beständigen Schatten, unter Dach, oder in der Erde, und hier in der Luft und Wasser durchlässigen Sandstücken schneller, als in undurchlässigem Thone. Werden sie von mineralhaltigen und abiegenden Wässern durchzogen (was aber wieder eine lockere Mergel- oder Kalkanderbe voraussetzen pflegt), so verlieren sie ihre organischen Gemengtheile um so schneller, je rascher aus jenen sich Erdbestandtheile in ihnen absetzen. Dabei ist wieder das Amorphosität der Knochen mit Kalkerde, noch jenes mit dem sie umschließenden Boden nur höchst spärlich vorkommenden Erdsarten (M. de Serres), noch der Mangel an organischen Elementen und das hievon bedingte Anhängen derselben an die feuchte Kippe (Buckland) ein sehr sicheres Kennzeichen des geologischen Alters der Knochen. Eine sehr durchlässigen oberflächlichen Erdschichten können in wenigen Decennien weiter zerfallen sein, als die seit Jahrtausenden in dichten Bodenschichten eingeschlossen waren, wie durch Marcel de Serres aus vergleichenden Analysen erwiesen worden gegen

Buckland, der die Behauptung aufgestellt hatte, daß das Anhängen an der Zunge oder Kippe bei den Knochen der Breccien und Diluvial-Niederfälle ebenso beständig, als das bei denen der Alluvionen, Torfmoore, römischen Gräber und Druidenhügel (zu Portland und Bosley-Hall) selten sei¹⁾.

Die kleinen, innen dichten, nach allen Richtungen ungefähr gleichgroßen Reine der Hand und des Fußes pflegen sich gegen mechanische Verletzung jeder Art am besten zu erhalten; ebenso die mit Schmelz überzogenen Zähne, welche von größern Raubthieren nie mit gestreift werden, aber ihrer ungleichen Zusammensetzung wegen, wenn sie einmal stärker abgenutzt worden, sich auch ungleich zusammenziehen und ausdehnen, und daher leicht zerfallen und sich zerplündern; sie sind glücklicher Weise die zum Erkennen der Thiere nach Gasse, Genus und Art am meisten geeigneten Theile. Schwieriger erhalten sich die Unterkiefer und die langen Köpferknochen, welche letztere ihres mürbigen Inhaltes wegen von Raubthieren immer gern angenagt werden. Die flachen Knochen (Schulterblatt, Schädel und Beckentheile) werden durch jeden auf ihre große Fläche wirkenden mechanischen Druck am meisten zerstört. Schulterblatt und Becken kommen daher nur selten vor. (H. G. Bronn.)

Osteolithus, f. Osteocolla.

OSTEOLOGIE (*Osteion* = *λόγος*), Knochenlehre, derjenige Theil der Anatomie, welcher sich mit der Untersuchung und Beschreibung der Knochen, sie mögen sich im frischen oder getrockneten Zustande befinden, beschäftigt, weshalb die Erweiterung des medicinischen Lehrgebäudes durch eine Osteographie, wie sie von Manden als eigenthümliche Doctrin angenommen worden ist, schwerlich notwendig genannt werden, wenigstens in dem allgemein angenommenen Begriffe der Osteologie ihre Rechtfertigung nicht finden kann. Dieser älteste Zweig der anatomischen Wissenschaften — denn er ist der einzige, mit welchem schon die Alten vertraut waren, welche Schwierigkeiten aus ihren Forschungen in diesem Gebiet entgegenstanden — ist zugleich, wenn überhaupt irgend einem dieser Zweige der Vorrang vor den andern gegeben werden könnte, der wichtigste von allem insofern zu nennen, als auf ihm ebenso die gesammte Anatomie ruht, wie das Skelet die Grundlage des Körpers ausmacht. Gründliche osteologische Studien haben daher am sichersten allen anatomischen den Weg, und da dem Hippokratischen Irrthum, nach welchem die Anatomie dem Vater nützlicher sein soll, als dem Arzte, Kiofint ganz richtig die Behauptung entgegenstellte, daß die Anatomie das Auge der Medicin genannt werden dürfe: so bedarf es keines Beweises, daß osteologische Studien, wie trocken sie auch an sich selbst unangenehm sind, dem ganzen medicinischen Studium die sicherste Basis gewähren, abgesehen von dem besondern Nutzen, welchen sie dem Wundarzt und dem Geburtshelfer bringen. Die Knochen des menschlichen Körpers, denn von

¹⁾ Buckl. in Ann. of Philos. 1827, August, und Janes. in n. Edinb. philos. Journ. 1827, July, p. 393, 353.

diesen kann hier nur wieder vorzugsweise die Rede sein, übertreffen an Festigkeit und Härte alle andern Theile desselben, wovon der Grund darin zu suchen ist, daß in ihnen Leim und Faserstoff mit edrigen Theilen, dem eigentlichen Knochenstoffe (phosphorsaurem Kalksteine), verbunden sind. Anhaltendes Kochen des Knochen im Wasser, wodurch jener Leim aufgelöst und der Faserstoff abgetrennt wird, läßt diesen Knochenstoff, als eine feste, harte Masse zurück, und vermindert mineralische Bestandtheile, welche den Knochenstoff ausfüllen, woraus in ebenmäßigem durch den Knochen in eine biegsame, knorpelartige Masse. In den Röhrenknochen liegen diese eigentlichen Knochenfasern mehr oder weniger gleichlaufend, in den flachen Knochen — wie am deutlichsten an den platten Schädelknochen der Frucht und den Kieferknochen kindlicher Leichen wahrgenommen wird — ausser sie strahlenförmig aus einander, das Fasergerüste der Knochen aber läßt, wie in andern Theilen, Zwischenräume wahrnehmen, die bald größer, bald geringer, oft nur dem bewaffneten Auge sichtbar sind und von deren Größe die verschiedene Dichtigkeit der einzelnen Knochen abhängt, wonach denn auch die sogenannte nehmige Masse in den Markhöhlen der Röhrenknochen die lockere, die Masse der Zähne und des Felsenbeins die härteste ist. Die Ernährung der Knochen erfolgt durch Schlagadern, die daher auch ernährenden (Arteriae nutritiae) heißen, und durch eigene Röhren (Foramina nutritia) in den Knochen eindringen, wo ihre Äste sich größtentheils in den inneren schwammigen Masse verbreiten; jeder Knochen hat wenigstens ein solches ernährendes Gefäß, doch ist das Knochengefäß im Ganzen mit um so zahlreichen Schlagadern versehen; je jünger der Körper ist, und umgekehrt, weil das Alter auch diese Gefäße verstopft, und die Ernährungsadern selbst zuletzt durch Knochenstoff schließt. Den ernährenden Schlagadern stehen Venen zur Seite, und wenn das Vorhandensein der Sanguinen in den Knochen noch nicht vollständig erwiesen ist: so machen doch mannichfaltige Erscheinungen, z. B. die Dünne der Hirnschädelknochen im Alter und besonders die Knochenverwölkung (Osteoporosis) es in hohem Grade wahrscheinlich. Dagegen besitzen die Knochen an sich keine Nerven, zeigen sich daher auch bei Verletzungen, beim Durchsagen, bei der Trepanation u. unempfindlich, und der Schmerz, welchen manche Krankheiten dieser Organe hervorrufen, kommt daher lediglich auf Rechnung jener im gesunden Zustand unbedeutlichen Nervenmasse, welche die Schlagadern der Knochen zuführen und welche pathologischen Veränderungen unterworfen ist. Die Farbe der Knochen ist nach den Verhältnissen des Alters, des Temperaments, des Gesundheitszustandes und anderer Momente verschieden. Im Fruchtalter und Kindesalter, wie in den Leichen der an Schlagflüssen verstorbenen Erwachsenen, sind die Knochen röthlich oder bläulich, im reifen Alter werden sie weiß und zwar in vorzüglichem Grade bei Subjecten von lymphatischer Constitution, und die Röhrenknochen in ihrem mittlern Theile; die glänzendste Weise zeigt der Schmelz der Zähne, der übrigens von aller andern Knochenhülle bedeutend verschieden ist,

ebenso zeigen die Leichen verbluteter Individuen eine auffallende Weiße, sowie es andererseits bekunnt ist, daß bei hohen, Graben der Selbstmord die Knochen eine gelbe, und nach dem Genuße der Färbemittel (rubia tinctoria) eine rothe Farbe annehmen. Bei scrophulösen Subjecten nehmen sie eine graue Farbe und eben dieselbe pflegt ihnen im höhern Alter eigen zu werden. Nach dem Tod endlich gehen ihnen die rangig gemordneten festen Theile ein gelbes Ansehen, welches sie indessen unter fortwährendem Einflusse des Lichts wieder verlieren.

Von besonderer Wichtigkeit für das osteologische Studium ist die Gestalt der Knochen, von welcher nämlich, nächst ihrer Festigkeit, der Ruhen dieser Organe hauptsächlich abhängt. Man unterscheidet in dieser Beziehung Röhrenknochen, flache und runde Knochen. Die ersten sind lang und ihr Mittelfuß (Diaphysis) zeigt in jüngern Körpern eine mehr cylindrische, in ältern eine mehr prismatische Form; in seinem Innern stellt es eine hohle Röhre (tubus medullaris) dar, welche in einer nehmigen Masse das Mark des Knochens einschließt. Gegen die beiden Enden (Epiphyse, Apophysis) hin verbreiten sich die Röhrenknochen unter der Gestalt einer Kugel oder Kalle von lockerer Substanz, erfüllt von einer flüssigen Marke, und äußerlich von einer dichten Substanz überzogen. Es gehören hierher der Oberarmknochen, Schenkelknochen und ähnliche. Die flachen, d. h. ungleich breiten als dicken, Knochen bestehen aus zwei Knochenlagen (laminae), zwischen welchen sich ein schwammiges, mit Mark erfülltes Zellgewebe (diploë) befindet, und man unterscheidet an ihnen, wie z. B. den Schädelknochen, eine obere und untere Fläche, wie die Rippen, durch deren Zusammentreffen Winkel gebildet werden. Die runden, bald vielsäckig, bald kugelförmigen Knochen endlich, wie z. B. die Knochen der Mittelhand und des Mittelfußes, bestehen aus einem schwammigen, mit einer Knochenrinde überzogenen Gewebe. Es wird aber außerdem noch die Gestalt der einzelnen Knochen durch manche an der Oberfläche derselben wahrnehmbare Eigenthümlichkeiten der Bildung bestimmt, welche die osteologische Terminologie mit den Worten: Knopf (condylus), Höcker (tuber), Kamm (crista), Stachel (spina), Grube (fovea), Rinne (fossa), Furche (sulcus), Gang (canalis), Loch (foramen) u. bezeichnet; Bezeichnungen, deren Unterscheidung nur demjenigen dienlich und überflüssig erscheinen könnte, welcher den Einfluß derselben auf gegenständige Verhältnißung im ärztlichen Verstehe überläßt, und nicht wüßte, welche Hilfe beim Studium der weichen Theile des Körpers der Auffassung und dem Gedächtnisse dadurch zu Theil wird, daß eben dieselben Theile mit den Knochen in genauer Verbindung stehen, indem diese den ersten bald zur Stütze dienen, bald Durchgangspunkte darbieten, Bewegungen derselben vermitteln u.

Außer der eigentlichen Knochenhülle, von welcher im Vorstehenden und in dem Art. Diogenie die Rede gewesen, müssen als die zum Knochen gehörigen Theile noch die Hinhaut, der Knorpel und das Knochenmark betrachtet werden. Die Hinhaut (periosteum) ist

eine aus fibrösen Theilen und Zellstoffe gebildete, in der Frucht loder, im ältern Körper dichtere den Knochen bekleidende, das ganze Gerippe überziehende Haut, von welcher nur die Gelenkflächen freibleiben, und welche am festesten an denjenigen Punkten des Knochens sitzt, wo der Körper eines Knochens mit dem Ansatz desselben grenzt, oder Flecken angeheftet sind. Sie ist sehr gefäßreich, zumal in jüngern Individuen, besitzt auch höchst wahrscheinlich zahlreiche einströmende Gefäße, läßt aber keine in sie einströmende Nerven wahrnehmen, weshalb sie auch wenigstens die von den Alten ihr beigemessene hohe Empfindlichkeit jedenfalls nicht besitzt. An der Färbung der Knochen durch Färberröthe nimmt sie keinen Antheil. — Der Knorpel (cartilago), ein halb durchsichtiger Körper von milchweißer Farbe, glatt, in einem hohen Grade mit Festkraft begabt, dessen Natur zwar noch nicht genügend bekannt ist, der aber aus einem festen, mit jeder Pumpe angefüllten Zellgewebe zu bestehen scheint, und wenig Blutgefäße, und keine Nerven besitzt, desto reichlicher aber mit Haargefäßen versehen zu sein scheint, durch welche er ernährt wird. Er ist mit der wesentlich von der Einhaut nicht verschiedenen Knorpelhaut (perichondrium) überzogen. Der Knorpel selbst unterscheidet sich aber desto wesentlich vom Knochen dadurch, daß er weder Knorpelstoff, noch Mark enthält, durch Färberröthe nicht gefärbt, durch Säuren nicht angegriffen wird, gedrohen nicht, wie der Knochen, durch eine Schwielen (callus), sondern durch eine Narbe heilt, auch vom Bruchtraße nicht verzehrt wird. Im ausgebildeten Knochen befinden sich die Knorpel an den Enden desselben, doch bestehen auch viele andere Theile: die Ohrmuschel, die äußere Nase, der Kehlkopf u. aus Knorpelsubstanz, und da ursprünglich alle Knochen Knorpel sind, und nur ein Theil dieser letztern zu verknöchern bestimmt ist: so ergibt sich hieraus von selbst der Unterschied der verknöchern von den bleibenden Knorpeln (cart. ossescentes — permanentes). Die nähere Untersuchung beider hat man zuweilen einer eignen Doctrin, der Knorpellehre, Chondrologia (χόνδρος — λέος) überweisen zu müssen geglaubt. — Das Knochenmark, eine feste, ölige Substanz, welche sich in der Höhle der Röhrenknochen und der Diploë der flachen befindet, oder genauer in den mit der Markhaut, der sogenannten innern Einhaut (tela medullaris Blumenb., perosteum int.) überzogenen Zellen der Knochen. Diese Substanz, deren Masse in den Röhrenknochen am größten ist, erscheint in den Knochen der Embryonen nur als eine Gallerte, die sich aber allmählig in Fett verwandelt, zeigt in Erwachsenen eine grüngelbe, im Alter eine dunkelgelbe — beim Genusse der Färberröthe unverändert bleibende — Farbe. Zahlreiche Blutgefäße, Zweige der er nähernden Schlagadern des Knochens, verbreiten sich in jener Markhaut, welche durch das diese Gefäße derselben Zellgewebe mit der äußern Einhaut gewissermaßen zusammenhängt, dagegen ist es unerwiesen und unwahrscheinlich, daß das Knochenmark Nerven besitze.

Auch die Verbindung der Knochen unter einander ist ein lehrreicher Theil der Osteologie, insbesondere ein

sehr fruchtbarer für die Kunst des Wundarztes. Es sind aber im Allgemeinen die Knochen theils unter einander so verbunden, daß dadurch Bewegung derselben vermittelt wird (Diarthrosis), theils dergestalt, daß eine solche Bewegung der verbundenen Knochen unmöglich ist (Synarthrosis). Dieser letztere Fall findet statt, wo entweder zwei Knochen mit ihren jactigen Rändern ineinander greifen (wahre Nähte, Suturae verae), oder wenigstens mit rauen Rändern aneinanderstoßen (falsche Nähte, Suturae spuriae, haemoidia), oder wo ein Knochen in den andern, wie dies jedoch ausschließlich in den Zähnen gilt, eingestiftet ist (Gomphosis), oder wo zwei Knochen, wie z. B. die Schambeine unter sich, durch einen Zwischentkörper — Knorpel, starke schmale Bänder — unbeweglich verbunden sind (Symphysis). Die zur Bewegung bestimmte Verbindung zweier Knochen ist nach dem Grade der stattfindenden Beweglichkeit verschieden, und diese letztere am geringsten bei der Amphiarthrosis, z. B. zwischen den Rippen und den Wirbelbeinen, größer beim Ginglymus, der eine Beugung und Ausstreckung erlaubt, noch freier bei der Rotatio, die einen Knochen sich um den andern in einem Halbkreise bewegen läßt, am freiesten bei der Arthrodia, die eine völlig kreisförmige Bewegung zuläßt. In diesen verschiedenen Fällen der Diarthrosis finden sich an den Verbindungsstellen der Knochen, dem Gelenke (junctura) gewisse Theile, welche jene Bewegung der Knochen bedingen, und es gehören namentlich dahin die Gelenktafel, der Gelenkfaß und die schon erwähnten überknorpelten Gelenkenden der Knochen. Die erstgenannte (Ligamentum capsulare) besteht da, wo die Bewegung sehr stark ist, aus einem äußern durch dicke fibröse Fasern gebildeten Theile, welche der unter diesen befindlichen Synovial-Membran, welche letztere in allen Gelenken gefunden wird und einen verschloffenen Saß bildet, dessen innere Fläche feucht und daher glatt ist. Diese Membran ist es, welche den Gelenkfaß absondert, eine eiförmigliche Kugelform, die aus der Gelenktafel, wenn sie geöffnet wird, sogleich hervorquillt, und es ist nicht weniger die Synovial-Membran, welche die überknorpelten Gelenkenden der Knochen beständig schlußfrig erhält, wobei noch der Umstand die Bewegung erleichtert, daß die Bildung des Endes eines der beiden verbundenen Knochen mit dem flachen oder ausgehöhlten Ende des andern grenzt, wodurch die Reibung beider vermieden wird. Außerdem ist die Bewegung mancher Gelenke auch noch durch die innern Knochenbänder, welche die Knochenenden fester vereinigen und den Meniscus (Cartilago interarticularis), einen selbständigen Knorpel von zwei glatten, etwas ausgehöhlten Oberflächen, die von der Synovial-Membran überzogen und den überknorpelten Enden beider Knochen zugeheftet sind, mithin den gegenseitigen Druck derselben vermindern, erleichtert. — Wie nahe sich übrigens bei dieser ganzen Angelegenheit Knochenlehre und Bänderlehre (Syndesmologia, s. d. Art.) berühren, bedarf nicht erst der Bemerkung; doch scheint in syndesmologischer Hinsicht hier nur noch soviel angeführt werden zu müssen, daß die Knochenbänder weisse faserige

Bündel darstellen, die an mehreren Stellen schichtenweise über einander liegend ein gestreiftes Ansehen erhalten, und nach Maßgabe ihrer Bestimmung und der hiernach verschiedenen Stärke ihrer Fasern auch einen verschiedenen Grad von Härte darbieten.

Schon nach allem bisher Gesagten dürfte es nicht zweifelhaft erscheinen, daß wir im Obigen mit Recht die Rolle, welche das Knorpelsystem im thierischen Haushalte spielt, als eine sehr wichtige bezeichnet haben, und Näheres über diesen Gegenstand bleibt billig der Physiologie überlassen. Einige Worte über denselben mögen uns indessen hier noch vergönnt sein. Wenn die Knochen im Allgemeinen — theils mittelbar, theils unmittelbar — allen weichen Theilen zur Stütze, zum Befestigungspunkte, vielen edeln Organen (dem Gehirn, dem Herzen u.) zum Schutze gegen Angriffe der Außenwelt dienen, wenn sie — wie vornehmlich Krankheitszustände zeigen — einen entschiedenen Einfluß auf die Gestalt, die Beweglichkeit u. der weichen Theile haben, und wenn, wie sich von selbst versteht, die Muskeln nur vermittlest der Knochen ihrem vielmalsfassenden Zwecke genügen können; so ist unverkennbar, daß auch die einzelnen Theile jedes Knochen wichtigen Bestimmungen ihre eigenthümliche Beschaffenheit verdanken. Die Fortsätze der Knochen z. B., abgesehen davon, daß sie oft eine wesentliche Bedingung der Bewegung sind, dienen den Muskeln und Knorpeländern zur Befestigung, und sind daher auch meistens erst die Frucht der Wirksamkeit dieser Theile. Auf ähnliche Weise bilden sich und nutzen die Gruben der Knochen. Die Löcher und Randle derselben bieten den Gefäßen und Nerven Durchgangspunkte aus einer Höhle in die andere dar. Die Reithaut, aus welcher freilich nicht, wie die Alten glaubten, der Knochen selbst entspringt, erleichtert doch bedeutend die Bewegung, indem sie die äußere Fläche der Knochen, an welcher die Muskeln unmittelbar befestigt sind, glatt macht, und trägt überdies zur Ernährung der Knochen bei, indem sie den

in dieselben eindringenden Gefäßen zur Befestigung dient. Daß Mark vermindert jenes Gewicht, welches die Knochen nothwendig haben müßten, wäre ihre Höhle mit Knochenstoff oder einem andern schweren Körper erfüllt. Ob sich indess der Nutzen des Knochenmarkes, wie Sömmering annahm, hierauf beschränkt, ist noch unentschieden. Wohl möglich, daß es, wie Andere meinen, auch dazu Einiges beiträgt, die Spödigkeit des Knochen, dessen Poren er durchdringt, zu vermindern, wovon der Gegendeweis wenigstens darin nicht gesucht werden kann, daß die Knochen des Embryo, ehe sie Mark enthalten, grade am wenigsten spröde sind. Sie verdanken offenbar in diesem Zeitraum ihre Geschmeidigkeit nicht dem Mangel des Markes, sondern lediglich ihrem geringen Gehalt an Knochenstoff.

Die Zahl der Knochen des menschlichen Körpers ist — auch abgesehen von dem Unterschiede, welchen in dieser Hinsicht der Körper der Frucht von dem des Erwachsenen darbietet, bei welchem letztern viele in der Frucht getrennte Knochenstücke in eins verschmolzen sind — nicht ganz genau zu bestimmen, da die Individualität der Bildung zahlreiche Anomalien (mitunter so häufig, daß sie kaum diesen Namen erhalten können) mit sich führt. Doch kann man ungefähr jene Zahl auf 249 bestimmen, von denen 59 auf den Kopf, 58 auf den Rumpf und 132 auf die Gliedmaßen zu rechnen sind. Durch ihre Ligamente in Verbindung erhalten, stellen sie ein natürliches Gerippe, durch Draht mit einander zur Form desselben vereinigt oder ein künstliches dar *).

(C. L. Klose.)

*) *Albinus*, De ossibus c. h. (Vindob. 1756.) De ossibus humano. (Lugd. Bat. 1762. 4.) *Joannes ossium structurae humani*. (Lugd. Bat. 1757. 4.) *Tabulae ossium et musculorum*. c. h. (Lugd. Bat. 1747. fol.) *Tabulae ossium*. (1753. fol.) J. P. Blumenbach, Geschichte und Beschreibung der Knochen des menschlichen Körpers. 2. Aufl. (Göttingen 1807.)

Ende des sechsten Theiles der dritten Section.

649709





